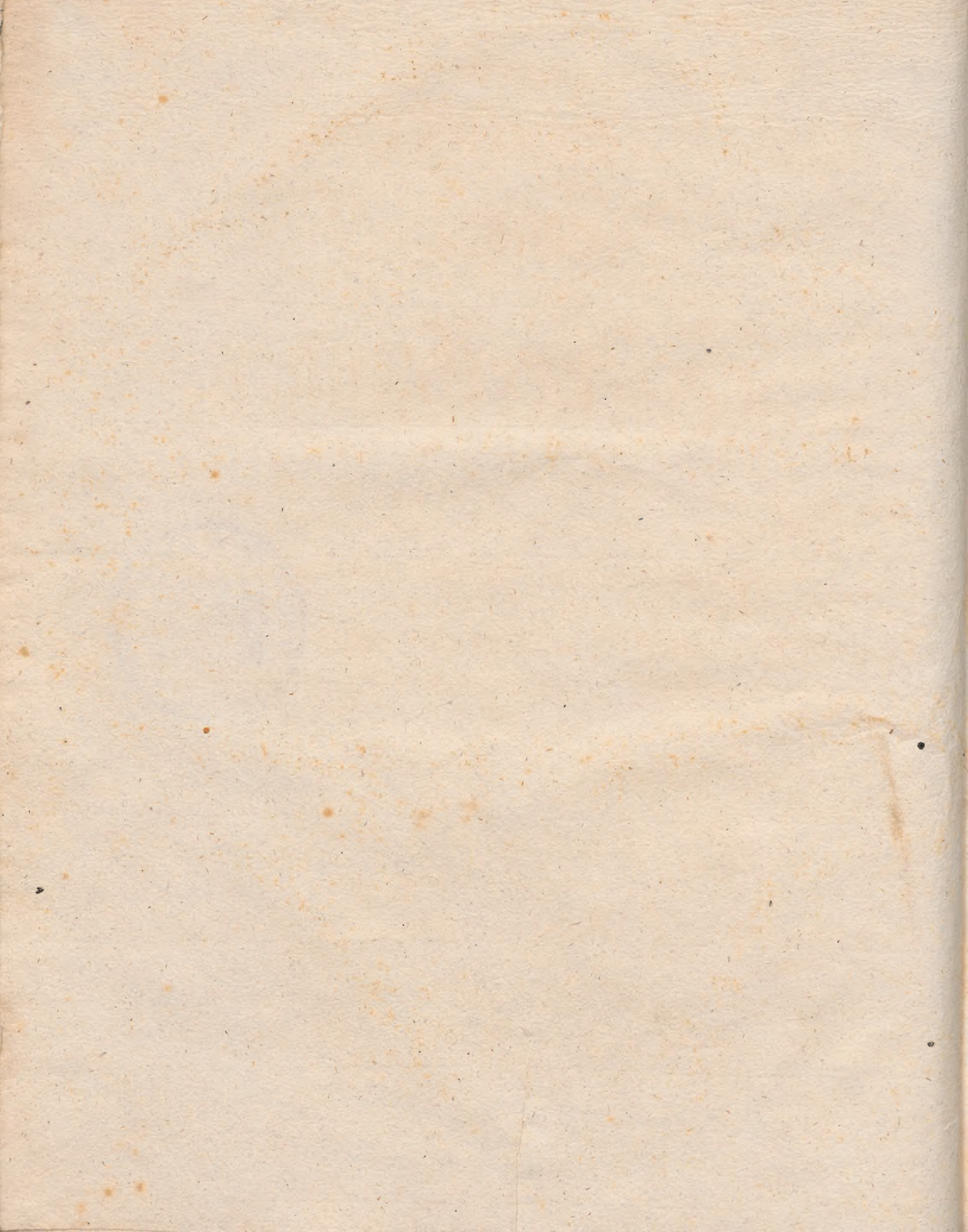






Allgemeine Historie
der Reisen zu Wasser und Lande;
oder
Sammlung
aller
Reisebeschreibungen,
welche bis itzo
in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden,
und einen vollständigen Begriff von der neuern Erdbeschreibung
und Geschichte machen;
Worinnen der wirkliche Zustand aller Nationen vorgestellet, und das
Merkwürdigste, Nützlichste und Wahrhaftigste
in Europa, Asia, Africa, und America
in Ansehung ihrer verschiedenen Reiche und Länder; deren Lage, Größe, Gränzen,
Eintheilungen, Himmelsgegenden, Erdreichs, Früchte, Thiere, Flüsse, Seen, Gebirge,
großen und kleinen Städte, Häfen, Gebäude, u. s. w.
wie auch der Sitten und Gebräuche der Einwohner, ihrer Religion, Regierungsart,
Künste und Wissenschaften, Handlung und Manufacturen,
enthalten ist;
Mit nöthigen Landkarten
nach den neuesten und richtigsten astronomischen Wahrnehmungen, und mancherley Abbildungen
der Städte, Küsten, Aussichten, Thiere, Gewächse, Kleidungen,
und anderer dergleichen Merkwürdigkeiten, versehen;
Durch eine Gesellschaft gelehrter Männer im Englischen zusammen getragen
und aus demselben und dem Französischen ins Deutsche übersetzt.

Sechzehnter Band.

Mit Königl. Poln. und Churfürstl. Sächs. allergnädigster Freyheit.

Leipzig, bey Arkstee und Merkus. 1758.



Nachricht
des Herrn Prevost.

Was für ein Urtheil man auch von meiner Arbeit fällen könne, so muß man doch meine Beständigkeit loben. Auf diesen Band wird nun bald der letzte folgen; das ist, ich werde in kurzem meine Versprechungen mit aller der Treue geleistet haben, die man der Welt schuldig ist.

Meine Achtsamkeit ist nicht geringer gewesen, denen Gesetzen zu folgen, die ich mir in dem Vorberichte des dreyzehnten Bandes aufgeleget habe; vornehmlich diejenigen, welche den unermeßlichen Umfang meiner Materie zusammenziehen, und mich geschwinder zu dem Ende einer so langen Laufbahne führen können. Man wird über die Menge Reisende erstaunen, die ich in meine Schranken gezogen habe, da ich mich nur begnüget, sie zu nennen, wenn sie keine andere Ehre verdieneten, oder dasjenige in meine Erzählung mit hineingebracht, was ich nützliches bey ihnen gefunden habe, ohne mich daran zu binden, daß ich sie hintereinander in einer Menge von Auszügen erscheinen

ließe. Ich habe diesen Vorzug nur denjenigen zugestanden, die mir desselben wegen eines besonderen Kennzeichens des Nutzens, der Verdienste oder des Ruhmes, würdig zu seyn geschienen. Wie viele Artikel würde man weniger haben, wie viele Wiederhohlungen würden in den ersten Bänden weggeblieben seyn, wenn die engländischen Urheber eben der Methode gefolget wären.

Von allen ausländischen Reisebeschreibern, die ich ohne Erläuterung angeführet, oder förmlich auf den Schauplatz gebracht habe, ist nicht ein einziger, dessen Zeugniß streitig gemacht wird. Damit ich also diesen Band nicht unnützer Weise vergrößere, der so schon stärker ist, als die andern: so verweise ich die Erläuterungen, die man wegen ihrer Werke verlangen kann, zu dem alphabethischen Verzeichnisse der Namen. Man würde sich aber wundern, daß man in dem Artikel von Neufrankreich nicht verschiedene Berichte findet, die eines gewissen Ruhmes genießen, wenn ich hier nicht die Ursachen anzeigete, die mich bewogen haben, solche zu unterdrücken.

Es ist hier besonders von den Reisen des P. Hennepin, eines Recolleten, und des Ritters von Tonti die Rede. Die Meynung, welche ich von den Einsichten und der Redlichkeit des P. Charlevoix habe, dessen Werke mir zu dem meinigen sehr nützlich gewesen sind, erlauben mir nicht, von dem strengen Urtheile abzugehen, welches er wider den P. Hennepin gesprochen hat; vornehmlich wenn ich hinzusetze, daß meine eigenen Untersu-

chungen mich nichts zum Besten dieses armen Recolleten haben entdecken lassen. Er war mit dem Herrn de la Salle sehr verbunden, und war ihm zu den Illinesen gefolget, von da er den Missisipi hinauffuhr. Diese Reise machete er im 1683sten Jahre, unter dem Titel einer Beschreibung von Luisiana, welches erst kürzlich gegen Südwest von Neufrankreich entdecket worden a) bekannt. Man sehe hier des P. de Charlevoix Urtheil davon:

„Dieser Titel ist nicht richtig; denn das Land, welches der „P. Hennepin, und der Herr Daçan entdecketen, da sie diesen „Fluß von dem Illinesenflusse an bis an den St. Antonssprung „hinauffuhren, ist kein Stück von Luisiana, sondern von Neu„frankreich. Der Titel eines zweyten Werkes, welches sich in „der fünften Sammlung der Reisen gegen Norden findet, ist nicht „richtiger. Er heißt: Reise in ein größeres Land, als Europa „zwischen dem Eismeere und Neumexico b). So weit man „den Missisipi auch hinauf gefahren: so ist man noch stets von „dem Eismeere weit entfernet gewesen. Als der Verfasser diese „zweyte Beschreibung herausgab: so hatte er sich mit dem Hrn. „de la Salle überworfen. Es scheint so gar, daß ihm verbo„then war, wieder nach America zurück zu kehren; und daß der „Verdruß, den er darüber empfand, ihn bewog, nach Holland „zu gehen, woselbst er ein drittes Werk drucken ließ: Neue

a) Description de la Louisiane, nouvellement decouverte au Sud-Ouest de la Nouvelle France &c. in 12, à Paris, chez Aurois.

b) Voiage en un Païs plus grand que l'Europe, entre la Mer glaciale et le Nouveau Mexique.

„Beschreibung eines sehr großen in America zwischen Neumexi„co und dem Eismeere gelegenen Landes rc. c). Er läßt darin„nen nicht allein seinen Verdruß über den Herrn de la Salle aus; „sondern er läßt ihn auch noch über Frankreich ergehen, wovon „er glaubet, daß es ihm übel begegnet sey; und er denkt, da„durch seine Ehre zu retten, daß er die Erklärung thut, er sey „ein gebohrener Unterthan des katholischen Königes. Er sollte „sich aber erinnern, daß er auf Frankreichs Kosten in America „gereiset sey, und daß er und der Herr Dacan im Namen des „allerchristlichsten Königes, Besitz von denen Ländern genom„men, die sie entdecket hatten. Er scheuet sich nicht, vorzuge„ben, daß es mit Genehmhaltung des katholischen Königes, sei„nes ersten Herrn geschehen sey, daß er sein Buch dem Könige „Wilhelm dem III in England zugeeignet, und diesen Monar„chen ersuchet habe, die Eroberung dieser weitläuftigen Land„schaften zu unternehmen, Colonien dahin zu schicken, und den „Ungläubigen das Evangelium allda predigen zu lassen; ein Un„ternehmen, welches die Katholischen ärgerte und die Protestan„ten zu lachen machete, die sich wunderten, daß sie einen Reli„giosen, der die Titel eines Missionars und apostolischen Nota„rius führete, einen irrgläubigen Prinzen ermahnen sahen, eine „Kirche in der neuen Welt zu stiften. Uebrigens sind alle die-

„se

c) Description d'un tres grand Pais; situé dans l'Amerique, entre le Nouveau Mexique et la Mer glaciale depuis l'an 1670 jusqu' en 1682 etc. in 12, à Utrecht 1697.

„se Werke in einer schulrednerischen Schreibart geschrieben, die
„durch ihren Schwulst anstößig ist, und durch die Freyheiten,
„die sich der Verfasser nimmt, und durch seine unanständigen
„Anzüglichkeiten ekelhaft wird. Was den Grund der Sachen
„betrifft, so hat der P. Hennepin geglaubet, er könne sich des
„Vorrechtes der Reisenden zu Nutze machen. Er ist auch in Ca-
„nada sehr beschrien; und diejenigen, die ihn begleitet hatten, ha-
„ben oftmals betheuert, er sey nichts weniger, als wahrhaft in
„seinen Geschichten„.

Der P. de Charlevoix urtheilet von der Reisebeschreibung, die unter des Ritters von Tonti Namen erschienen, sie hätte nichts anders, als Lobsprüche, verdienen können; wenn sie das Werk dieses Officiers gewesen, der sehr vermögend war, gute Nachrichten von einer Colonie zu geben, an deren Errichtung er mehr, als sonst jemand, gearbeitet hatte: er versichert aber, der Herr von Tonti habe diese Geburt nicht für seine erkannt; die ihm auf keinerley Art und Weise Ehre machen würde. Dieß sind die Ausdrücke des geistlichen Kunstrichters; und man wird außerdem sehen, daß der Herr von Iberville die Unrichtigkeit dieser Reisebeschreibung erkannt hat.

Das historische Tagebuch des Herrn Joutel, des Herrn de la Salle Gefährten, auf seiner letzten Reise hat nur erst im 1713 Jahre das Licht gesehen; und der P. de Charlevoix hat den Verfasser 1723 kennen lernen. Er war, saget er, ein sehr ehrlicher

Mann,

Mann, welcher dem Herrn de la Salle wichtige Dienste geleistet hatte, und der einzige von dem ganzen Haufen, auf welchen sich dieser berühmte und unglückliche Reisende verlassen konnte. Sein Werk war von dem Herrn de Michel umgearbeitet worden „Er beklaget sich, daß man solches ein wenig verändert „hätte, es scheint aber nicht, daß man wesentliche Veränderun„gen darinnen gemacht habe.

Was den berühmten Baron de la Hontan betrifft: so ist es sehr natürlich, daß ein Jesuit, welcher ein Freund der Religion und des Wohlstandes ist, kein geneigtes Urtheil davon gefället habe: man sieht aber nicht so gut, aus was für einem Grunde der Kunstrichter seine Aufrichtigkeit vornehmlich bey seiner Reise auf dem langen Flusse angreift, welche nicht weniger durch das Zeugniß seiner Soldaten, als durch sein eigenes bestätiget zu seyn scheint.

Damit ich den Weg aufkläre, den ich noch zu thun übrig habe: so kündige ich meinen Lesern an, daß sie in dem folgenden Bande die Sitten und Gebräuche der Indianer in Nord-America, die Reisen gegen Norden, gegen Nordost und Nordwest; die Reisen nach den Antillen und andern Inseln des Nordmeeres, und zum Beschlusse die Naturgeschichte aller dieser Länder finden werden.



Verzeichniß
der in diesem XVI Bande enthaltenen Reisen und Beschreibungen.

Verfolg des VI Buches des III Theiles.

Fortsetzung der Reisen, Entdeckungen und Niederlassungen in dem südlichen America.



Verzeichniß
der Karten und Kupfer,
nebst einer Anweisung für den Buchbinder, wo er solche hinbringen soll.

Allge=



Allgemeine Sammlung
von
Reisebeschreibungen.
Dritter Theil.

Verfolg des VI Buches.
Fortsetzung der Reisen, Entdeckungen und Niederlassungen in dem südlichen America.

Das VI Capitel.
Reisen auf dem Maranjon oder Amazonenflusse.

Einleitung.

Man ist nicht gesonnen, dasjenige zu wiederhohlen, was die Entdeckung dieses großen Flusses angeht. Die Begebenheiten des Orellana, welche in einem gehörigen Umfange sind angeführet worden a), und die historischen Anmerkungen, die man der Beschreibung der Statthalterschaft Maynas beyzufügen, nicht hat Umgang haben können, sind hinlänglich, uns zu einigen berühmten Reisebeschreibungen zu führen, denen wir einen ansehnlichen Rang in dieser Sammlung einräumen müssen. Allein, ob sie gleich nur auf zwo

a) Im vorhergehenden Bande a. d. 110 S.

Orsua 1560. zwo können gebracht werden, welche diesen Lobspruch verdienen, nämlich der Jesuiten Acunja und Artieda ihre und des Herrn de la Condamine seine: so müssen wir dennoch der Neugier des Lesers diejenigen verschiedenen Reisen, die vor der erstern von diesen beyden vorhergegangen sind, und in eben dieser Absicht unternommen worden, so mittheilen, wie sie der P. Acunja selbst zu sammeln Sorge getragen b).

Der I Abschnitt.

Viele Reisen, die zu verschiedenen Zeiten versuchet worden.

Des Orsua Abreise. Er wird ermordet. Seine Mörder nehmen den Königstitel an. Des Aguirre Grausamkeit; Strafe. Ferrier. Villalobos und Miranda. Bonito Macul. Carvallo. Brito und Toledo. Pedro Texeira Reise.

Der unglückliche Erfolg des Orellana hatte die Spanier nothwendig bey dem Fortgange ihrer Entdeckungen kalt und schläfrig machen müssen; und die bürgerlichen Kriege in Peru schienen so gar die Lust dazu ausgelöschet zu haben, als im 1560sten Jahre ein navarrischer Edelmann, Namens Pedro d'Orsua, welcher sich durch seinen Verstand und Muth hervorthat, dem Marquis von Cannete, Unterkönige in Peru, währender seiner Regierung, seine Dienste zu dieser wichtigen Unternehmung anboth. Sie wurden angenommen. Die Meynung, die man von seinen Verdiensten hatte, zog eine große Anzahl Officier und alter Soldaten unter seine Fahnen. Er reisete von Cusco in eben dem Jahre mit einem Haufen von ungefähr siebenhundert Mann, Pferden und Lebensmitteln ab. Eine vollkommene Kenntniß von der peruanischen Küste, und lange Betrachtungen über sein Unternehmen ließen ihn gerade nach der Provinz Mosilones marschieren, um den Fluß Mayabamba anzutreffen, durch welchen er in den Amazonenfluß zu fahren, sich vorgenommen hatte. Man versprach sich viel von einer mit so vieler Weisheit angefangenen Reise: indessen ist doch niemals eine so unglücklich gewesen.

Des Orsua Abreise.

Er wird ermordet.

Orsua hatte unter seinen Befehlshabern Don Ferdinand von Gusman, einen jungen erst ganz kürzlich aus Spanien gekommenen Menschen, der eben keine gar zu ordentliche Lebensart führete, aber vielen Muth besaß, und Lopez d'Aguirre, einen basquischen Edelmann von eben dem Charakter, aber kleiner Statur und böser Mine, den er zu seinem Fähndriche gemacht hatte. Diese beyden Abentheurer, welche die Gleichheit ihrer Neigungen zu sehr guten Freunden gemacht hatte, wurden zu gleicher Zeit in die Frau ihres Heerführers auf eine unordentliche Art verliebt. Sie hieß Agnese und hatte sich entschlossen, ihrem Gemahle auf allen seinen Streifereyen zu folgen. Der Ehrgeiz nebst der Liebe ließ sie Mittel ausfündig machen, die Truppen des Orsua wider ihn aufzuwiegeln; und in dem Lärmen ermordeten sie ihn.

Seine Mörder nehmen den Königstitel an.

Nach einer so schändlichen That erwähleten einige Verräther, die ihnen wohlgewollt hatten, den Don Gusman zum Oberhaupte und gaben ihm den Titel eines Königes. Seine Eitelkeit verblendete ihn, daß er solchen annahm. Er genoß dieser Ehre aber wenig. Diejenigen, welche ihm solchen Titel gegeben hatten, wurden darüber aufgebracht, daß sie ihn diese Würde auf einmal misbrauchen sahen, um ihnen übel zu begegnen, und brachten ihn

b) In dem Berichte von seiner Reise, welcher von dem Herrn von Gomberville, einem Mitgliede der französischen Academie, ins Französische übersetzet worden. Amsterdam 1725, mit Wilhelms de

ihn fast eben so bald um. Ihm folgete Aguirre, welcher auch den Titel und die Ehrenzeichen der königlichen Würde annahm, und die Unverschämtheit hatte, so gar die Namen eines Aufrührers und Verräthers noch selbst hinzuzufügen.

Orsua 1560.

Seine Regierung war so tyrannisch und blutig, daß sie noch itzt bey den Spaniern zu einem Sprichworte dienet. Indessen bewogen doch das Vorhaben, welches er bekannt machete, sich Peru und Neugranada zu bemächtigen, nachdem er sich erstlich in Guiane gesetzet, und das Versprechen, welches er den Soldaten that, ihnen alle Reichthümer dieser drey großen Länder zu überlassen, viele Kriegesleute, daß sie ihm folgeten. Er gieng mit ihnen über Coca in den Amazonenfluß: er konnte den Strom desselben aber nicht überwinden. Der P. Acunja erzählet: „nachdem er gezwungen worden, sich demselben bis „an die Mündung eines Flusses zu überlassen, der über tausend Meilen von dem Orte ent„fernet war, wo er sich eingeschiffet hatte, so sey er bis in den großen Canal gebracht worden, „der nach dem Nordcap führet. Das war eben die Straße, wodurch Orellana aus dem „Flusse gekommen. Als er ins Meer kam: so fuhr er nach **Margarethen**. Er ländete „daselbst an einem Orte an, welcher noch der **Tyrannenhafen** heißt. Er tödtete daselbst „den Statthalter der Insel, Don **Juan de Villa Andrada**, und dessen Vater, Don „**Juan Sarmiento**. Nach ihrem Tode machete ihn der Beystand eines gewissen **Jo„hann Burq**, welchen der Pater Acunja durch nichts weiter bekannt machet, zum Mei„ster des Eylandes. Er plünderte es sogleich mit unerhörten Grausamkeiten. Von da „gieng er nach Cumana und übete daselbst eben die Wuth aus. Er verheerete alle Küsten, „welche den Namen Caracas führeten, und die Landschaften **Venezuela** und **Boccho**. „Darauf begab er sich nach **St. Martha**, woselbst er seine Verheerungen fortsetzete, und „von da drang er in Neugranada, um nach Quito zu rücken, mit dem Vorsatze, den „Krieg mitten in Peru zu bringen. Nachdem er aber einige spanische Truppen angetrof„fen, mit denen er nothwendig fechten mußte: so wurde er gänzlich geschlagen und gezwun„gen, sein Heil in der Flucht zu suchen. Man hatte gehörige Maaßregeln genommen, ihm „den Weg zu versperren. Er hielt seinen Untergang für gewiß, und seine Verzweifelung „ließ ihn eine Grausamkeit begehen, dergleichen man noch nie gehöret hatte. Eine Toch„ter, die er mit der Donna Mendoza, seiner Frau, gezeuget hatte, war ihm auf allen „seinen Reisen gefolget. Er liebete sie sehr zärtlich, und sagete zu ihr: meine Tochter, du „mußt von meiner Hand sterben. Meine Hoffnung war, dich auf den Thron zu erheben. „Weil sich aber das Glück widersetzet: so will ich nicht, daß du leben sollst, um eine Scla„vinn meiner Feinde zu werden und dich die Tochter eines Wütherichs und Verräthers nen„nen zu hören. Stirb von der Hand deines Vaters, wofern du nicht das Herz hast, „von deiner eigenen Hand zu sterben. Sie bath sich einige Stunden von ihm aus, um „sich zum Tode zu bereiten. Er bewilligte ihr solche. Da ihm aber ihr Gebeth gar zu „lange dauerte: so schoß er sie mit einem Carabiner, da sie noch auf den Knien lag, durch „den Leib; und weil er sie nicht gleich getödtet hatte, so vollendete er es noch mit seinem „Dolche, den er ihr ins Herz stieß. Sie sagete mit dem letzten Seufzer zu ihm: ach, „mein Vater, es ist genug!

Des Aguirre Grausamkeit.

 „Er

de l'Isle Karte und einer Abhandlung von dem Amazonenflusse. Man sehe weiter unten a. d. 8. Seite die Note i).

Orsua 1560. Strafe.

„Er wurde einige Tage darnach ergriffen, und als ein Gefangener auf die Dreyfal„tigkeitsinsel gebracht, wo er viele Güter gelassen hatte. Ihm wurde sein Proceß förmlich „gemacht; und sein Urtheilsspruch, der nach dem Buchstaben ausgeführet wurde, enthielt, „er sollte geviertheilet, sein Haus bis auf den Grund geschleifet, und auf die Stelle so viel „Salz gesäet werden, daß sie auf immer unfruchtbar würde c).

Ferrier 1606.

So unglückliche Begebenheiten macheten, daß man sogar den Gedanken verloren, die Entdeckung des Maranjons weiter zu treiben; und diese Vergessenheit dauerte über vierzig Jahre. Im 1606ten und 1607ten Jahre reiseten einige Jesuiten, die durch die bloße Begierde, Wilde zu bekehren, beseelet waren, von Quito ab und giengen bis in das Land der **Cofaner**, welche die benachbarten Oerter bey der Quelle des **Coca** bewohnen. Nachdem sie aber mit der Predigt des Evangelii anfangen wollten: so fanden sie so wilde Menschen, daß sie sich bey diesen Barbaren gar kein Gehör verschaffen konnten, sondern vielmehr den Schmerz hatten, einen von ihren Mitbrüdern, Namens **P. Raphael Ferrier**, niedermachen zu sehen. Die andern wurden gezwungen, die Flucht zu ergreifen.

Villalobos und Miranda 1621.

Im 1621sten Jahre entschloß sich **Vincent de los Reyes de Villalobos**, Sergent, Statthalter und Generalhauptmann des Landes Quixos, die Schiffahrt auf dem Amazonenflusse zu versuchen, und schickete sich zu dieser Unternehmung an, als er von seiner Statthalterschaft zurückgerufen und genöthiget wurde, seine Zurüstungen fahren zu lassen. **Alonzo Miranda**, welcher ihm gefolget zu seyn schien, fassete eben den Vorsatz und reisete mit aller nöthigen Vorsicht ab, um die Hindernisse zu übersteigen: der Tod aber ergriff ihn unterwegens. Vor beyden hatte schon der General **Joseph de Villamayor Maldonado**, Statthalter in eben der Provinz, sein ganzes Vermögen mit eben so wenigem Erfolge angewandt, um einen Sitz an diesem Flusse anzulegen.

Bonito Macul. 1626.

Die Spanier waren nicht die einzigen, welche diesen Eifer, sich in noch unbekannten Ländern niederzulassen, blicken ließen. Einige Portugiesen, welche nicht weit von der Mündung des Amazonenflusses entfernet waren, beredeten sich, im 1626sten Jahre, diese Entdeckung wäre ihnen vorbehalten. **Bonito Macul**, damaliger Statthalter zu Para, erhielt von dem spanischen Hofe den Auftrag, mit guten Schiffen in diesen Fluß einzulaufen, und nichts zu spahren, um die Schwierigkeiten des Stromes zu überwinden; zu der Zeit aber, da er alle seine Sorge darauf wandte, wurde er durch andere Befehle zurück gerufen, die ihn nöthigten, zu Fernambuc zu dienen.

Carvallo. 1633.

Im 1633sten und dem folgenden Jahre trug der spanische Hof, dessen Ungeduld wegen des Erfolges einer so vielmals fehlgeschlagenen Unternehmung von neuem zuzunehmen schien, durch sehr dringende Schreiben dem Statthalter, Generalhauptmanne der Insel Maragnan und der Stadt Para, **Franz Carvallo**, auf, eine solche beträchtliche Schiffsrüstung vorzunehmen, daß keine menschliche Hindernisse vermögend wären, ihn aufzuhalten. Sein Befehl enthielt, wenn er keinen Befehlshaber hätte, auf den er sich verlassen könnte, so sollte er selbst abreisen, damit man einmal gewiß würde, ob es denn unmöglich wäre, diesen Fluß hinauf zu schiffen, und dessen Länge und Quelle zu erfahren. Carvallo, dessen Macht durch die Aufmerksamkeit, die er auf die beständigen Landungen der Holländer in Brasilien haben mußte, getheilet war, konnte nicht Volk genug zusammen bringen, um dem Befehle so gleich zu gehorchen; und unterdessen daß er sich mit dieser Sorg-

c) Bericht des P. Acunja, 10 Cap.

Sorgfalt beschäfftigte, machete ein glücklicher ungefährer Zufall, daß die Schwierigkeiten verschwanden, welche so viele Bemühungen seit einem Jahrhunderte nicht hatten überwinden können.

Carvallo. 1633.

Man hat, nach des Don Ulloa Anzeige, in der Beschreibung der Statthalterschaft Maynas gesehen, wie zween Franciscaner Layenbrüder, Namens **Dominicus Brito** *d*) und **Andreas von Toledo** sich entschlossen, mit dem Hauptmanne **Juan de Palacios** von Quito abzugehen, wie groß ihre Standhaftigkeit gewesen, nachdem dieser Hauptmann durch die Waffen der Indianer umgekommen, mit was für einem Muthe sie bis an das Ufer des Amazonenflusses gedrungen; und endlich mit was für einem Glücke sie in einer kleinen Barke, die sie der Willkühr der Winde und der Fluthen überließen, das folgende Jahr an der Mündung ankamen, von da sie nach Para geführet wurden. Man wird nicht vergessen haben, daß Don **Jacob Raymund von Noronja**, welcher dem Carvallo in der Statthalterschaft dieser Stadt gefolget war, sich über eine Erzählung erfreuet, die ihm Gelegenheit darboth, den Fluß durch eine Flotille von Canoten unter der Anführung des Don **Pedro Texeira**, hinauffahren zu lassen. Die Umstände dieser Reise aber müssen wir in gegenwärtigem Abschnitte etwas ausführlicher anzeigen.

Brito und Toledo. 1635.

Texeira gieng den 28sten des Weinmonates 1637 mit sieben und vierzig Canoten von verschiedener Größe unter Segel, welche außer den Lebensmitteln und Kriegesvorrathe, sechs und sechzig portugiesische Soldaten und zwölfhundert freundschaftliche Indianer führeten, welche fähig waren, die Ruder und Waffen auf gleiche Art zu führen. Mit den Weibern und Dienstleuten belief sich das ganze Schiffsvolk auf zwey tausend Personen. Man fuhr in die Mündung des Amazonenflusses an der nächsten Küste bey Para ein. Allein, obgleich die beyden Franciscaner die Reise mitthaten: so waren sie doch keine Wegweiser, auf deren Erfahrung man wegen der Kenntniß des Weges vielen Staat machen konnte. Man wurde durch die Gewalt der Ströme bald gegen Süden, bald gegen Norden geführet, welches die Schiffahrt überaus langsam machete. Die Lebensmittel nahmen ab. Man mußte einige Kähne abschicken, sich solche zu verschaffen, und oftmals Landungen thun, wovon man keinen Nutzen hatte.

Texeira. 1637.

Die Furcht vor einem noch traurigern Schicksale machete bald großen Eindruck bey den Indianern. Man war bey einer so beschwerlichen Schiffahrt noch nicht weit gekommen, so beschwereten sie sich schon über die Arbeit, verließen ihre Ruder und verlangeten von dem Generale ihren Abschied. Seine ersten Ermahnungen vermochten gleichwohl so viel, daß sie wieder Muth fasseten. Da sie aber nur von lauter Hoffnung reden höreten, und solche von einem Tage zum andern unerfüllet sahen: so wandten viele ihre Canote um und nahmen nach Para die Flucht. Der General sah gar wohl ein, wie viel daran gelegen wäre, daß er keine Schärfe brauchete. Er setzete also den Flüchtlingen nicht nach, sondern redete vielmehr verächtlich von ihnen, so wie sie es verdieneten; und da er alle seine Sorge anwandte, sich die andern noch zu verbinden: so gab er ihnen nicht allein reichlich von dem starken Getränke zu trinken, welches er bisher noch zurück gehalten hatte, sondern er fiel auch nachdem er sie dafür hatte versprechen lassen, sie wollten ihn nicht verlassen, auf eine List, welche sie in diesem Entschlusse bestärkete. Diese bestund darinnen, daß er einige von den besten Canoten aussuchete und sie mit Lebensmitteln beladen ließ. Er setzete einige Solda-

 ten

d) Don Ulloa nennet ihn Brieda. 1 Abth. VI Buch. 5 C. a. d. 291 S. des IX Bandes dieser Sammlung.

Texeira. 1637.

ten nebst den geschicktesten Ruderern hinein, und gab diesem kleinen Geschwader Rodriguez von Oliveira, aus Brasilien gebürtig, zum Anführer. Nachdem er ihn von seinen Absichten unterrichtet hatte: so ließ er ihn abgehen, und empfohl ihm mit lauter Stimme, er sollte der Flotte oftmals Zeitungen schicken, welche den Indianern angenehm wären.

Oliveira war kein gemeiner Mann von der ordentlichen Art. Er hatte bey einem lebhaften und durchdringenden Verstande sich eine so vollkommene Kenntniß von den Indianern, durch ein beständiges fleißiges Achtgeben auf ihre Gesichter und auf ihr Thun und Lassen erworben, daß er auf einen Blick erkannte, was sie im Herzen hatten. Sie hielten ihn auch für einen Wahrsager e); und diese Meynung hatte ihm eine solche Hochachtung bey ihnen erworben, daß sie ihm einen blinden Gehorsam leisteten. Diejenigen, welche erwählt wurden, ihm zu folgen, freueten sich über diesen Vorzug. Er bedienete sich ihres Vertrauens und ihrer Unterthänigkeit zuerst dazu, daß er sie mit einem ungemeinen Fleiße rudern ließ. Zum andern schickete er von Zeit zu Zeit eines von seinen Canoten mit einem portugiesischen Soldaten ab, welcher der Flotte so schmeichelhafte Nachrichten brachte, als der General sie verlanget hatte. Vornehmlich aber war ihm aufgetragen worden, an dem Ufer des Flusses eine umgängliche Nation zu entdecken, mit welcher man Freundschaft machen könnte. Er setzete seine Fahrt bis den 24sten des Brachmonates 1638 fort. Als er endlich an dem Orte, wo sich der Pagamino mit dem Amazonenflusse vereiniget, die Ueberbleibsel von einer spanischen Schanze entdeckete, welche vor Zeiten gebauet worden, die Quixoer im Zaume zu halten, die noch nicht recht unter das Joch gebracht waren: so zweifelte er nicht, daß an dem Orte, wo die Spanier gewohnet hätten, nicht einige weniger wilde Indianer in der Nähe seyn sollten. Diese Hoffnung machete, daß er daselbst ausstieg. Der P. Acunja bemerket, daß, wenn er noch etwas weiter gefahren, so würde er die Mündung des Flusses Napo angetroffen haben, wo die Portugiesen besser würden seyn aufgenommen worden, und denen Beschwehrlichkeiten nicht so ausgesetzet gewesen seyn, die sie auszustehen hatten.

An eben dem Tage, da Oliveira ans Land stieg, schickete er auch ein Canot an den General, um alle die Hoffnungen zu bestätigen, die er zu unterhalten nicht aufgehöret hatte, und gab ihm Nachricht von der Wahl, die er getroffen hatte. Diese Zeitung, welche in dem Heere ausgebreitet wurde, gab denenjenigen wieder Muth und Stärke, welche die Länge der Arbeit und der Hunger ganz entkräftet hatten. Texeira ließ den Fleiß beym Rudern verdoppeln. Die Portugiesen und die Indianer thaten ihre Pflicht um die Wette. Es gieng kein Tag hin, daß sie nicht glaubeten, er wäre der letzte von ihrer Reise. Endlich kam dieser Tag; und der General ließ, um das Vertrauen desto mehr zu erregen, jedermann aussteigen.

Die Indianer, bey denen sich Oliveira aufgehalten, waren von einer Nation, welche so lange Haare trug, als die Weiber. Sie hatten sich wirklich mit den Spaniern verbunden; sie hatten ihnen so gar verstattet, daß sie sich auf ihren Ländern niederlassen durften. Nachdem sie aber einige übele Begegnungen von ihnen erhalten, welche gemacht hatten, daß sie zu den Waffen gegriffen: so waren sie ihre unversöhnlichen Feinde geblieben. Der portugiesische General, welcher von dieser unterbrochenen Freundschaft noch nichts wußte, entschloß sich leichtlich, seine Völker in dieser Gegend sich erfrischen zu lassen,

e) Acunja im 14 Cap.

sen, die er sehr fruchtbar und sehr bequem fand. Er wählete zu seinem Lager die Erdspitze, die von den beyden Flüssen gemacht wurde; und nachdem er das Lager von der Seite der Ebene wohl verschanzet hatte, so ließ er seine Portugiesen und die Indianer unter der Anführung des Peter von Acosta Favulta, und des Hauptmannes Peter Bayere einrücken. Diese beyden Befehlshaber gaben ihrem Generale die größten Proben von ihrer guten Aufführung und Treue. Sie brachten eilf Monate in diesem Lager mit sehr dringenden Beschwehrlichkeiten zu; und waren oftmals genöthiget, mit den Indianern mit langen Haaren handgemein zu werden, um Lebensmittel zu erhalten. Viele von ihren Soldaten wurden krank, und hatten kein Hülfsmittel wider die Beschaffenheit der Luft, welche zwischen zweenen großen Flüssen nothwendig ungesund seyn mußte.

Texeira. 1637.

Oliveira war bey der Ankunft der Flotte abgereiset, um in Voraus den Weg nach Quito zu suchen. Texeira säumete nicht, gleichfalls mit einigen Canoten abzureisen, die ihn bis an den Ort brachten, wo der Fluß aufhöret, schiffbar zu seyn. Von da begab er sich zu Fuße auf den Weg. Seine Reise war glücklich. Oliveira war schon seit einigen Tagen zu Quito: seine Erzählung aber hatte noch niemand überredet, bis der General ankam, welcher eine sehr lebhafte Freude in der ganzen Stadt ausbreitete. „Alle diese Portugiesen, „saget der P. Acunja *f*), wurden von den Spaniern mit einer brüderlichen Zärtlichkeit em„pfangen und geliebkoset, nicht allein, weil sie alle Unterthanen eines einzigen Königes „waren, sondern auch weil sie einen Weg lehreten, den sie so lange ohne glücklichen Er„folg gesuchet hatten. Einige rühmeten sich, sie wären die ersten gewesen, welche auf dem „großen Flusse von seiner Quelle an bis ins Meer geschiffet wären. Die andern behaupte„ten, sie wären ihn wieder hinaufgefahren, und hätten ihn von seiner Mündung an der „brasilianischen Küste bis an seine Quelle dicht bey Quito gänzlich entdecket und völlig er„kannt. Alle geistliche Orden in dieser Stadt stelleten besondere Freudensbezeugungen an, „um dem Himmel zu danken, daß er ihnen einen Weinberg eröffnet hätte, der noch nicht „war gebauet worden, und sie erbothen sich alle mit einerley Eifer, bey der Predigt des „Evangelii zu dienen„.

Die Sache wurde in Berathschlagung genommen, und der Rath in Lima dabey zu Rathe gezogen; und dieses oberste Gericht eines großen Königreiches antwortete dem Präsidenten zu Quito, Don Alonso de Salazar, durch einen Befehl vom 10ten des Windmonates 1638, welcher enthielt, man sollte den General Texeira mit allen seinen Leuten durch eben den Weg wieder zurückschicken, den er genommen hätte, um dahin zu kommen, und ihm alles das geben lassen, was zur Bequemlichkeit seiner Reise dienen könnte. Er verordnete zugleich insbesondere, man sollte zween angesehene Spanier aussuchen, und den portugiesischen General solche mitnehmen lassen, damit sie im Stande wären, einen treuen Bericht zu erstatten, und Seiner katholischen Majestät von allem Nachricht zu geben, was sie beobachtet hätten.

Der

f) Ebend. 17 Cap.

Acunja und Artieda. 1639.

Der II Abschnitt.

Reise der P. P. d'Acunja und d'Artieda auf dem Amazonenflusse.

Umstände ihrer Abreise. Allgemeine Vorstellung des Amazonenflusses. Umfang der Länder, welche um ihn liegen. Einwohner. Ihre Waffen. Werkzeuge; ihre Religion. Der portugiesische General kömmt wieder zu seinem Lager. Nation der Aguaer oder Omaguaer. Der P. Acunja kennet wenig Menschenfresser. Seine Nachrichten von Goldbergwerken. Nationen der Yorimauxer, Cuchigaraer, Riesennation, Bildhauer. Beschreibung des Rio Negro. Aufstand der Portugiesen von der Flotte. Eyland der Topinambuer; deren Gemüthsart. Nachricht von den Amazonen in America. Bezeugen der Portugiesen gegen die Indianer. Curupatubaer und Reichthum ihres Landes. Versuch der Holländer, sich da niederzulassen. Rath des P. Acunja. Erklärung der Absichten des spanischen Hofes bey dieser Reise.

Umstände ihrer Abreise.

Zu einem so rühmlichen Unternehmen gaben sich viele angesehene Personen an. Man ernannte unter dieser Anzahl den Ritter von Calatrava, Don Vasquez d'Acunja, Lieutenant des Generalhauptmannes des Unterköniges und Corregidors von Quito. „Sein „Eifer für die Ehre des Königes ließ ihn die Gelegenheit ergreifen, ihm mit der Begierde „zu dienen, die er bey dergleichen Unternehmungen seit mehr als funzig Jahren gehabt, und „welche seine Vorfahren ihr ganzes Lebenlang bezeuget hatten. Er erhielt von dem Un„terkönige die Erlaubniß, sich auf seine eigenen Kosten zu dieser Unternehmung zu rüsten, „ohne daß er sonst weiter eine andere Absicht dabey hatte, als einem guten Herrn zu die„nen *g*)„. Der Unterkönig aber, welcher seine Einsichten brauchete, lobete bloß seine Anerbiethungen, und nöthigte ihn, in seinen Verrichtungen fortzufahren. Damit er ihm indessen einigermaßen willfahren möchte: so wählete er für ihn den P. Christoph d'Acunja, seinen Bruder, welcher von eben den Gedanken eingenommen war, und sichs für eine große Ehre schätzete, seinem Herrn bey einer so wichtigen Gelegenheit zu dienen *h*). Man gab ihm den P. Andreas d'Artieda, Professor der Gottesgelahrtheit in dem Collegio zu Cuenza, wo der P. Acunja Rector war, zum Gefährten. Sie erhielten ihre Befehle durch offene Briefe, die in der Kanzelley zu Quito ausgefertiget waren, welche ihnen andeuteten, unverzüglich mit dem Generale Texeira abzureisen, und nach ihrer gethanen Reise nach Spanien zu gehen, um dem Könige von ihren Beobachtungen Nachricht zu geben. Der Tag der Abreise war den 16ten des Jenners 1639 angesetzet *i*).

Bey ihrer Abreise von Quito nahmen sie den Weg über diejenigen hohen Gebirge, an deren Fuße die Quellen des Amazonenflusses sind. Der P. Acunja fängt mit einer allgemeinen Vorstellung dieses Flusses an, welchen er für den größten und berühmtesten unter allen Flüssen in der Welt ausgiebt. Nach der angeführten Erklärung kann diese Abschilderung für keine übertriebene Vergrößerung angesehen werden. „Er geht, saget er, durch „sehr große Königreiche, und bereichert sie mehr, als der Ganges, mehr, als der Euphrat „und Nil. Er ernähret unendlich mehr Leute; er führet sein süßes Wasser viel weiter in „das Meer. Er nimmt viel mehr Flüsse ein. Sind die Ufer des Ganges mit einem vergol-

Allgemeine Vorstellung des Amazonenflusses.

g) Man urtheilet gar wohl, daß der P. Acunja hier redet, und man lobet ihn wegen des Zeugnisses, welches er sich selbst und seiner Familie giebt.

h) Ebend. 18 Cap.

i) Der P. Acunja betheuert, er würde sein Gewissen für verletzet halten, wenn er der Wahrheit im geringsten zu nahe träte; und er nennet mehr als dreyßig Spanier und Portugiesen, die mit auf der Reise gewesen, zu Gewährsleuten seiner Aufrichtigkeit bey seinem ganzen Berichte. 19 Cap. Es wurde solcher unmittelbar nach seiner Zurückkunft mit Erlaubniß des Königes, zu Madrid bekannt gemacht.

„goldeten Sande bedecket: so sind die Ufer des Amazonenflusses mit einem Sande von rei„nem Golde beleget, und seine Gewässer entdecken, indem sie ihre Ufer von Tage zu Tage „aushöhlen, nach und nach die Gold- und Silberadern, welche die Erde, die sie benetzen, „in ihrem Schooße verbirgt. Kurz, die Länder, wodurch er geht, sind ein irdisches Pa„radies; und wenn ihre Einwohner der Natur ein wenig zu Hülfe kämen: so würden alle „Ufer eines so großen Flusses weitläuftige Gärten seyn, die ohne Aufhören mit Bluhmen „und Früchten angefüllet sind. Das Austreten seines Wassers machet alle Felder frucht„bar, die es befeuchtet, und das nicht allein auf ein Jahr, sondern auf viele Jahre. Sie „brauchen keiner andern Düngung. Ueber dieses finden sich alle Reichthümer der Natur „in den benachbarten Gegenden; eine ungeheure Menge Fische in den Flüssen, tausender„ley verschiedene Thiere auf den Gebirgen, eine unendliche Anzahl allerhand Vögel, die „Bäume beständig voller Früchte, die Felder mit Getreyde und eßbaren Gewächsen bede„cket, und die Eingeweyde der Erde voller Edelgesteine und der reichesten Metalle. Kurz, „unter so vielen Völkern, welche an den Ufern des Amazonenflusses wohnen, sieht man „nur wohlgebildete, gerade und geschickte Leute, wenigstens in solchen Sachen, die ih„nen nützlich sind *k*)„.

Acunja und Artieda. 1637.

Umfang der Länder, die um ihn liegen.

Wir wollen uns nicht mit dem P. Acunja in die Beschreibung der Quellen und Bäche einlassen, die wir bereits nach neuern Untersuchungen angeführet haben *l*), welche durch die Zeit müssen richtiger geworden seyn, und die in dem folgenden Abschnitte durch des Herrn de la Condamine Beobachtungen werden vollkommener gemacht werden. Die Anmerkungen des gelehrten Jesuiten aber von dem weiten Umfange des Landes, von der Menge seiner Einwohner und von ihrer Gemüthsart oder ihren Gebräuchen müssen um so viel weniger hindangesetzet werden, weil die beyden Mathematikverständigen wenig Acht darauf gehabt haben. „Diese große Landschaft, saget der P. Acunja *m*), kann etwa viertausend „Meilen im Umfange haben. Wenn die Länge des Flusses eintausend dreyhundert und „sechs und funfzig richtig gemessene Seemeilen, oder nach des Orellana Rechnung, eintau„send achthundert Seemeilen ist; wenn die meisten Flüsse, die sich an der Nord- oder Süd„seite damit vereinigen, von zweyhundert Meilen und viele von mehr als vierhundert Mei„len herkommen, ohne daß sie sich irgend einem von Spaniern bevölkerten Lande nähern: „so wird man zugeben, daß diese Strecke Landes wenigstens vierhundert Meilen breit in „seinem schmalen Theile seyn muß. Mit den eintausend dreyhundert und funfzig Meilen „also, die man in der Länge rechnet, oder den tausend achthundert Meilen des Orellana „hat man wenigstens viertausend Seemeilen im Umfange, nach den Regeln der Arithme„tik und Cosmographie, schließt der gelehrte Jesuit„.

Einwohner.

Dieser ganze Raum war zur Zeit seiner Entdeckung mit einer unendlichen Menge Wilden bevölkert, die in verschiedene Provinzen abgetheilet waren, und eben so viele besondere Nationen macheten. Die beyden Reisenden kannten ihrer über hundert und funfzig, deren

macht. Da man indessen nachher aus politischen Ursachen diese Ausgabe hatte unterdrücken lassen: so wurden die Exemplarien davon so selten, daß man zu den Zeiten des Herrn von Gomberville nur ihrer zwey kannte, das seine, und ein anderes, welches in der vaticanischen Bibliothek war. Dissertat. sur la Riviere des Amazones a. d. 20 S.

k) Bericht des Acunja, 20 Cap.

l) Man sehe den IX Band dieser Sammlung a. d. 277 S.

m) Acunja, im 37 Cap. Man sehe weiter unten des Herrn de la Condamine Nachricht.

Acunja und Artieda, 1639.

deren Namen und Lage sie anzugeben im Stande waren; indem sie einige davon gesehen und andere aus den Nachrichten verschiedener vollkommen davon unterrichteter Indianer hatten kennen lernen. Das Land war so bevölkert, und die Einwohner so nahe beysammen, daß man aus dem letzten Dorfe einer Völkerschaft in vielen andern Dörfern einer andern Holzhacken hörete. Diese große Nähe dienete nicht dazu, daß sie in Friede lebeten; sondern sie waren beständig im Kriege mit einander, tödteten sich unter einander, oder führeten einander als Sclaven fort. Allein, ob sie gleich unter sich tapfer waren: so hielten sie doch wider die Europäer nicht Stand. Die meisten nahmen die Flucht, warfen sich in ihre Canote, die sehr leicht sind, erreicheten in einem Augenblicke das Land, nahmen ihre Canote auf den Rücken, und flüchteten gegen einen von denen Seen, die der Fluß in großer Anzahl bildet.

Ihre Waffen.

Ihre Waffen waren gemeiniglich Wurfspieße von einer mittelmäßigen Länge, Spieße von einem sehr harten Holze, deren Spitze sehr scharf war, und die sie mit vieler Stärke und Geschicklichkeit warfen. Sie hatten auch eine Art von Lanzen, die sie **Estolica** nannten, welche flach, eine halbe Ruthe lang, und drey Finger breit waren, an deren Ende sich ein Knochen in der Gestalt eines Zahnes befand, welcher einen Pfeil von sechs Fuß lang hielt, dessen Spitze mit einem andern Knochen oder einem sehr spitzigen und wie eine Barbe geschnittenen Stücke Holze bewaffnet war. Sie nahmen dieses Instrument in die rechte Hand, richteten ihren Pfeil mit der linken Hand, oben in dem Knochen, und schossen ihn mit so vieler Heftigkeit und Richtigkeit, daß sie ihr Ziel auf funfzig Schritte weit, nicht fehleten. Was ihre Vertheidigungswaffen betraf, so hatten sie Schilde von gespaltenem Rohre, und so dicht geflochten, daß sie ungeachtet ihrer Leichtigkeit doch stark waren. Einige Völkerschaften bedieneten sich Bogen und Pfeile, deren Spitzen sie mit so giftigen Säften vergifteten, daß die Wunde davon allezeit tödtlich war.

Ihre Werkzeuge.

Ihre Werkzeuge zur Erbauung ihrer Canote und ihrer Gebäude waren nur Aexte und Beile. Die Natur hatte sie gelehret, die härteste Schildkrötenschale in Blätter von vier bis fünf Finger breit zu theilen, welche sie auf einem Steine wetzeten, nachdem sie solche im Rauche getrocknet hatten. Sie stecketen sie in einen hölzernen Griff, um sich ihrer zu bedienen, das zarte und leichte Holz damit zu hauen, woraus sie nicht allein Canote, sondern auch Tische, Schränke und Stühle machen. Zum Bäumefällen oder das härtere Holz zu hauen, hatten sie Aexte von sehr hartem Steine, welche sie durch starkes aneinander Reiben wetzeten. Ihre Scheeren, ihre Hobel und ihre Bohrer waren von Eberzähnen und Thierhörnern, welche in hölzerne Hefte eingefasset waren. Sie bedieneten sich derselben, als wenn sie von dem besten Stahle wären. Obgleich alle ihre Provinzen von Natur verschiedene Arten von Baumwolle hervorbrachten: so bedieneten sie sich derselben doch nicht zu ihrer Kleidung. Sie giengen fast alle und ohne Unterschied des Geschlechtes, mit eben so weniger Scham, nackend, als die ersten Aeltern des menschlichen Geschlechtes in dem Stande der Unschuld *n*).

Die

n) Acunja im 39 Cap.

o) Man füget die Antwort nicht bey, die sich von selbst ergiebt. Der ehrliche Jesuit aber setzet hinzu, er habe es nicht für dienlich erachtet, ihm ein Kreuz zu lassen, nach dem Beyspiele der Portugiesen, welche auf irgend einem erhabenen Orte in den indianischen Flecken eines aufzurichten pflegen, und den Einwohnern empfohlen, große Sorge dafür zu tra=

Acunja und Artieda. 1639.

Ihre Religion.

Die Religion von allen diesen Völkern ist fast einerley. Sie haben Götzen, die von ihren Händen gemacht sind, denen sie verschiedene Verrichtungen zuschreiben. Die einen stehen dem Wasser, die andern dem Getreyde und den Früchten vor. Sie rühmen sich, diese Gottheiten wären vom Himmel gekommen, um bey ihnen zu wohnen und ihnen Gutes zu thun; sie erweisen ihnen aber nicht den geringsten Dienst. Sie werden in einem Winkel oder in einem Futterale verwahret, bis die Gelegenheit kömmt, wo man ihren Beystand brauchet. Wenn sie also in den Krieg ziehen wollen: so setzen sie den Götzen, von dem sie den Sieg erwarten, vorn auf ihre Canote; oder wenn sie zum Fischen ausfahren, so stellen sie denjenigen auf, welcher den Wassern vorsteht. Indessen erkennen sie doch, daß es wohl mächtigere Götter geben könne. Der P. Acunja erzählet, einer von diesen Wilden, der in seiner Bekehrung noch nicht weit gekommen war, wie er saget, wollte mit den Portugiesen reden, nachdem er ihnen Lebensmittel gebracht hatte. Er bezeugete viele Verwunderung über das Glück, das sie gehabt hatten, die Schwierigkeiten des großen Flusses zu übersteigen, und bath sichs zur Gefälligkeit und zur Erkenntlichkeit für die gute Begegnung, die er ihnen erwiesen hatte, aus, sie möchten ihm einen von ihren Göttern lassen, welcher vermögend wäre, ihm mit eben so vieler Macht und Güte bey allen seinen Unternehmungen zu dienen *o*).

Ein anderer Cacique ließ den P. Acunja urtheilen, daß er sich auch einen Begriff von einem Gotte machete, welcher höher wäre, als seine, weil er die thörichte Eitelkeit hatte, und selbst der Gott seines Landes seyn wollte. „Dieses erfuhren wir, saget der Rei„sende, einige Meilen vorher, ehe wir an seine Wohnung kamen. Wir ließen ihm mel„den, wir brächten ihm die Kenntniß eines weit mächtigern Gottes, als er wäre. Er kam „mit allen Zeichen einer lebhaften Neugier ans Ufer. Ich gab ihm die Erklärung von „dem, was man ihm versprochen hatte. Weil er aber in seiner Blindheit blieb, unter „dem Vorwande, er wollte den Gott mit seinen eigenen Augen sehen, den ich ihm predig„te: so sagete er zu mir: er wäre ein Sohn der Sonne; er gienge alle Nacht im Geiste „gen Himmel, um seine Befehle auf den folgenden Tag zu geben, und die allgemeine „Regierung der Welt einzurichten *p*). Ein anderer *q*) zeigete mir mehr Vernunft. Ich „fragete ihn: warum seine Gefährten bey Erblickung unserer Flotte die Flucht genommen „hätten, da er doch mit einigen seiner Verwandten uns freywillig entgegen käme? Er ant„wortete mir: Menschen, welche vermögend gewesen, so vieler Feinde ungeachtet, den „Fluß hinauf zu fahren, und ohne den geringsten Verlust zu leiden, müßten dereinst „Herren desselben werden. Sie würden wiederkommen, sich solchen zu unterwerfen, und „würden ihn mit neuen Einwohnern bevölkern. Er wollte nicht stets in Furcht leben, und „in seinem Hause zittern, sondern sich lieber bey Zeiten unterwerfen, und diejenigen zu sei„nen Herren und Freunden annehmen, welche dereinst die andern zwingen würden, sie „dafür zu erkennen, und ihnen zu dienen„ *r*).

Alle diese Indianer haben, wie die Einwohner der andern Theile von America, eben so viel Vertrauen, als Ehrerbiethung gegen ihre Wahrsager, die ihnen anstatt der Aerzte

 und

tragen. Wenn nun diese armen Götzendiener solches verloren oder zerschlugen: so wurden sie und ihre Kinder zur Sclaverey verdammet, und ohne Barmherzigkeit weggeschleppet, weil sie das Kreuz entweihet hätten.

p) Ebendas. 40 Cap.

q) Das heißt, auch an einem andern Orte.

r) Ebendas.

Acunja und Artieda. 1639.

und Priester dienen. Was die Todten betrifft: so lassen einige die Körper durch ein langsames Feuer trocknen, und verwahren sie in ihren Hütten, damit sie stets das Andenken desjenigen, was ihnen lieb gewesen ist, vor den Augen hätten. Andere verbrennen sie in großen Graben mit allem, was sie in ihrem Leben besessen haben. Die Leichenbegängnisse dauern viele Tage, welche unter Saufen und Weinen getheilet werden s).

Der portugies. General kömt wieder in sein Lager.

Der portugiesische General hatte zu Quito erfahren, daß der Flecken, bey welchem er sein Lager gelassen hätte, Anosc hieß, und daß solcher in dem Lande wäre, wo der Hauptmann Palacios mit dem größten Theile seiner Begleitung wäre erschlagen worden. Zwanzig Meilen darüber trifft man den Fluß Agaric an, der wegen des vielen Goldes berühmt ist, das er in seinem Sande mit sich führet, und weswegen er auch der Goldfluß (Rio d'Oro) genannt wird. An seiner Mündung auf beyden Seiten des Amazonenflusses fängt die große Provinz der langhärichten Indianer an, die sich über hundert und achtzig Seemeilen an der Nordseite erstrecket, wo das Wasser aus dem Flusse große Seen machet. Die erste Kenntniß, die man von diesem Lande erhalten, hatte bey den Einwohnern zu Quito die Begierde erwecket, solche zu erobern. Sie hatten es aber bisher noch immer vergebens versuchet, und das Schicksal des Palacios hatte sie vollends abgeschrecket.

1640.

Es waren fast eilf Monate vergangen, seit dem der General vierzig Portugiesen und den größten Theil seiner Indianer in dem Lager zu Anose gelassen hatte. Sie hatten sich darinnen, aber mit großer Unruhe und beständigen Beschwerden, erhalten. Die Einwohner des Landes hatten sie zwar anfänglich gut aufgenommen, und ihnen Lebensmittel verschaffet, nachher aber sich in den Kopf gesetzet, sie gedächten den Tod des Palacios zu rächen. Diese Furcht hatte sie die Waffen ergreifen lassen, um ihr Leben und ihre Felder zu vertheidigen. Sie hatten einige Indianer von Para entführet. Die Portugiesen hatten sich in den Stand gesetzet, ihnen in dem Bezirke ihres Lagers zu widerstehen. Seit beynahe einem Jahre aber waren sie gezwungen, mit der Schärfe des Schwerdtes Lebensmittel zu suchen. Bey einer so dringenden Noth, welche ihre Anzahl unvermerkt minderte, setzete sie die Ankunft der Flotte in eine entzückende Freude. Der Namen der Langhärichten, welchen die ersten Spanier den Völkern dieser Landschaft gaben, kam von ihrem Haupthaare, welches Männer und Weiber sehr lang trugen t). Ihre Waffen sind nur Spieße.

Nation der Aguaer oder Omaguaer.

Gegen Süden, das ist an der andern Seite des Flusses findet man vier andere Völkerschaften, die Avixiraer, die Yurusnier, die Yquitoer und die Zapotaer, mit denen die Langhärichten ohne Aufhören an einem und dem andern Ufer Krieg führen. Hundert und vierzig Meilen darunter fängt sich die große Provinz der Aguaer an, welche die fruchtbareste und geräumigste unter allen denen ist, durch welche die Flotte gehen mußte. Die Spanier nennen sie nach einer verderbten Aussprache Omaguaer. In einer Strecke von mehr als zweyhundert Meilen ist sie so bevölkert, und die Dörfer liegen so dicht auf einander, daß man kaum aus einem heraus geht, so sieht man schon ein anderes. Ihre Breite ist nicht sehr beträchtlich; weil die meisten Wohnungen an dem Ufer des Amazonenflusses und in den Eylanden sind, die in großer Anzahl da sind, so daß man sagen kann, sie sey nicht viel breiter, als der Fluß selbst. Die Völkerschaft der Aguaer oder Omaguaer ist viel vernünftiger und gesitteter, als alle andere. Diesen Vortheil hat sie den Indianern von

s) Ebendas. 42 Cap.

t) Der P. Acunja saget gerade heraus bis an die Knie.

von Quiros zu danken, welche der übeln Begegnungen müde waren, die sie von den Spaniern erhielten, sich auf ihre Canote setzeten, und sich von dem Strome bis zu den Eylanden der Aguaer hinunter treiben ließen, wo sie mitten unter einer mächtigen Völkerschaft Ruhe zu finden glaubeten. Sie führeten daselbst einen Theil von denen Gebräuchen ein, die sie in den spanischen Sitzen beobachtet hatten; vornehmlich, daß sie Zeuge von Baumwolle macheten, deren sie eine ungeheure Menge sammelten, und sich auf eine wohlanständige Art kleideten. Ihre Zeuge sind klar, und mit vielem Golde aus Fäden von unterschiedenen Farben gewebet. Sie verfertigen deren so viel, daß sie ein beständiges Gewerbe mit ihren Nachbarn treiben können. Ihre Ehrerbiethung für ihre Caciquen geht bis zu einer blinden Unterthänigkeit. Sie haben von ihrer alten Wildheit noch die Gewohnheit beybehalten, daß sie ihren Kindern den Kopf mit einem Brette platt machen, womit sie solchen drücken. Ihr größtes Unglück aber ist, daß sie unaufhörlich mit verschiedenen Völkerschaften im Kriege sind, dergleichen die Curinaer gegen Süden und die Zeunaer gegen Norden sind.

Acunja und Artieda. 1640.

Der P. Acunja, welcher die Portugiesen wenig schonet, ob sie gleich seine Landesleute sind, beschuldiget sie, sie hätten boshafter Weise vorgegeben, die Aguaer weigerten sich, ihre Sclaven zu verkaufen, weil sie solche fett macheten, damit sie dieselben essen könnten. „Es ist eine Verleumdung, saget er, die sie in der bloßen Absicht erfunden haben, „ihre eigenen Grausamkeiten wider diese unschuldige Völkerschaft zu beschönigen„. Er versichert, es hätten ihm zween Indianer aus Para gebürtig, welche acht Jahre Sclaven der Aguaer gewesen, betheuert, sie hätten sie niemals Menschenfleisch essen sehen: es wäre wohl wahr, wenn sie unter ihren Feinden einige Gefangene macheten, welche einen großen Ruf der Tapferkeit hätten, so tödteten sie solche bey ihren Festen, oder ihren Versammlungen, um sich von einer Ursache der Furcht zu befreyen: nachdem sie solchen aber den Kopf abgehauen, so hingen sie denselben in ihren Hütten als ein Siegeszeichen auf, und würfen den Rumpf in den Fluß. „Ich leugne nicht, fährt er fort, daß sich in diesen Gegen„den nicht einige Wilden finden, welche keinen Abscheu haben, ihre Feinde zu fressen: sie „sind aber in einer kleinen Anzahl. Man kann über dieses sich darauf verlassen, daß man „niemals Menschenfleisch in den Fleischbänken dieser Nation verkaufet habe, wie die Por„tugiesen geschrieben, die unter dem Vorwande, diese Grausamkeit zu rächen, selbst viel „größere Grausamkeiten begehen, wenn sie freygebohrene und ununterwürfige Völker in die „Sclaverey bringen„ u).

Der P. Acunja erkennet wenig Menschenfresser.

Die Flotte ländete in der Mitte des Landes der Aguaer ganz frey bey einem Flecken an, wo der General Texeira sie drey Tage lang liegen ließ. Die Portugiesen empfanden daselbst eine so heftige Kälte, daß sie gezwungen waren, dickere Kleider anzuziehen. Diese Veränderung der Witterung nahm sie Wunder. Sie erfuhren von den Einwohnern, daß solches in ihrem Lande nichts außerordentliches wäre, und daß sie alle Jahre drey Monate lang, nämlich den Brachmonat, den Heumonat, und Augustmonat, eben die strenge Witterung ausstünden. Dieß bestätigte zwar die Sache, beantwortete die Frage aber nicht. Nachdem der P. Acunja es selbst untersuchet: so fand er, daß an der Südseite tief im Lande, eine Kette von mit Schnee bedeckten Bergen war; und daß der Wind in diesen dreyen Monaten von der Seite herkam; welches die Luft bis unter die Linie erfrischen mußte.

u) Ebendas. 42 Cap.

Acunja und Artieda. 1640.

Er verwunderte sich nicht mehr, daß das Land daselbst Getreyde in Ueberflusse nebst allerhand andern Früchten hervorbrachte.

Man übergeht noch ferner die Quellen und Mündungen der Flüsse, indem man voraussetzet, daß solche von dem spanischen Mathematikverständigen, dessen Beschreibung davon wir mitgetheilet haben, viel genauer vorgestellet worden. Bey Gelegenheit des Putumayo aber, welcher dreyßig andere Flüsse einnimmt, bevor er sich mit dem Amazonenflusse vereiniget; und welcher, da er von den Gebirgen Pasto, nach Neugranada hinunter geht, gegen seine Mündung den Namen Iza annimmt, bezeuget der P. Acunja, daß man in seinem Sande eine Menge Gold finde, und daß die Völkerschaften, die an dessen Ufer wohnen, die Yurimoer, Guaraicaer, Porianaer, Ziaer, Ahyver, und Cavoer hießen. Funfzig Meilen darunter sind die Ufer des Yotau von den Topanaern, Gavainern, Ozuanaern, Morvaern, Naunaern, Cenomanaern, und Mariavern bevölkert. Man glaubet, diese Völker haben viel Gold; weil sie große Platten davon in den Nasen und Ohren tragen. Der Strom Yotau ist sehr sanft und zur Schiffahrt geschickt.

Der letzte Wohnplatz der Aguaer, wenn man mit dem Strome des Amazonenflusses hinunter geht, ist ein sehr bevölkerter Flecken und die Hauptfestung dieser Nation an eben der Seite. Sie halten darinnen eine starke Besatzung, ob sie gleich allein Meister von den Ufern des Flusses sind. Sie erstrecken sich aber so wenig in die Breite, daß man von dem Gestade ihre letzten Hütten landwärts sieht. Tausend kleine Flüsse, die in den Amazonenfluß fallen, verschaffen ihnen alle Güter derjenigen Länder, die sie benetzen. An der Nordseite haben sie die Curier und Quirabaer zu Feinden, und an der Südseite die Cachiguraaer und die Incurier. Der P. Acunja konnte diese Völkerschaften nicht besuchen. Seine Befehle erlaubeten ihm nicht, sich von der Flotte so weit zu entfernen: er entdeckete aber gegen Süden die Mündung eines Flusses, welchen er den Cuscofluß nennen zu können glaubete; weil nach dem Berichte des Orellana der Fluß der Stadt Cusco gegen Norden und Süden dieser Stadt ist, und in den großen Amazonenfluß gegen den fünften Grad südlicher Höhe, vier und zwanzig Seemeilen von dem letzten Flecken der Aguaer, fällt. Die Einwohner des Landes nennen ihn Yurna.

Acht und zwanzig Seemeilen tiefer an eben der Seite fängt die große und mächtige Völkerschaft der Curuzicarier in einem mit Bergen bedecketen Lande an. Sie nimmt über achtzig Meilen das Ufer des Flusses ein. Die Leute sind darinnen so zahlreich, daß man nicht vier Meilen geht, ohne Wohnplätze zu finden, zwischen welchen ihrer viele nur eine halbe Tagereise weit sind. Die Furcht hatte einen großen Theil der Einwohner verjaget. Schien aber diese Völkerschaft furchtsam zu seyn: so fanden die Portugiesen dagegen in ihren Hütten alle Merkmaale einer guten Wirthschaft und einer ungemeinen Reinlichkeit. Man sah darinnen nebst einer Menge Lebensmittel sehr sauberes und gut gearbeitetes Geräth, vornehmlich diejenigen Stücke, die zu den Speisen dieneten. Das Gold ist daselbst auch sehr gemein. Weil aber diese Indianer die Gierigkeit der Portugiesen nach diesem Metalle merketen: so verbargen sie die Platten sorgfältig, die sie in ihren Ohren trugen.

x) Ebend. 47 Capitel.

y) Dieß ist der See, Parime, an welchem die Stadt Manoa del Dorado liegen sollte, die heutiges Tages für fabelhaft gehalten wird. Indessen wird man doch einige Erläuterungen deswegen in der

gen. Das portugiesische Heer hatte nicht viel Nachricht einziehen können, da es den Fluß hinauf fuhr, weil es keine Dolmetscher hatte. Der P. Acunja, welcher sich sehr geschickte Dolmetscher verschaffet hatte, vernahm durch ihre Vermittelung, daß, wenn man einen Fluß, Namens Yurupail, der sich hier mit dem Amazonenflusse vereiniget, hinauf führe, man an einen Ort käme, wo man die Canote verließe, um zu Lande einen Weg von dreyen Tagereisen zu thun, und daß man alsdann hinter einander zween Flüsse fände, wovon der zweyte seine Quelle an dem Fuße eines Berges hätte, wo die Einwohner eine ungeheure Menge Goldes sammelten. Diese Völker führen davon den Namen Yuma-Guarier, welches Metallzieher heißt; und die Portugiesen beobachteten in der That, daß man in dem ganzen Lande ihre eiserne Werkzeuge Yuma nannte, welches der allgemeine Namen aller Arten des Metalles ist. Der Weg aber, den man nehmen mußte, um sich nach den Bergwerken zu begeben, kam dem P. Acunja so beschwerlich vor, daß er, ohne mehr Begierde nach dem Golde zu haben, als es sich für einen Jesuiten schicket, nicht eher ruhen konnte, saget er *x*), als bis er einen andern Weg entdecket hätte. Den Curuzicariern gegen über, das ist an der andern Seite des Flusses, sieht man ein sehr flaches mit Flüssen durchschnittenes Land, welche große Seen und eine Menge Inseln machen; und alle diese Gewässer stürzen sich in den Rio Negro. In denen achtzig Meilen hingegen, welche die Curuzicarier einnehmen, ist das Land erhaben.

Acunja und Artieda. 1640.

Nachrichten des P. Acunja von den Goldbergwerken.

Vierzehn Meilen tiefer hatten die Nachforschungen des P. Acunja den Erfolg, den er sich versprochen hatte, um einen kürzern Weg nach den Bergwerken zu entdecken. Dieß ist die Mündung eines Flusses, welcher von der Nordseite kömmt, und dessen Lage in drittehalb Grade der Höhe ist, wie die Lage eines Fleckens, der ihm fast gerade gegen über an der Südseite, an dem Rande eines jähen Absturzes, liegt, an dessen Fuße ein anderer Fluß läuft, dessen Ufer von der zahlreichen Völkerschaft der Paguaroer bewohnet werden. Sechs und zwanzig Meilen darunter, indem man fortfährt, dem Flusse zu folgen, findet man andere Völker, welche die Yacareten heißen. Diese Völkerschaften reden verschiedene Sprachen; und in ihr Land an der Nordseite setzet man den berühmten Goldsee, welcher so lange von den Reisenden aus verschiedenen Nationen gesuchet worden *y*).

Kurzer Weg dahin.

An eben der Seite folget auf die Völkerschaft der Curuzicarier längst dem Flusse die Völkerschaft der Yorimaurer, die kriegerischste unter allen denen, die man genannt hat. Sie hatte das portugiesische Heer zittern gemacht, als es von Para hinauf fuhr, und das über sechzig Meilen, die sie an dem Flusse und in den Eylanden einnahm. Nachdem aber die Dolmetscher diese wilden Indianer zu einer sanftmüthigen Gesinnung gebracht hatten: so gieng kein Tag vorbey, da man nicht über zwey hundert mit Weibern und Kindern angefüllete Canote bey der Flotte ankommen sah, welche allerhand Erfrischungen brachten. Die Yorimaurer sind eben so zahlreich, als irgend eine andere Völkerschaft an den Ufern dieses Flusses. Die meisten sind besser gebildet, und von einem schönern Wuchse. Sie gehen nackend, wie die andern. An ihrem bloßen Ansehen aber erkennet man, daß sie voller Herzhaftigkeit sind. Sie kamen an Bord und giengen mit einer Standhaftigkeit wieder zurück, welche die Portugiesen in Erstaunen setzete. Zwey und zwanzig

Völkerschaften der Yorimaurer.

der folgenden Nachricht und noch mehrere in den Nachrichten von den engländischen Reisen auf dem Orinoko antreffen. Der P. Acunja saget nur mit Bescheidenheit, Gott werde vielleicht dereinst erlauben, daß man aus dem Zweifel komme. 50 Cap.

Acunja und Artieda. 1640.

zwanzig Meilen unter ihrem ersten Wohnplatze sah man an eben dem Ufer einen and… dessen Häuser ordentlich zusammen stießen, und sich also über eine Meile weit erstreckete… Der General erhielt daselbst für kleine Glaskügelchen, Nadeln und Messer ungefähr … hundert Maaß Maniocmehl, welches für seine noch übrige Reise genug war. So bev… kert dieser Flecken auch zu seyn schien: so kam die Anzahl seiner Einwohner doch der M… ge Indianer von eben der Völkerschaft nicht bey, welche eine große Insel bevölkern, … auf dreyßig Meilen tiefer liegt. Zehn Meilen unter dieser Insel endiget sich die Landsch… der Yorimauxer.

Cuchigaraer.

Zwo Meilen weiter findet man die Völkerschaft der **Cuchigaraer**, an einem fis… reichen und schiffbaren Flusse gleiches Namens, ob er gleich an vielen Orten mit Fel… versehen ist. Beym Hinauffahren findet man über den Cuchigaraern, die **Cumayari**… und noch höher an dessen Quelle die **Curiguirer**, welche Riesen sechzehn Spann hoch si…

Curiguirer eine Riesenvölkerschaft.

„Der P. Acunja giebt hier nur das Zeugniß vieler Personen, welche sie gesehen haben, … „die sich erbothen, ihn in das Land dieses Riesengeschlechtes zu führen. Die Länge d… „Weges aber schreckete ihn ab, welcher von der Mündung des Flusses an zween ga… „Monate erfordert *z*).

Nation von Bildhauern.

Noch weiter an dem mittäglichen Ufer des Amazonenflusses fand er Völker, die Ca… panaer und Zurinaer genannt, die eine wundersame Geschicklichkeit zur Handarbeit h… ten. Sie macheten ohne andere Werkzeuge, als die andern Indianer hatten, Stühle … Gestalt der Thiere, Menschenbildsäulen und andere Bilder in einem solchen Grade d… Vollkommenheit, daß man darüber erstaunen mußte *a*).

Völkerschaft, die eisernes Gewehr hatte.

Zwey und dreyßig Meilen nach den Cuchigaraern ist das Land mit vielen Seen dur… schnitten, welche sehr bevölkerte Inseln bilden. Die Einwohner führen überhaupt d… Namen **Carabuyavaer**: sie werden aber unter einander durch besondere Namen unt… schieden, wovon der P. Acunja nur den Namen der **Caraguanaer** anführet. „Obgl… „diese Indianer saget er, sich der Bogen und Pfeile bedienen: so habe ich doch bey ei… „gen auch eisernes Gewehr, als Streitarten, Hellebarden, Sicheln und Messer gesehe… „Ich ließ sie von unsern Indianern fragen, woher sie diese Werkzeuge bekämen? S… „antworteten, sie kaufeten solche von Indianern, die nahe am Meere wohneten, wel… „sie für ihre Waaren von gewissen weißen Leuten, wie wir, eintauscheten, deren Wo… „plätze an der Seeküste wären; und der einzige Unterschied unter ihnen und uns wäre, d… „sie weiße Haare hätten. An diesem Merkmaale glaubeten wir mit Gewißheit die Holl… „der zu erkennen, welche sich seit einiger Zeit in den Besitz der Mündung des süßen Fl… „ses oder **Philippflusses** gesetzet hatten. Als sie im 1638sten Jahre in Guiana ausge… „gen waren, welches zur Statthalterschaft Neugrenada gehöret: so hatten sie sich des g… „zen Eylandes bemeistert *b*), und hatten es überfallen, bevor die Spanier Zeit gehabt h… „ten, das Hochwürdigste von dem Altare wegzunehmen, welches unter ihren Händen g… „fangen blieb. Sie versprachen sich ein großes Lösegeld dafür zu erhalten: unsere S… „aber ergriffen eine andere Partie; sie eileten zum Gewehre, und schicketen sich zu die… Unt…

z) Ebend. 63 Cap.

a) Ebendaselbst.

b) Der Verfasser nennet Guiana ein Eyland, vermuthlich weil es zwischen zweenen großen Flüssen, dem Orinoko, und dem Amazonenflusse, liegt; … fern er nicht bloß die Insel Cayenne versteht, … nicht weit von der Seeküste ist.

c) Ebendas. 64 Capitel.

d) Ebendas. 69 C…

„Unternehmen an, als wir in See giengen, um in Spanien von unserer Reise Rechen-
„schaft zu geben *c*).

Acunja und Artieda. 1640.

Der P. Acunja machet eine sehr poetische Beschreibung von dem **Rio Negro**, welcher etwas unter dreyßig Meilen unter dem Flusse **Basurura** liegt, welcher das Land der **Carabuyavaer** bewässert. Er ist der schönste und größte unter allen, die sich mit dem Amazonenflusse in einem Raume von tausend dreyhundert Meilen vereinigen. „Man kann
„sagen, dieser mächtige Fluß sey so stolz, daß es ihn verdrieße, einen noch größern zu fin-
„den, als er ist. Der unvergleichliche Amazonenfluß scheint ihm auch die Arme zu reichen,
„da hingegen der andere aus Unwillen und Stolze sich nicht mit ihm vermengen will, son-
„dern sich besonders hält, und, da er allein die Hälfte ihres gemeinschaftlichen Bettes ein-
„nimmt, seine Fluth über zwölf Meilen weit unterscheiden läßt. Die Portugiesen haben
„einige Ursachen gehabt, ihn den schwarzen Fluß zu nennen, weil an seiner Mündung
„und an vielen Orten darüber seine Tiefe nebst der Klarheit aller derer Gewässer, die aus
„vielen großen Seen in sein Bette fallen, ihn eben so schwarz scheinen läßt, als wenn er
„gefärbet wäre; obgleich sein Wasser in einem Glase so hell ist, als Crystall *d*)." Die Völker, welche an seinen Ufern wohnen, heißen die **Canicuarier**, die **Carupārabaer**, und **Quararaguazanaer**. Alle diese Völkerschaften haben zu ihren Waffen Bogen und vergiftete Pfeile. Ihr Land giebt sehr gute Steine, und allerhand Wild.

Beschreibung des Rio Negro.

Die Flotte war noch in der Mündung des Rio Negro den 12ten des Weinmonates, als die portugiesischen Soldaten, aus Verdrusse, daß sie so wenig Nutzen von ihrer Reise in den zweyen Jahren hätten, da sie den Fluß hinaufgefahren, den Entschluß fasseten, wenigstens eine große Anzahl Sclaven wegzunehmen, um sich wegen so vieler Beschwerlichkeiten, durch ihre eigenen Hände schadlos zu halten. Der General, welchem sie auf eine aufrührische Art von ihrem Vorhaben Nachricht ertheileten, willigte darein, aus Furcht, er möchte sie aufbringen. Der P. Acunja und sein Gefährte aber widersetzeten sich demselben durch eine Protestation, welche sie die Kühnheit hatten vorzubringen, so nachdrücklich, daß Texeira, welcher durch das Beyspiel ihrer Standhaftigkeit bestärket wurde, daher Gelegenheit nahm, so gleich unter Segel gehen zu lassen.

Aufstand der Portugiesen auf der Flotte.

Vierzig Meilen weiter kam man vor die Mündung des Flusses **Cayari**, welcher von Süden kömmt und durch welchen die **Topinambuer** in den Amazonenfluß gekommen seyn sollen *e*). Sie hielten sich, saget man, acht und zwanzig Meilen darunter in einer großen Insel auf; die nicht weniger als sechzig Meilen in der Breite hat, und also über zwey hundert im Umfange haben muß. Die Portugiesen fanden solche auch in der That durch diese mächtige Völkerschaft sehr stark besetzet, wovon uns der P. Acunja die Geschichte mittheilet.

Insel der Topinambuer und ihre Geschichte.

Nach der Eroberung von Brasilien wollten die **Topinambuer**, welche in der Provinz Fernambuc wohneten, lieber allem, was sie besaßen, entsagen, als sich den Portugiesen unterwerfen; und verbanneten sich freywillig aus ihrem Vaterlande. Sie verließen ungefähr vier und achtzig starke Flecken, wo sie sich gesetzet hatten, und ließen keine lebendige

e) Die Völkerschaften dieser Flüsse sind die Zurinaer, die Cayanaer, die Urarchauer, die Anamarier, die Guarinumaer, die Curanarier, die Papunacaer, und die Abacarier. Von der Mündung an findet man an den Ufern des Amazonenflusses die Guaranacacoer, die Maraguaer, die Gusimagier, die Buraier, die Punovier, die Oroguaraer, und die Aperaer.

Acunja und Artieda. 1640.

dige Creatur darinnen. Der erste Weg, den sie nahmen, war zur linken der Cordillie-ren. Sie giengen über alle Gewässer, die davon herunter kommen. Die Noth zwang sie darauf, sich zu trennen und ein Theil von ihnen gieng bis nach Peru und hielt sich in einem spanischen Wohnsitze nicht weit von den Quellen des Cayari auf. Nach einigem Aufenthalte aber geschah es, daß ein Spanier einen Topinambuer geißeln ließ, weil er ei-ne Kuh getödtet hatte. Dieser Schimpf verursachete einen so großen Unwillen bey allen andern, daß sie sich in ihre Canote setzeten und bis an die große Insel den Fluß hinunter fuhren, welche sie heutiges Tages inne haben.

Diese Indianer reden die allgemeine brasilianische Sprache, welche sich in alle Pro-vinzen dieses Landes bis nach Para erstrecket. Sie erzähleten dem P. Acunja, ihre Vor-fahren, welche bey ihrem Ausgange aus Brasilien in denen Wüsten, wodurch sie gemußt, nichts hätten finden können, wovon sie sich ernähren mögen, wären bey einem Marsche von mehr als neunhundert Meilen gezwungen worden, sich mehr als einmal zu trennen, und diese verschiedenen Haufen hätten verschiedene Theile der Gebirge in Peru bevölkert. Diejenigen, welche bis an den Amazonenfluß hinunter gegangen, hätten wider die Insu-laner zu fechten gehabt, deren Stelle sie eingenommen, und sie so vielmal überwunden, daß sie einen Theil derselben aufgerieben, und die andern nachher gezwungen, eine Zuflucht in entfernten Ländern zu suchen.

Außerordentliche Gemüthsart der Topinambuer.

Die Topinambuer auf dem Amazonenflusse sind eine so unterschiedene Völkerschaft, daß der P. Acunja keine Schwierigkeit machet, sie mit den ersten Völkern in Europa zu vergleichen; und ob man gleich sieht, saget er, daß sie anfangen, durch die Verbindungen, die sie mit den Indianern des Landes eingehen, aus ihrer Väter Art zu schlagen: so glei-chen sie ihnen doch noch etwas durch ihr edles Herz und durch ihre Geschicklichkeit, sich des Bogens und der Pfeile zu bedienen. Sie sind über dieses sehr geistreich. Weil die Por-tugiesen, welche meistens die brasilianische Sprache verstunden, keine Dolmetscher brau-cheten, sich mit ihnen zu unterreden: so zogen sie sehr merkwürdige Nachrichten von ihnen ein; und der P. Acunja glaubet nicht, daß man auf ihr Zeugniß daran zweifeln könne *f*).

Nachrichten, die sie den Portugiesen geben.

„Dicht bey ihrem Eylande, an der Südseite, waren damals zwo Völkerschaften, die „gleich merkwürdig waren. Die eine hieß Guayazier, und bestund aus Zwergen; die „andere war ein Stamm von Männern und Weibern, die mit verkehrten Füßen gebohren „wurden, woran das Hinterste zuvorderst stund, so daß man sich von ihnen entfernete, „wenn man in ihre Fußtapfen trat. Sie hießen die Marayuer *g*)." Sie waren den Topinambuern zinsbar, denen sie steinerne Aexte verschaffeten. Die Nordseite des Flusses war von sieben zahlreichen Völkerschaften bevölkert, die aber kein Herz hatten; und da sie nur in Friede und Ruhe von ihrem Viehe und ihren Früchten zu leben dachten, sich nie-mals mit den Topinambuern in einen Streit eingelassen. Weiter hin aber fand sich eine andere Völkerschaft, wovon diese durch einen ordentlichen Handel tausenderley zum Leben nöthige Dinge, besonders Salz, erhielten, welches sie in einigen benachbarten Ländern im Ueberflusse hatten. „Es fällt mir um so viel weniger schwer, solches zu glauben, saget „der P. Acunja, weil im 1638sten Jahre, da ich zu Lima war, zwey Leute, die zu verschie-„denen Zeiten abgereiset waren, welches zu suchen, mit einer guten Ladung davon zurück „kamen. Sie hatten sich auf einem von denen Flüssen eingeschiffet, welche in den Amazo-nenfluß

f) Ebendas. 79 Cap. Man sehe unten die Beschreibung von Brasilien.

„nenfluß fallen, und sie an den Fuß eines Salzberges geführet hatte, mit welchem Salze „die Einwohner daselbst einen großen Handel trieben.„

Acunja und Artieda. 1640.

Die Topinambuer bekräftigten den Portugiesen, es gäbe wirkliche Amazonen, von welchen der Fluß seinen alten Namen hätte. Dieser Punct scheint um so vielmehr Achtsamkeit zu verdienen, weil die Beweise, die man davon zum Besten einer so lange Zeit zweifelhaften Sache allhier beygebracht, von dem Herrn de la Condamine angenommen, und durch seine eigenen Untersuchungen bestätiget worden. Der P. Acunja fand sie so stark, daß man sie nicht verwerfen kann, saget er *h*), wofern man nicht allem menschlichen Glauben entsagen will. Wir wollen ihn aber selbst reden lassen.

Erläuterung wegen der Amazonen in America.

„Ich halte mich nicht mit den ernstlichen Untersuchungen auf, die das Obergericht zu „Quito dieserwegen angestellet hat. Viele, die aus den Orten selbst gebürtig sind, haben „bezeuget, daß eine der benachbarten Provinzen des Flusses von kriegerischen Frauen „bewohnet wäre, welche allein ohne Mannspersonen lebeten und sich regiereten; zu gewis„sen Zeiten des Jahres nähmen sie solche an, um von ihnen geschwängert zu werden: die „übrige Zeit aber lebeten sie in ihren Flecken, wo sie nur das Land zu bauen und sich durch „ihrer Hände Arbeit alles das zu verschaffen gedächten, was ihnen zur Erhaltung des Le„bens nöthig ist. Ich will mich auch eben so wenig bey andern Nachrichten aufhalten, „die man in Neugrenada, in dem königlichen Sitze zu Pasto eingezogen hat, wo man das „Zeugniß einiger Indianer und vornehmlich einer Indianerinn bekam, die in dem Lande „dieser tapfern Weiber gewesen, und nichts anders gesaget hat, als was demjenigen ge„mäß war, was man bereits aus den vorhergehenden Nachrichten wußte. Ich kann aber „dasjenige nicht verschweigen, was ich selbst mit meinen Ohren gehöret habe, und wovon „ich die Wahrheit erforschen wollte, so bald ich mich zu Schiffe gesetzet hatte. Man sage„te mir in allen Wohnplätzen, wo ich durchgieng, es fänden sich in dem Lande solche Wei„ber, wie ich sie abschilderte; und ein jeder insbesondere gab mir solche beständige und so „einförmige Merkmaale davon an, daß, wenn die Sache nichts ist, die allergrößte Lüge in „der ganzen neuen Welt für die allerbeständigste von allen historischen Wahrheiten gehal„ten wird. Indessen erhielten wir doch die größten Erläuterungen von der Landschaft, „welche diese Weiber bewohnen, von denen Wegen, die dahin gehen, von denen India„nern, die mit ihnen Gemeinschaft haben, und von denen, die ihnen dienen, sie zu bevölkern, „in dem letzten Dorfe, welches die Gränze zwischen ihnen und den Topinambuern ist.

„Sechs und dreyßig Meilen unter diesem letzten Dorfe, wenn man den Fluß hinun„ter fährt, trifft man an der Nordseite einen Fluß an, welcher selbst aus der Provinz der „Amazonen kömmt, und welcher bey den Indianern des Landes, unter dem Namen **Cu„nuris** bekannt ist. Er nimmt diesen Namen von dem Namen eines dicht an seiner Mün„dung wohnenden Volkes. Darüber, das ist, wenn man diesen Fluß hinauffährt, fin„det man andere Indianer, Namens **Apotoer**, welche die allgemeine brasilianische Spra„che reden. Noch höher sind die **Tagarier**; die darauf folgenden sind die **Guacarer**, „das glückliche Volk, welches die Gunst der Amazonen genießt. Sie haben ihre Woh„nungen auf Gebirgen von einer ungeheuren Höhe, worunter man eines, Namens **Ya„camiaba**, unterscheidet, welches sich außerordentlich hoch über die andern erhebt, und „von Winden so bestürmet wird, daß es dadurch unfruchtbar ist. Diese Weiber erhalten

 „sich

g) Ebendaselbst.

h) Ebendas. 70 Capitel.

Acunja und Artieda. 1640.

„sich ohne den Beystand der Männer. Wenn ihre Nachbarn sie zu der von ihnen be
„stimmten Zeit besuchen: so empfangen sie solche mit Bogen und Pfeilen in der Hand, au
„Furcht, sie möchten überfallen werden. Sie haben sie aber nicht so bald erkannt: so beg
„ben sie sich haufenweise in ihre Canote, wo eine jede das erste Hängebette oder Hama
„nimmt, welches sie da findet, und es in ihrem Hause aufhängt, um denjenigen dari
„nen aufzunehmen, welchem das Hamac zugehöret. Nach einigen Tagen, wenn sie mi
„einander vertraulich gelebet haben, kehren diese neuen Gäste wieder zurück nach Hause. Si
„thun alle Jahre zu eben der Jahreszeit diese Reise. Die Mägdchen, welche da gebohre
„werden, werden von ihren Müttern erzogen, zur Arbeit und zur Führung der Waffe
„gewöhnet. Man weis nicht, was sie mit den Knaben machen. Ich habe aber von ei
„nem Indianer erfahren, der sich bey dieser Zusammenkunft befunden, daß sie die Kna
„ben, die sie zur Welt gebracht, das Jahr darauf ihren Vätern geben. Indessen gla
„ben doch die meisten, daß sie die Knaben den Augenblick, da sie zur Welt kommen, um
„bringen; und dieses getraue ich mir nicht, auf das Zeugniß eines einzigen Indianers z
„entscheiden. Dem sey aber wie ihm wolle, so haben sie doch in ihrem Lande Schätz
„welche vermögend sind, die ganze Welt zu bereichern, und die Mündung des Flusse
„welche aus ihrer Provinz kömmt, ist zween und einen halben Grad mittäglicher Höhe i).„

Begegnung der Portugiesen gegen die Indianer.

Vier und zwanzig Meilen darunter kam die portugiesische Flotte an einen Ort, wo der Fluß durch das Land eingezwänget wird, und eine Straße machet, die nicht über ein Viertheilmeile breit ist. An diesem Orte, welchen der P. Acunja für sehr vortheilhaft häl um daselbst zwo Schanzen anzulegen, die nicht allein die Durchfahrt versperren würde sondern auch zu Zollhäusern dienen könnten, wenn der Fluß jemals von Europäern sollt bevölkert werden, läßt sich die Ebbe und Fluth spühren, ob es gleich nicht weniger al dreyhundert Seemeilen bis in das Meer ist. Vierzig Meilen tiefer giebt die Völkerscha der Tapajocoer ihren Namen einem schönen Flusse, welcher diese Provinz bewässert. Da Land ist sehr fruchtbar, und seine Einwohner werden von den benachbarten Völkerschafte gefürchtet, weil das Gift ihrer Pfeile so tödtlich ist, daß man kein Mittel darwider finde Sie erweckten den Portugiesen so gar Furcht, ob sie gleich im Grunde Freunde der Aus länder waren, und sich bey der Durchfahrt der Flotte um die Wette bemüheten, allerhan Lebensmittel dahin zu bringen. Der P. Acunja aber erkläret uns freymüthig, woher de Haß der Portugiesen gegen diese unglückseligen Indianer kömmt. Sie wollten sie zu Scla ven machen; und dieser grausame Entschluß brauchete eines Vorwandes. Ihre Truppe hatten sich schon versammelt, solchen auszuführen. Sie schicketen sich an, aus einer vo ihren Schanzen, el Destierro genannt, abzugehen, als die Flotte daselbst ankam. „Ich
„bemühete mich, als ein rechtschaffener ehrlicher Reisender, ein so barbarisches Unterneh
„men aufzuhalten, oder es wenigstens doch so lange zu verschieben, bis ich mich mit dem
„Statthalter von Para dieserwegen unterredet hätte, welches ich bald zu thun hoffete; un
„sein Sohn, Benedict Maziel, Befehlshaber bey diesem Unternehmen versprach mir
„nichts zu versuchen, bevor er neue Befehle von seinem Vater erhalten hätte. Kaum abe
„hatt

i) Ebendas. im 61 und 62 Capitel. Man sehe des Herrn de la Condamine Nachricht im folgenden Abschnitte.

k) Ebendas. im 74 und 75 Capitel. Man bemerke hier, daß einige Jahre zuvor, ein gro englisches Schiff den Fluß der Tapajocoer hinauf fahren, um daselbst einen Handel mit Taback zu er richten, welcher in dem Lande im Ueberflusse wächst. Allein

„hatte ich ihn verlassen, so schiffete er seine Soldaten auf eine mit einigen Stücken besetzete „Brigantine und andere Fahrzeuge von geringerer Größe ein, und bekriegete die Tapajo- „coer. Sie nahmen den Frieden vergebens mit tausenderley Unterthänigkeitsbezeugungen „an. Maziel befahl ihnen, sie sollten alle ihre vergifteten Pfeile herbey bringen; und als „er sie ohne Waffen sah, so ließ er sie unter einer guten Wache, wie eine Heerde Schafe in „einer Hürde verwahren. Die freundschaftlichen Indianer, die er auf seiner Flotte mitge- „bracht hatte, und welche rechte Teufel waren, wenn es auf das böse Thun ankam, wurden „auf diese elenden Leute gehetzet, und begiengen so große Ausschweifungen wider ihre Wei- „ber und Töchter, selbst vor den Augen ihrer Väter und Männer, daß mir einer von denen „Portugiesen, welcher ein Zeuge dieses entsetzlichen Schauspieles gewesen, zuschwor, er woll- „te dem Sclavenhandel lieber entsagen, als um solchen Preis Sclaven haben. Man nahm „ihrer tausend gefangen, die nach Para geschickt wurden, wo ich sie ankommen sah; und „dieses Einfangen verursachete den Portugiesen so vieles Vergnügen, daß sie bald in einer „weit entlegenern Provinz solches noch einmal vornahmen, wo sie ohne Zweifel eben die „Grausamkeiten werden ausgeübet haben. Das nennet man die Eroberungen von Bra- „silien„ *k*).

Acunja und Artieda. 1640.

Die Curupatubaer, welche man vierzig Seemeilen weit von dem Flusse der Tapa- jocoer findet, und welche auch ihren Namen von einem Flusse haben, welcher ihr Land be- wässert, waren damals die erste Völkerschaft von den Indianern, welche in gutem Ver- ständnisse mit den Portugiesen lebete. Indem man ihren Fluß ungefähr sechs Tagereisen weit wieder hinauf fuhr: so traf man einen andern an, dessen Sand und Ufer viel Gold von einem mittelmäßigen Berge, Namens Yuquaratinci, an, darbothen, dessen Fuß er benetzet. Die Einwohner versicherten, daß sie in eben der Gegend aus einem Orte, Na- mens Picari, oftmals eine andere Art von Metalle zögen, welches viel härter, als Gold, aber weiß wäre, woraus sie vor Alters Aexten und Messer gemacht hatten; nachher aber, da sie erfahren, daß diese Werkzeuge leicht stumpf würden, so hatten sie aufgehöret, solche daraus zu machen. Sie erzähleten auch, es fänden sich an einem andern Orte zween Hü- gel, wovon der eine, nach der Vorstellung, die sie davon macheten, wahrscheinlicher Weise von Azur, der andere aber, welchen sie Penagara nannten, bey Tage und auch bey klaren Nächten so schimmernd war, daß er mit Diamanten bedecket zu seyn schien. Auf dem zweyten hörete man zuweilen entsetzliche Geräusche; welche, nach des P. Acunja Mey- nung, ein gewisses Zeichen sind, daß er in seinem Eingeweide Steine von großem Wer- the enthält *l*)

Curupatubaer und Reichthum ihres Landes.

Er rühmet die Provinz Ginapape eben so sehr, welche ihren Namen ebenfalls von einem Flusse, sechzig Meilen von dem Wohnsitze Curupatuba hat. Die Indianer, sa- get er, erheben den Reichthum dieser Provinz so sehr, daß, wenn man sich auf ihr Zeug- niß verlassen darf, solche mehr Gold besitzt, als sich dessen in ganz Peru findet. Die Län- der, welche ihr Fluß bewässert, werden unter der Statthalterschaft Maranjon begriffen. Allein, ohne ihre Bergwerke, die in der That wirklich in großer Anzahl sind, und ohne

 ihre

Allein, diese Völkerschaft wollte den Engländern kein Gehör geben, sondern tödtete einen Theil davon und hatte das Gewehr derselben noch.

l) Man kann diese physikalischen Vorstellungen kaum begreifen. Allein, dieses ist nicht der einzi- ge Ort, wo man den Herrn von Gomberville im Verdachte hat, daß er den spanischen Text nicht getreulich gegeben.

Acunja und Artieda. 1640.

ihre Strecke, die weitläuftiger ist, als ganz Spanien zusammen, in Betrachtung zu se-hen, so haben diese Länder wegen ihrer Fruchtbarkeit vor allen andern den Vorzug, die a dem Amazonenflusse liegen. Sie enthalten große Völkerschaften barbarischer Indian Die Holländer hatten ihre Vortrefflichkeit so wohl erkannt, daß sie verschiedene Versu gethan, um sich daselbst zu setzen: sie sind aber stets von den Portugiesen verjaget word Der P. Acunja glaubet, versichern zu können, dieses Erdreich sey wenigstens sehr geschi zum Taback und Zuckerröhren, und seine weitläuftigen Weiden können viele Heerden V ernähren. Sechs Meilen über der Mündung des Ginapape hatten die Portugiesen ih Schanze del Destierro, das ist der Verbannung. Sie ist aus verschiedenen Ursach zerstöret worden. Zehn Meilen darunter findet man an dem Flusse Paranaiba eine in dianische Völkerschaft, die mit den Portugiesen Freund ist; und noch weiter im Lande vi le andere Völker, die der P. Acunja nicht konnte kennen lernen.

Versuch der Holländer, sich da nieder zu lassen.

Alle die Eylande aber, welche der Amazonenfluß nachher bildet, sind noch weit meh bevölkert. Dieser Eylande und ihrer Einwohner ist eine große Anzahl. Die Völker schaften gleichen einander so wenig, ihre Sprachen sind so sehr von einander unterschiede wiewohl sie doch meistens die allgemeine oder brasilianische Sprache verstehen; ihre Ge bräuche gehen dergestalt von einander ab, kurz, die Materie ist so weitläuftig für ein Schriftsteller, daß sie mehr als einen Band erfordern würde *m*). Die beträchtlichsten un ter diesen Völkern waren damals die Tapuyaer und Pacaxaer. Hier fängt der P. Acun ja an, die Beobachtung zu machen, daß seit der Eroberung von Brasilien fast alle die Völker ihr Land verlassen haben, um sich von den Siegern zu entfernen. Vierzig Meil unter den Pacaraern, welche die Ufer eines Flusses achtzig Meilen von Paranaiva und a eben der Seite bewohneten, sieht man noch den Flecken Commuta, welcher vor dem dur die Anzahl seiner Einwohner, und wegen der Gewohnheit berühmt war, welche die Indi ner hatten, ihre Kriegesheere daselbst zusammen zu ziehen, wenn sie sich zum Kriege anschickete Er ist fast zu nichts geworden. Indessen ist der Boden daselbst sehr fruchtbar; die Landscha ten sind allerliebst; und es fehlet daselbst nichts zur Annehmlichkeit und den Bequemlic keiten des Lebens *n*). Der Fluß der Tocantiner, welcher hinter den Flecken wegge ist einer von denen reichen Oertern, dessen Werth niemand kennet, wie der P. Acunja kla get. Er redet gleichwohl von einem Franzosen, welcher jährlich mit vielen Schiffen dah kam, und welcher mit Sande aus diesem Flusse befrachtet, wieder zurückkehrete, wora er Gold zu ziehen wußte: doch hatte er niemals die Einwohner des Landes lehren woll wozu er den Sand brauchete, aus Furcht, er möchte sich ihren Haß zuziehen *o*). Vor weni gen Jahren waren einige portugiesische Soldaten von Fernambuc, welche durch die Gebirge Co dilliera in Begleitung eines Priesters von ihrer Nation gegangen waren, an die Quelle eb des Flusses gekommen, in der Hoffnung, neue Entdeckungen zu machen und mit Golde be laden wieder zu kommen. Nachdem sie aber bis an die Mündung hinunter gefahren: s sahe

Flucht der Völker.

Flecken Commuta.

Jährliche Reise eines Franzosen.

m) Ebendas. im 79 Cap.

n) Ebendas. 80 Cap.

o) Ebendas. 81 Cap.

p) Man bemerke, daß ihm der P. Acunja vier und achtzig Meilen in der Breite, sechs und zwanzig Meilen unter der Sonneninsel, von Zapara gen Süden bis an das nordliche Vorgebirge gie und daß er hier deutlich wiederhohlet, sein Lau sey dreyzehnhundert sechs und funfzig Seemeile 81 Cap.

q) Ohne gleichwohl die Pflicht seines Amtes z vergessen; denn er läßt sich auch wegen derer Ver theil

sahen sie sich von den Tocantinern umringt, welche sie insgesammt tödteten. Als der P. Acunja in dieses Land kam: so fand man den Kelch wieder, dessen sich der Priester zu seinen geistlichen Verrichtungen bedienete.

Acunja und Artieda. 1640.

Anmerkungen und Rath des P. Acunja.

Die Stadt Para, welche der P. Acunja die große Festung der Portugiesen nennet, ist dreyßig Meilen von Commuta. Damals war ein Statthalter daselbst, und drey Compagnien Fußvolk, mit allen dazu gehörigen Befehlshabern. Der scharfsinnige Reisende bemerket, daß beyde unter dem Generalstatthalter von Maranjon stünden, der über hundert und dreyßig Seemeilen von Para nach Brasilien zu wäre; welches nichts anders, als verdrießliche Verzögerungen, in Ansehung der Statthalterschaft verursachen könnte. „Wenn „unsere Leute, saget er, glücklich genug wären, sich an dem Amazonenflusse zu setzen: so „müßte der Statthalter zu Para nothwendiger Weise unumschränkt seyn, weil er den Schlüs„sel des Landes in Händen haben würde. Man will damit eben nicht sagen, daß der Ort, „wo Para liegt, der beste sey, den man erwählen kann; es würde aber leicht seyn, ihn zu „verändern, wenn die Entdeckung weiter getrieben würde. Ich für mein Theil würde kei„nen bequemern Ort, als das Sonneneyland, dazu finden, welches vierzehn Meilen tiefer, „gegen die Mündung des Flusses ist *p*). Dieses ist ein Posten, worauf man nothwendi„ger Weise das Auge richten muß, weil der Boden daselbst allerhand Lebensmittel giebt, „weil die Schiffe vor den Stürmen der beschwerlichsten Winde sicher sind, und weil sie bey „der hohen Fluth im Vollmonde herauslaufen können. Ueber dieses hat diese Insel über „zehn Meilen im Umfange, sehr gutes Wasser, einen großen Ueberfluß an Seefischen und „süßem Wasser, vornehmlich eine unendliche Menge Krabben, welche die ordentliche Spei„se der Indianer und Armen sind. Man setze hinzu, daß selbst heutiges Tages in der „ganzen Nachbarschaft keine Insel ist, welche mehr Wildprät für die Besatzung und für „die Einwohner von Para liefert.„

Erklärung der Absichten des spanischen Hofes bey dieser Reise.

Mit dieser politischen Frucht seiner Beobachtungen endiget der P. Acunja sein Werk *q*), um auf die Absichten des spanischen Hofes zu antworten, die er nur merken läßt *r*), die sich aber in der angeführten Abhandlung sehr wohl erkläret finden *s*). Die Franzosen, die Engländer, und die Holländer hatten seit langer Zeit angefangen, beschwerliche Streifereyen in die benachbarten Meere der spanischen Niederlassungen und bis in das Südmeer zu thun, von da sie mit Ruhme und Reichthümern beladen zurück kamen. Es war nicht leicht, diese Unordnung unter Karln dem Vten aufhören zu lassen, weil alle Küsten von America noch nicht genugsam bekannt waren, daß dieser Herr die ordentliche Fahrt seiner Galionen so wenig als den Ort sicher hätte verändern dürfen, wo sie sich versammeln, um wieder nach Spanien zu gehen. Philipp der IIte sah kein anderes Hülfsmittel wider fast unvermeidliche Uebel, als daß er den Hauptleuten seiner Flotte das Gesetz auflegete, sich bey ihrer Schiffahrt nicht zu trennen: ein einziger Befehl aber war nicht hinlänglich, sie zu bewahren. Es war fast unmöglich, daß sich bey einer Reise von mehr als tausend Meilen viele

Schiffe

theile heraus, die der Religion davon zuwachsen können.

r) In denen Anmerkungen, die man angeführet hat, und an dem Orte, wo er davon redet, daß man zwo Schanzen bauen solle, die Durchfahrt des Flusses zu versperren, und zu Zollhäusern zu dienen.

s) Diejenige, die vor der französischen Uebersezung seines Werkes steht, a. d. 16 u. f. S. Sie ist sehr merkwürdig: der Verfasser davon aber ist nicht genannt. Es scheint nur, daß sie nicht von dem Uebersetzer sey.

Acunja und Artieda. 1640.

Schiffe so dicht zusammen hielten, daß sich nicht ein einziges davon verirrete; und ein sol-
cher Corsar folgete den Galionen von der Havana bis nach San Lucar, um seine Beute zu
entführen. Philipp der IIIte hielt auch dieses Hülfsmittel für sehr ungewiß. Er wollte,
man sollte ein Mittel ausfündig machen, daß man die Fahrt seiner Galionen nicht wüßte;
und von allen denen Vorschlägen, die ihm deswegen gethan wurden, fand er keinen beque-
mer, die Armateurs irre zu machen, als daß man die Schiffahrt auf dem Amazonenfluß
von seiner Mündung an bis an seine Quelle eröffnete. Da die größten Schiffe unter der
Festung von Para vor Anker bleiben konnten: so hätte man alle Reichthümer von Peru,
aus Neugrenada, aus Terra Firma und so gar aus Chili können dahin kommen lassen.
Quito hätte zur Niederlage und Para zum Sammelplatze für die brasilianische Flotte die-
nen können, welche die Corsaren durch die Stärke und Anzahl würde erschrecket haben,
wenn sie sich mit den Galionen zu ihrer Rückkehr nach Europa vereiniget hätte. Das
Beyspiel des Orellana bewies, daß der Fluß schiffbar wäre, wenn man hinunter führe.
Die Schwierigkeit bestund nur darinnen, daß man die wahre Mündung fände, um bis
nach Quito hinauf zu segeln. Daher kommen alle die angeführten Versuche, bis auf des
Texeira seine, die glücklicher war. Allein, obgleich seine Entdeckung durch seine Rückkehr
und durch die Beobachtungen des P. Acunja vollkommen gemacht zu seyn schienen: so ver-
schwanden doch alle Anschläge der Krone Spanien gleich, so bald nur die Portugiesen den
Herzog von Braganza auf den Thron gehoben hatten. Sie hatten gelernet, den Amazo-
nenfluß von seiner Mündung an bis an seine Quelle hinauf zu fahren; und der König in
Spanien befürchtete mit Rechte, sie möchten, da sie seine Feinde geworden wären, ihm
bis nach Peru, dem reichsten von seinen Krongütern, über den Hals kommen, wenn sie die
Holländer aus Brasilien gejaget hätten. Weil man auch Ursache zu befürchten hatte, die
Nachricht des P. Acunja möchte ihnen zum Wegweiser dienen: so ergriff Philipp der IV
die Partey, alle Exemplare davon unterdrücken zu lassen, wie bereits angeführet worden.

Von der Zeit an sind die Unternehmungen der Spanier auf dem Amazonenflusse
nur dahin gegangen, die Indianer desjenigen großen Stückes des Flusses unters Joch zu
bringen, welches in der Statthalterschaft Maynas eingeschlossen ist. Man hat gesehen,
daß, wenn sie einigen glücklichen Erfolg gehabt, sie solchen nicht so wohl ihren Waffen,
als dem unermüdeten Eifer der Missionarien, zu danken haben. Der Zustand ihrer Be-
sitzungen war so beschaffen, wie man ihn in der Beschreibung der Audiencia Quito vorge-
stellet hat, als die Reise und die Karte des Herrn de la Condamine ein neues Licht über die-
ses Land, über den Lauf des Flusses, und über verschiedene schlecht erläuterte Puncte in den
vorhergehenden Nachrichten ausgebreitet hat.

Der

t) Gleichwohl ist es das erste Werk, welches er seit seiner Zurückkunft unter dem Titel Relation abregée d'un Voïage dans l'interieur de l'Amerique Meridionale, etc. zu Paris bey der Witwe Pissot

Der III Abschnitt.

Reise des Herrn de la Condamine.

De la Condamine. 1743.

Bewegungsgründe zu dieser Reise. Alte Karten des Amazonenflusses. Weg von Tarqui nach Jaen. Höhe des Berges Loxa. Pflanze Quinquina. Verfall vieler Städte. Hafen zu Jaen, Chuchunga. Condamine schiffet sich ein. Tiefe und enge Straßen des Flusses. San Jago de las Montanjas. Pongo de Manseriche. Dessen Abmessung. Zustand des Verfassers zu Borja. Vulcan Sangay. Gestalt der Canote. Wilde Yameoer. Fluß Ucayale. Völkerschaft der Omaguaer. Bedeutung ihres Namens. Pflanze, wovon sie Erscheinungen bekommen. Astronomische Wahrnehmungen an dem Napo. Spanische Mission Pevas. Seltsame Gebräuche. Erster portugiesischer Ort St. Paul. Coari und andere portugiesische Pflanzstädte. Erläuterung wegen der Amazonen. Rio Negro. Gemeinschaft des Orinoko mit dem Maranjon. Rio Madera. Fort Pauxis. Fluß Topayos. Holländisches Fort Parû. Gewürzhafte Bäume. Festung Curupa. Lage der Stadt Para. Des Herrn de la Condamine Ankunft daselbst. Beobachtungen von der Stadt; von den Pocken daselbst. Zwo Mündungen des Amazonenflusses. Veränderung des Bodens gegen Norden. Sonderbare Ebbe und Fluth. Condamine geräth auf eine Sandbank; kömmt nach Cayenne, und wieder nach Europa. Aufnahme daselbst.

Diese zweyte Reise des berühmten Mitgliedes der französischen Academie der Wissenschaften ist eigentlich nur die Folge und der Beschluß *t*) von seinem Tagebuche, woraus man schon einen Auszug gemacht hat. Man hat daselbst gesehen, daß, nachdem er seine academischen Arbeiten auf den Gebirgen zu Quito geendiget und seine bekannten Pyramiden errichtet hatte, er sich gegen das Ende des Märzmonates 1743 zu Tarqui bey Cuenca in Peru befand.

„Wir hatten es verabredet, saget er, Herr Godin, Herr Bouguer und ich, wir „wollten durch verschiedene Wege wieder nach Europa gehen, damit wir desto mehr Gelegenheiten bekämen, etwas wahrzunehmen *u*). Ich wählete einen fast unbekannten Weg, „welcher mich nicht dem Neide aussetzen konnte. Dieses war der auf dem Amazonenflusse, „welcher von Abend nach Morgen durch das ganze feste Land des südlichen America geht, „und welcher mit Recht für den größten Fluß von der Welt gehalten wird. Ich nahm mir „vor, diese Reise nützlich zu machen, indem ich eine Karte von diesem Flusse aufnahm und „Beobachtungen von allerhand Art wegen einer so wenig bekannten Gegend sammelte„.

Bewegungsgründe dieser Reise.

Herr de la Condamine beobachtet *x*), daß Sansons sehr mangelhafte Karte von dem Laufe dieses Flusses, welche nach des P. Acunja bloß historischen Nachricht aufgesetzet worden, nachher von allen Erdbeschreibern, aus Mangel neuerer Nachrichten, ist copiret worden, und daß wir bis 1717 keine bessere davon gehabt haben. Damals erschien zum erstenmale in Frankreich eine Copie von derjenigen, die im 1690 Jahre von dem P. Fritz aufgesetzet worden und zu Quito im 1707 Jahre gestochen war. Da aber viele Hindernisse diesem Missionar niemals erlaubet haben, solche vollkommen zu machen, vornehmlich an dem untern Ende des Flusses: so ist sie nur mit einigen Noten begleitet, und hat fast nicht die geringste umständliche historische Nachricht, so daß man bis auf des Herrn de la Condamine Karte das Land um den Amazonenfluß nur aus des P. Acunja Berichte kannte, wovon man den Auszug vorher gelesen hat.

Alte Karten von dem Amazonenflusse.

Weil

Pissot 1745 in 8 herausgegeben hat. Er hatte es vorher zu Amsterdam spanisch drucken lassen.

u) Diese Bewegungsgr. werden in seinem Tagebuche weitläuftiger erkläret. *x*) Ebend. a. d. 15 u. vorh. S.

De la Condamine. 1743.

Weil wir schon des Ulloa genaue Anmerkungen von dem Namen, der Quelle und de[m] allgemeinen Laufe des Maranjon, von denen dreyen Wegen, die von Quito nach die[sem] Flusse führen, von dem Wege von Jaen, wo dieser Fluß anfängt, schiffbar zu werde[n] und von denen vornehmsten Flüssen, wovon er sich bildet und vergrößert, mitgetheilet habe[n] und alle diese umständlichen Beschreibungen aus des Herrn de la Condamine Reise auf de[m] Amazonenflusse genommen zu seyn scheinen, weil er der einzige von den neuern Reisen[den] ist, welcher bis in diese Gegenden gedrungen: so ist uns nichts weiter übrig, als daß w[ir] diesem Mitgliede der Academie, von Tarqui bis nach Jaen, von Jaen bis nach sei[nem] Eingange in das Nordmeer und von da bis in Europa folgen.

Sein Weg von Tarqui nach Jaen.

Er reisete den 11ten May 1743 von Tarqui, fünf Meilen gegen Süden von Cue[nca] ab. Auf seiner Reise von Lima im 1737sten Jahre hatte er den ordentlichen Weg von Cu[en]ca nach Loxa genommen. Diesesmal nahm er einen Umweg, welcher durch Zaruma gie[ng] bloß damit er diesen Ort auf seine Karte setzen könnte. Er lief einige Gefahr, da er d[en] großen Fluß los Jubones durchwadete, welcher damals sehr groß war und allezeit üb[er]aus schnell ist. Diese Gefahr aber bewahrete ihn vor einer größern, die ihn auf dem W[e]ge von Loxa erwartete z).

Lage von Zaruma.

Von einem Gebirge, worüber de la Condamine seinen Weg nahm, sieht man d[en] Hafen Tumbez. Von diesem Puncte fing er eigentlich an, sich von dem Südmeere zu e[nt]fernen, um das ganze feste Land durchzureisen. Zaruma, welches im dritten Grade, vier[zig] Minuten Süderbreite liegt, giebt einer kleinen Provinz gegen Westen von der Prov[inz] Loxa seinen Namen. Die Bergwerke dieses Landes, welche vordem so berühmt war[en] sind heutiges Tages fast ganz verlassen. Das Gold daraus ist mit Silber vermischt u[nd] ist dennoch unter dem Hammer sehr geschmeidig. Der Gehalt aber ist nur von vierzehn Car[at.] Die Höhe des Barometers zu Zaruma befand sich vier und zwanzig Zoll, zwo Linien. M[an] weis, daß sich diese Höhe in dem heißen Erdgürtel nicht verändert, wie in unsern Geg[en]den. Die Mitglieder der Academie hatten es ganze Jahre hindurch zu Quito erfahren, d[aß] sein größter Unterschied nicht über anderthalb Linien ist. Godin bemerkete zuerst, daß [klei]ne Veränderungen, die bey nahe von einer Linie in vier und zwanzig Stunden sind, zie[m]liche ordentliche Abwechselungen haben. Da dieses einmal erkannt war, so konnte ma[n] aus einer einzigen Erfahrung, von der mittlern Höhe des Mercurius urtheilen. Alle di[e]jenigen, die man auf den Küsten des Südmeeres gemacht, und welche de la Condam[ine] auf seiner Reise von Lima wiederhohlet hatte, hatten ihn gelehret, daß diese mittlere H[ö]he, in der Gleiche mit dem Meere acht und zwanzig Zoll war a), woraus er schließen könn[te]

y) Im IX Bande dieser Sammlung a. d. 275 u. ff. S.

z) Da Herr Seniergues, Wundarzt bey der academischen Gesellschaft, im 1737 Jahre zu Cuenca war ermordet worden: so hatte der Herr de la Condamine eine beglaubigte Abschrift von dem peinlichen Processe bey sich, die er, nach seiner Zurückkunft, nebst den Umständen von dem Morde an das Licht gestellet hat. Er erhielt Nachricht, daß die Mitgenossen, welche befürchteten, sie möchten von dem spanischen Hofe gestrafet werden, Leute bestellet hatten, die ihm auf dem Wege auflauern [soll]ten, welchen er nehmen würde.

a) Man sehe das historische Tagebuch und [die] Aufschrift, welche die zu Quito gemachten Beo[b]achtungen enthält. a. d. 163 S.

b) Der Verfasser beobachtet, Laet thue de[ssel]ben in seiner Beschreibung von America keine [Er]wähnung. Er bedienete sich zu dieser Rech[nung] einer von dem Herrn Bouguer nach einer angen[om]menen Meynung aufgesetzeten Tafel, welche [die Mei]nung bis hieher besser, als sonst irgend eine, [...]

können glaubete, daß der Boden zu Zaruma ungefähr siebenhundert Toisen hoch ist, welches nicht die Hälfte von der Höhe des zu Quito ist b).

De la Condamine. 1743.

Man trifft auf diesem Wege viele von denen Brücken aus Stricken von Baumrinde und Bindweiden an, wovon wir verschiedene Beschreibungen mitgetheilet haben. Loxa ist um dreyhundert und funfzig Toisen ungefähr höher, als Quito, und die Hitze ist daselbst merklich größer. Allein obgleich die Berge in der Nachbarschaft nur Hügel sind, in Vergleichung mit denen zu Quito: so dienen sie dennoch den Gewässern der Provinz zur Vertheilung; und einerley Abhang des Gebirges, **Caxanuma** genannt; wo die beste Quinquina wächst, zwo Seemeilen gegen Süden von Loxa, giebt Flüssen, die einen gegenseitigen Lauf nehmen, einige gegen Westen, um sich in das Südmeer zu ergießen, und die andern gegen Osten, welche den Maranjon vergrößern, ihren Ursprung.

Höhe des Berges Loxa.

De la Condamine brachte den ganzen dritten Tag des Brachmonates auf einem von diesen Gebirgen zu, um daselbst Senker von dem Baume Quinquina zu sammeln. Er konnte aber mit Hülfe zweener Indianer, die er zu Wegweisern mitgenommen hatte, auf seiner ganzen Tagereise nicht mehr, als acht oder neun junge Pflanzen, sammeln, welche nach Europa konnten versetzet werden. Er ließ sie mit der Erde, die er an eben dem Orte aushob, in eine Kiste setzen, welche er mit vieler Vorsicht von einem Menschen auf der Schulter bis an den Ort tragen ließ, wo er sich einschiffete.

Pflanze Quinquina.

Von Loxa nach Jaen gieng man über die letzten Berge der Cordillieren. Auf dieser ganzen Reise geht man fast beständig durch Gehölze, wo es alle Jahre eilf Monate lang regnet, und zuweilen auch das ganze Jahr hindurch. Es ist nicht möglich, etwas daselbst zu trocknen. Die mit Rindsleder bedecketen Körbe, welche die Kuffer dieses Landes sind, verfaulen, und geben einen unerträglichen Gestank von sich. De la Condamine gieng durch zwo Städte, die nur noch den Namen der Städte haben, nämlich **Loyola** und **Valladolid**. Beyde waren vor ungefähr hundert Jahren reich und von Spaniern bevölkert: heutiges Tages aber sind sie zu kleinen Dörfchen mit Indianern oder Mestizen geworden und von ihrer ersten Lage verleget. Jaen so gar, welches noch den Titel einer Stadt führet, und welches der Sitz des Statthalters seyn sollte, ist heutiges Tages nur noch ein dreckichtes und feuchtes Dorf, ob es gleich auf einer Höhe liegt, und ist bloß wegen eines ekelhaften Ungeziefers, Namens **Garrapata**, bekannt, wovon man daselbst gefressen wird. Eben der Verfall ist den meisten Städten in Peru, die von dem Meere entfernet und außer dem großen Wege von Carthagena nach Lima liegen, wiederfahren. Dieser Weg biethet eine Menge von Flüssen dar, deren einige man durchwadet, über andere aber auf

Verfall vieler Städte.

den verschiedenen Erfahrungen des Barometers übereinstimmet, die man in verschiedenen geometrisch bestimmten Höhen gemacht hat. Da er von Tarqui, einem ziemlich kalten Lande, kam: so empfand er eine große Kälte zu Zaruma, ob es gleich nicht höher, als auf dem kahlen Berge in Martinik war, wo er eine stechende Kälte ausgestanden, als er aus einem niedrigen und warmen Lande gekommen. Ich vermuthe, setzet de la Condamine hinzu, man wisse, daß wir bey unserm langen Aufenthalte in der Provinz Quito, unter der Linie, beständig erkannt haben, daß die Höhe des Bodens, nachdem sie mehr oder weniger groß gewesen, fast gänzlich wegen des Grades der Hitze den Ausspruch thue; und daß man nicht über zweytausend Toisen hoch steigen dürfe, um sich aus einem von der Sonnenhitze verbrannten Thale bis an den Fuß eines Haufen Schnees zu versetzen, der so alt, als die Welt ist, und womit der benachbarte Berg gekrönet seyn wird. Am angef. Orte, a. d. 22 S.

De la Condamine. 1743.

auf Brücken und Flößen geht, die an dem Orte selbst aus einem sehr leichten Holze geba werden, womit die Natur alle Wälder versehen hat. Diese vereinigten Flüsse machen nen großen und sehr schnellen Strom, Namens Chinchipe, welcher viel breiter ist, die Seine zu Paris. Man geht ihn in einer Flöße hinab, fünf Meilen weit, bis n Tomependa, einem indianischen Dorfe in einer angenehmen Lage, bey der Vereinig dreyer Flüsse. Der Maranjon, welcher in der Mitte ist, erhält von der Südseite den F der Chachapoyaer und den Fluß Chinchipe an der Westseite, im fünften Grad drey Minuten Süderbreite. Von hier an geht der Maranjon, ungeachtet seiner Umwege s immer ein wenig näher und näher nach der Linie bis zu seiner Mündung. Unter eben d sem Puncte zieht sich der Fluß eng zusammen und öffnet sich einen Durchgang zwisc zweyen Gebirgen, wo ihn die Heftigkeit seines Stromes, die Felsen, die ihn verschließen, u viele Wassersprünge unfahrbar machen. Was man den Jaener Hafen nennet, das ist d Ort, wo man sich einschiffet, ist vier Tagereisen von Jaen an dem kleinen Flusse Ch chunga, wodurch man unterhalb der Wassersprünge in den Maranjon hinunter fährt.

Ein Bothe, welchen de la Condamine von Tomependa abgeschicket hatte, mit B fehlen von dem Statthalter zu Jaen an seinen Lieutenant zu Sant Jago, um ein Ca in dem Hafen fertig halten zu lassen, hatte alle diese Hindernisse auf einer Flöße gehob welche aus zweyen oder dreyen Stücken Holz bestund. Von Jaen bis nach dem Hafen g man über den Maranjon, und man findet sich vielmals an seinen Ufern. In diesem Rau erhält er von der Nordseite viele Flüsse, welche bey großem Regen einen mit Goldstriemen u Goldkörnern vermischten Sand fortführen; und die beyden Seiten des Flusses sind mit Ca bedecket, welcher eben so gut ist, als der, den man bauet, woraus sich aber die Indianer d Landes nichts mehr machen, als aus dem Golde, welches sie nur sammeln, wenn man in dringt, daß sie ihren Tribut bezahlen sollen.

Den vierten Tag, nachdem de la Condamine von Jaen abgereiset war, wadete er e und zwanzigmal durch den Fluß Chuchunga, und das zwey und zwanzigstemal gieng in einem Schiffe hinüber. Die Maulesel fingen an zu schwimmen, so beladen sie au waren, als sie sich der Herberge näherten; und de la Condamine hatte den Verdruß, se Papiere, seine Bücher und seine Instrumente ganz benässet zu sehen. „Dieses war d „vierte Zufall von der Art, welchen er ausgestanden hatte, seitdem er in den Gebirgen re „sete. Seine Schiffbrüche, saget er, höreten nicht eher auf, als bis er sich eingeschiffet hatte

Chuchunga, Hafen von Jaen.

Der Jaener Hafen, welcher Chuchunga heißt, ist ein Dorf von zehn indianisch Familien, die durch einen Caciquen regieret werden. De la Condamine war genöthig we

c) Er machet eine allerliebste Abschilderung von denen acht Tagen, die er in dem Dorfe Chuchunga zubrachte. „Ich hatte, saget er, weder Diebe noch Neugierige zu befürchten. Ich war mitten unter den Wilden. Ich erhohlete mich unter ihnen von dem Leben mit Menschen, und „wenn ich es sagen darf, ich bedauerte deren Umgang nicht. Nach vielen in einer beständigen „Bewegung verbrachten Jahren genoß ich zum erstenmale einer süßen Ruhe. Das Andenken meiner vergangenen Mühseligkeiten und Gefährlichkeiten schien mir ein Traum zu seyn. Die St „le, welche in dieser Einsamkeit herrschete, mach „te sie mir viel liebenswürdiger. Es schien, al „wenn ich daselbst freyer Athem hohlete. D „Hitze der Himmelsgegend war durch die Kühl „des Wassers aus einem Bache, der kaum aus se „ner Quelle kam und durch das dicke Gehölz „welches seine Ufer beschattete, gemäßiget. Ein „ungeheure Anzahl sonderbarer Pflanzen und unb „kannter Bluhmen both mir ein neues und man „nichfaltiges Schauspiel dar. Zwischen meinen Ar „beiten

worden, die beyden jungen Mestizen abzuschaffen, welche ihm hätten zu Dolmetschern dienen können. Die Nothwendigkeit ließ ihn ein Mittel erfinden, solches zu ersetzen. Er wußte beynahe eben so viele Worte von der Sprache der Yncae, welche diese Indianer redeten, als sie von der spanischen Sprache wußten. Da er zu Chuchunga nur sehr wenig Canote antraf, und derjenige, den er von Sant Jago erwartete, nur erst in vierzehn Tagen ankommen konnte: So vermochte er den Caciquen, eine ziemliche große Balse bauen zu lassen, die ihn mit seinem Geräthe tragen könnte. Diese Arbeit gab ihm Zeit, seine Papiere und Bücher trocknen zu lassen *c*). Die Sonne zeigete sich nur Mittages. Dieses war genug, die Höhe zu nehmen. Er fand fünf Grad ein und zwanzig Minuten Süderbreite; und das Barometer, welches über sechzehn Linien niedriger war, als am Ufer des Meeres, lehrete ihn, daß es zweyhundert und fünf und dreyßig Toisen weit überhalb der Gleiche mit dem Meere, Flüsse gäbe, die ohne Unterbrechung schiffbar wären *d*).

De la Condamine. 1743.

Den 4ten des Heumonates Nachmittage stieg er in ein kleines Canot mit zweenen Ruderern, vor welchem die Balse unter der Bedeckung dreyer Indianer aus dem Dorfe vorausfuhr, die bis an den Gürtel im Wasser giengen, um sie mit der Hand zu führen, oder wider die Gewalt der Ströme, zwischen den Felsen und in den kleinen Wassersprüngen, aufzuhalten. Den folgenden Tag kam er in den Maranjon, vier Meilen gegen Norden, von dem Orte, wo er zu Schiffe gegangen war; daselbst ist er eigentlich erst schiffbar. Die Flöße, welche nach dem Bette des kleinen Flusses eingerichtet war, verlangete, größer und stärker gemacht zu werden. Man wurde den Morgen gewahr, daß der Fluß um zehn Fuß gestiegen. De la Condamine, welcher auf Gutbefinden seiner Führer aufgehalten wurde, hatte Zeit, sich seinen Wahrnehmungen zu überlassen. Er maß auf eine geometrische Art die Breite des Maranjon, welche sich auf hundert und fünf und dreyßig Toisen breit fand, ob sie gleich schon um funzehn bis zwanzig Toisen abgenommen. Viele Flüsse, welcher dieser Strom oberhalb Jaen einnimmt, sind viel breiter, woraus man urtheilen kann, daß er von einer großen Tiefe ist. In der That reichete ein Tau von acht und zwanzig Faden nur im Drittel seiner Breite auf den Grund. Es war unmöglich, ihn in der Mitte seines Bettes zu ergründen, wo ein Canot, welches dem Strome überlassen wurde, eine und ein Viertheil von einer Toise in einer Secunde lief. Das Barometer, welches um vier Linien höher, als in dem Hafen war, zeigete dem Herrn de la Condamine, daß die Fläche des Wassers ungefähr funfzig Toisen von Chuchunga an, gesunken wäre, von da er nur acht Stunden gebrauchet hatte, hinunter zu fahren. Er beobachtete an eben dem Orte die Breite von fünf Graden eine Minute südlich.

De la Condamine schiffet sich ein.

Tiefe des Flusses.

„beiten nahm ich an den unschuldigen Vergnügun„gen meiner Indianer Theil; ich badete mich mit „ihnen, ich bewunderte ihre Geschicklichkeit auf „der Jagd und beym Fischen. Sie ließen mir das „Auslesen von ihren Fischen und ihrem Wildprä„te. Sie waren alle zu meinem Befehle. Der „Cacique, welcher sie anführete, war am eifrig„sten, mir zu dienen. Ich bekam Licht von wohl„riechendem Holze und Harze. Der Sand, wor„auf ich gieng, war mit Golde vermengt. Man „sagete mir, meine Flöße wäre fertig und ich ver„gaß alle diese Annehmlichkeiten„. Mem. de l'Academ. des Sciences pour 1745.

d) De la Condamine behauptet nicht, daß sie nicht in einer größern Höhe seyn können, und bezieht sich bloß auf die Folge, die er aus seiner Erfahrung zieht. Indessen hat es doch Wahrscheinlichkeiten genug, saget er, daß der Punct, wo ein Fluß anfängt, Schiffe zu tragen, wenn er von eben dem Orte über tausend Seemeilen gelaufen ist, weit erhabener seyn muß, als derjenige, wo die ordentlichen Flüsse anfangen, schiffbar zu werden. A. d. 33 S.

De la Condamine. 1743.

Enge Straße u. Gefährlichkeiten dabey.

Den 8ten, da er seinen Weg fortsetzete, gieng er über die Enge bey Cumbinama, welche wegen der Steine gefährlich ist, womit sie angefüllet ist. Ihre Breite ist nur ungefähr zwanzig Toisen. Die bey Escurrebragas, welche man den andern Morgen antraf, ist von einer andern Art. Der Fluß, welcher von einem scharfen Felsenstücke aufgehalten wird, woran er senkrecht stößt, wendet sich auf einmal ab, und machet mit seiner ersten Richtung einen geraden Winkel; und durch die Geschwindigkeit, die er von seiner Verengerung bekömmt, hat er eine tiefe Bucht in den Felsen gehöhlet, wo die Gewässer seines Ufers, welche durch die Geschwindigkeit derer in der Mitte von einander getrieben werden, wie in einem Gefängnisse aufgehalten sind. Die Flöße, worauf de la Condamine damals war, wurde durch den Strom in diese Höhle getrieben, und that über eine Stunde lang nichts anders, als daß sie sich herum drehete. Die Gewässer führeten sie zwar im Zirkel wieder gegen die Mitte des Flusses, wo der große Strom ihnen begegnete, und Wellen machete, die vermögend waren, die Balse zu überschwemmen, wenn ihre Größe und Festigkeit sie nicht dagegen vertheidiget hätte: die Gewalt des Stromes aber trieb sie stets wieder in die Bucht zurück; und de la Condamine würde niemals ohne die Geschicklichkeit von vier Indianern herausgekommen seyn, welche er mit einem kleinen Canote bey sich zu behalten die Vorsicht gehabt hatte. Diese vier Leute, welche zu Lande am Ufer hingegangen waren, und sich um die Bucht herum begeben hatten, kletterten auf den Felsen hinauf, von da sie ihm nicht ohne Mühe Bindweiden zuwarfen, welches die Seile des Landes sind, womit sie die Flöße wieder bis in den Schuß des Stromes zogen. An eben dem Tage gieng man über eine dritte Enge, Namens **Guaralayo**, wo das Bette des Flusses durch die Felsen zusammen gezogen wird, und nicht über dreyßig Toisen breit ist. Diese Fahrt aber ist nur bey dem großen Anwachse des Wassers gefährlich. Den Abend an eben dem Tage traf de la Condamine das große Canot an, welches man ihm von Sant-Jago schickete, und welches noch sechs Tage würde gebrauchet haben, um bis an den Ort zu kommen, von da die Flöße in zehn Stunden herabgekommen war.

Sant Jago de las Montanjas.

De la Condamine gelangete den 10ten zu **Sant Jago de las Montanjas**, einem Dorfe, an, welches heutiges Tages an der Mündung eines Flusses gleiches Namens liegt, und von den Trümmern einer Stadt errichtet worden, die ihren Namen dem Flusse gegeben hat. Ihre Ufer werden von einer indianischen Völkerschaft mit Namen die Xibaroer, bewohnet, die ehemals Christen gewesen, und sich seit hundert Jahren wider die Spanier empöret hatten, um sich der Arbeit in den Goldbergwerken zu entziehen. Sie leben frey in Gehölzen, wozu niemand kommen kann, und woraus sie die Schiffahrt auf dem Flusse verhindern, wodurch man innerhalb weniger, als acht Tagen, von den Gegenden um Loxa und Cuenca herunter kommen könnte. Die Furcht vor ihrer Grausamkeit hat gemacht, daß die Einwohner zu Sant Jago zweymal ihre Wohnung verändert haben, und daß sie seit vierzig Jahren die Partey ergriffen, bis an die Mündung des Flusses in den Maranjon hinunter zu fahren. Unterhalb Sant Jago findet man **Borja**, eine Stadt, die den vorigen beynahe gleich, ob sie wohl die Hauptstadt der Statthalterschaft Maynas ist, welche alle spanische Missionen an den Ufern des Flusses begreift. Sie ist von Sant Jago nur durch den berühmten **Pongo von Manseriche** abgesondert. Man hat in den vorhergehenden Beschreibungen gesehen, daß **Pongo** eine Pforte bedeutet, und daß man diesen Namen allen engen Durchfahrten giebt, wovon diese die berühmteste ist. Es ist ein Weg, den sich der Maranjon, welcher nach einem Laufe von mehr, als zweyhundert Seemei-

Borja.

Pongo von Manseriche.

meilen gegen Norden, indem er sich gegen Osten wendet, mitten durch die Gebirge der Cordilliera eröffnet, indem er sich ein Bette zwischen zwo gleichlaufenden Felsenmauern aushöhlet, welche fast nach der Bleyschnur gehauen sind. Es sind nicht viel über hundert Jahre, daß einige spanische Soldaten von Sant Jago diese Durchfahrt entdecketen, und sich zuerst darauf wageten. Zween Jesuiten Missionarien aus der Provinz Quito folgeten gleich hinter ihnen her, und legeten im 1639sten Jahre angeführter maßen die Mission zu Maynas an, die sich sehr weit erstrecket, indem man den Fluß hinabgeht. Bey der Ankunft zu Sant-Jago schmeichelte sich de la Condamine, noch an eben dem Tage zu Borja zu seyn, und brauchete in der That nur eine Stunde, sich dahin zu begeben. Ungeachtet seiner zu wiederhohlten malen abgeschickten Bothen und der Empfehlungsschreiben aber, worauf man niemals viel Acht gehabt, war das Holz zu der großen Flöße, worauf er über den Pongo gehen sollte, noch nicht gehauen. Er ließ also seine nur durch einen neuen Umschlag fester machen, damit sie die ersten Anstöße aushalten könnte, die bey den Krümmen und Umwegen aus Mangel eines Steuerruders unvermeidlich sind, dessen sich die Indianer auf den Flößen nicht bedienen. Sie haben auch, um ihre Canote zu regieren, nur einerley Pagaie, die ihnen zum Ruder dienet.

De la Condamine. 1743.

Zu Sant-Jago konnte de la Condamine den Widerstand seiner Schiffleute nicht überwinden, welche den Fluß noch nicht seicht genug fanden, um die Fahrt darauf zu wagen. Alles, was er von ihnen erhalten konnte, war, daß sie hinüber fahren und den günstigen Augenblick in einer kleinen Bucht nahe bey der Einfahrt in den Pongo erwarten wollten, wo der Strom so reißend und heftig ist, daß sich das Wasser, ohne einen wirklichen Sprung zu haben, herab zu stürzen scheint, und sein Stoß gegen die Felsen machet ein fürchterliches Geräusch. Die vier Indianer aus dem Jaener Hafen, die nicht so neugierig waren, als der reisende Franzose, den Pongo in der Nähe zu sehen, waren schon zu Lande, durch einen Fußsteig, oder vielmehr durch eine in Felsen gehauene Treppe voraus gegangen, um seiner zu Borja zu erwarten. Er blieb, wie in der vorhergehenden Nacht, mit einem Schwarzen allein auf seiner Flöße. Eine sehr außerordentliche Begebenheit aber machete, daß er es als ein Glück ansah, daß er sie nicht hatte verlassen wollen. Der Fluß, dessen Höhe um fünf und zwanzig Fuß in sechs und dreyßig Stunden abnahm, fiel noch immer mehr und mehr. Mitten in der Nacht hatte sich ein Splitter von einem sehr großen Zweige eines unter dem Wasser verborgenen Baumes zwischen die Hölzer der Flöße gestecket, wo er mehr und mehr durchdrang, so wie sie sich mit dem Wasser hinunter ließ. De la Condamine sah sich also in Gefahr angehaket, und mit seiner Flöße in der Luft hängen zu bleiben; und der geringste Zufall, welcher ihm begegnen konnte, war, daß er seine Papiere, die Frucht einer achtjährigen Arbeit, verlor. Endlich fand er ein Mittel, sich wieder los und seine Flöße flott zu machen e).

Seltsame Begebenheit des Herrn de la Condamine.

Er hatte sich seinen gezwungenen Aufenthalt zu Sant-Jago zu Nutze gemacht, um die Breite der beyden Flüsse auf eine geometrische Art zu messen, und die Winkel zu nehmen, die ihm dienen sollten, eine besondere Karte von dem Pongo zu entwerfen. Den 12ten des Heumonates zu Mittage, da er sich wieder auf den Fluß begeben, wurde er gar bald durch den Strom in einen engen und tiefen Gang geführet, welcher abhängig und an einigen Orten senkrecht in den Felsen gehauen war. In weniger als einer Stunde fand er sich

Abmessung des Pongo v. Manseriche.

e) Ebendas. a. d. 43 S.

De la Condamine. 1743.

sich nach Borja geführet, wohin man drey Seemeilen von Sant=Jago rechnet. Ind[e]sen konnte das Geschleppe von Holze, welches nicht einen halben Fuß tief im Wasser gi[eng] und welches wegen der ordentlichen Größe seiner Fracht, dem Widerstande der Luft ein[e] ben bis achtmal größere Fläche, als dem Strome des Wassers darboth, nicht alle G[e]schwindigkeit des Stromes annehmen; und diese Geschwindigkeit selbst verminderte sich [an]sehnlich, so wie das Bette des Flusses nach Borja zu breiter wurde. De la Condam[ine] urtheilete, daß sie in dem engesten Raume zwo Toisen in einer Secunde lief, in Ver[glei]chung mit andern genau abgemessenen Geschwindigkeiten.

Der Canal des Pongo, welcher von Natur ausgehöhlet ist, fängt eine kleine h[al]be Meile unterhalb Sant=Jago an, und wird immer enger und enger; so daß er von z[wey]hundert und funfzig Toisen, die er unterhalb der Vereinigung der beyden Flüsse haben m[ag], nicht über fünf und zwanzig mehr hat. Bisher hatte man dem Pongo nur fünf und zw[an]zig spanische Varen, welche ungefähr zehn französische Toisen machen, gegeben; und n[ach] der gemeinen Meynung konnte man in einer Viertelstunde von Sant=Jago nach Bo[rja] kommen. Eine aufmerksame Beobachtung aber gab dem Herrn de la Condamine zu [er]kennen, daß er in dem schmalesten Theile der Durchfahrt dreymal die Länge seiner Fl[öße] von jedem Ufer hatte. Er zählete sieben und funfzig Minuten auf seiner Uhr von der E[in]fahrt des Pongo bis nach Borja, und ungeachtet der angenommenen Meynung, fand [er] kaum zwo Seemeilen, deren zwanzig auf einen Grad gehen (weniger sechs tausend Tois[en]) von Sant=Jago nach Borja anstatt der drey, die man gemeiniglich dahin zu rechnen pfl[eget].

Gefährlichkeit dieser Fahrt.

Zween oder drey recht harte Stöße, die er in den Krümmen nicht vermeiden konnte, w[ür]den ihn erschreckt haben, wenn er nicht zuvor schon davon wäre eingenommen gewesen. [Er] hielt dafür, ein Canot würde daselbst tausendmal und ohne Hülfe zersplittern. Man [zei]gete ihm den Ort, wo ein Statthalter von Maynas umgekommen. Da aber die S[tü]cken einer Flöße nicht in einander gefüget, noch zusammengenagelt waren: so brachte [die] Biegsamkeit der Bindweiden, welche sie zusammen hielten, die Wirkung einer Feder [her]vor, welche den Stoß schwächete. Die größte Gefahr ist, wenn man außer den St[rom] in einen Wirbel geführet wird. Es war noch kein Jahr, so hatte ein Missionar, wel[cher] dieses Unglück gehabt, zween ganzer Tage darinnen ohne Lebensmittel zugebracht, und w[ür]de verhungert seyn, wenn das schnelle Anlaufen des Flusses ihn nicht wieder in den Sch[uß] des Wassers gebracht hätte. Man fährt nur bey niedrigem Wasser in Canoten hin[un]ter, wenn das Canot kann regieret werden, ohne daß es von dem Strome gar zu [sehr] hingerissen wird.

Zustand des Verfassers zu Borja.

De la Condamine glaubete, zu Borja in einer neuen Welt zu seyn. „Er fand [sich] „daselbst, saget er *f*), von allem menschlichen Umgange entfernet, auf einem Meere v[on] „süßem Wasser, mitten in einem Labyrinthe von Seen, Flüssen und Canälen, welche [von] „allen Seiten einen unermeßlichen Wald durchdringen, zu dem man nur durch sie all[ein] „ko[mmen]

f) Man sehe im IX Bande dieser Samml. a. d. 283 S. des Ulloa Anmerkungen.

g) Die Beobachtung der Sonne bey ihrem Aufgange und Niedergange, gab wie zu Quito Abweichungen der Magnetnadel, acht und einen halben Grad von Norden gegen Osten. Aus zwoen also hintereinander des Morgens und Abends beobachteten Weiten, kann man die Abweichung der [Ma]gnetnadel schließen, ohne der Sonne ihre zu[...]nen. Man darf nur auf die Veränderung [...] in dem Zwischenraume der beyden Wahrneh[mun]gen Acht haben, wenn sie beträchtlich genug [ist,] um mit dem Compasse wahrgenommen zu werd[en]. Ebend. a. d. 59 S.

„kommen kann. Er traf neue Pflanzen, neue Thiere und neue Menschen an. Seine „Augen, die seit sieben Jahren gewöhnet waren, Berge zu sehen, verloren sich in den „Wolken, und konnten es nicht müde werden, den Horizont zu umlaufen, wobey sie kein „anderes Hinderniß, als die Hügel des Pongo hatten, welche seinem Anblicke bald ver„schwinden wollten. Auf diejenige Menge von mancherley Gegenständen, welche die in „den Gegenden um Quito gebaueten Felder abändern, folgete hier das allereinförmigste „Ansehen. An welche Seite er sich auch hinwendete, sah er nichts, als Wasser und Grü„nes. Man trat die Erde mit Füßen, ohne sie zu sehen. Sie ist mit buschichten Kräu„tern, mit Pflanzen und Gesträuchen so bedecket, daß man viele Arbeit brauchet, um ei„nen Fußbreit Raum davon zu entdecken. Unterhalb Borja, und vier bis fünfhundert „Meilen weiter, wenn man den Fluß hinunter fährt, ist ein bloßer Kieselstein so selten, als „ein Diamant. Die Wilden dieser Gegend haben nicht einmal eine Vorstellung davon. „Die Verwunderung derjenigen, die nach Borja gehen, wenn sie zum erstenmale Steine „antreffen, ist ein zeitkürzendes Schauspiel. Sie bemühen sich eifrigst, solche zusammen„zu lesen; sie beladen sich damit, als mit einer kostbaren Waare, und fangen nicht eher an, „solche zu verachten, als wenn sie sehen, daß sie so gemein sind„.

De la Condamine. 1743.

De la Condamine wurde zu Borja von dem P. Magnin, einem Jesuiten Missionar, erwartet. Nachdem er die Breite dieses Ortes beobachtet hatte, die er vier Grad, acht und zwanzig Minuten südlich befand: so reisete er den 14ten des Heumonates mit diesem Pater nach der Laguna ab. Den 15ten ließen sie die Mündung des Mocona nordwärts, welcher von dem feuerspeyenden Berge Sangay herabgeht, dessen Asche über die Provinzen Macas und Quito, zuweilen jenseits Guayaquil fliegt. Weiter hin, und an eben der Seite trafen sie die drey Mündungen des Flusses Pastaca an, welcher damals so ausgetreten war, daß sie die wahre Breite seiner Hauptmündung nicht messen konnten: sie schätzeten sie aber über vier hundert Toisen und fast eben so breit, als den Maranjon *g*).

Feuerspeyender Berg Sangay.

Den 19ten kamen sie nach Laguna, woselbst de la Condamine seit sechs Wochen von Don Pedro Maldonado, Statthalter der Provinz Esmeraldas, erwartet wurde, welcher sich so, wie er, entschlossen hatte, den Weg auf dem Amazonenflusse zu nehmen, um wieder nach Europa zu gehen. Da er aber den zweyten von den dreyen Wegen genommen hatte, die von Quito nach Jaen gehen: so war er zuerst auf dem Sammelplatze angekommen *h*). Laguna ist ein großer Flecken von mehr, als tausend Indianern, die aus verschiedenen Völkerschaften gesammelt sind. Er ist die vornehmste von allen Missionen in Maynas. Er liegt auf einem trockenen und erhabenen Orte *i*), welche Lage in diesem Lande sehr selten ist, und an dem Ufer einer großen See, fünf Meilen über der Mündung des Gualluga, welcher seine Quelle, wie der Maranjon, in den Gebirgen gegen Osten von Lima hat. Durch diesen Fluß gieng Pedro d'Orsoa, in den Amazonenfluß hinunter. Das Andenken von seinem Unternehmen, und von denen Begebenheiten, die seinen Verlust

Der Verfasser wird von Maldonado erwartet.

h) Maldonado hatte unterwegens mit dem Compasse und einem Taschensonnenzeiger die nöthigen Beobachtungen gemacht, den Lauf des Pastaca zu beschreiben, und de la Condamine hatte ihm selbst die Mittel dazu gegeben. Ein Zettel, den er an einem Baume gelassen, hatte, als er den 1sten des Brachmonates da vorbey gegangen, den Herrn de la Condamine von seinem Wege unterrichtet, wie sie es verabredet hatten.

i) Viele Beobachtungen, welche Herr de la Condamine durch die Sonne, und durch die Sterne anstellete, ließen ihn die Breite auf fünf Grad vierzehn Minuten setzen. Ebendas. a. d. 62 S.

De la Condamine. 1743.

lust verursacheten, erhält sich noch zu Lamas, einem kleinen nahen Flecken bey dem Haf wo er sich zu Schiffe setzete. De la Condamine giebt der Mündung des Guallaga ung fähr zweyhundert und funzig Toisen in der Breite.

Gestalt der Canote, worauf sie abgehen.

Er gieng den 23sten mit Maldonado, von Laguna in zweenen Canoten von zwey vierzig bis vier und vierzig Fuß lang, und nur drey Fuß breit, ab, deren jeder aus ein einzigen Baumstamme gehauen war. Die Ruderer sitzen darinnen von vorn bis in die M te. Der Reisende ist mit seinem Geräthe in dem Hintertheile, unter einem langen Da von einem Gewebe zusammen geflochtener Palmenblätter, welches die Indianer noch kün lich genug machen, vor dem Regen bedecket. Es ist eine Art von Bogenlaube, wel in der Mitte unterbrochen und zerschnitten ist, damit Licht in das Canot falle, und m hineinsteigen könne. Ein fliegendes Dach von eben der Materie, welches über das Dach weggeht, dienet diese Oeffnung zu bedecken, und ist zugleich anstatt der Thüre des Fensters. Beyde zusammengesellete Reisenden waren entschlossen, sie woll Tag und Nacht fahren, damit sie, wenn es möglich wäre, die Brigantinen oder gro Canote erreichen könnten, welche die portugiesischen Missionarien jährlich nach Para cken, um ihre Lebensmittel von da kommen zu lassen. Den Tag über ruderten die In ner, und die Nacht über hielten nur ihrer zween Wacht, einer an dem Vordertheile, der andere an dem Hintertheile, um das Canot in dem Schusse des Stromes zu erhal

De la Condamine läßt uns anmerken, daß er sich dadurch, daß er sich vorgese die Karte von dem Laufe des Amazonenflusses zu machen, ein Hülfsmittel wider die Un tigkeit bey einer Reise verschaffet, welche der Mangel an Abwechselung, selbst bey den all neuesten Gegenständen, sehr verdrießlich würde haben machen können. „Ich hatte, sa „er, einer beständigen Aufmerksamkeit nöthig, um mit dem Compasse und der Uhr in „Hand, die Veränderungen der Richtung in dem Laufe des Flusses und die Zeit, die „von einer Krümme zur andern anwandten, zu beobachten, um die verschiedenen Breiten se „Bettes und der Mündung derer Flüsse, die er aufnimmt, den Winkel, welche diese m „chen, wenn sie hineinfallen, die Aufstoßung der Eylande und ihre Länge zu untersuch „und vornehmlich auf unterschiedene Art die Geschwindigkeit des Stromes und des Can „bald zu Lande, bald in dem Canote selbst, zu messen. Alle meine Augenblicke waren „setzet. Oftmals habe ich die Tiefen erforschet, und auf eine geometrische Art die Br „des Hauptflusses und der andern Flüsse gemessen, welche hinein fallen. Ich habe „täglich die Mittagshöhe der Sonne genommen; und habe oftmals ihre Weite bey ih „Aufgange und ihrem Untergange beobachtet. An allen Orten, wo ich mich aufgehal „habe ich das Barometer gestellet u. s. w." k).

Wilde Yameoer.

Den 25sten ließ er den Fluß Tigris gegen Norden, welchen er für viel größer h als den Fluß gleiches Namens in Asien; und an eben dem Tage hielt er sich an eben Seite in einer neuen Mission von Wilden auf, die erst kürzlich aus den Gehölzen gek men waren, und die Yameoer hießen. Ihre Sprache ist von einer unbeschreibli

Ihre Sprache.

Schwierigkeit, und ihre Art der Aussprache noch außerordentlicher. Sie reden mit rückziehung des Athems, und lassen fast keinen Selbstlaut hören. Ein Theil von ih Wörtern könnte nicht geschrieben werden, auch nicht einmal unvollkommen, ohne wen stens neun bis zehn Sylben dazu zu gebrauchen; und diese Wörter scheinen, wenn sie ihn

k) Ebendas. a. d. 64 und 65 S.

ihnen ausgesprochen werden, doch ihrer nur drey oder viere zu haben. Poettarrarorincuroac heißt in ihrer Sprache drey. Ihre Rechenkunst geht nicht weiter; das ist, sie wissen nicht mehr zu zählen. Diese Völker sind sonst sehr geschickt, lange Blasröhre zu machen, welche ihr ordentliches Jagdgewehr sind. Sie stecken kleine Pfeile von Palmenholze hinein, die anstatt der Federn mit einem kleinen Büschel Baumwolle versehen sind, welcher den leeren Raum der Röhre genau ausfüllet. Sie schießen solche mit ihrem bloßen Athem auf dreyßig bis vierzig Schritte weit, und verfehlen selten ihres Schusses. Ein so einfaches Werkzeug ersetzet in diesem ganzen Lande, auf eine vortheilhafte Art, den Abgang des Feuergewehres. Die Spitze dieser kleinen Pfeile ist mit einem so kräftigen Gifte bestrichen, daß, wenn es frisch ist, es in weniger, als einer Minute, das Thier tödtet, welchem der Pfeil das Blut genommen hat; und das ohne Gefahr für diejenigen, welche das Fleisch davon essen; weil es nicht wirket, wenn es nicht unmittelbar mit dem Blute vermenget wird. De la Condamine bekam oftmals, wenn er von dem Wildpräte aß, das mit diesen Pfeilen erleget war, die Spitze des Pfeiles zwischen die Zähne. Das Gegengift bey den Menschen, die dadurch verwundet worden, ist das Salz, und noch sicherer der Zucker, wenn er innerlich eingenommen wird *l*).

De la Condamine. 1743.

Ihr Jagdgewehr.

Den 26sten trafen die Herren de la Condamine und Maldonado an der Südseite die Mündung des Ucayale, eines der größten Flüsse, an, die den Maranjon vergrößern. De la Condamine zweifelt so gar, welcher von beyden der Hauptstamm ist, nicht allein, weil der Ucayale da, wo sie einander begegnen, sich am wenigsten abwendet, und breiter ist, als der Fluß, dessen Namen er annimmt, sondern auch, weil er seine Quellen weiter hin hat, und selbst viele große Flüsse annimmt. Die Frage kann nicht eher völlig entschieden werden, als bis er besser bekannt seyn wird. Die an seinen Ufern errichteten Missionen aber wurden im 1695sten Jahre, nach der Empörung der Cunivoer und Piroer verlassen, welche ihre Missionarien todtschlugen. Unter dem Ucayale wächst die Breite des Maranjon merklich, und die Anzahl seiner Eylande nimmt zu.

Fluß Ucayale.

Den 27sten ländeten die beyden Reisenden bey der Mission St. Joachim an, die aus vielen indianischen Völkerschaften, vornehmlich Omaguaern, besteht, welche Völkerschaft vordem sehr mächtig war, und die Eylande und die Ufer des Flusses in einem Raume von ungefähr zweyhundert Meilen unter der Mündung des Napo bevölkerte. Man glaubete, daß sie aus dem neuen Königreiche Grenada durch einen von denen Flüssen herunter gekommen, welche daselbst ihre Quelle haben, um der Herrschaft der Spanier in den ersten Zeiten ihrer Eroberung zu entfliehen. Eine andere Völkerschaft, die sich eben so nennet, und an der Quelle eines von diesen Flüssen wohnet, der Gebrauch der Kleidung, welcher bey den einzigen Omaguaern unter allen denen Indianern eingeführet ist, welche die Ufer des Amazonenflusses bevölkern, einige Spuren von der Ceremonie der Taufe, und einige verstellete mündliche Sagen bestätigen die Muthmaßung von ihrer Wanderung. Sie waren zu Ende des letzten Jahrhunderts insgesammt zum christlichen Glauben bekehret, und man zählete damals in ihrem Lande dreyßig Dörfer, die auf der Karte des P. Fritz mit ihren Namen bezeichnet sind. Da sie aber durch die Streifereyen einiger Räuber aus Para erschrecket worden, welche sie entführeten, um sie zu Sclaven zu machen; so haben sie sich in den Gehölzen und spanischen und portugiesischen Missionen zerstreuet.

Völkerschaft Omaguaer.

l) Unten kommen Erfahrungen vor, die mit diesem Gifte zu Cayenne gemacht worden.

De la Condamine. 1743.

Bedeutung ihres Namens.

Ihr Namen **Omaguaer**, so wie auch der Namen **Camberaer**, den ihnen die Por- tugiesen aus Para in der brasilianischen Sprache geben, heißt **Plattköpfe**. Sie haben in der That den seltsamen Gebrauch, daß sie den Hirnschädel ihrer Kinder, wenn sie auf die Welt kommen, zwischen zweyen Brettern drücken, und ihnen die Stirne platt machen, um ihnen diese seltsame Gestalt zu verschaffen, welche machet, daß sie, nach ihrer Aussage, dem Vollmonde ähnlich sehen. Ihre Sprache hat keine Verwandtschaft mit der perua- schen oder brasilianischen, wovon die eine oberhalb, und die andere unterhalb ihres Landes längst dem Amazonenflusse geredet wird. Diese Völker bedienen sich zweyerley Pflan- zen, wovon die eine bey den Spaniern **Floripondio** heißt, deren Bluhme die Gest- einer umgekehrten Glocke hat, und von dem P. Feuillee beschrieben worden. Die an- re heißt in der Landessprache **Curupa**; und beyde reinigen den Leib. Sie verschaffen ihnen eine Trunkenheit von vier und zwanzig Stunden, in welcher sie seltsame Erscheinungen haben sollen. Die Curupa wird gepülvert eingenommen, wie wir den Schnupftaback neh- men, aber mit mehrer Zurüstung. Die Omaguaer bedienen sich einer Röhre von Schil- fe, die vorn wie eine Gabel ist, und die Gestalt eines Y hat, wovon sie jedes Ende in ei- nes von den Naselöchern stecken. Diese Verrichtung, worauf ein gewaltiger Hauch folgt, läßt sie verschiedene seltsame Geberden machen.

Pflanze, die Erscheinungen verursachet.

Ihre Spritzen.

Die Portugiesen zu Para haben von ihnen verschiedene Hausgeräthe aus einem s[…] elastischen Harze machen lernen, welches an den Ufern des Maranjon sehr gemein ist, und allerley Gestalten annimmt, wenn es frisch ist; unter andern auch Pumpen oder Spritzen, die keinen Stöpsel brauchen. Ihre Gestalt ist wie eine Birne, die inwendig hohl und an der Spitze mit einem kleinen Löchelchen durchbrochen ist, worein man ein Röhrchen stecket. Man füllet sie mit Wasser an; und wenn sie gedrücket werden, nach- dem sie voll sind, so thun sie die Wirkung der ordentlichen Spritzen. Dieses Geräth ist bey den Omaguaern sehr in Ehren. In allen ihren Versammlungen unterläßt der Haus- herr nicht, einem jeden Anwesenden eine zu überreichen, und man bedienet sich derselben al- lezeit vor einem Ceremoniengastmahle *n*).

Astronomische Wahrnehmungen an der Mündung des Napo.

Die Reisenden richteten es nach ihrer Abreise von St. Joachim so ein, daß sie den 31ten August die Nacht an die Mündung des Napo kämen, in der Absicht, eine Emersion des ersten Trabanten des Jupiters daselbst zu beobachten. De la Condamine hatte seit sei- ner Abreise keinen nach der Länge bestimmten Punct, um seine von Osten nach Westen ge- schätzeten Weiten zu verbessern. Außerdem macheten die Reisen des Orellana, Texeira und des P. Acunja, welche den Napo berühmt gemacht, und der Anspruch der Portugiesen auf das Land an den Ufern des Amazonenflusses von seiner Mündung bis nach Napo, daß viel daran gelegen war, diesen Punct festzusetzen. Die Wahrnehmung geschah glücklich, ungeachtet aller Hindernisse, mit einem Sehrohre von achtzehn Fuß, welches nicht wenig Mühe gekostet hatte, auf einem so langen Wege fortzubringen. Da der Herr de la Con- damine anfänglich die Mittagshöhe der Sonne auf einer Insel der großen Mündung des Na[…]

m) Memoires de l'Academie des Sciences de l'an 1751.

n) Memoires de l'Academie des Sciences de l'an 1745.

o) De la Condamine nahm, nachdem er die Emer- sion beobachtet hatte, so gleich die Höhe der bey[den] Sterne, um die Stunde daraus zu schließen. [Der] Zwischenraum der Zeit zwischen der Emersion, [der] Beobachtung des Trabanten, und der Höhe [der] Sterne wurden mit einer guten Uhr gemessen, [...]

Napo gerade gegen über beobachtet hatte: so fand er solche drey Grad, vier und zwanzig Minuten Süderbreite. Er hielt die ganze Breite des Maranjon neun hundert Toisen unterhalb der Insel, indem er nur einen Arm davon auf geometrische Art hatte messen können; und die Breite des Napo oberhalb den Inseln, welche seine Mündungen theilen, sechs hundert Toisen. Die Emersion des ersten Trabanten wurde mit eben dem guten Erfolge beobachtet o), und die Länge dieses Punctes bestimmet.

De la Condamine. 1743.

Den andern Morgen, den 1sten August, begab man sich wieder auf dem Flusse bis nach Pevas, wo man zehn oder zwölf Meilen von der Mündung des Napo ans Land stieg. Dieß ist die letzte von den spanischen Missionen an dem Maranjon. Sie erstrecketen sich über zwey hundert Meilen jenseits: im Jahre 1710 aber haben sich die Portugiesen in den Besitz des größten Theiles dieses Landes gesetzet. Da die wilden Nationen, welche nahe an den Ufern des Napo sind, niemals von den Spaniern haben können überwunden werden: so haben einige zu verschiedenen Zeiten die Statthalter und Missionarien erschlagen, welche es versuchet hatten, sie unter das Joch zu bringen. Indessen haben doch die Jesuiten zu Quito die alten Sitze wieder aufgerichtet, und seit funfzig Jahren neue Missionen an diesem Flusse angeleget, die heutiges Tages sehr blühend sind. Der Namen Pevas gehöret zugleich einem Flecken und einer indianischen Völkerschaft, die einen Theil seiner Einwohner ausmachet. Man hat aber daselbst Indianer von verschiedenen Völkerschaften zusammen gebracht, wovon jede eine besondere Sprache redet, welches in diesen Pflanzstädten ziemlich gewöhnlich ist, wo zuweilen eine Sprache nur von zwoen oder dreyen Familien noch verstanden wird, welche elende Ueberbleibsel eines Volkes sind, das von dem andern aufgerieben und verschlungen worden. Heutiges Tages giebt es keine Menschenfresser an den Ufern des Maranjon: es sind aber noch welche inwendig im Lande übrig, vornehmlich gegen Norden; und de la Condamine versichert uns, wenn man den Yupura hinaufgehe, so finde man noch Indianer, die ihre Gefangenen fressen.

Pevas, die letzte spanische Mission an dem Maranjon.

Unter den wunderlichen Gebräuchen dieser Völkerschaften bey ihren Schmausereyen, ihren Tänzen, ihren Instrumenten, ihren Waffen, ihrem Jagdgeräthe und Fischergeräthe, ihren lächerlichen Zierrathen von Thierknochen und Fischen, die durch ihre Nasen und Lippen gestochen sind, ihren wie ein Sieb durchbohreten Backen voller Löcher, welche allerhand bunten Vogelfedern zum Futterale dienen, erstaunet man sonderlich bey einigen über die ungeheure Ausdehnung der untersten Ohrlappenspitze, ohne daß die Dicke dadurch vermindert zu seyn scheint. Man sieht dergleichen vier bis fünf Zoll lange Ohrlappen mit einem Loche durchbohret, welches siebenzehn bis achtzehn Linien im Durchschnitte hat; und dieser Anblick ist gemein. Die ganze Kunst, solche zu machen, besteht darinnen, daß man anfänglich eine kleine hölzerne Walze in das Loch stecket, an deren Statt man hernach eine dickere nimmt, so wie die Oeffnung größer wird, bis der Lappen auf die Schulter hinunter hängt. Der größte Schmuck dieser Indianer ist, daß sie das Loch mit einem großen Strauße oder einem Kraut- und Bluhmenbüschel anfüllen, welcher ihnen zum Ohrenringe dienet.

Wunderliche Gebräuche.

 Man

ches den Vortheil hatte, daß man keine Pendule brauchen durfte. Der Unterschied der Mittagslinien zu Paris und an der Mündung des Napo wurde durch Rechnung, vier Stunden drey Viertheil gefunden, welche Bestimmung genauer seyn wird, wenn man die Stunde der wirklichen Wahrnehmung an einem Orte genauer haben wird, dessen Lage nach der Länge bekannt ist, und wo diese Emersion sichtbar gewesen. A. sd. 82 S.

St. Paul, erster portugiesischer Ort.

Man rechnet sechs bis sieben Tagereisen von Pevas, der letzten spanischen Mission, die welche die Jesuiten besorgen, bis nach St. Paul, der ersten portugiesischen Mission, die von den Carmelitern versehen wird. In diesem Raume findet man an den Ufern des Flus- ses keinen Wohnplatz. Daselbst fangen die großen Inseln an, die ehemals von den Oma- guaern bewohnet worden; und das Bette des Flusses breitet sich so ansehnlich aus, daß ein einziger von seinen Aermen zuweilen acht bis neun hundert Toisen hat. Diese große Wei- giebt dem Winde freyen Lauf, der wirkliche Stürme darauf erreget, welche oftmals die Ca- note versenket haben. Die beyden Reisenden stunden einen davon aus, wider welchen nur in der Mündung eines kleinen Baches Bedeckung fanden. Dieß ist der einzige H- sen in dergleichen Falle. Man entfernet sich auch selten von den Ufern des Flusses: es aber auch gefährlich, sich demselben gar zu sehr zu nähern. Eine von den größten Ge- fährlichkeiten dieser Schiffahrt ist, daß man auf Stämme von ausgerissenen Bäumen komm welche in dem Sande oder dem Leime am Ufer stecken bleiben, und unter dem Wasser ve- borgen sind. Wenn man gar zu dicht am Ufer hingeht, so wird man auch von dem plö- lichen Falle einiger Bäume bedrohet, die entweder losgerissen sind, oder weil der Boden worauf sie stehen, auf einmal einsinkt, nachdem er schon lange von dem Wasser unterg- ben worden. Was diejenigen betrifft, die von dem Strome weggeführet werden, so kan man sich leicht vor ihnen in Acht nehmen, weil man sie von Ferne sieht.

Gefährliche Schiffahrt.

Ob es gleich itzo an dem Maranjon keine Völkerschaft giebt, die den Europäern fei- ist: so finden sich dennoch Oerter, wo es gefährlich seyn würde, die Nacht am Lande zuz- bringen. Da der Sohn eines spanischen Statthalters, welchen de la Condamine zu Qui- gekannt hatte, sich vorgenommen, den Fluß hinunter zu fahren: so wurde er von Wild- aus dem Innersten des Landes überfallen und ermordet, die ihn am Ufer antrafen, wo nur verstohlener Weise hinkommen.

Der Missionar zu St. Paul schaffete den beyden Reisenden ein neues Canot, welch- mit vierzehn Ruderknechten und einem Patrone, sie zu regieren, versehen war, nebst e- nem portugiesischen Führer in einem andern kleinen Canote. Anstatt der Häuser und Ki- chen von Schilfe fängt man in dieser Mission an, Capellen und Bethhäuser von Maue- werke, von Steinen und Ziegeln und sauber geweißete Mauern zu sehen. Noch verwu- dersamer kam es dem Herrn de la Condamine vor, daß er mitten in diesen Wüsten Hem- den von Bretagner Leinewande bey allen indianischen Frauenspersonen, Kuffer mit ei- nen Schlössern und Schlüsseln in ihrer Wirthschaft bemerkete, und daß er daselbst Na- deln, kleine Spiegel, Messer, Scheeren, Kämme und verschiedenes anderes klein- europäisches Geräth fand, welches sich die Indianer jährlich von Para hohlen, we- sie die Reisen dahin thun, und den Cacao dahin bringen, den sie an dem Ufer de- Flusses sammeln, wo er ohne Wartung wächst. Dieser Handel giebt ihnen ein A- sehen von Bequemlichkeit und guten Umständen, welches gleich auf den ersten A- blick die portugiesischen Missionen von den castilianischen oben an dem Maranjon un- terscheidet, in welchen man es an allem merket, daß es ihnen wegen der Entfernu- unmöglich fällt, sich die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Sie hohlen a- les von Quito, wohin sie kaum alle Jahre einmal schicken, weil sie durch die Cord- liera mehr davon abgesondert sind, als sie durch ein Meer von tausend Meilen abge- sondert seyn würden.

D-

Die Canote derer Indianer, die unter den Portugiesen stehen, sind viel größer und bequemer, als der spanischen Indianer ihre. Der Stamm des Baumes, welcher den ganzen Körper bey der letztern ihren ausmachet, ist bey den andern nur der Boden. Er wird erstlich gespalten und mit dem Eisen ausgehöhlet. Man öffnet ihn darauf vermittelst des Feuers, um seine Breite zu vermehren. Weil aber die Höhlung dadurch um so viel abnimmt: so giebt man ihm durch die Borde, die man daran setzet, und die man durch Krummhölzer mit dem Schiffskörper verbindet, mehr Höhe. Das Steuerruder wird dergestalt gestellet, daß seine Wendungen keine Hindernisse in der Hütte machen, welche im Hintertheile des Schiffes ist. Man beehret sie mit dem Namen der Brigantinen. Einige haben sechzig Fuß in der Länge, sieben in der Breite und viertehalb in der Tiefe. Sie tragen bis auf vierzig Ruderer. Die meisten haben zween Masten und führen Segel; welches eine große Bequemlichkeit ist, den Fluß mit dem Ostwinde hinaufzufahren, welcher daselbst vom Weinmonate an bis gegen den Maymonat wehet.

De la Condamine. 1743.

Canote der portugiesischen Indianer.

Fünf Tage und fünf Nächte brachten die beyden Reisenden von St. Paul nach **Coari** zu, ohne die beyden Tage ungefähr mit darunter zu begreifen, die sie in denen dazwischen liegenden Missionen **Yviratuha**, **Trapuatuha**, **Paraguari** und **Tefe**, zubrachten. **Coari** ist die letzte von den sechs Missionen der portugiesischen Carmeliter, wovon die fünf erstern von den Ueberbleibseln der alten Mission des P. Fritz errichtet worden, und aus einem Mischmasche verschiedener Völkerschaften bestehen, die meistens verpflanzet sind. Sie liegen alle sechse an dem mittäglichen Ufer des Flusses, wo die Länder viel höher und folglich vor den Ueberschwemmungen sicher sind. Zwischen St. Paul und Coari trifft man viele schöne Flüsse an, die sich in dem Amazonenflusse verlieren, und alle so groß sind, daß man von ihrer Mündung an nur in vielen Monaten hinauffahren kann. Verschiedene Indianer berichten, sie haben auf dem Flusse Coari oben im Lande ein mit Bienen und einer Menge Hornvieh bedecktes Land gesehen; welches neue Gegenstände für sie waren, und woraus man schließen kann, daß die Quellen dieses Flusses sehr von dem ihrigen unterschiedene Länder bewässern, welche ohne Zweifel einigen spanischen Pflanzstädten in Ober-Peru nahe liegen, wo man weis, daß sich das Vieh sehr vermehret hat. Der Amazonenfluß nimmt in diesem Raume, an der Nordseite auch noch andere große Flüsse auf, deren Namen man in der allgemeinen Beschreibung seines Laufes gelesen hat. In diesen Gegenden lag ein indianisches Dorf, wo Texeira, als er im 1637sten Jahre den Fluß hinauf fuhr, von den alten Einwohnern einige goldene Kleinodien eintauschete, die zu Quito probiret und von drey und zwanzig Carat im Gehalte geschätzet wurden. Er gab diesem Orte den Namen **Golddorf**; und bey seiner Zurückkunft den 26sten des Augustmonates 1639 setzete er daselbst eine Säule, und nahm im Namen der Krone Portugall durch eine Urkunde davon Besitz, die sich noch in den Archiven zu Para befindet, wo de la Condamine sie gesehen hat. Diese Urkunde, die von allen Befehlshabern bey der Mannschaft unterzeichnet worden, enthält, es sey solches auf einem erhabenen Lande den Mündungen des Goldflusses gegen über geschehen. Der P. Acunja und der P. Fritz bekräftigen die Wirklichkeit der Reichthümer des Landes und des Goldhandels, welcher daselbst unter den Indianern und vornehmlich mit der Völkerschaft der **Manaver** oder **Manauer** geführet wurde, welche an das nordliche Ufer des Amazonenflusses kamen; und alle diese Oerter stehen auf der Karte des P. Fritz. Indessen sind doch der Fluß, der See, das Goldbergwerk, die Säule und das Golddorf, welche durch die Aussage so vieler Zeugen bestätiget worden,

Coari und andere portugiesische Pflanzstädte.

De la Condamine. 1743.

worden, gänzlich verschwunden; und man hat so gar an den Orten selbst das Andenken davon verloren.

De la Condamine beobachtet, daß von den Zeiten des P. Fritz an, das ist funfzig Jahre nach dem P. Acunja, die Portugiesen, welche das Recht vergessen hatten, worauf sie ihren Anspruch gründen, schon behaupteten, die von Texeira gesetzete Säule läge höher als die Provinz der Omaguaer; und daß zu eben der Zeit der P. Fritz, ein spanischer Missionar, welcher auf die andere äußerste Seite verfiel, behauptete, sie wäre nur in der Gegend des Flusses **Cuchivara**, das ist über zweyhundert Seemeilen tiefer gesetzet worden. De la Condamine wirft beyden Parteyen vor, sie trieben die Sache zu weit, und urtheilet in Ansehung der in dem Golddorfe gepflanzeten Säule, wenn man die Gegend recht untersuche, wo die vierte portugiesische Mission liege, wenn man hinunter gehe, Namens **Paraguari**, an dem mittäglichen Ufer des Amazonenflusses, einige Meilen oberhalb der Mündung des Tefe, im dritten Grade zwanzig Minuten Süderbreite, nach seiner eigenen Beobachtung, so werde man finden, daß er alle die Kennzeichen vereinige, welche die Lage dieses berühmten Dorfes in der Urkunde des Texeira und in dem Berichte des P. Acunja anzeigen. Er bestätiget seine Meynung durch verschiedene Erläuterungen p).

Erläuterung wegen der Amazonen in America.

Bey dem Fortgange seiner Schiffahrt hatte er nicht aufgehöret, die Indianer von verschiedenen Nationen zu befragen, ob sie einige Kenntniß von denen kriegerischen Weibern hätten, von welchen der Fluß unter den Europäern seinen Namen erhalten; und ob es wahr wäre, wie es der P. Acunja so zuversichtlich berichtet, daß sie von den Mannspersonen entfernet lebeten, mit denen er ihnen nur einmal des Jahres einen Umgang zuschreibt. De la Condamine beobachtet, diese Sage sey durchgängig bey allen den Völkerschaften ausgebreitet, welche die Ufer des Amazonenflusses in dem Innern des Landes und die Seeküsten bis nach Cayenne in einer Strecke von zwölf bis funfzehnhundert Seemeilen bewohnen; viele von diesen Völkerschaften hätten keine Gemeinschaft mit einander gehabt; sie aber gäben einstimmig einerley Gegend zum Orte des Aufenthaltes der Amazonen an; die verschiedenen Namen, wodurch sie solche in verschiedenen Sprachen bezeichneten, hießen **Weiber ohne Mann, vortreffliche Weiber** u. s. w. Man hätte in diesen Ländern schon vorher von den Amazonen geredet, ehe die Spanier da hinein gedrungen, welches er aus der Furcht beweist, die ein Cacique im 1540sten Jahre dem Orellana, als dem ersten Europäer, der diesen Fluß hinunter gefahren, vor ihnen gemacht hat. Er führet die alten Geschichtschreiber und Reisebeschreiber verschiedener Völkerschaften an, die vor dem P. Acunja vorhergegangen, welcher, wie man gesehen hat, im 1641sten Jahre sagete, die Beweise für das Daseyn der Amazonen an dem Ufer dieses Flusses wären so beschaffen, daß man allem menschlichen Glauben entsagen müßte, wenn man sie verwerfen wollte. Er führet neuere Zeugnisse an, welchen er diejenigen beyfüget, die er selbst und sein Reisegefährte, Don Pedro Maldonado, auf ihrer Schiffahrt gesammelt haben. Er setzet hinzu, wenn jemals eine Gesellschaft unabhängiger Weiber und ohne eine ordentliche Beywohnung bey den Männern habe bestehen können, so sey solches vornehmlich unter den wilden Völkerschaften in America möglich, wo die Männer ihre Weiber nicht anders, als Sclaven und Lastthiere, ansehen. Kurz, er scheint durch die mannichfaltigen nicht verabredeten Zeugnisse überredet zu seyn, daß es americanische Amazonen gegeben; es hat aber alle Wahrscheinlichkeit, saget er, daß sie nicht mehr da sind q).

p) Ebendas. a. d. 101 und 126 S.

q) Zum Beschlusse verweist er auf die Schriften [cut off]

Er reisete den 20sten August, mit einem neuen Canote und neuen Führern ab. Die peruanische Sprache, welche dem Herrn Maldonado geläufig war, und welche de la Condamine auch etwas verstund, hatte ihnen gedienet, sich in allen spanischen Missionen verständlich zu machen, wo man sich bemühet hat, eine allgemeine Sprache daraus zu machen. Zu St. Paul hatten sie portugiesische Dolmetscher gehabt, welche die brasilianische Sprache redeten, die auch in den portugiesischen Missionen eingeführet war. Da sie aber zu Coari keine angetroffen hatten, wo sie, alles ihres Fleißes ungeachtet, vor der Abfahrt des großen Missionariencanotes nach Para, nicht hatten ankommen können: so sahen sie sich unter Indianern, mit denen sie nicht anders, als durch Zeichen, reden konnten, oder mit Hülfe eines kurzen Wörterbuches, welches de la Condamine von verschiedenen Fragen in ihrer Sprache gemacht hatte, welches aber zum Unglücke die Antworten nicht enthielt. Diese Völker kennen viele Fixsterne und geben verschiedenen Gestirnen Namen der Thiere. Sie nennen die Hyaden oder den Kopf des Stieres mit einem Namen, welcher heutiges Tages in dem Lande Ochsenkinnbacken heißt; weil seit der Zeit, da man Ochsen nach America gebracht hat, die Brasilianer so, wie die Eingebohrenen in Peru, diesen Thieren den Namen beygeleget, den sie in ihrer Muttersprache dem Elendsthiere gaben, welches das größte unter den vierfüßigen Thieren war, das sie vor der Ankunft der Europäer kannten.

De la Condamine. 1743.

Die Indianer haben einige Kenntniß von der Astronomie.

Den zweyten Tag, nachdem man von Coari abgegangen, ließ man an der Nordseite eine Mündung des Yupura, hundert Seemeilen weit von der erstern; und den folgenden Tag traf man an der Südseite die Mündungen des Flusses an, welcher heute zu Tage **Purus**, vor Alters aber **Cuchivara** hieß, von dem Namen eines benachbarten Dorfes. Er giebt den größesten von denen Flüssen nichts nach, welche den Maranjon vergrößern. Sieben oder acht Seemeilen darunter sah de la Condamine den Fluß ohne Inseln und tausend bis zwölfhundert Toisen breit; daher er daselbst das Senkbley auswarf, und auf hundert und drey Faden noch keinen Grund fand.

Große Tiefe des Flusses.

Rio negro, oder der schwarze Fluß, in welchen er den 23sten einlief, ist ein anderes Meer von süßem Wasser, saget er, welches der Amazonenfluß von der Nordseite einnimmt. Ungeachtet der Karte des P. Fritz und des Delisle, welche diesen Fluß seinen Lauf von Norden gegen Süden nehmen lassen, setzet er doch auf das Zeugniß seiner eigenen Augen fest, daß er von Westen kömmt, und gen Osten läuft, indem er sich ein wenig gegen Süden neiget, wenigstens in dem Raume von vielen Seemeilen oberhalb seiner Mündung in den Amazonenfluß, wo er so gleich gerade hinein läuft, daß man ihn ohne die Durchsichtigkeit seines Wassers, wovon er der schwarze Fluß genannt worden, für einen Arm dieses Flusses nehmen würde, der durch ein Eyland abgesondert worden. Er geht zwo Seemeilen weit hinauf bis an die Schanze, welche die Portugiesen daselbst an dem nordlichen Ufer an einem Orte gebauet haben, wo er nicht gar so breit ist, den er aber doch tausend zweyhundert und drey Toisen breit fand, und dessen Breite, die er zu beobachten nicht unterließ, drey Grad neun Minuten südlich war. Dieß ist der erste portugiesische Sitz, den man gegen Norden findet, wenn man den Amazonenfluß hinunter geht. Sein Fluß wird seit mehr als hundert Jahren von dieser Nation besuchet, die daselbst einen großen Sclavenhandel treibt. Eine abgeschickte Mannschaft von der Besatzung in Para, die beständig an ihren Ufern ein Lager hat, hält die indianischen Völkerschaften, welche sie bewohnen,

Rio negro und seine portugiesische Schanze.

schrift des ersten Theiles des critischen Schauplatzes des P. Feijo von dem P. Sarmiento.

De la Condamine. 1743.

Fliegendes Lager zum Sclavenhandel.

wohnen, im Zaume, um den Sclavenhandel in den von den portugiesischen Gesetzen vo
geschriebenen Gränzen zu halten; und dieses fliegende Lager, welchem man den Nam
des **Wiederkaufshaufen** (Trouppe de rachat) giebt, dringt alle Jahre weiter in d
Land hinein. Der ganze entdeckete Theil des **Rio negro** ist von portugiesischen Missi
nen bevölkert, die von Carmelitern regieret werden. Wenn man vierzehn Tage oder d
Wochen in diesen Fluß hinauffährt: so findet man ihn noch breiter, als bey seiner Mü
dung, weil er eine große Anzahl Inseln und Seen machet. Das Erdreich ist in dies
ganzen Raume über seinen Ufern erhaben. Die Gehölze sind daselbst nicht so dicke, u
das Land ist von den Ufern des Amazonenflusses ganz unterschieden.

Gemeinschaft des Orinoko mit dem Maranjon.

De la Condamine fand bey der Schanze Rio negro Beweise von der Gemeinsch
des Orinoko mit diesem Flusse, und folglich auch mit dem Amazonenflusse, weswegen
Umgang haben zu können glaubet, sich darüber weitläuftig herauszulassen, nachdem di
Sache im 1744sten Jahre durch eine Reise bestätiget worden, die keinen Zweifel m
übrig läßt *r*). Man hat in der großen Insel, die von dem Amazonenflusse und dem O
noko gebildet wird, denen der Rio Negro zum Bande dienet, den vergoldeten See Pa

Manoa del Dorado.

me und die Stadt **Manoa del Dorado** gesuchet. De la Condamine findet die Qu
dieses Irrthumes, wenn es einer ist *s*), in einiger Aehnlichkeit der Namen, welche d
Dorf der **Manauer**, der obgedachten Völkerschaft, in eine Stadt verwandelt hat, der
Mauern mit Goldblechen bedecket gewesen. Die Geschichte der Entdeckungen der neu
Welt giebt mehr als ein Beyspiel von solchen Verwandlungen. Die davon vorhergefaß
Meynung aber, saget er, war im 1740sten Jahre noch so stark, daß ein Reisender, Nam
Nicolas Hortsmann *t*), aus Hildesheim gebürtig, den vergoldeten See und die St
mit den goldenen Dächern zu entdecken hoffete, und deswegen den Fluß Essequebe hin
gieng, dessen Mündung in dem Weltmeere zwischen dem Flusse Surinam und dem O
noko ist. Nachdem er über Seen und weite Gefilde gegangen, und sein Canot mit u
glaublichen Beschwerden bald geschleppet, bald getragen, ohne das geringste anzutreff
was demjenigen glich, was er suchete: so kam er an das Ufer eines Flusses, der geg
Süden läuft, und wodurch er in den Rio Negro hinab fuhr, an dessen Nordseite er h
einfällt. Die Portugiesen haben ihm den Namen des **weißen Flusses** gegeben. D
Holländer nennen ihn **Essequebe** und **Parime**, ohne Zweifel weil sie geglaubet hab
er führe zu dem See dieses Namens. Man wird glauben, wenn man will, es sey ein
von denjenigen gewesen, über welche Hortsmann gegangen. Allein, er fand an ihnen
wenig Aehnlichkeit mit der Vorstellung, die er sich von dem vergoldeten See gemacht, d
er selbst dieser Muthmaßung ganz und gar nicht beypflichtete.

Rio de Madera.

Nicht weit von der Mündung des Rio negro trifft man an der Nordseite die Mü
dung eines andern Flusses an, welcher nicht weniger von den Portugiesen besuchet wi
und den sie **Rio de Madera** oder den **Holzfluß** benennet haben, vornehmlich weil
bey seinem Austreten eine Menge Bäume fortführet. Man machet eine große Vorstellu

Sein weiter Lauf.

von seinem weiten Laufe, indem man versichert, man sey im 1741sten Jahre ihn bis in
Gege

r) Die Reise des Superiors der Jesuiten der spanischen Missionen an den Ufern des Orinoko, welcher von diesem Flusse nach der Schanze des Rio negro kam. Man sehe hiervon den IX Band dieser Sammlung a. d. 280 Seite. De la Condamine hat auf seiner Karte von dem Amazonflusse den Lauf des Rio negro nach der Karte P. Sam. Fritz mit Puncten bezeichnet.

Gegenden von Santa Cruz de la Sierra, einer bischöflichen Stadt in Ober-Peru, in 17 und einem halben Grade Süderbreite gelegen, hinaufgefahren. Dieser Fluß führet den Namen Mamura an seinem obern Theile, wo die Missionen der Moxen sind *u*), wovon die Jesuiten im 1713ten Jahre eine Karte herausgegeben haben *x*). Seine entfernteste Quelle aber ist nahe an Potosi, und folglich bey des Pilcomayo seiner, der sich in den großen Fluß la Plata ergießt.

De la Condamine. 1743.

Der Amazonenfluß ist unterhalb des Rio negro und des Rio de Madera gemeiniglich eine Seemeile breit. Wenn er Eylande bildet: so hat er bis auf zwo oder drey Seemeilen, und zur Zeit der Ueberschwemmungen hat er gar keine Gränzen mehr. Hier fangen die Portugiesen von Para an, ihm den Namen des Amazonenflusses zu geben, da sie ihn weiter oben hinauf nur unter dem Namen Rio de Solimoes, Giftfluß, kennen, welchen Namen sie ihm wahrscheinlicher Weise daher gegeben, weil die vergifteten Pfeile die vornehmsten Waffen der Einwohner an demselben sind.

Schanze Pauxis.

Den 28sten stieg de la Condamine, nachdem er den Fluß Jamundas, welchen der Pater Acunja Cunuris nennet, zur Linken gelassen, ein wenig unterhalb desselben, an eben der Seite, an dem Fuße der portugiesischen Schanze Pauxis, wo das Bette des Flusses in eine Enge von neunhundert und fünf Toisen zusammengedränget wird, an das Land. Die Ebbe und Fluth des Meeres läßt sich bis hieher durch das Aufschwellen des Wassers merken, welches von zwölf Stunden zu zwölf Stunden geschieht, und welches sich jeden Tag wie an den Küsten verspätet. Die größte Höhe der Fluth, welche de la Condamine bey Para maß, war nicht über eilftehalb Fuß, woraus er schloß, daß der Fluß von Pauxis bis ins Meer, das ist über zweyhundert Meilen, oder auf dreyhundert und sechzig Meilen, nach dem P. Acunja, nur ungefähr eilftehalb Fuß Abfall haben muß; welches mit der Höhe des Mercurius übereinstimmet, die der Herr de la Condamine in der Schanze Pauxis, vierzehn Toisen über der Gleiche des Wassers, ungefähr eine Linie und ein Vierthel weniger als zu Para am Ufer des Meeres fand. Er machet darüber nützliche Betrachtungen.

Ebbe und Fluth läßt sich da spühren.

„Man begreift gar wohl, saget er, daß die Ebbe und Fluth, welche sich an dem „nordlichen Vorgebirge, bey der Mündung des Amazonenflusses ereignet, an die Enge zu „Pauxis, das ist, so weit von dem Meere, nur erst in vielen Tagen anstatt der fünf oder „sechs Stunden kommen kann, welche die ordentliche Zeit sind, die das Meer brauchet, „aufzusteigen. In der That sind auch von der Küste bis nach Pauxis ein und zwanzig „Paragen, oder Höhen, welche so zu sagen die Tagereisen der Fluth bezeichnen, wenn „sie den Fluß hinaufgeht. An allen diesen Orten offenbaret sich die Fluth zu eben der „Stunde, wie an der Küste; und wenn man setzet, daß diese Höhen oder Paragen ungefähr zwölf Meilen von einander entfernet sind: so wird sich einerley Wirkung der Fluth „in ihren Zwischenräumen zu allen Zwischenstunden bemerken lassen; nämlich bey der Voraussetzung von zwölf Meilen, eine Stunde später von einer Meile zur andern, wenn man „weiter vom Meere geht. Eben so verhält es sich auch mit der Fluth zu den übereinstim-

Betrachtungen über die Ebbe und Fluth.

s) Man sehe unten Sir Walter Raleighs Bericht.

t) De la Condamine besitzt einen Auszug von dem Tagebuche dieses Reisenden und eine von seiner eigenen Hand entworfenen Karte seines genommenen Weges.

u) Man sehe die Beschreibung von Peru an verschiedenen Orten.

x) Sie ist im XII Theile der Lettres edifiantes & curieuses.

De la Condamine. 1743.

„menden Stunden. Uebrigens sind alle diese abwechselnden Bewegungen jede an ihrem „Orte den täglichen Verzögerungen, wie an der Küste, unterworfen. Diese Art vom Ma„sche der Fluth durch kreisförmige Bewegungen hat vermuthlich in offenbarer See statt, „und muß sich von der Spitze an, wo das Zurücktreten des Wassers anfängt, bis an die „Küsten mehr und mehr verzögern. Das Verhältniß, in welchem die Geschwindigkeit „der Ebbe und Fluth abnimmt, wenn sie in den Fluß hinauf steigt; zween einander ent„gengesetzete Ströme, die man zur Zeit der Fluth bemerket, einen auf der Oberfläche „Wassers, den andern in einiger Tiefe; zween andere, wovon der eine längst den Ufer „des Flusses hinauf geht und eilet, da unterdessen der andere mitten in dem Bette des Flu„ses hinunterläuft und zögert; endlich noch zween andere, gleichfalls entgegen gesetzete, „einander oftmals nahe bey dem Meere in den natürlichen überqueer gehenden Canälen „gegnen, wo die Fluth durch zwo einander entgegengesetzete Seiten auf einmal hineinge„alle diese Dinge, wovon die meisten, so viel ich weis, nicht beobachtet sind, ihre ver„schiedenen Verbindungen, verschiedene andere Zufälle bey der Ebbe und Fluth, die ohne „Zweifel viel häufiger und viel mannichfaltiger in einem Flusse sind, wo sie wahrschein„cher Weise in einer weit größern Entfernung vom Meere hinaufsteigt, als an irgend „nem andern Orte in der Welt, würden zu eben so besondern als neuen Anmerkun„Anlaß geben.„

Fluß und Schanze Topayos.

Um sich aber über Muthmaßungen zu erheben, müßte man eine Folge von genauen Beobachtungen haben; welches einen langen Aufenthalt an einem Orte und einen Verz erfordern würde, der sich zu der Ungeduld nicht schickete, die de la Condamine hatte, Vaterland wieder zu sehen. Er begab sich in sechzehn Stunden von Pauxis nach **Topayos**, einer andern portugiesischen Festung am Eingange des Flusses eben dieses Namen welcher einer von dem erstern Range ist. Er kömmt von den brasilianischen Bergwerk herunter, indem er queer durch unbekannte Länder geht, die von wilden und kriegerisch Völkerschaften bewohnet werden, welche zahm zu machen die Jesuiten Missionarien Mühe geben. Aus den Ueberbleibseln des Fleckens **Tupinambara**, welcher vordem in ner großen Insel an der Mündung des Flusses Madera lag, hat sich der Flecken **Topay** gebildet, dessen Einwohner fast der einzige Ueberrest von der tapfern Völkerschaft der **Tupinambaer** oder **Topinambuer** sind, welche vor zweyhundert Jahren in Brasilien he scheten, wo sie noch ihre Sprache gelassen haben. Man hat ihre Geschichte und ihre Wa derungen in dem Berichte des P. Acunja gesehen. Bey den Topayoern findet man n heutiges Tages leichter, als sonst anderswo, diejenigen grünen Steine, welche unter d

Amazonensteine.

Namen der Amazonensteine bekannt sind, deren Ursprung man nicht weis, und wel lange Zeit wegen derer Kräfte gesuchet wurden, die man ihnen wider den Stein, wi die Nierenschmerzen und wider die fallende Sucht zuschrieb. Sie sind weder an Här noch an Farbe von den orientalischen Achaten unterschieden. Sie widerstehen der Fe und man kann sich kaum einbilden, wie die alten Einwohner des Landes sie haben ha und ihnen verschiedene Gestalten der Thiere geben können. Diese Schwierigkeit hat ge macht, daß einige Schiffahrer, welche schlechte Naturkündiger gewesen, geurtheilet hab sie wären nur aus dem Leimen des Ufers, welchem man leichtlich eine Gestalt gäbe, sie hätten ihre ungemeine Härtigkeit nur der Luft zu danken. Wenn auch eine so we wahrscheinliche Vermuthung nicht durch Versuche widerleget würde: so würde doch bey nen gerundeten, geschliffenen und durchbohreten Schmaragden, wovon in dem Abschn

von den alten Denkmälern in Peru geredet worden, noch eben die Schwierigkeit übrig bleiben. De la Condamine beobachtet, es würden die grünen Steine von Tage zu Tage immer seltener, sowohl weil die Indianer, welche viel Wesens daraus machen, solche nicht gern weggeben, als auch weil man eine große Anzahl davon nach Europa gebracht hat.

De la Condamine. 1743.

Den 4ten des Herbstmonates fingen beyde Reisende an, an der Nordseite, zwölf bis funfzehn Meilen weit ins Land hinein, Gebirge zu entdecken. Dieses war ein neuer Anblick für sie, nachdem sie zween Monate von dem Pongo an geschiffet hatten, ohne den geringsten Berg zu sehen. Was sie wahrnahmen, das waren die vordern Hügel einer langen Kette von Bergen, die sich von Westen gen Osten erstreckete, und wovon die Gipfel die Puncte ausmachen, welche die Wasser der Guiana vertheilen. Diejenigen, welche ihren Abhang von der Nordseite nehmen, bilden die Flüsse an der Küste von Cayenne und Surinam, und diejenigen, welche gegen Süden fließen, fallen nach einem kurzen Laufe in den Amazonenfluß. In diese Gebirge haben sich, nach der Sage des Landes, die Amazonen des Orellana geflüchtet: eine andere Sage aber, die besser bewiesen seyn soll, ob sie gleich eben so schlecht aufgekläret ist, versichert, sie hätten viele Adern von verschiedenem Erze.

Den 5ten gegen Abend war die Veränderung der Magnetnadel, die man bey der Sonnen Untergange beobachtete, fünf Grad und einen halben von Norden gegen Osten. Ein Stamm eines ausgerissenen Baumes, welchen der Strom an das Ufer getrieben, hatte zum Schauplatze dieser Wahrnehmung gedienet, und de la Condamine, welcher sich über seine Größe verwunderte, war so neugierig, daß er ihn maß. Ob er gleich ganz ausgetrocknet und seiner Rinde völlig beraubet war: so hatte er dennoch vier und zwanzig Fuß im Umfange und vier und achtzig in der Länge zwischen den Zweigen und Wurzeln. Man kann daraus urtheilen, von welcher Höhe und Schönheit die Gehölze an den Ufern des Amazonenflusses und vielen andern Flüssen sind, die er aufnimmt. Den 6ten beym Anbruche der Nacht ließen die beyden Reisenden den großen Canal des Flusses der Schanze Paru gegen über, die an dem nordlichen Ufer liegt, und seit kurzem von den Portugiesen aus den Trümmern einer alten Schanze wieder aufgebauet worden, wo sich die Holländer ehemals niedergelassen hatten. Damit sie nicht über den Xingu bey seiner Mündung gehen dürften, wo eine Menge Canote verloren gegangen: so liefen sie aus dem Amazonenflusse in den Xingu selbst durch einen von Natur gemachten Gemeinschaftsgraben ein. Die Eylande, welche die Mündung dieses Flusses in viele Canäle theilen, erlauben nicht, daß man seine Breite auf geometrische Art messen kann. Dem Augenscheine nach aber ist sie nicht über eine Seemeile breit. Es ist eben der Fluß, welchen der P. Acunja Paranaiba, und der P. Fritz in seiner Karte Aoripana nennet; welcher Unterschied von den unterschiedenen Sprachen herrühret. Xingu ist der indianische Namen eines Dorfes, bey welchem eine Mission an dem Ufer des Flusses, einige Meilen von seiner Mündung ist. Er kömmt, wie der Fluß Topayos, von den brasilianischen Bergwerken herunter; und ob er gleich sieben oder acht Tagereisen von dem Amazonenflusse einen Sprung hat: so ist er dennoch über zween Monate im Hinaufgehen schiffbar. Seine Ufer haben einen Ueberfluß von zweyerley gewürzhaften Bäumen y), deren Früchte beynahe von der Größe einer Olive sind, wie die Muscatennüsse gerieben werden, und zu eben dem Gebrauche dienen. Die Rinde

Ungeheuer großer Baum.

Paru, eine alte holländische Schanze.

Zweyerley gewürzhafte Bäume.

y) Der eine heißt Cuchiri, und der andere Puchiri.

De la Condamine. 1743.

Rinde des ersten hat den Geschmack und Geruch von den Gewürznelken, welche die Portugiesen Cravo nennen. Dieses hat gemacht, daß die Franzosen von Cayenne den Namen Crabe dem Holze gegeben, welches diese Rinde trägt. De la Condamine beobachtet, wenn die morgenländischen Spezereyen noch andere verlangen ließen, so würden diese in Europa bekannter seyn. Indessen hat er doch in dem Lande erfahren, daß sie nach Wälschland und England giengen, wo man sie zur Verfertigung verschiedener starken Getränke brauchete.

Der Amazonenfluß wird so breit, nachdem er den Xingu eingenommen hat, daß man nicht würde von einem Ufer zum andern sehen können, wenn auch die großen Eylande, die auf einander folgen, dem Gesichte erlauben würden, sich auszubreiten. Es ist merkwürdig, daß man hier anfängt, weder Mustiquen, noch Maringoinen, noch allerhand anderes Fliegengeschmeiß weiter zu sehen, welches die Schifffahrt auf diesem Flusse am allerbeschwerlichsten machet. Ihre Stiche sind so grausam, daß die Indianer selbst nicht ohne leinwandne Decke reisen, um sich des Nachts davor zu sichern. Man findet ihrer aber an dem rechten Ufer keine mehr. Denn das entgegenstehende Ufer höret nicht auf, davon angefüllet zu seyn. De la Condamine glaubete, bey Untersuchung der Lage der Oerter, er könne der Veränderung der Richtung des Laufes des Flusses diesen Unterschied zuschreiben. Er wendet sich gegen Norden; und der Ostwind, welcher daselbst fast beständig wehet, muß diese Ungeziefer an das westliche Ufer führen.

Festung Curupa.

Die portugiesiche Festung Curupa, wo die beyden Reisenden den 9ten ankamen, wurde von den Holländern erbauet, als sie Meister von Brasilien waren. Sie ist von Portugiesen bevölkert, und es sind keine andere Indianer darinnen, als ihre Sclaven. Die Lage derselben ist angenehm, an einem erhabenen Orte, an dem mittäglichen Ufer des Flusses, acht Tagereisen über Para. Von diesem Orte an, wo die Ebbe und Fluth sehr merklich werden, gehen die Canote nicht weiter, als nur wenn Fluth ist. Die Beschreibung des Herrn d'Ulloa hindert uns nicht, mit dem Herrn de la Condamine, der als ein Augenzeuge davon redet, noch genauer anzumerken, daß einige Meilen unter eben der Schanze

Flüsse, die eine Art von Meere machen.

ein kleiner Arm von dem Amazonenflusse, Namens Tajipuru, von dem großen Canale, der sich gegen Norden wendet, abgeht, und, da er einen entgegen gesetzeten Weg gegen Süden nimmt, die große Insel Joanes oder Marajo, umfasset, die auf allen Karten vorgestellet wird. Von da kömmt er durch Osten gegen Norden und beschreibt einen halben Zirkel. Bald darauf verliert er sich einigermaßen in einem von dem Zusammenflusse vieler großen Flüsse gebildeten Meere, die er hinter einander antrifft. Die ansehnlichsten sind erstlich Rio de dos Bocas, Fluß zwoer Mündungen, welcher von der Vereinigung der beyden Flüsse Guanapu und Pacajas, gebildet wird, bey seiner Mündung über zwo Meilen breit ist, und den alle die alten Karten, wie Laet, den Fluß von Para nennen; zweytens der Fluß der Tocantiner, welcher noch viel breiter ist, als der vorhergehende, und wo man viele Monate brauchet, wenn man ihn hinauf gehen will, der wie der Topayos und der Xingu, aus den brasilianischen Bergwerken kömmt, wovon er einige Stücke in seinem Sande mitführet; endlich der Fluß Muju, welchen de la Condamine siebenhundert neun und vierzig Toisen breit, zwo Seemeilen weit im Lande fand, und worauf er eine portugiesische Fregatte antraf b).

z) Des Herrn de la Condamine Beobachtungen von einigen Thieren in denen Ländern, wo er durch gereiset ist, werden bis in ihren eigentlichen Abschnitt verspäret. a) Ebendas. a. d. 177 u. 178 S.
b) [illegible]

die mit vollen Segeln hinauf gieng, um noch einige Meilen höher hinauf Holz zu Tischlerarbeiten zu suchen, welches in andern Gegenden selten und kostbar ist z).

De la Condamine. 1743.

Lage der Stadt Para.

An dem ostlichen Ufer des Muju liegt die Stadt Para, unmittelbar über der Mündung des Capim, welcher einen andern Fluß aufnimmt, Guama genannt. Nach der Meynung des Herrn de la Condamine kann nur das Anschauen einer Karte einen richtigen Begriff von der Lage dieser Stadt an dem Zusammenflusse einer so großen Anzahl Flüsse geben. Ihre Einwohner, saget er, glauben ganz und gar nicht, daß sie an dem Amazonenflusse liegen, wovon auch vermuthlich nicht ein einziger Tropfen ihre Mauern befeuchtet; beynahe so wie man sagen kann, es komme das Wasser der Loire nicht nach Paris, obgleich dieser Fluß durch den briarischen Canal eine Gemeinschaft mit der Seine hat. Man saget aber doch in der angenommenen Sprache, Para liege an der östlichen Mündung des Amazonenflusses.

De la Condamine wurde von Europa nach Para, ohne wegen des Weges befraget zu werden, durch enge Canäle geführet voller Umwege, die von einem Flusse in den andern gehen, und wodurch man die Gefahr ihrer Mündungen vermeidet. Da alle seine Sorgfalt dahin gieng, seine Karte zu entwerfen: so mußte er seine Achtsamkeit verdoppeln, damit er nicht den Faden seines Laufes in diesem krummen Labyrinthe und unzähligen Canälen verlor.

Ankunft daselbst.

Den 19ten des Herbstmonates, das ist beynahe vier Monate nach seiner Abreise von Cuenca, kam er glücklich in das Gesicht von Para, welches die Portugiesen groß Para, das ist den großen Fluß in der brasilianischen Sprache, nennen. Er stieg bey einem Wohnplatze an das Land, welcher dem Jesuitencollegio gehöret, woselbst er acht Tage lang von den Superioren dieses Ordens aufgehalten wurde, unterdessen daß man ihm in der Stadt, kraft eines Befehles Seiner portugiesischen Majestät an alle ihre Statthalter, eine Wohnung zurechte machete. Er fand daselbst den 27sten ein sehr bequemes und schön meublirtes Haus mit einem Garten, woraus man den Horizont des Meeres entdeckete und in einer solchen Lage, wie er sie zur Bequemlichkeit seiner Wahrnehmungen gewünschet hatte. „Wir glauben, saget er, bey unserer Ankunft zu Para, als wir aus dem Gehölze des Amazonenflusses heraus kamen, uns nach Europa versetzet zu sehen. Wir fanden eine große Stadt, „gerade Gassen, schöne Häuser, die meistens seit dreyßig Jahren erst von Steinen erbauet „waren, prächtige Kirchen. Der unmittelbare Handel der Einwohner mit Lissabon, „da sie alle Jahre eine Kauffarthevflotte erhalten, machet es ihnen leicht, sich mit allerhand Be„quemlichkeiten zu versehen. Sie erhalten die Waaren aus Europa durch Umsetzung gegen „ihre Landesgüter, welche außer dem Staubgolde, das man aus dem innersten Lande von „der brasilianischen Küste bringt, die Rinde von dem Crabenholze, Sassepari, Vanille, „Zucker, Caffee und vornehmlich Cacao sind„ a).

Vorstellung von der Stadt Para.

Niemals ist die Breite von Para zu Lande genommen worden, und man versicherte den Herrn de la Condamine bey seiner Ankunft, die Stadt läge gerade unter der Linie. Er fand sie durch verschiedene Wahrnehmungen einen Grad acht und zwanzig Minuten südlich b). Was die Länge betrifft, so ließen ihn eine Mondfinsterniß, welche er den 1sten des Windmonates

1743

b) Die Karte des P. Fritz setzet diese Stadt einen Grad südlich, Laets seine ist nicht [illegible] vom de la Condamine unterschieden. Der neue portugiesische Wegzeiger hat einen Grad vierzig Minuten südlich.

De la Condamine. 1743.

1743 beobachtete, und zwo Immersionen des ersten Trabanten des Jupiters *c*), durch Re-
nung urtheilen, daß der Unterschied der Mittageslinie zu Para von der zu Paris unge-
drey Stunden vier und zwanzig Minuten gegen Westen sey.

Andere Wahrnehmungen.

Unter vielen andern Wahrnehmungen, deren einige die Abweichung und Zuneig-
der Magnetnadel, andere die Ebbe und Fluth betrafen, die zu Para sehr unordentlich
war die wichtigste, die sich unmittelbar auf die Gestalt der Erde bezog, welche der Ha-
gegenstand seiner Reise war, die von der Länge der Pendule der mittlern Zeit, oder viel-
der Unterschied der Länge der Pendule zu Quito und zu Para *d*). Neun Erfahrun-
wovon die beyden am weitesten von einander entferneten nur drey Schwingungen Unters-
bey acht und neunzig tausend siebenhundert und vierzig macheten, ließen ihn finden, daß
Pendule von einer metallenen Stange in vier und zwanzig Stunden der mittlern Zeit,
Para ein und dreyßig oder zwey und dreyßig Schwingungen mehr, als zu Quito, und f-
zig bis ein und funfzig mehr, als zu Pichincha, hundert und funfzig Toisen über Quito,
chete. Hieraus schließt er, daß unter der Linie zween Körper, wovon der eine in einer
chen Ebene mit dem Meere ein tausend sechshundert Pfund, und der andere tausend Pf-
wiegen würde, wenn sie, der erste auf eine Höhe von ein tausend vierhundert und funfzig
der andere von zwey tausend und zweyhundert Toisen gebracht würden, ein jeder über
Pfund von seinem Gewichte verlieren würde *e*).

Es war nöthig, die eigentliche Mündung des Amazonenflusses zu sehen, damit die K-
te von diesem Flusse vollendet würde, und so gar seinem nordlichen Ufer bis an das nor-
che Vorgebirge zu folgen, wo er seinen Lauf endiget. Diese Ursache war hinlänglich,
Herrn de la Condamine zu bewegen, daß er den Weg über Cayenne nahm, von da er
rade nach Frankreich gehen konnte. Da er sich also der portugiesischen Flotte, welche
zten des Christmonates nach Lissabon abgieng, nicht, wie Maldonado, zu Nutze gemacht
te: so sah er sich, nicht so wohl durch die widrigen Winde, die in dieser Jahreszeit we-
als vielmehr durch die Schwierigkeit Ruderbursche zu bekommen, bis zu Ende des Ja-
zu Para aufgehalten. Die Pocken hatten die meisten Indianer verjaget. Man bem-

Anmerkungen über die Blattern in Para.

zu Para, daß diese Krankheit den erst kürzlich aus den Gehölzen gezogenen Indianern
Missionen, die noch nackend gehen, weit schädlicher ist, als denjenigen, die seit langer
un-

c) Den 6ten und 29sten des Christmonates eben desselben Jahres.

d) Eine von diesen beyden Städten ist am Ufer des Meeres; die andere vierzehn bis funfzehnhundert Toisen über dessen Fläche; und alle beyde unter der Linie. Denn anderthalb Grad ist hier von keiner Wichtigkeit. De la Condamine war im Stande, diesen Unterschied vermittelst einer unveränderlichen Pendule acht und zwanzig Zoll lang, welche ihre Schwingungen über vier und zwanzig Stunden behielt, und womit er viele Wahrnehmungen zu Quito und an einem Orte auf dem Berge Pichincha angestellet hatte, welcher siebenhundert und funfzig über den Boden zu Quito erhaben ist, zu bestimmen. A. d. 181 S.

e) Beynahe wie es geschehen müßte, wenn m-
eben die Erfahrungen unter der zwey und zw-
zigsten und acht und zwanzigsten Parallele
Newtons Tabelle, machete; oder gegen die zw-
zigste und fünf und zwanzigste, nach der Ver-
chung der unter der Linie und an verschiedenen O-
in Europa gemachten unmittelbaren Erfahrun-
Uebrigens erinnert de la Condamine, daß die
herstehenden Zahlen nur den wahren eigentl-
nahe kommen. A. d. 182 S.

f) Man findet in dem historischen Tageb-
des Herrn de la Condamine verschiedene Umstä-
die er hier nicht wiederholet hat. Para,
er, ist der Sitz eines Bisthumes und viel-
die einzige europäische Pflanzstadt, worinnen

unter den Portugiesen leben und Kleider tragen. Die ersten, welche eine Art von zweylebigen Thieren sind, und sich eben so oft im Wasser, als auf dem Lande, aufhalten, auch von ihrer Kindheit an zu den Ungemächlichkeiten der Luft abgehärtet sind, haben vielleicht eine dichtere Haut, als der andern Menschen ihre; und de la Condamine ist geneigt, zu glauben, diese einzige Ursache könne den Ausbruch bey ihnen desto schwerer machen. Ueber dieses so kann auch ihre Gewohnheit, die sie haben, sich den Leib mit Roucou, Genipa und verschiedenen fetten und dicken Oelen zu reiben, die Schwierigkeiten noch vermehren. Diese letzte Muthmaßung scheint durch eine andere Anmerkung bestätiget zu werden; daß nämlich die Negersclaven, die nach Africa gebracht werden, und welche nicht eben die Gewohnheit haben, eben dem Uebel besser widerstehen, als die Landeseingebohrenen. Ein wilder Indianer, der erst kürzlich aus den Gehölzen gekommen ist, ist ordentlicher Weise so gut, als todt, wenn er von dieser Krankheit angegriffen wird. Indessen hat eine glückliche Erfahrung zu erkennen gegeben, daß es mit den künstlich gemachten Blattern nicht eben so seyn würde, wenn diese Art einmal in die Missionen eingeführet wäre; und die Ursache dieses Unterschiedes ist nicht leicht zu finden. De la Condamine erzählet, daß funfzehn oder sechzehn Jahre vor seiner Ankunft zu Para ein Carmeliter Missionarius, da er gesehen, daß alle seine Indianer einer nach dem andern gestorben, und da er aus einer Zeitung von dem Geheimnisse der Einpfropfung etwas vernommen, welches damals viel Lärmen in Europa verursachete, dafür hielt, sie könnte wenigstens einen Tod zweifelhaft machen, der bey den ordentlichen Hülfsmitteln nur gar zu gewiß wäre. Ein solcher natürlicher Vernunftschluß hätte allen denjenigen einfallen sollen, welche von der neuen Wirkung reden höreten. Dieser Ordensmann aber war der erste in America, welcher das Herz hatte, die Einpfropfung zu versuchen. Er ließ allen denen Indianern in der Mission, welche noch nicht davon waren angegriffen worden, solche einpfropfen; und von diesem Augenblicke an verlor er nicht einen einzigen. Ein anderer Missionarius zu Rio Negro folgete seinem Beyspiele mit eben dem Erfolge. Nach zwoen so bewährten Erfahrungen sollte man sich einbilden, es würden alle diejenigen, welche indianische Sclaven hatten, bey der Seuche, welche den Herrn de la Condamine zu Para aufhielt, ihre Zuflucht zu diesem Hülfsmittel genommen haben, um sie zu erhalten. Er würde es selbst geglaubet haben, saget er, wenn er nicht ein Zeuge von dem Gegentheile gewesen wäre. Man dacht noch nicht daran, als er von Para abreisete *f*).

De la Condamine. 1743.

Deren Einpfropfung wird mit gutem Erfolge versuchet.

Er

Geld im Gange war. Die gemünzeten Stücke, sind nachher eingeführet worden. Damals aber war die einzige Courantmünze der Cacao. : : : Bey Gelegenheit der Abreise des Maldonado, welcher sich nach Lissabon auf eine portugiesische Flotte einschiffete, saget er: „das Beyspiel des P. Fritz, „eines spanischen Missionars zu Maynas, welcher „den Fluß bis nach Para im 1689 Jahre hinunter „gieng, um daselbst seine Gesundheit wieder her„zustellen, und welchen der Statthalter dieser Stadt „über ein Jahr lang behielt, hatte den Herrn Mal„donado in Furcht gesetzet, sich für einen Spanier „unter den Portugiesen auszugeben. Seine An„verwandten und Freunde hatten es ihm für seine „Abreise von Quito stark eingebunden, und ich „hatte ihm versprechen, es niemand zu sagen. „Nachdem der Statthalter zu Para mir die Ab„schrift von den Befehlen Seiner portugiesischen „Majestät wieder zugestellet hatte, und wir das „freymüthige und offenherzige Bezeugen des Com„mandanten gesehen hatten: so that ich mein mög„lichstes, den Herrn Maldonado zu bewegen, glei„ches mit gleichem zu vergelten. Ich stellete ihm „vor, der Paß machete keinen Unterschied unter „irgend einer Nation; weil er sich auf alle diese„nigen erstreckete, die mich begleiten würden; der „alte Statthalter, welcher den P. Fritz aufgehal„ten, wäre von seinem Hofe deswegen getadelt „worden, und hätte Befehl bekommen, ihn mit „großen Ehrenbezeugungen wieder in seine Mission „zurück

De la Condamine. 1744.

De la Condamine verläßt Para.

Er schiffete sich den 29sten des Christmonates in ein Canot des Generales ein *g*) und hatte zwey und zwanzig Ruderbursche bey sich, war auch mit Empfehlungsschreiben an die Franciscaner Missionarien der Insel Joanes oder Marajo versehen, die ihm neue Ruderbursche zur Fortsetzung seiner Reise besorgen sollten. Da er aber in den vier Dorfschaften dieser Väter keinen guten Lootsmann hatte finden können, wo er in den ersten Tagen des Jenners 1744 ankam, und er also der Unerfahrenheit seiner Indianer und der Furchtsamkeit des **Mamelus** *h*), den man ihm gegeben hatte, sie zu regieren, überlassen war: so brachte er zween Monate auf einer Reise zu, die nicht vierzehn Tage erforderte.

Beobachtungen wegen der beyden Mündungen.

Einige Meilen unterhalb Para gieng er über die ostliche Mündung des Amazonenflusses oder den Arm von Para, welcher von der wahren Mündung, welche die westliche ist, durch die große Insel Joanes, die zu Para mehr unter dem Namen **Marajo** bekannt ist, abgesondert wird. Dieses Eyland nimmt allein fast den ganzen Raum ein, welcher die beyden Mündungen des Flusses absondert. Sie hat in einer unregelmäßigen Gestalt über hundert und funfzig Seemeilen im Umfange. Alle Karten setzen dafür eine Menge kleiner Inseln *i*). Der Arm von Para fünf oder sechs Meilen unterhalb der Stadt ist schon über drey Seemeilen breit und wird immer noch breiter. De la Condamine fuhr an der Seite des Eylandes von Süden gegen Norden, dreyßig Seemeilen weit bis an seine letzte Spitze, welche **Magnan** hieß und so gar den Canoten wegen seiner Klippen sehr gefährlich ist. Jenseits dieser Spitze wandte er sich gegen Westen, wobey er stets der Küste des Eylandes folgete, welche über vierzig Seemeilen läuft, ohne sich fast von der Linie zu entfernen. Er sah zwey große Eylande, die er gegen Norden ließ, wovon das eine **Machiana** und das andere **Caviana** genennet wird. Sie sind beyde heutiges Tages wüste, wurden aber vor Alters von der Völkerschaft der **Aruaer** bewohnet, die zwar heutiges Tages zerstreuet ist, jedennoch aber ihre besondere Sprache behalten hat. Der Boden dieser Eylande, wie auch ei-

„zurück zu führen; die gegenwärtigen Umstände „wären viel günstiger, weil die beyden Höfe, Spa„nien und Portugall, seit langer Zeit in gutem „Vernehmen wären. Er empfand die Stärke die„ser Gründe: eine böse Scham aber hielt ihn zu„rück. Er hatte sich für einen Franzosen ausge„geben, und hatte als ein solcher von dem Statt„halter Empfehlungsschreiben nach Lissabon bekom„men. Er getrauete sich nicht, den Verdacht zu „bekennen, den man ihm beygebracht hatte. Dieß „ist noch nicht alles; er verlangete auch von mir, „ich sollte auch nach seiner Abreise nichts sagen. „Ich habe mich die Zeit meines Lebens in keiner „solchen Verlegenheit befunden. Auf der einen „Seite warf ich mir vor, daß ich die Freymüthig„keit eines Mannes von vielem Verstande und „vielen Verdiensten, der mich mit Höflichkeiten über„häufete, durch eine Verstellung bezahlete, die ei„ner Betrügerey ähnlich sah; und auf der andern „Seite konnte ich das Vertrauen meines Freundes „nicht verrathen. Ich vermied, so viel mir es „möglich war, mit dem Statthalter besonders zu „reden, welcher oftmals von dem Herrn Maldo[nado] „mit mir sprach„.

De la Condamine stund bey seinem Aufenth[alte] zu Para in genauer Freundschaft mit einem [ge]lehrten Geistlichen, dem Sohne eines Franzo[sen], der sich in dieser Stadt gesetzet hatte. Es war [sol]ches Dom **Laurenzo Alvares Roxo de Pot[flis]** Großcantor der Domkirche und Großvicar des [Bi]schofes. Er hatte viele Neigung zur Natur[ge]schichte und Mechanik. Viele curiöse Stücke, [wo]mit er den Herrn de la Condamine beschenk[te] und andere, die er ihm nachher schickete, ma[chen] ein Theil von denjenigen aus, die er in das Ca[bi]net des königlichen Gartens gesetzet hat. D[om] Potflis ist heutiges Tages Correspondent der [Aka]demie der Wissenschaften. Tageb. a. d. 196 u. ff.

g) Herr d'Abreu de Castelbranco, de[ssen] Höflichkeit de la Condamine sehr rühmet. Se[in] Titel waren: Excellentissimo Senhor Govern[ador] e Capitan General do Estado do Maranh[am]. Derjenige, welchem Herr d'Abreu aufgetra[gen] hatte, das Canot auszurüsten, hatte sich ge[...]

eines großen Theiles von der Insel Marajo ihrem ist meistens unter Wasser gesetzet, und fast nicht zu bewohnen. Als de la Condamine die Küste von Marajo an dem Orte verließ, wo sie sich gegen Süden beuget: so gerieth er wieder in das eigentliche Bette oder den Hauptcanal des Amazonenflusses, der neuen Schanze von Macapa an dem ostlichen Ufer des Flusses gegen über, welche von den Portugiesen zwo Seemeilen gegen Norden von dem alten verleget worden. Es würde unmöglich seyn, an diesem Orte in den ordentlichen Canoten über den Fluß zu gehen, wenn der Canal nicht durch kleine Eylande zusammen gezogen würde, unter deren Bedeckung man mit mehr Sicherheit schiffet, wenn man seine Zeit wahrnimmt, von einem zum andern zu gehen. Von dem letzten bis nach Macapa sind noch über zwo Meilen übrig. In dieser letzten Ueberfahrt gieng de la Condamine noch einmal wieder, und zwar zum letztenmale, über die Linie. Die Beobachtung der Breite bey der neuen Schanze Macapa gab ihr nur allein drey Minuten gegen Norden

De la Condamine. 1744.

Der Boden von Macapa ist auf zwo oder drey Toisen hoch über die Fläche des Wassers erhaben. Nur das Ufer des Flusses ist mit Bäumen bedecket. Das Inwendige des Landes ist ein ebener unbesetzter Boden, der erste, welchen man von der Art seit der Cordiliera in Quito antrifft. Die Indianer versichern, er gienge so immer weiter fort gegen Norden und man könne von da zu Pferde bis an die Quellen des Oyapoc durch große unbedeckete Ebenen reiten. Von dem an die Quellen des Oyapoc gränzenden Lande sieht man gegen Norden die Gebirge Apruague, die man auch in der See, viele Meilen gegen Norden von der Küste sehr deutlich wahrnimmt. Sie müssen also noch vielmehr von den benachbarten Höhen bey Cayenne können gesehen werden *k*).

Veränderung des Bodens gegen Norden.

Zwischen Macapa und dem nordlichen Vorgebirge, an dem Orte, wo der große Canal des Flusses durch die Eylande am dichtesten zusammen gezogen ist; vornehmlich der großen Mündung des Arauary gegen über, welcher an der Nordseite in den Amazonenfluß fällt, zeiget

Sonderbarer Umstand bey der Ebbe und Fluth.

gert, das Geld zu nehmen, welches ich ihm anboth, saget de la Condamine. Ich trug also in dem Augenblicke meiner Abreise ingeheim zweyhundert Crusaden (ungefähr fünfhundert französische Livres) zu einem reichen Kaufmanne, dem ich auftrug, sie für die Fracht meines Canotes ihm zuzustellen. Ich habe seit meiner Zurückkunft nach Frankreich erfahren, daß die Summe nicht angenommen worden, und daß sie auf Befehl des Statthalters in Verwahrung geblieben. Bey dieser Gelegenheit habe ich erfahren, wie weit sich die Befehle und die Freygebigkeiten seiner portugiesischen Majestät erstrecket hatten, Tageb a. d. 199 S.

h) Man nennet in Brasilien **Mamelus** gewisse Kinder der Portugiesen und Indianerinnen. Man sehe unten die Beschreibung von Brasilien.

i) Sie würden von ungefähr und nach Belieben hingesetzet zu seyn scheinen, wenn es nicht augenscheinlich wäre, daß sie von der Karte aus dem Flambeau de Mer abcopiret wären, welche in diesem Theile mit vielen falschen einzelnen Stücken angefüllet ist.

k) Aus allen diesen Vermuthungen schließt de la Condamine, man würde, wenn man im fünften Grade nordlicher Breite von Cayenne abreisete und gegen Süden gienge, sehr bequem zween, drey und vielleicht auch vier Grade von der Mittagslinie haben messen können, ohne aus den französischen Ländern zu gehen, und unterwegens das Innere der Länder kennen lernen, die bisher noch nicht recht bekannt sind. Endlich würde man, wenn man gewollt hätte, mit portugiesischen Pässen, die Messung bis an die Parallele von Macapa, das ist bis unter die Linie selbst, haben treiben können. Die Ausführung dieses Vorschlages, saget er, würde viel leichter gewesen seyn, als er es selbst geglaubet hätte, da er es der Academie der Wissenschaften ein Jahr vorher vorgeschlagen, als man von der Reise nach Quito geredet, wo man mehr Leichtigkeit zu finden glaubete. Er gesteht aber, daß es nöthig gewesen, die Oerter zu sehen, um von dem gewiß zu seyn, was er vorgeschlagen. Ebendas. a. d. 192 S.

De la Condamine. 1744.

zeiget die Ebbe und Fluth etwas sonderbares. In denen drey Tagen, die dem Vollm[...] de und Neumonde am nächsten sind, wo die größte Ebbe und Fluth zu seyn pfleget, kömm[...] das Meer in einer oder zwoen Minuten zu seiner größten Höhe, da es sonst fast sechs St[...] den brauchet, anzulaufen. Man höret anfänglich eine oder zwo Seemeilen weit ein für[...] terliches Geräusch, welches die Pororoca ankündiget. Diesen Namen geben die In[...] ner dieser entsetzlichen Fluth. Das Geräusch nimmt zu, so wie sie herankömmt; und b[...] darauf erblicket man ein Vorgebirge von Wasser zwölf bis funfzehn Fuß hoch, darnach[...] anderes, darnach noch ein drittes und zuweilen auch noch ein viertes, die dicht auf ein[...] der folgen, und welche die ganze Breite des Canales einnehmen. Diese Meereswoge [...] mit einer ungeheuren Geschwindigkeit vor, zerbricht und schlägt alles nieder, was ihr [...] dersteht. De la Condamine sah an einigen Orten ein großes Stück Land von der Po[...] roca wegführen, starke Bäume aus der Erde reißen, und allerhand andere Verheerun[...] anrichten. Das Ufer, wo sie hinkömmt, ist auch überall so rein, als wenn es sorgfä[...] gefeget wäre. Die Canote, die Piroguen und die Barken selbst sind von der Wuth d[...] Fluth nicht anders sicher, als wenn sie an einem Orte liegen, wo tiefer Grund ist.

Ihre Erklärung.

De la Condamine, welcher sich nur begnüget, die Ursachen der Begebenheiten anz[...] gen, hat an vielen andern Orten bemerket, saget er, wo er die Umstände bey diesem Vo[...] le untersuchet hat, daß solches bloß geschieht, wenn die Fluth in einem engen Canale an[...] oder dahinein geräth, und unterwegens eine Sandbank oder einen hohen Grund an[...] welcher ihr Hinderniß machet; daselbst und sonst nirgend fängt die heftige und unorden[...] che Bewegung des Wassers an, und höret ein wenig über der Bank auf, wenn der Ca[...] wieder tief wird, oder sich auf eine ansehnliche Art ausbreitet *l*). Er setzet hinzu, es ge[...] he etwas dergleichen bey den orcadischen Eylanden, und an der Einfahrt in die Garon[...] wo man dieser Wirkung der Fluth den Namen Mascaret giebt.

De la Condamine geräth auf eine Sandbank.

Die Indianer und ihr Haupt, welche befürchteten, sie möchten in denen fünf Ta[...] die zu der großen Fluth noch hin wären, nicht bey dem nordlichen Vorgebirge angelan[...] können, welches nur noch funfzehn Meilen entfernet war, und über welchem hinaus [...] einen Schutz wider die Pororoca finden kann, hielten den Herrn de la Condamine au[...] ner wüsten Insel zurück, wo er keinen Ort fand, wo er seinen Fuß trocken hinsetzen kön[...] te; und woselbst er, aller seiner Vorstellungen ungeachtet, neun ganzer Tage lang aufgehal[...]

l) Ebendas. a. d. 195 S.

m) Er bemerket einen sehr gefährlichen Irrthum auf den Seekarten, wegen der Gegend, woran die Schiffe die Küste erkennen, und wodurch vielleicht viele umgekommen sind, wie diejenigen, wovon er die Trümmern auf der benachbarten Küste sah, welche gegen Norden bis an das Vorgebirge Orange läuft. Die Wichtigkeit der Materie erfordert es, daß seine Erklärungen hier angeführet werden. „Nichts ist der Wahrheit weniger gemäß, saget er, „als die Aussicht und der Anblick dieser Küste so, „wie sie in der Seefackel (Flambeau de la Mer) „einem aus dem Holländischen in alle Sprachen „übersetzeten Buche, abgezeichnet sind. Man sieht „daselbst die Vorstellung von einer langen Kette von „Bergen, deren verschiedene Spitze und Beu[...] „gen sehr umständlich vorgestellet werden. Gle[...] „wohl ist es höchst wahr, daß man nicht den [...] „ringsten Schein eines Hügels auf dem [...] „wahrnimmt, so weit das Gesicht reichen [...] „Die Küste ist ein niedriges und unter Wasser [...] „hendes Land, mit Manglebäumen bedecket, die [...] „weit in die See hineingehen. Eben dieselben [...] „ländischen Karten, und nach ihnen alle an[...] „verstellen auch die Insel Marajo oder Jo[...] „und machen aus einer einzigen Insel ein [...] „von Inseln mit Canälen dazwischen, deren [...] „fen nach dem Bleywurfe angezeiget sind.„ D[...] Condamine findet nur ein Mittel, dasjenige, [...] er gesehen hat, mit der Karte zu vergleichen, [...]

wurde, um so lange zu warten, bis der Vollmond vorbey wäre. Von da begab er sich in weniger als zween Tagen nach dem nordlichen Vorgebirge. Den andern Morgen aber, da das letzte Viertheil und die kleineste Fluth war, strandete sein Canot auf eine Bank von Leimen; und da die See fiel, so zog sie sich weit zurück. Den folgenden Tag kam die Fluth nicht bis an das Canot. Kurz, er brachte sieben Tage in diesem Zustande zu, unter welcher Zeit seine Ruderbursche, deren Arbeit aufgehöret hatte, keine andere Beschäfftigung hatten, als daß sie von sehr weit her, halb süßes Wasser hohleten, wobey sie bis an den Gürtel in dem Leimen giengen. Er hatte Zeit, saget er, im Angesichte des nordlichen Vorgebirges seine Wahrnehmungen zu wiederhohlen *m*), und es sehr überdrüßig zu werden, daß er noch immer einen Grad, ein und funfzig Minuten Norderbreite war. Sein Canot, welches in einen verhärteten Leimen eingefasset war, wurde ein festes Observatorium. Er fand die Veränderung der Magnetnadel vier Grad Nordost, das ist drittehalb Grad weniger, als zu Pauxis. Er hatte auch eine ganze Woche lang Zeit und Muße, sein Gesicht auf allen Seiten herum gehen zu lassen, ohne weiter etwas zu entdecken, als Manglebäume anstatt derjenigen hohen Gebirge, deren Spitzen sehr umständlich in denen Beschreibungen vorgestellet sind, welche den Karten in der Seefackel beygefüget worden. Bey den großen Fluthen des folgenden Neumondes endlich machete ihn die Anschwemmung selbst wieder flott, allein mit einer neuen Gefahr; diese führete das Canot weg, und ließ es mit mehrer Schnelligkeit in dem Leimen hinstreichen, als es de la Condamine am Pongo erfahren.

De la Condamine. 1744.

Er bringt daselbst sieben Tage zu.

Einige Meilen gegen Westen von der Bank, welcher er wegen seiner Begebenheit, den Namen der sieben **Tage-Bank** gab, und in eben der Höhe traf er eine andere Mündung des Arauari an, welche heutiges Tages durch Sand verschlossen ist. Diese Mündung, saget er, und der breite und tiefe Canal, welcher dahinein führet, wenn man von der Nordseite zwischen dem festen Lande des nordlichen Vorgebirges, und denen Eylanden, welche dieses Vorgebirge decken, einläuft, sind der Fluß und die Bay **Vincent Pinzon**; wobey er beobachtet, es hätten die Portugiesen ihre Ursachen gehabt, sie mit dem Flusse Oyapoc zu vermengen, dessen Mündung unter dem Vorgebirge Orange im vierten Grade funfzehn Minuten Norderbreite ist, und welche, ungeachtet des Artikels in dem Utrechter Frieden, der aus dem Oyapoc und dem Flusse Pinzon nur einen einzigen und einerley Fluß zu machen scheint, doch in der That über funfzig Seemeilen von einander sind *n*). Die französi-

Die Flüsse Oyapoc und Vincent Pinzon werden vermenget.

ist, daß er vermuthet, es haben die Erde und der Leimen, welche von dem Amazonenflusse, und von der Ebbe und Fluth des Meeres zusammen geführet werden, mit der Zeit aus vielen Inseln eine gemacht, deren Boden sich befestiget und erhebt, nachdem er von den Einwohnern zu Para bebauet wird, welche daselbst viele Sitze und vieles großes Vieh haben. Diese Ursache nebst der Eigenschaft, welche die Manglebäume haben, sich durch ihre Zweige fortzupflanzen, welche Wurzeln werden, kann auch gemacht haben, daß die Küste des festen Landes viele Meilen gegen Osten weiter vorgerücket ist, und auch wohl so weit, daß die Berge in dem Innern des Landes nicht ferner in der See können gesehen werden; wie es vielleicht vor hundert Jahren geschehen, da die Aussicht davon gezeichnet worden. Diese Muthmaßung, welche der Anblick des Landes bey dem Herrn de la Condamine an dem Orte selbst erweckete, war ihm entfallen, als er 1745 seinen Bericht davon heraus gab. Es fehlet ihr nicht an Wahrscheinlichkeit, wenigstens ist sie glaublicher, als daß man vermuthen sollte, der Verfasser der Karten in der Seefackel habe seine Leser nur zu betrügen gesuchet. Tagebuch, a. d. 202 und 203 S.

n) Zu Gewährsleuten desselben führet er die alten Karten und Originalschriftsteller an, welche vor der Niederlassung der Portugiesen in Brasilien von America geschrieben haben.

De la Condamine. 1744.

zösische Schanze Oyapoc, welche an dem nordlichen Ufer des Flusses gleiches Namens sechs Meilen von seiner Mündung liegt, ist drey Grad fünf und funfzig Minuten Norderbreite.

Condamine kömmt nach Cayenne.

Nach einer zweymonatlichen Schiffahrt zu Wasser und zu Lande, wie de la Condamine sie ohne Vergrößerung nennen zu können glaubet, weil die Küste zwischen dem nordlichen Vorgebirge und der Küste von Cayenne so flach ist, daß das Steuerruder unaufhörlich in dem Leimen fährt, kam er den 26sten des Hornunges an das Ufer von Cayenne. Man weis, daß Richer, ein Mitglied der Academie der Wissenschaften, in dieser Insel, die Entdeckung von der Ungleichheit der Schwere unter verschiedenen Parallelen gemacht hat, und daß seine Erfahrungen die ersten Gründe von den Theorien der Herren Huygens und Newton wegen der Gestalt der Erde gewesen. De la Condamine hatte sich vorgenommen, eben die Erfahrungen daselbst zu wiederhohlen, worinnen er sehr geübet war, und die heutiges Tages mit weit mehr Genauigkeit, als sonst geschehen. Sie gehören nicht in diesen Abschnitt: sie macheten aber auch nicht die einzige Sorgfalt dieses Gelehrten aus; und unter der Menge anderer Wahrnehmungen *o)* giebt uns seine weitläuftige Kenntniß einige an die Hand, die sich besser zu unserer Absicht schicken.

Zuerst machete er einen Versuch mit seinen Samenkörnern der Quinquina, welche damals nur erst acht Monate alt waren, und ihm Hoffnung macheten, den Verlust der jungen Pflanzen eben dieses Baumes wieder zu ersetzen, die er nicht hatte erhalten können, wovon ihm die letzte durch eine Meereswelle entführet wurde, welche sein Canot an dem Vorgebirge Orange beynahe versenket hätte. So zarte Samen aber, die so große Hitze ausgestanden hatten, giengen zu Cayenne nicht auf.

Versuche mit dem Gifte der indianischen Pfeile.

De la Condamine hatte die Neugier, zu Cayenne zu versuchen, ob das Gift der vergifteten Pfeile, die er über ein Jahr verwahrete, seine Wirksamkeit behielt; und ob der Zucker ein so kräftiges Gegengift sey, als man ihn versichert hatte. Diese beyden Erfahrungen wurden vor den Augen des Herrn d'Orvilliers, Commandanten der Colonie, vieler Befehlshaber von der Besatzung und des Arztes des Königes gemacht. Eine Henne, die mit einem kleinen Pfeile, dessen Spitze seit dreyzehn Monaten mit Gifte überzogen war, und den man durch ein Blaserohr auf sie schoß, leicht verwundet wurde, lebete noch ...

o) De la Condamine machete Erfahrungen von der Geschwindigkeit des Schalles, um sie mit denen zu vergleichen, die er in einer ganz andern Himmelsgegend gemacht hatte. Er bestimmete auf eine geometrische Art die Lage von dreyßig bis vierzig Puncten, so wohl auf der Insel Cayenne, als auf dem festen Lande und auf der Küste; unter andern einige Felsen, und besonders denjenigen, welchen man den Connetable nennet, und welcher den Schiffen zum Merkzeichen dienet, das Land zu erkennen. Er nahm die Winkel der Höhe der Vorgebirge und sichtbarsten Berge. Wenn man ihre Höhe recht kennete: so würde solches von einem großen Nutzen seyn, in der See zu wissen, wie weit man von einer Küste sey, woran sehr viel gelegen ist. Er fuhr einige Flüsse des festen Landes hinauf, um ihre Umwege durch Fahrten und Weiten zu messen, und um verschiedene Breiten zu beobachten. Dieses sind Materialien, welche werden dienen können, eine gute Karte von dieser Colonie zu machen. Seine Beobachtung der Breite in Ansehung der Stadt Cayenne selbst, gab ihm, wie des Herrn Richers seine, ungefähr fünf Grad und funzig Minuten Norderbreite; und vier Beobachtungen des ersten Jupiterstrabanten, die unter sich einförmig waren, ließen ihn den Unterschied der Mittagslinie zwischen Cayenne und Paris ungefähr einen Grad weniger finden, als er in dem Buche Connoissance des Tems angegeben ist. Richer hatte zu Cayenne keine Beobachtung der Jupiterstra-

Viertheilstunde. Eine andere, die mit einem dergleichen Pfeile, der nur erst neulich in das durch Wasser verdünnete Gift getunket worden, und den man so gleich aus der Wunde wieder herauszog, in den Flügel gestochen wurde, schien eine Minute lang betäubet zu seyn. Bald darauf folgeten die Verzuckungen; und ob man sie gleich Zucker verschlingen ließ, so starb sie dennoch. Eine dritte, die mit eben dem Pfeile, welcher wieder in das Gift getunket worden, gestochen wurde, der man aber so gleich mit eben dem Gegenmittel zu Hülfe kam, gab nicht das geringste Zeichen von sich, daß ihr das Gift etwas schadete *p*). Dieses Gift ist ein Extract von den Säften verschiedener Pflanzen, besonders gewisser Bindweiden, die durch das Feuer herausgezogen worden. Man hatte den Herrn de la Condamine versichert, es kämen über dreyßigerley Kräuter oder Wurzeln zu dem Gifte der Ticunaer, welches das berühmteste unter den Völkerschaften an dem Amazonenflusse ist, und mit dem machete er auch diese Probe. Es ist sehr zu bewundern, saget er, daß unter Völkern, welche ohne Aufhören ein so sicheres und so eiliges Werkzeug haben, ihrem Hasse, ihrer Eifersucht und ihrer Rache ein Genügen zu leisten, ein Gift von dieser Feinheit nur den Affen und Geflügeln schädlich ist *q*).

De la Condamine. 1744.

Verschiedene Versuche, um an den großen Seepolypen, die hier sehr gemein sind, die wundersame und stets neue Sache ihrer Vermehrung zu bestätigen *r*), glücketen ihm nicht. Die Gelbesucht, wovon er angegriffen wurde, und woran er gefährlich krank lag, hinderten ihn, solche zu wiederhohlen.

Versuche wegen Vermehrung der Polypen.

De la Condamine, welcher durch verschiedene Hindernisse zu Cayenne aufgehalten wurde, reisete nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in einem Canote ab, welches ihm der Befehlshaber schaffete, und begab sich nach Surinam, wohin ihn der Statthalter dieser holländischen Colonie, Herr **Mauricius**, eingeladen hatte. Er fuhr in einigen sechzig Stunden glücklich hinüber. Den 27sten des Augusts lief er in den Fluß von Surinam ein, welchen er fünf Seemeilen weit bis nach **Paramaribo**, der Hauptstadt der Colonie, hinauf fuhr. Seine Beobachtung von der Breite dieses Ortes gab ihm fünf Grad neun und vierzig Minuten Norderbreite. Er suchete nur eine Gelegenheit, wieder nach Europa zu gehen. Das Schiff, welches am ersten abgieng, war das beste für ihn. Er schiffete sich den 3ten des Herbstmonates auf eine holländische Flüte von vierzehn Canonen ein, die nur zwölf Mann Schiffsvolk hatte. Er lief im Gesichte der holländischen Küsten große Gefahr

Rückkehr des Herrn de la Condamine. nach Europa.

Trabanten angestellet. Ebendaselbst a. d. 204 u. f. S.

p) De la Condamine stellete den 23sten des Jenners eben desselben Jahres zu Leyden, in Gegenwart der berühmten Professoren, Herren Muschenbroeck, van Swieten, und Albinus, eben die Versuche an. Das Gift, welches durch die Länge der Zeit und durch die Kälte schwach geworden seyn mußte, that nur erst nach fünf oder sechs Minuten seine Wirkung: der Zucker wurde aber ohne Erfolg gegeben. Die Henne, welche den Zucker verschlucket hatte, schien nur etwas länger, als die andere, zu leben. Der Versuch wurde nicht wiederhohlet. Ebendas. a. d. 209 S.

Wir haben nachher vernommen, daß Reaumür und Herissant, zwey bis drey Jahre darnach andere Versuche mit dem indianischen Gifte gemacht haben, welches in wenig Minuten einen Adler, ein Pferd, und einen Bären getödtet hat, den eine Unze Arsenicum nur etwas weniges laxiret; und daß der Zucker, welchen man diese meisten Thiere hat verschlingen lassen, sie nicht vor dem Tode verwahret hat.

q) Ebendas. a. d. 210 Seite.

r) Man weis, daß die Vermehrung der Polypen von dem Herrn Trembley entdecket, und nachher durch die Versuche der Herren Reaumur, Jüssieu, und einer großen Anzahl Naturkündiger bestätiget worden.

De la Condamine. 1745.

fahr *s*). Endlich lief er den 30sten des Windmonates in den Hafen zu Amsterdam ei und den 23sten des Hornungs 1745 sah er sich wieder zu Paris nach einer Abwesenheit v ungefähr zehn Jahren.

Aufnahme in seinem Vaterlande.

Ein ausnehmender und wohlverdienter Ruhm, der auf bekannte Verdienste und eben so nützliche, als beschwehrliche Arbeiten gegründet war, hielt zu seiner Zurückkunft Frankreich vielen Beyfall fertig. Bey seiner Ankunft hatte er die Ehre, dem Kön vorgestellet zu werden. Er las in der öffentlichen Versammlung der Academie den Ber von seiner Reise auf dem Amazonenflusse vor, der eigentlich ihm zugehörete und noch in e dem Jahre an das Licht gestellet wurde. Er brachte in das Cabinet des königlichen Gart eine Sammlung von zweyhundert Stücken aus der Naturgeschichte, und verschiedene W ke der Kunst, die er auf seinen rühmlichen Reisen gesammelt hatte. Endlich genoß er, er der Hochachtung gewiß war, welche ihn mit seinem Schicksale zufrieden machen kon ruhig der Erkenntlichkeit derjenigen, denen er gut gedienet hatte, das ist, seines Vaterl des, und ganz Europa. Wir müssen noch hinzu setzen, daß, als er sich im 1756sten J re verheirathete, der König ihn bey dieser Gelegenheit mit einem Jahrgelde von vier taus Livres begnadigte *t*).

D

s) Wir wollen die kurze Nachricht davon den Neugierigen nicht entziehen. „Man kann urthei„len, saget er, wie langsam die Regierung unsers „Schiffes bey so wenigem Volke von Statten ge„gangen: man würde sichs aber schwerlich vorstel„len können, was ich von der Grobheit derer Leute „ausstehen mußte, mit denen ich zu thun hatte. „Den 29sten eben desselben Monates entgiengen „wir, Dank sey es dem üblen Wetter, einem „englischen Corsaren, welcher ein Seeräuber „seyn mußte, weil ihn die Flagge der General„Staaten nicht abhielt, uns in der Nähe seine „Lage zu geben. Den 6ten des Windmona„tes, da wir uns den Küsten von Bretagne „näherten, hielten wir mit einem Corsaren von „St. Malo, der Lilie, Sprache, die von dem Herrn „de la Cour Gaillard geführet wurde. Ich be„antwortete alle seine Fragen, welches dem hollän„dischen Schiffshauptmanne die Mühe ersparete, „daß er nicht seine Schaluppe bey einem starken „Winde aussetzen durfte. Nichts destoweniger wei„gerte er sich, mich in eine Fischerbarke auszuse„tzen, da wir vor Calais vorbey fuhren, wie er es „dem Statthalter zu Surinam versprochen hatte. „Bis hieher war unsere Schiffahrt glücklich gewe„sen. Sie war es auch noch bey der Einfahrt in „Texel, wo wir den 16ten einen Küsten-Loots„mann annahmen. Das Boot, auf welchem er „selbdritte gekommen war, lief vor unsern Augen „wieder in den Canal. Wie bedauerte ich es, daß „ich mich nicht mit eingeschiffet hatte! Da sich „Wind in diesem Augenblicke verdoppelt hatte: „irreten wir den übrigen Monat in dem hollän„schen Meere, auf Untiefen bey einem sehr stür„schen Wetter durch einen beständigen Nebel, „stets mit dem Bleywurfe in der Hand, her„Bey eben diesem Sturme scheiterte in dem C„nale la Manche das Schiff des Admirales B„chen, welches hundert und zwanzig Canonen f„rete. Weil unser Schiff nicht tief im Wa„gieng: so erhielt uns solches noch, daß wir „an der Küste scheiterten; wovon wir sehr oft „Feuer in der Nähe sahen. Ich hatte bey mein„Reisen nach der Levante und America einige G„fahr auf dem Meere gelaufen: ich hatte aber n„niemals gesehen, daß der Hauptmann alle se„Kuffer verschloß, einen Sack, welcher seine B„fe und seine wichtigsten Papiere enthielt, zu „nahm, den Augenblick erwartete, da er auflau„würde, und nur eine schwache Hoffnung ha„sich in der Schaluppe zu retten. Wir erkann„endlich Wlieland, wovon wir uns noch sehr w„entfernet hielten; und wir liefen in die Zuider„ein. Als ich den 30sten zu Amsterdam den F„an das Land setzete: so war alles Uebrige ver„sen. Tagebuch a. d. 206 S.

t) Man sehe in der Nachricht zu diesem Ba einige Erläuterungen wegen der Karte des de Condamine, von der Provinz Quito, die in dem vorhergehenden Bande mitgetheilet worden.

N.o 1.

KARTE VON DEM FLUSSE DE LA PLATA

Zur allgemeinen Historie der Reisen.

Maass-stab von gemeinen französischen See-meilen.

5 10 15 20 25

Von M. B. Ing. de la Marine.

FLUSS DE LA PLATA

Buenos Aires

Fort

Conchas Fl.

Dorf Quilline

Baranam Bucht

Fl. St. Jacob

Corps de Garde

Stein spitze

Fl. S. Brandor

Salzichter Fl.

Klippen unter Wasser

Nessel Bank

Engländer Bank

Pflanzstadt S. Sacrement

I. Martin Garcia

I. St. Michel

I. St. Gabriel

I. der Heiligen

Fl. St. Johannis

St. Franciscus Fl.

St. Thomas Fl.

St. Lucien Fl.

Bay des Berges Video

Berg Vido

Stadt und Fort

Don Michel

I. Solis

Carretten

I. Floris

Solis Fl.

Castillos geburge

Maldonades geburge

Madonades Bay

Ste. Marien Vorgeb.

Lobos-Insel

S. Antons Vorgeb.

Niedriges und über schwemtes Land

Westliche Længe von der Pariser Mittagslinie

Mittægliche Breite

61 60 59 58 57

34 35 36

D

A
sei
la

Das VII Capitel.

Einleitung.

Reisen auf dem Flusse de la Plata, und an der magellanischen Küste.

Einleitung.

Quelle und Lauf des Rio de la Plata. Zeit seiner Entdeckung von den Spaniern. Unglücklicher Versuch der Portugiesen. Schicksal des Alexis Garcia und seines Sohnes. Andere Portugiesen, die auf dem Paraguay und Parana umkommen.

Damit man alles dasjenige, was die Reisen und Besitzungen der Spanier in dem südlichen America betrifft, zu Ende bringe, ehe man mit den Portugiesen nach Brasilien geht: so kömmt man hier wiederum zu dem berühmten Flusse de la Plata, welcher es gegen Süden begränzet, so wie der Amazonenfluß gegen Norden. Man hat schon Gelegenheit gehabt, nach dem Berichte des P. Feuillee seine Mündung vorzustellen *a*), ohne die Umstände von der ersten Niederlassung der Spanier daselbst zu erzählen. Es sind noch viele beobachtete Umstände von der Pflanzstadt **Buenos Ayres** und dem Innern des Landes beyzubringen.

Quelle und Lauf des Rio de la Plata.

Rio de la Plata oder der Silberfluß, welcher sich im fünf und dreyßigsten Grade Süderbreite in das Nordmeer stürzet, kömmt nicht unter diesem Namen von seiner Quelle. Er fließt aus dem Xarayer-See gegen sechszehn Grad dreyßig Minuten, unter dem Namen **Paraguay** *b*), welchen er einer unermeßlichen Strecke Landes giebt, die keine andere Gränzen gegen Norden, als den Xarayer-See, die Provinz Santa Cruz de la Sierra und Charcas, gegen Mittag die magellanische Meerenge; gegen Morgen Brasilien, gegen Abend Peru und Chili hat. Nach dem Ausgange aus dem See vermehret der Paraguay sein Wasser mit dem Wasser aus vielen Flüssen, deren einige ziemlich groß sind; bis auf den

a) Im vorhergehenden XV Bande a. d. 371 S.

b) Paraguay heißt gekröntes Haupt, als wenn der See, woraus er fließt, ihm eine Krone bildete. Don Martin del Barco, der Verfasser eines historischen Gedichtes, welches man schon angeführet hat, giebt vor, der Xarayer-See sey nicht die Quelle dieses Flusses, welchen man sehr weit hinaufgefahren sey, nachdem man über den See gegangen, wo er durchgeht, ohne daß man dessen Ursprung habe finden können. Er setzet hinzu, es führeten ihn einige aus dem See Parima in der Provinz del Dorado. Der Geschichtschreiber von Paraguay, welcher diese Meynung anzunehmen scheint, hat nicht in Erwägung gezogen, daß alle diejenigen, welche von dem See Parime und der Provinz d'el Dorado, sie seyn nun fabelhaft oder nicht, geredet haben, sie zwischen den Amazonenfluß und Orinoko setzen; und gewiß, es würde keine Wahrscheinlichkeit haben, den Paraguay unter dem Amazonenflusse wegzuleiten, wie man es nothwendig thun müßte, wenn man ihn aus dem See Parime nach dem Xarayer See wollte kommen lassen. Wir wollen doch gleichwohl, wie er, eine andere Sache anführen, die aus einem spanischen Geschichtschreiber, Namens Lozano, genommen ist: „Johann Garcia, aus Assuncion, der Hauptstadt in Paraguay, „gebürtig, welcher viele Jahre ein Sclave der Payaguaer gewesen, und zu Anfange des achtzehnten „Jahrhundertes wieder in sein Vaterland zurückkam, erzählete, sie hätten sich auf einer Reise, die „er im Gefolge dieser Indianer gethan, nachdem sie „den Paraguay hinauf und über den Xarayer See ge-

Einleitung.

den sieben und zwanzigsten Grad, wo er sich mit einem andern Flusse vereiniget, der gleich mit ihm läuft, nachdem er sich von Osten gegen Westen gewandt, und lange nordostwärts gelaufen, da er denn wegen seiner Breite Parana, das ist Meer, gen wird. Nach dieser Vereinigung ist er zwar viel tiefer, aber nicht mehr so breit, und det sich gerade gegen Süden bis auf den vier und dreyßigsten Grad, wo er einen andern ßen Fluß einnimmt, welcher von Nordost kömmt, und der Urugay heißt. Darauf er unter dem Namen de la Plata gegen Ost Nordost bis in das Meer.

Zeit seiner Entdeckung v. den Spaniern.

Man hat gesehen c), daß die Spanier die erste Entdeckung dieses Flusses im 1515 re, dem großen castilianischen Lootsmanne, Johann Diaz von Solis, zu danken ben, welcher ihm seinen Namen gegeben d), dabey aber das Unglück gehabt, mit einem le seiner Leute durch die Pfeile der Wilden umzukommen. Das Schicksal einiger Por sen, welche einige Jahre darnach in den Fluß Paraguay durch Brasilien giengen, nicht glücklicher. Auf das Gerücht, welches sich auszubreiten anfing, es hätten die nier unermeßlichen Reichthum in Peru gefunden, fassete Don Martin de Sosa, Stat ter und Generalhauptmann zu Brasilien, den Vorsatz, solchen mit ihnen zu theilen. trug dieses Unternehmen dem Alexis Garcia auf, welcher mit seinem Sohne und dr andern Portugiesen abgieng, und seinen Weg nach Westen nahm. Es war ihm schwer, das Ufer des Paraguay zu finden. Er traf daselbst eine große Anzahl Ind an, von denen er tausend bewog, ihm zu folgen, wie man saget; und nachdem er über Fluß gegangen, so drang er bis an die Gränzen in Peru, wo er ein wenig Gold und Silber zusammen brachte. Als er darauf wieder an den Ort des Flusses kam, von abgereiset war: so entschloß er sich, daselbst einen Sitz anzulegen, welcher denen Kau ten von seiner Nation, die etwas wagen, und sich seiner Entdeckungen zu Nutze ma wollten, gleichsam zur Niederlage dienen könnte. In dieser Absicht schickete er zween seinen Leuten zu dem Generale zurück, um ihm von dem glücklichen Erfolge seiner Reise richt zu geben, und ihm seinen Anschlag zu eröffnen. Allein, das hieß das Vertrau gen seine Indianer gar zu weit getrieben, daß er mit seinem Sohne und seinem dritten fährten allein unter ihnen blieb. Denn kaum waren die beyden andern abgereiset brachten diese Barbaren ihn und den Portugiesen um, nahmen seinen Sohn gefangen, sehr jung war, und bemächtigten sich aller seiner Reichthümer.

Unglückliche Versuche der Portugiesen.

Schicksal des Alexis Garcia u. seines Sohnes.

Indessen verursacheten die Ankunft seiner beyden Abgeschickten, die Zeitung von ei bis nach Peru entdeckten Wege und einige Gold und Silberstangen, die es glaublich cheten, den Portugiesen in Brasilien eine sehr lebhafte Freude. Sechzig von den eifri reiseten sogleich mit einem Haufen Brasilianer unter der Anführung des Seldeno ab, zum Garcia zu stoßen. Als sie sich dem Orte naheten, wo sie ihn finden sollten: so b

„gegangen wären, an einem Flusse befunden, der „sich dahinein ergossen: nachdem sie einige Tage „lang hinauf gegangen, so wären sie einem Berge „gegen über gekommen, unter welchem er fließt; „darauf hätten die Payaguaer, ehe sie sich in diesen „finstern Canal eingelassen, Fackeln von einer ge- „wissen Art Harze angezündet, um sich wider die

„Fledermäuse zu verwahren, welche sie And „nennen, und von einer ungeheuern Größe „auch die Reisenden anfallen, wenn sie nicht „Vorsicht brauchen; sie hätten zween Tage zuge „ihn hinauf zu fahren: nachdem sie wieder her „gekommen, hätten sie noch einige Zeitlang „Lauf fortgesetzet, und hätten sich an dem G

men sie einigen Verdacht wegen der Treulosigkeit der Indianer; sie bewaffneten sich aber vergebens mit Vorsicht. Sie wurden in den Gehölzen überfallen und niedergehauen, außer einigen wenigen, die glücklich nach dem Parama flüchteten. Sie mußten über diesen Fluß gehen, um sich dem Feinde zu entziehen, welcher ihnen nachsetzete, und andere Indianer bothen ihnen ihre Piroguen an; eine neue Verrätherey, deren sie sich nicht versahen. Diese Piroguen waren durchbohret, und die Löcher zugestopfet. Kaum waren die Portugiesen mitten auf dem Strome, so sprangen ihre Führer ins Wasser, und schwammen wieder an das Ufer, da indessen diese unglücklichen Flüchtlinge, welche das Wasser um sich herum eindringen sahen, und die Ursache davon sucheten, ohne daß sie solche begreifen konnten, versanken, und alle zusammen umkamen. Man erfuhr ihr Schicksal das Jahr darauf von einigen Indianern, welche von ihrer Nation entführet wurden.

Einleitung.

Andere Portugiesen, die auf dem Paraguay u. Parama umkommen.

Der I Abschnitt.

Sebastian Cabots Reise.

Sebastian Cabot. 1526.

Woher Cabot nach Spanien kömmt. Er wird das Haupt eines Geschwaders nach den Molucken. Man bereuet diese Wahl. Seine Abreise. Er hält sich zu Rio de Solis auf; bauet vergebens eine Schanze; eine andere, Cabots Thurm; rächet des Garcia Tod; will am Paraguay bleiben; geht wieder nach Spanien; läßt Lara zum Befehlshaber der Schanze. Traurige Geschichte einer spanischen Dame. Cabots Thurm wird verlassen. Die Spanier setzen sich anders wo. Sie werden von den Portugiesen verjaget.

Ungeachtet der Nacheiferung, welche damals unter den Spaniern und Portugiesen herrschete, schien es doch, daß nichts bey ihnen den Wunsch erregen sollte, sich in einem Lande zu setzen, welches sie nur durch so traurige Begebenheiten kannten. Spanien dachte auch wenig daran, als es auf ziemlich leichte Gründe die Hoffnung fassete, aus Paraguay eben so viel Reichthum zu ziehen, als aus jedem andern Theile von America. Sebastian **Cabot** oder **Gabot**, dessen Namen bereits in dieser Sammlung erschienen, und welcher im 1496sten Jahre mit seinem Vater und seinen Brüdern die Insel **Neuland**, (**Terra nueva**,) und einen Theil von dem benachbarten festen Lande für Heinrich den VII in England entdecket hatte, sah sich von den Engländern hindangesetzet, die damals gar zu sehr mit ihrer Insel beschäfftiget waren, als daß sie hätten darauf denken sollen, sich in der neuen Welt Sitze anzulegen. Er gieng also nach Spanien, wo ihm sein Ruhm die Bedienung eines Oberpiloten von Castilien verschaffete *e*).

Woher Cabot nach Spanien kömmt.

Die **Victoria**, dieses so berühmte Schiff, das die Ehre gehabt, das einzige zu seyn, welches von Magellans Geschwader wieder nach Spanien gekommen, und das erste gewesen, welches die Reise um die Welt herum gethan, hatte aus den Molucken verschiedene Arten von

„ge eines Sees befunden, wovon man kein anderes „Ufer gesehen; sie wären nicht weiter gegangen, son„dern durch eben den Weg wieder zurück gekehret„. Histoire du Paraguay Liv. I. p. 6. Wir können diese Begebenheit zulassen, wenn man will: wir brauchen sie aber nicht mit dem Geschichtschreiber als eine Bestätigung des Daseyns des Sees Parima und der Provinz d'el Dorado anzusehen.

c) Man sehe den XIII Band dieser Sammlung a. d. 208 S.

d) Die Indianer nannten ihn vorher Amaraya.

e) Herrera Decad. III im 3 Cap. des IX Buches.

Sebastian Cabot. 1526.

Er wird zum Haupte eines Geschwaders nach den Molucken ernañt.

von Specereyen und kostbaren Waaren mitgebracht. Einige Handelsleute in Sevilla ten Caboten den Vorschlag, eine Flotte dahin zu führen, welche sie auf ihre Kosten rüsten wollten. Er ließ sich solches gefallen. Weil er aber glaubete, es wäre seiner ren zu nahe, wenn er nur einzig und allein einer Handlungsgesellschaft dienete: so w er mit einem Auftrage von dem Kaiser beehret seyn; und nachdem er sich nach Madrid geben, so machete er mit Karln dem V einen Vertrag, welcher den 4ten März 1525 un zeichnet wurde. Herrera hat uns die vornehmsten Artikel davon aufbehalten: „Cabot „te ein Geschwader von vier Schiffen als Generalhauptmann führen. Man gab ihm „Lieutenante Martin Mendez, welcher Magellans Schatzmeister gewesen und auf der „ctoria zurück gekommen war. Er sollte durch die Meerenge gehen, sich nach den M „cken begeben und darauf Tharsis, Ophir und Cipango entdecken, welche Namen sehr „waren, und worunter man Japon verstund; er sollte daselbst sein Schiff mit Golde „Silber beladen und durch eben den Weg wieder nach Spanien zurück gehen„. Er hatte dem Kaiser diesen Vorschlag gethan. Mit was für Zuversicht er aber auch die führung eines so schönen Versprechens versicherte: so gereuete es doch die Reeder zu Se die einen Anfang von Misverständnisse unter ihm und dem Mendez bemerket hatten, bald, daß sie ihn erwählet hatten, ihre Schiffe zu führen. Sie ließen so gar dem K vorstellen, daß, wenn es nicht viel zu spät wäre, sie ihn gern um die Erlaubniß ers wollten, ein anderes Haupt zu ernennen.

Man bereuet diese Wahl.

Seine Abreise.

Diese Bewegungen waren vergebens. Cabot gieng den 1sten April 1526 unter gel, nachdem er sein Geschwader mit einem fünften Schiffe vermehret hatte, welches einer Privatperson befrachtet worden. Herrera beschuldiget Caboten, er habe sich auf ser Reise weder als ein Hauptmann, noch als ein geschickter Seemann, erwiesen. Die bensmittel giengen ihm, aus Mangel einer guten Wirthschaft, bald ab. Er schonete jenigen nicht, welche nicht sucheten, ihm zu gefallen. Als er ohne Wasser und ohne bensmittel bey der Insel Patos, oder dem Gänseeylande ankam, welches nicht weit dem St. Augustinsvorgebirge in Brasilien entfernet ist: so wurde er von den Einwoh sehr wohl aufgenommen, welche ihm mit allem halfen, was in ihrem Vermögen Anstatt daß er diese guten Dienste hätte erkennen sollen: so hatte er die verhaßte Und barkeit, einige Kinder der Häupter dieser Eylande entführen zu lassen. Kurz, als die Mündung des Flusses kam *f*), welchen man damals Rio de Solis nannte: so schloß er sich, seine Schiffahrt nicht weiter zu treiben, unter dem Vorwande, es fehlete an Lebensmitteln, durch die Straße zu gehen; wahrscheinlicher Weise aber, weil sein Sc volk anfing zu murren. Er ergriff sogar die Partey, den Martin Mendez, Franz Rojas und Michael von Rodas, welche seine Aufführung frey tadelten, in einer wü Insel abzusetzen.

Er machet sich verhaßt

Er hält sich zu Rio de Solis auf.

Ob gleich die Mündung des Flusses eine von den schweresten, so wie eine von größten, ist, die man kennet; daher ihr auch die Seeleute den Namen der Schiffer

f) Der Geschichtschreiber von Paraguay saget, die Bay, weil es vielen Leuten nicht scheint, daß man die Mündung des Flusses an dem Vorgebirge St. Maria, wo das Land anfängt, sich von Südwest nach Westen zu wenden, noch an dem Vorgebirge St. Anton bezeichnen dürfe, w fünf und vierzig gemeine spanische Seemeilen ist die ganze Breite der Einfahrt der Bay entfernet ist; sondern daß man der Meynung jenigen folgen müsse, welche sie zu Puerta Pie

le gegeben haben: so fuhr er glücklich über alle die Felsen bis an die St. Gabrielsinseln, denen er diesen Namen gab, und welche ein wenig unter Buenos Ayres anfangen. Die erste, die nur eine Seemeile im Umfange hat, both ihm einen guten Ankergrund dar. Er ließ seine Schiffe daselbst, um mit den Schaluppen in den Canal zu fahren, welchen diese Insel mit dem festen Lande machen, das er zu seiner rechten Hand hatte, und von da in den Urugay, welchen er für den wahren Fluß annahm. Dieses Versehen hatte zwo Ursachen; die eine war, daß die St. Gabrielsinseln, die er zur Linken ließ, ihm den Anblick des Flusses verbargen; die andere, weil der Urugay sehr breit ist, wenn er sich mit dem Rio de la Plata vereiniget. Er fuhr ihn in eben dem Irrthume hinauf; und da er zur Rechten einen kleinen Fluß fand, den er **Rio de San Salvador** nannte, so bauete er daselbst eine Schanze, worinnen er Alvarez Ramon und einige Soldaten mit dem Befehle ließ, die Beobachtungen auf dem Flusse weiter zu treiben. Drey Tage darnach aber gerieth dieser Befehlshaber auf eine Sandbank, und wurde daselbst mit einem Theile seiner Leute von einigen Indianern getödtet. Die andern retteten sich durch Schwimmen, und kamen wieder zu Caboten, welchen eine so traurige Begebenheit in die St. Gabrielsinseln zurückkehren ließ.

Sebastian Cabot. 1526.

Er bauet vergebens eine Schanze;

Er erkannte daselbst den Irrthum, welcher ihn einen Canal für den andern hatte nehmen lassen; und da er ungefähr dreyßig Seemeilen höher in den wahren Fluß einlief, so bauete er eine Festung an der Einfahrt eines Flusses, welcher aus den tucumanischen Gebirgen kömmt, und dessen indianischen Namen **Zacariona** die Spanier in den Namen **Rio Tercero** verwandelt haben. Er gab dieser Schanze den Namen des **heil. Geistes**: sie ist aber in den Reisebeschreibungen unter dem Namen Cabots Thurm bekannter *g*). Er ließ daselbst eine Besatzung und fuhr weiter hinauf bis an den Zusammenfluß des Paraguay und des Parana. Da er sich nun zwischen zweenen großen Flüssen befand: so fuhr er in denjenigen hinein, welcher ihm am breitesten zu seyn schien. Man hat bereits angemerket, daß solcher der Parana ist. Da er aber sah, daß sich derselbe gar zu sehr nach Osten wandte: so gieng er wieder bis an den Zusammenfluß zurück, und fuhr den Paraguay hinauf, aus Furcht, er möchte sich gar zu weit in Brasilien hinein begeben.

eine andere Cabots Thurm.

Er wurde daselbst von Indianern angegriffen, welche ihm fünf und zwanzig Mann erschlugen und drey gefangen nahmen. Bald darauf hatte er das Vergnügen, durch ein groses Blutbad gerächet zu werden, welches er unter diesen Wilden anrichtete. Man hält sie für eben diejenigen, welche den Alexis Garcia erschlagen hatten und man versichert, die Frucht seines Sieges sey ein großer Theil von der Beute gewesen, welche sie den Portugiesen entführet hatten. Da er aber von dieser Begebenheit nichts wußte: so urtheilete er: so viel Geld und Silber käme aus den Bergwerken des Landes; und diese Vorstellung schien ihm gewiß zu seyn, weil ihm andere Indianer, mit denen er ein Bündniß gemacht, nicht allein überflüßig Lebensmittel verschaffeten, sondern ihm auch Goldstangen für schlechte spanische Kaufmannswaaren gaben. Weil er nun nicht mehr zweifelte, daß das Land Sil-

Er rächet den Tod des Alexis Garcia.

Ursprung des Namens Rio de la Plata.

Pi:dra, Mente-video gegen über, mehr als funfzig Seemeilen weit von dem St. Antonsvorgebirge sehen. Der Geschichtschreiber hat den P. Feuillee nicht zu Rathe gezogen, welcher sehr genaue Begriffe davon giebt; wiewohl er sich darinnen irret, daß er Sebastian Cabot zu einem gebohrnen Engländer machet. Man sehe sein Tagebuch a. d. 281 u. f. S. und im XV Bande dieser Sammlung a. d. 28[illegible] S.

g) Man sehe oben im XV Bande dieser Sammlung a. d. 309 S.

Sebastian Cabot. 1526.

Silberbergwerke hätte: so gab er dem Flusse Paraguay den Namen Rio de la Pl[illegible] oder Silberfluß.

Er schickete sich an, mit seinen Schätzen wieder nach seiner Flotte zurück zu kehr[illegible] als er einen portugiesischen Befehlshaber, Namens Diego Garcias ankommen sah, [illegible]chen der Generalhauptmann in Brasilien ausgeschicket hatte, sich des Landes zu erkundig[illegible] und im Namen der Krone Portugall davon Besitz zu nehmen. Er hatte aber gar zu [illegible]nig Leute bey sich, dasjenige, was ihm aufgetragen worden, wider Willen der Spa[illegible] auszuführen, die er in so großer Anzahl an den Ufern des Paraguay anzutreffen, [illegible] vermuthet hatte. Cabot begriff eben sowohl, daß, wenn die Portugiesen mit stärk[illegible] Macht zurück kämen, welche sie wegen der Nähe von Brasilien stets erhalten könnten, [illegible] würde er sie nicht hindern können, sich zu Meistern von dem Lande zu machen. Er erg[illegible] also die Partey, dem Garcias höflich zu begegnen, und ihn zu vermögen, daß er [illegible] nach der heiligen Geistes-Schanze folgete. Nachdem er ihn aber mit eben der Ver[illegible]lung beurlaubet hatte: so glaubete er, er müßte dem Vorsatze entsagen, den er gehabt [illegible]te, wieder nach Spanien zu gehen. Was für Absichten man ihm auch beylegen kann, [illegible] schien ihm seine Gegenwart am Paraguay nöthig zu seyn. Er übergab Ferdinand C[illegible]deron, den er an des Mendez Stelle zum Schatzmeister des Geschwaders ernannt ha[illegible] allen Reichthum, den er gesammelt und einen Brief, wodurch er dem Kaiser von de[illegible] Ursachen Rechenschaft gab, die ihn zurück gehalten hatten. Er machete diesem Herrn [illegible] Beschreibung von dem Lande, welches er entdecket hatte. Er zeigete ihm an, durch [illegible] für Maaßregeln er glaubete, daß man der Krone Spanien den Besitz davon versich[illegible] könnte; und zum Beschlusse ersuchete er ihn um Beystand, den er wider die Portugie[illegible] und Indianer gleich nöthig erachtete.

Er will am Paraguay bleiben.

1527.

Er geht wieder nach Spanien.

Calderon und Barloque, welchen Cabot mit ihm abreisen ließ, kamen im Anf[illegible]ge des 1527sten Jahres in Spanien an. Sie hatten bey dem Kaiser ein gnädiges Ge[illegible] bey welchem sie alles erhielten, was sie zu bitten Befehl hatten. Der Anblick der Sch[illegible] welche sie ihm überreicheten, und welche, wie man saget, die ersten waren, die aus dem fe[illegible] Lande von America nach Spanien gekommen, und noch mehr die Hoffnung, welche der [illegible] auf das Künftige davon schöpfete, macheten, daß Cabots Aufführung gebilliget wu[illegible] Karl der V befahl so gar, eine große Flotte auszurüsten, und wollte, daß ein Theil des A[illegible]wandes von seinen Einkünften sollte genommen werden. Indessen vergiengen doch zw[illegible] Jahre, ehe dieser Befehl ausgeführet wurde. Cabot wurde des Wartens müde und g[illegible]bete, er wäre in Spanien nöthig, um den Beystand zu beschleunigen, ohne welchen [illegible] den Portugiesen aus Brasilien widerstehen zu können verzweifelte. Er verließ also s[illegible] Schanze, worinnen er Nunjo de Lara als Befehlshaber mit hundert und zwan[illegible] Mann ließ, verfügete sich wieder zu seinem Geschwader, und ließ es sogleich unter S[illegible]gel gehen.

Er läßt Lara zum Befehlshaber der Schanze.

Lara, welcher die Gefährlichkeit seines Zustandes mitten unter vielen Völkern sa[illegible] deren Unterthänigkeit er nur in so weit hoffen konnte, als er im Stande seyn würde, [illegible] durch Gewalt im Zaume zu halten, war gleich anfänglich darauf bedacht, wie er die Tim[illegible]buesen, seine nächsten Nachbarn, auf seine Seite bringen möchte; und wandte seine A[illegible]erbiethungen nicht vergebens dazu an. Diese Verbindung aber wurde ihm bald durch [illegible] gl[illegible]

h) Wir müssen hinzusetzen, daß sie auch dem geistl. Geschichtschreiber würdig zu seyn geschienen, seine Fe[illegible]

glückliche Begebenheiten kläglich, die er nicht hatte vorher sehen können. Die Geschichte nimmt hier eine etwas romanhafte Gestalt an, ohne jedoch etwas dabey zu verlieren, weil ihr nichts von Seiten der Wahrheit und des edlen Wesens abgeht *h*).

Sebastian Cabot. 1527.

Trauriges Schicksal einer spanischen Dame.

Mangora, der Cacique der Timbuesen, besuchete den Befehlshaber zum öftern. Eines Tages hatte er Gelegenheit gehabt, ein spanisches Frauenzimmer, Namens Lucia Miranda, eines der vornehmsten Befehlshaber in der Schanze, Sebastians Hurtado, Gemahlinn, zu sehen, und wurde sterblich in sie verliebt. Es blieb ihr nicht lange unbekannt, und ihre Klugheit ließ sie leicht einsehen, was sie von dieser Leidenschaft bey einem Wilden zu befürchten hätte, dessen Freundschaft über dieses der Befehlshaber aus wichtigen Ursachen schonen mußte. Ihre erste Sorge also war, daß sie vermied, sich sehen zu lassen, und daß sie beständig auf ihrer Hut stund. Mangora deutete nichts zu seinem Nachtheile aus, sondern schmeichelte sich vielmehr, wenn er sie nur zu sich bekommen könnte, so wollte er sie schon zu allen seinen Absichten bewegen. Er lud also den Hurtado ein, ihn zu besuchen, und bath ihn, seine Frau mit zu bringen. Der Spanier wandte zur Entschuldigung vor, er dürfte, ohne Erlaubniß des Befehlshabers, nicht aus der Schanze gehen; und er würde ihn nur vergebens um solche ersuchen. Diese Antwort ließ den Caciquen einsehen, daß er sich nichts, als durch den Tod des Hurtado versprechen könnte.

Währender Zeit da er mit den schändlichen Anschlägen umgieng, vernahm er, daß dieser Befehlshaber mit funfzig Soldaten abgeschickt worden, Lebensmittel zu hohlen. Die Schwäche der spanischen Besatzung war eine schöne Gelegenheit, die er nicht aus den Händen zu lassen, sich entschloß. Er versammelte vier tausend Indianer und stellete sie in einen sehr bedeckten Morast, welcher nicht weit von der Schanze entfernet war. Darauf zeigete er sich mit dreyßig Mann, welche Lebensmittel trugen, an dem Thore derselben und ließ dem Befehlshaber sagen, weil er die Zeitung erhalten, daß man keinen Vorrath von Lebensmitteln mehr hätte, so brächte er genug, daß sie die Ankunft ihrer darnach ausgeschickten Leute ruhig erwarten könnten. Lara empfing ihn mit vielen und großen Erkenntlichkeitsbezeugungen, und wollte ihn mit seinem Haufen bewirthen. Der Cacique, welcher solches vermuthet hatte, hatte seiner Begleitung Anweisung, und denjenigen, die er hinter sich gelassen, eine Losung gegeben.

Die Schmauserey fing sich sehr fröhlich an und dauerte einen Theil der Nacht hindurch. Nachdem endlich die Spanier den Vorschlag gethan, sich zur Ruhe zu begeben: so gab Mangora die erste Losung, welche war, das Magazin in Brand zu stecken, wenn sich die Befehlshaber würden nach Hause begeben haben. Dieser Befehl wurde mit so vieler Geschicklichkeit ausgeführet, daß niemand dasselbe gewahr geworden. Der Commandant war kaum zu Bette, so hörete er das Geschrey einiger Soldaten, welche die Flammen schon sahen. Alle Spanier liefen nach dem Magazine und die Indianer ergriffen diesen Augenblick, sie anzufallen. Viele wurden niedergemacht, ehe sie sich besinnen konnten; und da die viertausend Mann, welche unterdessen angerücket waren, zu gleicher Zeit in den Platz gelassen wurden, so wurde solcher gar bald mit Blute und Morde angefüllet. Da der Commandant, welcher schon sehr verwundet war, den treulosen Cacique erblickete, der sich über den glücklichen Erfolg seiner Verrätherey zu erfreuen schien: so eilete er auf ihn zu und versetzete ihm einen starken Stoß mit seinem Degen. Weil er aber

und seine Gedanken damit zu beschäfftigen. Die Zärtlichkeit des Herzens kann mit der Tugend gar wohl bestehen

mehr

Sebastian Cabot. 1527.

mehr beschäfftiget war, sich zu rächen, als für sein eigenes Leben zu sorgen: so hör
nicht auf, seinen Degen dem Verräther in den Leib zu stoßen, als bis er ihn den G
aufgeben sah; und da er selbst von den Barbaren, die ihn umgaben, durchbohret wu
so fiel er fast in eben dem Augenblicke todt darnieder.

Es waren in der Schanze nur noch die unglückliche Miranda, als die unschu
Ursache eines so traurigen Schauspieles, vier andere Frauen und eben so viele kleine Ki
übrig, welche gebunden und zum Siripa, dem Bruder und Nachfolger des Caci
geführet wurden. Der Himmel erlaubete, daß er bey Erblickung der Miranda eben
Leidenschaft gegen sie fassete, die seinem Bruder das Leben gekostet hatte. Er behielt
dem kleinen Haufen der Gefangenen nur sie für sich, und ließ sie geschwind losbinden,
meldete ihr, sie wäre keine Sclavinn; es käme nur auf sie an, bey ihm zu regieren;
er glaubete nicht, daß sie blind seyn und einen dürftigen und hülflosen Mann dem O
haupte einer mächtigen Völkerschaft vorziehen würde, der ihr die Herrschaft über ihn
und über sein ganzes Volk anböthe. Miranda konnte nicht zweifeln, daß ihre abschl
Antwort sie nicht der Gefahr aussetzen würde, ihre übrigen Tage in der härtesten Sc
rey zuzubringen. Sie wählete aber zwischen ihrer Pflicht und ihrer Furcht nicht la
Sie gab dem Cacique so gar eine Antwort, die vermögend war, ihn aufzubringen; in
Hoffnung, seine Liebe in Wuth zu verwandeln, und ihre Ehre durch einen schleunigen
in Sicherheit zu setzen.

Sie irrete sich. Ihr Widerstand entflammete die Leidenschaft des Siripa nur
mehr. Er verzweifelte an einem glücklichen Erfolge gar nicht, und fuhr fort, ihr mit
ler Sanftmuth zu begegnen; er trieb die Ehrerbiethung und Gefälligkeit gegen sie so
daß es bey einem Wilden zum Erstaunen war. Einige Tage darnach kam Hurtado
der Spitze der ausgeschicketen Mannschaft an und erschrack heftig, daß er an dem O
wo er die Schanze gelassen, nur einen Aschenhaufen fand. Seine erste Sorge war,
er sich eifrigst nach seiner Frau erkundigte. Man berichtete ihm, sie wäre bey dem Ca
der Timbuesen. Er eilete dahin, ohne zu erwägen, in was für Gefahr ihn diese K
heit stürzete. In der That war auch der Cacique bey Erblickung eines Mannes, der
allein geliebet wurde, seiner nicht mächtig. Er ließ ihn an den Stamm eines Ba
binden, und befahl, man sollte ihn mit Pfeilen todt schießen. Man schickete sich be
an, ihm zu gehorchen, als Miranda kam, sich ihm zu Füßen warf, fast ganz in T
nen zerfloß und ihn also um Gnade für ihren Mann bath. Erstaunliche Wirkung
Liebe! ruft der Geschichtschreiber aus. Sie besänftigte den wüthenden Zorn, welchen
dem Herzen eines Menschenfressers hervor gebracht hatte. Hurtado wurde losgebun
und erhielt so gar die Erlaubniß, seine Frau zuweilen zu besuchen. Der Cacique
meldete ihm dabey, die erste Vertraulichkeit, die sie mit einander haben würden, sollte
nen das Leben kosten. Vielleicht hatte er ihm nur die Freyheit bewilliget, sie zu besuch
damit er dem Spanier einen Fallstrick legen und einen Vorwand bekommen möchte,
Versprechen zu wiederrufen. Hurtado säumete nicht, ihm bald die Gelegenheit dazu
verschaffen. Wenig Tage darnach meldete die Frau des Siripa, welche ihres eig
Vortheiles wegen aufgebracht war, ihrem Manne, Miranda hätte bey ihrem M
Hurtado gelegen. Er überzeugete sich dessen auch bald durch seine eigenen Augen;
der ersten Bewegung seiner Wuth, da er mehr der Eifersucht seiner Frau dienete,
seiner eigenen gedienet hatte, verurtheilete er die Miranda zum Feuer und den Hurtado
Pfei

Pfeilen erschossen zu werden. Das Urtheil wurde auf der Stelle vollzogen, und die beyden Eheleute sturben einander vor den Augen in ihrer Tugend anständigen Regungen.

Sebastian Cabot. 1527.

Indessen hatten die Spanier, welche unter der Anführung eines Befehlshabers, Namens Moschera, übrig geblieben waren, einige Ausbesserungen an Cabots Thurme vorgenommen. Sie verzweifelten aber gar bald, daß sie sich daselbst wider die Indianer würden halten können, welche ihre Treulosigkeit unversöhnlich gegen ihre Nation gemacht hatte. Moschera ergriff also die Partey, sich mit seinem Haufen auf ein kleines Fahrzeug einzuschiffen, welches vor Anker geblieben war. Er fuhr den Fluß hinab ins Meer; und da er an der Küste hinlief, so rückete er bis gegen den zwey und dreyßigsten Grad der Breite vor, woselbst er einen bequemen Hafen fand, der ihn auf den Einfall brachte, daselbst eine kleine Schanze zu bauen.

Cabots Thurm wird verlassen.

Die Landeseingebohrnen waren sehr leutselig. Er besäete ein Stück Landes, welches er für fruchtbar hielt; und seine kleine Colonie ließ sich daselbst sehr glücklich nieder, als ein portugiesischer Edelmann, Namens **Eduard Perez**, welcher von dem Generalhauptmanne zu Brasilien in einen benachbarten Ort verwiesen war, zu ihm kam. Er nahm ihn freundschaftlich auf: ihre Ruhe aber dauerte nicht lange. Perez erhielt Befehl von dem Generalhauptmanne, nach dem Orte seiner Verbannung zurück zu kehren; und Moschera wurde durch eben den Bothen aufgefordert, dem Könige in Portugall, welchem seine Befehlshaber die Oberherrschaft über das Land zueigneten, den Eid der Treue zu leisten. Perez gehorchete. Der Spanier aber antwortete mündlich, da die Theilung von Indien unter den Königen, ihren Herren, noch nicht zur Richtigkeit gebracht worden: so wäre er entschlossen, sich in seinem Posten zu behaupten. Es fehlete ihm an Gewehre und Kriegesvorrathe. Da sich aber ein französisches Schiff an der Insel **Canance**, seiner Schanze gegen über, vor Anker geleget hatte: so machete er sich der Gelegenheit zu Nutze, die ihm das Glück anboth. Er schiffete sich mit seinem ganzen Haufen ein, der von zweyhundert Indianern in ihren Canoten unterstützet wurde, überfiel die Franzosen bey der Nacht und bemeisterte sich ihres Schiffes. Das Geschütz, welches er daraus nahm, und die neuen Verschanzungen, die er an seinem Orte machete, setzeten ihn in den Stand, den ersten Anfällen der Portugiesen zu widerstehen. Nachdem er sie muthig zurück getrieben: so bedienete er sich seines Vortheiles so weit, daß er sie auch selbst zu St. Vincent angriff, wo er die Vorrathshäuser der Stadt plünderte. Weil er indessen aber wohl einsah, daß dieser glückliche Erfolg nur zu seinem Verderben gereichen könnte, indem er sich alle Macht des Generalhauptmannes über den Hals zöge: so suchete er mit allen seinen Leuten einen ruhigern Aufenthalt in der Insel St. Catharina.

Die Spanier setzen sich an einem andern Orte.

Sie werden von den Portugiesen verjaget.

Auf spanischer Seite hatten Cabots Erzählungen und Anhalten den Hof bewogen, das Unternehmen am Paraguay fortzusetzen. Als man aber erfuhr, daß kein Spanier mehr da wäre, und daß man mit neuen Kosten anfangen müßte: so wurden die Entschließungen so langsam, daß der Hof zu Lissabon Zeit hatte, eine zahlreiche Flotte auszurüsten, die zu eben dem Unternehmen bestimmet zu seyn schien. Man erfuhr gleichwohl, daß sie einen andern Weg genommen hatte; und die Spanier, welche die Zeitung von dieser neuen Rüstung zu erwecken geschienen, verfielen wieder in ihre erste Schlafsucht. Sebastian Cabot, dessen Namen nicht weiter unter den Reisenden der dasigen Zeit erscheint, war entweder todt oder einer so langen Schläfrigkeit überdrüßig. Sieben oder acht

Schläfrigkeit des spanischen Hofes.

Sebastian Cabot. 1527.

acht Jahre, die seit seiner Zurückkunft verflossen waren, schienen alle seine Vorschläge in Vergessen gebracht zu haben, als neue Bewegungsgründe, die aber der Geschichtschreiber nicht weis, ernstlicher, als jemals, den spanischen Hof darauf denken ließen, einen Sitz an dem Rio de la Plata anzulegen.

Pedro von Mendoza. 1535.

Der II Abschnitt.

Des Don Pedro von Mendoza Reise.

Bedingungen seiner Reise. Eifer der Spanier, ihm zu folgen. Seine Abreise. Er läßt seinen Lieutenant erstechen. Buenos Ayres wird angeleget. Hunger in der neuen Pflanzstadt. Begebenheit einer Spanierinn. Unternehmung des Juan d'Ayolas. Seine Hoffnung. Des Mendoza Rückkehr. Sein klägliches Ende.

Niemals ist ein Unternehmen für die neue Welt mit mehrerm Aufsehen gemacht worden. Don Pedro de Mendoza, Oberschenk des Kaisers, wurde zum Haupte derselben erkläret, unter dem Titel eines Adelantade und Generalstatthalters aller der Länder, welche bis an das Südmeer würden entdecket werden. Er sollte auch wirklich auf seine Kosten in zwoen Reisen tausend Leute, und hundert Pferde, Gewehr, Kriegesbedürfnisse und Lebensmittel auf ein Jahr dahin führen. Außer einem jährlichen Gnadengelde von zweytausend Ducaten aber, die ihm von dem Hofe waren bewilliget worden, ließ man ihn auch noch große Summen von den Früchten seiner Eroberung nehmen. Er wurde zum Großalcalde und Alguasil Major dreyer Festungen ernannt, die er bauen zu lassen Befehl hatte, und diese beyden Bedienungen sollten in seiner Familie erblich seyn. Nach einem dreyjährigen Aufenthalte konnte er wieder nach Spanien zurück kommen, und an seiner Stelle einen Statthalter ernennen, mit der Freyheit, ihm alle seine Vorrechte zu ertheilen. Obgleich nach den Gesetzen des Königreiches die im Kriege gefangenen Könige oder indianischen Caciquen ihr Lösegeld zu den Kroneinkünften bezahlen mußten: so fand es der Hof dennoch für gut, daß sie zum Besten des Statthalters und der Truppen ohne andere Verminderung, als den Zehnten, für den königlichen Schatz bezahlet würden. Wenn die Schätze der im Kriege getödteten Caciquen in der Spanier Gewalt geriethen: so sollten sie unter dem Könige und dem Statthalter zu gleichen Theilen getheilet werden. Endlich sollte er acht Ordensleute, den Landeseingebohrnen das Evangelium zu predigen, und alle Pf... zu versehen, Aerzte, Wundärzte und Arzneymittel mit sich nehmen. Nachdem er die Bedingungen unterzeichnet hatte: so meldete der Kaiser selbst dem Mendoza, er schöbe alle Ungerechtigkeiten und Plackereyen, die man wider die Indianer begehen würde, auf sein Gewissen; und da ihm ihre Bekehrung zum Christenthume am meisten am Herzen läge, würde er niemand wegen dieses wichtigen Punctes Gnade ertheilen.

Bedingungen seiner Reise.

Eifer der Spanier, ihm zu folgen.

Die Befehle waren bereits gestellet, zu Cadiz eine Flotte von vierzehn Segeln auszurüsten *i*). Osorio, ein wälscher Hauptmann, der sich in den italienischen Kriegen hervorgethan hatte, erhielt unter den Befehlen des Mendoza die Anführung. So große Zurüstungen und der Ruf von den Reichthümern des Rio de la Plata zogen so viele Abentheurer herbey, daß die erste Ausrüstung, die nur aus fünf hundert Mann bestehen sollte, von zwölfhundert Mann war, worunter sich dreyßig vornehme Herren, meistens die ...

i) Herrera saget zwölfe.

sten von ihren Häusern, viele Officier und eine Menge Fläminger befanden. Man versichert, es habe keine spanische Pflanzstadt in der neuen Welt so viele vornehme Namen unter ihren ersten Stiftern gehabt, und die Nachkommenschaft von einigen dauret noch in Paraguay, vornehmlich in der Hauptstadt dieser Provinz. Die Flotte gieng im Augustmonate des 1535sten Jahres, als der bequemsten Jahreszeit zu dieser Reise, unter Segel. Denn wenn man nicht vor dem Ende des März an die Einfahrt des Rio de la Plata kömmt: so läuft man Gefahr, der Nord- und Nordostwinde zu verfehlen und von den Süd- und Südwestwinden ergriffen zu werden, die einen nöthigen würden, in Brasilien zu überwintern.

Pedro von Mendoza. 1535.

Seine Abreise.

Mendoza brauchete diese Vorsicht und war deswegen nicht glücklicher. Die Flotte wurde, nachdem sie über die Linie gegangen, von einem gewaltigen Sturme ergriffen. Viele Schiffe kamen nur erst an dem Ziele wieder zusammen. Des Don Diego von Mendoza, eines Bruders des Don Pedro von Mendoza, seines und eine kleine Anzahl andere kamen glücklich bey den St. Gabrielsinseln an. Der Adelantade aber war mit allen andern genöthiget, in dem Hafen des Rio Janeiro anzulegen k); und diese Widerwärtigkeit war gleichsam der Anfang seines Unglückes, welches sich nur mit seinem Leben endigte. Die Verdienste des Osorio und vielleicht auch weil er ein Ausländer war, hatten ihm Neider erwecket, welche ihn beym Mendoza verdächtig macheten. Sie gaben ihm zu verstehen, Osorio trachtete nach dem Obercommando. Auf diesen bloßen Verdacht gab er Befehl, diesen vermeynten Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen; und der unglückselige Osorio wurde erstochen. Ein Theil von den Truppen wurde darüber unwillig. Viele wollten in Brasilien bleiben, und andere waren entschlossen, wieder nach Spanien zurück zu kehren, als der Adelantade, welcher Nachricht davon erhielt, unter Segel gehen ließ.

Er läßt seinen Lieutenant erstechen.

Bey seiner Ankunft an dem Vorgebirge St. Maria vernahm er, daß sein Bruder und alle diejenigen, welche der Sturm zerstreuet hatte, bey den St. Gabrielsinseln waren. Er saumete nicht, zu ihnen zu stoßen. Don Diego konnte den Tod des Osorio nicht ohne Schmerzen anhören. Er sagete öffentlich, eine so unanständige That würde den Fluch des Himmels über seinen Bruder und über sein ganzes Unternehmen ziehen. Da sich nun die ganze Flotte itzo wieder zwischen den St. Gabrielsinseln und dem westlichen Ufer des Flusses beysammen befand: so wählete Don Pedro diesen Ort zu seiner ersten Niederlassung und trug dem Don Sancho del Campo auf, einen sichern und bequemen Platz auszusuchen. Dieser Befehlshaber wählete einen Ort, wo sich das Ufer noch nicht gegen Westen gewandt hat, auf einer Spitze, die in den Fluß gegen Norden hinaus geht. Der Adelantade ließ daselbst so gleich den Grundriß zu einer Stadt abstecken, welche Nuessa Senjora de Buenos Ayres genannt wurde; weil die Luft daselbst sehr gesund ist. Jedermann legete Hand an; und die Gebäude waren bald so zahlreich, daß sie zum Lager dienen konnten.

Anlegung der Stadt Buenos Ayres.

Die Leute der dasigen Gegend aber sahen eine solche fremde Niederlassung so nahe bey ihnen mit keinem guten Auge an. Sie weigerten sich, Lebensmittel herzugeben. Die Nothwendigkeit die Waffen zu ergreifen, um welche zu erhalten, gab Gelegenheit zu vielen Gefechten, worinnen den Spaniern übel mitgespielet wurde. Von dreyhundert Mann, die unter dem Don Diego von Mendoza abgeschicket wurden, kamen kaum achtzig wieder zurück. Er blieb selbst mit vielen angesehenen Officieren, unter denen ein Hauptmann, Namens

1536.

Hunger in der neuen Pflanzstadt.

k) Am angeführten Orte I Buche a. d. 38 S.

Pedro von Mendoza. 1536.

mens Luzan, bey dem Uebergange über einen Bach getödtet wurde, der noch seinen N
men führet. Der Hunger wurde zu Buenos Ayres heftig; und der Adelantade konnte
chem nicht abhelfen, ohne Gefahr zu laufen, alle noch übrige Spanier zu verlieren.
es gefährlich war, die Ungläubigen zu gewöhnen, Christenblut zu vergießen: so verbot
bey Lebensstrafe, es sollte niemand aus dem Bezirke der neuen Stadt gehen; und weil
befürchtete, man möchte aus Hunger seine Befehle übertreten, so stellete er aller Orten Wa
ten aus, welche beordert waren, auf diejenigen zu schießen, welche suchen würden, hin
zu gehen.

Außerordentliche Begebenheit einer Spanierinn.

Diese Vorsicht hielt die Hungerigsten zurück, ausgenommen eine einzige Frau, N
mens Maldonata, welche die Wachsamkeit der Wachten hintergieng. Der Gesch
schreiber von Paraguay, welcher sich hier auf das Zeugniß der Spanier verläßt, erzählet
Begebenheit dieser entflohenen Frau ohne das geringste Merkmaal eines Zweifels, und
sie für einen Beweis der Vorsehung an, welcher dadurch, daß es jedermann bekannt
bestätiget wird. Nachdem Maldonata auf den wüsten Feldern herum geirret: so ent
ckete sie eine Höhle, welche ihr eine sichere Zuflucht wider alle Gefährlichkeiten zu seyn sch
sie fand darinnen aber eine Löwinn, über deren Anblick sie sich entsetzete. Indessen ma
ten ihr doch die Liebkosungen dieses Thieres wieder einigen Muth. Sie erkannte so
daß diese Liebkosungen eigennützig waren. Die Löwinn war trächtig und konnte nicht
fen. Sie schien einen Dienst zu verlangen, welchen Maldonata ihr zu leisten, sich n
scheuete. Als sie ihrer Bürde glücklich los geworden: so ließ es ihre Erkenntlichkeit n
bey den gegenwärtigen Zeugnissen bewenden; sondern sie gieng aus, um ihre Nahrung
suchen; und von diesem Tage an unterließ sie nicht, zu den Füßen ihrer Befreyerinn ei
Vorrath zu bringen, den sie mit ihr theilete. Diese Sorgfalt dauerte so lange, als
Jungen sie in der Höhle erhielten. Als sie dieselben aber mit sich hinausgenommen: s
Maldonata sie nicht weiter, und war genöthiget, ihren Unterhalt selbst zu suchen.
konnte aber nicht oft ausgehen, ohne Indianer anzutreffen, die sie zur Sclavinn mach
Der Himmel erlaubete, daß sie von Spaniern wieder weggenommen wurde, die sie n
Buenos Ayres zurück führeten. Der Adelantade war von da weggegangen. Don Fr
Ruiz de Galan, welcher in seiner Abwesenheit Befehlshaber daselbst war, ein bis
Grausamkeit harter Mann, wußte, daß diese Frau ein Hauptgesetz übertreten hatte und g
bete nicht, daß sie durch ihr Unglück genug dafür gestrafet wäre. Er stellete also Be
sie sollte in freyem Felde an einen Baum gebunden werden, und daselbst Hungers ster
das ist, sie sollte daselbst eben das Uebel erfahren, welchem sie durch ihre Flucht hätte
gehen wollen; oder sie sollte auch daselbst von den wilden Thieren gefressen werden. Zw
Tage darnach wollte er gern wissen, wie es mit ihr stünde. Einige Soldaten, denen
dazu Befehl gab, erstauneten, daß sie solche noch am Leben, wiewohl mit Tigern und Löw
umringet, fanden, die sich nicht getraueten, sich ihr zu nähern, weil eine Löwinn, die
vielen jungen Löwen zu ihren Füßen lag, sie zu vertheidigen schien. Bey Erblickung
Soldaten begab sich die Löwinn ein wenig zurück, um ihnen gleichsam die Freyheit zu

i) Der Geschichtschreiber, welcher viel zu vernünftig ist, als daß er sich auf das bloße Zeugniß des Verfassers der Argentina verlassen sollte, obgleich dieser Dichter bekennet, daß er die Begebenheit aus dem Munde der Maldonata selbst ha führet den P. del Techo an, der sie zu Pa guay selbst als eine gewisse und noch nicht lang schehene Sache gehöret hat.

sen, ihre Wohlthäterinn loszubinden. Maldonata erzählete ihnen ihre Begebenheit mit diesem Thiere, welches sie auf den ersten Anblick erkannt hatte; und nachdem sie ihr ihre Bande abgenommen hatten und sie wieder nach Buenos Ayres führen wollten, so liebkosete das Thier sie noch sehr, und schien betrübt zu seyn, daß es sie abreisen sähe. Der Bericht, welchen sie dem Befehlshaber davon erstatteten, ließ ihn erkennen, daß, wofern er nicht wilder, als die Löwen selbst, zu seyn scheinen wollte, er nicht Umgang haben könnte, einer Frau Gnade wiederfahren zu lassen, welche der Himmel so sichtbarlich in Schutz genommen hatte *l*).

Pedro von Mendoza. 1536.

Der Adelantade, welcher inzwischen abgegangen war, um Hülfsmittel wider den Hunger zu suchen, wodurch ihm schon über zweyhundert Mann umgekommen, war den Rio de la Plata bis an die Ueberbleibsel des Cabetsthurmes hinaufgefahren. Weil ihn nun sein Lieutenant, Juan d'Ayolas, den er vor sich hergehen lassen, versichert hatte, die Timbuesen verlangeten nur, mit den Spaniern gut zu leben, und er würde bey ihnen oder den Curacoaern allezeit Lebensmittel finden: so ließ er daselbst die alte Schanze unter dem Namen der guten Hoffnung wiederum aufbauen *m*). Darauf gab er seinem Lieutenant Befehl, die Entdeckungen auf dem Flusse mit dreyen Barken und funfzig Mann weiter zu treiben, unter welchen man Don Martinez d'Irala, Don Juan Ponce de Leon, Don Carlos Dubrin und Don Luis Perez, einen Bruder der heil. Theresia *n*) nennet. Er empfahl ihnen, ihm innerhalb vier Monaten Zeitung von ihnen zu geben, wofern sie ihm solche nicht selbst bringen könnten; und da er selbst wieder nach Buenos Ayres zurück gegangen, um dem gräulichen Hunger daselbst *o*) ein Ende zu machen, so hatte er bald das Vergnügen, den Beystand daselbst ankommen zu sehen, welcher nur noch das Andenken der vorigen Noth zurück ließ. Es kam nicht allein Gonzales von Mendoza, welcher aus Brasilien Lebensmittel hohlen sollte, auf einem damit beladenen Schiffe von da zurück; sondern es folgeten ihm auch fast eben so bald zwey andere Fahrzeuge, welche den Meschera und seine ganze Colonie von der Insel St. Catharina mit einer großen Menge von allerhand Lebensmitteln brachten. Die Umstände der Spanier zu Buenos Ayres wurden viel besser; indessen wurden sie doch durch die Furcht beunruhiget, wieder in eben den Zustand zu gerathen, vornehmlich weil der Haß einiger benachbarten Völker ihnen allerhand Hindernisse machete, daß sie nicht das Land bauen konnten.

Unternehmungen des Juan d'Ayolas.

Da Ayolas lange den Fluß hinaufgefahren war: so wurde er von den Guaraniern, welche eine große Strecke Landes an dem östlichen Ufer und noch weiter in dem Innern des Landes bis an die Gränzen von Brasilien bewohnen, wohl aufgenommen. Er fuhr immer weiter hinauf bis auf die Höhe von zwanzig Grad vierzig Minuten, wo er zur Rechten einen kleinen Hafen fand, welchen er Mariä Lichtmeß (chandeleur) nannte. Die Guaranier hatten ihn versichert, er würde auf dieser Höhe, wenn er gegen Westen gienge, Indianer finden, welche viel Gold und Silber hätten. Er ließ sich dem Lichtmeßhafen gegen über aussetzen, wohin er seine Fahrzeuge zurück schickete. Er ließ sie daselbst unter des Irala Anführung mit einer kleinen Mannschaft von Spaniern unter dem Hauptmanne Vergara,

Seine Hoffnung.

 und

m) Man findet sie auch Corpus Christi genannt.

n) Nach einigen Nachrichten.

o) Man hatte so gar Menschenfleisch, vermuthlich von einem Indianer, gegessen. Diejenigen, welche sich dieses Vergehens schuldig gemacht, erhielten nachher eine Vergebung und Losssprechung aus Spanien.

Pedro von Mendoza. 1536.

und überließ sich der großen Hoffnung, die er auf das Zeugniß der Guaranier ge[...]hatte.

Pedro de Mendoza geht zurück.

Man kann nicht zweifeln, daß er nicht vor seiner Abreise an den Adelantade ge[...]ben habe, um ihm seine Anschläge zu eröffnen: seine Briefe aber kamen nicht nach Bu[...] Ayres. Die vier Monate waren verlaufen. Dieses Stillschweigen des Officieres der P[...]stadt, auf welchen der Adelantade das meiste Vertrauen hatte, und der es am besten ver[...]nete, verursachete ihm so viele Unruhe, daß er viele Personen abgehen ließ, um zu erf[...] wo er hingekommen sey. Er hatte bereits den Vorsatz gefasset, wieder nach Spanien zu[...] zu gehen. Eine große Krankheit, welche seine Bekümmerniß vermehrete, ließ ihn d[...] Entschluß beschleunigen. Kaum war er im Stande, die See zu vertragen, so gieng er [...] seinem Schatzmeister, Juan de Caceres, unter Segel, nachdem er kraft seiner Vollm[...] den Ayolas selbst zum Statthalter und Generalhauptmanne der Provinz gemacht hatte. [...] reisete mit einem Herzen voller Verzweifelung ab, und verfluchete den Tag, an welch[...] Spanien verlassen hatte, um in einem wilden Lande einem Hirngespinste nachzulaufen [...] sich zu verunehren.

Sein kläglicher Tod.

Als er auf der See war: so schienen alle Elemente sich wider ihn zu verbinden. [...] Vorrath von Lebensmitteln war erschöpft oder verdorben, und er sah sich genöthiget, [...] Hündinn zu essen, welche eben Junge werfen wollte; und dieses ungesunde Fleisch nebst [...]nen schwermüthigen Gedanken verursachete, daß er von allen Sinnen kam, woraus den[...] eine Raserey entstund. Er starb in einem Anfalle davon, und dieses klägliche Ende w[...] als eine Bestrafung der Ermordung des Osorio angesehen.

Alfonso von Cabrera. 1538.

Der III Abschnitt.

Des Alfonso von Cabrera Reise.

In welchem Zustande er Buenos Ayres findet. Treulose Indianer. Stiftung von Assuncion, der Hauptstadt in Paraguay. Wunder für die Indianer. Schicksal des Juan d'Ayolas. Irala wird erwählet; Buenos Ayres wird verla[...]sen. Schiffbruch eines genuesischen Schiff[...] Assuncion wächst an. Begebenheit, die ih[...] Weiber verschaffet.

In welchem Zustande er Buenos Ayres findet.

Die Stadt Buenos Ayres, welche unter so unglücklichen Zeichen entstanden war, h[...] noch lange Zeit wider das Unglück zu kämpfen. Alfonso von Cabrera, wel[...] als Inspector aus Spanien dahin geschickt wurde, konnte nicht verhindern, daß der Hu[...] nicht übermäßig daselbst wurde. Unter der Zeit kamen Salazar und Gonzales Men[...] welche den Ayolas sucheten, in dem Lichtmeßhafen an, ohne daß sie die geringste Nach[...] von seinem Schicksale hatten einziehen können. Man sagete ihnen, Irala wäre bey [...] Payaguaern, einer benachbarten Völkerschaft. Sie begaben sich dahin; und als sie ihn [...] selbst angetroffen hatten, so thaten sie mit ihm viele Reisen umher, die aber bey dem, [...] ihnen aufgetragen war, nicht glücklicher waren. Endlich ergriffen sie die Partey, nach [...] Lichtmeßhafen zurück zu gehen, daselbst eine Schrift an einen Stamm eines Baumes [...] heften, wodurch sie hoffeten, den Don Juan d'Ayolas, wenn er in diesen Hafen zurück[...]me, von allem zu belehren, was ihm zu wissen nöthig wäre. Sie warneten ihn vorn[...]lich, der Völkerschaft der Payaguaer nicht zu trauen, deren Treulosigkeit sie erfahren hatt[...] Man giebt vor, es sey wirklich keine gefährlichere Völkerschaft in der Welt, weil sie mit [...]

Treulose Indianer.

nem überaus wilden Naturelle ein sehr freundliches und sanftmüthiges Bezeugen zu verbinden wüßte, und sie wäre niemals liebkosender, als wenn sie auf eine Verrätherey sönne.

Alfonso von Cabrera. 1538.

Als sie den Lichtmeßhafen verließen: so giengen Mendoza und Salazar den Fluß hinab bis ein wenig unter dem nordlichen Arme des Pilco Mayo, welcher um den fünf und zwanzigsten Grad der Breite hineinfällt. Einige Minuten jenseits fanden sie eine Art von Hafen, der durch ein Vorgebirge gebildet wurde, welches südwärts gegen Westen des Flusses vorgeht. Diese Lage schien ihnen bequem zu seyn, und sie baueten daselbst eine Schanze, welche bald eine Stadt wurde und heutiges Tages die Hauptstadt der Provinz Paraguay ist, in einer fast gleichen Weite von Peru und Brasilien und ungefähr dreyhundert Meilen weit von dem Vorgebirge St. Maria, wenn man dem Flusse folget. Ihre Stifter gaben ihr den Namen Assuncion, den sie noch führet.

Stiftung von Assuncion der Hauptstadt von Paruguay.

Mendoza blieb daselbst allein, und Salazar reisete ab, um dem Adelantade, welchen er noch zu Buenos Aires zu seyn glaubete, von ihrer Reise Rechenschaft zu geben. Er fand den Cabrera daselbst: die Stadt aber war schon in der äusersten Hungersnoth. Ein Krieg mit den Indianern, wo die Treulosigkeit auf beyden Seiten angewandt wurde, vermehrete die Verwüstung. Die Spanier verloren dabey anfänglich einen Theil von ihrer Macht; und als sie darauf durch die Ankunft zwoer Brigantinen von ihrer Nation verstärket wurden, so erhielten sie einen herrlichen Sieg. Ihre Feinde macheten zur Entschuldigung ihrer Niederlage bekannt, sie hätten unter währendem Treffen einen weißgekleideten Mann mit einem bloßen Degen in der Hand gesehen, der ein solches Licht von sich gestralet, welches sie ganz verblendet hätte. Man zweifelte unter den Siegern nicht, daß dieses nicht der heil. Blasius gewesen, dessen Fest an dem Tage gefeyert wurde; und die Neigung ihrer Nation zu dem Wunderbaren machete, daß sie den heil. Blasius zum vornehmsten Patrone der Provinz erwählete. Indessen hinderte doch dieser Vortheil nicht, daß man nicht die Schanze der guten Hoffnung schleifete, welche sie erhalten zu können verzweifelten.

Wunder für die Indianer.

Ihre Freude wurde durch die verdrießlichen Nachrichten, die sie vom Irala erhielten, nicht wenig vermindert. Dieser Befehlshaber hatte nicht aufgehöret, den Don Juan d'Ayolas zu suchen. Eines Tages, da er sich beym Anbruche der Nacht, auf dem Flusse vor Anker geleget, hörete er eine Stimme, die ihn vom Ufer her rief. Er schickete ein Canot dahin. Man fand einen Indianer daselbst, welcher verlangete, man sollte ihn zu dem Haupte der Spanier bringen, und welchen man aufzunehmen keine Schwierigkeit machete. Er erzählete den Tod des Ayolas, welcher von den Payaguaern erschlagen worden, da er mit Reichthümern beladen von den Gränzen von Peru zurück gekommen. Irala brannte vor Begierde, diese Treulosen zu züchtigen und ihnen die Schätze wieder abzunehmen, welche in ihren Händen geblieben waren. Weil er aber keinen Mann hatte, der nicht krank war: so begab er sich nach Assuncion, wo ihm niemand die Gewalt streitig machete, die ihm Ayolas bey seiner Abreise zugestellet hatte. Indessen sah er doch bald Nebenbuhler. Seine Rückreise nach Assuncion, nebst der traurigen Nachricht, die er von des Ayolas Tode gab, machete, daß die Einwohner zu Buenos Ayres, deren Anzahl von Tage zu Tage abnahm, den Entschluß fasseten, ihm nach diesem neuen Sitze zu folgen. Cabrera und Galan entschlossen sich selbst, den Fluß mit allen denjenigen hinauf zu gehen, welche Raum in dem Fahrzeuge finden konnten, das sie führete.

Schicksal des Juan d'Ayolas.

Alfonso von Cabrera. 1538.

Irala wird erwählet.

Als sie nach Assuncion kamen, welches anfing, das Ansehen einer Stadt anzun[ehmen]: so bemerketen sie daselbst einige Theilung wegen des Irala Ansehen; und Galan [hielt] sich anfänglich zu denjenigen, die ihm zuwider waren. Cabrera aber endigte diese Zwi[stig]keit, indem er einen Befehl des Kaisers hervor brachte, den ihm dieser Herr zugestellet hat[te], und welcher den 12ten des Herbstmonates 1537 gegeben war. Er enthielt, wenn der von D[on] Pedro Mendoza ernannte Statthalter gestorben wäre, ohne sich einen Nachfolger zu bestell[en], so sollte Cabrera, welcher mit der Würde eines Inspectors versehen war, die Stifter [und] Eroberer der Provinz zusammen kommen und sie einen Eid schwören lassen, denjenigen zu wählen, welchen sie zu dieser Stelle am würdigsten hielten; und er sollte denjenigen, wel[cher] durch die mehresten Stimmen erwählet worden, im Namen Seiner Majestät dafür er[ken]nen lassen. Der Befehl des Kaisers wurde beobachtet, und die Wahl fiel auf den D[on] **Dominicus Martinez von Irala.**

Buenos Ayres wird verlassen.

Er that so gleich den Vorschlag, Buenos Ayres zu verlassen, wo man aus der Erf[ah]rung genugsam gelernet hatte, daß es unmöglich sey, sich daselbst zu halten, so lange [man] nicht im Stande wäre, die benachbarten Völkerschaften zu unterwerfen. Die Versam[m]lung war getheilet. Viele stelleten die Nothwendigkeit eines Hafens für die Schiffe, welche aus Spanien kämen, und frageten; was aus Assuncion bey ihrer Entfernung [vom] Meere werden würde, wenn sie keinen mächtigen Beystand erhielte. Der neue Statth[alter] antwortete, es wäre nicht schwer, eine Gemeinschaft mit Peru zu errichten; woraus [man] allen nöthigen Beystand leichtlich erhalten könnte; und da seine Meynung keinen Wi[der]spruch fand, so erhielt Don **Diego d'Abreu** Befehl, mit dreyen Brigantinen abzureis[en] und Buenos Ayres zu räumen.

Schiffbruch eines genuesischen Schiffes.

Seine Ankunft breitete daselbst eine lebhafte Freude aus und verursachete den Leu[ten] von einem genuesischen Schiffe nicht weniger, welches auf einer Sandbank bey der Ein[fahrt] in den Fluß gescheitert war. Dieses Fahrzeug war nach Peru, mit dem Werthe von f[ünf]zigtausend Ducaten an Kaufmannsgütern, abgegangen. Es war in der magellani[schen] Straße von widrigen Winden aufgehalten worden, von da es nach dem Rio de la P[lata] gekommen, um daselbst anzulegen, wo es durch die Unwissenheit der Lootsen untergega[ngen]; und man hatte nichts, als die Menschen, gerettet, welche Gefahr liefen, in dem Hafen [zu] verhungern. Man zählete einige italienische Edelleute unter ihnen, deren Nachkom[men]schaft noch itzt in Paraguay zu bestehen scheint, als **Anton von Aquino, Thomas R[...]** und **Johann Baptista Trochi.**

Assuncion wächst an.

Nachdem die Leute von Buenos Ayres unter des **Abreu** Anführung den Fluß glü[cklich] hinauf gefahren waren: so fand sich Assuncion auf einmal durch die Vermehrung [der] Einwohner und Gebäude vergrößert. Es scheint, daß es noch ohne Ringmauern gew[esen], weil man hier bemerket, Irala habe es nunmehr mit einem Pfahlwerke umgeben la[ssen], und eine Policey daselbst errichtet. Man rechnete damals sechshundert Mann darin[n], ohne die Weiber und Kinder mit zu zählen.

Begebenheit, die ihnen Weiber verschaffet.

Die Weiber waren in keiner großen Anzahl daselbst; und dieses war eine Hinder[niß], welche den Fortgang einer so schönen Pflanzstadt lange Zeit verzögern mußte. Sie w[urde] aber durch eine eben so lustige, als traurige, Begebenheit sehr glücklich gehoben, welche [zum] Glücke der Spanier ausschlug, nachdem sie ihnen erst den Untergang gedrohet hatte.

ge Missionarien hatten angefangen, das Licht des Glaubens auszubreiten, und viele Indianer verlangeten eifrigst, getaufet zu werden. Damit ihnen Irala einen hohen Begriff von der christlichen Religion machen möchte: so ersann er einen allgemeinen Umgang, welcher zum Andenken des Leidens unsers Heilandes mit allen den Ceremonien gehalten werden sollte, welche Spanien eigen sind; das ist, es sollten alle Spanier mit entblößtem Rücken und der Geisel in der Hand, um sich zu geißeln, dabey erscheinen. Er lud die benachbarten Indianer dazu ein. Die Art und Weise aber, wie man ihnen schon damals begegnete, brachte ihnen nicht viel Neigung gegen die Spanier bey; und die meisten hatten das Christenthum nur aus Bewegungsgründen der Furcht oder des Eigennutzes angenommen, und kamen bloß dahin, um die Gelegenheit zu suchen, ein Joch abzuschütteln, welches ihnen unerträglich ward. Man versichert, es hätten sich ihrer an der Zahl achttausend, ohne andere Waffen, als Bogen und Pfeile, dabey eingefunden, wovon man wußte, daß sie solche niemals ableten, und die ihnen zur Ausführung ihrer Absicht hinlänglich waren; denn sie hatten Nachricht, in was für einem Zustande die Spanier dabey erscheinen sollten.

Alfonso von Cabrera. 1538.

Den Augenblick da der Umgang anfangen wollte, trat eine Indianerinn, die beym Salazar in Diensten war, in sein Zimmer; und da sie ihn bereit sah, in seinem possierlichen Aufzuge auszugehen, so sagete sie zu ihm, mit thränenden Augen, sie bedauerte ihn, daß sie ihn sähe zu seinem Untergange laufen. Er fragete, was sie damit sagen wollte. Sie entdeckete ihm die Verschwörung. Der Statthalter, dem er solches so gleich meldete, ergriff die einzige Partey, die sich bey einer so dringenden Gefahr darboth. Er stellete sich, als wenn er vernähme, es wären die Tapiger, eine furchtbare Völkerschaft und offenbare Feinde der Spanier, fast vor den Thoren der Stadt. Er gab den Einwohnern Befehl, sich im Gewehre zu halten, und ließ die vornehmsten Häupter der Indianer bitten, sie möchten doch zu ihm kommen, um sich mit ihnen über einen Zufall zu berathschlagen, wovon er sich zu glauben stellete, daß er ihnen so wohl, als ihm drohete. Sie giengen ohne Mistrauen zu ihm. So wie sie aber ankamen, wurden sie gebunden und besonders verwahret. Als er sie alle zusammen in seiner Gewalt hatte: so ließ er sie vor sich kommen, um ihnen zu melden, daß er von ihrem Anschlage unterrichtet wäre, und daß er sie zum Tode verurtheilete. Die Hinrichtung geschah vor den Augen einer Menge von ihren Unterthanen, welche die Stadt umringeten, und da sie die Spanier wohl gewaffnet sahen, nicht allein die Kühnheit verloren, sich zu widersetzen, sondern auch gestunden, daß sie ebenfalls den Tod verdienet hätten. Damit sie solches wieder gut macheten: so bothen sie unter andern denen Spaniern, die keine Weiber hatten, welche an; und diese Anerbiethung wurde angenommen. Die Indianerinnen waren fruchtbar und von gutem Naturelle. Dieses bewog hernachmals einen großen Theil der Einwohner, diese Verbindungen fortzusetzen. Einige haben so gar Negerinnen geheirathet; und daher kömmt die große Anzahl von Mestizen und Mulatten, welche man heutiges Tages in diesen Landschaften sieht p).

p) *Charlevoix*, Histoire du Paraguay. Liv. I. a. d. 49 u. ff. S.

Beschreib. von Chaco.

Der IV Abschnitt.

Beschreibung von Chaco.

Einleitung. Lage dieses Landes und Ursprung seines Namens. Schönheit des Landes. Flüsse Pilco Mayo. Rio Salado. Rio Vermejo. Andere und ihre Eigenschaften. Ueberschwemmungen und deren Wirkungen. Gebräuche und Charakter der Einwohner. Zwo sonderbare Völkerschaften. Fürchterliches Ansehen der Indianer von Chaco. Ihre Kriegesränke. Ihre Waffen. Ihre Weiber. Ihre Begräbni… Chiriguaner und deren Ursprung. Sie sind … versöhnliche Feinde der Spanier. Ihre Gebr… che. Alte christliche Völkerschaften. Des M… so Ebenen. Stadt Santa Fe. Schwäche … Spanier in Paraguay. Völkerschaften, die … nicht können kennen lernen. Weißagung d… heil. Franciscus Solano.

Einleitung.

Man ist nicht gesonnen, den Spaniern von Assuncion bey allen ihren Eroberungen, auch allen den Reisenden des Landes auf ihren Fahrten allhier zu folgen q). … Beschreibung, welche man schon von diesem Theile von America gesehen hat r), enthä… Namen und Lagen derer Städte, welche nach und nach angeleget worden, nebst ihrer … rographischen Eintheilung und der Eintheilung ihrer Statthalterschaften. Meine A… ist nur, nachdem ich den Rio de la Plata durch die ersten Reisen auf diesem Flusse be… gemacht habe, meine Leser bald zu der Wiederherstellung der Stadt Buenos Ayres zu… ren, welche diese Sorgfalt, ihres berühmten Hafens wegen, verdienet, und ihnen den … sprung der so berüchtigten Reductionen in Paraguay zu zeigen. Inzwischen will ich … unterdessen der Beschreibung einer großen Provinz dieses Landes, deren Namen nur … aus den Berichten der Missionarien bekannt ist, einen Platz einräumen. Es ist diej… welche sie Chaco nennen. Da sie niemals von den Spaniern erobert worden: so sch… sie den gemeinen Geschicht- und Reisebeschreibern unbekannt zu seyn.

Lage dieses Landes.

Ursprung des Namens.

Der P. Lozano, ein Jesuiten Missionar, von welchem der Geschichtschreiber … Paraguay diesen Artitel entlehnet s), setzet Chaco zwischen die eigentliche Provinz P… guay und die Provinz Rio de la Plata, welche lange Zeit nur eine einzige davon a… macht haben, und giebt ihr eine Strecke, welche die beyden andern begränzet, von der … seite bis an den großen Fluß, welcher diese beyden Namen führet t). Der Namen Ch… scheint nicht sehr alt zu seyn; und der Geschichtschreiber beobachtet, daß er sich auch nicht ei… in dem Leben des heil. Franciscus Solano u), eines Religiosen aus dem Orden des heil. F… ciscus, finde, welcher dieses Land von einem Ende bis zum andern durchstrichen, um de… nen das Evangelium zu predigen. In der peruanischen Landessprache aber nennet … diejenigen großen Heerden roth Wildprät Chaco, welche die Völker dieses Theiles von A… rica auf ihren Jagden zusammen treiben; und man hat eben diesen Namen dem geda… Lande gegeben, weil sich nach der Eroberung von Peru eine große Anzahl Peruaner da… geflüchtet. Aus Chacu wie es die Spanier aussprechen, hat man Chaco gemacht. … scheint so gar, man habe anfänglich unter diesem Namen nur dasjenige Land begriffen, …

q) Außer vielen spanischen Reisebeschreibungen sind die Lettres curieuses et edifiantes mit Berichten einer großen Anzahl Missionarien angefüllet.

r) Im IX Bande dieser Sammlung bey … Beschreibung der Provinzen von Peru.

s) Relacion chorographica del gran Cha…

t) Unbeschadet des Rechtes dieser beyden P… vinzen, saget er, wie auch der Provinz Tucum…

ches zwischen den Gebirgen der Cordilliera, dem Pilco-Mayo und dem rothen Flusse eingeschlossen ist, und man habe ihn hernach weiter ausgedehnet, so wie sich andere Völkerschaften zu denen dahin geflüchteten Peruanern geschlagen.

Beschreib. von Chaco.

Man ist darinnen einig, daß man Chaco als eines der schönsten Länder in der Welt vorstellet. Allein, dieses Lob gehöret wirklich nur demjenigen Theile, welchen die Peruaner im Anfange einnahmen. Eine Kette von Bergen, die sich im Gesichte von Cordua anfängt, und bis nach Santa Cruz de la Sierra erstrecket, indem sie sich von Westen gegen Norden wendet, bildet an dieser Seite so wohl verwahrete Schranken, vornehmlich in dem, was man die Cordilliera der Chiriguaner nennet, daß man nicht dazu kommen kann. Viele von diesen Bergen sind so hoch, daß die Dünste aus der Erde nicht bis zu ihrem Gipfel hinauf kommen, und daß, weil die Luft daselbst beständig heiter ist, nichts die Aussicht beschränket. Die Winde aber sind allda so ungestüm, daß sie oftmals die Reiter aus dem Sattel heben, und man muß, um daselbst bequem Athem zu holen, einen Schutzort suchen. Der bloße Anblick der Abgründe würde die Unerschrockensten schwindlich machen, wenn nicht dicke Wolken, die man unter den Füßen sieht, die Tiefe derselben versteckten. Man kann nicht zweifeln, daß diese Gebirge, welche ein Stück von der großen Cordilliera sind, nicht einige Erztadern enthalten sollten. Man hat so gar seit kurzem einige entdecket: man läßt uns aber noch in der Unwissenheit, was es für welche sind. Indessen ist es doch eine beständige Sage zu Peru, daß die Chicaer und die Orejonen, welche ehemals eben diese Gebirge bewohneten, und wovon ihrer viele nach Chaco und andere in eine Insel geflüchtet sind, welche mitten in dem Xarayer See liegt, vor der Ankunft der Spanier, Gold und Silber nach Cusco gebracht.

Schönheit des Landes.

Aus den meisten dieser Gebirge kömmt auch eine sehr große Anzahl Flüsse, deren Gewässer, die sehr gesund sind, vieles beytragen, Chaco fruchtbar zu machen; ohne diejenigen zu rechnen, die nach Norden fließen, dergleichen der Guapay und der Pirapiti sind, welche sich in den Mamore ergießen, und sich zusammen mit dem Maranjon vereinigen. Die ansehnlichsten von denen, welche durch Chaco fließen, sind der Pilco-Mayo, Rio Salado und Rio Vermejo.

Flüsse.

Der Pilco-Mayo, welcher alle die andern übertrifft, würde allein schon genug seyn, dieses Land zu bereichern, wenn er stets überall schiffbar wäre. Allein, an einigen Orten hat er nicht genug und an andern zu viel Wasser. Man hat gesehen, daß er aus den Gebirgen kömmt, welche Potosi von Peru absondern; und einige Berichte versichern, daß ein kleiner Fluß, Namens Taxapaian, welchen der Pilco-Mayo ziemlich dicht bey seiner Quelle einnimmt, eine Menge Silber enthält, welches man nicht herausbringen kann, weil es sich in den Leimen einsenket. Die Bergleute haben ausgerechnet, daß in sechs und funfzig Jahren dieser Verlust vierzig Millionen machete. Man setzet hinzu, es gehe auch, durch eben den Weg, so viel Silber in den Pilco-Mayo, daß einige Seemeilen weit kein Fisch darinnen leben könne. Dieser große Fluß theilet sich, wenn er über die Mansoes-Ebenen gegan-

Pilco-Mayo.

und so gar der Provinz Charcas, welche Ansprüche auf das Land haben können, welches unter dem Namen Chaco begriffen wird, weil sie keine bestimmte Gränzen an dieser Seite erkennen, und deren Statthalter so gar aus Noth gezwungen sind, die Feindseligkeiten der Völker aus Chaco zurück zu treiben. Am angeführten Orte a. d. 145 S.

u) Er wurde im 1725sten Jahre zum Heiligen gesprochen.

Beschreib. von Chaco. gangen ist, in zweene Aerme, die für ziemlich große Fahrzeuge schiffbar sind. Das W
ser des nordlichen Armes ist fast salzigt; auch findet man an seinen Ufern viel Salz
Der Pilco-Mayo fängt nur erst bey seinem Eintritte in Chaco an, sehr fischreich zu
den, und enthält viel Kaymanen. Seine beyden Aerme ergießen sich in den Parag
der eine ein wenig unterhalb des Zusammenflusses dieses Stromes mit dem Parana,
andere ein wenig unterhalb Assuncion, welches sich also in einer Insel befindet, deren
lere Breite fünf Seemeilen, und die Länge achtzig ist. Diese Insel ist ziemlich nie
und folglich sumpficht bis auf eine gewisse Weite von der Absonderung beyder Aerme.
der Regenzeit vermengen sich beyde Aerme. Denn alsdann laufen sie dergestalt an,
sie sich zusammen und so gar mit dem Rio Vermejo vereinigen, und wenn sie darauf
der in ihr Bette zurück treten, so lassen sie auf dem Boden, welchen sie bedecket h
viele Sümpfe, die niemals austrocknen. Nach dem Garcilasso de la Vega heißt de
men Pilco-Mayo in der peruanischen Sprache **Sperlingsfluß**; und der Araguay,
cher der nordlichste von seinen beyden Aermen ist, bedeutet in der Sprache der Gua
Verstandesfluß, weil man mit vieler Vorsichtigkeit darauf schiffen muß, damit man
den Strom verliere, und in die Sümpfe gerathe, welche ein Labyrinth ausmachen,
aus nicht leicht zu kommen seyn würde.

Rio Salado. **Rio Salado** kömmt nach Chaco unter dem Namen des **Uebergangesflusses**
ist da von einer so großen Schnelligkeit, daß man ihn nicht ohne Gefahr hinaufgeht.
dem Orte, wo die Spanier im 1562sten Jahre eine Stadt unter dem Namen San
go d'Estero erbauet hatten, verändert er seinen ersten Namen in **Rio de Valbu**
und von seiner Quelle an bis hieher, das ist, in einem Raume von ungefähr vierzig
meilen, hat sein Wasser eine Blutfarbe, welches man dem Erdreiche in dem Thale Ca
qui zuschreibt, wo dieser Fluß durchgeht, und welche Farbe sich vermindert, so wie er
dere Wasser einnimmt. Er fängt nur erst in der Höhe von San Jago an, den Na
Salado, oder **gesalzener Fluß** zu führen, ohne daß man weis, woher er solchen bekö
Endlich ehe er sich in den Rio de la Plata verliert, machet er einen Umweg nach O
und da er einen kleinen Fluß, **Saladillo** genannt, einnimmt, so bildet er eine I
die gleichsam einen Bogen machet, woran die Sehne der Fluß ist. Diese Krümm
führet den Namen **Rio de Corunda**.

Rio Vermejo. **Rio Vermejo** geht queer durch Chaco von Nordwest gen Südost, und verä
auch sehr oft seinen Namen. Man weis nicht, woher dieser Fluß den Namen roth
welcher den Rio Salado besser zuzukommen scheint. Er verliert sich in den Rio de la
ta unter dem Namen des großen Flusses, Rio grande. Sein Lauf ist so ruhig, da
fast eben so leicht ist, ihn hinauf, als hinunter zu fahren, vornehmlich mit einem kl
Südwinde, der sich alle Morgen um neun Uhr erhebt, und die Luft sehr erfrischet.
ne Ufer sind allerliebst. Er ist sehr fischreich, und man eignet seinem Wasser allerl
Kräfte zu, als daß es den Stein und Gries, alle Harnübel, das Grimmen, die G
die Wassersucht, und die Unverdaulichkeit hebt. Es nimmt solche, saget man, von ei
an seinen Ufern sehr gemeinen Kraute, welches die Spanier **Yerva de Urina** genannt
ben. Man setzet hinzu, diejenigen, die es gewöhnlicher Weise trinken, lebeten bis in
höchste Alter ohne Runzeln und ohne Krankheit. Wenigstens ist es eine festgesetzte
ge unter den Spaniern, daß von allen denen Soldaten, die von 1628 bis 1635 an
bauung der Stadt **San Jago de Guadalcazar** gearbeitet, in der ganzen Zeit kein

ziger gestorben oder krank geworden, obgleich die bloße Umgrabung der Erde vermögend gewesen, Krankheiten zu verursachen; und daß im 1710 und 1711 Jahre Don Estevan d'Urizar, welcher lange Zeit an diesem Flusse in Chaco hinfuhr, und in sehr schlechter Gesundheit dahin gekommen, kaum von seinem Wasser getrunken, so habe er sich vollkommen wiederhergestellet befunden. Man fischet in einem Sumpfe, den er unter dem Namen Rio grande machet, die Perlen, wovon man an einem andern Orte geredet hat x).

Beschreib. von Chaco.

Die meisten andern Flüsse in Chaco haben einige merkwürdige Eigenschaft. Man unterscheidet einen, welcher grünes Wasser hat, und Rio verde heißt, ohne daß man hat entdecken können, woher es diese Farbe bekömmt, welche nicht hindert, daß es nicht angenehm und gesund sey. Dieser Fluß ergießt sich in den Paraguay, ungefähr sechzig Meilen über Assuncion. Man hatte an seinen Ufern eine Stadt gebauet, Namens Nueva Rioja y), die nicht lange gestanden hat. Ein Fluß in Chaco, Namens Guayru, welcher von der chiriguanischen Cordilliera herunter kömmt, und zwischen dem Pilco-Mayo und Rio Vermejo fließt, hat sehr salzigtes Wasser. Einige andere gehen wieder in den Schooß der Erde, wie man solches auch an denen in Tucuman beobachtet. Es geht ihrer eine so große Anzahl aus der Cordilliera, daß, wenn der Schnee schmelzet, womit sie bedecket ist, und weil alsdann auch die Regenzeit einfällt, sie austreten, und aus einem Theile von Chaco nur ein großes Meer machen, wovon sie das ganze Jahr über eine Menge Sümpfe lassen, die voller Fische sind. Alsdann sind die Einwohner genöthiget, die Zeit in ihren Piroguen zuzubringen, oder auf die Bäume zu klettern, wo sie ihre Wohnung so lange nehmen, bis die Wasser verlaufen sind. Diese Beschwerlichkeiten aber werden durch große Vortheile ersetzet. Kaum ist die Ueberschwemmung vorbey, so werden die Ebenen von Chaco wie große Grasplätze, die von den hohen Bergen eine angenehme Aussicht machen. Es fehlet diesem schönen Lande nichts, als arbeitsamere Einwohner; denn die Indianer in Chaco begnügen sich nur, die Erde ein wenig umzugraben, wenn sie bedecket ist; welches gleichwohl nicht hindert, daß sie ihnen nicht überflüßige Früchte bringen sollte; wiewohl die Fischerey und Jagd zu ihrem Unterhalte hinlänglich seyn könnten. Ein Theil von dieser Provinz ist mit großen Wäldern bedecket, wovon einige kein anderes Wasser haben, als was man in den hohlen Bäumen findet. Dieß sind gleichsam so viele Behälter von einem sehr klaren und sehr gesunden Wasser. Die Hitze sollte natürlicher Weise daselbst übermäßig seyn; und das um so viel mehr, weil die Mischung der Luft daselbst viel Warmes und Trocknes an sich hat. Der Südwind aber, welcher ordentlich alle Tage daselbst wehet, breitet viele Kühle aus. In den mittäglichen Theilen ist die Kälte zuweilen hart und stechend.

Andere Flüsse, und ihre Eigenschaften.

Ueberschwemmungen, u. deren Wirkung.

Man verweist die Beobachtungen des P. Lozano von den Thieren und Pflanzen in Chaco zu der Naturgeschichte des mittäglichen America, und will sich hier nur bey der merkwürdigen Abschilderung aufhalten, die er von seinen Einwohnern machet. Wenn man nach der Anzahl der Völkerschaften, deren Namen er angiebt, davon urtheilen wollte: so sollte man sich einbilden, die Welt habe keine stärker bevölkerte Gegend; und der Geschichtschreiber von Paraguay versichert, es sey in der That mehr bevölkert, als irgend eines von de-

Gebräuche, und Charakter der Einwohner.

x) Man sehe in dem XV Bande, auf der 592 S.

y) Man findet ihre Beschreibung in einem Briefe des P. Cattaneo, eines Jesuiten, welcher hinter des Muratori Schrift: Il Christianismo felice nelle Missioni del Paraguay gedruckt ist.

Beschreib. von Chaco.

denen Ländern, die es umgeben; wiewohl es doch nicht so stark bewohnet ist, als man wegen der angenehmen Himmelsluft und der Fruchtbarkeit des Bodens wohl glauben sollte. Eine jede von diesen Völkerschaften hat nicht mehr, als drey oder vier Flecken inne; es sey nun, daß die Leichtigkeit, daselbst ohne Arbeit zu leben, die Menschen viel lasterhafter, und folglich viel schwächer machet, oder, daß auch die Zänkereyen und Kriege, welche aus der Trunkenheit entstehen, mehr Menschen hinrichten, als ihrer können gebohren werden, so sieht man ihre Anzahl merklich abnehmen. Ueber dieses weis man aus einer ziemlich neuen Sage, daß die ziemlich häufigen epidemischen Krankheiten in den benachbarten Gegenden, vornehmlich in Tucuman, eine Menge Einwohner hinaus getrieben, um sich nach Chaco zu flüchten, wohin sie die Seuche mitgebracht haben. Diese Wanderungen, wozu man noch der Peruaner ihre und die verschiedenen Niederlassungen so vieler herumschweifenden Völker rechnen kann, haben nicht ohne Verlust und ohne tausenderley der Fortpflanzung schädliche Hindernisse geschehen können. Nichts giebt die Vermischung der Völker, welche Chaco bewohnen, besser zu erkennen, als der Unterschied ihrer Gestalt, ihrer Gemüthsart, und ihrer Gebräuche.

Zwo höchstsonderbare Völkerschaften.

Der P. Lozano bemerket darunter zwey so sonderbare Völker, daß, da das Zeugniß eines Missionars nicht verdächtig seyn kann, dasjenige, was er davon erzählet, allein vermögend ist, den Ohnköpfen des Raleighs und Keymis eine Wahrscheinlichkeit zu geben z). Er giebt den erstern den Namen Culluer oder Cullugaer, in der peruanischen Sprache Suripchaquiner, welches Straußfüße heißt. Man nennet sie so, weil sie keine Waden an den Beinen haben, und weil ihre Füße bis auf die Fersen den Straußfüßen gleichen. Sie sind fast von einer Riesengestalt. Ein Pferd kann ihnen nicht entlaufen. Ihre Tapferkeit ist fürchterlich; und sie haben ohne andere Waffen, als die Lanze, die Palomoer, eine sehr zahlreiche Völkerschaft, ausgerottet. Die zweyte hat nichts ungeheures, als die Größe, welche der Cullugaer ihre noch übertrifft. Sie wird nicht genannt: ein Missionarius aber, welcher nachher mit der Märtyrerkrone beehret worden, versicherte, als er einen Haufen von diesen Indianern angetroffen, so wäre er erstaunt, daß er sie so groß gefunden, daß, wenn er seinen Arm aufgehoben, er noch nicht bis an ihren Kopf habe reichen können. „Er hatte nicht weniger die Zärtlichkeit und den Reichthum ihrer Sprache, die Schönheit ihrer Gemüthsart, ihre Höflichkeit, die Lebhaftigkeit „und Scharfsinnigkeit ihres Geistes bewundert: kurz, er bedauerte es, daß man einer Völkerschaft nicht besser begegnete, die wegen ihrer Tapferkeit, ihrer Höflichkeit, ihrer guten „Aufführung, und ihrer Bescheidenheit so hochachtungswürdig war, und daß man, „angefangen hatte, ihnen eine Lust zu den Lehren des Christenthumes beyzubringen, ehe man „ihnen ein Joch auflegete, welches man ihnen von Tage zu Tage schwerer machete a).

Fürchterliches Ansehen der Indianer in Chaco.

Ueberhaupt sind die Indianer in Chaco von einer vortheilhaften Gestalt. Sie haben ganz andere Gesichtszüge, als die meisten Menschen gemeiniglich haben; und die Farben, womit sie sich malen, geben ihnen vollends ein schreckliches Ansehen. Ein spanischer Hauptmann, welcher mit Ehren in Europa gedienet hatte, wurde beordert, wider eine Völkerschaft aus Chaco zu marschiren, die nicht weit von Santa Fe war: er wurde aber durch den bloßen Anblick dieser Barbaren so beunruhiget, daß er in Ohnmacht fiel.

z) Man sehe unten ihre Berichte. Der P. Lozano saget nicht, daß er diese beyden Völker gesehen habe: er versichert aber, daß er alle Beweise gehabt, die man von der Wahrheit einer Sache verlangen kann.

meisten gehen nackend, und haben ganz und gar nichts weiter am Leibe, als einen Gürtel von Rinde, woran Vogelfedern von verschiedener Farbe hängen. An ihren Festen aber tragen sie eine Mütze von eben dergleichen Federn auf dem Kopfe. Im Winter bedecken sie sich mit einer Kappe von ziemlich gut zubereiteten Fellen, die mit verschiedenen Figuren gezieret sind. Bey einigen Völkerschaften gehen die Weiber eben so wohl nackend, als die Männer. Ihre gemeinsten Laster sind die Wildheit, die Unbeständigkeit, die Treulosigkeit und die Trunkenheit. Sie haben alle zusammen Lebhaftigkeit, aber nicht die geringste Fähigkeit des Geistes, etwas leicht zu begreifen, was nicht in die Sinne fällt. Man weis nicht, daß sie eine Art von Regierungsform haben. Ein jeder Flecken hat gleichwohl seine Caciquen. Allein, diese Oberhäupter haben keine andere Gewalt, als die sie durch ihre persönlichen Eigenschaften erlangen können. Viele von diesen Völkern schweifen herum, und haben alle ihr Hausgeräth bey sich, welches eine Matte, ein Hamack, und eine Calebasse ist. Die Gebäude derjenigen, die in Flecken leben, verdienen kaum den Namen der Cabanen. Es sind elende Hüttchen von Baumzweigen mit Strohe oder Grase bedecket. Indessen gehen doch einige an Tucuman gränzende Völkerschaften bekleidet, und haben bessere Wohnungen.

Beschreib. von Chaco.

Herumschweifende Völker.

Fast alle diese Indianer sind Menschenfresser, und haben keine andere Beschäfftigung, als den Krieg und das Plündern. Sie haben sich bey den Spaniern wegen ihrer grimmigen Blutbegierde in dem Gefechte, und noch mehr wegen ihrer Ränke, deren sie sich bedienen, sie zu überfallen, sehr furchtbar gemacht. Wenn sie sich vorgenommen haben, einen Wohnplatz auszuplündern: so ist nichts in der Welt, was sie nicht versuchen, diejenigen durch Vertrauen einzuschläfern oder zu entfernen, welche ihn vertheidigen können. Sie suchen ein ganzes Jahr lang den Augenblick, sie zu überfallen, ohne sich in Gefahr zu begeben. Sie haben unaufhörliche Kundschafter im Felde, welche nur bey Nacht gehen, auf den Ellbogen kriechen, wenn es seyn muß, und solche daher stets voller Schwielen haben. Dieses hat gemacht, daß einige Spanier geglaubet haben, sie nähmen die Gestalt eines Thieres an, um dasjenige zu beobachten, was bey ihren Feinden vorgienge. Wenn sie selbst überfallen werden: so machet die Verzweifelung sie so grimmig, daß man keinen Spanier findet, der mit gleichen Waffen wider sie streiten wollte. Man hat Weibespersonen gesehen, die ihr Leben den am besten bewaffneten Soldaten sehr theuer verkaufet haben.

Kriegesränke der Völker in Chaco.

Ihre Waffen sind von der andern Indianer ihren nicht unterschieden. Es ist ein Bogen, ein Pfeil, der Macana, nebst einer Art Lanze von einem sehr harten und wohlgearbeiteten Holze, die sie mit vieler Geschicklichkeit und Stärke führen, ob sie gleich sehr schwer ist. Denn ihre Länge ist funfzehn Spannen, und die Dicke nach Verhältniß. Ihre Spitze ist von Hirschhorne mit einem krummen Hacken, welcher verhindert, daß sie nicht aus der Wunde herausgehen kann, ohne solche zu vergrößern. Ein Strick, woran sie gebunden ist, dienet, solche nach dem Stoße wieder zurück zu ziehen. Das einzige Mittel also, wenn man verwundet ist, ist, daß man sich fangen läßt, oder sich den Augenblick aufreißt, um sich loszumachen. Wenn diese Unmenschen einen Gefangenen machen: so sägen sie ihm den Hals mit einem Fischkinnbacken ab. Darauf ziehen sie ihm die

Ihre Waffen.

Haut

a) Der P. Caspar Osorio, der 1638 von den Chiriguanern ermordet worden.

b) Histoire du Paraguay, Liv. III. p. 155.

Beschreib. von Chaco.

Haut von dem Kopfe, die sie als ein Denkmaal ihres Sieges aufheben, und womit bey ihren Festen prangen.

Sie reiten vortrefflich.

Sie sind gute Reiter, und es hat die Spanier oft gereuet, daß sie alle diese des festen Landes mit Pferden besetzet haben. Man erzählet, sie hielten solche im auf, und sie schwängen sich ohne Unterschied von den Seiten, oder von hinten über das hinauf, ohne einen andern Vortheil, als daß sie sich auf ihre Wurfspieße stützeten. bedienen sich keiner Steigbügel; sie lenken ihre Pferde nur mit einem bloßen Halfter, treiben sie so muthig an, daß der am besten berittene Spanier ihnen nicht folgen Weil sie fast allezeit nackend sind: so haben sie eine überaus harte Haut. Der P. sah den Kopf von einem **Mocovi**, dessen Haut über den Hirnschädel einen Finger dick war.

Ihre Weiber.

Die Weibespersonen in Chaco zerstechen sich das Gesicht, die Brust und die wie die Mohrinnen in Africa. Die Mütter zerstechen ihre Töchter auf diese Art, so sie gebohren worden; und bey einigen Völkerschaften reißen sie allen ihren Kindern, der Stirne an bis auf die Scheitel des Kopfes, sechs Fingerbreit die Haare aus. Weibespersonen in Chaco sind handfest. Sie kommen leicht nieder. So bald sie bunden sind, baden sie sich, und waschen ihre Kinder in dem nächsten Flusse. Männer begegnen ihnen hart, vielleicht, muthmaßet der Geschichtschreiber, weil sie süchtig sind. Er setzet hinzu, sie hätten ihrer Seits keine zärtliche Liebe zu ihren Kindern.

Ihre Begräbnisse.

In Chaco ist es der Gebrauch, daß man die Todten an eben dem Orte begräbt, sie gestorben sind. Man stecket einen Pfeil auf das Grab, und hängt den Hirnschädel eines Feindes daran, vornehmlich eines Spaniers. Darauf verläßt man den Ort, vermeidet so gar, dahin zu gehen, so lange bis der Todte ganz vergessen ist.

Chiriguaner und ihr Ursprung.

Der Geschichtschreiber beobachtet, daß die größte Hinderniß nicht allein bey der oberung, sondern auch bey der Bekehrung des Landes Chaco, bis hieher von den Chiriguanern hergekommen ist. Die Meynungen, saget er, sind wegen des Ursprunges dieser kerschaft sehr getheilet. **Techo** *c)* und **Fernandez** *d)* haben auf guten Glauben eines nuscriptes von **Ruy Diaz von Gusman** geglaubet, sie kämen von denen Indianern welche den Alexis Garcia bey seiner Zurückkunft aus Peru umgebracht, und aus Furcht möchten die Portugiesen aus Brasilien seinen Tod zu rächen denken, sich in die chirigische Cordilliera geflüchtet hätten. Fernandez setzet hinzu, es wären damals nicht viertausend gewesen. **Garcilasso de la Vega** aber, dessen Zeugniß vorgehen muß, zählet: es hätte der Ynca Yupanqui, zehnter Kaiser in Peru, unternommen, sich Chiriguaner zu unterwerfen, welche schon in diesen Gebirgen wohneten, wo sie sich durch re Tapferkeit und Grausamkeit auf gleiche Art fürchterlich macheten. Er setzet hinzu, Zug des Ynca sey ohne Frucht gewesen. Man weis über dieses, daß sie keine andere che haben, als der **Guaranier** ihre. Dieses scheint, einen zu nöthigen, daß man eine Colonie von dieser Völkerschaft halten muß, welche ihrer viele in Paraguay so wohl Brasilien gestiftet hat, wo ihre Sprache geredet, oder wenigstens überall verstanden

Sie sind unversöhnl. Feinde der Spanier.

Es scheint aber, daß die Spanier keine unversöhnlichere Feinde haben, als die Chiriguaner, welche an vielen Orten der Landschaften Santa Cruz de la Sierra, Charcas und

c) Historia Paraquariensis Lib. II.
d) Relacion historical de los Chiquitos.

co ausgebreitet sind. Ob sie gleich in diesen letzten Zeiten in dieser Völkerschaft Bundesgenossen gehabt haben, welche ihnen sehr wohl gedienet: so können sie sich doch auf sie nicht weiter verlassen, als sie solche durch die Furcht lenken können; und das Unternehmen ist nicht leicht. Man kennet in diesem Lande keine stolzere, keine härtere, keine unbeständigere und keine treulosere Völkerschaft. Alle Macht in Tucuman hat sie nicht zu Paaren treiben können. Sie haben ungestrafet eine Menge Verheerungen in diesem Lande angerichtet; und der unglückliche Erfolg eines Zuges, welcher im 1572sten Jahre durch den Unterkönig in Peru, Don Franz von Toledo, versuchet wurde, sie zu unterwerfen, hat ihren Uebermuth nur vermehret.

Beschreib. von Chaco.

Man belehret uns, die Chiriguaner hätten ordentlicher Weise nur eine Frau. Oftmals aber suchen sie sich unter denen Gefangenen, die sie im Kriege machen, die jüngsten Mägdchen aus, um sie zu ihren Beyschläferinnen zu machen. Dieses Verfahren beweist ihre Barbarey nicht klärlich. Das Sonderbareste an ihnen ist, setzet eben der Geschichtschreiber hinzu, daß sie von einem Tage zum andern nicht mehr einerley Menschen sind. Heute sind sie ganz vernünftig, und lassen gut mit sich umgehen; morgen sind sie ärger, als die Tiger in ihren Wäldern. Man erhält alles von ihnen, wenn man sie so nimmt, daß sie ihren Nutzen dabey sehen. Wenn sie nichts zu hoffen haben: so ist jeder Mensch ihr Feind. Kurz, das lüderliche Leben und das Vollsaufen werden in ihrer Nation bis zur Ausschweifung getrieben.

Ihre Gebräuche.

Wenn man dem rothen Flusse, oder Rio Vermejo, nach Westen folget: so findet man viele friedfertige Völkerschaften, die niemals angreifen, die sich aber zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung vereinigen, wenn sie angegriffen werden. Der Geschichtschreiber, an welchen man sich hier hält, saget nach einem spanischen Schriftsteller *e*), diese Völker wären zur Zeit der Entdeckung getaufet worden: da ihnen aber ihre neuen Herren übel begegnet, so hätten sie die Partey ergriffen, sich zu entfernen; sie hätten noch einige Gewohnheiten des Christenthumes beybehalten, vornehmlich das Gebeth, wozu ihre Caciquen sie versammeln. Sie bauen das Feld, und ernähren sich vom Viehe. Im 1710ten Jahre machete Don Estevan d'Urizar, Statthalter in Tucuman, einen Vertrag mit ihnen, wovon sie noch das Original, als einen Schutzbrief wider die Unternehmungen der Spanier gegen ihre Freyheit, aufbewahren. Sie sind sonst von einem guten Naturelle, und die Fremden werden mit vieler Leutseligkeit von ihnen aufgenommen.

Alte christliche Völkerschaften.

Don Hurtado von Mendoza, Marquis von Canjete und Unterkönig zu Peru, war der erste, welcher den Vorsatz fassete, der Krone Spanien den Besitz von Chaco zu versichern. Er schickete im 1556sten Jahre den Hauptmann **Manso** dahin, welcher ohne Hinderniß bis zu den großen Ebenen vorrückete, die man zwischen dem Pilco Mayo und Rio grande antrifft. Dieser Befehlshaber hatte unternommen, daselbst eine Stadt zu bauen, als er mitten unter der Arbeit und in der größten Sicherheit von den Chiriguanern mit allen seinen Soldaten niedergemacht wurde. Der Name **Manso** ist denen Ebenen geblieben, die sein Unglück berühmt gemacht hat *f*).

Mansoesebnen.

Die Stadt **Santa Fe**, welche im 1573sten Jahre von Johann von Garay, zehn Seemeilen oberhalb der Zusammenfügung des Rio Salado mit dem Rio de la Plata, gestiftet

Stadt Santa Fe.

e) XARQVE Liv. III. ch. 28.

f) Man nennet sie Llanos de Manso.

Beschreib. von Chaco.

tet worden, wurde anfänglich als eine Stadt von Chaco angesehen; weil sie an dem ... lichen Ufer dieses Flusses gebauet war, bis dahin viele diese Provinz erstrecken. Da aber seitdem ihre Lage geändert: so ist sie heutiges Tages viel zu weit von denen Grän... entfernet, welche man der Provinz Chaco giebt. Man hatte eine andere Stadt unter ... Namen Conception an dem Ufer des rothen Flusses gebauet, oder vielmehr an ei... Moraste, welchen dieser Fluß dreyßig Seemeilen weit von seiner Mündung in dem Ri... la Plata machet. Sie erhielt sich aber kaum sechzig Jahre lang; und man sieht nicht ... mal mehr die Ueberbleibsel davon. Nichts, beobachtet der Geschichtschreiber, bezeichn... Schwäche der Spanier in Paraguay besser, als daß sie einen Sitz nicht haben erhalten ... nen, welcher ihnen eine so schöne Thüre eröffnete, in Chaco zu dringen. Kurz, e... sehr schwer geworden, den Ort wieder zu finden, wo die Stadt Guadalcazar gelegen ... welche sie ebenfalls zu verlassen gezwungen worden. Man vernimmt von dem P. Lo... daß unter der Zeit, da sie solche auf Befehl des Don Martin von Ledesma bauete... nicht bis zu den Chicas Orejonen, noch bis zu den Churumacaern haben dringen kö... welche sich gegen Westen in den Thälern, die unten an der Cordilliera sind, und so ... bey ihm niedergelassen, daß er den Rauch von ihren Dörfern sah, wovon sein Lager ... zehn oder zwölf Seemeilen entfernet war. Der Führer, welchen Ledesma nahm, um ... mit seinen Truppen dahin führen zu lassen, führete sie allezeit irre. Eines Tages, d... ihn seiner Untreue überzeugeten, und ihm solche verwiesen, gestund er ihnen, daß es ... sein Leben kosten würde. „Warum wollen denn aber diese Leute nicht, fragete man ... „daß man zu ihnen kommen solle? Weil sie befürchten, antwortete er ihnen, daß, w... „ihr einmal den Weg dahin wüßtet, ihr sie alle umbringen möchtet, wie es eure Vo... „ren mit dem Ynca gemacht, um sich seines Reiches und seines Reichthumes zu bem... „tigen„. Der Führer, setzete hinzu, die Chicas Orejonen wären diejenigen, deren ... die Yncae bedienet hätten, ihre Bergwerke zu bauen: nach dem kläglichen Tode des ... hualipa aber wären sie zu den Churumacaern geflüchtet, welche sie wohl aufgenom... hätten. Diese Chicas stammen, nach des P. Lozano Berichte, von den edlen Orejon... Peru her, denen die Yncae ihre Eroberungen zu danken haben, und sind vermuthlic... der Anzahl dererjenigen, welchen Raleigh und Keymis die Stiftung eines neuen Re... in Guiana zuschreiben *g*).

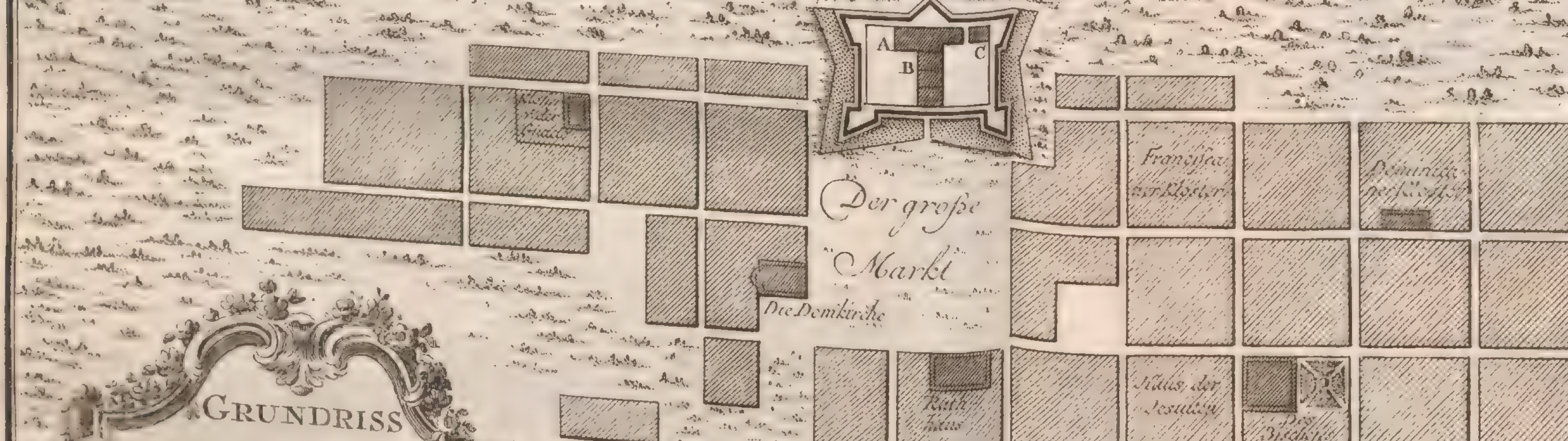
Schwäche der Spanier in Paraguay.

Völkerschaften, die sie nicht können kennen lernen.

Weißagung des heil. Franciscus Solano.

Es sey nun aber Schwäche beym Angriffe, oder außerordentliche Stärke bey ... Widerstande, so ist es doch gewiß, daß die Spanier die Schranken noch nicht haben d... brechen können, welche die Eroberung von Chaco sehr schwer machen. Sie verlassen ... saget der Geschichtschreiber, auf eine Prophezeyung des heil. Franciscus von Solano, ... von ihrem Vorgeben nach, ein großer Theil schon in die Erfüllung gegangen. „Es ... „eine beständige Sage unter ihnen, schreibt er *h*), dieser heil. Missionarius habe die ... „heerung der Stadt Esteco, die Entdeckung vieler neuen Bergwerke, die Anlegung e... „neuen Stadt zwischen Salta und St. Michel und die Bekehrung der Provinz C... „prophezeyet. Nun besteht Esteco nicht mehr, und man hat Bergwerke zwischen S... „und Jujuy gefunden: die beyden andern Theile der Prophezeyung aber sind noch in ... „Geheimnissen der Vorsehung.

g) Man sehe unten ihre Berichte.
h) Histoire du Paraguay Liv. III. p. 163.


N.º 2.
FLUSS LA PLATA
Das Fort
A
B
C
Der große Markt
Die Domkirche
Haus der Jesuiten
Rath haus
St. Johanns-kirche außer der Stadt
GRUNDRISS
VON DER STADT
BUENOS-AYRES
A. Wohnung des Statthalters.
B. Haupt-wache.
C. Die Capelle.
Maass-stab von hundert Toisen.
25
50
100

Be
von

Se
Sp
Pa

T
ten,
kön
lern

B
des
eisc

Der V Abschnitt.

Wiederherstellung und Beschreibung der Stadt Buenos Ayres.

Beschreib. von Buenos Ayres.

Ortiz von Zarate ist ihr Wiederhersteller. Zustand dieser Stadt. Abneigung der Spanier und freyen Indianer vor der Arbeit. Vortheile von Buenos Ayres. Erster Eintritt der Jesuiten in dieß Land. Meynung von ihnen. Außerordentliche Ankunft einiger Missionarien. Ihr Fortgang. Entwurf zu einer christlichen Republik. Ausführung desselben.

Spanien zauderte auch sehr lange, bevor es sich einen Hafen in dem Rio de la Plata verschaffete. Die Stadt Buenos Ayres blieb über vierzig Jahre öde; und die Eroberungsbegierde oder vielmehr die Gierigkeit nach Golde, welche die Spanier tief in das Land hinein zog, schien sie vergessen zu lassen, daß sie eine Zuflucht und einen sichern Ort für die Schiffe nöthig hatten, von welchen sie ihre Truppen und ihren Kriegesvorrath erhielten. Häufige Schiffbrüche macheten endlich, daß sie die Augen aufthaten. Es kam Befehl, den im 1539sten Jahre verlassenen Hafen, und die dabey angelegete Stadt wieder herzustellen. Dieses Unternehmen war seit den neuen Niederlassungen, die man in den innern Provinzen errichtet hatte, viel leichter geworden, weil man daraus Beystand von Leuten hohlen konnte, um die Wilden im Zaume zu halten. Im 1580sten Jahre also, ließ Don Juan Ortiz von Zarate, damaliger Statthalter zu Paraguay, nachdem er anfänglich diejenigen unterworfen, die sich seinem Vorhaben widersetzen konnten, die Stadt an eben dem Orte wieder aufbauen, wo Don Pedro Mendoza sie angeleget hatte, und veränderte ihren ersten Namen **Unsere liebe Frau**, in den Namen der **heil. Dreyeinigkeit von Buenos Ayres**.

Ortiz von Zarate ist ihr Wiederhersteller.

Indessen blieb sie doch noch lange Zeit in einem Zustande, welcher der Provinz, wozu sie gleichsam die Stufe und der Schlüssel ist, keine Ehre machete. Sie bestund anfänglich aus verschiedenen Viertheln, zwischen welchen man Baumgärten und Ebenen gelassen hatte. Die Häuser, welche meistens von Erde gebauet waren, hatten nur ein Stockwerk. Es waren lange Vierecke, die nur ein Fenster hatten; und viele erhielten so gar das Licht nur durch die Thüre. Es sind noch nicht über dreyßig oder vierzig Jahre, da hatte sie diese alte Gestalt noch. Ein Jesuitenbruder aber, den man hatte kommen lassen, um die Collegienkirche zu bauen, lehrete die Einwohner Mauersteine, Ziegel und Kalch machen. Seit dem sind die Häuser von Steinen und Ziegeln und viele mit doppeltem Stockwerke gebauet worden. Zween andere Brüder von eben dem Orden, der eine ein Baumeister, und der andere ein Maurer, beyde Italiener, baueten, nachdem sie mit der Collegienkirche fertig waren, die Kirche der Väter von der Gnade, die Franciscanerkirche, und das Portal der Hauptkirche, lauter Gebäude, saget man, die sich in den besten spanischen Städten könnten sehen lassen. Man hatte auch diese beyden Meister angenommen, ein Rathhaus zu bauen. Da aber das Werk nach einem gar zu prächtigen Grundrisse angefangen war: so fehlete es im 1730sten Jahre am Gelde, und der Bau blieb ausgesetzet. Indessen hatte die Stadt doch schon auf eine sehr vortheilhafte Art ihre Gestalt geändert. Man zählete bereits sechzehntausend Seelen darinnen, wovon zwar fast drey Viertheil Negern, Mestizen, und Mulatten waren.

Zustand dieser Stadt.

Die ersten, deren Anzahl der andern ihre weit übertrifft, machen, daß die Spanier leben können, welche sich durch die Arbeit zu verunehren glauben würden. Diejenigen selbst,

Abneigung der Spanier und

Beschreib. von Buenos Ayres.

selbst, welche erst neulich aus Spanien gekommen, bestreben sich, ein edelmännisches An-
sehen anzunehmen und setzen auf ihre Kleider alles, was sie mitgebracht haben. Es fin-
det sich nicht ein einziger, der sich zum Dienste eines andern will gebrauchen lassen; und
man hat eben so viele Mühe, die freyen Indianer zur Arbeit zu bringen, welche über die-
ses die Freyheit haben, in die Stadt zu kommen, und sich auf den benachbarten Feldern
niederzulassen. Diese Abneigung vor der Arbeit kömmt daher, daß sie bey der ersten Errichtung
der **Commanden** übermäßig dazu gezwungen worden. Diesen Namen **Commanden**
hat man hier, wie in den andern spanischen Eroberungen, gewissen Eintheilungen der Län-
der gegeben, welche zum Besten der Eroberer gemacht worden, und in welchen die In-
dianer, die darinnen begriffen waren, zu Frondiensten unterworfen wurden. Man fi-
in den Gegenden um Buenos Ayres herum noch einige Flecken, welche dieses Joch tra-
und deren Einwohner ihre Pfarrkirche an dem äußersten Ende der Stadt haben, wel-
keine andere Kirche für die Spanier hat, als die Hauptkirche. Sie wurde im 1620st
Jahre zu einem bischöflichen Sitze erhoben *i*).

freyen Indianer vor der Arbeit.

Vortheile von Buenos Ayres.

Die Stadt **Buenos Ayres** ist ziemlich groß *k*). Ein Bach sondert sie von der
stung ab, worinnen der Statthalter wohnet. Sie hat sonst wegen ihrer Lage, und
gen der guten Luft, die man daselbst einathmet, alles, was eine Pflanzstadt blühend m-
chen kann. Die Aussicht eines Drittels von dem Bezirke erstrecket sich über weite Ge-
welche stets mit einem schönen Grüne bedecket sind. Der Fluß machet die beyden and-
Drittel seines Bezirkes, und scheint gegen Norden wie ein weites Meer, welches keine
dere Gränzen hat, als den Horizont. Der Winter fängt in diesem Lande in unserm Br-
monate, der Frühling in unserm Herbstmonate, der Sommer im Christmonate, und
Herbst im Märzmonate an; und diese vier Jahreszeiten sind daselbst sehr ordentlich.
Winter sind die Regen daselbst sehr stark, und stets mit so erschrecklichen Donnern
Blitzen begleitet, daß die Gewohnheit das Schrecken vor demselben nicht vermindert.
Sommer über wird die Hitze durch kleine Kühlungen gemäßiget, die ordentlicher W-
zwischen acht und neun Uhr des Morgens entstehen.

Die Fruchtbarkeit des Erdreiches um die Stadt stimmet mit der vortrefflichen
überein, und die Natur hat nichts gesparet, um einen angenehmen Aufenthalt daraus
machen. Das Holz daselbst ist selten; weil man sich noch nicht hat einfallen lassen, Bä-

i) Assuncion hat diese Ehre seit 1547.

k) Man hat seit einigen Jahren neue Wohnungen dazu gebauet. Man sehe weiter unten einige Erläuterungen von dem berühmten Flecken St. Sacrament, welcher dabey liegt, und von dem Gerüchte, welches man zum Nachtheile der Jesuiten ausgebreitet hat.

l) Diese Beschreibung, als die neueste, die ich kenne, ist aus den schon angeführten Briefen des P. **Cataneo** genommen.

m) Histoire du Paraguay Liv. IV. p. 172.

n) Ob es gleich nicht mit zu diesem Werke gehöret: so kann ich dennoch ihren ersten Vorfall davon absondern, welcher eine Reisebegebenheit, und so sonderbar ist, daß ich nicht das Herz haben würde, sie auf weniger ehrwürdige Zeugnisse mitzutheilen. Es waren ihrer fünfe von Brasilien abgereiset, nämlich der P. Arminio, Superior des Haufens und die Väter Johann Salonio, Thomas Filds, Stephan von Grao, und Emanuel Ortega. Sie thaten diese Reise zur
„Als sie in die Einfahrt der Bay von Rio de la
„Plata gekommen waren, so hielten sie sich au-
„aller Gefahr zu seyn, als ihr Fahrzeug von ei-
„englischen Schiffe angegriffen wurde, welches
„desselben leicht bemeisterte. Der Hauptmann
„rüstete sich bey dem Anblicke fünf Jesuiten auf
„ne unanständige Art wider sie; und nachdem
„sie mit Schimpfworten beleget, so setzete er sie
„eine wüste Insel aus und war entschlossen,
„dasel-

me daselbst zu pflanzen. Man findet aber ihrer viele in denen Inseln, wovon der Fluß voll ist. Der einzige fruchttragende Baum, den man um Buenos Ayres herum findet, ist der Pfirsichbaum, dessen Früchte daselbst vortrefflich sind. Er ist über dieses so gemein, daß man Zweige davon zu verschiedenem Gebrauche abschneidet. Der Weinstock kömmt daselbst nicht fort, weil man noch kein Mittel hat ausfündig machen können, ihn vor einer Art von Ameisen zu verwahren, die ihn bis auf die Wurzel abfressen, so bald er anfängt, zu treiben l). Was das Land sonst hervorbringt, wird zur Naturgeschichte verwiesen.

Beschreib. von Buenos Ayres.

Das Jahr der Wiederherstellung von Buenos Ayres wurde noch auf eine andere Art, durch die erste Zulassung der Jesuiten in diesem Lande verherrlichet, wo sie nicht allein an der Bekehrung der Ungläubigen arbeiten, sondern auch den alten Christen die geistliche Hülfe leisten sollten, welche ihnen fehlete. Die ersten Missionarien, welche Spanien dahin geschickt hatte, waren einige Religiosen des heil. Franciscus, welche nur noch lauter Hindernisse bey ihrem Eifer gefunden hatten. Man hat bereits den P. **Franciscus von Solano** genannt, welcher aus Peru dahin gekommen war, und dessen Tugenden die Ehre der Heiligsprechung verdienet haben. Allein, dieser apostolischen Männer war eine so kleine Zahl, daß die Christen des Landes bey dem Rathe von Indien nicht aufhöreten zu bitten, daß sie doch Diener der Religion bekommen möchten.

Erster Eintritt der Jesuiten in dieses Land.

„Man fing damals an, die Jesuiten in America kennen zu lernen. Sie waren so „gar seit dreyßig Jahren in Brasilien, welches der P. Anchieta mit dem Geruche seiner „Heiligkeit und dem Glanze seiner Wunder erfüllete. Seit kurzem hatten sie sich in Peru „niedergelassen. Sie hatten bereits in diesen beyden Königreichen eine unendliche Anzahl „Bekehrte gemacht, und man sagete überall öffentlich, es hätte dieser neue Orden, dessen Stif„ter zu der Zeit gebohren worden, da Christoph Columbus anfing, die neue Welt zu ent„decken, eine besondere eigentliche Sendung und Gnade vom Himmel erhalten, das Reich „Jesu Christi daselbst aufzurichten m)„. Man sah aus dem Lande der Charcaer zuerst zween Jesuiten nach Tucuman kommen, die bereits in den Arbeiten ihres Amtes geübet waren, und dem Christenthume einen wundersamen Fortgang in dieser Provinz verschaffeten.

Meynung die man von ihnen hat.

Darauf kamen drey andere Missionarien von eben dem Orden aus Brasilien nach Buenos Ayres, und bald darauf erhielt Paraguay eine noch viel größere Anzahl. Die Erzählung von ihren Reisen und evangelischen Verrichtungen n) machet das Hauptwerk der neuen

Außerordentliche Ankunft einiger Missionarien.

„daselbst verhungern zu lassen. Er änderte darauf „seine Gedanken und ließ sie wieder an Bord kom„men, wobey er sagete, er wollte sie an die große „Rhaa hängen lassen. Sie fanden bey ihrer An„kunft, daß man ihr ganzes Geräthe geplündert hat„te, und sie hatten sich dessen schon versehen. Ei„nen Augenblick darnach erblicketen sie einen Eng„länder, welcher die Agnus Dei auf das Verdeck „warf, dabey wider den Pabst fluchete, und sie „mit Füßen treten wollte. Der P. Ortega konnte „diese Gottlosigkeit nicht ertragen. Er lief auf den „Ketzer zu; und da er durch seine Vorstellungen „nichts von ihm erhalten konnte, so nahm er ihn „bey dem Beine, um solches wegzuziehen. Indem „sich dieser Unglückselige sträubete: so stieß er mit „dem Kopfe wider ein Stück Holz und verwun„dete sich leicht. Indessen gerieth das Schiffsvolk „bey Erblickung des Blutes, welches aus seiner „Wunde floß, in Wuth und warf in dem ersten „Zorne den Jesuiten ins Meer. Weil dieser Pa„ter sehr gut schwimmen konnte: so erreichete er „leichtlich das Schiff wieder, und die Engländer „halfen ihm herauf, damit sie ihm, wie sie sageten, „einen grausameren Tod anthun könnten. Unter„dessen daß sie sich darüber berathschlageten, fing „der Heiligthumsschänder, den sie rächen wollten, „an zu schreyen; er empfände sehr heftige Schmer„zen an dem Fuße, womit er auf die Agnus Dei „getreten. Man erblickete auch in der That ein „Geschwür daran, und der kalte Brand war schon „dazu

Beschreib. von Buenos Ayres.

neuen Geschichte von Paraguay, und ohne Zweifel ein sehr erbauliches Stück der Kirch geschichte aus. Man sah im 1594sten Jahre ein Collegium zu Assuncion mit so vielem fer von Seiten der Einwohner aufführen, daß alle, so gar Frauenspersonen *o*), mit Ha an die Arbeit legen wollten. Die Missionarien, welche unter den Gegenständen ihres fers getheilet waren, gaben ein Beyspiel der höchsten Tugenden. Sie fanden Hinderr und oftmals mehr von Seiten der Spanier, als der Indianer: der Himmel aber viele Wunderwerke zu ihrem Besten, und der spanische Hof unterstützete sie durch sein Schutz.

Sie hatten unter ihren Arbeiten erkannt, daß die Bekehrungen durch zwo Haupt sachen aufgehalten würden. Die eine war, daß man das Christenthum der Landesge bohrenen durch die Art und Weise verhaßt machete, wie man denjenigen begegnete, d angenommen hatten; die andere war, daß alle Bemühungen der Missionarien, die bekehrten zu einem frommen Leben zu bewegen, durch das freche Leben der alten Chri unnütz gemacht wurden. Sie macheten daher einen Entwurf zu einer christlichen Repu welche die schönen Tage des aufgehenden Christenthumes in dieser Barbarey wieder he len könnte, indem sie die Strenge durch Abschaffung der Commanden und das Aerg des bösen Exempels durch die Entfernung der Spanier wegschaffete. Dieser Ent wurde Philippen dem III mit einer feyerlichen Verbindung überreichet, ihm alle Rech Oberherrschaft vorzubehalten. Er billigte ihn; er bestätigte ihn durch Verordnungen, alle seine Nachfolger haben ihn nach ihm bekräftiget. Einige Jesuiten hatten die Aus rung desselben schon in vier Reductionen *p*) versuchet, die sie zum Voraus gemacht ten, und deren glücklicher Erfolg sie aufgemuntert hatte. Man rechnet die Reduction retto an dem Flusse Paranapane, im 1610ten Jahre für die erste, und folglich für Ursprung aller andern. Diese Einrichtung kam mit dem Beystande des Himmels und Genehmhaltung des Hofes in wenigen Jahren zu derjenigen Vollkommenheit, die, an einem andern Orte vorgestellet hat *q*). Was hat sie indessen nicht in den ander hundert Jahren, die sie blühet, von dem Hasse und Neide ausgestanden? Diejenigen, welche wegen boshafter Vermuthungen noch ungewiß geblieben sind, finden endlich in neuen Geschichte von Paraguay, Erläuterungen wegen aller ihrer Zweifel; und die Nachrichten von Buenos Ayres haben noch weit unbilligere Beschuldigungen zernich welche niemals besser gegründet gewesen *r*).

Entwurf zu einer christl. Republik.

„dazu geschlagen. Man eilete, ihm das Bein ab„zunehmen: es war aber zu spät; der kalte Brand „war schon in das Blut getreten, und der Kranke „starb noch an eben dem Tage. Eine so sichtbare „Strafe Gottes setzete alle Engländer in Furcht. „Man sagete nicht mehr, daß man den Missionar „hinrichten wollte; und das Schiff machete sich zu„rechte, die magellanische Straße zu erreichen. Nach „Verlaufe einiger Tage, welche die Jesuiten zu„brachten, ohne daß man ihnen etwas zu essen gab, „ließ sie der Hauptmann in ein kleines Fahrzeug

„ohne Ruder, ohne Segel und ohne Lebens„steigen und sagete zu ihnen, sie könnten hin „wohin sie wollten. Da sie also der Willkühr „Fluthen überlassen waren: so sahen sie keine „scheinung, davon zu kommen, daß sie nicht e „der untergiengen oder verhungerten. Allein „waren unter dem Schutze desjenigen, der de „menten gebeut. Ihr Fahrzeug gieng, gle „durch eine unsichtbare Hand geführet, ohne „aufzuhalten, bis an den Hafen Buenos „hinauf.„ Der bloße historische Glauben

Der VI Abschnitt.

Erläuterung wegen des magellanischen Landes.

Magellanische Land.

Keine Küste gegen Süden von Buenos Ayres ist bewohnet. Zeugniß des P. Feuillee von dem Lande und der Republik der Cäsareer. Sie sind von den Spaniern gebildet.

Buenos Ayres muß nicht allein als die Gränze der spanischen Pflanzstädte an der Südseite, sondern auch aller menschlichen Wohnplätze an dieser Küste angesehen werden. Die ältesten Nachrichten zeigen daselbst nur Wüsten bis nach der magellanischen Straße. Selbst die Patagonen und andere herumschweifende Völkerschaften, welche die innern Länder jenseits Chily und Paraguay inne haben, nähern sich diesen unfruchtbaren Ufern nicht gern. Indessen kann man sich doch nicht enthalten, einige ungewisse Nachrichten zusammen zu tragen, woraus man zuweilen gemuthmaßet hat, es wären alle Theile davon nicht auf gleiche Art wüste; und woraus man sogar Hoffnung geschöpfet, Einwohner daselbst zu finden. Wir wollen mit dem Zeugnisse des P. Feuillee anfangen.

Keine Küste gegen Süden von Buenos Ayres ist bewohnet.

Er berichtet, wie man schon gethan hat, nach ältern Zeugnissen, es habe Kaiser Karl der V im 1539sten Jahre dem .... damaligen Bischofe zu Placentia erlaubet, vier Schiffe nach den moluckischen Eylanden durch die magellanische Straße zu schicken. Sie liefen auch den 20 sten Jenner des folgenden Jahres durch eine glückliche Schiffahrt in die Straße ein. Als sie ungefähr fünf und zwanzig Seemeilen weit darinnen fortgerücket waren: so warf ein Westwind drey davon an die Küste und scheiterte sie, jedoch aber mit solchem Glücke, daß ihr Schiffsvolk, worunter man einige Priester und achtzehn bis zwanzig Frauenspersonen zählete, sich noch retteten. Der Hauptmann des vierten Schiffes, welches auf der hohen See geblieben war, ohne von dem Sturme etwas gelitten zu haben, wurde durch das Heulen und Schreyen seiner Gefährten nicht gerühret. Die Furcht, es möchte ihm an Lebensmitteln gebrechen, und er sein Schiff zu sehr überladen, machete daß er diesen Haufen Unglückseliger verließ, und seine Fahrt bis an den Eingang in das Südmeer fortsetzete, von da er die Zeitung von ihrer Begebenheit nach Lima bringen wollte.

Zeugniß des Pater Feuillee von den Cäsareern.

„Man glaubet, saget der P. Feuillee, diejenigen, welche an der Straße geblieben, „seyn der Ursprung eines Volkes geworden, die Cäsareer genannt, welche ein Land im drey „und vierzig oder vier und vierzigsten Grade der Höhe des Südpoles mitten auf dem festen „Lande bewohnen, welches das Nordmeer von dem Südmeere absondert; welches Land un„gemein fruchtbar und sehr angenehm, und an der Westseite durch einen großen und schnel„len Fluß verschlossen wird. Diejenigen, welche die Ufer desselben besuchet, haben auf de-

Sie sind von Spaniern gebildet.

„ren

hierbey nicht zu. Man sehe aber Histoire du Paraguay Liv. IV. p. 175.

o) Ebendas. a. d. 137 S.

p) Dieser Namen hat in Peru angefangen. Man gab ihn allen denen christlichen Flecken, die von Ungläubigen gebildet und von Religiosen regieret wurden.

q) Im IX Bande dieser Samlung a. d. 481 u. f. S.

r) Man hatte fälschlich ausgebreitet, es hätte ein Jesuit den Titel eines Königes von Paraguay angenommen, und führete Krieg wider die Spanier. So viel ist wahr, daß sich die Indianer der Reductionen wider Willen ihrer geistlichen Führer, bey Gelegenheit des Fleckens St. Sacrament empöret haben, welchen sie nicht gern in den Händen der Portugiesen sehen wollten. Nachdem sie nun den vereinigten spanischen und portugiesischen Truppen eine Schlacht geliefert: so sind sie mit Verluste von tausend oder zwölfhundert Mann geschlagen worden. Dieser Streit aber hat sich durch glückliche Versöhnungen geendiget, welche die beyden Kronen den Jesuiten zu danken haben.

Magellanische Land.

„ren andern Seite Menschen gesehen, die von den eingebohrenen Völkern des Lande
„unterschieden gewesen, und weißes Leinenzeug zum Trocknen aufgehängt haben. Sie
„ben sogar Glocken läuten hören. Ich habe zu Chili vernommen, fährt dieser geistliche
„thematiker fort, daß es allen Fremden, die Spanier nicht ausgenommen, bey Lebens
„se verbothen ist, in das Land der Cäsareer zu gehen. Dieses hat man von einem
„dianer, ihrem Kundschafter, erfahren, welcher sich durch einen eifrigen Missionar
„gewinnen lassen, und ihm versprach, ihm den Uebergang über den Fluß zu erleich
„Er führete ihn auch wirklich an das andere Ufer und verbarg ihn in einem Gehölze mi
„nem Bedienten, nachdem er sich anheischig gemacht hatte, er wollte sie in der folge
„Nacht daselbst abhohlen, und sie in die Stadt führen. Er kam zu der bestimmten S
„de an. Allein, anstatt daß er sein Versprechen vollends hätte ausführen sollen, so b
„te er den Missionarius um, und würde auch den Bedienten nicht verschonet haben,
„fern er sich nicht durch eine glückliche Flucht entzogen hätte, die ihn nach Chili bra
„woselbst er das Unglück seines Herrn erzählete.„ Der P. Feuillee scheint von der W
heit dieser Geschichte überredet zu seyn *s*). Da die Noth, saget er, die Spanier vo
dreyen Schiffen gezwungen, die Trümmern davon nach ihrem Schiffbruche zu samm
so kann man glauben, daß sie in diesem weiten Lande eine Gegend gesuchet, die sie be
nen könnten, und in welcher sie heutiges Tages, nachdem sie sich darinnen vermehret h
eine sehr wohleingerichtete Republik bilden. Da diese Völker nichts zu wünschen ha
indem sie in ihrem Lande so viel finden, daß sie allen ihren Bedürfnissen abhelfen kön
so wollen sie ihre Ruhe erhalten, welche sie zu verlieren befürchten, wenn sie sich mi
dern Völkerschaften verbinden.

Diejenigen aber, welche in den Muthmaßungen des P. Feuillee Ungewißheit fi
und glauben möchten, sie müßten noch auf sichere Erläuterungen warten, werden sol
dem Berichte von einer Unternehmung finden, welche wegen ihres Gegenstandes, u
des Charakters derjenigen, die dazu gebrauchet worden, und wegen der Majestät des k
lichen Namens, unter dessen Schutze sie geschehen, gleich wichtig ist.

Der VII Abschnitt.

Quiroga. 1745.

Reise des P. Quiroga nach der Küste des magellanischen Landes.

Anstalten zu der Reise. Anschlag des spanischen Hofes. Hafen Desire. Insel Olivares. Hafen Santa Cruz. Bay und Hafen St. Julian. Seltsame Antreffung einiger Leichen. Marsch des P. Cardiels. Die Hoffnungen des Hofes schlagen fehl. Irrthum in Ansons Tagebuche, Schifferbeobachtungen in dem Hafen St. Ju lian. Generaltabelle der Küste von Buenos Ay res bis an die magellanische Meerenge. Die K ste des magellanischen Landes kann nicht bewo net werden. Zween kürzlich erkannte sonderba Umstände.

Anstalten zu der Reise.

Im 1745sten Jahre *t*) sah man zu Buenos Ayres eine spanische Fregatte, der heil
ton genannt, von hundert und funfzig Tonnen ankommen, die mit acht Stück
setzet war, und vom Don Joachim d'Olivarez, Regidor zu Cadiz, wo sie ausg
fen, geführet wurde. Philipp der V hatte die Piloten derselben unter den geschickteste

s) Journal des Observations &c. T. I. a. d. 295 und 296 S.

t) Man hat dieses Tagebuch dem P. Lozano zu danken, der es nach den Nachrichten der PP. Q roga und Cardiel in Ordnung gebracht, und a Licht gestellet hat.

Spanien ausgesuchet. Der erste war Don Diego Varila, ein Basquer; der zweyte Don Basilius Ramirez von Sevilla; und dieser Monarch wollte, es sollte der P. Joseph Quiroga, ein Jesuit, welcher sich vorher, ehe er der Welt entsaget hatte, den Ruhm eines sehr geschickten Seemannes erworben, die Reise mit thun.

Quiroga. 1745.

Die Fregatte war bestimmet, so nahe, als es möglich seyn würde, an der westlichen Küste des magellanischen Meeres von Buenos Ayres bis nach der magellanischen Straße hinzufahren; und dem P. Quiroga war aufgetragen, Beobachtungen zu machen. Er hatte Befehl, sich von zweenen andern Jesuiten aus Paraguay begleiten zu lassen; und die Wahl fiel auf die Patres Matthias Strobel und Joseph Cardiel. Die erste Absicht des Königes in Spanien bey diesem Unternehmen war, auf dieser Küste Leute suchen zu lassen, die geneigt wären, sich unter die Führung der Jesuiten zu begeben, um das Christenthum anzunehmen, und Reductionen nach dem Muster von Paraguay zu bilden; die zweyte war, einen bequemen Hafen ausfündig zu machen, welcher könnte befestiget werden, damit er den spanischen Schiffen zur Zuflucht dienete; damit man sich eines leichten Einganges in das feste Land versicherte; und damit man andere Völkerschaften verhinderte, sich daselbst zu setzen.

Anschlag des spanischen Hofes.

Da der Statthalter von Rio de la Plata, welcher schon vorher von diesem Unternehmen unterrichtet war, alle Anstalten gemacht hatte: so gieng die Fregatte den 5ten des Christmonates eben desselben Jahres wieder unter Segel. Sie begab sich anfänglich nach Monte Video, wo ihr die Besatzung fünf und zwanzig Soldaten gab, welche bestimmet waren, den Hafen zu bewachen, den man zu einer Niederlassung erwählen würde. Die Patres Strobel und Cardiel sollten sich auch daselbst aufhalten, in der Hoffnung, eine große Anzahl Indianer daselbst zusammen zu bringen. Obgleich Monte Video nur funfzig Seemeilen von Buenos Ayres ist: so konnten sie daselbst doch nur erst den 13ten vor Anker legen; und die fünf und zwanzig Soldaten wurden unter dem Befehle des königlichen Alferez, Don Salvador Martin del Olmo eingeschiffet. Man lichtete den 17ten die Anker mit einem Nord und Nordwestwinde. Der Schnee aber, welcher den ganzen Tag fiel, machete, daß man vor der Insel Flores vorbey fuhr, ohne sie zu sehen.

Den Sonntag, den 19ten legete man drey Seemeilen unter der Insel Lobos an, welche gegen Nordnordwest liegt, und drey Viertheil von einer Seemeile lang ist. Sie läuft Ostsüdost, und Westnordwest. Gegen Ostsüdost hat sie eine Kette von gefährlichen Felsen, die sich nicht über die Fläche des Wassers erheben. Den 21sten befand man sich im fünf und dreyßigsten Grade eilf Minuten Süderbreite; den Sonntag, den 26sten in acht und dreyßig Grad vier und dreyßig Minuten, Südostwind; und den Dienstag, den 28sten in neun und dreyßig Grad, neun Minuten, wo sich die Piloten in dreyhundert und drey und zwanzig Grad sieben und funfzig Minuten der Länge zu seyn schätzeten. Als man den Nachmittag die Bleyschnur auswarf: so fand man zwey und funfzig Faden Tiefe, einen feinen und grauen Sand; und die Wallfische fingen an, sich sehen zu lassen. Den Mittewochen, den 5ten des Jenners, 1746 um zehn Uhr des Morgens, entdeckete man das weiße Vorgebirge gegen Südsüdost und die Nordküste, welche einen großen Strich wie eine Bucht ausmachet, wo die Fahrzeuge, unter einem hohen und wie glatt gestrichenen Lande, gleich des Vorgebirges St. Vincent seinem, vor Anker liegen können. Der P. Quiroga, welcher sie Südost gen Süd in sechs und vierzig Grad acht und vierzig Minuten der Breite geschätzet hatte, hielt dafür, das weiße Vorgebirge wäre in sieben und

Quiroga. 1746.

vierzig Grad. Dieses muß wohl in Acht genommen werden, damit man dieses Vorgeb-
ge nicht mit einer andern Spitze, einem weißen, hohen und ebenfalls flachen Lande ver-
wechsele, welches sich bis an das Meer erstrecket, und eine Oeffnung voller Felsenspitzen
hat. Nach der Fahrt, die man von Buenos Ayres gehalten hatte; sollte die Länge des
weißen Vorgebirges drey hundert und acht Grad, dreyßig Minuten seyn. Man fand an
dieser ganzen Küste keinen Grund mit dem Bleywurfe: an der Spitze des weißen Vorge-
birges aber sieht man gleichsam einen Felsen, welcher entzwey geschnitten zu seyn schei-
und weiter gegen Süden eine Spitze niedrig Land. Darauf läuft die Küste Nord und
Süd, und bildet eine sehr große Bucht bis an den verlangten Hafen (Port Desiré).

Hafen Desire.

Den Donnerstag, den 6ten fand man sich gegen Süden von dem weißen Vorgebir-
ge, vier Seemeilen von der Küste, die nach der großen Insel zugeht, welche sich an de
Eingange des verlangten Hafens zeiget. Man gab ihr zu Ehren des Festtages den Na-
men der heil. drey Könige, den sie schon in einigen Berichten führete. Die ganze Bu-
welche zwischen dem weißen Vorgebirge und dem verlangten Hafen ist, ist ziemlich ho-
und hat einige Oeffnungen voller Gebüsche und Salzgruben. Die Fregatte lief an eb
dem Tage von der Nordseite der drey Königsinsel ein. Dieser Eingang ist an einem F
selchen kenntlich, welches so weiß wie der Schnee ist, und ein wenig außen liegt. A
der Südseite sieht man ein ziemlich erhabenes Land, worauf ein Felsen ist, den man f
einen abgehauenen und gespaltenen Baumstamm halten sollte. Die beyden Seiten d
Einganges biethen auch ziemlich hohe Felsen dar, welche abgeschnitten zu seyn schein-
und derjenige, welcher an der Nordseite ist, hat alles Ansehen eines Schlosses. Geg
Abend fand der Pater Cardiel, welcher mit den beyden Lootsen an das Land gestiegen w
daß die Fluth um sieben Uhr des Abends anzulaufen anfing. Sie wurden an dem U
kleine Pfühle gewahr, deren Oberfläche eine Salzrinde von der Dicke eines silbernen Re
les war. Den Freytag, den 7ten war der Anfang der Fluth um sieben Uhr funfzehn M
nuten des Morgens.

Der P. Cardiel stieg noch einmal mit dem Alferez und sechzehn Soldaten an d
Land, in der Hoffnung, einige Indianer anzutreffen. Auf der andern Seite setzeten f
der Hauptmann, die beyden Lootsen, der Pater Quiroga und der Pater Strobel in
Schaluppe, um den Hafen vollends kennen zu lernen. Sie wandten sich gegen Westen
und fuhren an der Küste des ganzen mittäglichen Theiles der Penguineninsel hin. Sie
forscheten die Tiefe des Canales bis an die Insel los Paxaros, und da sie zwischen die
Insel und dem festen Lande durchfuhren, so giengen sie einen kleinen Fluß hinauf,
ganz voller Röhre war und vor allen Winden bedecket zu seyn schien. Als sie endlich
das feste Land getreten waren: so stiegen sie auf die höchsten Hügel hinauf, um das Lan
zu beobachten, welches ihnen dürre, voller Ritzen, mit kleinen Bergen, Felsen und Kal
steinen besäet und ohne einen Baum zu seyn vorkam, außer in einigen Tiefen, wo
sehr kleine mit vielen Gebüschen und Gesträuchen finden. So ist die ganze Nordküste d
ses Hafens von dem Eylande de los Pararos an, welches eine kleine sehr sichere Bucht
decket, worinnen allerley Fahrzeuge überwintern könnten. Sie fanden eine andere we
gegen Westen an eben der Küste, und der drey Königsinsel gegen über. Alles ihr Na
suchen, um Wasser zu finden, ließ sie nur einen alten Brunnen entdecken, dessen Wa
ihnen sehr gesund vorkam. Dieß ist das einzige, saget man, welches die Holländer
diesem Hafen haben finden können.

Der

Quiroga. 1746.

Der P. Cardiel hatte die Neugier, mit seinem Haufen auf einen sehr hohen Berg zu steigen. Er fand auf dem Gipfel ein großes Stück Stein, welches ein fast verwesetes Gerippe von einer ordentlichen Gestalt und nicht von derjenigen Riesengestalt bedeckete, welche der Bericht von des Jacob le Maire Reise den Einwohnern dieses Landes giebt. Uebrigens fand er, nachdem er das ganze Land durchstrichen hatte, nicht die geringste Spur, woraus er urtheilen konnte, daß man dahin gekommen wäre; nicht einen einzigen Baum, sondern nur einiges Strauchwerk; kein süßes Wasser, und vielleicht würde er daselbst mit allen seinen Gefährten verdurstet seyn, wenn der Regen, welcher einige Tage zuvor gefallen, sie nicht ein wenig Wasser in den Felsenritzen hätte finden lassen. Das Erdreich schien ihnen so gar nicht einmal fähig zu seyn, gebauet zu werden; und man findet kein Thal daselbst: Das Land, welches sie von der Spitze der höchsten Berge entdecketen, hatte ein besseres Ansehen. In demjenigen aber, welches sie zu besuchen, das Herz hatten, würde ein Mensch nichts finden, wovon er leben, oder sich eine Hütte bauen könnte. Sie sahen daselbst kein Thier, wenn man einige kleine Vögel und die Spuren von einem oder zweyen Guanacoen ausnimmt. Gegend Abend sahen diejenigen, welche auf dem Schiffe geblieben waren, einen Hund kommen, der ihnen ein Haushund zu seyn schien, und welcher aus allen Kräften bellete, als wenn er verlanget hätte, aufgenommen zu werden. Das Schiffsvolk aber hielt es nicht für dienlich, sich damit zu beschweren.

Insel Olivares.

Den andern Morgen ließ sich der P. Cardiel, und diejenigen, die ihn den Abend vorher begleitet hatten, an der Südseite aussetzen; da unterdessen diejenigen, die sich in die Schaluppe begeben hatten, wieder hineintraten, um den Hafen zu umfahren. Diese wandten sich gegen Westen bis an die Ostspitze einer Insel, der sie dem Hauptmanne zu Ehren den Namen Olivares, gaben. Als sie von da in einen engen Canal eingelaufen waren, welcher diese Insel von dem festen Lande absondert, dessen westliche Spitze eine kleine Bucht bildet: so hatten sie viele Mühe, sich dem Ufer zu nähern; und da die Ebbe ihre Schaluppe hatte stranden lassen: so waren sie gezwungen, so lange zu warten, bis die Fluth wieder anlief. Sie stiegen darauf in einer Insel aus und beobachteten von dem höchsten Orte derselben, daß der Canal des Hafens einige Seemeilen weit gegen Westsüdwest läuft. Der P. Quiroga und die beyden Lootsmänner versicherten sich von der Lage der Insel las Penjas, und dreyKönigsinsel. Sie sahen in der Insel Olivares einige Hasen, Strauße und Marmor von verschiedenen Farben, aber kein süßes Wasser und durchgängig ein dürres Erdreich. Sie fanden einige Austern an der Westspitze; und die Matrosen fischeten daselbst große und kleine Perlen, aber von keinem Werthe.

Den Sonntag, den 9ten fuhr man zum zweytenmale an der Südküste gegen Westsüdwest hin; darauf gieng man nach der Nordküste, um Wasser zu suchen. Um zehn Uhr des Morgens fand man einen kleinen Bach, welcher durch eine ziemlich überflüßige Quelle gebildet wurde, die oben von einem Hügel fünf Meilen von der See herunter fällt. Das Wasser aber, welches man daraus schöpfete, glich nicht so wohl dem Quell- oder Flußwasser, als vielmehr dem Brunnenwasser. Sonst ist der Ort bequem, so viel Wasser einzunehmen, als man will. Weil der zweyte Pilote diese Entdeckung gemacht hatte: so wurde die Quelle Ramirezbrunnen genannt. Das ganze Land umher ist demjenigen gleich, was man bisher gesehen hatte, und nicht besser mit Bäumen bewachsen.

Roldansinsel.

Den Montag, den 10ten, da sie auf eben dem Canale stets gegen Westsüdwest weiter vorrücketen, trafen sie eine ganz mit Felsen bedeckete Insel an, welche die Roldansinsel

Quiroga. 1746.

genannt wurde. Sie war ihr Ziel; weil sie fanden, daß die Tiefe immer mehr und mehr von vier Faden bis auf einen abnahm; und daß darauf der Canal nur ein bloßer Sumpf ward. Sie kehreten wieder nach der Fregatte zurück, wo sie fast zu gleicher Zeit mit dem P. Cardiel ankamen. Dieser Missionarius hatte überall ein Land von eben der Art, wie die andern, aber nicht so gar rauh, gefunden. Zwo Meilen vom Meere hatte er eine Quelle trinkbares, wiewohl etwas salziges Wasser angetroffen.

Aus allen diesen Beobachtungen schließt der Verfasser des Tagebuches, der verlangte Hafen, oder der Port Desire, sey einer von den besten Häfen in der Welt: weil es ihm aber an allem fehle, und das Land nichts hervorbringen könne, was zum Leben nützlich ist, so sey die Entdeckung desselben zu einer Niederlassung unnütz. Man findet daselbst gleichwohl etwas, woraus man Glas und Seife machen kann, viel Marmor mit weißen, schwarzen und grünen Adern, eine Menge Kalksteine, große Felsen, Flintensteine, weiß und roth, welche einen, wie Diamant schimmernden, Talkstein in sich schließen, Wetzsteine, und andere, die wie Vitriol zu seyn scheinen. Was die Thiere betrifft, so hat man auf dem benachbarten festen Lande nur eine kleine Anzahl Guanacoe, einige Hasen, und einige kleine Hirse gesehen. Auf denen Eylanden, welche den Bezirk des Hafens einschließen, findet man Seelöwen. Dieses ist der Namen, welchen die Schiffer einem zweylebigen Thiere geben, das sie auf ihren Karten mit langen Mähnen vorstellen, die es nicht hat. Es hat nur am Halse ein wenig mehr Haare, als an dem übrigen Körper: dieses Haar aber ist nicht über einen Finger lang; übrigens hat es mehr von einem Seewolfe, als irgend einem andern bekannten Thiere an sich. Die größten sind von der Größe eines dreyjährigen Ochsens. Sie haben einen Kopf und einen Hals, wie ein Kalb. Die Vorderfüße sind Floßfedern, welche sie wie Flügel ausbreiten. Die Hinterfüße haben fünf Zehen, wovon ihrer drey Nägel haben. Sie sind nicht alle von einerley Farbe. Man sieht rothe, schwarze, weiße. Ihr Geschrey gleicht dem Bölken der Kühe, und läßt sich über eine Viertelstunde weit hören. Ihr Schwanz ist ein Fischschwanz. Sie gehen sehr langsam: sie wehren sich aber sehr gut, wenn man sie angreift; und so bald man einen angreift, so kommen alle die andern ihm zu Hülfe *u*). Sie leben von Fischen, welches vermuthlich die Ursache ist, warum man deren so wenige in diesem Hafen findet. Das Schiffsvolk von der Fregatte konnte nur einen Seehahn, einige Meergründeln und einige Calemaren daselbst fangen.

Die Breite des verlangten Hafens ist, nach dem P. Quiroga und den beyden andern Jesuiten, sieben und vierzig Grad vier und vierzig Minuten; und seine Länge dreyhundert und dreyzehn Grad sechzehn Minuten. Seine Einfahrt ist sehr eng und leicht zu befestigen. Man kann so gar nicht allein diese Fahrt, sondern auch noch den Canal, welcher Ost und West bis an die ostliche Spitze der Insel Olivares läuft, wo nur ein einziges Schiff auf einmal einlaufen kann, durch eine eiserne Kette verschließen. Es giebt ihrer keine, die sich nicht bis an die Insel Roldan vor Anker legen könnten. Der beste Ankergrund aber ist gegen Westen von der Penguineninsel, wo die Schiffe vor allen Winden sicher sind. Man kann auch zwischen den Inseln Paxaros und dem festen Lande vor Anker legen. Die Windstöße, welche zwischen den Bergen vom Lande kommen, können den Schiffen nicht beschwerlich fallen, und bewegen auch das Meer nicht sehr.

u) Die Namen der Seethiere sind in den Berichten verschieden, und die Beschreibungen selbst einander oft so wenig gleich, daß fast immer ein Zweifel übrig bleibt. Seelöwe, Seekalb und Seewolf scheinen Namen von einerley Thiere zu seyn.

Quiroga.
1746.

Den Dienstag, den 11ten lichtete man den Anker, um den Lauf nach dem Hafen St. Julian zu nehmen. Von dem acht und vierzigsten Grade acht und vierzig Minuten der Breite bis auf den zwey und funfzigsten Grad bildet die Küste eine Bucht, in deren Mitten man eine kleine Insel und eine Klippe eine halbe Meile vom Lande antrifft. Dieses Land läuft Südwest und Südwest ein Viertheil Süd. Es ist hoch, unten an der Küste aber machet es ein gerades ebenes Land ohne Anfuhrt. Man sieht daselbst keinen Baum, noch etwas, welches dem Gesichte gefallen könnte; und die Aussicht besteht in einer Kette kahler Berge. Das Senkbley, welches um sechs Uhr des Abends ausgeworfen wurde, weil man Untiefen wahrnahm, ließ funfzehn Faden Wasser und einen Kiesgrund finden. Donnerstages den 13ten aber, legete man in zwanzig Faden Wasser vor Anker. Freytages den 14ten steuerte man gegen Südost, um aus den Untiefen heraus zu kommen, welche sich gegen Nordwest erstrecken, und auf welchen man nur sechs Faden Wasser hat. Sie sind drittehalb Seemeilen von der Küste, welche an diesem Orte durch die acht und vierzig Grade sechs und funfzig Minuten Südwest ein Viertheil Süd und Südsüdwest läuft. Um drey Uhr Nachmittages erschien gegen Südwest eine von denen Wasserhosen, welche den Seeleuten ein Schrecken einjagen. Es war ein Wirbelwind, der aus einer sehr dunkeln Wolke heraus gieng, welches sehr selten ist. Denn die Wasserhosen steigen fast immer aus einer kleinen weißen Wolke. Diese Wasserhose hatte die Wirkung aller andern, nämlich, daß sie das Wasser aus dem Meere in die Höhe zog, und daraus eine Säule bildete, welche der Wind verjaget. Wehe dem Schiffe, welches ihr in den Weg kömmt. Ob man gleich insgemein einen Stückschuß darauf thut, damit man sie zersprenge: so kam doch die Fregatte damit los, daß sie alle ihre Segel einzog. Nachdem sie bis zum neun und vierzigsten Grade funfzehn Minuten an den Küste hingefahren: so verwunderte man sich, daß man die Einfahrt in den Hafen St. Julian nicht mehr sah. Hieraus urtheilete man, daß er weiter gegen Süden läge, als auf den Karten stünde. Weil nun der Wind nicht aufhörete, günstig zu seyn: so entschloß man sich, bis nach der Straße zu fahren, und die Besuchung dieses Hafens bis zu der Rückkunft auszusetzen. Die Abweichung der Magnetnadel war auf dieser Höhe neunzehn Grad.

Sonnabends, den 15ten steuerte man mit einem guten Winde gen Südwest. Von dem neun und vierzigsten Grad achtzehn Minuten läuft die Küste südwestwärts. Sie ist gerade und so sicher, daß man ohne die geringste Gefahr dicht daran hinfahren kann. Das Land ist niedrig. Man findet daselbst nur einen sehr hohen Zugang, welcher sich anfänglich, wie eine große Mauer zeiget. An eben dem Tage, Nachmittages um drey Uhr, entdeckete man gegen Südwest das Gebirge Rio de Santa Cruz, eine sehr hohe Erdspitze, die sich mit einem Felsen endiget, welcher sich auch sehr hoch erhebt. Man war Ost und West, um fünf Uhr, in vierzehn Faden Wasser, auf einem Kiesgrunde, ungefähr zwo Meilen vom Lande. Da einige Karten eine Bay gegen Süden von dem Vorgebirge St. Agnes bezeichnen: so segelte man fort, um daselbst die Nacht über vor Anker zu legen, und darauf am Lande hinzufahren. Man fand aber keine Bay, und die Küste erstrecket sich dagegen vielmehr gerade gegen Südost gen Süd. Um neun Uhr des Abends vermehrete sich der Wind dergestalt, daß er auch das Meer aufschwellete; und man brachte die ganze Nacht in großer Gefahr zu. Da die Fregatte Stöße von der See bekam, welche sie mit Wasser anfülleten: so wurden die Kuffer, und alles, was nicht gut fest gemacht war, zwischen den Verdecken von einem Orte zum andern geworfen. Man konnte sich weder stehend noch liegend erhalten.

Quiroga. 1746.

ten. Der zweyte Lootsmann bekam einen Stoß an den Kopf, wovon ihm das ganze Ge-
sicht gefährlich zerquetschet wurde. Den andern Tag endlich um zwey Uhr Nachmittags
wurde das Wetter in funfzig Grad, eilf Minuten der Breite, und nach der Schätzung drey
hundert und eilf Grad, drey Minuten der Länge ruhiger.

Den 17ten, da man gegen Westen den Fluß Santa Cruz erblickete, fuhr man
der Küste hin, welche eine große Bucht in einem halben Monde von diesem Flusse an
an die St. Petersbucht machet. Dieses Land ist eben so dürre, eben so leer von Bäum
als alle diejenigen, die man bisher gesehen hatte. Denn 18ten, nachdem man an der
hingefahren, entdeckete man eine Absonderung, welche man für die Mündung eines F
nahm. Als man aber dahin kam: so sah man nichts anders, als Untiefen, wo sich
Wellen legeten. Da man beym Nachsuchen keinen guten Ankergrund daselbst gefund
so folgete man der Küste, um den Rio de Gallejos zu suchen, welchen man ein we
weiter gegen Süden zu seyn glaubete. Die Höhe, welche man zu Mittage nahm, gab
und funfzig Grad, zehn Minuten Breite; und nach der Schätzung dreyhundert und
Grad, vierzig Minuten Länge. Man fuhr den 19ten ein wenig hinaus auf die hohe
ohne daß man dabey aufhörete, der Küste bis an ein sehr hohes Vorgebirge zu folgen,
welchem eine Spitze geht, die eine Untiefe machet, woselbst man nur sechs Faden W
fand. Ein wenig weiter gegen Süden erblickete man eine große Oeffnung, und man
daselbst Anker, in der Meynung, es wäre die Mündung des Rio de Santa Cruz
des Rio de Gallejos. Ein Pilote, welcher es über sich nahm, solche zu besehen und
erst beym Einbruche der Nacht wieder zurück kam, berichtete, die Oeffnung wäre gegen
den und man müßte über die Spitze einer Untiefe gehen, wenn man dahin kommen w
Er hatte an diesem Orte einen todten Wallfisch, die Spuren von verschiedenen Thieren
die Ueberbleibsel einer Art von Lager gefunden, wo man Feuer gehabt hatte. Man f
die Hoffnung, bald einen Hafen und Indianer zu finden. Die Polhöhe war damals
und funfzig Grad, acht und zwanzig Minuten; und die Fluth stieg an diesem Orte sehr
Nachdem sie in sechs Faden Wasser geankert hatten: so fand man, daß solches inne
drey Stunden auf drey Faden gesunken war. Man hatte erkannt, daß die ganze K
bis an das Jungfernvorgebirge, welches an der Einfahrt der magellanischen Straße liegt,
niedriges Land ist, das gegen Südost läuft, und daß man nur vierzehn Seemeilen weit
diesem Vorgebirge entfernet war. Weil der Befehl des spanischen Hofes nicht enthielt,
man in die Straße einfahren sollte, und weil in dem Raume der noch übrigen vierzehn
meilen kein Wegweiser weder einen Hafen, noch einen Fluß angab: so ergriff der H
mann die Partey, es dabey bewenden zu lassen, daß er den Fluß Santa Cruz sorgfä
erforschete. Er hielt dafür, er dürfte nicht so weit gegen Süden liegen, als er auf den K
ten gezeichnet ist, und man müßte daher nach Norden hinauf gehen.

Hafen Santa Cruz.

Man folgete diesem Einfalle; man fand sich den andern Morgen, den 21sten zu M
tage, im ein und funfzigsten Grad, vier und zwanzig Minuten. Den 22sten, da man g
Nordost gesteuret, hinderten der Regen und der Donner, welche nicht aufhöreten, gleich

x) Man hat im eilften Bande dieser Sammlung a. d. 348 S. gesehen, daß im 1526sten Jahre der Comthur von Loaysa mit seinem Geschwader ruhig daselbst vor Anker lag; und sechs Jahre vorher hatte der berühmte Magellan zween Mo daselbst zugebracht. Selbst zu unsern Zeiten b ten sich die Gebrüder Nodale im 1715ten Jahre selbst auf, als sie nach der Meerenge des le M

Quiroga.
1746.

doch nicht, daß man nicht glücklich weiter fortrückete; und den 23sten bey Anbruche des Tages kam man auf die Küste, welche gegen Süden von dem Hafen Santa Cruz läuft, welchem gegen Osten man um halb eilf Uhr, eine halbe Meile vom Lande, in neun Faden Wasser, im funfzigsten Grade, zwanzig Minuten, vor Anker legete. Der erste Pilote suchete eine Einfahrt. Er fand eine an der Nordseite, und nahm sie anfänglich für die Mündung des Flusses. Da er aber bald erkannte, daß er sich geirret hatte: so wurde er gezwungen, wieder an Bord zu kommen, weil es unmöglich war, dem Strome der Fluth zu widerstehen. Um drey Uhr des Abends war die Ebbe bis auf sechs Faden gesunken. Man befürchtete nunmehr, man würde sich im Trocknen befinden; weil man anfing, Sand und Klippen um das Schiff herum zu erblicken. Man mußte einen sichereren Ankergrund suchen. Kaum aber hatte man angefangen, das Schiff zu lenken: so sah man sich von Sandbänken umgeben, welche nicht erlaubeten, diesen Ort zu verlassen. Um Mitternacht war wieder hohe Fluth und man wollte anfangen, sich derselben zu Nutze zu machen. Sie fing aber an, abzulaufen, als der Anker gelichtet war; und die Klugheit erlaubete nicht, im Finstern die Fahrt zu wagen.

Man wartete bis den andern Morgen den 24sten, mit der hohen Fluth unter Segel zu gehen; und ob man gleich von allen Klippen befreyet war, womit die Einfahrt in den Fluß Santa Cruz besetzet ist: so ließ man es doch dabey bewenden, daß man erkannt hatte, dieser Hafen sey nicht zu befahren. Indessen ist er solches nicht immer gewesen *x*). Von der Mündung an findet man ein sehr gleiches Land, das von einer gänzlichen Unfruchtbarkeit und ohne Bäume und ohne Hügel bis auf den neun und vierzigsten Grad, sechs und zwanzig Minuten der Breite ist. Von da aber bis auf den Anblick des weißen Vorgebirges, welches im sieben und vierzigsten Grade ist, sieht man einige Ketten von Bergen und ziemlich hohe Hügel, die sich gegen Norden erstrecken.

Da das übele Wetter nur erlaubet hatte, mit großen Beschwerlichkeiten bis den Montag, den 31sten zu laviren: so fuhr man gegen Westen, um sich dem Lande zu nähern, das man aus dem Gesichte verloren hatte. Den 1sten des Hornungs wurde die Fahrt gegen Westen fortgesetzet: die Ströme aber trieben gegen Süden. Man erkannte endlich das Land im neun und vierzigsten Grade, fünf Minuten: es brach aber die Nacht ein, ehe man sich demselben nähern konnte. Man mußte drey Seemeilen weit von der Küste ankern, welche von dem acht und vierzigsten bis neun und vierzigsten Grad mit Klippen drey Meilen in die See hinaus besetzet ist, ohne daß man den geringsten Schutzort finden kann. Den 3ten und 4ten konnte man noch nichts entdecken. Den 4ten um drey Uhr Nachmittages war man Ost und West von denen Klippen, die der P. Feuillee im acht und vierzigsten Grad, siebenzehn Minuten setzet. Diejenige, die am weitesten in die See hinaus geht und sechs Seemeilen vom Lande ist, gleicht einem Schiffe ohne Masten und Tackelwerk. Unter eben der Breite finden sich ihrer noch vier oder fünf andere, die nur anderthalb Meilen vom Lande entfernet sind, und wovon man nur die Spitzen wahrnimmt. Diese ganze Küste ist niedrig, dürr und das Land flach, einige Felsen oder kleine Hügel ausgenommen, die man

von

re giengen, und ihr Bericht redet davon, als von einem guten Hafen. Es scheint aber, als wenn die Fluth, welche stets daselbst sehr stark gewesen, Sandbänke allda gebildet habe, welche machen, daß man nicht hinzukommen kann. Der P. Quiroga beobachtet, die Fluth laufe daselbst sechs Stunden an, und die Ebbe eben so viel wieder zurück.

Quiroga. 1746.

von einer Weite zu andern entdecket. Den 6ten im acht und vierzigsten Grad, vier dreyßig Minuten, war man sehr weit vom Lande; und von da bis auf den neun und zigsten Grad, siebenzehn Minuten, bildet die Küste zwo große Buchten, deren Spitzen gen Süden ein Viertheil Süd sind. Das Land ist hoch; und man erblicket daselbst von nem Raume zum andern große Striche ohne Anfuhrten. Bey der Sonnen Untergange derte man sich, daß man eine sehr kalte Luft empfand, welche auf diesen Küsten sehr ist. Den 7ten zu Mittage endlich warf man im acht und vierzigsten Grad, acht und zig Minuten, zwo Meilen von einer Bay, die anfänglich nur eine kleine Bucht gegen von eben dem Hügel zu seyn schien, in einem fetten und starken Lande Anker. Den Morgen fand man bey der Einfahrt in die Bay vierzehn Faden Wasser und einen und schwarzen Grund, wo man leichtlich vor Anker legen konnte; und an der Südseite fünf bis auf sieben Faden eben solchen Grund. Die ganze Einfahrt ist rein, ausgenommen an der Südspitze, wo sie zwo kleine Inselchen hat, die sich nur bey der Ebbe zeigen.

Bay und Hafen St. Julian.

Da der Westwind um neun Uhr des Morgens aufgehöret hatte: so entstund ein ner Nordwind, mit welchem man in die Bay einlief. Sie wurde gleich anfänglich für St. Juliansbay erkannt, und man fuhr darinnen eine Seemeile weit vor. Um zwey Nachmittage nöthigte sie die Ebbe, welche immer schneller wurde, nachdem Maaße wie Wasser ablief, Anker zu werfen. Der P. von Quiroga, und der erste Pilote giengen Land. Sie beobachteten die Umschweife und die Untiefen des Canales. Das Ufer einige, wo es schien, daß man erst kürzlich daselbst Feuer gemacht hätte. Gegend Ab da die Fregatte weiter in die Bay gegangen war, legete sie sich in zwölf Faden Wasser, einem fetten und weißen Erdgrunde vor Anker.

Der Alferez und der P. Strobel stiegen den andern Morgen mit einigen Sol aus, in der Hoffnung, Indianer zu finden; und die Patres Quiroga und Cardiel sich mit dem ersten Lootsmanne in die Schaluppe um die Tiefe der Bay zu erforschen den Fluß zu suchen, welcher in der Karte gezeichnet ist. Sie fuhren ganz um die Bay um, ohne die geringste Spur von einem Flusse zu sehen: sie versicherten aber, es kön die größten Schiffe anderthalb Seemeilen weit in den Canal hinein dringen. Wenn den besten Grund finden will: so muß man vor einem kleinen sehr niedrigen Eylande vo fahren, welches die volle Fluth fast ganz bedecket. Was niemals bedecket ist, das ist voller Gänse und Wasserhühner. Bey der hohen Fluth scheint der ganze südliche und liche Theil gleichsam ein Meerbusen zu seyn: bey der Ebbe aber bleibt er trocken. Südwest entdeckete man Felsen, die man für weiße Palissaden halten sollte, drey Vie meile von welchen man sich wieder im Trockenen befindet. Der P. Cardiel stieg aus gieng bis an die Küste. Er suchete den Fluß St. Julian und fand ihn nicht, und nichts von demjenigen, was in den Karten und auf denen beyden Kupferplatten bemerk die man dem Tagebuche des Admirals Ansons beygefüget hat. Auf den Spitzen der w Felsen findet man große Schichten von Talke.

Nach sorgfältigen Beobachtungen kam man wieder an Bord, wo man bis auf andern Tag ein wenig ausruhete. Um acht Uhr strandete die Schaluppe, und man machet dieses Zufalles zu Nutze, um die Bay vollends zu besuchen. Man konnte aber weder ses Wasser, noch anderes Holz, als einige mit Dornen bewaffnete Sträuche daselbst an fen. Der P. Strobel, welcher sich mit dem Alferez an das Ufer aussetzen lassen, beri

auch, daß alles, was er um die Bay herum gesehen hätte, von den benachbarten Oertern des verlangten Hafens nicht unterschieden wären, er hätte aber an dem Gestade des Meeres einige Brunnen drey oder vier Fuß tief entdecket, die mit einem etwas salzichten Wasser angefüllet waren. Er setzete hinzu, sie schienen von einigen Reisenden gemacht zu seyn; sie wären ziemlich neu; und anderthalb Meilen von der See hätte er eine Lache gesehen, deren Oberfläche nur eine Salzrinde wäre. Da die Matrosen nicht unterlassen hatten, ihre Netze auszuwerfen: so fingen sie daselbst eine große Menge Fische von einem sehr guten Geschmacke, welche den Stockfischen sehr ähnlich waren: indessen versicherten doch einige, es wären diejenigen, welche die Spanier Peje Palo nennen.

Quiroga. 1745.

Den 12ten stiegen die beyden Lootsen ans Land, um die Lage der Salzbrunnen zu beobachten, und kamen den Abend mit zweenen Soldaten weniger zurück, die sich verloren hatten, weil sie gar zu weit weggegangen waren. In einem allgemeinen Rathe wollte der P. Quiroga die Meynung des Hauptmannes, der beyden Piloten, des Alferez und seiner beyden Mitbrüder wegen der Niederlassung vernehmen, die man in dieser Bay zu errichten Willens war. Es wurde ausgemacht, der Alferez und der P. Strobel sollten, ehe man noch den letzten Entschluß fassete, im Gefolge von acht Soldaten auf der einen Seite, und der P. Cardiel mit zehn Soldaten auf der andern Seite um die ganze Bay herum gehen. Sie nahmen auf vier Tage Lebensmittel zu sich. In dem Augenblicke, da sie abgehen wollten, kamen die beyden Soldaten, die sich den Tag vorher verirret hatten, in guter Gesundheit an, und berichteten, sie hätten vier Meilen von der See eine Lache von süßem Wasser gefunden; sie hätten Guanacoe und Strauße gesehen: doch hätten sie, so weit ihr Gesicht getragen, nicht einen Baum entdecket.

Da die Patres Strobel und Cardiel wieder an das Land getreten waren: so nahm der erste seinen Weg gegen Morgen und der andere nach der entgegen gesetzeten Seite. Ihre Absicht war, in einer großen Weite vom Meere ganz um die Bay herum zu gehen. Nachdem sie ungefähr sechs Meilen gegangen waren: so fand der P. Strobel gegen Süden von der Küste drey Viertheilmeilen von der See und eben so weit von dem äußersten Ende der Bay einen Sumpf von einer Seemeile im Umfange, dessen ganze Oberfläche mit Salze bedecket war. Die Soldaten, welche ihn begleiteten, steckten einige Gesträuche, die sich an den Ufern fanden, in Brand, und die Flamme breitete sich bis auf zwo Seemeilen weit aus. Diejenigen, welche dem P. Cardiel folgeten, macheten sich eben den Zeitvertreib. Dieser Missionarius legete den ersten Tag sechs Meilen gegen Abend zurück und fand süßes Wasser. Er brachte die Nacht an dem Orte zu, und den andern Morgen begab er sich wieder auf den Marsch. Nachdem er eine Stunde Weges weit gegangen war: so hatte er einen Anblick, welcher ihm in dieser Einsamkeit viel Verwunderung erwecken mußte. Dieses war ein Haus, auf dessen einer Seite sechs Fahnen von verschiedenen Farben flatterten, die an sehr hohe und in die Erde gesteckete Pfähle angemacht waren. Auf der andern Seite waren fünf todte mit Strohe umwickelte Pferde, deren jedes auf drey sehr hohen und ebenfalls in die Erde gesteckten Pfählen steckete. Als der Missionarius mit seinen Soldaten in das Haus gegangen war: so fand er daselbst ausgebreitete Decken, welche jede einen todten Körper bedeckete. Diese waren zwo Frauen und eine Mannsperson, die noch nicht verweset waren. Eine von denen Frauenspersonen hatte ein messingenes Blech auf dem Kopfe und Ohrenringe von eben dem Metalle. Auf den Bericht, welchen der P. Cardiel und seine Gefährten bey ihrer Zurückkunft davon abstatteten, erkannte man, daß die drey Todten

Seltsame Antreffung vieler Leichen.

von

Quiroga. 1745.

von der Völkerschaft der Puelcher waren; und dieser Missionarius schmeichelte sich, hin einiges bewohntes Land zu finden. Nachdem er aber über drey Seemeilen weiter gen war, und keine Spur von Menschen entdeckete, sein Vorrath von Lebensmitteln alle war: so ergriff er die Partey, stille zu halten. Seine Soldaten sahen Gänse am Rande einiger Sümpfe. Die Hoffnung, die er noch immer behielt, Indianer, zu decken, ließ ihn den Vorsatz fassen, zu dem P. Strobel zu stoßen; wobey zween Sol mit einem Briefe vor ihm her gehen mußten, in welchem er dreyßig Mann und Leb mittel verlangete.

Es war der 15te. An eben dem Tage stiegen einer von den Piloten und der P. roga in die Schaluppe, um die Tiefe der Einfahrt der Bay zu erforschen, und um Bänke derselben zu bemerken. Ein heftiger Wind aber nöthigte sie, in einer kleinen an das Land zu steigen, wo die Matrosen ihre Netze auswarfen, und eine Menge ner Art Forellen fingen, die nicht weniger als sieben oder acht Pfund wogen. Die war ganz mit Bäumen bedecket, deren Holz nur zum Brennen gut zu seyn schien. P. Strobel, welchen die beyden Soldaten des P. Cardiels vergebens gesuchet hatten, den Abend am Borde an, und berichtete, es fände sich in einer Lache, die er ange hätte, wohl eine Elle hoch Salz, so weiß, wie der Schnee, und sehr hart: er hätte auf dieser Seite keine Anscheinung von einer Wohnung gesehen. Er empfing den am Morgen den Brief des P. Cardiels; und er ließ ihm nicht allein den Beystand von und Lebensmitteln, den er verlangete, zugestehen, sondern er gieng auch selbst wieder dem Alferez und den Soldaten ans Land, um zu ihm zu stoßen. Zu eben der Zeit der erste Lootsmann, und der P. Quiroga, welche die Tiefen der Bay vollends erfor wollten, bey einem ziemlich hohen Hügel, welcher gegen Norden von der Bay ist, an Land. Sie entdecketen von der Höhe dieses Hügels eine Lache, die sich ungefähr drey meilen weit gegen Westen, und fast eben so weit gegen Norden erstreckete. Sie kon aber nicht wissen, ob das Wasser darinnen süß war, und alle ihre Aufmerksamkeit sich zu versichern, daß sie keine Gemeinschaft mit der See hatte.

Auf der andern Seite schickete der P. Strobel, nachdem er ungefähr vier Seem weit gegangen war, einen Soldaten an den P. Cardiel, um ihn zu ersuchen, er doch zu ihm stoßen. Dieser Pater kam, aber überaus abgemattet; und der P. St meldete ihm, er glaubete, nach einer reifen Ueberlegung, nicht, daß es die Klugheit bete, weiter zu gehen, weil man wohlberittene Wilden antreffen möchte, und man nur Leute entgegen zu setzen hätte, die von einem langen Marsche abgemattet wären. P. Cardiel, welcher es gleichsam für gewiß hielt, daß er sehr nahe bey einem indiani Wohnplatze gewesen, weil er einen weißen Hund gesehen, der erstlich seinen Haufen la Zeit angebellet, und darauf sich ohne Zweifel zu seinen Herren begeben hätte, bestund der Wichtigkeit dieser Gelegenheit. Der P. Strobel aber, welchem die beyden and Missionarien zu gehorchen Befehl hatten, hörete auf nichts, und brauchete sein Ans Seine vornehmste Ursache war, die Lebensmittel reicheten für seinen Haufen nicht zu. kehrete nach dem Schiffe zurück.

Indessen schlug der P. Cardiel, welcher seiner Meynung eben so fest anhing, dem perior vor, solche wenigstens in Ueberlegung zu nehmen, und die Befehlshaber des fes zu Rathe zu ziehen. Der P. Strobel willigte darein; und der Schluß von der rathschlagung war, es sollte der P. Cardiel seine Entdeckungen mit denen Soldaten

Matrosen, die sich freywillig dazu anbiethen würden, fortsetzen und auf acht Tage Lebensmittel mitnehmen. Er gieng den 20sten, am Tage des Neumondes ab. Der P. Quiroga und die beyden Lootsen hatten die Zeit der Ebbe und Fluth sorgfältig beobachtet. Sie hatten gefunden, daß es um fünf Uhr des Morgens Ebbe und um eilf Uhr Fluth seyn würde. Der P. Quiroga führet die Nothwendigkeit dieser Beobachtung für diejenigen an, welche in diesen Hafen einfahren, weil der Unterschied der Ebbe und Fluth von sechs Faden in gerader Linie ist, und weil bey der Fluth ein großes Schiff über die Bänke fahren kann, welche trocken sind, wenn es Ebbe ist.

Quiroga. 1745.

Marsch des P. Cardiels.

Der P. Cardiel, welcher mit vier und dreyßig Mann abgegangen war, marschirete erstlich gegen Westen. Er war mitten in seinem Haufen, welcher zween Flügel machete, um die Lachen, die Gehölze, die Thiere und den Rauch desto besser zu beobachten, welcher die Nachbarschaft einiger Indianer anzeigen könnte. Dieser Marsch wurde vier Tage lang fortgesetzet, und mehrentheils auf Fußsteigen einen Fuß breit, wo man die Spur der Indianer nicht verkennen konnte; und jeden Tag that man sechs bis sieben Seemeilen. Den Abend des vierten Tages erblickete man ein wenig abseiten, einen ziemlich hohen Hügel, wovon man eine große Strecke Landes entdeckete, welche demjenigen ganz gleich war, das man bisher durchstrichen hatte, das ist, ohne Bäume, und ohne das geringste Grün. Es fand sich aber längst denen von den Indianern gebähneten Wegen Wasser genug, und viele Lachen trinkbares Wasser. Man sah keine andere Thiere, als einige Guanacoe, die auf eine halbe Meile weit die Flucht nahmen, und einige Strauße. Es schien aber niemanden an Stärke und Muth zu fehlen. Doch giengen gleichwohl viele Soldaten, deren Sohlen den so rauhen Wegen nicht hatten widerstehen können, barfuß, und stunden vieles von denen Wunden aus, die sie unaufhörlich bekamen. Der P. Cardiel, welcher anfänglich erst große Schmerzen an den Lenden fühlete, fand sich den fünften Tag außer Stande, ohne eine Krücke zu gehen. Die Nachtkälte fiel ihnen am beschwerlichsten. Ob sie gleich Gesträuche fanden, Feuer zu machen: so machete doch die Strenge der Luft, daß sie auf der einen Seite erfroren, da sie auf der andern verbrannt wurden. Alle diese Schwierigkeiten würden den P. Cardiel, und diejenigen, denen seine Ermahnungen eben den Muth einflößeten, doch nicht aufgehalten haben, wenn sie nicht eingesehen hätten, daß, weil sie nur auf acht Tage Lebensmittel hatten, wovon bereits viere oder fünfe ohne glücklichen Erfolg vergangen waren, sie keine andere Partey zu ergreifen hatten, als ihren Weg wieder zurück zu nehmen.

Währender ihrer Abwesenheit hatte der P. Quiroga mit dem Quadranten die Breite der St. Juliansbay beobachtet, die er neun und vierzig Grade zwölf Minuten fand. Die Lootsen, der Alferez und der P. Strobel entdecketen viele neue Lachen, deren einige süßes Wasser hatten, andere mit einer Salzrinde von einer blendenden Weiße bedecket waren. Sie wurden sieben bis acht Vicunjas und ein Guanaco gewahr. Sie blieben aber überzeuget, es könnten die Indianer selbst die St. Juliansbay nicht bewohnen; ihre Wohnplätze müßten sehr weit davon entfernet seyn; diejenigen, wovon sie Fußtapfen gesehen, wären Aucaer, Peguencher oder Indianer aus Chili, welche dahin kommen könnten, Salz zu hohlen. Es war in der That zu bewundern, daß man todte Pferde daselbst gefunden: die Reiter aber mußten von andern Orten hergekommen seyn, vornehmlich von der Seite von Chili, wo diese Thiere in großer Anzahl sind; da hingegen die Völker an der Mittagsseite des festen Landes sich keiner bedienen.

Quiroga. 1745.

Die Hoffnungen des Hofes schlagen fehl.

Sonnabends, den 28sten endlich, wurde in dem Rathe ausgemacht, die Absi[...] Königes wäre nicht, daß sich die Missionarien in einem Lande aufhalten sollten, wo [...] allein keine Ungläubigen zu bekehren wären, sondern wo es auch nicht einmal möglich [...] zu leben. Man schickete sich auch an eben dem Tage zur Abreise an, da sich der [...] gen Südwest wandte. Da die Schaluppe an das Land gegangen war: so fand eine[...] denen Soldaten, die man dahin geschicket hatte, mitten auf dem Felde einen Pfahl mi[...] ser Schrift: JOOHN WOOD. Der Wind, welcher sich den folgenden Tag nicht [...] derte, erlaubete noch nicht, die Bay zu verlassen, und diese Zeit wurde angewandt, [...] falls ein Denkmaal, dem Ankerplatze gegen über, mit diesen vier spanischen Worten: [...] nando Phelipe V, año de 1746, aufzurichten. An eben dem Tage, welches der [...] März war, da sich der Wind gen Westen gedrehet hatte, wurde der Anker um fünf [...] des Abends gehoben, und man gieng aus der Bay, um das Vorgebirge gen No[...] liegen zu lassen.

Irrthum in des Admiral Ansons Tagebuche.

Nach so vielen genauen Beobachtungen, die mit denen verglichen werden, [...] man bisher gemacht hatte, wird man nicht verlegen seyn, was für eine Partey man [...] schen des Admiral Ansons Capellane, welcher auf Treu und Glauben einiger Reisende[...] sichert, die St. Juliansbay nähme einen großen Fluß auf, der aus einem großen S[...] me, woraus auch ein anderer großer Fluß entspränge, den er la Campana nennet, [...] der sich in das Südmeer ergießt, oder so vielen geschickten Beobachtern ergreifen soll, [...] che vielmals zu Lande und zu Wasser ganz um die Bay herum gegangen, und versi[...] daß sie keinen Fluß erhielte. Gleichwohl war es diese vorgegebene Gemeinschaft der b[...] Meere durch zween Flüsse, von denen man vermuthet, daß sie ihre Quelle in einem [...] ßen See hätten, welche verursachet hatte, daß man in dem königlichen Rathe von [...] einen Anschlag gefasset, sich in der St. Juliansbay niederzulassen. Da ihre Ein[...] nach dem P. Quiroga, im neun und vierzigsten Grade zwölf Minuten Süderbreite [...] so sind diejenigen, welche sie in neun und vierzig Grad mit dem Unterschiede einiger M[...] ten gesetzet, eben in keinen großen Irrthum gerathen. Eben dieser Missionarius bem[...] ihre Länge, nach dem Pico von Teneriffa genommen, wo die Spanier ihre erste Mit[...] linie setzen, durch dreyhundert und eilf Grad, vierzig Minuten. Die Einfahrt der[...] ist um so viel schwerer, weil fast nichts vorhanden ist, woran man sie erkennen kann: [...] wenn man nicht die Höhe hat nehmen können, so kann man nur nach der Schätzung [...] von urtheilen, welche niemals eine gewisse Regel ist. Wenn man auch die Höhe selbst [...] so darf man sich ihr doch niemals, als mit großer Vorsicht nähern; weil die erste [...] die man entdecket, voller Untiefen bey der Einfahrt ist. Die drey Missionarien haben [...] unterlassen, gute Lehren allhier zu geben, welche durch ihre Erfahrung bestätiget werde[...]

Schifferbeobachtungen wegen des Hafens St. Julian.

Fast gegen Westen von der Einfahrt des Hafens, sieht man einen sehr hohen H[...] der sich denjenigen von weitem zeiget, die von Nordost kommen, und den man anfän[...] für eine Insel halten sollte. So wie man sich aber derselben nähert, so entdecket man [...] die Spitze der drey andern Hügel, welche ebenfalls das Ansehen so vieler Inseln ha[...] Kömmt man von der drey Königesinsel: so muß man sich ein wenig vom Lande h[...] weil die Küste mit Klippen besetzet ist. Wenn man aber im neun und vierzigsten Grade [...] so muß man dem höchsten von den vier Hügeln mit den Augen folgen, und sich dem [...] nähern, um sich Ost und West von diesem Hügel zu setzen. Alsdann wird man die [...] Bucht finden, welche v onder Nordostseite kenntlich ist; weil sie gegen Norden eine [...]

von sehr weißen Felsen bildet. Das Land, welches gegen Süden ist, bis nach Santa Cruz ist niedrig, und ebenfalls mit Felsen besetzet, die gleichsam eine große weiße Mauer machen.

Quiroga. 1745.

Bey der Ebbe können die Schiffe in den Hafen nicht einfahren. Es bleibt alsdann nur ein schmaler Canal, der nur drittehalb oder höchstens drey Faden Wasser hat, und welcher gegen Südwest bis an den Fuß einer Spitze läuft, wo einige Felsen sind. Von da wendet er sich gegen Süden, ziemlich nahe bey der Westküste. Bey der Fluth ist die Einfahrt den größten Schiffen leicht, weil sich noch sechs Faden mehr Wasser daselbst befinden. Wenn man indessen keinen erfahrenen Lootsmann hat: so muß man das Senkbley auswerfen, ehe man einfährt, und die Mündung des Canales erforschen lassen. Man räth so gar, die Zeit zu nehmen, wo die Fluth anfängt, nicht mehr so stark zu seyn, damit man im Stande sey, vor Anker zu legen, wenn es anfängt, zu ebben. Die großen Schiffe können so weit verfahren, bis sie hinter den Inseln sind, wo stets dreyzehn bis vierzehn Faden Wasser auf einem guten Grunde fettes, schwarzes Erdreiches sind, das mit einem feinen Sande vermenget ist. Die starken Winde machen da keine Wellen, weil das Land den ganzen Hafen bedecket. Er schließt kleine Inselchen ein, welche die Fluth nicht bedecket, und die niemals ohne Wasserhühner sind. Wenn es um die Hälfte Ebbe ist: so ist eine Vertiefung, die sich gegen Süden befindet, und welche man bey der Fluth für das Meer selbst nimmt, ganz trocken.

Der Hafen St. Julian ist den Sommer über durchaus ohne süßes Wasser. Die Quellen und Lachen, die man gegen Westen findet, sind drey bis vier Meilen davon entfernet; und die nächste, die sich gegen Nordwest des Einganges befindet, ist zwischen zweenen Hügeln sehr erhaben, die es schwer machen, sie zu finden. Im Winter aber, werden von dem Zerschmelzen des Schnees kleine Bäche, die sich in das Meer ergießen. Man giebt vor, es würde leicht seyn, diesen Hafen zu befestigen, wenn man eine Batterie auf der Steinspitze machete, die gegen Südwest von der ersten Einfahrt ist; weil diese Einfahrt sehr schmal ist, der Canal nur einen Flintenschuß breit ist, und, da bey der Ebbe die ganze Bucht, ausgenommen an ihrer Spitze, fast trocken ist, so, daß sie nur drey Faden Wasser in dem Canale selbst hat, die Schiffe ihr Geschütz nicht brauchen könnten. Ueber dieses würde es zu den Festungswerken nicht an Steinen fehlen; und aus den sich versteinernden Austerschalen würde man einen sehr guten Kalch machen können. Man findet auch in denen Hügeln, die gegen Süden von dem Hafen liegen, einen sehr guten Talk, Pflaster daraus zu machen. In dem Hafen selbst würde man viele Fische fangen können. Er ist mit einer Art Fische angefüllet, welche dem Cabillau sehr ähnlich sind. Man sieht daselbst eine Menge Wasserhühner, Gänse und andere Seevögel. Die gemeinsten Landthiere sind Strauße, **Guanacoe**, Füchse, **Vicunjas** und die **Quichinchoe**. Das ganze Land aber ist unfruchtbar, und voller Salpeter. Die Viehheerden würden daselbst keine Weide finden, außer um den Gesträuchen und unter den Röhren bey den Quellen. Es findet sich nirgend ein Baum, dessen Holz könnte verarbeitet werden. Was die Witterung betrifft, so ist die Luft trocken, und die Kälte im Winter sehr scharf.

Die Fregatte, welcher man auf ihrer Rückreise zu folgen, nicht Umgang haben kann, fand nichts merkwürdiges bis auf den 10ten, da sie im fünf und vierzigsten Grade auf der Höhe einer Bucht gegen Süden von dem Vorgebirge las **Matas** war, wo sie das Meer sehr aufgeschwollen fand. Gegen diesem Vorgebirge über sind zwo Inseln, wovon die größte eine Meile von dem festen Lande, und die kleineste, welche auch die niedrigste ist,

Quiroga. 1745.

vier Seemeilen davon liegt. Alle beyde sind in gleicher Linie Südost und Nordwest. N her um das Vorgebirge herum sind vier andere, eine große an der Südspitze, und drey dere in dem Innern der Bay. Uebrigens hat dieses Vorgebirge sehr schlecht den Na des Sträucherrvorgebirges erhalten. Die spanischen Beobachter sahen nicht einen ein Strauch daselbst. Es ist das dürreste Land von der Welt. Die Ströme gehen da sehr stark gegen Süden und Norden und folgen einerley Richtung mit der Fluth. Küste ist von mittler Höhe, und von Zeit zu Zeit mit einigen Felsen durchschnitten. beyden Spitzen des Vorgebirges bilden eine Bucht. Man lief ohne Hinderniß in die ein, und legete fast im Mittelpuncte in dreyßig Faden Wasser, anderthalb bis zwo meilen vom Lande, vor Anker. Der Alferez, der erste Pilote, und der P. Quiroga ten sich in die Schaluppe, und fanden in dem Innern der von den beyden Spitzen Vorgebirges gebildeten Bucht, eine sehr gute Bay, die in allen ihren Theilen so tief daß man zehn Toisen weit vom Ufer sieben bis acht Faden Wasser auf einem schw Sandgrunde fand, und vor allen Winden, ausgenommen den Ost- und Nordostwi bedecket lag, welche in dieser Gegend nicht sehr zu fürchten sind.

Sie stiegen darauf auf die höchsten Hügel, um gegen Norden die Bay **los Ca rones** zu entdecken, welche eine andere und einen kleinen Arm von der See gegen S von dem Vorgebirge einschließt. Nachdem sie sich um sechs Uhr des Abends wie Schiffe gesetzet: so kamen sie ungemein ermüdet von einem drey Meilen in einem Lande ler Steinen gethanen Marsche zurück. Den andern Morgen legete man sich beym bruche der Nacht in der Bay **los Camarones** in fünf und zwanzig Faden Wasser e nem feinen Sandgrunde, anderthalb Meilen vom Lande, vor Anker. Diese Bay i groß. Man würde daselbst allen Winden ausgesetzet seyn, wenn man an der S nicht ziemlich nahe bey dem Lande vor den Südwest, Süd und Südostwinden bedeck gen könnte. Es scheint so gar, daß man an der Nordseite, vor den Nord und No winden nicht weniger bedecket seyn würde. In der Mitte der Bay ist eine Insel v ner Seemeile lang, deren Ostspitze eine Reihe von Untiefen und kleinen mit Seevögel Seewölfen bedeckten Inselchen machet. Die Beobachter gaben der Insel den Na **St. Joseph**; und ihre Höhe, die nach dem Mittelpuncte genommen wurde, war und vierzig Grad, zwey und dreyßig Minuten.

Den 13ten giengen der Alferez, der P. Strobel, und sechs Soldaten aus, die schaffenheit des Erdreiches zu beobachten, und einige Indianer zu suchen. Sie kamen gen Abend wieder an Bord, nachdem sie vier Seemeilen unter Dornen und Felsen, von ihnen die Füße ganz blutig waren, vergebens gegangen. Ein großer Platz voll ser, welches sie in der Entfernung gesehen hatten, war ihnen anfänglich als ein Fluß gekommen. Da sie sich demselben aber genähert: so hatten sie nur einen Regenbach g den, welcher sich bloß zur Zeit des Regens, und wenn der Schnee schmilzt, anfüllet übrige Zeit des Jahres aber trocken bleibt. Dieß ist der Fluß, den man in einigen ten angemerket findet, den man in diese Bay fallen läßt, um welche herum weder süß Wasser, noch Holz, noch die geringste Spur von Wilden findet. kann das Land nicht bewohnet werden. Man findet nur in dieser und in der St. liansbay **Camaronen**.

Den 14ten schickete man sich an, den **Rio de los Sauces** zu suchen, und den dern Morgen setzete man sich Nord und Süd von dem Vorgebirge **St. Helena**, wel

Quiroga. 1745.

gegen Norden von der Bay ist, woraus man den vorigen Tag gegangen war. Die Polhöhe fand sich vier und vierzig Grad dreyßig Minuten. Diese Küste ist fast durchgängig sehr niedrig. Man sieht daselbst nur einige Felsen, die sich ein wenig erheben, und sich von weitem wie Inseln zeigen. Man fand sich den 18ten in zwey und vierzig Grad fünf und dreyßig Minuten, auf welcher Höhe man gemeiniglich Rio de los Sauces setzet: der Wind aber erlaubete nicht, sich der Küste zu nähern; und da das Wasser anfing, abzunehmen, so hielt man dafür, daß dieser Fluß, welcher ziemlich nahe an Buenos Ayres ist, und leichtlich kann besuchet werden, um so viel weniger Beobachtungen verlangete, weil man viel näher bey der Straße einen Sitz anzulegen gedachte. Ueberdieses nöthigte der Winter, worinnen man sich bereits befand, sich des Windes und der Ströme, welche anfingen, sich im ein und vierzigsten Grade merken zu lassen, zu Nutze zu machen, damit man wieder nach Buenos Ayres kommen möchte. Man steuerte also gegen Norden, und kam den 31sten bey dem Vorgebirge St. Maria an; und den andern Morgen entdeckete man gegen Westen den Zuckerhut. An eben dem Tage wurde man ein Schiff gewahr, welches in den Rio de la Plata einlaufen wollte. Es war eine spanische Tartane, die vom Don Joseph Marin, einem Franzosen von Geburt, der sich aber in Spanien gesetzet hatte, geführet wurde, und im Jennermonate mit neuen Befehlen an den Statthalter zu Rio de la Plata aus Cadix ausgelaufen war. Die Gefährlichkeiten eines Flusses, den er nicht kannte, macheten, daß er es als ein Glück ansah, daß er die Fregatte angetroffen. Den andern Morgen um sechs Uhr fand man sich vor Maldonado; und den 4ten April Abends um fünf Uhr legete man sich drey Meilen von Buenos Ayres glücklich vor Anker.

Allgemeine Vorstellung der Küste von Buenos Ayres bis nach der magellanisch. Straße.

Der P. Quiroga endiget mit einer allgemeinen Vorstellung der Küste von der Bay de Rio de la Plata an bis an die magellanische Straße. Sie ist zwischen dem sechs und dreyßigsten Grade vierzig Minuten, und dem zwey und funfzigsten Grade zwanzig Minuten Süderbreite gelegen. Von dem Vorgebirge St. Anthon, wo an der Westseite die Mündung des Rio de la Plata anfängt, bis an die Bay St. Georg läuft sie gen Südwest bis an das weiße Vorgebirge; von dem weißen Vorgebirge bis an die drey Königsinseln Nord und Süd; von da bis nach Rio Gallejos Südsüdwest, und in diesem Raume machet sie viele Buchten. Von Rio Gallejos bis an das Jungfernvorgebirge, das ist fast bis an die magellanische Straße, läuft sie gen Südost. Das Land ist bis auf vierzig Grade so niedrig, daß die Schiffe gar nicht hinankommen können. Von dieser Höhe an aber findet man solches, wenn man gegen Süden fährt, bis an die St. Juliansbay sehr hoch. Man findet bis auf die Höhe von sechs und vierzig Grad, vierzig Faden Wasser bis auf eine halbe Meile vom Lande. Von der St. Juliansbay bis an den Fluß Santa Cruz ist das Land niedrig, mit einem sehr guten Grunde überall, aber wenig Gestade. Von dem Flusse Santa Cruz bis an Rio Gallejos ist es mittelmäßig hoch, darauf sehr niedrig bis an das Jungfernvorgebirge. Man kann sich dem Vorgebirge las Matas bey Nacht nicht nähern, ohne bey den Inseln gegen über einige Gefahr zu laufen, die sehr weit in die See vorgehen. Die Küste von den drey Königesinseln endlich bis an die Insel St. Julian ist nicht sehr sicher, und die Klugheit räth, daß man daselbst auf der hohen See bleibe.

Was die Winde betrifft: so herrschen der Nordwind, der Nordost, der West und der Südwest den ganzen Frühling und Sommer über auf diesen Meeren. Der Ost und Südost, welche die gefährlichsten seyn würden, wehen in diesen beyden Jahreszeiten gar nicht. Der Südwestwind schwellet das Meer daselbst sehr auf; und man ist fast gewiß,

ver-

Quiroga. 1745.

versichert, bey den Zusammenkünften, dem Gegenscheine und den Veränderungen Mondesviertel die See aufgeschwollen zu finden. Die Ebbe und Fluth machet eine den größten Schwierigkeiten bey dieser Schiffahrt. An einigen Orten steigt die Fluth auf sechs Faden gerade in die Höhe, und machet, daß sich die Ströme sehr ändern, einige gegen Norden, andere gegen Süden treiben, oder wenn sie einander begegnen, lenken sie sich gegen Osten und Südosten.

Dieser weite Raum beut keine andere Zuflucht für die Schiffe dar, als den verlang ten Hafen, die St. Juliansbay und die St. Gregoriusbay. Man findet in der ersten ne Quelle, wo man Wasser einnehmen kann. Die ganze übrige Küste aber ist so daß man nicht einmal einen einzigen Baum sieht. Nur in der St. Juliansbay kann Brennholz, überflüßige Fische, und viel Salz finden. Die Kälte läßt sich an dieser zen Küste und so gar im Sommer fühlen; und man hält dafür, sie müsse im Winter aus stark seyn, wenn man die große Menge Schnee bedenkt, die auf der Cordillera dem platten Lande fällt, welches er nicht fruchtbar machet, und welches wegen seiner digen Dürre nichts hervorbringen kann. Daher kömmt es, daß diese ganze unbewohnet ist.

Ungewisse Nachrichten von dieser Küste.

Es scheint, daß von dem Flusse de los Sauces oder der Weidenbäume, welch nige el Desaguadero genannt haben, sich kein anderer auf dieser ganzen Küste finde. jenigen, welche sich gerühmet haben, daß sie einen gesehen, und welche ihn auf ihren ten gezeichnet haben, haben einige Regenbäche, die beym Schneeschmelzen und bey ßen Regen anlaufen, dafür angenommen. Indessen ist es nicht unmöglich, daß die nier nicht einige sollten übersehen haben, ob sie gleich die Küste mit mehr Genauigkeit suchet haben, als man vor ihnen gethan hat, und daß diejenigen, wovon einige andere fahrer geredet haben, nicht vorhanden sind. Man darf sich auf eine Menge anderer stände, die sich in den Tagebüchern der ersten Reisenden befinden, nicht mehr verlassen. eine versichert z. E. er habe auf den höchsten Küsten des verlangten Hafens Knochen Menschen sechzehn Fuß lang gesehen: indessen hatten doch die einzigen drey Leichname, che die spanischen Beobachter gefunden, nichts außerordentliches. Andere sagen, man ge in einer Bucht eben desselben Hafens viele Fische, und indessen warfen doch die nier daselbst vergebens ihre Netze aus. Ein anderes Tagebuch endlich giebt der St. liansbay Austern von eilf Handbreit im Durchschnitte; und das Schiffsvolk auf dem Anthon wurde nichts dergleichen gewahr.

Die Küste kann nicht bewohnet werden.

Man muß schließen, daß dieser letzte Besuch einer so wenig besucheten Küste weit richtigere Kenntniß davon gegeben, als man bisher noch gehabt hat. Es ist geworden, daß sie weder Einwohner hat, noch haben kann, und die Missionarien der Hoffnung entsaget, daselbst ihren Eifer auszuüben. Bey denen Unterredungen, P. Cardiel das Jahr darnach mit einigen Gebirgern von den äußersten Enden der ten Länder gehabt, vernahm er von ihnen einige besondere Merkwürdigkeiten ihres

Zwo Merkwürdigkeiten.

deren Wahrheit zu erforschen einem andern Missionarius y) aufgetragen wurde. Eine von war, es befände sich in ihren Gebirgen eine steinerne Bildsäule, die bis an den

y) Der P. Falconet. Man setzet aber nicht hinzu, was er für Erfolg bey demjenigen gehabt, ihm aufgetragen worden.

tel eingegraben wäre, deren Arme so dick, wie ein Schenkel eines Menschen, wären. Eine andere weit wichtigere Sache, welche durch den Bericht aller Indianer aus diesen Gegenden bestätiget wurde, betraf den Weidenbäumenfluß. Man sagete dem P. Cardiel, es theilete sich derselbe, wenn er nahe an das Meer käme, in zweene Aerme, und auf der Insel, welche durch diese Theilung gemacht würde, fänden sich Spanier, das ist Europäer; denn die Indianer des Landes nennen alle Europäer Spanier. Man bemerket gleichwohl, daß die Jesuiten in Paraguay nicht wissen, ob dieses Eyland bewohnet sey. Diejenigen, welche diese Erzählung macheten, setzeten hinzu, ihre Vorfahren hätten mit diesen Spaniern gehandelt: da sie aber einige von ihnen getödtet, so wäre ihre Gemeinschaft unterbrochen worden; man sähe sie gleichwohl noch zuweilen mit Schaluppen in das große Land gehen; und die ältesten Indianer hätten niemals gewußt, wie, und zu welcher Zeit sie sich in dieser Insel gesetzet hätten.

Quiroga. 1745.

Der VIII Abschnitt.

Küste der Statthalterschaft Rio de la Plata bis nach Brasilien.

Küste Rio de la Plata

Wem man dabey vornehmlich folget. Weiten. Ilha dos Castilhos. St. Petersfluß. Fluß Tamarandahu. Lagoa Hafen Bioza. Upaba. Rio Patos. Beschaffenheit der Einwohner. Catharineninsel. Isla de Arveredo. Inseln Gale und Tayagua. Enseado de Garoupas. Tojahug. Tapuca. See Parnagua. Fluß Ararapira. Fluß Uguaa.

Man hat noch, in Ansehung der Folge der Küste bis nach Brasilien, dasjenige zu thun, was man bis hieher in Ansehung der vorhergehenden Theile gethan hat. Ob sie gleich zu der Statthalterschaft de la Plata gehöret: so hat man dennoch nur eine unvollkommene Kenntniß davon, welche durch die Mannichfaltigkeit der Berichte und Zeugnisse noch dunkler wird. Unter vielen Tagebüchern von verschiedenen Nationen aber, wollen wir uns nur bey des Emanuel Figueredo, eines Portugiesen, und Theodor Reuters, eines Holländers, ihren aufhalten, die für die richtigsten geachtet werden.

Wem man dabey vornehmlich folget.

Figueredo rechnet siebenzig Meilen von dem Vorgebirge St. Maria bis an den St. Petershafen, und nennet in diesem Zwischenraume nichts. Reuter setzet zehn Seemeilen von eben diesem Vorgebirge eine andere Spitze, und vor solche zwo Inseln, wovon eine Ilha dos Castilhos heißt, und sich von weitem in der Gestalt einer Schanze zeiget. Ihre Lage, saget er, ist vier und dreyßig Grad vierzig Minuten Süderbreite. Von dieser Insel rechnet man sechs und zwanzig Seemeilen bis nach Marmanto, und von Marmanto sechs und zwanzig bis nach dem großen Flusse, welcher mit dem St. Petersflusse einerley ist. Die ganze Küste, welche sich zwischen West und Nord strecket, ist beständig mit kleinen sandigen Höhen besetzet. Man sieht, daß der Unterschied in der Rechnung der beyden Lootsen acht Seemeilen ist. Der große, oder St. Petersfluß ist bey seiner Mündung nicht sehr breit: er ist aber weiter im Lande breiter, und steigt gegen Nordwest bis an das Land der Indianer hinauf, welches man Patos nennet. Man sieht ihn als einen der tiefsten und schiffbarsten von diesem Theile des festen Landes an.

Weiten.

Ilha dos Castilhos.

St. Petersfluß.

Darauf nennet Figueredo den Fluß Tamarandahu, ohne die Weite zu melden; und Reuter rechnet zehn Seemeilen zwischen diesen beyden Flüssen. Figueredo setzet vierzehn und eine halbe von Tamarandahu bis an Rio Iboipetinhi; von da bis nach Arrarangue

Fluß Tamarandahu.

Küste Rio de la Plata.

gue zehn, und noch fünfe weiter bis an den Fluß Lagoa. Reuter zählet ihrer vierzehn Tamarandahu bis nach Arrarangue, und neune von Arrarangue bis nach Lagoa. Der letzte Fluß, welchen andere den Hafen Biaza nennen, nimmt nur kleine Fahrzeuge der Seite ein, die sich gegen Mittag neiget, und zeiget eine kleine Insel, Namens Rero, unter welcher man in einer Bucht bequem vor Anker liegt.

Lagoa. Hafen Biaza.

Upaba.

Von Lagoa bis nach Upaba sind acht Seemeilen nach dem Figueredo und sechs Reutern. Die Spanier nennen Upaba ohne Unterschied Barra de Ibuasiip und d'Upaba. Sie lassen ihn bis in das Land der Patoer hinaufgehen. Seine Münd ist nicht sehr breit und hat nicht über sieben Handbreit Wasser: inwendig im Lande aber er breiter und tiefer.

Rio Patos.

Von Upaba rechnet Figueredo zehn Seemeilen bis an die Insel St. Cathar welcher gegen über er den Rio Patos aus dem festen Lande im neun und zwanzigsten Gr Süderbreite kommen läßt: Reuter aber setzet nur sieben Seemeilen zwischen Upaba und de Patos, den er vor der mittäglichen Spitze der St. Catharineninsel herauskommen läß

Beschaffenheit der Einwohner.

Die ganze Küste, welche man durchstrichen hat, ist von Menschenfressern bewo wovon die meisten den Portugiesen todtfeind, und auch für die andern Europäer fürc lich sind. Selbst diejenigen, die sich dem portugiesischen Joche unterworfen haben, gegen die Europäer von andern Nationen nicht besser gesinnet. Da anderer Seits Meer hier sehr stürmisch und die Kälte von dem Märzmonate bis in August sehr hef ist: so räth man niemanden, sich alsdann dieser Küste zu nähern.

Catharineninsel.

Die St. Catharineninsel, deren Beschreibung man in einem andern Bande mi theilet, erstrecket sich acht Meilen in die Länge von Mittage gegen Norden. Sie hat nen bequemen Ruheplatz, außer vielleicht unter einer kleinen Insel, die ihre mittägli Spitze besetzet, und Isla de Arvoredo heißt; weil sie in der That mit einer großen zahl Bäume bewachsen ist. Man findet daselbst Wasser und Holz im Ueberflusse, welc auf dieser Küste sehr selten ist.

Isla de Arvoredo.

Inseln Gale und Toyagua.

Von St. Catharinen rechnen die beyden Lootsen drey Meilen bis nach der Insel, sie Gale nennen. Nach dem Vorgebirge Mandivi gegen Süden setzet Reuter eine kleinen Inseln angefüllete Bay in das feste Land, welche nur unter dem indianischen Nam Toyagua bekannt ist. Er setzet die Lage dieses Vorgebirges in acht und zwanzig Gr funfzehn Minuten Süderbreite. Von dem Vorgebirge Mandivi trifft man, nach de Figueredo, gegen Nordwest für diejenigen, welche der Küste folgen, eine Bay an, we che die Portugiesen Enseada de Garoupas nennen, und von da eine hohe Küste bis den Fluß, welchen die Indianer Tajahug heißen. Der Raum ist von sechs Seemeilen Von dem Flusse Tajahug bis an den Fluß St. Franciscus rechnet eben der Reisebeschrei sieben und zwanzig Seemeilen, und läßt in dem Zwischenraume den Fluß Rapu heraus gehen.

Enseada de Garoupas. Tajahug.

Reuter rechnet nur fünf Meilen von dem Vorgebirge Mandivi bis nach dem Fluß Tajahug, und stellet hier die Küste zwischen West und Nord vor. Er setzet eine sehr gro Bay darzwischen, die er Garoupas nennet. Nach seiner Beobachtung ist der Fluß Ta jahug acht und zwanzig Grad Süderbreite.

Die

Küste Rio de la Plata.

Tapuca.

Der Fluß Tapuca, welcher ihm auf eben der Küste folget, ist bis itzo nur noch dem Namen nach bekannt. Von da bis zu dem Flusse St. Franciscus zählet Reuter zwölf Seemeilen zwischen Nordwest und Nordost. Er giebt dem Flusse St. Franciscus zwo Mündungen, welche zwo Seemeilen weit bis in das Meer gehen, und welche durch drey Eylande verschlossen werden, so daß die Schiffe von Süden und Norden daselbst einlaufen. Der erste von diesen beyden Canälen, das ist derjenige, wo man von Süden einläuft, heißt Aracari, und der andere Bopitanga: dieser Fluß aber wird wenig von den Schiffahrern besuchet.

See Paruagua.

Von dem St. Franciscusflusse bis zum See Paruagua zählet Reuter zwölf Seemeilen, und Figueredo funfzehn. Dieser See liegt in 25 Gr. 10 Minuten und nach dem Figueredo 40 Minuten, in dem gebirgigen Lande Pernacapiaba, und ist nicht weniger, als sechs bis sieben Meilen lang in eben der Richtung wie das Ufer des Meeres, womit er durch drey Canäle eine Gemeinschaft hat. Der mittäglichste, welchen die Indianer Ibopupetuba nennen, hat gegen die Mündung sechs Faden Wasser; und zeiget eine Seemeile von der Küste einen sehr bequemen Aufenthalt für die Schiffe. Der mittelste, welcher von dem ersten eine oder zwo Seemeilen weit entfernet ist, und Baisaguazu heißt, ist an der Mündung fünf Faden tief. Der dritte, welcher nur zwo Meilen von dem mittelsten ist, hat sechs Faden Tiefe und heißt Süparabü.

Fluß Ararapira.

Zwischen dem See Paruagua und dem Flusse Ararapira zählet man fünf oder sechs Seemeilen. Diese Gegend biethet süß Wasser und allerhand andern Vorrath dar. Die Einwohner sind Feinde der Portugiesen, und bezeugen nur gegen diejenigen eine Gewogenheit, die eben den Haß gegen sie tragen. Der Ararapira fällt der mittäglichen Spitze der Insel Cananea gegen über in das Meer, welche in einer Bay liegt, die sie anfüllet, und deren andere Spitze, die nordliche nämlich, nach einem andern Flusse geht, Itacuatiara genannt, wo man an dieser Insel am besten liegen kann. Man giebt ihm ungefähr fünf Faden Wasser. Figueredo rechnet eilftehalb Seemeilen zwischen dem Ararapira und Itacuatiara. Die Portugiesen haben Wohnplätze daselbst.

Fluß Uguaa.

Von dem zweyten dieser Flüsse bis nach dem Flusse Uguaa zählet man zehn Seemeilen; und nach Reuters Anzeige zehen bis Capivari, nach Figueredoes seiner aber zwölfe. Die Küste strecket sich hier zwischen West und Nord. Zwo Seemeilen von Capivari fängt die Hauptmannschaft (Capitainie) St. Vincent, die erste Provinz von Brasilien, an. Figueredo belehret uns, daß die Portugiesen an der Mündung dieses Flusses eine Stadt, Namens Concepcion, haben, und daß die Rhede Itariano heiße.



Das VIII Capitel.

Naturgeschichte der spanischen Landschaften in dem südlichen America.

Einleitung.

Einleitung.

Da ich hier das spanische Gebieth verlasse, um meine Reisen in die andern euro schen Colonien in America fortzusetzen: so darf ich es nicht vergessen, daß ich als einmal eines Artikels von der Naturgeschichte gedacht, wohin ich alle die M würdigkeiten verwiesen, welche unter diesem Titel können begriffen werden. Es ist Zeit, ich mein Versprechen erfülle, welches ich nicht von ungefähr gethan habe. Ich unte michs, mir ein Verdienst aus der Sorgfalt zu machen, die ich bey den geograph Beschreibungen angewandt habe, dasjenige mit einiger Methode zu vertheilen, wa Witterung der Himmelsluft, die allgemeinen Beschaffenheiten des Erdreiches, mit e Worte alles dasjenige betrifft, was zu den physikalischen Eigenschaften einer jeden Ge gehöret. Ich habe dadurch denenjenigen, die keine Neigung zu dergleichen Kenntn haben, viele verdrüßliche Beschreibungen ersparet. Es ist mir aber itzt noch übrig, denen Sachen, welche diese Länder von Natur hervorbringen, und derjenigen Ordnun handeln, welcher ich in Ansehung der Berichte von den Reisen und der Beschreibun gefolget habe.

Naturgesch. der americ. Landenge.

Der I Abschnitt.

Naturgeschichte der americanischen Landenge.

1) Bäume, Früchte und Pflanzen.

Baumwollenbaum. Cedern. Maca und seine sonderbaren Eigenschaften. Bibby und sein Saft. Cocosbäume und Platanen. Mammey. Ananas und beißende Birne. Anmerkung wegen der Mazanillen. Wie aus dem Maho Seile gemacht werden. Berühmte Calebassen von Darien. Seidengras. Leichtholz und dessen Gebrauch. Braune Tamarinden und unächter Zimmet. Zwo Arten von Bambus. Beobachtungen wegen der Manglebäume. Zweyerley Pfeffer. Vortreffliches Färbeholz. Die größt Bäume des Landes Carthagena. Habilla un dessen außerordentliche Tugenden. Sehr gemei ne Sensitiva. Getreyde und Korn. Wie der Bollo gemacht wird; wie die Cassave. Kor brodt selten. Canoten. Verschiedene Art Früch te. Dreyerley Plantanen. Papaien und Gu inabanen. Art von Limonien, Sutiles genann Früchte, die nicht da fortkommen. Landtoback Art der Indianer, ihn zu rauchen.

Da das ganze Land voller Gehölze ist: so enthält es eine große Mannichfaltigkeit v Bäumen, Pflanzen, und Früchten, deren Arten nicht allein in Europa unbekan sondern auch von denen in den andern Theilen eben dieses Landes unterschieden sind. Lio nel Waffer, welcher sich besonders beflissen, solche zu beobachten, giebt dem Baum

welcher die Baumwolle trägt, den ersten Rang. Es ist der größte Baum auf der Landenge; und der Ueberfluß davon ist erstaunlich z). Er trägt eine Schote wie eine Muscatennuß groß, die mit einer Art von Pflaumenfedern oder kurzer Wolle angefüllet ist. Wenn sie kaum reif geworden, so zersprengt sie die Schote und wird von dem Winde weggeführet. Die Indianer brauchen diese Baumwolle stark: das Holz aber nehmen sie, Piroguen daraus zu machen, welche eine Art Fahrzeuge mit Rudern sind, die sich eben so sehr von den Canoten unterscheiden, als unsere Barken von den Booten. Sie brennen die Bäume hohl. Da die Spanier aber erkannt haben, daß ihr Holz zart und leicht zu arbeiten ist: so hauen sie solche sorgfältig ab, um verschiedene Arbeiten daraus zu machen.

Naturgesch. der americ. Landenge.

Baumwollen Baum.

Die Cedern des Landes, vornehmlich die an den Nordküsten, sind nicht allein wegen ihrer Höhe und Dicke, sondern auch noch wegen der Schönheit ihres Holzes bekannt, welches sehr roth mit schönen Adern ist, und dessen Geruch den Namen eines Räucherwerkes verdienet. Indessen wird es zu nichts besserm gebrauchet, als der Baumwollenbaum; und die Indianer nehmen diese Bäume auch, Canote und Piroguen daraus zu machen.

Cedern.

Der Maca ist ein sehr gemeiner Baum, dessen Stamm beständig gerade wächst und nicht über zehn Fuß hoch ist. Seine Eigenschaften aber sind ganz sonderbar. Er ist mit einer Art von Bluhmenbinden oder Guirlanden gekrönet, die von langen und scharfen Spitzen vertheidiget werden. Mitten in dem Baume ist ein Mark, wie des Hollunders seines. Der Stamm ist bis an die Spitze nackend; daselbst aber gehen Zweige heraus, die dasjenige bilden, was man Guirlanden aber Bluhmenbinden genannt hat, weil sie anderthalb Fuß breit und eilf bis zwölf Zoll lang sind, unvermerkt nach und nach bis an das äußerste Ende abnehmen, und ihre Ordnung und ihre Dicke also dieses Ansehen machen. Sonst sind diese Zweige, wie gesaget, mit langen Spitzen bedecket, und dazwischen mit einer Frucht vermischet, welche eine Art von eyrunder Traube ist, die aus vielen Früchten von der Große einer kleinen Birne gebildet wird. Ihre Farbe ist anfänglich gelb: sie wird aber beym Reifen röthlich. Eine jede Frucht hat ihren Kern. Das Fleisch ist zwar ein wenig hart, aber doch lieblich und gesund. Die Indianer hauen oftmals die Bäume ab, in der bloßen Absicht, die Frucht davon zu essen. Weil indessen das Holz derselben hart, schwer, schwarz und leicht zu spalten ist: so brauchen sie es ordentlich, ihre Häuser davon zu bauen. Die Mannspersonen machen Pfeilspitzen, und die Weibespersonen Schiffchen zu ihrer Baumwollenarbeit daraus.

Maca und seine besondern Eigenschaften.

Der Bibby, eine Art von Palmbaume, welcher diesen Namen von einem Safte hat, den er tröpfelt, ist ein gemeiner Baum auf der Landenge, welchen sein Gebrauch den Indianern sehr lieb machet. Er hat einen geraden aber so dünnen Stamm, daß er ungeachtet seiner Höhe, die bis auf siebenzig Fuß hinauf geht, nicht dicker ist, als ein Schenkel. Er ist ganz kahl, und mit Stacheln bewaffnet, wie der Maca; und seine Zweige, die auch oben aus dem Baume herausgehen, tragen eine große Menge runder Früchte von weißlicher Farbe und so groß wie Nüsse. Die Indianer machen eine Art von Oele daraus, ohne weitere Kunst, als daß sie solche in einem großen Mörser zerstoßen, sie kochen

Bibby und sein Saft.

z) Der Verfasser erinnert, er rede nur von dem festen Lande. Er erinnert sich nicht, saget er, daß er auf den Sambalen, oder St. Blasius oder irgend einer andern von den benachbarten Inseln welche gesehen habe. A. d. 95 S.

Naturgesch. der americ. Landenge.

chen lassen und sie pressen. Darauf schäumen sie den Saft so wie er kalt wird. Das
re, welches sie abnehmen, wird ein sehr klares Oel, welches sie mit den Farben vermi
womit sie den Leib bemalen. Wenn der Baum jung ist: so durchbohren sie den Sta
um durch ein Blatt, welches sie zusammen rollen, wie einen Trichter, den Saft he
laufen zu lassen, den sie Bibby nennen. Man sieht ihn mit großen Tropfen heraus
gen. Der Geschmack ist ziemlich angenehm, aber stets ein wenig herbe. Sie tri
ihn, wenn sie ihn einen oder ein Paar Tage haben stehen lassen.

Cocosbäume u. Platanen.

Auf den Inseln der Landenge finden sich Cocosbäume: auf dem festen Lande aber
Waffer keinen gesehen. Dagegen haben die meisten Inseln keine Platanen, und das
Land ist damit angefüllet. Die Platanen der Landenge haben kein anderes Holz, al
ren Stamm, um welchen viele lange und dicke Blätter eines über dem andern wachsen,
Arten von Büschen oder Straußern machen, an deren Spitze oben die Früchte sich
der Länge erheben. Die Indianer pflanzen diese Bäume Alleen- und Buschweise, w
die Landschaft durch das bloße Grün der Stämme sehr angenehm machen. Man u
scheidet eine andere Art von Platanen, Bonanos genannt, welche eben so gemein
der Landenge sind, deren Frucht aber kurz, dick, süß, mehlicht ist und roh gegessen w
da man die andern hingegen gekochet ißt.

Mammey.

Der Mammey wächst nur in den Inseln; oder wenigstens hat Waffer in de
Theilen der Erdenge, die er durchstrichen, keinen davon gesehen. Sein Stamm is
rade, und ohne Zweige, und nicht weniger als sechzig Fuß hoch. Man machet au
ner Frucht viel, welche die Gestalt einer Birne hat und hier viel größer ist, als in
spanien. Dagegen ist die Frucht des Mammey Sapota viel kleiner, aber viel fester
von einer schönern Farbe. Dieser Baum aber ist in den Inseln der Landenge selten,
wächst so gar nicht einmal auf dem festen Lande. Es kommen auch daselbst keine S
dillen hervor, da sie hingegen in den Eylanden sehr gemein sind. Diese Frucht ist
größer, als eine Bergamottenbirne, und ihre Schale gleicht der Reinetten ihre.
Baum ist von einer Eiche wenig unterschieden.

Ananas und beißende Birne.

Die Ananas, welche alle englische Reisebeschreiber Fichtenapfel (Pomme de Pi
nennen, ist auf der Landenge sehr gemein, und wird in allen Jahreszeiten reif.
findet daselbst eben so überflüßig eine andere Frucht, welche die Indianer nicht weniger
gierig essen, und Waffer die beißende Birne nennet. Ihre Pflanze ist ungefähr
Fuß hoch und sehr dornicht. Sie hat dicke Blätter; an deren äußerste Spitze sich
Birne erhebt, welche die Ausländer für eine sehr gute Frucht halten.

Die Zuckerröhre wachsen hier ohne Wartung. Die Indianer aber brauchen sie
ter zu nichts, als daß sie solche kauen und den Saft aussaugen, unterdessen daß die
nier in ihren Pflanzungen nichts sparen, guten Zucker daraus zu machen.

Anmerkungen über die Mazanillen.

Waffer füget zu der Beschreibung, die man bereits von der Mazanilla gege
hat, noch hinzu, dieser schädliche Apfel verbinde mit der Schönheit seiner Farbe einen

a) Vermuthlich von der Spanier Piña, welchen Namen sie ihr anfänglich gaben. Man kann
in Waffers Beschreibung nicht irren. A. d. 102 S.

angenehmen Geruch; der Baum wachse in einem mit dem schönsten Grüne bedeckten Lande; er sey niedrig und mit Blättern wohl bekleidet, der Stamm aber sey so stark und das Holz so körnericht, daß man es zu den eingelegeten Arbeiten stark brauchet; indessen könne man es doch nicht ohne Gefahr abhauen und der geringste Tropfen von seinem Safte bringe eine Blase auf dem Gliede hervor, das er berühret. „Ein Franzose von unserer Gesellschaft, saget eben der Reisende, hatte sich nach einem kleinen Regen unter einen von „diesen Bäumen gesetzet. Es fielen ihm auf seinen Kopf und auf seine Brust einige Tropfen Wasser, welche daselbst so gefährliche Blasen macheten, daß man Mühe hatte, „ihm das Leben zu erhalten. Es blieben ihm davon noch Narben, so wie von den „Blattern b)„.

Naturgesch. der Americ. Landenge.

Der Maho auf der Landenge ist von der Stärke einer Esche: es findet sich aber noch eine andere Art, die nicht so stark und viel gemeiner ist, welche an den feuchten Oertern wächst. Ihre Rinde ist so klar, wie unser Canevas. Wenn man ein Stück davon nehmen will: so zerreißt sie sich fadenweise bis oben hinauf an dem Stamme. Diese Fäden sind so dünn, aber so stark, daß man allerhand Seile und Thauwerk daraus machet. Waffer erzählet, wie die Indianer auf der Landenge solche verfertigen. „Anfänglich, saget er, „schälen sie die ganze Rinde von dem Baume ab, und zerreißen sie in Stücke. Diese „Stücke klopfen sie, reinigen sie, drehen sie zusammen und rollen sie zwischen ihren Händen oder auf ihren Schenkeln, wie unsere Schuster ihren Pechdraht machen, aber viel „geschwinder. Darinnen besteht ihre ganze Kunst. Sie machen auch Netze davon, die „großen Fische damit zu fangen„.

Wie aus dem Maho Seile gemacht werden.

Die berühmten Calebassen von Darien wachsen daselbst, wie in andern Theilen von America, auf einem ziemlich kleinen, aber sehr dicken Baume, und finden sich auf den Zweigen zerstreuet, wie unsere Aepfel. Die Dicke der Frucht ist ungleich; und ihre Schale, welche allezeit rund ist, enthält in ihrem Raume von zwo bis fünf Pinten. Auf der Landenge aber giebt es ihrer zweyerley Art, eine süße und eine bittere, obgleich ihre Bäume eine genaue Aehnlichkeit haben. Das Wesen der einen und andern Frucht ist schwammicht und voller Saft. Die süßen Calebassen dienen den Indianern zur Erfrischung auf ihren Reisen; das ist, sie saugen den Saft daraus, und werfen das andere weg. Die andere Art ist von einer Bitterkeit, die nicht erlaubet, davon zu essen. Machet man aber einen Arzeneytrank daraus: so hat sie eine vortreffliche Kraft, das dreytägige Fieber und die Colik zu heben. Die Schalen der Calebassen auf der Landenge sind fast eben so hart, als die Cocosschalen, nur daß sie nicht so dick sind. Die Indianer, welche sie zu vielerley Sachen gebrauchen, wissen sie mit einer gewissen Kunst zu malen, und verkaufen sie den Spaniern ziemlich theuer. Sie haben auch Kürbisse, welche sie, wie die unserigen, auf der Erde kriechen lassen, oder die sie durch Unterstützung einiger Bäume zu erheben Sorge tragen. Man unterscheidet ihrer auch zweyerley Arten; die süße, welche gegessen wird, und die bittere, woran sonst nichts nützet, als ihre Schale, deren man sich bedienet, Wasser zu schöpfen, wie die Calebassen zu Schüsseln und Gefäßen dienen.

Berühmte Calebassen von Darien.

b) Ebendas. a. d. 104 S. Herrera saget, das gemeine Oel sey ein kräftiges Gegengift wider dieses Gift. 1 Decad. VII Buch 16 Capitel.

Naturgesch. der americ. Landenge.

Seidengras.

Das Seidengras auf der Landenge ist nur eine Art flacher Binsen, welches an feuchten Oertern im Ueberflusse wächst. Seine Wurzel ist voller Knoten. Seine Bl welche die Gestalt einer Degenklinge haben, sind zuweilen zwo Ellen lang und am stets wie eine Säge ausgezacket. Die Indianer schneiden dieses Gras ab, lassen es Sonne dörren und zerklopfen es in einem Mörser von Rinde, damit Fäden daraus w darauf drehen sie solche, wie die vom Maho und machen Stricke daraus zu den Ham und zur Fischerey. Diese Art von Seide wird in Jamaica gesuchet, wo die Engländ viel stärker finden, als ihren Hanf. Die Spanierinnen machen Strümpfe daraus, sie sehr theuer verkaufen, und gelbe Nesteln, womit sich die Negerinnen von den P gen sehr geputzt zu seyn glauben.

Leichtholz.

Die Landenge bringt einen Baum hervor, Namens **Leichtholz**, welcher seinen men von seiner überaus großen Leichte hat; ob er wohl von der ordentlichen Stärke ein ster ist. Der Stamm desselben ist gerade, und sein Blatt gleicht den Nußblättern. Mensch kann erstaunlich viel davon tragen. Waffer weis nicht, ob er schwamm wie das Pantoffelholz: er sah aber mit Verwunderung, daß vier kleine Bretter von Holze, die mit hölzernen Nägeln von dem Maca zusammen geheftet waren, zwey b Mann auf dem Wasser trugen. Die Indianer brauchen diese Art von Flößen zur fahrt über die Flüsse oder zur Fischerey an denen Orten, wo sie keine Canote haben. haben noch einen andern Baum, **Weißholz** in ihrer Sprache genannt, welcher o cher Weise achtzehn bis zwanzig Fuß hoch ist, und dessen Blättern den Senesblätter chen. Das Holz davon ist sehr hart, dicht, schwer und viel weißer, als irgend ein Europa. Es ist von einem so schönen Kerne, daß es zu allen Arten von eingelegter gebrauchet werden kann. Dieser Baum findet sich nur auf der Landenge.

Braune Tamarinden und unächter Zimmet.

Die braunen Tamarinden sind daselbst sehr stark und sehr hoch. Sie wachs an den Flüssen in sandigem Erdreiche. Der unächte Zimmetbaum ist in allen W des Landes gemein, und trägt eine Frucht, die zu nichts gebrauchet wird, deren G aber wie Zimmet ist, in einer viel kürzern und dickern Schote, als der Bohnen ihre.

Die dornichten Bambue wachsen in allen Theilen der Landenge. Waffer ver sie mit den Dornsträuchen oder dem Gehäue, welche machen, daß man in den Ge nicht fort kann, die damit bedecket sind. Eine einzige Wurzel, saget er, bringt auf zwanzig oder dreyßig Zweige hervor, welche durch sehr scharfe Spitzen vertheidiget w Man sieht wenig von diesen Stauden in den Inseln: von dem hohlen Bambu aber man daselbst gar keine, obgleich diese Art auch auf dem festen Lande sehr gemein ist, sie daselbst bis auf dreyßig und vierzig Fuß hoch wachsen und eine gemäße Höhe haben. Stamm hat von einem Raume zum andern Knoten, welche zwölf bis funfzehn Pinten ser enthalten würden. Man brauchet diesen Baum zu vielerley. Seine Blätter sind Hollunderblättern nicht unähnlich.

Anmerkungen wegen der Manglebäume.

Man würde von den Manglebäumen, die auf der Erdenge eben so gemein, als len benachbarten Landen sind, und die daselbst durch die ordentliche Verwickelung rer Zweige eben so viel Verwirrung verursachen, nichts sagen, wenn nicht Waffer wegen ser beschwerlichen Art Bäume zwo Anmerkungen machete, die sich bey keinem andern beschreiber finden. Die eine ist, daß die Rinde der Manglen, die in dem Sal wachsen, roth ist, und zum Lederfärben dienen kann; die andere, daß die unter dem

Quinquina so berühmte peruanische Rinde von eben der Art ist. „Auf der letzten Reise, sa-
„get er, die ich nach dem Hafen Arica gethan habe, sah ich daselbst eine Caravane von et-
„wan zwanzig Mauleseln ankommen, die mit dieser Rinde beladen waren. Als einer von
„meiner Gesellschaft gefraget hatte, wo solche herkäme: so wies uns der Spanier, welcher
„die Caravane führete, mit dem Finger hohe sehr weit vom Meere entlegene Gebirge und
„antwortete, diese Waare käme aus einem großen See süßes Wassers, welcher hinter einem
„von diesen Gebirgen wäre. Ich untersuchete die Rinde mit Aufmerksamkeit und ich sage-
„te zum Spanier, das ist Manglerinde. Er antwortete mir in seiner Sprache, sie wäre
„von den süßen Wassermanglen oder von einem kleinen Baume von eben der Art. Wir
„nahmen einige Päckchen von dieser Rinde mit; und ich habe in Virginien erfahren, daß es
„wirklich Manglenrinde war„ c).

Naturgesch. der americ. Landenge.

Zweyerley Pfeffer von der Landenge.

Die Landenge hat zweyerley Pfeffer; die eine Art wird in der Landessprache Glo-
ckenpfeffer und die andere Vogelpfeffer genannt. Die beyden Arten sind daselbst in glei-
chem Ueberflusse und die Frucht von zween Stauden. Die Indianer brauchen sie sehr, vor-
nehmlich die zweyte Art, welche sie der erstern vorziehen.

Vortreffliches Färbeholz.

Unter vielem Färbeholze giebt es auch ein rothes, wovon Waffer glaubet, wir könnten
vielen Vortheil daraus ziehen. Diese Bäume wachsen in großer Menge, saget er, gegen
die Nordküste an einem Flusse, welcher von den Sambaleninseln herkömmt, drittehalb
Meilen von dem Meere. Er redet als ein Augenzeuge davon. Ihre Höhe ist dreyßig
bis vierzig Fuß. Die Rinde ist rauh und sehr ungleich. Kaum ist das Holz gefället,
so scheint es rothgelb zu seyn. Die Indianer vermischen es mit einer Art Erde, die sie
in dem Lande haben, und färben die Baumwolle zu den Hamacken und zu ihren Röcken da-
mit. Dieses Holz und diese Erde dürfen nur zwo Stunden zusammen in klarem Was-
ser kochen, wenn es so roth werden soll, wie Blut. „Ich habe die Probe davon ge-
„macht, setzet Waffer hinzu. Ich tunkete in dieses Wasser ein Stück Baumwolle, wel-
„ches sehr roth wurde. Es bleichete zwar ein wenig aus, als ich es wusch: ich schrieb
„mir aber die Schuld davon zu; und ich hielt dafür, ich hätte es an etwas ermangeln
„lassen, um die Farbe beständig zu machen; denn es ist gewiß, daß das Wasser diese Farbe
„nicht vertilgen kann„.

Die größten Bäume des Landes Carthagena.

In den Gegenden um Carthagena sind die größten und dicksten Bäume der Caobo
oder Acaju, die Ceder, der Balsambaum, der Marienbaum und die Palmen. Das Holz
der erstern dienet, Canote daraus zu machen, und vornehmlich Champanen, welche eine
Art Barken sind, die von den Einwohnern zu ihrem Handel längst der Küste und längst
den Flüssen gebrauchet werden. Man sieht daselbst zweyerley Cedern; die einen sind
weiß, die andern röthlich, die am höchsten geschätzet werden. Der Balsambaum und
der Marienbaum tröpfeln einen harzigen Saft von verschiedener Art. Der eine heißt
Marienöhl und der andere Toluer Balsam, von einem Dorfe, wo dieser Baum im
Ueberflusse wächst. Die Palmenbäume, welche ihre buschichten Häupter auf dem Ge-
birge erheben, machen daselbst eine sehr angenehme Aussicht. Man unterscheidet ihrer
vielerley Arten, die dem Ansehen nach wenig unterschieden, wegen des Unterschiedes ihrer
Früchte aber merkwürdig sind; ob sie gleich fast alle eine Art von Weine geben, welcher
das

c) Ebendas. a. d. 114 S.

Naturgesch. der americ. Landenge.

das ordentliche Getränk der Indianer des Landes ausmachet. Der beste ist derjenige, man aus der königlichen Palme und dem Corozo zapfet. Nachdem er fünf oder sechs ... ...ren, so schäumet er wie der Champagner. Er ist angenehm, scharf und ver... ... berauschen. Sein Fehler ist, daß er gar zu bald sauer wird, welches einen Aufhören nöthiget, frischen zu machen.

... von ...gena ...gre außerordentliche Kräfte.

Der Gayac und das Ebenholz von den Gebirgen in Carthagena haben fast die ...te des Eisens. Man findet auch daselbst eine Menge Bejuken oder Bindweiden, ... sehr biegen lassen und geschickt sind, Bänder daraus zu machen. Sie wachsen auch in andern Theilen von America: sie sind aber hier viel mannichfältiger in ihren Arten. ... unterscheidet eine darunter, deren Frucht vorzugsweise, carthagenische Habilla oder ...ne heißt. Sie ist in der That eine Art von Bohne, einen Zoll breit und neun Linien, flach und beynahe wie ein Herz gestaltet. Ihre Schote ist weißlich, hart und rauh, ... dünn. Sie enthält einen Kern, der von der ordentlichen Mandel wenig unterschieden, ... nicht so gar weiß, und sehr bitter ist. Man versichert, sie sey das vortrefflichste Gegengift wider allerhand Schlangenbisse. Man darf nur unmittelbar darauf, wenn man verwundet ist, davon essen, um den Fortgang des Giftes aufzuhalten, und um alle Wirkungen ... selben zu vertreiben. Es ist auch ein Verwahrungsmittel dafür; und diese Meynung ... durchgängig angenommen, daß die Jäger und Arbeitsleute niemals auf die Gebirge ... wenn sie nicht vorher ein wenig davon zum Frühstücke genommen. Darauf so gehen sie ... hin und arbeiten, als wenn diese Versicht machete, daß sie nicht könnten verwundet werden. Die carthagenische Habilla ist im höchsten Grade hitzig. Man ißt auch so wenig davon, daß die ordentliche Dosis nur der vierte Theil von einer Nuß ist; und wenn man sie genommen hat, so muß man sich hüten, daß man nicht so gleich einiges Getränk darauf ..., welches erhitzen kann. Don Anton von Ulloa giebt hier sein eigenes Zeugniß zum Be... dafür an, wie man schon anderswärts gesehen hat *d*).

Verschiedene andere Gewächse.

Man übergeht hier auch seine Nachricht von der Sensitiva oder empfindlichen Pflanze, welche in diesen Gegenden sehr häufig wächst und sonderlich zu Guayaquil ... hoch wird. Wie das Maizbrodt Bollo und das Wurzelbrodt Cassave oder Cassabi ge... macht wird, ist aus ihm ebenfalls bereits angezeiget worden *e*), wo man zugleich An... kungen von dem Gebrauche des Waizenbrodtes, den Camoten, den dreyerley Arten der P... tanen, den Papaien und Guanabanen und der Art von Limonien, die man Sutiles nennt, antrifft.

Landtoback.

Es wächst auf der Landenge Toback: die Europäer aber finden ihn nicht so stark, als den in Virginien. Dieses schreibt Waffer nur bloß der Trägheit der Indianer zu, die ihn nicht ... warten und ihn niemals verpflanzen. Sie lassen es dabey bewenden, daß sie ihn in ihren Pflanzungen säen. Die Natur mag weiter für ihn sorgen, und sie warten nur so lange, ... trocken ist, um ihm seine Blätter abzunehmen, welche sie in zwey bis drey Fuß lange ... zusammen rollen, in deren Mitte sie ein kleines Loch lassen. Wenn sie in Gesellschaft rauchen wollen: so zündet ein kleiner Junge ein Ende von der Rolle an, und benetzet das andere, um zu verhindern, daß es nicht so hurtig wegbrennt. Der Tobacksraucher nimmt das benetzte Ende in seinen Mund, wie man eine Tobackspfeife hinein nimmt. Er bläst ...

Art der Indianer, ihn zu rauchen.

d) Im IX Bande dieser Sammlung a. d. 42 S.

e) Ebendas. a. d. 59 u. ff. S.

f) Lionnel Waffers Reise a. d. 119 S.

das Loch und treibt den Rauch denjenigen in das Gesicht, die um ihn sitzen. Ein jeder hat unter der Nase einen kleinen Trichter, welcher ihm dienet, solchen zu empfangen; und sie ziehen ihn über eine halbe Stunde lang wollüstiger Weise ein.

Naturgesch. der americ. Landenge.

2. Thiere.

Anmerkung über das Erdreich auf der Landenge. Wilde Schweine. Vares. Roth Wildpret. Hunde auf der Landenge. Außerordentliche Kaninichen. Füchse. Armadilla. Viele Ratten. Der Perico ligero. Iguana.

Lionnel Waffer, dessen Zeugniß von den Eigenschaften der Landenge vielen Vorzug verdienet, weil er solche durch einen langen Aufenthalt bey den daselbst wohnenden Indianern erkannt hat, versichert, es finde sich daselbst eben keine große Mannichfaltigkeit an Thieren; weil aber das Erdreich allda sehr fruchtbar wäre: „so käme es nur darauf an, daß man einen ansehnlichen Theil davon, welcher aus Gehölzen bestünde, umackerte, um vortreffliche „Viehweiden daraus zu machen, auf welchen sich alle Arten von europäischem Viehe so mästen würden, daß man sich darüber würde wundern müssen„ *f*). Indessen beklaget sich doch Don Ulloa, wie man anderwärts gesehen hat *g*), daß das Rindfleisch daselbst nicht sehr gut sey, wiewohl er dagegen dem Schweinefleisch desto mehr Lob beyleget.

Anmerkungen über das Erdreich.

Man findet auch auf der Landenge besonders eine große Anzahl von derjenigen Art Eber oder wilden Schweinen, welche die Indianer **Peccaris** nennen. Sie sind, nach Waffers Berichte, wie die Schweine in Virginien gestaltet. Ihre Farbe ist beständig schwarz. Sie haben kleine Beine, welche sie aber nicht hindern, sehr geschwind zu laufen. Das Sonderbareste an dem Peccari ist, daß es den Nabel oben auf dem Rücken hat, anstatt daß es ihn unter dem Bauche haben sollte; und wenn man nur, nachdem es erleget worden, ein wenig säumet, ihm solchen auszuschneiden, so verdirbt das Fleisch in zwoen bis dreyen Stunden dermaßen, daß es nicht kann gegessen werden. Schneidet man hingegen gleich den Nabel heraus: so erhält es sich viele Tage lang sehr frisch. Sonst ist es sehr nahrhaft, gesund und von gutem Geschmacke. Diese Thiere gehen ordentlicher Weise in Rudeln oder heerdenweise. Die Indianer jagen sie mit ihren Hunden und tödten sie mit Lanzen oder Bogen.

Wilde Schweine.

Sie haben eine andere Art von wilden Schweinen, die sie **Vare** nennen. Es ist solche mit sehr dicken Borsten bedecket und hat große Hauer und kleine Ohren. Es ist ein wildes Thier, welches alle die andern Thiere angreift. Man jaget es wie den **Peccari**, und sein Fleisch wird eben so hoch geschätzet. Es hat den Nabel nicht auf dem Rücken *h*).

Vares.

Man trifft in den Gehölzen der Landenge eine ziemlich große Menge roth Wildpret an, welches unsern Damhirschen sehr ähnlich ist. Die Indianer jagen es nicht allein niemals, ob gleich das Fleisch davon vortrefflich ist; sondern sie wollen auch aus einem unbekannten Aberglauben nicht davon essen; und wenn sie Hörner davon finden, welche diese Thiere zu gewissen Zeiten abwerfen, so heben sie solche sorgfältig auf.

Roth Wildpret.

Die Hunde von der Landenge sind sehr klein und übelgebildet. Sie haben ein rauhes und langes Haar. So viel Fleiß man auch anwendet, sie zur Jagd abzurichten: so dienen sie

Hunde auf der Landenge.

g) Im IX Bande dieser Sammlung a. d. 44 S.

h) Don Ulloa redet von einer andern, welche die Indianer Sajones nennen, saget er.

Naturgesch. der americ. Landenge.

sie doch nur, das Wild aufzujagen; und von vierhundert Thieren, die sie in einem Tage auftreiben, fangen sie nicht ihrer viere im Laufe. Wenn sie solche aber in eine Enge treiben, so halten sie solche darinnen treulich besetzt, so lange bis die Jäger kommen.

Kaninichen.

Die Kaninichen des Landes sind von den unserigen unterschieden, nicht allein in Ansehung ihrer Größe, welche der Hasen ihrer gleich kömmt, sondern auch noch in Ansehung der Ohren, die sehr kurz bey ihnen sind, und der Nägel, die sie sehr lang haben. Sie haben keinen Schwanz. Sie machen sich niemals Löcher. Ihr Aufenthalt ist unter den Wurzeln der Bäume. Die Indianer lieben ihr Fleisch, und Waffer rühmet die Vortrefflichkeit desselben. Er hat keine Hasen auf der Landenge gesehen.

Füchse. Armadillo.

Die große Menge Affen und deren verschiedene Arten; die Füchse und deren besondere Eigenschaften; wie auch das Thier Armadillo, für dessen Vertheidigung die Natur auf eine eigene Art gesorget hat, sind bereits vom Don Ulloa angeführet worden *i*).

Menge Ratten.

Man findet auf der Landenge keine andere Ziegen, und keine andere Schöpse, als diejenigen, die man aus Spanien dahin bringt; und diese Thiere haben sich niemals daselbst vermehren können. Die Ratten und Mäuse fallen daselbst durch ihre Gefräßigkeit, und durch ihre Anzahl sehr beschwerlich. Ihre Farbe ist grau und ihre Dicke außerordentlich. Ein Wurf Katzen, saget Waffer *k*), würde ein schönes Geschenk seyn, das man den Indianern machen könnte. Hieraus läßt sich urtheilen, daß die Himmelsluft zu ihrer Vermehrung auch nicht sehr vortheilhaft seyn müsse; weil es nicht wahrscheinlich ist, daß die Spanier nicht jemals welche sollten dahin gebracht haben. Eben der Reisende erzählet: als er auf den Sambaleninseln gewesen und denen Indianern, die ihm gut gedienet hatten, seine Erkenntlichkeit durch einige Geschenke bezeugen wollen, so haben sie nichts anders verlanget, als eine Katze, die er am Borde hatte.

Der Perico ligero.

An der Seite von Porto Bello findet man ein Thier, wovon man glauben sollte, daß es schon unter dem Namen des Trägen in der Naturgeschichte von Mexico beschrieben worden, wenn nicht einige sonderbare Eigenschaften, die man nicht dabey bemerket hat, mehr, als der Unterschied des Namens, einen bewegeten, zu glauben, es sey hier nicht eben dasselbe, oder die erste Beschreibung verlange einen Zusatz. Man nennet es hier Perico ligero *l*), mit einem ironischen Namen, um seine überaus große Langsamkeit anzuzeigen. Es hat die Gestalt eines Affen von mittelmäßiger Größe: es ist aber von einer weit garstigern Häßlichkeit. Seine Haut ist runzelicht und braungrau. Seine Pfoten und Beine sind fast ganz ohne Haare. Es hat einen solchen Abscheu vor der Bewegung, daß es den Platz nicht verläßt, wo es sich befindet, als bis es durch den Hunger dazu gezwungen wird. Der Anblick der Menschen und der wilden Thiere scheint es nicht zu erschrecken. Wenn es sich beweget: so ist jede Bewegung mit einem so kläglichen Geschreye begleitet, daß man es nicht ohne eine Vermischung von Mitleiden und Schrecken anhören kann. Es beweget so gar nicht einmal den Kopf, ohne diese Zeugnisse des Schmerzens, welche vermuthlich von einer natürlichen Zusammenziehung seiner Nerven und Muskeln herrühret. Seine ganze Vertheidigung besteht in diesem kläglichen Schreyen. Es unterläßt nicht, die Flucht zu nehmen, wenn es von einem andern Thiere angegriffen wird. Wenn es aber flieht: so verdoppelt es eben das Schreyen so heftig, daß es seinen Feind genugsam erschrecket oder verwirrt machet, um ihn

zu

i) Im IX Bande dieser Sammlung a. d. 45 S.

k) In seiner Reisebeschreibung a. d. 125 S.

l) Das heißt, der Läufer Peterchen.

m) Des Don Ulloa Reise nach Peru 1 Th. 2 B. 5 C.

zu bewegen, daß er abstehe, es zu verfolgen. Es fährt fort, zu schreyen, wenn es still hält, gleich als wenn die Bewegung, die es gehabt hat, ihm grausame Schmerzen hinterließe. Bevor es sich wieder auf den Weg machet: so bleibt es lange Zeit unbeweglich. Dieses Thier lebet von wilden Früchten. Wenn es keine auf der Erden findet: so steigt es mit großer Beschwerlichkeit auf einen Baum, den es am meisten damit beladen sieht. Es wirft so viel herunter, als es nur kann, um sich die Mühe zu ersparen, wieder hinauf zu steigen. Wenn es seinen Vorrath eingesammelt hat: so wickelt es sich wie ein Knäuel zusammen und fällt von dem Baume, damit es nicht die Mühe habe, herunter zu steigen. Darauf bleibt es so lange unten, bis es seine Lebensmittel verzehret hat, und der Hunger es nöthiget, andere zu suchen *m*).

Naturgesch. der americ. Landenge.

Von dem berühmten Thiere Iguana, welches zugleich im Wasser und auf der Erde lebet, und auf der Landenge und in den benachbarten Provinzen da herum für ein Leckerbißchen gehalten wird, ist bereits an einem andern Orte ausführlich gehandelt worden *n*).

Iguana.

3. Vögel, Ungeziefer und Gewürme.

Wo die meisten davon beschrieben sind. Der Chicaly. Der Corrosu. Die Indianer ahmen seinem Gesange nach. Art Rebhühner. Zweyerley Art Hühner. Seevögel. Unschädliche Speise von dem Carocol Soldado. Zwo Arten von Bienen. Geflügelte Ameisen.

Der Vögel in diesem heißen Himmelsstriche sind eine so große Anzahl, und von so mancherley Arten, daß man noch keinen Reisebeschreiber findet, der es unternommen hätte, eine genaue Beschreibung derselben zu geben. Das allermeiste indessen, was unter diesem Artikel gesammelt worden, ist aus dem Don Ulloa genommen, dessen Nachrichten man, wie schon oft gedacht ist, anderwärts unverstümmelt geliefert hat. Man verweist also die Liebhaber abermals dahin *o*), und will hier nur dasjenige noch nachhohlen, was denselben etwan zur Ergänzung dienen könnte.

Wo die meisten davon beschrieben sind.

Der Chicaly, dessen Federn roth, blau und weiß gemischet und so schön sind, daß die Indianer ihren schönsten Schmuck daraus machen, hat den Gesang eines Guckgucks und noch etwas traurigers in dem Klange. Er ist ein großer und langer Vogel, welcher seinen Schwanz beständig gerade trägt, und sich auf den Bäumen hält, da er von einem auf den andern fliegt, ohne daß er fast jemals auf die Erde kömmt. Er nähret sich von Früchten. Sein Fleisch ist schwärzlich, aber von gutem Geschmacke.

Chicaly.

Die Quamen, die Corrosue, die Pelicane, die blauen und grünen Papageye, die Paraquiten, die Macac und die meisten andern Vögel, welche man bey der Beschreibung von Mexico genannt hat, sind auch auf der Landenge gemein. Waffer machet eine besonders merkwürdige Abschilderung von dem Corrosu. Es ist ein großer, schwarzer und schwerer Landvogel, von der Größe eines indianischen Huhnes: das Weibchen aber ist nicht so schwarz, als das Männchen. Außerdem hat er auf dem Kopfe ein schönes Büschel von gelben Federn, welches er nach seinem Belieben beweget. Sein Hals ist wie eines calecutischen Hahnes seiner. Er lebet auf den Bäumen und nähret sich von Früchten.

Der Corrosu.

n) Im IX Bande dieser Sammlung a. d. 95 S.

o) Man findet sie im IX Bande dieser Sammlung a. d. 46 u. ff. S.

Naturgesch. der americ. Landenge.

Die Indianer ahmen seinem Gesange nach.

Die Indianer haben so viel Vergnügen an seinem Gesange, daß sie sich befleißigen, solchen nachzumachen; und es gelingt ihnen auch meistens in einer so großen Vollkommenheit, daß sich der Vogel darinnen irret, und ihnen antwortet. Diese List dienet, ihn zu entdecken, und ausfündig zu machen. Man ißt sein Fleisch, ob es gleich ein wenig hart ist. Wenn aber die Indianer einen Corrosu gegessen: so unterlassen sie niemals, die Knochen desselben zu vergraben oder in einen Fluß zu werfen, damit ihre Hunde solche nicht bekommen, als welche, ihrem Vorgeben nach, toll davon würden, wenn sie solche fräßen.

Art Rebhühner.

Man findet auf der Landenge einen röthlichen Vogel, welcher einem Rebhuhne ziemlich ähnlich ist, aber viel längere Beine und einen noch kürzern Schwanz hat, und auf der Erde hinläuft, ohne sich fast jemals seiner Flügel zu bedienen. Das Fleisch derselben ist vortrefflich.

Zweyerley Hühner.

Die Indianer haben um ihre Hütten herum eine große Anzahl zahmgemachter Hühner, von zweyerley Art. Die einen haben so, wie die unserigen, alle zusammen eine Koppe oder ein Büschel Federn auf dem Kopfe und ein sehr mannichfältiges und buntes Gefieder. Die andern sind viel kleiner, haben einen Kreis von Federn um die Beine, einen sehr dicken Schwanz, den sie aufgerichtet tragen, und schwarze Spitzen an den Flügeln. Diese zweyte Art vermengt sich nicht mit der erstern, und krähet ein wenig vor Tage, wie unsere Hähne. Sie entfernen sich niemals von den Wohnplätzen. Das Fleisch und die Eyer dieser beyden Arten von Hühnern sind eine vortreffliche Speise. Sie sind sehr fett, weil die Indianer ihnen reichlich Maiz zu fressen geben.

Seevögel.

Um die sambalischen Inseln herum und an der Küste der Landenge, besonders an der Nordseite, sieht man beständig eine unendliche Menge Seevögel. Es giebt ihrer auch nicht weniger gegen Abend an der Küste des Südmeeres: an der mittäglichen Küste aber sieht man ihrer wenig, wenigstens in Vergleichung gegen die Nordseite. Waffer führet zur Ursache davon an, weil die Panamabay lange nicht so fischreich ist, als die See um den Sambalen, auf welcher man insbesondere eine Menge von Pelicanen sieht. Dieser Vogel ist hier von demjenigen nicht unterschieden, dessen Beschreibung man schon mitgetheilet hat.

Unschädliche Speise von dem Caracol Soldado.

Unter allen den beschwerlichen Insecten auf der Landenge ist der Caracol soldado oder die Soldatenschnecke eines der gefährlichsten, wie solches schon Don Ulloa bey dessen Beschreibung mit angemerket hat p). Indessen saget doch Waffer, welcher dieses Insect nur auf den sambalischen Inseln gesehen hat, sein Schwanz sey eine sehr gute Speise, und eignet ihm einen zuckerhaften Marksgeschmack zu. Er setzet hinzu; es nähre sich von dem, was von den Bäumen falle; es habe unter dem Halse einen kleinen Sack, worinnen es einen kleinen Vorrath von Nahrung für sich verwahre; inwendig habe es noch einen andern, welcher mit Sande angefüllet sey; sein Fleisch werde ein Gift, wenn es von der Manzanilla gefressen, und viele Engländer, die ohne Vorsichtigkeit davon gegessen hätten, wären gefährlich krank geworden. Nach eben diesem Zeugnisse ist das Oel von diesen Insecten ein vortreffliches Hülfsmittel für die Quetschungen und Verrenkungen. „Die Indianer, saget „er, lehreten es uns. Wir haben es oftmals probiret; und wir sucheten diese Thiere nicht „so wohl, um sie zu essen, als vielmehr das Oel daraus zu machen, welches so gelb ist, wie „Wachs, und eben so dick wird, wie das Palmöl q).

Auf

p) Am angef. Orte a. d. 51 S.

q) Waffer am angef. Orte a. d. 126 u. 127 S.

Auf der Landenge giebt es Bienen und folglich auch Honig und Wachs. Waffer hat zweyerley Arten von Bienen daselbst bemerket. Die einen sind dick und kurz, von röthlicher Farbe; die andern schwarz, lang und dünn. Sie machen ihr Honig in den hohlen Baumstämmen, wo die Indianer ihre Arme hinein stecken, um es heraus zu hohlen, und solche mit diesen kleinen Thieren ganz bedeckt wiederum herausziehen, welche niemals stechen. Ich wollte daraus gern schließen, saget dieser reisende Engländer, daß sie keine Stacheln haben: allein, ich habe die Wahrheit davon nicht recht erforschen können. Die Indianer vermischen das Honig mit Wasser, ohne weitere Zubereitung, und machen sich einen sehr abgeschmackten Trank daraus. Das Wachs gebrauchen sie gar nicht, und bedienen sich dafür lieber eines leichten Holzes, welches ihnen statt des Lichtes dienet r).

Naturgesch. der americ. Landenge.

Zwo Arten von Bienen.

Sie haben viele Beschwerlichkeiten von den Ameisen auszustehen, welche nicht allein sehr dicke sind, sondern auch Flügel haben, deren sie sich bedienen, an den Seiten der Berge herum zu fliegen. Sie stechen heftig, vornehmlich, wenn sie in die Häuser kommen. Man hütet sich daher sorgfältig, sich auf die Erde zu legen; und die Indianer, welche reisen, unterlassen daher niemals, den Boden genau zu betrachten, bevor sie ihre Hamacken an die Bäume binden. Alle Arten von gewirkten und gewebeten Waaren, die Leinenzeuge, die seidenen, die goldenen und silbernen Zeuge haben andere Insecten zu Feinden, wovon man einige vom Don Ulloa angemerket und beschrieben findet s).

Geflügelte Ameisen.

4. Fische.

Der Tarpon. Der Vielfraß. Seehund. Cavelly. Das alte Weib. Paracod. Der Gar. Der Sulpin. Muscheln. Fischerey der Indianer auf der Landenge.

Man hat bereits angemerket, daß wenig Küsten einen so großen Ueberfluß an Fischen haben, als die Nordküste der Landenge. Waffer hat oftmals Gelegenheit gehabt, die vornehmsten Arten derselben zu bemerken.

Der Tarpon, saget er, ist ein großer fester Fisch, welcher, wie der Lachs und Stockfisch, in Stücke zerschnitten wird. Es finden sich einige darunter, die auf funfzig Pfund wiegen. Man zieht aus ihrem Fette eine gute Menge Thran.

Der Tarpon.

Der Vielfraß, welchen die Engländer Shark nennen, ist hier nicht so gemein, als auf den benachbarten Küsten: man sieht aber daselbst einen Fisch, der ihm ziemlich gleich kömmt, nur daß seine Schnauze viel länger und schmäler, und der Leib nicht so dick ist. Das Fleisch desselben ist auch viel zärter. Ohne uns seinen rechten wahren Namen zu sagen, setzet er nur hinzu, die engländischen Matrosen hätten ihn Sea-Dog, das heißt Seehund, genannt, und er hätte nur eine Reihe Zähne.

Vielfraß.

Seehund.

Der Cavelly ist um die sambalischen Eylande sehr gemein. Es ist ein langer, dünner Fisch und von einem vortrefflichen Geschmacke, welcher den Makrelen sehr ähnlich kömmt.

Cavelly.

Das alte Weib ist daselbst ebenfalls sehr gemein und wird auch für ein vortreffliches Gericht gehalten.

Alte Weib.

Der

r) Ebendas. a. d. 140 S.

s) Man sehe den IX Band dieser Sammlung a. d. 52u. ff. S.

Naturgesch. der americ. Landenge.

Paracod.

Der **Paracod** ist rund, und von der Stärke eines großen Hechtes: er ist aber ord-
licher Weise viel länger. Man findet ihn auch nirgends so gut, als auf dieser Küste.
dessen bemerket man doch, daß es einige Oerter giebt, wo man keine andere fängt, als
che, die giftig sind. Waffer muthmaßet, es sey nichts anders daran Schuld, als
was sie fressen. Er hat aber viele Personen gekannt, saget er, die, wenn sie davon ge-
sen haben, gestorben sind, oder die krank davon geworden, und denen die Haare aus-
len, und die Nägel abgegangen sind. Er setzet hinzu, der Paracod führe auch gleich
Gegengift bey sich. Dieses ist seine Rückgräte, die man in der Sonne trocknen läßt,
sie alsdann sehr fein zu Pulver stößt. Eine Messerspitze davon in einem Tranke einge-
men, heilet gleich auf der Stelle. Waffer machete einen glücklichen Versuch damit.
versicherte ihn, wenn man die giftigen Paracoden von denen unterscheiden wollte, die
nicht wären, so dürfte man nur die Leber untersuchen. Wenn sie süß ist, so hat man
zu befürchten; und nur diejenigen sind gefährlich, bey denen sie bitter schmecket.

Der Gar.

Eben die Küste beut auch im Ueberflusse einen Fisch dar, welchen Waffer Gar
net, und den man für den Degen oder die Becune halten sollte, wenn er seine Länge
auf zween Fuß einschränkete. Er hat, saget er, auf der Schnauze einen Knochen,
cher ein Drittheil von seinem Körper lang ist. Er schwimmt oben auf dem Wasser fast
so geschwind, als eine Schwalbe fliegt, mit beständigen Sprüngen; und da sein Kno-
so spitzig ist, daß er zuweilen die Canote durchbohret, so ist es für einen Schwimmer über-
gefährlich, wenn er sich auf seinem Wege befindet. Das Fleisch desselben ist vortreffl-

Sulpin.

Des **Sulpins** seines ist eben so gut. Dieses ist ein Fisch, der mit Stacheln
hen, und einen Fuß lang ist.

Die stechenden Rochen, die Seepapegeye und die **Congressen** sind in so großer
zahl, daß die Leichtigkeit, sie zu fangen, das Vergnügen zu fischen mindert.

Muscheln.

Alle Sambalen sind mit Muscheln besetzet. Diejenige, welche Waffer Conque
net, ist groß, einwärts gewunden, an der Seite der Oeffnung flach, welche ihrer Dicke
mäß ist, auf ihrer ganzen Oberfläche höckericht, inwendig aber weit ebener und glatter,
die Perlmutter, deren Farbe sie auch hat. Sie enthält einen sehr schleimichten Fisch,
man nicht eher braten läßt, um ihn zu essen, als bis man ihn lange Zeit mit Sande ge-
niget hat. Man klopfet ihn auch sehr lange, weil er ein sehr festes Fleisch hat. Alle
Mühe aber wird einem durch das Vergnügen reichlich vergolten, daß man ihn sehr
haft findet. Es giebt weder Austern, noch Meerkrebse an der Küste der Landenge.
sieht nur bloß zwischen den Felsen der Sambalen einige große Krebse, denen die beyden
ßen Scheeren fehlen, welche die Seekrebse ordentlicher Weise haben.

Flußfische.

Was die Flußfische auf der Landenge betrifft: so zweifelt Waffer, ob irgend ein
sender mehr Zeit, als er, auf deren Beobachtung gewandt habe. Indessen hat er doch
lange nicht alle die Arten von Fischen in dem süßen Wasser erkannt, und beschreibt
nur zwo. Die eine, saget er, gleicht unsern Rochen, ist schwärzlich, und voller Grä-
einen Fuß lang, sehr süß, und so gar von sehr gutem Geschmacke. Die andere Art ist
sonderbarer, von der Gestalt eines Hechtes mit einem Kaninichenkopfe, in welchem die
ne hineinstechen, und die Lippen voller Knorpel sind. Ihr Fleisch ist von einem
erlesenen Geschmacke.

Fischerey der Indianer an der Landenge.

Die Fischerey der Indianer geschieht mit großen Netzen von der Rinde des
oder Grashalmen, welche unsern Wachtelgarnen ähnlich sind. In den schnellen Strö-

welche über Felsen gehen, schwimmen sie den Fischen nach, die sie mit der Hand in ihren Löchern ergreifen. Bey Nacht haben sie Fackeln von eben dem Holze, welches sie zu ihren Lichtern brauchen; und ihre Hurtigkeit, den Fisch zu fangen, welcher nach dem Lichte zukömmt, ist überaus groß. Ihre Art, ihn zuzurichten, ist, daß sie ihm die Gedärme ausnehmen, und ihn im Wasser kochen oder auf den Kohlen braten lassen. Sie essen ihn ohne andere Brühe, als von dem Salze aus dem Seewasser, welches sie selbst machen, indem sie das Wasser auf dem Feuer verrauchen lassen, und einer Menge von ihrem Pfeffer, welcher ihre allgemeine Würze ist.

Naturgesch. der americ. Landenge.

Der II Abschnitt.

Naturgeschichte des Landes Guayaquil.

Da alles, was in diesem Abschnitte von dem Herrn Prevost beygebracht worden, einzig und allein aus den Nachrichten des Don Ulloa genommen ist; man aber diesem Werke seine Reisebeschreibung schon ganz in ihrem Zusammenhange einverleibet hat: so findet man gegenwärtig nichts weiter allhier zu thun, als daß man seine Leser auf dieselbe zurück weist *t*).

Der III Abschnitt.

Naturgesch. von Peru.

Naturgeschichte von Peru und den benachbarten Landschaften.

Verweisung wegen derselben. Kraut von Paraguay. Dessen Eigenschaften. Viel Stiere in Paraguay. Wilde Hunde, Bienen der mittäglichen Landschaften. Allerhand Weine. Sperlingskraut. Schlangen. Jagerschlange. Kaymane. Große Chamäleone. Hirsche. Anta. Bäume in Chaco. Thiere daselbst. Guanaco oder Wanetia. Zorillo. Quirquinchon. Tatu. Fische und Vögel in Chaco. Famacosio. Sperlinge verjagen Menschen. Ochsenfisch. Miranos. Puraque. Schildkroten und Krokodile in dem Amazonenflusse. Affen an demselben. Schlangen. Euglacuru. Vögel an dem Amazonenflusse. Art, die Papegeyen zu verschönern. Cahuitahu. Der Trempeter. Condor. Tucan. Chinche. Wilde Enten am Rio de la Plata. Colibri oder Quinde. Wirkung des Giftes einer Klapperschlange. Kraut, das die Weiber fruchtbar machet. Contrayerva. Große Goldstufe. Versteinerung des Wassers aus einer Quelle. Quecksilber, wie man solches ausbringt. Aper marinus. Wassersalamander. Beschreibung einer Holoture. Wein in Chili. Früchte. Arzeneykräuter. Mancherley Vögel. Kräuter auf den Bergen bey Valparaiso. Fische. Pulpo, ein außerordentliches Thier. Pacay und dessen Zuckererbsen. Sonderbare Bluhmen und Pflanzen. Curvi bey Buenos Ayres.

Ein großes Theil von denen allhier gesammelten Anmerkungen sind ebenfalls aus der so oft gedachten Reisebeschreibung gezogen worden, und werden unsern Lesern daher schon bekannt seyn, oder können doch von ihnen daselbst leicht nachgesehen werden *u*). Um also nicht einerley zweymal zu sagen, verweisen wir sie dahin, wo sie bey jeder Landschaft auch dasjenige finden werden, was darinnen hervorkömmt, oder sonst in Ansehung der Naturgeschichte daselbst zu merken ist. Da aber auch aus andern Reisebeschreibern noch verschiedenes angehängt

Verweisung wegen derselben.

t) Sie machet den ganzen IX Band dieser Sammlung aus, und die hieher gehörigen Anmerkungen findet man daselbst a. d. 138 bis 158 S.

u) Vornehmlich a. d. 219 u. ff. 262 u. ff. 323 u. ff. S. des IX Bandes dieser Samml.

Naturgesch. von Peru.

hängt ist, welches die Neugier oder Wißbegier eines Lesers und Liebhabers der Naturlehre reizen und zufrieden stellen kann: so dürfen wir ihnen solches allhier nicht vorenthalten.

Kraut von Paraguay.

Man hat vielmals von dem **Paraguaykraute**, als dem vornehmsten Reichthume der Spanier und Indianer geredet x), welche zu der Provinz Paraguay entweder durch ihren Aufenthalt daselbst, oder durch ihren Handel dahin, gehören. Die Nachrichten von diesem Kraute muß man aus dem neuen Geschichtschreiber dieser Landschaft nehmen, weil man nichts genaueres und richtigeres zu finden vermuthen kann, indem er seine Nachricht selbst von den Missionarien des Landes erhalten hat. Alles davon ist merkwürdig, und so gar sein Eingang. „Man behauptet, saget er, daß der Absatz dieses Krautes anfänglich so beträchtlich „gewesen, und eine so große Quelle des Reichthumes geworden, daß sich die Pracht und „Schwelgerey bald bey den Eroberern des Landes eingeschlichen, die anfänglich genöthiget „waren, nur mit dem bloßen nothdürftigen Unterhalte zufrieden zu seyn. Damit sie nun „einen übermäßigen Aufwand bestreiten könnten, welcher von Tage zu Tage zunahm: so „waren sie gezwungen, ihre Zuflucht zu denen Indianern zu nehmen, die sie durch ihre „Waffen überwunden, oder die sich ihnen freywillig unterworfen hatten, und woraus sie „erstlich ihr Hausgesinde, und bald darauf ihre Sclaven macheten. Weil man ihrer aber „nicht schonete: so erlagen viele unter der Last ihrer Arbeit, welche sie nicht gewohnet waren, „und noch mehrere unter denen übeln Begegnungen, womit man vielmehr die Erschöpfung „ihrer Kräfte, als ihre Trägheit, bestrafete. Andere nahmen die Flucht, und wurden die „unversöhnlichsten Feinde der Spanier. Diese verfielen wieder in ihre erste Dürftigkeit, „und wurden dadurch nicht arbeitsamer. Die Pracht und Schwelgerey hatten ihre Be„dürfnisse vermehret. Sie konnten mit dem bloßen Paraguaykraute nicht mehr auskom„men. Die meisten waren nicht im Stande, solches einzukaufen, weil der große Abgang „desselben den Preiß gesteigert hatte y)„.

Dieses Kraut, welches in dem mittäglichen America so berühmt ist, ist das Blatt von einem Baume, welcher die Größe eines mittelmäßigen Apfelbaumes hat. Sein Geschmack kömmt dem Geschmacke der Pappeln nahe, und seine Gestalt ist fast wie ein Orangeblatt. Es hat auch einige Aehnlichkeit mit dem Blatte der peruanischen Coca: es wird aber in Peru selbst weit höher geschätzet, wo man viel hinbringt, vornehmlich nach den Gebirgen, und nach allen denen Oertern, wo man in den Bergwerken arbeitet. Die Spanier halten es daselbst um so viel nothwendiger, weil der Gebrauch der Landweine allda schädlich ist. Es wird trocken und fast in Staub zerrieben, verführet. Man läßt das darüber gegossene Wasser niemals lange stehen, weil es solches so schwarz, wie Dinte machen würde. Man unterscheidet gemeiniglich zweyerley Arten desselben, ob es gleich nur einerley Blatt ist. Die erste Art heißt **Caa** oder **Caamini**; und die zweyte **Caacuys** oder **Yerva de Palos**. Der P. del Techo z) aber behauptet, der allgemeine Namen sey Caa, und unterscheidet dreyerley Arten desselben, unter den Namen **Caacuys**, **Caamini** und **Caaguazu**.

Nach dem Berichte eben dieses Reisenden, welcher einen großen Theil seines Lebens in Paraguay zugebracht hat, ist das **Caacuys** das erste Knöspchen, welches kaum anfängt, sei-

x) Man sehe auch davon des Don Ullea Reise nach Peru I Abth. V B. 5 Cap. 209 S.

y) Histoire du Paraguay Tom. I. p. 13.

z) Er ist bereits in den Reisen auf dem Flusse de la Plata angeführet worden.

seine Blätter zu entwickeln. Das Caamini ist das Blatt, welches seine völlige Größe hat, und wovon man die Rippen oder Strünke abzieht, ehe man es rösten läßt. Bleiben solche daran, so nennet man es Caaguazu oder Palos. Die Blätter, welche man gedörret hat, werden in Gruben verwahret, die man in die Erde gräbt, und mit einer Kuhhaut bedecket. Das Caacuys kann sich nicht so lange halten, als die beyden andern Arten, wovon man die Blätter nach Tucuman, Peru und so gar nach Spanien verführet. Es läßt sich aber schwer verführen. Man versichert, es habe dieses Kraut, wenn man es an Ort und Stelle trinkt, ich weis nicht, was für eine Bitterkeit, die es anders wo nicht hat, und welche seine Tugend wie seinen Werth vermehret. Die Art und Weise, wie man das Caacuys trinkt, ist, daß man ein Gefäß voll kochendes Wasser gießt, und das gepülverte und in einen Teig gebrachte Blatt hinein wirft. So wie es sich nun auflöset, schwimmt die wenige Erde, die noch darinnen geblieben seyn mag, oben, daß sie leicht kann abgenommen werden. Man seiget das Wasser darauf durch ein Tuch, und läßt es ein wenig stehen, da man es denn mit einem Röhrchen einsauget. Gemeiniglich thut man keinen Zucker hinein: man mischet aber ein wenig Citronensaft oder gewisse Kügelchen von sehr lieblichem Geruche darunter. Wenn man es zum Brechen einnimmt: so gießt man ein wenig mehr Wasser darauf, und läßt es laulicht werden.

Naturgesch. von Peru.

Die größte Zubereitung dieses Krautes ist zu **la Villa** oder in dem neuen Villaricca, welches in der Nähe der Gebirge von Maracayu steht, die gegen Osten von Paraguay im fünf und zwanzigsten Grad fünf und zwanzig Minuten Süderbreite liegen. Man rühmet diese Gegend, daß der Baum daselbst am besten fortkömmt. Er wächst aber nicht auf den Gebirgen, sondern in den sumpfichten Gründen, welche sie von einander absondern. Man hohlet daraus für Peru bis auf hunderttausend **Arroben**, von fünf und zwanzig Pfund sechs Unzen schwer jede; und die Arrobe kostet sieben französische Thaler. Indessen hat doch das Caacuys keinen gesetzten Preis; und das **Caamini** wird noch einmal so theuer verkaufet, als das Caaguazu. Die Indianer, welche sich in den Provinzen Uraguay und Parana unter der Regierung der Jesuiten gesetzet, haben daselbst Samen von diesem Baume gesäet, den sie mit aus Maracayu gebracht, und der fast nichts aus der Art geschlagen ist. Die Samenkörner gleichen fast dem Epheusamen. Diese neuen Christen aber machen kein Paraguaykraut von der ersten Art. Das Caamini behalten sie zu ihrem Gebrauche, und das Caaguazu oder **Palos** verkaufen sie, um den Tribut zu bezahlen, den sie der Krone Spanien geben müssen.

Wo es am meisten zubereitet wird.

Die Spanier glauben, in diesem Kraute ein Hülfsmittel, oder ein Verwahrungsmittel wider alle ihre Krankheiten zu finden. Niemand leugnet, daß es nicht öffne, und den Harn treibe. Man erzählet, daß in den ersten Zeiten, da es einige übermäßig zu sich genommen, es ihnen eine gänzliche Beraubung aller Sinne verursachet habe, wovon sie nur erst viele Tage nachher wieder zurück gekommen, es scheint aber gewiß zu seyn, daß es oftmals einander sehr entgegen gesetzete Wirkungen hervorbringt, als z. E. daß es bey denjenigen, die nicht schlafen können, den Schlaf erreget, und diejenigen aufwecket, die in eine Schlafsucht gerathen; daß es nährend und abführend ist. Die Gewohnheit, dasselbe zu brauchen, machet es nothwendig; und oftmals hat man viel Mühe, sich in einem mäßigen Gebrauche desselben zu erhalten, ob man gleich versichert, daß die Uebermaaße berausche, und die meisten Unbequemlichkeiten verursache, welche man den hitzigen Getränken beyleget.

Eigenschaften, die man ihm zuschreibt.

Naturgesch. von Peru.

Ungeheure Menge Rinder in Paraguay.

Eben der Geschichtschreiber hat auch Sorge getragen, dasjenige anzuführen, wa Paraguay und einige benachbarte Provinzen noch sonst von Natur hervorbringen. In nen weitläuftigen Ebenen, saget er, welche sich von Buenos Ayres bis nach Chili und gen Süden erstrecken, haben sich einige Pferde und einige Kühe, welche die Spanier den Gefilden ließen, da sie bald nach Anlegung dieser Stadt solche wieder verließen, überflüßig vermehret, daß man im 1628sten Jahre ein sehr gutes Pferd für zwo Näh deln und einen Ochsen nach Verhältniß bekommen konnte. Heutiges Tages muß ein ziemlich weit gehen, wenn man welche finden will. Vor dreyßig Jahren aber fuhr noch kein Schiff aus dem Hafen von Buenos Ayres, welches nicht mit vierzig bis fünf tausend Rindshäuten beladen war. Man mußte ihrer auf achtzigtausend getödtet hab um diese Anzahl zu liefern, weil alle Felle, die nicht gut, das ist von Stieren und von nem gewissen Maaße sind, nicht mit in den Handel kamen. Ein Theil von den Jäg nimmt auch nur, wenn es diese Thiere erleget hat, die Zungen und das Fett, welche diesem Lande statt der Butter, des Oeles, des Speckes und des Schmalzes dienet.

Wilde Hunde und andere Thiere.

Dieser Bericht giebt noch keinen richtigen Begriff von ihrer Vermehrung. D Hunde, wovon eine sehr große Anzahl wild geworden ist, die Tiger und die Löwen rei ihrer mehr auf, als man es sich einbilden kann. Man erzählet so gar, die Löwen wa ten nicht einmal so lange, bis der Hunger sie dazu nöthigte, daß sie Stiere und Kühe teten; sondern sie macheten sich einen Zeitvertreib daraus, sie zu jagen, und sie bräch zuweilen ihrer zehn oder zwölfe um, wovon sie nur einen einzigen fräßen. Die größ Feinde dieser Thiere aber sind die Hunde. Es hat sich seit mehr als zwanzig Jahren d Preis des Leders und des Talches zu Buenos Ayres um zwey Drittheile erhöhet; und d Geschichtschreiber urtheilet, wenn die Rinder jemals aus diesem Lande verschwinden, so de solches vornehmlich durch den Krieg der Hunde wider sie geschehen, welche die Mensch saget er, verzehren werden, wenn sie keine Thiere mehr finden. Das Seltsamste ist, die Einwohner keine Vorstellung dieserwegen annehmen. Da ein Statthalter dieser Pr vinz einige Soldatencompagnien einmal ausgeschicket hatte, diese grausamen Thiere zu j gen: so wurden sie nur durch beißende Spöttereyen dafür belohnet. Man hieß die S daten nach ihrer Zurückkunft nicht anders, als Hundeschläger. Man hat sie auch s dem nicht mehr vermögen können, dem Lande diesen Dienst zu leisten *a*).

Pferde und Maulthiere.

Die Pferde werden mit Schlingen gefangen. Sie sind schön, und von einer Flüch tigkeit, welche ihre spanische Herkunft nicht verleugnet. Die Maulthiere sind in Par guay eben so gemein, als in Tucuman, von daraus, wie man bereits angemerket h jährlich ihrer eine große Anzahl nach Peru gehen. Diese Thiere sind von großem Nutzen in denen Ländern, wo man so viel auf und ab zusteigen hat, und oftmals auf Wegen, d sehr schwehr zu bähnen sind.

Bienen in den mittäglichen Ländern.

Man findet fast überall in den Wäldern dieser mittäglichen Provinzen Bienen, wel che die hohlen Bäume zu ihren Stöcken nehmen; und man zählet ihrer auf zehnerley ver schiedene Arten. Diejenigen, welche wegen der Weiße ihres Wachses am höchsten geschä tzet werden, heißen Opemus. Ihr Honig ist auch viel lieblicher.

Baumwolle.

Die Baumwolle ist diesem ganzen Lande von Natur eigen; und der Baum, welcher sie trägt, wächst daselbst strauchweise. Er verlangt, jährlich beschnitten zu werden, wie der Weinstock. Seine Bluhme kömmt der gelben Tulpe nahe. Sie blühet im Christmonat und

a) Histoire du Paraguay Liv. I. a. d. 11 u. 12 S.

und Jenner auf. Drey Tage darnach verwelket sie, und wird trocken. Die Knospe, welche sie einschließt, hat im Hornunge ihre völlige Reife, und enthält eine sehr weiße Wolle von einer guten Beschaffenheit. Die Indianer aus genannten beyden Provinzen hatten angefangen, Hanf zu säen: sie fanden aber zu viel Schwierigkeiten dabey, ihn fa- sicht zu machen; und die meisten haben ihn also nicht weiter gebauet. Die Spanier, wel- che beständiger darinnen gewesen, bedienen sich desselben sehr vortheilhaft.

Naturgesch. von Peru.

Außer dem Maize, dem Manioc, und den Pataten, welche in vielen Theilen dieser Provinzen sehr gemein sind, und wovon sich die Indianer vor der Ankunft der Europäer gemeiniglich nähreten, findet man daselbst viele Früchte, und verschiedene Kräuter, welche dem Lande eigen sind. Die Spanier, welche hier eben so, als in Peru, auf die einge- machten Sachen erpicht sind, machen aus einigen Früchten, die ihnen belieben, vortreffli- che Confitüren. Einige haben daselbst Weinberge gepflanzet, aber mit ungleichem Erfol- ge. Zu Rioja und zu Cordua, zwoen Städten in Tucuman, machen sie viel Wein. Der zu Cordua ist dick, stark und steigt in den Kopf. Der zu Rioja hat diesen Fehler nicht: man bauet aber welchen zu Mendoza, einer zu Chili gehörigen Stadt, fünf und zwanzig Meilen von Cordua, welcher nicht viel geringer ist, als der spanische. Man hat an eini- gen Orten Waizen gesäet, um Kuchen und anderes Gebackenes daraus zu machen.

Allerhand Weine.

Wenn dieses Land voller giftigen Kräuter ist, womit die Indianer ihre Pfeile ver- giften: so findet man auch überall Gegengifte; und dergleichen ist besonders das Sper- lingskraut, welches ziemlich große Gesträuche machet. Man belehret uns, woher es sei- nen Namen habe, und wie es bekannt geworden. Unter den verschiedenen Arten von Sperlingen, welche man in diesen Provinzen sieht, und wovon die meisten von der Grö- ße unserer Amseln sind, unterscheidet man eine sehr hübsche Art, welche **Macagua** heißt. Dieses kleine Thier führet einen beständigen Krieg wider die Ottern, worauf es sehr be- gierig ist. So bald es eine gewahr wird, so verbirgt es seinen Kopf unter einem von sei- nen Flügeln, und bleibt in der Gestalt einer Kugel unbeweglich. Die Otter nahet sich, und da der Kopf des **Macagua** nicht so bedecket ist, daß er nicht durch seine Federn sehen könne, so bewegt er ihn nicht eher, als bis er seinem Feinde einen Stoß mit dem Schna- bel geben kann. Die Otter giebt ihm auch so gleich einen Stich mit der Zunge. So bald sich aber der **Macagua** verwundet fühlet: so frißt er von seinem Kraute, welches ihn den Augenblick heilet. Er eilet wieder zum Kampfe; und so oft er gestochen wird, nimmt er auch seine Zuflucht zu seinem Hülfsmittel. Dieses Spiel dauert so lange, bis die Otter, welche nicht eben dergleichen Hülfsmittel hat, alle ihr Blut verloren. Alsdann frißt der Sperling sie auf, und wenn er satt ist, so bedienet er sich noch einmal seines Gegengiftes.

Sperlingskraut.

Tucuman und Paraguay ernähren eine außerordentliche Anzahl verschiedener Arten von kriechenden Gewürmen: es sind aber nicht alle Schlangen daselbst giftig. Sie sind den Indianern bekannt, welche sie mit der Hand lebendig fangen, und sich Gürtel daraus ma- chen, ohne daß ihnen deswegen ein Zufall begegne. Man findet welche von zwey und zwanzig Fuß lang, und nach Verhältniß dick, welche ganze Hirsche verschlingen, wenn man den Spaniern glauben will, welche vorgeben, daß sie davon Zeugen gewesen. Die In- dianer versichern, sie paareten sich durch den Rachen, und die Jungen zernageten den Bauch der Mutter, damit sie herauskämen *b*); worauf die stärksten die schwächern auffräßen.

Schlangen in Tucuman und Paraguay.

b) Man sehe die Widerlegung dieses Mährchens von dem Herrn Charcas in Dodarts Naturgeschich- te III Bande, a. d. 45 u ff. S. nach der deutschen Ausgabe.

Naturgesch. von Peru.

Wenn solches nicht geschähe, saget ein berühmter Missionarius c); so würde man unaufhörlich den Angriffen dieser ungeheuern Gewürme ausgesetzet seyn. Unter denjenigen, welche aus Eyern gebohren werden, legen einige sehr große Eyer, welche die Mütter ausbrüten.

Die Klapperschlange ist nirgends so gemein, als in Paraguay. Man beobachtet daselbst, daß, wenn ihr Zahnfleisch gar zu voll Gift ist, sie viel aussteht; daß sie alsdann, um solches los zu werden, alles angreift, was sie antrifft; und daß sie durch zween hohle Hakenzähne, die an ihrer Wurzel ziemlich breit sind, und spitz ausgehen, in den Theil, dessen sie sich bemächtiget, den Saft ausläßt, welcher ihr beschwerlich fällt. Die Wirkung ihres Bisses und vieler andern Schlangen aus eben dem Lande ist sehr schnell. Zuweilen dringt das Blut in großer Menge durch die Augen, die Naselöcher, die Ohren, das Zahnfleisch, und aus den Nägeln. Es fehlet aber nicht an Gegengifte dawider. Man brauchet vornehmlich einen Stein, den man St. Paul nennet, mit gutem Erfolge; den Bezoar und Knoblauch, welchen man kauet, und auf die Wunde leget. Der Kopf des Thieres selbst und dessen Leber, die man zur Blutreinigung ißt, sind ein eben so gerühmtes Hülfsmittel. Indessen ist es doch das allersicherste, daß man gleich auf der Stelle einen Schnitt in den gestochenen Theil thut, und Schwefel hineinleget, welches zuweilen zur Heilung schon genug ist.

Jägerschlangen.

Paraguay hat Schlangen, welche man Jäger nennet, die auf die Bäume steigen, um ihren Raub zu entdecken, und wenn sich solcher nähert, auf ihn herabschießen, ihn mit solcher Stärke drücken, daß er sich nicht bewegen kann, und ihn lebendig auffressen. Wenn sie aber ganze Thiere verschlungen haben: so werden sie so schwer, daß sie sich nicht mehr fortschleppen können. Man setzet hinzu, da sie nicht stets natürliche Hitze genug haben, so große Stücke zu verdauen, so würden sie umkommen, wenn ihnen die Natur nicht ein sehr sonderbares Hülfsmittel eingegeben hätte. Sie kehren den Bauch gegen die Sonne, deren Hitze ihn zum Faulen bringt. Es kommen Würmer hinein; und die Vögel, welche sich darauf setzen, nähren sich von dem, was sie wegbringen können. Die Schlange ermangelt nicht, zu verhindern, daß sie nicht zu weit gehen, und ihre Haut wird bald wieder hergestellet. Es geschieht aber zuweilen, saget man, daß sie bey ihrer Wiederherstellung die Baumzweige mit einschließt, auf welchen das Thier gelegen hat: doch belehret man uns nicht, wie es sich von dieser neuen Beschwerlichkeit befreye d).

Viele von diesen ungeheuern Gewürmen leben von Fischen; und der P. von Montoya, von welchem diese Nachricht genommen ist, erzählet, er habe eines Tages eine Schlange gesehen, deren Kopf so dick, als ein Kalbeskopf, gewesen, und die an dem Ufer eines Flusses gefischet. Anfänglich, saget er, warf sie aus ihrem Rachen vielen Schaum, in das Wasser; darauf tauchete sie den Kopf hinein, und blieb einige Zeitlang unbeweglich. Auf einmal öffnete sie den Rachen, um eine Menge Fische zu verschlucken, die der Schaum herbey zu ziehen schien. Ein andermal sah eben der Missionarius einen Indianer von der größten Gestalt, welcher bis an den Gürtel im Wasser stund, und fischete, von einer Schlange verschlingen, die ihn den andern Tag wieder ganz von sich gab. Es waren ihm alle Knochen zermalmet, als wenn er zwischen zweenen Mühlsteinen gewesen wäre. Die Schlangen von dieser Art kommen niemals aus dem Wasser; und man sieht sie an denen

c) Der P. de Montoya in der schon angeführten geistlichen Eroberung.

d) Dieser Umstand hat so, wie das Folgende, ohne Zweifel das Zeugniß eines solchen Mannes nöthig.

nen Orten, wo der Strom schnell schießt, welche in dem Flusse Parana sehr häufig sind, mit dem Kopfe in der Höhe schwimmen, welcher bey ihnen sehr groß ist, wobey sie einen sehr breiten Schwanz haben. Die Indianer geben vor, sie begatteten sich, wie die Landthiere, und die Männchen griffen die Weibchen so an, wie man es von den Affen meldet. Der P. von Montoya wurde eines Tages gerufen, eine Indianerinn beichten zu hören, welche von einem dieser Thiere, da sie am Ufer eines Flusses beschäfftiget gewesen, Leinen zu waschen, war angefallen worden und eine verliebte Gewaltthätigkeit von ihm erlitten hatte. Der Missionarius fand sie an eben dem Orte liegen. Sie sagete zu ihm, sie fühlete es, daß sie nur noch einige Augenblicke leben würde; und sie hatte ihre Beichte kaum vollendet, so starb sie.

Naturgesch. von Peru.

Die Kaymanen sind hier von einer ungeheuern Dicke und haben eine Eigenschaft, die man an denen in Guayaquil nicht bemerket. Sie haben nämlich unter den Vorderpfoten Beutel, die mit einer Substanz angefüllet sind, deren Geruch so stark ist, daß er sogleich in den Kopf steigt. Wenn sie an der Sonne getrocknet ist: so hat sie alle Süßigkeit des Museus. Die Requine des Flusses la Plata sind auch viel größer, als die in den andern Flüssen. Sie lauern den Rindern auf, die dahin kommen zu saufen, packen sie bey der Schnauze an und ersticken sie.

Kaymane und Requine.

Man sieht in einigen Gegenden dieser Provinz Chamäleone von einer sehr sonderbaren Art, weil man ihnen fünf oder sechs Fuß Länge giebt, ohne zu gedenken, daß sie ihre Jungen mit sich tragen, und den Rachen stets nach der Seite offen halten, wo der Wind herkömmt. Man setzet hinzu, es sey ein sehr sanftmüthiges Thier, aber erstaunlich dumm.

Sehr große Chamäleone.

Die Affen dieses Landes sind fast von Menschengröße, haben einen großen Bart und einen sehr langen Schwanz. Sie machen ein entsetzliches Geschrey, wenn sie von einem Pfeile getroffen worden, reißen ihn aus der Wunde heraus und schmeißen ihn wieder nach denjenigen, die sie verwundet haben.

Affen.

Die Füchse sind sehr gemein in Paraguay. An der Seite von Buenos Ayres haben sie vieles von den Hasen an sich, und ihr Haar ist von einer schönen Mannichfaltigkeit. Man versichert, es sey nichts so artig, als dieses Thier. Es ist so vertraut, daß es die Vorbeygehenden zu liebkosen kömmt. Sein Harn aber ist wie in den andern Theilen des mittäglichen America, von einem solchen Gestanke, daß man alles dasjenige ins Feuer werfen muß, was damit benetzet ist.

Füchse.

Man unterscheidet zweyerley Arten von Tataren; die einen, welche von der Gestalt eines sechsmonatlichen Ferkleins sind, haben in dem Bauche eine Art von Perlmutter oder Muschel und eine andere in der Gegend der Nieren. Sie haben alle lange Schnauzen; die beyden vorder Pfoten dienen ihnen statt der Hände, und jede Pfote hat fünf Zehen.

Tataren.

Die Kaninichen des Landes, welche die Spanier Apercos nennen, haben fast keinen Schwanz und sind silbergrau. Eine Art, die man unterscheidet, ohne sie zu nennen, hat ein so kleines Maul, daß kaum eine Ameise hineingehen kann.

Apercos

Man kennet in eben diesen Provinzen dreyerley Arten von Hirschen. Die einen, welche fast von dem Wuchse der Ochsen sind, und ein Geweih mit vielen Enden haben, halten sich gemeiniglich in sumpfichten Oertern auf. Andere, die etwas größer sind, als die Ziegen,

Dreyerley Arten Hirsche.

thig, als der angeführte ist. Denn, wer wollte sich unterstehen, ein Mistrauen in die Glaubwürdigkeit eines Missionars zu setzen, welcher hier nur dasjenige berichtet, was er gesehen hat?

Naturgesch. von Peru.

Ziegen, äßen sich in den Ebenen. Die dritten sind nicht größer, als ein sechs monatlicher Stier. Die Rehe in Paraguay haben fast nichts, was sie von den unserigen unterscheidet. Die Eber oder wilden Schweine, von denen man schon unter dem Namen der Pecari geredet hat, haben, wie in dem ganzen übrigen America, den Nabel oder vielleicht eine Art von Luftloche auf dem Rücken. Ihr Fleisch aber ist hier so delicat, und so gesund, daß man es so gar den Kranken zu essen giebt. Die Damhirsche und Rehe gehen [...] truppweise.

Anta.

Ein in diesem Theile des festen Landes sehr gemeines Thier ist eine Art von Büffel, welches man Anta oder Denta nennet. Es ist von der Größe eines Esels, dem es a[...] der Gestalt nach, sehr nahe kömmt, die Ohren ausgenommen, die bey ihm sehr kurz [...] Das Sonderbareste an ihm ist ein Rüssel, den es nach Belieben verlängert und verkürzet, und wodurch es Athem hohlet, wie man glaubet. Jeder von seinen Füßen hat drey [...]gel, denen man eine allgemeine Kraft wider alle Arten von Gifte beyleget; vornehmlich [...]nen an dem linken Vorderfuße, worauf es sich leget, wenn es sich übel befindet e). [...] bedienet sich der beyden Vorderfüße, wie die Affen und Biber. Man hat bey ihm im Bauche Bezoarsteine gefunden, die sehr hochgeschätzet werden. Es beißt den Tag [...] das Gras und Kraut ab, und des Nachts frißt es eine Art von Thone, welchen es in [...] Morästen findet, wo es sich bey dem Untergange der Sonne hinbegiebt. Sein Fleisch [...] sehr gesund und von dem Ochsenfleische nur darinnen unterschieden, daß es viel leichter [...] zärter ist. Es hat eine so starke Haut, daß man glaubet, es könne keine Flintenkugel durchgehen, wenn sie trocken ist. Die Spanier machen auch Casquete und Küraße [...] aus. Die Antajagd ist sehr leicht: sie geschieht aber nur des Nachts. Man wartet, [...] diese Thiere in ihrem Lager sind, wohin sie sich gemeiniglich truppweise begeben. [...] man sie kommen sieht; so geht man ihnen mit brennenden Fackeln entgegen, welche [...] blenden; und indem sie über einander herfallen, so schießt man mit so glücklichem Erfolge auf sie, daß man beym Tageslichte gewiß ihrer viele entweder todt oder gefährlich verwun[...]det auf die Erde gestrecket findet.

Bäume in Chaco.

Die Landschaft Chaco, wovon man eine besondere Beschreibung gegeben hat, ist mit weitläuftigen Wäldern bedecket, wovon einige kein anderes Wasser haben, als was sich in den hohlen Bäumen befindet. Die Hitze sollte natürlicher Weise übermäßig heftig da[...] seyn, und das um so vielmehr, weil die Luft daselbst sehr warm und trocken ist. All[...] der Südwind, welcher alle Tage daselbst wehet, bringt eine kühle frische Luft dahin. [...] den mittäglichen Theilen erfährt man zuweilen eine sehr scharfe Kälte. Die Bäume [...] daselbst von sonderbarer Schönheit längst an einem kleinen Flusse, Sinta genannt, [...] man Cedern, die an Höhe aller andern Länder ihre übertreffen; und an der Seite der [...]ten Stadt Guadalcazar sieht man ganze Wälder, darinnen die Stämme über drey [...]ter im Umfange haben.

Die Quinaquina ist daselbst sehr gemein. Es ist ein großer Baum, dessen [...] roth, und von einem angenehmen Geruche ist, und woraus ein wohlriechendes Harz tr[...] Seine Frucht ist eine große, sehr harte Bohne, die wegen ihrer medicinischen Kräfte [...] berühmt ist. Eben dieses Land hat zehn bis zwölf Meilen lange Wälder, die einzig [...]

e) Man liest in den Memoires de Trevoux (Octobre 1751.) sie wären den Elendthieren oder Orignalen in Canada sehr ähnlich.

f) Wenn es nicht eine andere Art ist; [...]

allein aus großen Palmbäumen bestehen. Der Kern dieser Bäume mit seinem Marke gekocht ist eine gesunde Speise und von sehr gutem Geschmacke. Diejenigen, welche längst dem Pilco-maro wachsen, sind eben so hoch, als die großen Cedern.

Naturgesch. von Peru.

Der Rival ist ein Baum, der mit breiten und harten Dornen ganz besetzet ist, dessen Blätter, wenn sie gekauet worden, für ein allgemeines Hülfsmittel wider alle Augenkrankheiten gehalten werden. Seine Frucht ist süß und angenehm.

Das Land Chaco hat zweyerley Arten von Gayac, wovon dasjenige am höchsten geschätzet wird, was die Spanier Santo Palo nennen.

Thiere darinnen.

Die Löwen in dieser Provinz haben rothes und sehr langes Haar. Sie sind ziemlich sanftmüthig und gar so furchtsam, daß sie auf das Bellen eines Hundes die Flucht nehmen, und, wenn sie nicht auf einen Baum klettern können, sich fangen lassen. Die Tiger sind nirgend größer und grimmiger. Man hat daselbst bemerket, daß sie den Harn eines Menschen nicht vertragen können; und man bedienet sich dieser Kenntniß, sich vor ihren Anfällen in Sicherheit zu setzen. Man bemerket auch, daß sie alle ihre Stärke verlieren, wenn sie in den Weichen an der Seite der Nieren verwundet sind. Uebrigens sind sie eben so gute Jäger im Wasser, als auf dem Lande. Diese Provinz hat **Peccaris** oder Eber von zweyerley Farbe, grau und schwarz. Die Ziegen sind daselbst schwarz oder roth; und man sieht keine weiße, als an den Ufern des Pilcomayo. Man findet in diesem Lande bis auf sechserley verschiedene Arten von Gänsen und allerhand Federvieh.

Anta in dieser Provinz.

Der Anta in Chaco ist von dem vorherbeschriebenen ein wenig unterschieden *f*). Die Spanier nennen ihn das **große Vieh**. Es hat kastanienbraune und sehr lange Haare, einen Pferdekopf und Mauleselsohren, Kalbeslippen, die Vorderfüße in zwey und die Hinterfüße in drey Klauen gespalten. Auf der Schnauze hat es, wie das andere, einen Rüssel, den es in seinem Zorne verlängert; sein Schwanz ist kurz, seine Beine sind zart und seine Zähne spitzig. Es hat zween Mägen, wovon ihm der eine zur Vorrathskammer dienet, worinnen man zuweilen verfauletes Holz und Bezoarsteine findet. Wenn seine Haut an der Sonne getrocknet und zu Leder gemacht worden: so kann man sie nicht durchschießen; und sein Fleisch ist von dem Büffelsfleische nicht unterschieden. Das Horn an seinem linken Vorderfuße hat eben die Kraft, welche man dem Elendsthiere oder Orignale in Canada zuschreibt. Es bedienet sich desselben eben so bey den Anfällen der fallenden Sucht, denen es unterworfen ist, wie das Orignal. Endlich so versichert man, daß, wenn es zu viel Blut habe, es sich die Ader mit einer Rohrspitze öffne, und daß die Indianer dieses Hülfsmittel von ihm gelernet hätten.

Guanaco oder Wanotra.

Das Guanaco, eine Art von peruanischem Llama, welches man von den Engländern **Wanotra** genannt findet, vermuthlich weil ihm andere Völker in America diesen Namen geben, ist in Chaco nicht weniger gemein, und trägt Bezoarsteine, viertehalb Pfund schwer. Man erzählet, der Indianer, von welchem die Spanier die erste Kenntniß davon erhalten hätten, wäre von seinen Landesleuten umgebracht worden. Im 1723sten Jahre hatten einige Engländer die Neugier, zwey Guanacoe, die sie zu Buenos Ayres gekaufet hatten, mit nach England zu nehmen: es hat sich aber niemand die Mühe genommen, bekannt zu machen, ob sich diese Thiere in einer von ihrem ursprünglichen Lande

man vermuthen, daß sich dieser Unterschied nur in den beyden Beschreibungen findet. Die erste ist von dem P. Montoya und diese von dem P. Lozano, beyde Missionarien.

Naturgesch. von Peru.

de so verschiedenen Himmelsgegend vermehret haben. Man sieht sie niemals anders, truppweise, außer in den wüsten Gegenden; und während der Zeit, da sie sich äsen, allezeit eines auf einer Höhe Schildwacht, um die andern, bey der geringsten Ge- durch eine Art von Wiehern zu warnen. Alsdann flüchten sie sich alle zusammen in ter, die mit jähen Abstürzen besetzet sind; und die Weibchen gehen mit ihren Jungen erst. Das Guanacofleisch ist weiß und von ziemlich gutem Geschmacke, aber ein we trocken.

Zorillo. Capivara.

Die andern Thiere in Chaco sind der **Zorillo**, welcher von dem stinkenden Th in Canada nicht unterschieden zu seyn scheint; der **Capivara**, welcher ein zweylebiges von der Gestalt eines Schweines ist; der **Iguana**, welcher von dem auf der Landenge nig unterschieden ist.

Quinquinchon, ein seltenes Thier.

Der **Quinquinchon** ist ein sehr seltenes Thier, welches sein Haus mit sich trä Dieses ist eine sehr harte Schale, in welche es ganz hineinkriecht. Sonst hat es die stalt eines Schweines. Es gräbt sich mit seinen Pfoten und seiner Schnauze ein Loch die Erde drey bis vier Fuß im Durchschnitte, worein es sich verstecket. Von den Sc pen, die es unter dem Bauche hat, geht ein sehr langes und sehr dickes Haar hervor. versichert, es lege sich, wenn es regnet, auf den Rücken, um den Regen aufzunehm und bringe einen ganzen Tag in dieser Stellung zu; indem es warte, daß ein erh Damhirsch kommen, und das Wasser saufen soll, womit seine Schale angefüllet ist. bald aber der Damhirsch seine Schnauze nur hineingestecket hat, so findet sich solcher fangen, ohne daß er Athem hohlen kann; und da ihn alle seine Bemühungen nicht w losmachen können, so dienet er dem Quinquinchon zur Speise. Einige Engländer ten im 1728sten Jahre dem Könige, ihrem Herrn, zwey von diesen Thieren lebendig Ihr Fleisch giebt einen Geruch, welcher den Geschmack desselben unangenehm machet.

Tatu oder Mulica.

Man unterscheidet noch eine andere Art, in Paraguay **Tatu** und in Tucuman **Mu lica** genannt, welches in seiner Schale eine so fest verschlossene Kugel bildet; daß m nicht einmal eine einzige Fuge gewahr wird. Es hat kein Haar, und sein Fleisch ist eines Spanferkels seinem nicht unterschieden.

Die Thäler endlich, welche zwischen den Gebirgen sind, wodurch man in Ch kömmt, haben diejenige Art von Schafen, die man in Peru Llamas nennet, und we man für kleine Kameele halten sollte, wenn sie einen Höker hätten. Die Indianer Landes bedienen sich derselben zu Lastthieren, wie die Peruaner.

Gift und Gegengift.

Einige Reisende versichern, Chaco bringe kein giftiges Thier hervor. Indessen ben doch die Missionarien eine große Anzahl derselben allda gefunden. Sie belehren auch, daß das Land reich an Gegengiften sey, und daß das vornehmste darunter die män liche und weibliche **Contra-yerva** und die **Viperina** sey, welche der P. Lozano für Dioscorides **Trissago** hält. Die andern sind der **Colmillo de Vibora** oder **Solim de la Tierra**, das Tobacksblatt, die Aehre und der Halm von dem Maiz und der K chen von dem Beine einer Kuh gedörret und auf die Wunde gelegt. Man setzet hin man müsse, um diesem letzten Gegengifte mehr Stärke zu geben, den Knochen mit W und Milch waschen, und ihn so lange auf der Wunde lassen, bis er von selbst abfällt, w ches geschieht, wenn kein Gift mehr da ist.

Alle Wälder im Chaco sind voller Bienen; und in den meisten ist kein Baum v einer gewissen Dicke, welcher nicht einen Bienenstock enthält. Diese Provinz könnte ein

einen großen Theil von America mit Honig und Wachse versehen, und man kennet keinen, der von besserer Eigenschaft wäre. Man saget nichts von den Vögeln dieses Landes, woraus der Geschichtschreiber von Paraguay schließt, daß sie daselbst, wie in allen andern Theilen der neuen Welt, nicht so sehr die Ohren durch ihren lieblichen Gesang, als die Augen durch den Glanz und die Mannichfaltigkeit ihrer Federn, entzücken.

Naturgesch. von Peru.

Vögel in Chaco.

In dem Lande der **Magnacicaer**, welches an dem nordlichen Ende des Landes der Chiquiten, zwo Tagereisen von der Reduction St. Franciscus Xavier ist, bringt das Land überall ohne Wartung verschiedene Arten von Früchten hervor. Die Vanilla ist daselbst eben so gemein, als eine Art von Cocosbäumen, die nicht von der Natur derer in den andern Ländern ist, und deren Frucht vielmehr eine Melone, als ein Coco, ist.

Was das Land der Magnacicaer hervorbringt.

Unter den Thieren unterscheidet man besonders dasjenige, welches **Famacosio** heißt. Es hat einen Tigerkopf, den Leib eines Schafhundes und keinen Schwanz. Seine Hurtigkeit und seine Wildheit haben nicht ihres Gleichen. Wenn man es gewahr wird: so kann man der Gefahr, von ihm gefressen zu werden, nicht anders entgehen, als wenn man sogleich auf einen Baum klettert; und doch findet man nur auf einige Augenblicke daselbst Sicherheit. Denn das Thier, welches nicht klettern kann, bleibt an dem Fuße des Baumes und erhebt ein Geschrey, welches viele andere herbey zieht. Alsdann arbeiten sie alle zusammen, den Baum aus den Wurzeln zu heben, und würden dazu nicht viel Zeit brauchen, wenn der Mensch nicht bewaffnet genug wäre, um sie alle mit Pfeilen zu durchbohren. Wenn er keine Waffen hat, so ist er unvermeidlich verloren. Die Indianer haben nur ein Mittel ausfündig gemacht, die Anzahl dieser fürchterlichen Thiere zu vermindern, deren Vermehrung das Land durchaus unwohnbar machen würde. Sie vereinigen sich zusammen in einem wohlverpfählten Bezirke, wo sie ein großes Geschrey erheben, welches die **Famacosioen** von allen Seiten herbey zieht. Unterdessen daß sich nun eine Legion von diesen Ungeheuern beschäfftiget, in die Erde zu wühlen, um das Pfahlwerk umzuwerfen, erschießt man sie mit Pfeilen ohne die geringste Gefahr.

Famacosio, ein erschreckliches Thier.

Die **Mopsicaer**, welche eine von den mächtigsten Völkerschaften dieses Landes ausmacheten, sind nicht so glücklich gewesen, sich von einem dem Ansehen nach nicht so fürchterlichen Feinde zu befreyen, weil es nur eine Art von Vögeln war, denen der Geschichtschreiber den Namen der **Sperlinge** giebt g). Allein, wenn dieser gottselige Schriftsteller nicht das Vertrauen misbrauchet, welches man seinem Charakter schuldig ist: so muß man mit ihm glauben, „es hätten diese kleinen Thiere die Menschen so grimmig angefallen, daß „sie solche getödtet, ohne daß sie sich ihrer erwehren können, und daß sie fast das ganze „Land von Leuten entblößet hätten„. Wir müssen anmerken, daß das Land der Magnacicaer von vielen fischreichen Flüssen gewässert und mit Wäldern umgeben ist, die sich sehr weit gegen Osten und Westen erstrecken, und so dick sind, daß man die Sonne fast niemals darinnen sieht; hinter diesen Waldungen findet man weite Einöden, die fast stets überschwemmet sind; und die Einwohner sind einer Art von Aussatze unterworfen, welcher ihnen den ganzen Leib mit einer Rinde fast wie Fischschuppen bedecket h), die aber doch viel zu schwach ist, dem fürchterlichen Schnabel der Sperlinge zu widerstehen.

Sperlinge entvölkern ein ganzes Land.

Herr de la Condamine hat nicht unterlassen, in dem Berichte von seiner Reise auf dem Amazonenflusse die Beschreibung von denen sonderbaresten Thieren zu geben, die er daselbst zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. „Ich habe, saget er, zu St. Paul d'Omaguas,

g) Histoire du Paraguay. Tom. II. Liv. 15. p. 273.

h) Ebendaselbst.

Naturgesch. von Peru.

Pexe buey oder Ochsenfisch.

„guas, den größten von den bekannten Fischen in süßen Wassern, nach dem Leben abge-
„net. Die Spanier und Portugiesen geben ihm den Namen **Pexe buey** oder Ochs-
„fisch, und man muß ihn nicht mit dem **Phoca** oder Seekalbe vermengen. Derjen-
„wovon hier die Rede ist, nähret sich von dem Grase an den Ufern des Flusses.
„Fleisch und sein Fett kommen dem von einem Kalbe sehr ähnlich. Das Weibchen hat
„tzen, die ihm dienen, seine Jungen zu säugen. Der P. Acunja machet die Aehnl-
„mit dem Ochsen noch vollständiger, indem er diesem Fische Hörner beyleget, womit ihn
„Natur nicht versehen hat. Er ist, eigentlich zu reden, kein zweylebiges Thier, weil er
„mals ganz aus dem Wasser geht, und auch nicht heraus gehen kann, indem er nur
„Floßfedern an der Seite des Kopfes hat, welche flach und rund, in Gestalt der Ruder,
„zehn bis sechzehn Zoll lang sind, die ihm statt der Arme und Füße dienen, ohne daß i-
„ren Gestalt haben, wie Laet nach dem l'Ecluse fälschlich voraus setzet. Er stecket n-
„nen Kopf aus dem Wasser, damit er das Gras am Ufer erreichen könne. Derjenige
„ich abgezeichnet habe, war ein Weibchen. Seine Länge war achthalb Fuß und seine
„te Breite zween Fuß. Ich habe ihrer noch größere gesehen. Die Augen dieses T-
„haben kein Verhältniß mit der Größe seines Körpers. Sie sind rund und haben nu-
„Linien im Durchschnitte. Die Oeffnung seiner Ohren ist noch kleiner, und scheint nu-
„Loch von einer Stecknadel zu seyn. Einige haben geglaubet, dieser Fisch sey dem Am-
„nenflusse besonders eigen: er ist aber in dem Orinoko eben so gemein. Er findet sich
„obwohl nicht so häufig in dem Oyapoc und vielen andern Flüssen um Cayenne, an der
„ste von Guiana und den Antillen. Es ist eben derselbe, den man sonst **Manati** ge-
„hat und heutiges Tages auf den französischen Inseln von America **Lamentin** n-
„Indessen glaube ich doch, daß die Art in dem Amazonenflusse ein wenig unterschieden
„Man findet ihn nicht auf der hohen See; man sieht ihn so gar selten an den Münd-
„der Flüsse: man findet ihn aber über tausend Seemeilen von dem Meere in dem Gua-
„dem Pastaca u. a. w. Er wird in dem Amazonenflusse nur durch den Pengo aufge-
„über welchen hinaus man ihn nicht weiter findet,, *i*).

Mixano.

Dieses ist kein Hinderniß für einen andern Fisch, Namens **Mixano**, der eben so [klein] als der andere groß ist. Denn es finden sich welche nur eines Fingers lang. Die M[ixa]noe kommen alle Jahre haufenweise nach Borja, wenn das Wasser anfängt zu fallen, Ende des Brachmonates. Sie haben nichts besonders, als die Stärke, womit sie w[ider] den Strom hinauf gehen. Weil das schmale Bette des Flusses sie nothwendiger Weise der Straße zusammen bringt: so sieht man sie truppweise von einem Rande zum and[ern] hinüber gehen und wechselsweise an einem oder dem andern Ufer die Gewalt überwi[nden,] womit das Wasser sich in diesem engen Canale überstürzet. Man fängt sie mit der H[and,] wenn das Wasser niedrig ist, in den hohlen Felsenlöchern des Pongo, wo sie sich au[sru]hen, um wieder Kräfte zu bekommen, und deren sie sich als Mittel bedienen, um hi[nauf] zu steigen.

Puraque.

De la Condamine sah in den Gegenden um Para einen Fisch, welcher **Puraque** he[ißt,] dessen Körper, wie der Lampreten ihrer, mit einer großen Anzahl Oeffnungen durchboh[rt] ...

i) Voyage sur la Riviere des Amazones, edit. de 1749 in 4. a. d. 77 S.

k) Herr von Reaumur hat die verborgene Triebfeder entdecket, welche diese Wirkung bey dem T[or]pedo hervorbringt.

ist, und welcher über dieses noch eben die Eigenschaft hat, wie der **Torpedo** oder Krampffisch. Derjenige, welcher ihn mit der Hand oder auch nur mit einem Stocke anrühret, empfindet in dem Arme eine schmerzhafte Betäubung, und wird zuweilen, wie man saget, davon umgestoßen. De la Condamine ist kein Zeuge von dieser That gewesen: er versichert aber, die Beyspiele davon seyn so häufig, daß sie nicht in Zweifel gezogen werden kann k).

Schildkröten auf dem Amazonenflusse.

Die Schildkröten von dem Amazonenflusse werden, als die leckerhaftesten, in Cayenne sehr gesuchet. Dieser Fluß ernähret ihrer von verschiedener Größe, und verschiedenen Arten in so großem Ueberflusse, daß sie allein mit ihren Eyern die Bewohner seiner Ufer ernähren könnten. Es giebt auch Landschildkröten, die man in der brasilianischen Sprache Sabutis nennet, und die Einwoher von Para allen andern Arten vorziehen. Sie erhalten sich alle zusammen, besonders die letztern, viele Monate außer dem Wasser, ohne daß man es merket, daß sie fressen.

Leichte Fischerey.

Die Natur scheint der Trägheit der Indianer Vorschub gethan zu haben, und ihren Bedürfnissen zuvor gekommen zu seyn. Die Seen und Moräste, die man fast bey jedem Schritte an den Ufern des Amazonenflusses und zuweilen sehr weit im Lande antrifft, füllen sich zur Zeit des Anwachses des Flusses mit allerhand Fischen an; und wenn das Wasser fällt, so bleiben sie darinnen eingesperrt, wie in natürlichen Teichen und Fischhaltern, wo man sie denn leichtlich fischen kann.

Krokodile.

Die Krokodile l) sind in dem Amazonenflusse, so weit er läuft, und in den meisten Flüssen, die der Amazonenfluß einnimmt, sehr gemein. Man versicherte den Herrn de la Condamine, es fänden sich welche von zwanzig Fuß lang und noch wohl länger. Er hatte schon in dem Flusse Guayaquil eine große Anzahl von zwölf, funfzehn und mehr Fuß gesehen. Weil die in dem Amazonenflusse weniger gejaget und weniger verfolget werden; so fürchten sie sich vor den Menschen wenig. Zur Zeit der Ueberschwemmungen gehen sie zuweilen in die Hütten der Indianer. Ihr gefährlichster und vielleicht der einzige Feind, der sich untersteht, einen Kampf mit ihnen anzutreten, ist der Tiger. Ihr Gefecht muß ein besonderes Schauspiel seyn. Allein, man kann solches nur bloß durch einen glücklichen ungefähren Zufall zu sehen bekommen. Man sehe hier, was die Indianer dem Herrn de la Condamine davon erzähleten.

Kampf eines Krokodiles und Tigers.

Wenn der Tiger an das Ufer des Flusses kömmt, zu saufen: so stecket der Krokodil den Kopf aus dem Wasser, um sich seiner zu bemächtigen, wie er es bey gleicher Gelegenheit mit den Ochsen, den Pferden, den Maulthieren und allem, was seiner Gefräßigkeit vorkömmt, machet. Der Tiger schlägt zugleich seine Klauen seinem Feinde in die Augen, als dem einzigen Orte, welchen ihm die Härte seiner Schuppen noch die Macht läßt zu verletzen. Der Krokodil aber fährt alsdann unters Wasser und zieht den Tiger mit hinunter, welcher viel eher ersauft, als daß er losläßt. Die Tiger, welche de la Condamine auf seiner Reise gesehen, und welche in allen heißen und mit Holzungen bedeckten Ländern gemein sind, schienen ihm weder an Schönheit noch Größe von denen in Africa unterschieden zu seyn. Sie greifen keinen Menschen an, wenn sie nicht sehr hungrig sind. Man unterscheidet eine Art,

l) De la Condamine scheint sie mit den Kaymanen zu verwechseln, obgleich die meisten Reisenden einigen Unterschied darunter machen.

Naturgesch. von Peru.

dessen Haut braun ist ohne Flecken. Die Indianer Maynaer sind sehr geschickt, die Tiger mit der Halbpique zu bestreiten, welche ihr ordentliches Gewehr ist.

Falsche Art von Löwen.

De la Condamine traf an den Ufern des Amazonenflusses das Thier nicht an, welches die Indianer in ihrer Sprache Puma und die Spanier in America einen Löwen nennen. „Es ist, saget er, eine ganz unterschiedene Art von denen, die wir kennen. Sie ist viel „kleiner, als die africanischen Löwen. Ich habe keinen lebendig, sondern nur einen ausge„stopfet gesehen„.

Bäre, Ucúmari genannt.

Es würde kein Wunder seyn, wenn sich die Bären, die nur die kalten Länder bewohnen, und die man in vielen Gebirgen von Peru findet, in den Gehölzen des Maranjon nicht aufhielten, dessen Himmelsluft so verschieden ist. Indessen reden doch die Indianer des Landes von einem Thiere, Namens **Ucúmari**; und dieß ist gerade der Namen des Bäres in der peruanischen Sprache. De la Condamine konnte nicht gewiß werden, ob dieses Thier eben dasselbe sey.

Verschiedene Namen des Anta.

Bey Gelegenheit des Anta, welches in den Gehölzen des Amazonenflusses nicht selten ist, und wovon man schon oben die Beschreibung mitgetheilet hat *m*), belehret er uns, Anta sey der Namen, den ihm die Portugiesen in Para geben; die Spanier in Peru nennen es **Danta**, die Peruaner **Uagra**, die Brasilianer **Tapiira** und die Galibier an der Küste von Guyane **Maypuri**.

Coati.

Als er bey den Yameoern vorbey gieng: so zeichnete er eine Art von Wiesel ab, welche leicht zahm wird: er konnte aber den Namen, den es in dieser Sprache führet, weder schreiben noch aussprechen. Als er es darauf wieder in den Gegenden von Para antraf: so erfuhr er, daß es in der brasilianischen Sprache **Coati** hieß *n*).

Affen am Amazonenflusse.

Die Affen sind das gewöhnlichste Wildprät, welches von den Indianern am Amazonenflusse am meisten gesuchet wird. Wenn sie nicht gejaget, oder verfolget werden: so bezeugen sie keine Furcht bey der Annäherung des Menschen: und daran erkennen die Wilden des Amazonenflusses, wenn sie auf Entdeckung der Länder ausgehen, ob das Land, welches sie besuchen, neu oder noch nicht von Menschen besuchet ist. De la Condamine sah bey seiner ganzen Schifffahrt auf diesem Flusse eine so große Anzahl Affen, hörete so viele Arten derselben nennen, daß er es aufgiebt, sie alle zu erzählen. Es giebt ihrer, saget er, die so groß sind, als ein Windspiel, und andere, die so klein sind, als eine Ratte, das ist noch kleiner, als die **Sapajue**, und schwer zahm zu machen, deren Haar lang, glatt, gemeiniglich kastanienbraun, und zuweilen falb geflecket ist. Sie haben einen Schwanz, der zweymal so lang ist, als der Leib, einen kleinen und viereckichten Kopf, spitze und hervorstehende Ohren, wie die Hunde und Katzen und nicht wie die andern Affen, mit denen sie wenig Aehnlichkeit haben, indem sie vielmehr, wie ein kleiner Löwe aussehen. Man nennet sie zu Maynas **Pinches** und zu Cayenne **Tamarinen**. De la Condamine hatte ihrer viele, die er aber nicht erhalten konnte. Sie sind von der Art, welche man in der brasilianischen Sprache **Sahuinen** und im Französischen verstümmelt Sagouin nennet *o*). Der Statthalter von Para schenkete dem Herrn de la Condamine einen, welcher der einzige von seiner Art war, den man in dem Lande gesehen hatte. Das Haar an seinem Leibe war silberfarben wie die

m) De la Condamine saget in der Beschreibung, die er von diesem Thiere machet, nichts von dem Rüssel desselben.

n) Laet erwähnet desselben.

o) Laet redet nach dem l'Ecluse und Lery davon.

die schönsten weißen Haare; das an seinem Schwanze war glänzend kastanienbraun, welches ins Schwarze fiel. Er hatte noch eine andere sonderbare Merkwürdigkeit an sich. Seine Ohren, seine Backen, und seine Schnauze waren mit einem so lebhaften Rothe gefärbet, daß man Mühe hatte, sich zu überreden, diese Farbe sey von Natur so. „Ich habe ihn ein „ganzes Jahr lang verwahret, saget de la Condamine *p*); und als ich dieses schrieb, fast im „Angesichte der Küsten von Frankreich, wohin ich ihn lebendig zu bringen, mir ein Vergnügen machete, so lebete er noch. Ungeachtet meiner Vorsichtigkeit aber, ihn vor der „Kälte zu verwahren, hat die strenge Witterung ihn doch vermuthlich getödtet. Da es mir „auf dem holländischen Schiffe an Bequemlichkeit fehlete, ihn im Ofen trocknen zu lassen: „so habe ich ihn nur im Brantweine erhalten können, welches vielleicht genug seyn wird, „zu zeigen, daß meine Beschreibung nicht übertrieben ist„.

Naturgesch. von Peru.

Das Land hat noch andere seltene vierfüßige Thiere, die man aber auch in verschiedenen andern Theilen von America antrifft, oder die bereits beschrieben worden, dergleichen die verschiedenen Arten von Eber und Kaninichen, der **Pac**, der **Fourmilier**, welcher in der brasilianischen Sprache **Tamanduaaullassu** heißt, ein anderer kleiner **Tamandua**-hi genannt; das Stachelschwein, das Faulthier, welches die Spanier **Perico-ligero** und die Brasilianer **Unau** nennen; der **Tatu** oder **Armadillo**, und eine Menge andere, wovon de la Condamine einige abgezeichnet, oder deren Abzeichnungen von dem Herrn von Morainville in des Herrn Godins Händen geblieben sind *q*).

Andere seltene vierfüßige Thiere.

Man liest in einigen Reisebeschreibungen, daß die Schlangen des Amazonenflusses ohne Gift sind: allein, de la Condamine versichert, daß, ob es gleich wirklich einige gebe, die nicht böse sind, die Bisse von vielen dennoch fast allezeit den Tod wirken. Eine von den gefährlichsten ist die Klapperschlange. Dergleichen ist auch die Schlange, von der man unter dem Namen **Coral** geredet hat, den sie von den Spaniern hat. Das seltenste und sonderbareste Thier von dieser Art ist eine große zweylebige Schlange, fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß lang und über einen Fuß dick, welche die Indianer **Yacu-Mama**, das ist, **Wassermutter** nennen, und die gemeiniglich, wie man saget, in denen großen Seen lebet, die durch das Austreten des Wassers des Flusses in dem Innern des Landes gebildet werden. Wir wollen uns hier an des Herrn de la Condamine Worte halten, damit man dasjenige, was er von diesem Ungeheuer denket, mit demjenigen vergleichen kann, was man in des Don Ulloa Nachrichten davon gelesen hat *r*).

Ob die Schlangen daselbst kein Gift haben.

Yacu-Mama, eine ungeheure Schlange.

„Man erzählet, schreibt er, Dinge von ihr, woran ich noch zweifeln würde, wenn ich „sie gesehen zu haben glaubete, und die ich hier nur nach dem Verfasser des **erläuterten** „**Orinoko** *s*) zu wiederhohlen wage, welcher sie in allem Ernste anführet. Diese ungeheure Schlange verschlingt nicht allein, nach dem Angeben der Indianer, ein ganzes Reh, „sondern sie zieht auch, wie sie hoch und theuer versichern, durch ihr Athemhohlen die Thiere, die ihr nahe kommen, auf eine unwiderstehliche Art an sich und frißt sie. Verschiedene Portugiesen aus Para unterfingen sich, mich fast eben so wenig wahrscheinlicher Dinge „von der Art und Weise zu überreden, wie eine große Schlange einen Menschen tödtet, indem sie sich um seinen Leib herum schlingt, und ihn mit ihrem Schwanze spießet. Nach der „Größe

Des de la Condamine Urtheil von diesem Thiere.

p) Am angef. Orte a. d. 82 S.

q) Er hat die von dem Fourmillier und dem Moypuri aus Cayenne mitgebracht.

r) Im IX. Bande dieser Sammlung a. d. 300 S.

s) Der P. Gumilla, ein portugiesischer Jesuit.

Naturgesch. von Peru.

„Größe und der Gestalt zu urtheilen, könnte sie wohl mit derjenigen einerley seyn, die sich in „den Gehölzen von Cayenne findet, wo die Erfahrung zu erkennen gegeben hat, daß sie viel „fürchterlicher, als gefährlich, ist. Ich habe daselbst einen Officier gekannt, welcher von ihr „in das Bein gebissen worden, ohne daß es die geringste verdrießliche Folge gehabt hat. „Vielleicht war er aber nicht bis auf das Blut gebissen. Ich habe zwo Häute davon mit„gebracht, wovon die eine, so eingetrocknet sie auch ist, funfzehn Fuß lang und über einen „Fuß breit ist. Ohne Zweifel sind solche von den größten„ *t*).

Der Süglacürü oder Macaque.

Der Wurm, welcher bey den Maynaern Süglacürü und zu Cayenne der Wurm Macaque, das ist Affenwurm, heißt, hat seinen Wuchs in dem Fleische der Thiere und der Menschen. Er wächst daselbst, wie eine Bohne so groß, und verursachet einen unerträglichen Schmerz: er ist aber ziemlich selten. De la Condamine zeichnete den einzigen ab, den er gesehen hat, und verwahret ihn im Brannteweine. Man saget, er wachse in der Wunde, die von dem Stiche einer Art von Moskiten oder Maringoinen gemacht worden. Das Thier aber, welches sein Ey hineinleget, ist noch nicht bekannt.

Vögel am Amazonenflusse.

Die Menge der verschiedenen Arten von Vögel, womit die Waldungen am Amazonenflusse bevölkert sind, ist noch viel größer und mannichfältiger, als der vierfüßigen Thiere ihre. Man bemerket aber hier, wie in der übrigen neuen Welt, daß bey dem allerschönsten Gefieder fast kein einziger einen angenehmen Gesang habe. Die meisten sind in den andern Theilen des mittäglichen America gemein. Der Colibri, welcher sich daselbst in dem ganzen heißen Erdgürtel findet, führet hier den Namen Quinde, wie in Paraguay. Die Arten von Papegeyen und Arasen sind unzählig und nicht weniger an Größe, als an Farbe und Gestalt, unterschieden. Die gewöhnlichsten, welche man zu Cayenne unter dem Namen der Tahuas oder der Amazonenpapegeye kennet, sind grün, und oben auf dem Kopfe, unter den Flügeln und an den Spitzen derselben, schön gelb. Eine andere Art, welche zu Cayenne auch Tahuas heißt, ist von eben der Farbe nur mit dem Unterschiede, daß dasjenige, was bey den andern gelb ist, bey diesen roth ist. Die seltensten aber sind diejenigen, welche ganz gelb sind, citronfärbig, außen und unter den Flügeln und an den Spitzen zweer oder dreyer Federn desselben ein schönes Grün haben. Man kennet in America die graue Art nicht, welche feuerfarbene Spitzen der Flügel hat, und in Guinea so gemein ist.

Art der Indianer, die Papegeye zu verschönern.

Die Indianer an den Ufern des Oyapoc haben die Geschicklichkeit, den Papegeyen durch Kunst natürliche Farben zu verschaffen, die von denen unterschieden sind, welche sie von Natur erhalten haben, indem sie ihnen an verschiedenen Orten am Halse und auf dem Rücken Federn ausreißen, und den gepflückten Ort mit dem Blute von gewissen Fröschen waschen. Dieses heißt man in Cayenne einen Papegey tapezieren (tapirer). De la Condamine merket dabey an, die ganze Kunst bestehe vielleicht in nichts weiter, als daß man den gepflückten Theil mit einigem scharfen Safte benetze, oder daß vielleicht auch nicht einmal eine Zubereitung dazu nöthig ist. Er hat keinen Versuch damit gemacht: er setzet aber hinzu, es komme ihm nicht außerordentlicher vor, an einem Vogel rothe oder gelbe Federn anstatt der grünen, die ihm ausgerissen worden, wieder wachsen zu sehen, als auf dem Rücken

t) Er hatte solche Häute, wie viele andere Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte den Jesuiten zu Cayenne, dem Herrn de l'Ile Adam, Seecommissar, dem Herrn Artur, Arzte des Königs und vielen Officieren aus der Besatzung zu danken. A. d. 83 S.

cken eines Pferdes, welches verwundet worden, an statt des schwarzen Haares, weißes hervor kommen zu sehen. Ein Beweis, daß der Saft, saget er, womit man die Haut reibt, keinen Einfluß in die Farbe der neuen Federn hat, ist, daß sie bey der Art, welche rothe Federn in den Flügeln hat, stets wieder roth, und bey denen, welche gelbe Flügelspitzen haben, stets wieder gelb wachsen, ob man gleich einerley Saft brauchet. Die Maynaer, die Omaguaer und verschiedene andere Indianer machen einige Arbeiten aus den Federn; die aber der Mexicaner ihren an Kunst und Sauberkeit nicht beykommen.

Naturgesch. von Peru.

Unter vielen sonderbaren Vögeln sah auch eben der Reisende zu Para den Cahûitahû, einen Vogel von der Größe einer Gans, dessen Gefieder nichts merkwürdiges hat, welcher aber oben an den Flügeln mit einem Sporne oder sehr scharfen Horne, wie eine starke Stecknadel einen halben Zoll lang, bewaffnet ist. Diese Eigenschaft ist ihm mit dem Vogel gemein, welcher zu Quito Canelon genannt wird. Außer dem aber, daß er viel grösser ist, hat er auch oben auf dem Schnabel ein anderes kleines, gerades, dünnes und biegsames Horn, eines Fingers lang. Sein Namen drücket sein Geschrey aus.

Cahûitahû.

Der Vogel, welcher von den Spaniern in der Provinz Maynas der Trompeter, Trompetero, genannt wird, ist eben derselbe, welchen man Agami zu Para und in der Insel Cayenne nennet. Er ist sehr bekannt und gemein, und hat weiter nichts besonders, als das Geräusch, welches er zuweilen machet, und wovon er den Namen bekommen hat. Nach des Herrn de la Condamine Urtheile haben einige sehr übel diesen Ton für seinen Gesang oder ein Waldgeschrey gehalten. Es scheint, daß er in einem ganz unterschiedenen und dem Halse gerade entgegen stehenden Werkzeuge gebildet werde.

Der Trompeter.

Der berühmte Vogel, welchen man in Peru Contur und verderbt Condor nennet, ist den Augen des Herrn de la Condamine an vielen Orten der Gebirge der Provinz Quito nicht entwischet. Man versicherte ihn, er fände sich auch in den niedern Landen der Ufer des Maranjon. Er machet sich gar kein Bedenken, ihn den größten Vogel nicht allein in America, sondern auch unter allen denen, die sich in die Luft erheben, zu nennen. Dieses scheint eine Ausnahme des Straußes in sich zu schließen. Die Indianer stellen ihm auf verschiedene Art nach, worunter die witzigste, wie man saget, darinnen besteht, daß sie ihm zur Lockspeise das Bild eines Kindes von einem sehr klebrichten Thone darstellen, worauf er mit so einem schnellen Fluge schießt, und seine Krallen dergestalt hinein schlägt, daß es ihm nicht möglich ist, solche wieder heraus zu bringen.

Condor oder Contur.

Die Fledermäuse von der Art derjenigen, welche das Blut der Pferde, der Maulesel und so gar der Menschen aussaugen, wenn sie sich nicht davor in Acht nehmen, indem sie unter einem Zelte schlafen, sind eine Plage an dem Amazonenflusse, wie in den meisten heissen Ländern in America. Es giebt einige ungeheuer große, welche zu Borja und an andern Orten das Rindvieh gänzlich aufgerieben haben, welches die Missionarien daselbst eingeführet hatten, und welches anfing, sich zu vermehren.

Fledermäuse, die das Vieh aufreiben.

De la Condamine sah den Tucan, einen Vogel, den man schon unter denen in Paraguay genannt, hat. Seine Sonderbarkeit aber verdienet eine weitläuftigere Beschreibung nach dem P. Feuillee u) und mit dessen eigenen Worten. Er ist von der Größe einer Taube,

Beschreibung des Tucans.

u) Journal des Observations etc. Tom. I. p. 428. Der P. Feuillee schreibt Tocan, de la Condamine Toucan und die Missionarien Tucan.

Naturgesch. von Peru.

be, und wegen seines Schnabels so berühmt, daß man ihn unter die südlichen Gestirne am Himmel gesetzet hat. Der Schnabel desjenigen, welchen man dem P. Feuillee schenkete, war bey seinem Anfange drittehalb Zoll stark und seine Länge war sechs Zoll. Dieser gelehrte Ordensmann glaubete anfänglich, ein so großes Gewicht müßte dem Tucan zur Last seyn. Nachdem er den Schnabel aber in der Nähe untersuchet: so fand er ihn hohl und sehr leicht. Der obere Theil, welcher oben gerundet war, hatte die Gestalt einer Sichel, die vorn an der Spitze stumpf war. Die beyden Ränder, welche ihn endigten, waren wie Zähne an einer Säge eingeschnitten, mit einer feinen Schneide. Sie nahmen ihren Anfang an der Wurzel des Schnabels und giengen so fort bis an das Ende. Man sah längst hin oben auf diesem Theile eine gelbe Binde, ungefähr vier Linien breit, welche auf dessen ganzen Länge hin gieng. Eben diese Farbe erstreckete sich auch vom Anfange des Schnabels bis auf einen halben Zoll darüber hinaus, und fassete diesen ganzen Theil ein, der sich an seinen Rändern mit einem kleinen himmelblauen Streife anderthalb Linien breit endigte, welches eine schöne Wirkung that. Alles Uebrige dieses Theiles war eine Vermischung von Schwarz und Roth, bald hell, bald dunkel. Der untere Theil des Schnabels, welcher ein wenig gekrümmet war, hatte bey seinem Anfange einen himmelblauen Streif acht Linien lang, und alles Uebrige war eine Vermischung gleich derjenigen an dem obern Theile. Seine Ränder waren wellenförmig, zum Unterschiede des andern Theiles, welcher wie Zähne an einer Säge war.

Die Zunge des Thieres, die fast eben so lang war, als der Schnabel, bestund aus einem weißlichen, sehr dünnen, auf jeder Seite mit so vieler Zartheit tief eingeschnittenen Häutchen, daß man es für eine Feder würde gehalten haben. Seine Augen, die auf zweenen nackten und mit einem himmelblauen Häutchen bedeckten Backen lagen, waren groß, rund, von einem lebhaften und funkelnden Schwarze. Seine Krone oben auf dem Kopfe, sein ganzer Mantel und sein Flug waren schwarz, außer einem großen Streife von einem schönen Gelb, der ein wenig oben von dem Schwanze entfernet war, und sich bey dem Anfange dieses Theiles endigte. Sein Ausputz oder die Flecken an den Flügeln waren milchweiß, und dieses gieng fort bis auf die Brust, wo ein gelber zwo Linien breiter Streif dieses schöne Weiß mit einer rothen Farbe ungefähr vier Linien breit theilete, worauf eine schwarze Farbe folgete, die sich unter dem Bauche verlor, wo ein Hellroth anfing und bis zum After fortgieng. Der ganz schwarze Schwanz war vier Zoll lang und an seinem Ende gerundet. Seine bläulichen mit großen Schuppen bedeckten Beine waren zween Zoll lang. Ein jeder von den Füßen bestund aus vier Krallen, zwo vorn und zwo hinten. Die beyden erstern waren anderthalb und die beyden andern einen Zoll lang, und endigten sich alle mit einem drey Linien langen schwarzen und stumpfen Nagel. Man unterschied die Naselöcher des Tucans so wenig, daß man glauben sollte, er hätte keine, weil sie zwischen dem Kopfe und der Wurzel des Schnabels verstecket sind. Dieser Vogel wird so leicht zahm, als die Hühner. Er kömmt auf die Stimme derjenigen, die ihn rufen, und frißt alles ohne Unterschied, was man ihm vorwirft.

Beschreibung des Chinche.

Als sich eben dieser Reisende zu Buenos Ayres befand: so sah er daselbst andere sonderbare Thiere, wovon er ebenfalls die Beschreibung mittheilet. Eines Tages, saget er x), wurde ich in dem Grase das Hintertheil eines Thieres gewahr, welches ich anfänglich, weil das

x) Ebendas. a. d. 272 S.

das Gras sehr hoch war, für einen Fuchs hielt. Ich näherte mich; es lief fort. Ein Flintenschuß, den ich auf ihn that, fällete es. Meine Absicht war, es mitzunehmen. Ein unerträglicher Geruch aber, der aus seinem Leibe gieng, machete, daß ich zurück wich; und ich ließ es nur dabey bewenden, daß ich es auf der Stelle abzeichnete.

Naturgesch. von Peru.

Dieses Thier, welches von den Landeskindern Chinche genannt wird, ist von der Grösse einer Katze. Es hat einen langen Kopf, der sich von seinem obern Theile an bis an das Ende des obern Kinnbackens zusammen zieht, der über den untern Kinnbacken vorgeht, und die beyden bilden einen Rachen, der bis an die kleinen Canthus oder äußern Augenwinkel gespalten ist. Seine Augen sind lang und sehr schmal. Das Traubenhäutchen ist schwarz und alles andere weiß. Seine Ohren sind breit und fast den Ohren eines Menschen gleich. Die Knorpel, woraus sie bestehen, haben ihre Ränder nach inwendig gekehret. Ihre Lappen oder ihre untern Theile hängen ein wenig hinunter, und die ganze Einrichtung dieser Ohren bemerket, daß das Thier ein sehr zärtliches Gehör hat. Zween weisse Streifen, die sich auf dem Kopfe anfingen, gehen über die Ohren, indem sie sich von einander entfernen, und endigen sich in Bogen an den Seiten des Bauches. Seine Füße sind kurz und die Pfoten in fünf Zehen getheilet, welche an ihren Spitzen mit fünf schwarzen, langen und spitzigen Nägeln versehen sind, die ihm dienen, sich sein Lager zu graben. Sein Rücken ist gewölbet, gleich eines Schweines seinem und der Bauch unten ganz flach. Sein Schwanz ist eben so lang, als sein Leib, und in seinem Baue von einem Fuchsschwanze nicht unterschieden. Sein Haar ist dunkelgrau und so lang wie unserer Katzen ihres. Es machet seine Wohnung in der Erde: sein Loch aber ist niemals so tief, als unserer Kaninichen ihre.

Der unerträgliche Gestank, welchen der P. Feuillee dem Chinche beyleget, und einige andere Züge in dieser Beschreibung lassen fast nicht mehr zweifeln, daß solches nicht eine Art von americanischen Füchsen gewesen, von denen man schon geredet hat, ohne sie zu beschreiben.

Zu einer andern Zeit brachte man dem P. Feuillee eine Art wilder Enten von dem Flusse la Plata, deren Größe unserer Haushühner gleich kam. Ihr Schnabel war hart, durch ein großes Nasenloch geöffnet und sonst unserer Hühner ihrem gleich, weiß mit einem rothbraunen Flecke in der Mitte. Ihre Krönung, das ist derjenige Theil, welcher den obern Theil des Schnabels mit dem Kopfe theilet, war durch einen weißen runden Höker in Gestalt einer Schwiele erhaben, deren Dicke wie eine Daumspitze war. Ihre Augenlieder waren schön weiß; ihre Augen blutroth, und die Sehe darinnen himmelblau. Ihr Kopf war dunkelschwarz, dessen Dunkelheit gegen den Mantel zu unvermerkt abnahm, und von seinen Flügeln oben unter den Bauch hinunter gieng. Sie wurde schieferfarben und erstreckete sich bis an das Ende eines sehr kurzen Schwanzes. Die Flügel waren von eben der Farbe, und das Gefieder außer an den Flügeln bestund aus überaus feinen, sehr dichten Pflaumfedern, die sehr schwer auszureißen waren. Die Beine waren so lang, wie der Hühner ihre, gelblichgrün, außer an dem Theile über dem Knie, welches scharlachroth war und immer zunahm, so wie es sich den Federn des Schenkels nahete. Die Schienbeinröhre war ein wenig dünner unter dem Knie, als gegen die Fußwurzel. Die Füße waren von eben der Farbe, wie die Beine, und bestunden aus vier Krallen, drey sehr langen vorn und einem kleinen hinten, die mit harten, schwarzen und spitzigen Nägeln versehen waren. Die drey vordern Krallen waren mit einem Knorpel umher versehen, welcher zur Floßfeder dienete,

Wilde Enten von dem Flusse la Plata.

Naturgesch. von Peru.

dreyfach eingekerbet, und an dem Orte der Vergliederungen oder Gelenke der Gliedreihen stets eng zusammengezogen waren, deren drey die mittelste Kralle, zwo die inwendige, und vier die auswendige, eine einzige aber die hintere ausmacheten, die sehr kurz war. Dieser Vogel ist selten; und ob man gleich solchen auch in Europa hat, dessen Leib fast eben so ist, so ist doch der Kopf ganz anders y).

Beschreibung des Colibri.

Nach einem so genauen Beobachter, als der P. Feuillee ist, muß man auch die Beschreibung des Quinde oder Colibri geben, so wie er ihn in dem heißen Erdgürtel gesehen hat. Er hatte ihrer schon eine große Anzahl in den americanischen Inseln gesehen. Da ihm die zu Peru aber noch viel kleiner vorkamen: so unternahm er, einen davon nach dem Leben vorzustellen. Diese Vögel sind lange noch nicht so groß, als die Zaunkönige in Europa. Ihr Schnabel ist überaus spitzig, schwarz und dünn. Die Federn am Kopfe fangen gegen die Mitte des obern Theiles des Schnabels an. Sie sind im Anfange sehr klein, Schuppenweise gestellet, und nehmen an Größe stets zu, bis oben auf dem Kopfe, mit einer bewundernswürdigen Ordnung. Sie bilden daselbst einen kleinen Büschel von einer Schönheit ohne ihres gleichen, durch den Glanz einer goldgelben, und nach denen verschiedenen Anblicken des Auges, welches sie ansieht, abwechselnden mannichfältigen Farbe. Bald scheint sie von einem Schwarz, gleich dem schönsten Sammte, bald von einem frischen Grüne, bald himmelblau, und bald aurorenfärbig zu seyn. Der ganze Mantel des Colibri ist von einem Dunkelgrüne, aber goldfarbig. Die großen Schwungfedern sind dunkel, violett, ein wenig blaß; der Schwanz besteht aus neun kleinen Federn, und ist eben so lang, als der ganze Leib, worinnen die in dem heißen Erdgürtel von denen von eben der Art unterschieden sind, welche der P. Feuillee in den americanischen Inseln gesehen hatte. Dieser Schwanz ist schwarz, mit violett und grün gemischt, welche Mischung eine erstaunliche Mannichfaltigkeit wirket, nachdem das Auge sie ansieht. Ihr Ausputz, oder die Federn oben an den Flügeln, ist tief dunkelgrau, und der ganze Bauch unten bis an den Schwanz fällt in das Schwarze, mit Violett, Grün und Aurora vermischet, welches stets ein unterschiedenes Ansehen hat, nachdem derjenige steht, der es beobachtet. Ihre Augen sind lebhaft und glänzend, von der Schwärze eines Achats, und der Größe des Kopfes gemäß. Sie haben kurze Beine, und sehr kleine Füße, die aus vier Krallen bestehen, wovon drey vorn, und die vierte hinten, und alle zusammen mit kleinen schwarzen, und sehr spitzigen Nägeln bewaffnet sind.

Diese Vögel schweben beständig mit einer wundersamen Geschwindigkeit umher. Sie fliegen von Bluhmen zu Bluhmen, und suchen in deren Grunde, mit einer sehr zarten Zunge, den Saft, der ihnen zur Nahrung dienet. Ihre Zunge ist anderthalb Zoll lang, knorpelicht, und von ihrer Mitte bis an ihre Spitze ausgezacket, wie eine kleine Säge. Ihr Gesang ist nur ein kleines Knirschen, welches seine Lebhaftigkeit weit genug hören läßt, welches aber nicht lange dauert. Sie legen ordentlicher Weise nur zwey Eyer, so groß wie unsere Erbsen. Ihre Nester, die sie von Baumwolle machen, sind nicht größer, als eine Eyerschale, und von einer sehr artigen Bildung. Sie hängen ordentlicher Weise zwischen den Kräutern oder den Zweigen kleiner Stauden z).

Wirkung des Giftes einer Klapperschlange.

Um einigen Begriff von der Heftigkeit des Giftes bey einigen Schlangen dieses Landes zu geben, erzählet der P. Feuillee dasjenige, was zu seiner Zeit bey einer Quelle zwischen dem

y) Ebendas. a. d. 276 S.

z) Ebendas. a. d. 414 S.

Naturgesch. von Peru.

dem fünften und sechsten Grade Süderbreite, siebenzig Seemeilen von dem Südmeere vorgegangen. Eine Indianerinn, von ungefähr achtzehn Jahren, war hingegangen, aus einer Quelle, funfzig Schritte von ihrem Hause, Wasser zu schöpfen; und hatte das Unglück von einer in dem Grase verborgen liegenden Klapperschlange, die sie nicht gesehen hatte, gebissen zu werden. Sie schrie um Hülfe. Ein flamändischer Arzt, den die bloße Neugier nach Peru getrieben hatte, und welcher in dem Lande herum reisete, befand sich damals mit einem Freunde eben in dieser Gegend, um allda neue Pflanzen zu suchen. Sie liefen beyde auf das klägliche Geschrey, welches sie höreten, hinzu, und wurden von dem Zufalle unterrichtet. Da sie nun aus andern Erfahrungen wußten, wie fürchterlich diese Thiere sind: so lief der eine von ihnen nach dem Hause des Pfarrers, um den Beystand seines Amtes zu verlangen, unter dessen der andere sich bemühete, der Kranken beyzuspringen. Der Pfarrer konnte nicht eilig genug kommen. Er fand die Indianerinn schon todt; und was einem am seltsamsten vorkommen muß, so gieng das Fleisch, als er den Leichnam aufheben wollte, los, als wenn es bereits verweset wäre, so daß man genöthiget war, ihn in ein Tuch zu schlagen, und so nach der Kirche zu bringen. Der P. Feuillee bewundert eine so eilige Auflösung, welche beweist, saget er, mit was für Heftigkeit die Theile, woraus das Gift dieser Schlangen besteht, auf die thierischen Körper wirke. Er setzet hinzu, eine so sonderbare Begebenheit, die ihm selbst von einem erleuchteten Manne erzählet worden, der nur nach Indien gekommen, neue Einsichten zu erwerben, und das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, verdienete wohl, daß er sein Wort bräche, welches er im Anfange seines Tagebuches gegeben, nichts hinein zu bringen, als was er selbst mit Augen angesehen, oder erfahren hätte *a*).

Pflanze, welche die Weiber fruchtbar machet.

Eben derselbe Arzt hatte auf den Feldern in Bambon, einer Provinz von den höchsten in Peru, zehn Grad von der Linie an der Südseite, die berühmte Pflanze entdecket, woraus die Indianer so viel Werkes machen, daß sie ihre Weiber fruchtbar machete. Sie nennen sie **Macha**, und unzählige Erfahrungen erlauben nicht, zu zweifeln, daß sie nicht ein vortreffliches Hülfsmittel wider die Unfruchtbarkeit bey denen Weibern sey, die einige Tage davon essen. Ihr Stengel ist nicht über einen Fuß hoch. Ihre Blätter, und ihr Samen gleichen der Gartenkresse ihren. Ihre Wurzel ist eine Zwiebel, gleich den unserigen, von einem wundersamen Geschmacke, und einer hitzigen Eigenschaft *b*).

Contra Yerva auf dem Monte Video.

Man hat des Don Ulloa Beschreibung der **Contra Yerva** gesehen, wie sie auf den Paramos in Peru wachst. Der P. Feuillee beschreibt diese berühmte Pflanze so, wie er sie auf dem Abhange des Gebirges **Video**, an der Nordseite des Flusses la Plata, gesehen hat. Man findet daran sehr merkwürdige Unterschiede, welche nicht verhindern, daß sie nicht eben die Kraft wider das Gift habe. Unter dem untern Theile ihres Stengels hat sie einige Fasern und Knorren, die durch die Fortsetzung eines und eben desselben Wesens an einander geheftet sind. Diese Knorren haben unter ihrem Untertheile Fasern, welche den ersten gleich, und ein wenig rauch sind, die sich in ihrer Richtung nicht von der senkrechten entfernen, ausgenommen, daß sie bey ihrem Anfange, und unterdessen daß die Natur an der Vereinigung der Samen arbeitet, einige Hindernisse in der Erde antreffen, als etwan einen Stein, welcher diese Samen nöthiget, anderswo einen andern Weg zu suchen;

a) Ebendas. a. d. 418 S.

b) Ebendas. a. d. 422 S.

Naturgesch. von Peru.

chen, um ihre Versammlung zu vermehren, und das Zusammengesetzete zu Ende zu bringen, welches sich die Natur vorsetzet.

Die Knorren sind mit einer Haut von grauer Farbe bedecket, die sich, wenn sie trocken wird, in ein schmutziges Weiß verwandelt. Sie sind giftig, und ihr inneres Wesen ist von einem etwas gelblichen Weiße.

Der Stengel dieser Pflanze erhebt sich über der Fläche der Erde noch einen Zoll hoch. Er ist sechs Linien dick und rund. Die Schuppen, die man an seinem Umfange entdecket, sind die Behältnisse von den Untertheilen der Stiele der Blätter, welche die kleinen Vertiefungen und Unregelmäßigkeiten lassen, die daran erscheinen, wenn sie abgefallen sind. Dieser Umfang ist von einem Heugrüne, und das Inwendige des Stengels, welches mit diesen Schuppen umgeben ist, ist von einem gelblichen Weiße.

Das äußerste Ende des obern Theiles des Stengels bleibt stets mit fünf oder sechs Blättern gekrönet, die an eben diesem äußersten Ende wachsen, deren runde mit einem unmerklich weißen, kleinen, rauhen Wesen bedecket sind, ungefähr drey Zoll in der Länge haben, und bey ihrem Ursprunge zwo Linien breit sind. Das kleine rauche Wesen, womit sie versehen sind, stellet sie als weißlich grün vor. Sie tragen an ihrer Spitze Blätter, die unten an ihrem Grunde wie Ohrläppchen gekrümmet sind, wovon die mittelsten zween Zoll lang, und anderthalb Zoll breit sind. Ihr Umriß ist wellenförmig, und die Spitze, welche sie endiget, stumpf. Die Rippe, welche mitten durchgeht, und eine Verlängerung des Stieles ist, der sich an ihrer Spitze endiget, ist auf der unrechten Seite, eine Linie hoch über der Fläche erhaben, einwärts gefurchet, und auf jeder Seite mit acht andern kleinen Rippen versehen, die eben so auf der unrechten Seite gerundet und einwärts ausgefurchet sind, und sich von jeder Seite der Blätter bis an ihren Umfang erstrecken, wobey sie in viele kleine Nerven getheilet sind, die wiederum getheilet sind. Das Obere, oder die unrechte Seite der Blätter, welche mit einem weißlichen Zotten, wie das Rauche an ihrem Stiele, bedecket ist, stellet sie auch von einem weißlichen Grüne vor, wiewohl man das Rauche nur durch ein Vergrößerungsglas wahrnimmt; und das Inwendige oder das Untere von eben den Blättern ist von einem muntern Grüne, wo nichts rauches zu sehen ist.

Die Bluhmen werden auf der Spitze eines gerundeten Stieles getragen, der mit einem unmerklichen weißen, rauchen Wesen bedecket, zween Zoll lang, und anderthalb Linien dick ist. Die Bluhmen sind nicht gestrahlete Sträußer, welche eine runde Scheibe, funfzehn Linien im Durchschnitte, vorstellen. Diese Scheibe ist ein Haufen kleiner sehr dichter Blühmchen, von einem hellen Violette, und werden jedes auf einem unreifen Samenkörnchen getragen. Wenn die Blüthe vorbey ist, so reifet solches, ohne daß es ein Büschchen behält. Diese Samenkörner gleichen dem Hanfsamen, sind ein wenig linsenförmig, mit einer hellgrauen Haut bedecket, und anderthalb Linien im Durchschnitte c).

Außerordentliche Größe einer Goldstufe.

Bey Gelegenheit des Namens Pepite, welchen die Spanier einer Gold- oder Silberstufe geben, die noch nicht gereiniget, sondern so ist, wie sie aus dem Bergwerke kömmt, bestätiget der P. Feuillee dasjenige, was man von der Größe gesaget hat, welche diese Stücke zuweilen haben, durch denjenigen Goldklumpen, den er zu Lima in dem Cabinette des Don Anton Porto Carrero sah. Er wog drey und dreyßig Pfund und einige Unzen.

Es

c) Ebendas. a. d. 281 S.

Es hatte ihn ein Indianer in einem Regenbache gefunden, welchen das Wasser entdecket hatte. Sein oberer Theil war viel vollkommener, als der untere, und dieser Unterschied ließ sich stufenweise mit einem vortrefflichen Verhältnisse wahrnehmen; das ist, das Gold war gegen das Aeußerste des obern Theiles von zwey und zwanzig Carat, zwey Grän, ein wenig tiefer, ein und zwanzig Carat, ein halb Grän; zween Zoll tiefer, ein und zwanzig Carat; und an der äußersten Fläche des untern Theiles nur siebenzehn Carat, ein halb Grän. Hieraus schließt der P. Feuillee, es wäre der Natur, da sie an dessen Bildung gearbeitet, durch den Einfluß der Sonne, geholfen worden, ihn zu reinigen. Diejenige erste Wärme, saget er, welche jährlich wieder kömmt, den Pflanzen das Leben zu geben, treibt die heterogenischen Theile, die mit denen kleinen Theilchen vermischet sind, deren Zusammenhäufung das Gold machet, von oben nach unten, und nöthiget sie dadurch, unvermerkt hinunter zu steigen, sich von diesem kostbaren Erze abzuscheiden, und es ganz rein zu lassen *d*).

Naturgesch. von Peru.

Die Arbeit der Natur ist bey der folgenden Beobachtung nicht weniger merkwürdig. Man sieht zu Guanca Velica, einer Stadt in Peru, die wegen ihrer Quecksilbergruben berühmt ist, sechzig Seemeilen von Lima, eine Quelle, die mitten aus einem viereckichten Becken herausgeht, dessen Seiten ungefähr zehn Toisen haben, und dessen Wasser, wenn es herauskömmt, überaus heiß ist, sich aber auf den Feldern, wo es sich ausbreitet, nicht weit von seiner Quelle, versteinert. Die Farbe dieses versteinerten Wassers ist weiß, welches ins Gelbliche fällt, und seine Oberfläche ist so, wie der Spiegelgläser ihre, die aus der Hand des Werkmeisters kommen, und nur auf die Polierung warten, um durchsichtig zu werden. Man hat sich dieser Steine bedienet, den größten Theil der Häuser zu Guanca Velica zu bauen. Es kostet den Arbeitsleuten nicht viel Mühe, sie zu zu hauen. Sie dürfen nur Formen von der Gestalt, die sie ihren Steinen geben wollen, mit diesem Wasser anfüllen, und wenig Tage darnach werden sie ohne Winkelmaß und Hammer solche Steine finden, wie sie verlangen. Die Bildhauer selbst sind von der langen Arbeit befreyet, die sie anwenden müssen, die Kleidung und Züge ihrer Bildsäulen recht auszuarbeiten. Wenn ihre Forme gut gemacht ist: so dürfen sie solche nur voll Wasser aus dieser Quelle gießen, welches nicht unterläßt, zu Steine zu werden. Alsdann ziehen sie ihre Bildsäulen ganz fertig aus ihren Formen heraus, und es fehlet ihnen nichts mehr, als daß sie solchen eine schöne Polirung geben, um sie durchsichtig zu machen. „Ich habe, saget der P. „Feuillee, unendlich viel solche Bildsäulen gesehen. Alle Weihkessel in den meisten Kir„chen zu Lima sind von solcher Materie, und von einer solchen Schönheit, daß man die „Geschichte, wie sie gemacht worden, nicht glauben würde, wenn man nur nach dem Au„ßenscheine davon urtheilete. Die große Quecksilbergrube, woraus man zu allen Berg„werken in dem mittäglichen America hohlet, das Silber zu läutern, ist dicht bey Guanca „Velica, in einen großen Berg gegraben, welcher 1709 einzustürzen drohete. Das Holz„werk, welches ihn an vielen Orten unterstützete, war halb verfaulet; und der Aufwand, „den man bisher nur allein am Holze dabey gehabt, belief sich auf drey Millionen, zwey„hundert tausend Livres. Man findet in dieser Grube Plätze, Straßen, und eine Capel„le, worinnen an den Festtagen Messe gelesen wird. Man machet es darinnen durch ei„ne große Menge angezündeter Lichter helle. Die subtilen Theilchen des Quecksilbers, welche

Sonderbare Versteinerung des Wassers einer Quelle.

Quecksilber zu Guanca velica

d) Ebendas. a. d. 478 S.

Naturgesch. von Peru.

„che ausdünsten, machen die Luft darinnen sehr gefährlich e)„. Von dieser fast augenscheinlichen Versteinerung des Wassers leget auch Frezier ein gültiges Zeugniß ab f).

Aper marinus, oder Meereber.

Da sich die Beobachtungen des gelehrten Ordensmannes über alle drey Reiche der Natur erstrecket haben: so giebt er uns die Beschreibung von einigen sehr sonderbaren Fischen, die er in der Concepcionsbay in Chili abgezeichnet. Ein indianischer Fischer, in dessen Hause er eingekehret war, brachte ihm einen, dessen Gestalt ihm Rondelets Aper nahe zu kommen schien g); und diese Ursache, nebst verschiedenen sonderbaren Eigenschaften, die er beschreibt, machete, daß er ihn Aper marinus aureus maculatus nannte. Er hat fast die Gestalt der Tornbutte, und ist eben so in seiner Dicke gedrücket. Sein Leib ist ein wenig länger, als er breit ist. Seine Länge ist von dem äußersten Ende der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes nicht über zehn Zoll; und seine Breite von dem Rücken bis unter den Bauch hat nicht unter sieben Zoll. Sein Rachen, der überaus klein ist, geht nach Art eines kleinen Schweinerüssels vor. Er ist mit einigen kleinen so dicht aneinander gefügten Zähnen versehen, daß sie nur einen einzigen Zahn auszumachen scheinen. Seine Augen sind, in Vergleichung mit dem Kopfe, sehr groß. Sie sind rund, goldfarbicht, und mit einem kleinen schwarzgrauen Sterne versehen. Der Kopf ist ganz in dem Wesen des Leibes, und mit sehr kleinen Schuppen bedecket. Sein Schwanz ist einem kleinen, runden Fächer ähnlich, dessen Handgriff ein kleines Stück des Leibes, und mit kleinen Schuppen bedecket ist.

Der Leib, welcher mit eben solchen Schuppen, als der Schwanz, bedecket ist, ist von einerley Farben. Der ganze Grund ist von einer schönen Goldfarbe, mit einigen grauen und schwarzen Streifen queerüber. Die erste, welche schwarz ist, nimmt ihren Ursprung am Anfange der Floßfeder auf dem Rücken, geht mitten durch das Auge durch, bildet einen großen Zirkelbogen, und endiget sich unter dem Kopfe. Zween andere große Streifen gehen queer über den Leib, nehmen ihren Ursprung auf dem Rücken, endigen sich unter dem Bauche, und theilen den Leib in vier gleiche Theile. Man sieht auch noch zween andere Streifen, wovon der eine grau ist, und den Handgriff des Schwanzes umgiebt, wie der folgende, welcher schön schwarz ist, und den Schwanz von dem Leibe theilet. Der ganze Schwanz ist silberfarben, und mit einem schönen gelben Zirkel umgeben. Die beyden äußersten Enden des Körpers, welche durch den Schwanz abgesondert sind, sind mit einem schönen Schwarze, etwas hell, umgürtet, und beyde mit einer kleinen Floßfeder, gleich einem schönen goldfarbenen Kamme, besetzet. Gegen das äußerste Ende des Rückens zwischen dieser schwarzen Farbe und dieser Goldfarbe des Leibes sieht man einen großen länglich runden Flecken, der viel schwärzer ist, als der ganze übrige Leib. Eine jede Seite hat ihre kleine silberfarbene und dreyeckichte Floßfeder, dicht bey den Ohren. Auf dem ganzen Rücken steht eine Reihe spitziger und schwarzer Gräten, die durch einen etwas dichten mit Braun und Gelb vermischten Knorpel zusammen gefüget sind, welche einen sehr schönen Kamm machen, der ihm zur Floßfeder dienet. Unter dem Bauche ist er auch mit zween kleinen schwärzlichen Floßfedern versehen, und mit zwoen kleinen schwarzen Stacheln, die durch einen gelben Knorpel zusammen gefüget sind, welcher eine andere Reihe kleiner, mit ei-

e) Ebendas. a. d. 433 u. 434 S.

f) Relat. d'un Voyage à la Mer du Sud. p. 165.

g) Histoire des Poissons Liv. V. ch. 27. Da dieser Schriftsteller den Liebhabern die Sorge überlassen, zu bestimmen, welches der eigentliche Meereber, oder Aper marinus der Alten gewesen: so will der

einer schwarzen gelb besetzeten Haut bedeckter Gräten begleitet, die sich an dem Handgriffe des Schwanzes endiget.

Naturgesch. von Peru.

Dieser Fisch ist von sehr gutem Geschmacke. Er ist in diesen Meeren selbst selten; und derjenige, welchen man dem P. Feuillee brachte, ist der einzige, den er daselbst gesehen hat h).

Wassersalamander.

An den Küsten eben der Bay sah der P. Feuillee, als er auf einem Gebirge Pflanzen suchen wollte, in dem Wasser einer schönen Quelle ein Thier, welches sich zu verstecken suchete, das er aber glücklich fing. Er gab ihm den Namen eines **Wassersalamanders**, weil es einen langen, flachen, am Ende gerundeten Schwanz, fast wie ein Spadel, hatte, und er sonst noch einige Aehnlichkeit mit dem Salamander des Fabius Columna daran fand.

Dessen Beschreibung.

Seine Länge von seinen Lippen an bis an das Ende seines Schwanzes war vierzehn Zoll, sieben Linien; seine Haut ohne Schuppen, von der Eidechsen ihrer unterschieden, fein gekörnet, gleich der Chamäleonen ihre, die man von Alexandrien bringt, und die sich auch auf den Feldern um Smyrna finden, von da der Verfasser im 1701sten Jahre zween nach Frankreich brachte, die er in dem alten Gemäuer eines verfallenen Bergschlosses, gegen Osten von dieser Stadt, gefunden. Diese Haut war von einer Schwärze, welche in das Indigoblau fiel; die Augenlieder, und etwas weniges unter dem Bauche ausgenommen, wo dieses Schwarz heller wurde, und schieferfarben zu seyn schien. Seine Schnauze war ein wenig spitziger, als der Eidechsen ihre; und sein weit mehr erhabener Kopf hatte oben auf seinem Schädel eine Art von wellenförmigem Kamme, welcher vorn an der Stirne anfing, sich bis an das Ende des Schwanzes erstreckete, wo er weit breiter und gerade über der Fläche in die Höhe gerichtet war.

Zwischen der Schnauze und der Stirne sah man auf jeder Seite ein sehr weit offenes Nasenloch mit einem großen fleischigen Kreise eingefasset, welches das Thier ruckweise, wie zwo Arten von Augenliedern, öffnete, und schloß. Seine Augen stunden gerade mitten in den Seiten des Kopfes. Sie waren groß, viel länger, als breit, und mit zweyen großen silberfarbenen Augenliedern bedecket. Ihre Farbe war safrangelb, den Stern darinnen ausgenommen, welcher dunkelblau war. Er hatte einen gespaltenen Rachen mit zwoen Reihen sehr kleiner spitziger, und ein wenig gekrümmter Zähne bewaffnet. Seine dicke, breite, rothe Zunge ist in der Kehle durch seinen Untertheil ganz angeheftet, welcher sich auswärts durch einen großen Kropf ausstrecket, den er wie eine Blase aufbläst und zusammen zieht. Seine Aerme sind, nach Verhältniß der Füße, sehr kurz, die Vorderpfoten viel kleiner, als die Hinterpfoten; die Zehen an beyden durch einen Knorpel, wie bey den Enten und Gänsen zusammen gefüget, und ihr äußerstes Ende schloß sich durch einen andern gerundeten, platten, breiten und durch einen Kamm erhabenen Knorpel, der ihnen statt des Nagels dienet. Seine Brust ist sehr schmal und kurz; der Schmeerbauch aber, welcher Theil durch den Rücken und Bauch gehalten wird, ist sehr aufgeblasen, und durch vierzehn bis funfzehn Rippen so wohl wahren, als falschen, erhöhet, die ihn, wie Faßbänder umgeben.

Das

der P. Feuillee diesem lieber den Namen geben, den er ihm giebt, und ihn zu einer Gattung bestellen, als sich mit dem Beweise aufhalten, daß er der wirkliche Aper marinus des Aristoteles und Athenäus sey.

h) Ebendas. a. d. 337 u. 338 S.

Naturgesch. von Peru.

Das Sonderbareste an diesem Thiere ist der Schwanz. Er ist lang, schmal und im Anfange rund, darauf wird er nach und nach bis auf zween Zoll breit, wie die Schaufel an einer Spatel, und rundet sich an dem Ende mit seinen wie eine Säge ausgezackten Rändern; und das Obertheil ist durch einen breiten und wellenförmigen Kamm erhaben.

Seeblase.

Da mir meine Gränzen nicht erlauben, den Reisenden in allen ihren Beschreibungen zu folgen: so halte ich mich nur bey demjenigen auf, was sie in jeder Art am merkwürdigsten und bewährtesten haben. Der P. Feuillee traf eines Tages an dem chilischen Ufer einen außerordentlichen Körper an, welchen die See auf den Sand geworfen hatte. Es war eine Blase (Vescie); eines von den wundersamsten Werken, welche dieses Element hervorbringt. Diejenigen, welche die Bewegung derselben nicht untersuchet haben, glauben, sie bewege sich nur nach der Willkühr der Winde und Wellen. Der Pater aber, welcher aus ihrer peristaltischen Bewegung, da sie sich ordentlich auf und niederhob, bald gemerket hatte, daß sie lebendig wäre, glaubete, man müßte dergleichen Blasen unter die Gattung derjenigen Geschöpfe setzen, welche die Naturkündiger **Holoturen** nennen, die, ohne Pflanzen oder Fische zu seyn, gleichwohl ein wirkliches Leben haben, und sich durch ihre eigene Bewegung von einem Orte zum andern, ohne Beystand der Winde und Wellen, bringen.

Holoture.

Deren Beschreibung.

Diese Holoture ist eine längliche, in ihrem Umfange runde, und an beyden Enden an dem einen aber mehr, als an dem andern, gleichsam abgestümpfte Blase. Sie besteht aus einem einzigen, sehr harten und durchsichtigen Häutchen, gleich den beyden Halbkugeln, die sich auf der Fläche des Wassers erheben, wenn es regnet, vornehmlich wenn große Tropfen fallen. Dieses Häutchen besteht aus zweyerley Fasern, deren einige zirkelmäßig, andere länglich sind, wodurch man eine Bewegung der Zusammenziehung, wie diejenige entdecket, welche die Zergliederer den Gedärmen und dem Magen zuschreiben. Sie ist stets leer, aber wie ein Balon vom Winde aufgeblasen. An ihrem spitzigsten Ende hat sie ein wenig sehr helles Wasser, welches durch eine Art von Scheidewand eingeschlossen ist, die wie ein Trummelfell ausgespannet ist. Man sieht an ihr längst auf dem Rücken ein anderes sehr zartes Häutchen, wie ein Segel ausgespannt, an seinen Rändern wellenförmig, gleich einem schönen gefältelten Kamme, welcher in Gestalt der Furchen bis über den Rücken hinab geht. Dieses Häutchen, welches ihm gleichsam zum Segel dienet, um zu schiffen, zieht sich ein, zieht sich auf und richtet sich nach allen Arten des Windes, schützete das Thier aber doch nicht vor dem Schiffbruche, weil es durch die Heftigkeit eines Sturmes an den Strand geworfen war. Es hat unter dem Bauche viele sehr kurze Beine, wie ein kleiner Finger dick, in zween Aeste getheilet, die sich wieder in viele andere noch kleinere aber viel längere theilen. Diese unter einander gemischten Beine haben das Ansehen von vielen in einander gewickelten Würmchen, die insgesammt durch eine Menge kleiner Ringelchen vergliedert sind, an denen man eine peristaltische Bewegung wahrnimmt. Alle diese Beine, die in viele getheilet sind, gleichen sehr schönen hängenden und wie das schönste Bergcrystall durchsichtigen Quasten, die mit andern sehr langen Beinen, gleich himmelblauen Schnüren, von der Dicke einer Schreibfeder begleitet, und ihrer ganzen Länge nach mit kleinen kreisförmigen, feuerfarbenen und nach Art einer kleinen Zackenspitze gestellten Adern besetzet sind. Der P. Feuillee nahm wahr, daß sich alle diese kleinen Adern unaufhörlich bewegeten, obgleich die Beine, durch welche sie liefen, beständig hängen blieben.

Er

Naturgesch. von Peru.

Er kann die wahre Farbe dieser Holoture, saget er, nicht bestimmen. Er verspricht sich aber, einigen Begriff davon zu geben, wenn er sie so ansehen ließe, als diejenige, die man in einem griechischen Feuer oder bey der heftigsten Gluht eines Schwefelofens sähe. Da ist eine Vermischung von Blau, Violett und Roth, sowohl unter einander gemengt, daß man nicht unterscheiden kann, welche von den dreyen Farben vor den andern den Vorzug hat. Endlich so glich dieses Thier dem griechischen Feuer nicht allein in Ansehung seiner Farben, nach dem Leben; sondern es ahmet ihm auch noch durch das schmerzhafte Brennen nach, welches es denjenigen verursachet, die es angreifen. Die Erfahrung lehrete solches den P. Feuillee. Er wurde davon angegriffen, ob er sich gleich davor in Acht genommen und nicht recht getrauet hatte. Ein Stab hatte ihm gedienet, die Holoture in sein Schnupftuch zu bringen; damit er sie abzeichnen könnte. Den andern Morgen, als er nicht daran dachte, wozu er sein Schnupftuch gebrauchet hatte, wollte er sich die Hände damit abtrocknen, nachdem er sie gewaschen hatte. Er empfand sogleich ein heftiges Feuer, welches sich dergestalt vermehrete, daß es ihm Zuckungen über den ganzen Leib nebst einem unerträglichen Schmerzen verursachete, wovon er sich nicht anders befreyete, als daß er seine Hände in ein Bad von Weineßige und Wasser hielt *i*). Er sah noch einige andere von diesen Seeblasen von verschiedenen Arten in America an den Ufern des Meeres, vornehmlich in den sandichten Bayen, nach einem großen Winde; er hatte aber nicht die Zeit, zu beobachten, ob sie denjenigen glichen, die er beschrieben hat.

Ihre Farbe ist schwer zu bestimmen.

Gefahr, sie anzurühren.

Man hat mehr als einmal von dem Weine und den Weinbergen in Peru geredet. Frezier giebt uns seine Anmerkungen von dem in Chili. Nachdem er es überhaupt bedauert hat, daß man sich so wenig Mühe gebe, das Land daselbst zu bauen, welches doch so fruchtbar und so leicht zu bearbeiten sey, daß man es mit einem Pfluge, der oftmals nur aus einem Kreuzaste von einem Baume bestünde, und von einem Paar Ochsen gezogen würde, nur obenhin ein wenig schürfete, und wenn der Saame gleich kaum bedecket wäre, es dennoch nicht weniger, als hundertfältig trüge: so beklaget er es insbesondere, daß sie nicht mehr Fleiß auf ihre Weinberge wendeten. Sie sind dem ungeachtet fruchtbar, und die Weinstöcke tragen guten Wein, saget er. Weil sie aber die Bottiche oder irdenen Krüge, worein sie ihren Wein füllen, nicht zu glasiren wissen: so müssen sie solche inwendig mit Harze verpichen. Dieses nebst dem Geschmacke von den Bockfellen, worinnen sie ihn hernach verführen, geben ihm einen bittern Geschmack fast wie Theriak, und zugleich einen Geruch, woran man sich nicht leichtlich gewöhnen kann.

Wein in Chili.

Die Früchte dieses Landes wachsen auch ohne alle Wartung. Man pfropfet daselbst die Bäume nicht erst. Aepfel und Birnen hängen von Natur in den Wäldern; und wenn man die Menge derselben ansieht: so ist es schwer zu begreifen, wie diese Bäume seit der Ankunft der Spanier sich so haben vermehren und an so viele Oerter ausbreiten können, wenn es anders wahr ist, wie man doch für gewiß versichern will, daß keine vorher da gewesen sind.

Früchte.

Man pflanzet daselbst ganze Felder voll von einer Art Erdbeeren, die sich von unsern europäischen durch die Blätter unterscheiden, als welche viel runder, dicker und sehr rauch sind. Die Beeren selbst sind ordentlicher Weise so groß wie eine Nuß, und zuweilen wie ein Hühnerey. Die Farbe ist weißröthlich und der Geschmack nicht so gar angenehm, als unsere

Erdbeeren und andere Gewächse.

i) Ebendas. a. d. 380 u. f. S.

Naturgesch. von Peru.

unsere Holzerdbeeren. Es mangelt aber auch nicht an solchen, die, wie bey uns, in Gehölzen wachsen. Gleichfalls gerathen daselbst alle unsere Wurzel und Küchenkräuter im Ueberflusse und fast ohne Wartung auf den wüsten Feldern, als z. E. Rüben, Erdäpfel oder Pataten, Wegwarten oder Chicoreen von zweyerley Art; u. d. g.

Gewürzkräuter.

Die Gewürzkräuter aus unserer Himmelsgegend, dergleichen der kleine Balsamstrauch, die Melisse, die Tanesia, die Camomillen, die Krausemünze, die Salbey, eine Art Mäuseöhrchen, deren Geruch dem Wermuthe nahe kömmt, bedecken daselbst alle Felder. Man hat da eine kleine Art von Salbey, die zu einer Staude erwächst, deren Blätter von Gestalt dem Rosmarin und vom Geruche dem ungarischen Wasser ein wenig gleich kommen. Die Indianer nennen sie **Palghi**; und sie ist vielleicht eine Gattung von der Coniza Africana Salviæ odore. Nach dem Geruche und Geschmacke davon zu urtheilen, muß sie viel flüchtiges Salz bey sich haben. Die Hügel sind mit Rosenstöcken geschmücket, welche daselbst ungepflanzet wachsen; und die gemeinste Art ist ohne Dornen.

Liuto.

Man sieht auch auf den Feldern eine Art von Lilien, welche die Einwohner **Liuto** nennen *k*). Es giebt ihrer von allerhand Farben; und unter ihren sechs Blättern sind zwey allezeit wie Federbüsche. Die Wurzel von der Zwiebel dieser Bluhme wird im Ofen gedörret und giebt ein sehr weißes Mehl zum Confectteige.

Arzeneykräuter.

In den Gärten zieht man ein Bäumchen mit einer weißen Bluhme in Gestalt einer Glocke *l*), deren Geruch sehr angenehm ist, vornehmlich gegen Abend und des Nachts. Die Höhe ist acht bis zehn Zoll, und die Dicke unten vier Zoll im Durchschnitte. Die Blätter sind rauch und ein wenig spitziger, als an den Wallnußbäumen. Dieses ist ein vortreffliches Zertheilungsmittel bey gewissen Geschwulsten. Die Einwohner in Chili haben auch ein unfehlbares Mittel dafür, wenn einer einen schweren Fall thut, daß einem das Blut aus der Nase stürzet. Sie kochen nämlich das Kraut **Quinchamali**, eine Gattung von Tausendgüldenkraut (Santolina) mit einem gelben und rothen Blühmchen. Außer den meisten von unseren Wundkräutern und andern Arzeneykräutern haben sie auch noch eine Menge andere, welche diesem Lande eigen sind.

Färbekräuter.

Neben denselben haben sie auch etliche Kräuter zum Färben, welche die Seife vielmals vertragen können, ohne daß die Farbe ausgeht. Darunter gehöret das **Reilbon**, eine Gattung Färberröthe mit kleinern Blättern, als die unserige. Diese Wurzel wird in Wasser gekochet, um roth damit zu färben. **Poquell** ist eine Art Stabwurz oder Abrotanum fœmina folio virente vermiculato, welches gelb färbet und gleichfalls sehr lang hält. Der Stengel fällt ins Grüne. **Ulanil** ist eine Gattung Indigo zum Blaufärben. Die schwarze Farbe wird von dem Stiele und der Wurzel des **Panque** gemacht, dessen Blätter rund und gleichsam gewebet, wie am Bärenklaue und zwey bis drey Fuß im Durchschnitte sind *m*). Wenn der Stengel röthlich ist: so ißt man ihn roh zur Erfrischung. Sonst hat er eine sehr zusammenziehende Kraft. Man siedet es mit dem **Maki** und **Gutbill**, zweyen in diesem Lande allein wachsenden besondern Bäumchen, und machet eine schwarze Farbe daraus. Diese ist schön, und verbrennet auch die Zeuge nicht, wie unsere Schwärze in Europa. Uebrigens findet sich diese Pflanze nur in sumpfigen Oertern.

Die

k) Frezier verweist es dem P. Feuillee, daß er diesen Namen in **Lictu** verwandelt habe. Die Bluhme gleicht der Art Lilien, die man in Bretagne Guernezіaise nennet, und von dem Pater Feuillee Hemorocalis floribus purpurescentibus striatis genannt wird.

Die Wälder stehen voller Gewürzbäume, als allerhand Myrthen, einer Art Lorberbäume, deren Rinde einen Geruch von Sassafras, aber noch weit lieblicher, an sich hat. Der Boldu, dessen Blätter wie Weihrauch riechen, und dessen Rinde etwas von dem Zimmetgeschmacke an sich hat; der Zimmetbaum selbst, welcher von dem ostindischen zwar unterschieden, aber doch dessen Eigenschaften hat. Sein Laub sieht aus wie das an den großen Lorberbäumen: jedoch ist es noch ein wenig größer.

Naturgesch. von Peru.

Gewürzte Bäume.

Der Licti ist ein sehr gemeiner Baum in Chili, von dessen Schatten der ganze Leib denjenigen aufschwillt, die darunter schlafen. Frezier wurde durch das Beyspiel eines französischen Officiers davon überzeuget. Das Hülfsmittel dawider aber ist nicht schwer. Es ist ein Kraut Pelboqui genannt, eine Art von Erdepheu, das man mit Salze zerstößt, und womit man sich nur das Gesicht reiben darf, so setzet sich die Geschwulst bald.

Der Licti.

Es wächst hier auch ein Baum, Peumo genannt, dessen Rinde gekocht eine gute Linderung in der Wassersucht ist. Dieser Baum trägt eine rothe Frucht, in Gestalt einer Olive. Sein Holz kann zum Schiffbaue dienen. Das beste Holz dazu aber in diesem Lande ist der Roble, eine Art von Eichen, dessen Rinde, wie der Hieuse ihre, dem Pantoffelholze ähnlich ist.

Peumo.

Die Ufer des Flusses Biobio sind mit Cedern bewachsen, welche nicht allein zum Schiffezimmern, sondern auch zu recht guten Mastbäumen dienen können. Die Schwierigkeit ist nur, daß man sie auf dem Flusse, dessen Mündung nicht Wasser genug für ein Schiff hat, nicht hinunter bringen und sich ihrer also zu Nutze machen kann.

Die Vögel, womit diese Gefilde bevölkert sind, unterscheiden sich wenig von denen in andern mittäglichen Ländern. Man findet daselbst über dieses viele von den unserigen, als Holztauben, Turteltauben, Rebhühner, Schnepfen, allerhand Arten von Enten, worunter man eine unterscheidet, Patos reales genannt, die einen rothen Kamm auf dem Schnabel haben; Corlinen und Kriechenten.

Mancherley Vögel.

Die Pipelienes, deren Namen ich sonst nirgends, als hier gefunden habe, und die nach Freziers Berichte einige Aehnlichkeit mit dem Seemeven haben, sind von einem sehr guten Geschmacke. „Sie haben einen rothen, geraden, langen, schmalen und oben „platten Schnabel, mit einem Striche von eben der Farbe über den Augen, und Straußen„füße. Sie sind übrigens angenehm zu essen. Die Pechiolorados sind eine Art von „Rothkehlchen, mit sehr schönen Federn. Man sieht auch einige Schwäne und eine Menge sogenannter Flaminge, deren Federn, die eine schöne Mischung von Weiß und Roth „machen, auf den Mützen der Indianer zum Putze dienen. Das Vergnügen der „Jagd aber wird hier durch die Menge derjenigen Vögel sehr unterbrochen, die man „Vyolos nennet, und die Franzosen auf Freziers Schiffe Criards, Schreyer, hießen, „weil sie, so bald sie nur einen Menschen sahen, um ihn herum flatterten und schryen, wo„durch sie die andern Thiere scheu macheten, und sie gleichsam warneten, die auch gleich „davon flohen, wenn sie solche höreten. Oberhalb dem Gelenke an jedem Flügel haben „sie eine rothe Spitze einen Zoll lang, so hart und spitzig, als ein Sporn, womit sie sich „gegen andere Vögel wehren„. Wir müssen anmerken, daß alles, was man itzo hier von

Pipelienes.

Pechiolorados.

Vyolos.

l) Der Pater Feuillee nennet es Stramonoides arboreum, oblongo & integro folio, fructu levi.

m) Frezier verweist es dem P. Feuillee, der es Panke Anapodophili folio nennet, abermal, daß er ihm nur zehn Zoll im Durchschnitte gebe.

Naturgesch. von Peru.

von Chili gelesen hat, vornehmlich die benachbarten Gegenden der Conceptionsbay betrifft n).

Arzeneykräuter um Valparaisso.

In den Gegenden um Valparaisso bringen die Gebirge, ob sie gleich wegen Seltenheit des Regens sehr dürre sind, dennoch eine Menge Kräuter hervor, deren Tugenden man sehr rühmet. Das berühmteste darunter ist die **Cachinlagua**, eine Art von dem kleinen Tausendgüldenkraut (Centaurium minus), welche aber bitterer ist, als die in Frankreich, und folglich mehr Salz bey sich haben muß. Sie wird für ein vortreffliches Mittel wider das Fieber gehalten. Die **Vira-verda** ist eine Art von **Heliochrysum** oder der **Immortelle**, Sonnengoldbluhme, mit deren Tranke ein französischer Wundarzt das dreytägige Fieber vertrieb. Das **Unnoperquen** ist eine Art Senesblätter, denjenigen ganz gleich, die wir aus der Levante bekommen. Die **Alva quilla** von den Indianern **Culen** genannt, ist eine Staude, deren Blätter ein wenig nach Basilicum riechen. Es stecket ein herrlicher Balsam darinnen, der bey den Wunden sehr gute Dienste thut. Frezier hat erstaunliche Wirkungen davon gesehen. Ihre Bluhme ist lang, wie eine Aehre, weiß von Farbe, die ins Violett fällt. Ein anderes Gestäude, Namens **Havillo**, welches aber von der tucumanischen Havilla unterschieden ist, wird wegen eben der Tugenden sehr gerühmet. Es hat eine Bluhme wie der Genster, sehr kleine Blätter und einen starken Geruch, der etwas von des Honiges seinem an sich hat, und ist so voller Balsam, daß es ganz klebricht davon ist.

Der Payco ist eine Pflanze von mittelmäßiger Höhe, deren Blätter sehr zerkerbet sind, und hat einen starken Geruch, wie verfaulete Citronen. Ein Trank daraus gekocht treibt den Schweiß und wird für gut wider das Seitenstechen gehalten. Der **Palqui**, eine Gattung von Attich, stinkt sehr, hat eine gelbe Bluhme und vertreibt den Grind. **Thupa** ist eine Staude wie die Lorberrosen oder der Oleander, mit langen hochgoldfärbigen oder Aurorabluhmen, die der Gestalt nach fast wie der Hohlwurz ihre sind o). Aus den Blättern und der Rinde geht eine gelbe Milch, womit man gewisse Krebsschäden heilet. Der P. Feuillee redet davon, als von einem Gifte: Frezier aber versichert nur, ohne ihm in diesem Stücke zu widersprechen, aus seiner eigenen Erfahrung, daß er sich darinnen irre, daß er ihm eine so schleunige Wirkung zuschreibe. Die **Bisnaguas**, woraus man in Spanien Zahnstocher machet, und deren Pflanze dem Fenchel sehr ähnlich kömmt, wachsen häufig in den Thälern um Valparaisso. Der **Quillay** ist ein Baum aus eben dem Lande, dessen Blätter einige Aehnlichkeit mit der grünen Eiche ihre haben. Seine Rinde gährt im Wasser wie Seife und machet es gut, Wolle damit zu waschen. Zu Leinenzeuge aber dienet es nicht, welches gelb davon wird. Die Indianer brauchen es, sich die Haare damit zu reinigen, und dieses soll ihnen, wie man saget, die schöne Schwärze geben, welche ihre ordentliche Farbe ist.

Man findet an eben den Orten den **Mollo**, welchen die Indianer **Ovighan** oder **Huinam** nennen. Dieser Baum, dessen Blätter der Acacia ihren fast gleich sehen, trägt eine Traube von kleinen rothen Beerchen, fast wie die holländische Johannisbeere, welche wie Pfeffer und Krammets- oder Wacholderbeeren schmecken. Die Indianer machen einen

n) Frezier Reise nach der Südsee I Th. 11 Cap. a. d. 72 u. f. S.

o) Der P. Feuillee, welcher sie in Kupfer gestochen mittheilet, nennet sie Rapontium spicatum foliis acutis.

nen Trank daraus, der stärker ist, als Wein. Das Gummi von dem Ovigham ist abführend. Man zieht aus diesem Baume auch Honig und Essig. Wenn man die Rinde ein wenig öffnet: so fließt eine Milch heraus, welche die Felle in den Augen vertreibt. Aus dem Herze seiner Sprossen machet man ein Wasser, welches die Augen heiter machet, und das Gesicht stärket. Endlich giebt seine Rinde, wenn sie gekocht wird, eine caffeebraune Farbe, die ins Röthliche fällt, womit die Indianer besonders ihre Fischernetze färben, damit die Fische solche destoweniger sehen sollen.

Naturgesch. von Peru.

Fische.

Unter denen Fischen, wovon die meisten auch an den andern Theilen der Küste zu finden sind, als die Corbinen, Tollen, Pejes Reyes oder Königsfische, die Gournaux, die Lenguados oder Zungen, die Muleten, Alsen, Carreaux, Sardellen, Anchoisen oder Meergründeln, das Seepferdchen, der Sägefisch, der Petinbuaba und eine Art von Stockfische, welcher in dem Weinmonate und den beyden folgenden Monaten an die Küste kommt, hält sich Frezier besonders bey dem Peje-Gallo oder Hahnenfische auf, welchen die Franzosen auf seinem Schiffe den Elephanten nannten, weil er einen wirklichen Rüssel auf seiner Schnauze hat. Der P. Feuillee giebt eine sehr besondere Beschreibung von diesem Fische. „Die Indianer, saget er, nennen ihn Alca-Achagual-Chalgua. Er ist „wohl drey Fuß lang und in der Mitte auf fünf Zoll dick. Er nimmt von dem Kopfe an „bis mitten am Bauche an Dicke zu, und von da bis an den Schwanz wiederum ab, wel„cher wie eine Sichel gebildet und nach dem Bauche zu gekrümmet ist. Er hat fünf Floß„federn, viere unter dem Bauche und eine auf dem Rücken. Diese ist dreyeckicht, wie „das Segel einer Barke oder das Besansegel. Sie stützet sich auf eine sehr spitzige Gräte, „welche über den scharfen Winkel des äußersten Endes der Floßfeder weggeht, und hinter „dem Kopfe ihren Anfang nimmt. Dieses ist die einzige Gräte, die man bey diesem Fi„sche antrifft; indem alles andere nur ein Knorpel ist. Von den vier andern Floßfedern „sind zwo unter dem After, wie Schaufeln gemacht; und die beyden andern, welche sehr „breit sind, nehmen ihren Ursprung unter den Luftröhren. Der Rückgrad ist eine Schnur, „die sich hinten von dem Kopfe an, wo sie ihren Anfang nimmt, bis an den Schwanz er„strecket, wie bey der Lamprete, und nur eine Art von Knorpel ist, da sie weder Mark, „noch Höhlung, noch Nerven hat. Der Grund ihrer Augen ist schwarz und der Umkreis „gelb. Der Rüssel, welchen man an dem äußersten Ende des Kopfes verlängert sieht, „ist auch ein Knorpel, der mit einer bläulich grauen Haut bedecket ist. Der Rachen ist „zween Zoll weit. Man sieht darinnen eine Reihe Zähne, wie eine Säge, die aus einem „Knorpel besteht, wie der, welcher statt des Rückgrades dienet. Die Haut dieses Fisches „ist glatt, ohne Schuppen, von einer bläulichen Farbe auf dem Rücken, welche nach dem „Bauche zu abnimmt, wo sie silberfarben wird. Sein Fleisch ist weiß, von einem ziem„lich angenehmen Geschmacke. Der einzige Fehler daran ist, daß es ein wenig gar zu „weichlich schmecket *p*). Dieser Reisende saget auch noch, er habe lange Zeit viele Meere durchstrichen, ohne jemals einen so sonderbaren Fisch gesehen zu haben. Er sah ihn zu Buenos Ayres: er hätte ihn aber nachher in Chili sehr gemein finden sollen, weil Frezier versichert, man fische zwo Seemeilen von Valparaisso in einer Bucht, worein sich der Fluß Aconcagua oder Chille ergießt, Corbinen, Tollen und Peje-Gallos oder Hahnenfische, die man trocknet und nach Sant-Jago, der Hauptstadt in Chili, schicket, welche ihn auch

Peje-Gallo.

p) Journal du P. Feuillée T. I. a. d. 219 S.

frisch

Naturgesch. von Peru.

frisch bekömmt. Er setzet hinzu, die Franzosen nenneten ihn Fräulein (Demoiselle) und die vorderste Floßfeder an jeder Seite, welche sich gleichsam in zween Flügel theilet, sey ein so harter hornener Stachel, daß er statt einer Ahle zu Durchstechung des allertrockensten Leders gebrauchet wird.

Besonderer Meerkrebs.

Eben dieser Schriftsteller hat auch eine besondere Art Meerkrebse einer Abbildung und Beschreibung würdig geachtet. Er saget, sie komme derjenigen gleich, welche Rondelet auf griechisch Tetis, und Rumph im Lateinischen Squilla lutaria nennet, und dessen Farben ungemein lebhaft und schön wären. Die zwo länglich runden obern Floßfedern am Schwanze sind von dem schönsten Blaue, das man nur erblicken kann, und mit goldfarbigen kleinen Fransen besetzet, dergleichen auch die sechs Füße unter dem Bauche sind. Unter diesen Floßfedern am Schwanze sitzen zwo andere grünliche Flossen etwas tiefer und kürzer, die ebenfalls mit ihren Fransen eingefasset sind. Die Scheeren oben am Kopfe sind schön blau, und zwischen denselben und den wie längliche Perlen hervorstehenden Augen befinden sich zwo durchsichtige Floßfedern. Die Schale sieht wie Muscus aus und das Ende des Schwanzes fleischfarben weiß gebrähmet. Unter dem Kopfe sitzen noch sechs gebogene Füße, die nicht zum Vorscheine kommen, aber an den Enden rund, platt, blau und gleich den andern mit goldfarbigen Fransen besetzet sind q).

Pulpo, ein außerordentliches Thier.

Ein noch weit sonderbarer Thier aber ist dasjenige, welches die Einwohner in Chili **Pulpo** nennen. Wenn man es ohne Bewegung sieht: so sollte man es für ein Stück Holz von einem Baumaste halten, der mit einer Rinde, wie an dem Castanienbaume überzogen ist. Die Dicke ist eines kleinen Fingers stark, die Länge sechs bis sieben Zoll und mit vier bis fünf Knoten oder Gelenken abgetheilet, die gegen den Schwanz zu kleiner werden. Dieser Schwanz sieht, wie der Kopf, recht wie das Ende eines abgebrochenen Astes aus. Wenn es seine sechs Füße ausstrecket und sie gegen den Kopf zusammen hält, so sollte man sie für Wurzeln und den Kopf für einen abgebrochenen Stift oder Zapfen halten. Man saget, wenn man das Thier in der bloßen Hand halte: so werde solche auf eine kleine Weile starr; sonst aber habe man weiter keinen Schaden davon. Frezier urtheilet daraus, es müsse dieses eine Heuschrecke von eben der Gattung seyn, als der Pater du Tertre im Kupfer vorgestellet, und in seiner Historie der Antillen, unter dem Namen **Coqsigrue** beschrieben, außer mit dem Unterschiede, daß er keinen in zween Aeste gespaltenen Schwanz, noch die kleinen an der **Coqsigrue** befindlichen Hübelchen daran wahrgenommen. Uebrigens meldet der Pater du Tertre auch nichts von einer kleinen in dem Pulpo vorhandenen Blase voller schwarzen Saftes, woraus die schönste Dinte gemacht wird r). Es giebt auch zu Valparaisso die abscheulichen haarichten Spinnen, die der P. du Tertre ebenfalls in Kupfer vorgestellet, und für höchstgiftig ausgiebt, wovon man aber in Chili nichts wissen will.

Doradilla.

In den Gegenden von Coquimbo sieht man eine Art von Steinfahrenkraute oder **Ceterach**, welches die Spanier **Doradilla** genannt haben, dessen Blätter ganz gekräuselt sind, und wovon man den abgekochten Trank sehr rühmet. Er soll zu einer Blutreinigung, und vornehmlich zur Erquickung eines Reisenden dienen, der von einem langen Marsche abgemattet ist.

Man

q) Frezier am angef. Orte a. d. 110 S.

r) Es ist dieses Thier ohne Zweifel die Arumazia Brasiliæ beym Marggrav, VII Buch. auf der 251 Seite.

Man bauet daselbst auch eine Art von kleinen Kürbissen, Lacatoya genannt, die das ganze Jahr hindurch währen. Man zieht sie auf die Dächer der Häuser hinauf und machet aus ihrem Fleische ein herrliches Confect.

Naturgesch. von Peru.

Lacatoya.

Daselbst fängt auch allmählich ein Baum an zu wachsen, der sich sonst nirgends in dem ganzen übrigen Chili findet, und wovon Frezier glaubet, daß er Peru nur ganz allein eigen sey. Er nennet ihn Lucumo. Sein Laub, saget er, gleicht ein wenig den Pomeranzen und dem Floripendio, und seine Frucht ist auch der Birne ähnlich, worinnen der Samen des letztern stecket. Wenn die Frucht reif ist: so ist die Schale gelblich, und das Fleisch sehr gelb und hat beynahe den Geschmack und das Wesen eines frisch gemachten Käses. In der Mitte liegt ein Kern, der Farbe und dem haarichten und fleischichten Wesen nach vollkommen, wie eine Kastanie, nur daß sie bitter und zu nichts nütze ist.

Lucumo.

Gegen die Cordilliera zu in den Thälern findet man eine Pflanze, die man, wenn sie erst frisch aufgeschossen ist, wie einen Sallat essen kann. So bald sie aber etwas stärker und größer gewachsen: so wird sie den Pferden zu einem so gewaltigen Gifte, daß, so bald sie nur davon gefressen, blind werden, aufschwellen und in kurzer Zeit gar bersten.

Sonderbares Kraut.

Frezier fand in dem Thale Ylo unter andern Fruchtbäumen auch eine Gattung Früchte, die man in Peru Paltas, auf den Antillen aber die Advocaten nennet. Sie sehen wie eine große Birne aus, worinnen ein runder und etwas spitziger Kern stecket, so hart und groß wie eine Kastanie, die aber weiter zu nichts dienet, als Muscus damit zu färben. Die Haut umher ist grünlich und so weich, wie Butter. Sie schmecket auch fast so, wenn man sie mit Salze ist: doch hat sie etwas von einem Nußgeschmacke mit an sich. Am besten schmecket sie, wenn sie mit Zucker und Citronensafte gemenget wird. Sie soll sehr gesund seyn und dabey zum Beyschlafe reizen.

Paltas oder Advocaten.

Er sah auch daselbst den Pacay, welches ein Baum ist, dessen Blätter den Nußblättern ähnlich aber größer sind. Sie hängen zwey und zwey an einem Stiele, so daß sie immer zunehmen, je weiter sie sich von dem Stengel entfernen. Seine Blüthe ist beynahe so, wie Pison und Plümier die von der Ynga malen: seine Früchte aber sind anders. Die Hülse, welche der P. Plümier in Kupfer vorgestellet, ist sechseckicht, die Pacayfrucht aber hat nur vier Seiten, wovon die zwo großen einen Zoll vier bis sechs Linien, die kleinen aber nur sieben bis acht Linien breit sind. Die Länge ist sehr ungleich. Denn es giebt Schoten von vier Zoll, und andere, die über eine halbe Elle lang sind. Inwendig sind sie in viele kleine Fächer abgetheilet, in deren jedem ein Korn wie eine platte Bohne in einer weißen und faserichten Materie stecket, die man für Baumwolle ansehen sollte. Es ist aber in der That nichts anders, als ein gestandenes Oel, welches zur Erfrischung genossen wird, und in dem Munde einen zarten und sehr lieblichen Muscusgeschmack hinterläßt. Die Franzosen nannten sie daher Zuckererbsen [s]).

Pacay und seine Zuckererbsen.

Unter den Gartenbluhmen sahen sie daselbst nur eine, die dem Lande eigen war. Sie glich der Orangeblüthe und war von einem lieblichern aber nicht so starken Geruche. Sie wird Niorbes genannt.

Niorbes.

Man bedauert es, daß Frezier und seine Reisegefährten kein Augenzeugniß von vier sehr seltsamen Pflanzen haben ablegen können, deren Eigenschaften sie nur aus anderer Leute Berichte

[s]) Frezier am angef. Orte II Th. 1 Cap.

Naturgesch. von Peru.

Berichte kannten. In den Ebenen von Truxillo wächst ein Baum, welcher zwanzig bis dreyßig Bluhmen von ganz verschiedener Farbe und Gestalt trägt, die zusammen eine Art von Traube ausmachen. Man nennet sie **Flor del Paraisso**, Paradiesbluhme.

Paradiesbluhme.

Staude, die Kreuze trägt.

In den Gegenden um **Caxa Tambo** und **San Matheo**, einem Dorfe in der Landschaft Lima, an dem Bergfalle findet man gewisse Stauden, welche blaue Bluhmen tragen, deren jede, wenn sie sich in Früchte verwandeln, ein so vollkommenes Kreuz hervorbringt, daß man es mit dem Zirkel und Winkelmaße nicht richtiger machen könnte.

Baum voller Herzen.

In der Landschaft Charcas an den Ufern des großen Flusses Misco, wachsen große Bäume, welche das Laub vom Arrayan oder Myrthen haben, und deren Frucht eine Traube von grünen Herzen, ein wenig kleiner, als die flache Hand ist. Wenn man sie öffnet: so zeigen sie viele kleine weiße Blättchen wie Buchblätter und auf jedem Blatte ein Herz, in dessen Mitte man ein Kreuz mit drey Nägeln darunter, sieht.

Das Kraut Pito real.

In eben der Provinz findet man das Kraut **Pito real** genannt, welches zu Pulver gestoßen, Eisen und Stahl auflöset. Es hat seinen Namen von einem Vogel, welcher sich damit purgiret, und den man grün vorstellet, fast von der Gestalt eines Papegeyes, wofern er nicht einen langen Schnabel, und auf dem Kopfe eine Krone hätte. Wir haben von diesem Kraute bereits in der Beschreibung von Mexico geredet, wo man anführet, daß die Einwohner die Nester, welche diese Vögel auf den Bäumen machen, mit eisernem Drahte versperrten, um solches Kraut zu bekommen. Denn, saget man, dieser Draht findet sich bald durch die Kraft eines Krautes zerfressen, welches die Vögel dahin bringen, und man vorn an den Nestern sorgfältig sammelt. In Neuspanien aber, wie in Peru, scheint diese Erzählung nur auf das Zeugniß der Indianer gegründet zu seyn.

Condor zu Valparaisso.

Frezier bestätiget alles, was man von dem Condor gesaget hat. Er schoß einen nahe bey Valparaisso, dessen Schwingen von einem Ende zum andern neun Fuß lang waren. Er hatte einen braunen Kamm, der aber nicht wie ein Hahnenkamm zerkerbet war. Vorn unter dem Halse, welcher roth war, saßen keine Federn, wie bey dem calecutischen Hahne. Was man noch mehr aus Freziers Beschreibung nehmen kann, ist, daß dieser Vogel gar nicht selten in Peru, sondern so häufig und gemein ist, daß man zuweilen ihrer viele zusammen die Heerden Schafe angreifen sieht. Wenn sie ein Lamm davon wegholen wollen: so sträuben sie sich, laufen mit ausgespannten Flügeln auf sie zu, damit die Schafe in einander schlupfen, und, wenn sie die Köpfe zusammen stecken, sich nicht wehren können, worauf sie denn das beste davon wegschleppen t).

Der **Curvi** ist ein ungemein sonderbarer Fisch. Er ist nur einen Fuß lang: er hat aber auf der Oberlippe zwey Hörner, die nach jeder Seite beweglich, acht Zoll lang, im Anfange eine Linie dick, am Ende spitz und goldfarbig sind. An dem äußersten Ende der Unterlippe hat er noch vier andere Hörner, wovon ihrer zwey sechs Zoll und die beyden andern drey Zoll lang sind; alle mit den beyden auf der Oberlippe von einerley Farbe und Biegsamkeit. Sein Kopf ist platt. Gegen oben zu hat er sechs Floßfedern, zwo unter den Ohren, die mit einer sehr harten, wie eine Säge gezackten Gräte anfangen. Unten und gegen die Mitte des Bauches sieht man an ihm noch eine andere Floßfeder, die aus sieben Stacheln bestehen, welche sich gegen ihre Enden in viele Zacken vertheilen, zwischen denen ein dünnes Häutchen von grauer Farbe ist. Ueber dem After und noch stets unter dem Bauche ist

t) Frezier am angef. Orte I Th. 16 Cap.

ist eine andere Floßfeder, die gleichfalls aus sieben Gräten besteht, welche an ihren Enden zertheilet, und auch mit einem grauen Häutchen bedecket sind. Zwo andere Flossen haben ihren Sitz auf dem Rücken. Die erste nimmt ihren Ursprung hinter dem Kopfe, fängt mit einer Gräte an, die wie eine Säge gezacket ist bey dem Milcher, bey dem Rögner aber ganz gleich ist. Auf diese folgen sechs andere, die mit einer den andern gleichen Haut bedecket sind. Die zweyte, welche gegen den Schwanz zu und ihrem Baue nach ganz unterschieden ist, hat sehr dünne Gräten in großer Anzahl, ohne die geringste Zertheilung an ihrem Ende, und so, wie alle andere, bedecket. Der Schwanz des Curvi ist gegen die Mitte durch eine blauliche Linie in zween Theile getheilet, die ihren Anfang bey den Luftröhrengängen hat, und sich in dem Winkel der Theilung endiget, welcher durch die beyden Theile gemacht wird. Auf dem obern Theile einer jeden Seite des Leibes giebt es drey Reihen grauer Flecke, welche hinter dem Kopfe anfangen und sich gegen den Schwanz zu endigen. Dieser ganze Theil ist von einer blassen Goldfarbe, welche immer abnimmt, indem sie sich der Theilungslinie nahet. Der untere Theil hat nur zwo Reihen von einem Hellgrau auf silberfarbenem Grunde, welcher diesen Theil angenehm machet; und die Veränderung der beyden Farben, die sich unvermerkt vermengen, giebt diesem Fische einen allerliebsten Glanz. Sein Fleisch ist außerdem von einem vortrefflichen Geschmacke. Er hat keine Schuppen. Alle äußere Theile aber sind mit einer sehr schönen Haut bedecket u).

Naturgesch. von Peru.

Dieses Werk hat wenig Abschnitte, wo man so viele besondere merkwürdige Nachrichten antrifft, die alle zusammen aus den besten Quellen genommen sind. Man wird uns hier also auch das Vertrauen nicht versagen, welches der natürliche Lohn der Genauigkeit und Wahrheit ist. Was noch hier abzugehen scheint, das wird man schon in den andern Bänden einzeln beschrieben finden.



Das IX Capitel.

Reisen nach Brasilien.

Reisen nach Brasilien.

Einleitung.

Die Spanier und Portugiesen sind wegen der Gränzen von Brasilien nicht einig. Verschiedene Meynungen wegen dessen Entdeckung.

Man begreift unter dem Namen von Brasilien weitläuftige Provinzen des mittäglichen America, welche gegen Osten an das atlantische Meer stoßen und wegen deren Gränzen die Spanier und Portugiesen nicht mit einander übereinkommen. Nach den erstern wird die Länge von Brasilien zwischen dem neun und zwanzigsten und neun und dreyßigsten Grade West von der toledischen Mittageslinie kraft eines alten Vertrages unter den Königen von Castilien und Portugall und einer Absonderungslinie gesetzet, die von dem Vorgebirge Humos durch die Insel Buenabrigo gezogen wird x). Die Portugiesen, welche ihre Rechte weiter erstrecken, ziehen diese Linie durch die Mündung des Amazonen-

Die Spanier und Portugiesen sind wegen der Gränzen von Brasilien nicht einig.

U 2 flusses

u) P. Feuillee am angef. Orte a. d. 220 S.

x) Herrera XX Decad. XX Buch.

Reisen nach Brasilien.

flusses gegen Norden und durch die Mündung des Rio de la Plata gegen Mittag. Man muß sich der Ursachen dieses Unterschiedes erinnern. Da der Pabst Alexander der VI, ein Spanier von Geburt, den Königen in Castilien eine Bulle zugestanden, welcher sie auf eine sehr vortheilhafte Art zu der Theilung der neuen Welt, durch die berühmte Gränzlinie mit berief, wovon wir bereits geredet haben y): so hielten sich die Portugiesen dadurch beleidiget genug zu seyn, daß sie ihre Klagen darüber erheben durften. Man verglich sich über eine andere Eintheilung an den beyden Höfen; und es wurden von beyden Seiten geschickte Erdbeschreiber ernannt, diese große Zwistigkeit innerhalb zehn Monaten auszumachen. Da aber neue Schwierigkeiten, welche wegen des Besitzes der Molucken entstunden, die Ansprüche nur dunkler gemacht hatten: so blieb eine jede Partey auf ihrem Kopfe, und der Schluß so lang ausgesetzet, bis die beyden Kronen auf ein Haupt gekommen waren; da denn die Vereinigung des beyderseitigen Nutzens alle Widersetzungen vertrieb. Diejenigen, welche sich nachher wiederum erneuert, sollen da angeführet werden, wo sie hin gehören, und sind noch heutiges Tages die Veranlassung zu denen Kriegen, die sich zuweilen an eben den Orten entzünden.

Verschiedene Meynungen wegen dessen Entdeckung.

Wenn man dem Herrera glaubet: so geschah es unter den catholischen Königen, daß die Küste von Brasilien durch **Vincent Yanez Pinzon** im 1499sten Jahre und durch **Didacus von Lope** im 1500ten Jahre entdecket wurde. Wenn anderer Seits die Berichte, welche des Americus Vespucius Namen führen, von ihm sind: so könnte man auf sein eigenes Zeugniß glauben, daß er diese Ehre wenigstens getheilet habe. Allein, die Erzählung des Herrera scheint ungewiß zu seyn: und man hat schon angemerket, daß die vier Berichte des Vesputius Kennzeichen der Unwahrheit an sich haben z), welche nicht erlauben, daß man sich dabey aufhalte. Es würde dem Christoph Columbus, nachdem er auf seiner dritten Reise die Dreyeinigkeitsinsel und die Mündungen des Orinoko entdecket hatte, leicht gewesen seyn, einer Küste zu folgen, welche ihn bis an den Amazonenfluß geführet hätte. Da er aber durch seine ersten Niederlassungen und durch seine Hoffnung noch einen neuen Weg gegen die östliche Küste von Indien zu finden, wenn er diesem Meere folgete, welches sich zwischen Terra firma gegen Mittag und zwischen Florida gegen Norden vertiefet, zurück gerufen wurde: so verließ er Eröffnungen, welchen er glücklich hätte folgen können.

Portugiesis. Reisen nach Brasilien.

Der I Abschnitt.

Reisen und Niederlassungen der Portugiesen in Brasilien.

Brasiliens Entdeckung durch Alvarez Cabral. Falsche Nachrichten des Americus Vesputius. Erste Maaßregeln des portugiesischen Hofes. Dessen Gleichgültigkeit, wegen Eintheilung der Länder. Schwierigkeiten von Seiten der Wilden. Der portugiesische Hof nimmt sich Brasiliens mehr an. Es werden Missionarien berufen. Zustand der portugiesischen Niederlassungen bis 1555.

Brasiliens Entdeckung von Alvarez Cabral.

Brasilien wurde also eigentlich das folgende Jahr von den Portugiesen entdecket, welche an dessen Aufsuchung nicht dachten. Peter Alvarez Cabral, ein angesehener Befehlshaber, welcher von Lissabon im Monate März 1500 mit einer Flotte von dreyzehen Schiffen nach

y) Man sehe solches im XIII B. dieser Samml.

z) Man hat sich schon im XIII Bande wegen der glücklichen Betrügereyen herausgelassen, welche dem neuen festen Lande seinen Namen geben ließen. Es ist sehr seltsam, daß der gelehrte Italiener, welcher kürzlich die Geschichte von dem Leben und Schriften des Vesputius italienisch heraus gegeben hat, und die Verfasser des Journal Etran-

nach Sofala abgegangen war, von da er sich nach der malabarischen Küste begeben sollte, nachdem er durch die Inseln des grünen Vorgebirges gegangen, fuhr, um die Windstillen an den africanischen Küsten zu vermeiden, so weit hinauf auf das Meer, daß er den 24sten des Aprils eine unbekannte Küste sah, die sich gegen Westen zeigete. Er setzete seine Schifffahrt bis auf den funfzehenten Grad der Süderbreite fort, woselbst er einen guten Hafen fand, den er aus der Ursache **Porto seguro** nennen ließ, wie er dem Lande den Namen des heil. Kreuzes gab, weil er daselbst das Zeichen des Christenthumes hatte aufrichten lassen. Man gab ihm nach der Zeit den Namen **Brasilien** von einer Art Holze, daß man daselbst im Ueberflusse entdeckete, und welches dreyhundert Jahre zuvor unter diesem Namen bekannt war. **Cabral**, welcher von der Beschaffenheit der Felder Erkundigung einziehen lassen, vernahm mit Vergnügen, daß sie fruchtbar zu seyn schienen, das sie von schönen Flüssen gewässert würden, mit allerhand Bäumen bedecket und von Menschen und Thieren sehr bevölkert wären. Er stieg daselbst aus, um im Namen der Krone Portugall Besitz davon zu nehmen. Einige Einwohner, die durch ihre Geschenke und Liebkosungen herbeygezogen worden, macheten keine Schwierigkeit, Erfrischungen zu seiner Flotte zu bringen. Er glaubete, in ihrer Gemüthsart Gütigkeit zu bemerken. Da er aber keine Spur von Religion oder Regierung bey ihnen sah: so machete sein Mitleiden wegen eines so traurigen Zustandes, daß er dem P. Heinrich a), Superior der fünf Missionarien, die er nach Ostindien führete, befahl, er sollte ihnen das Evangelium predigen. Es würde einem schwer fallen, zu begreifen, was für Früchte er sich von einer Predigt versprach, die man nicht verstehen konnte, wenn man nicht schon vielmal hätte anmerken lassen, daß die Portugiesen und Spanier, welche sich an die Worte der apostolischen Bullen hielten, stets auf gut Glück den Vorwand der Religion braucheten, ihre Einfälle und Eroberungen zu rechtfertigen. Der General vergaß auch nicht nach dieser Ceremonie, einen Pfahl aufrichten zu lassen, woran das portugiesische Wapen war, als wenn nun weiter nichts an den Gerechtsamen dieser Krone gemangelt hätte. Als er darauf eines von seinen Schiffen nach Lissabon abgeschicket hatte, welches die Zeitung von seiner Entdeckung dahin bringen sollte: so gieng er nach den Orten wieder unter Segel, wohin seine Flotte bestimmet war.

Portugiesis. Reisen nach Brasilien.

Die Berichte des Americus Vesputius enthalten eine Nachricht von den beyden Reisen, die er im Namen des Königes von Portugall nach eben der Küste gethan hat. Allein, die unterschriebenen Zeiten sind falsch, und darinnen besteht eben der Betrug. Denn man kann aus allen Zeugnissen der damaligen Zeitverwandten schließen, daß er zu der Zeit, die er nennet, zu andern Verrichtungen gebrauchet worden b). **Gonzales Cohelo** und viele andere beschäfftigten sich lange Zeit, die Häfen, Baye und Flüsse des Landes zu besuchen. Die Felder schienen ihnen eben so schön, und eben so fruchtbar, als sie von Cabral vorgestellet worden. Weil sie aber nicht gleich den Augenblick die Bergwerke und andern Reichthümer entdecketen: so wurde der Eifer nicht sehr heftig, Pflanzstädte daselbst anzulegen. Man nahm nur Färbeholz, Affen und Papegeyen davon mit, welche keine andere Mühe kosteten, als daß man sie einnahm, und doch in Europa sehr theuer verkaufet wurden.

Falsche Nachrichten des Americus Vesputius.

 Indessen

Etranger, welche einen Auszug davon geliefert, nicht ein Wort davon gesaget haben. Sollte es ihnen unbekannt gewesen seyn: so muß man sich noch mehr darüber wundern.

a) Herrera rühmet seine Verdienste, und saget, er sey nachher Bischof zu Ceuta geworden.

b) Man sehe den Bericht des Ojeda im XIII Bande dieser Sammlung.

Portugiesis. Reisen nach Brasilien.

Erste Maaßregeln des portugiesischen Hofes.

Indessen ließ der Hof zu Lissabon einige Elende, die wegen ihrer Verbrechen zu andern Züchtigungen verdammet waren, und einige lüderliche Weibespersonen, wovon man das Königreich reinigen wollte, dahin bringen. Dieses hieß sie einem tausendfachen Tode aussetzen, indem man ihnen das Leben schenkete. Denn die Eingebohrenen des Landes, welche bey der Gefahr der Knechtschaft, die ihnen drohete, die Augen eröffneten, hatten die Waffen ergriffen, um sich dawider zu vertheidigen, und führeten Krieg, ohne jemandes Leben dabey zu verschonen.

Dessen Gleichgültigkeit wegen Eintheilung der Länder.

Inzwischen ließ sich der Hof eben nicht sehr bitten, denjenigen weitläuftige Bewilligungen zu geben, welche sich erbothen, Sitze daselbst anzulegen. Er wies so gar einigen Herren ganze Provinzen an, in der Hoffnung, sie sollten daselbst Einwohner zusammen bringen. Es kostete um so viel weniger, das Land wegzugeben, weil der Staat keinen Aufwand dabey machete. Zuletzt wurde Brasilien so gar für ein mäßiges Geld verpachtet; und der König, welcher mit einer neuen Herrschaft zufrieden war, begnügete sich fast allein mit dem Titel. Ostindien zog damals fast alle Aufmerksamkeit der Portugiesen an sich. Es fanden nicht allein die Kriegestugenden daselbst etwas zu thun; sondern man kam auch daselbst durch die Tapferkeit zu allen Ehrenstellen im Soldaten- und Bürgerstande: in Brasilien hingegen mußte man unaufhörlich unter der Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, und durch eine beständige Arbeit, Felder zu umackern, getheilet seyn, die zwar wirklich sehr fruchtbar waren, aber nichts destoweniger gebauet zu werden verlangeten, wenn sie zu den Bedürfnissen der Einwohner zureichen sollten.

Schwierigkeiten von Seiten der Wilden.

Bey diesen ersten Unternehmungen hatten sie viel von den Brasilianern zu erdulden, welche in ihrem Hasse unversöhnliche Wilde sind, die man niemals ungestraft beleidiget. Ihre Hauptrache war, daß sie ihre Gefangenen auffraßen. Wenn sie einen Portugiesen allein antrafen: so unterließen sie nie, ihn umzubringen und einen von denen abscheulichen Schmäusen davon anzustellen, wovor die Natur erbebet. Alle Reisen, die damals nach Brasilien geschahen, haben weiter nichts merkwürdiges, als diese Grausamkeiten. Sie gehören über dieses nicht zu unserer Absicht, weil sich keine besondere Nachrichten davon erhalten haben, und wir bisher nur dasjenige gesammelt, was sich bey den Geschichtschreibern zerstreuet befindet.

Der portugiesische Hof nimmt sich Brasilien an.

Ungeachtet so vieler Schwierigkeiten wurde das Land dennoch mit vielen Europäern bevölkert; und die Früchte ihrer Arbeiten erregeten andere, ihnen zu folgen. Der Krieg, welchen sie unaufhörlich wider Legionen von Indianern auszustehen hatten, nöthigte sie, sich in Hauptmannschaften zu theilen; und man sah in einer Zeit von funfzig Jahren längst an der Küste verschiedene Flecken entstehen, wovon die fünf vornehmsten Tamacara, Fernambuc, Ilheos, Porto seguro und St. Vincent waren. Die Vortheile, welche diese Pflanzstädte aus ihrer Lage zogen, macheten, daß dem portugiesischen Hofe endlich die Augen aufgiengen. Er erkannte den Schaden, den er sich dadurch gethan hatte, daß er unbeschränkte Bewilligungen ertheilet; und Johann der III unternahm, solchem abzuhelfen.

Neue Verwaltung.

Er fing damit an, daß er alle Vollmachten wiederrief, die er den Häuptern der Hauptmannschaften bewilliget hatte; und er schickete im 1549sten Jahre Thomas von Sousa nach Brasilien mit dem Titel eines Generalstatthalters. Seine Flotte bestund aus sechs wohlausgerüsteten und mit einer großen Anzahl Officieren besetzeten Schiffen. Er hatte Befehl, nicht allein eine neue Regierung einzuführen, wozu er den Entwurf mitnahm, sondern auch in

in der Bay aller Heiligen eine Stadt zu bauen. Der König, welcher auch an die Bekehrung der Brasilianer dachte, die er als seine Unterthanen ansah, hatte sich an den Pabst Paul den III und an den heil. Ignatius, Stifter der Jesuiten, gewandt, und sie um einige Missionarien ersuchet. Er erhielt deren sechse, welche die Patres, **Johann Aspilcueta**, von Navarra, **Anton Pirco**, **Leonhard Nugnez**, **Diego von Sant Jago** und **Vincent Rodriguez**, alle viere Portugiesen, unter der Anführung des P. **Emanuel Nobrega** von eben der Nation, waren.

Portugiesis. Reisen nach Brasilien.

Es werden Missionarien berufen.

Diese apostolischen Männer giengen mit Sousa ab, und stiegen im Brachmonate in Brasilien ans Land. Bey ihrer Ankunft erbaueten sie eine Stadt, welche **San Salvador** c) genannt wurde. Sousa mußte viele blutige Kriege führen; welches aber die Städte nicht verhinderte, sich zu vermehren. Die erstern hatten nur sehr einfache Festungswerke, welche wider die Ueberfallungen der Wilden hinlänglich waren. Da aber die Europäer von verschiedenen Nationen sich in diesen Meeren gar bald furchtbar gemacht hatten: so mußte man sich wider ihre Streifereyen in Sicherheit setzen. Sousa hatte noch nicht fünf Jahre in Brasilien regieret: so legeten die Franzosen vor seinen Augen daselbst einen Sitz an. Die Umstände von diesem Unternehmen haben sich in ihren eigenen Berichten erhalten.

Zustand der portugiesischen Niederlassungen bis 1555.

Der II Abschnitt.

Niederlassung der Franzosen in Brasilien. Johanns von Lery Reise.

Lery 1556.

Villegagnon will in Brasilien eine Pflanzstadt anlegen. Bewegungsgründe und Zurüstungen zu des Lery Reise. Protestanten reisen mit ihm ab; werden zu Honfleur beschimpft. Ihre Abreise von da. Ankunft zu Rio Janeiro. Indianer daselbst. Paraiben und Netacaer. Ankunft bey dem Vorgebirge Frio. Ungeheurer Fisch. Rio Janeiro. Villegagnons Umstände in der Colignyschanze. Seine Aufnahme der Protestanten. Er stellet sich fromm; führet öffentliche Bethstunden ein; ändert seine Aufführung. Fünf Französinnen werden verheirathet. Lery erkläret Villegagnons Aenderung und beschuldiget ihn der Grausamkeit. Die Protestanten werden seiner überdrüßig. Sie begeben sich nach la Briqueterie. Beschreibung der Colignyschanze. Sie wollen sich zu la Briqueterie setzen; werden wieder nach Frankreich geschicket; laufen Gefahr bey ihrer Abreise. Sie sollen wieder nach Brasilien zurück kehren. Lery bleibt am Borde. Merkwürdigkeit bey der Fahrt unter der Linie. Ursprung des Unglückes bey der Rückkehr. Das Schiff spaltet. Unwissenheit des Piloten. Grausamer Hunger. Das Schiff wird der französischen Küste ansichtig. Erste Umstände ihrer Ankunft. Unterricht für Reisende. Wirkungen derer Uebel, die Lery ausgestanden. Erläuterungen wegen der Colignyschanze und Villegagnons.

Man geht über die Bewegungsgründe und die ersten Erfolge dieser Fahrt leicht hin, weil sie niemals unter dem Titel einer Reise bekannt gemacht worden. Im 1555sten Jahre fassete **Nicolas Durand von Villegagnon**, aus Provins in Brie gebürtig, ein Malteserritter und Viceadmiral von Bretagne, welcher den Meynungen der Reformirten zugethan und einiger Verdrüßlichkeiten wegen, die er bey der Ausübung seiner Bedienung gehabt hatte, aufgebracht war, den Vorsatz, in America eine Colonie von Protestanten anzulegen. Er war tapfer, kühn, scharfsinnig, und auch gelehrter, als ein Kriegesmann gemei-

Villegagnon will in Brasilien eine Pflanzstadt anlegen.

c) Einige haben sie auch nur schlechtweg die Bay genannt, weil sie an der Bay aller Heiligen liegt.

Lery. 1556.

meiniglich ist. Seine Absichten wurden dem Hofe unter dem bloßen Vorhaben, einen französischen Sitz in der neuen Welt nach dem Beyspiele der Portugiesen und Spanier anzulegen, verdecket; und da er unter diesem Vorwande von Heinrichen dem II zwey oder drey wohlausgerüstete Schiffe erhalten hatte, die er mit offenbaren oder heimlichen Calvinisten anfüllete: so fuhr er im Maymonate aus Havre de Grace, und kam nur erst im Windmonate in Brasilien an. Seine Klugheit schien ihn bey der ersten Erwählung eines Posten zu verlassen. Er stieg bey einem großen Felsen ans Land, von da ihn die Ebbe und Fluth bald vertrieben. Nachdem er aber weiter gegangen war: so kam er in einen Fluß, der fast unter dem Wendezirkel des Steinbockes liegt, und bemächtigte sich einer kleinen Insel, auf welcher er eine Schanze bauete, welche er die Colignyschanze nannte. Kaum hatte das Werk angefangen, so schickete er seine Schiffe wieder nach Frankreich mit Briefen, worinnen er dem Hofe von seinen Umständen Nachricht gab. Er legete aber noch einige andere Briefe an einige seiner Freunde zu Genf bey. Diese Erläuterung findet sich in einer Schutzschrift wegen seiner Aufführung, die er selbst nach seiner Zurückkunft herausgab. Man erfährt daraus auch, daß er bey seiner Ankunft in Brasilien einige Normannen gefunden, welche ein Schiffbruch an diese Küsten geworfen hatte. Sie hatten sich mit den Wilden vermengt, verstunden ihre Sprache, und dieneten den Franzosen der Schanze zu Dolmetschern. Alles Uebrige ist aus dem Berichte desjenigen Reisenden genommen, von dem dieser Abschnitt den Namen führet.

Bewegungsgründe u. Zurüstungen zu Lerys Reise.

Als die Kirche zu Genf Villegagnons Briefe erhalten hatte: so ergriff sie die Gelegenheit begierig, sich in einem Lande auszubreiten, wo ihr, allen Anscheinungen nach, für ihre Anhänger eine Freyheit versprochen wurde, deren sie in Frankreich nicht genossen. Der Admiral Coligny, ihr offenbarer Vertheidiger, welchem Villegagnon zu schreiben nicht unterlassen hatte, nahm diese Eröffnung sehr zu Herzen. Er kannte die Klugheit und den Eifer eines alten Edelmannes, mit Namen **Philipp von Corguilleray**, welcher aber unter dem Namen **Dupont** viel bekannter war, welcher der Namen eines Gutes war, das er bey Chatillon an der Loire besaß, wo der Admiral seine Güter hatte, und welcher sich nach Genf begeben hatte, um daselbst geruhig in der Ausübung seiner Religion zu leben. Er ersuchete ihn durch ein Schreiben, er möchte sich doch an die Spitze derjenigen stellen, die nach Brasilien abgehen wollten. Dieser Greis, welcher durch Calvins Ermahnungen angefrischet wurde, dessen Ruhm und Ansehen damals auf dem höchsten Puncte bey der gegenseitigen Partey der römischen Kirche war, machete keine Schwierigkeit, seine Ruhe dem Dienste seiner Kirche aufzuopfern *d*).

Prediger und andere Protestanten, die mit ihm abreisen.

Nebst einem so angesehenen Oberhaupte mußte man nicht allein gut gesinnte Privatpersonen, welche geneigt waren, ihr Vaterland auf ewig zu verlassen, sondern auch Prediger von ihrer Religion, Künstler, und allen nöthigen Beystand suchen, um den Grund zu einer neuen Republik zu legen. Unter einer Menge von Professoren und Studenten der Gottesgelahrtheit, wovon Genf fast eben so voll, als von Bürgern, war, fiel es nicht schwer, zween

d) Histoire d'un Voyage fait en la Terre du Bresil, par Jean de Lery, natif de la Margelle, Terre de Saint Senne, au Duché de Bourgogne. Fünfte Ausgabe, a. d. 5 u. 6 S. Die erste Ausgabe ist von 1578. Der Verfasser, dessen Treue und gesunde Vernunft Thuans Lob verdienet haben, greift in einer sehr langen Vorrede, den sonst berufenen Geschichtschreiber Thevet an, und wirft ihm eben so viel Falschheit, als Unwissenheit, vor.

Lery. 1556.

zween Prediger von einem bekannten Verdienste auszusuchen, die sich durch diesen Vorzug
beehret zu seyn glaubeten. Der eine war Peter Richer, funfzig Jahre alt, und der an-
„dere Wilhelm Chartier, welche der Verfasser alle beyde Magister betitelt; und welche
„man gewisse Stellen aus der heil. Schrift erklären hörete. Dü Pont aber, welcher nie-
„mand hintergehen wollte, verheelete es nicht, daß man über hundert und funfzig Meilen
„zu Lande, und über zwey tausend Meilen zur See reisen müßte; daß, wenn man an Ort
„und Stelle käme, man sich anstatt des Bredtes mit Früchten und Wurzeln behelfen, in
„einem Lande, welches keinen Wein hervorbringt, solchem absagen, und kurz, auf eine
„ganz andere Art leben müßte, als in Europa. Alle diejenigen, welche die Theorie lieber,
„als die Praxis, hatten, verloren die Lust, die Lust zu ändern, sich den Gefährlichkeiten zur
„See auszusetzen, und die Hitze des heißen Erdstriches zu ertragen, und folglich sich zur
„Reise anzugeben e)„. Indessen stelleten sich doch ihrer vierzehn dar, deren Namen man
uns erhalten hat f). Sie giengen den 10ten des Herbstmonates 1556 von Genf ab.

Sie gehen zu dem Admirale Coligny.

Ihr Anführer unterließ nicht, durch Chatillon an der Oing zu gehen, woselbst der Ad-
miral einen seiner Würde anständigen Staat, in einem von den schönsten Schlössern in
Frankreich, führete. Sie wurden daselbst durch seine Ermahnungen und Versprechungen
aufgemuntert. Von da begaben sie sich nach Paris, woselbst einige Edelleute, die eben
den Grundsätzen zugethan waren, und andere Protestanten aus dieser Hauptstadt, sich ent-
schlossen, ihren Haufen zu vermehren. Weil sie sich zu Honfleur einschiffen sollten: so nah-
men sie ihren Weg über Rouen, woselbst sie sich auch einige zugesellten; und unterdessen
daß man ihre Schiffe durch die Sorgfalt des Admirales vollends ausrüstete, verabsäume-
ten sie die Zurüstungen nicht, welche ihnen die Entdeckungen und Arbeiten in den Berg-
werken erleichtern konnten.

Werden zu Honfleur angefallen.

Ein Officier, Namens St. Denis, welcher dafür berühmt war, daß er in diesen
Kenntnissen vortrefflich wäre, hatte sich auf ihrem Wege nach Paris zu ihnen gesellet. We-
nig Tage vor ihrer Abreise aber, da einige Einwohner zu Honfleur in Erfahrung gebracht,
daß sie des Nachts das heil. Abendmahl wider das Verboth des Königes gehalten, welches
den Protestanten nur erlaubete, bey Tage zusammen zu kommen, sahen sie sich in ihren
Herbergen mit so vieler Wuth angegriffen, daß St. Denis bey seiner Vertheidigung er-
schlagen wurde. Die andern wußten kein besseres Hülfsmittel, als daß sie sich nach der
See begaben, und ihre Abreise unter so unglücklichen Zeichen beschleunigten. Bey ihrem
Aufenthalte in Brasilien bedauerten sie mehr, als einmal, den Verlust eines Mannes, dessen
Geschicklichkeit niemand zu ersetzen fähig war.

Flotte zu dieser Reise.

Sie schiffeten sich auf drey Fahrzeuge ein, die auf Kosten des Königes, von Ville-
gagnos Neffen, Bois le Comte, zum Kriege ausgerüstet waren. Dasjenige, welches
er als Viceadmiral bestieg, hieß die kleine Roberge, und führete etwan achtzig Mann.
Lery befand sich auf dem größten, welches Sainte Marie de l'Epine führete, und
die große Roberge genannt wurde, dessen Schiffsvolk aus hundert und zwanzig Mann
bestund g). Das dritte, welches man den Thau nannte, hatte neunzig Mann, sechs jun-
ge

e) Ebendas.

f) Peter Bourdon, Matthäus Verneuil, Johann dü Bordel, Andreas de la Fond, Nicolas Denis, Joh. Gardien, Martin David, Nicolas Raviquet, Nicolas Carnieau, Jacob Rousseau, und der Verfasser dieses Berichtes, der damals nur zwey und zwanzig Jahre alt war. Ebend. a. d. 7 S.

g) Lery rühmet die Geschicklichkeit seines Lootsmannes, der Humbert hieß, und aus Harfleur gebürtig war.

Lery. 1556.

ge Knaben mit darunter gerechnet, welche die Landessprache lernen sollten, um sich desto leichter mit den Wilden zu verbinden, und fünf junge Mägdchen, die man nach Gelegenheit verheirathen wollte, nebst einer Frau, welche die Aufsicht über sie hatte. Es scheint, daß Calvins Beredsamkeit und des Dü Pont Bemühungen bey diesem Geschlechte wenig haben ausrichten können, weil sie ihrer nicht mehr haben zusammen bringen können.

Abfahrt von Honfleur.

Obgleich die protestantische Colonie die Einwohner zu Honfleur eben nicht sehr rühmen konnte: so erhielt sie doch bey dem Auslaufen aus dem Hafen diejenigen Ehrenbezeigungen, welche für die Kriegesschiffe bestimmet sind; das ist, sie wurde von allem Geschütze in der Festung unter Trompeten, Pauken, Trummeln und Pfeifen, saget der Verfasser, begleitet, welche seiner Abfahrt, das Ansehen eines Triumphes gaben. Die Freude aber, welche diese Pracht auf den drey Schiffen erreget hatte, wurde bald von den gefährlichsten Lärmen abgelöset. Ein Sturm, welcher zwölf ganzer Tage anhielt, machete, daß diejenigen, welche das Meer noch nicht kannten, alle Bewegungen und Schrecken dieses Elementes erfuhren. Sie glaubeten, den dreyzehnten Tag davon befreyet zu seyn, indem sie die Ruhe wieder um sich herum entstehen sahen. Allein, die Wellen wurden bald wiederum so heftig, daß sie in eben die Gefahr geriethen. Da alle Welt bey einem Zustande lebete, der sich nur erst nach sieben Tagen änderte: so wurde Lery dadurch zu einem Poeten, wie er meldet. Er machete einige Verse, und verschiedene gute Betrachtungen über die Thorheit der Menschen, welche sie mitten in den Wellen dem Tode trotzen läßt *h*). Er erzählet auch eine sehr sonderbare Begebenheit, wovon er ein Zeuge gewesen, und welche demjenigen, was man, beym Valerius Maximus *i*), von einem Matrosen liest, der von seinem Schiffe durch eine Welle weggeführet, und durch die andere wieder zurückgebracht worden, einige Wahrscheinlichkeit giebt. „Ein großes hölzernes Faß, worinnen man das „Pökelfleisch auswässern ließ, saget er, wurde über eine Pike lang aus dem Schiffe hin„aus geführet, und so gleich durch eine andere Welle, welche dieser entgegen kam, wieder „zurückgebracht, und nicht einmal umgekehret„. Die Bestürzung aber, worinnen alle andere bey einem so langen Sturme gewesen waren, hinderte sie nicht, ihrer Stärke zu misbrauchen, um sich einiger spanischen und portugiesischen Caravellen zu bemächtigen, welche nicht im Stande waren, ihnen zu widerstehen; welches eine andere Ursache für Lery war, die Gemüthsart der Menschen zu beweinen.

Ankunft des Geschwaders zu Rio Janeiro.

Da der Wind nicht weiter aufgehöret hatte, günstig zu seyn: so kamen die drey Schiffe, den 26sten des Hornungs, im Gesichte von America bey einem sehr hohen Lande an, welches die Einwohner Hüvassu nenneten. Man belehret uns von dessen Lage nicht. Da der Verfasser aber angemerket hat, daß man den 13ten eben desselben Monates im zwölften Grade der Süderbreite gewesen: so ist es wahrscheinlich, daß einige Seeleute, welche schon diese Reise gethan hatten, und welche glaubeten, das Land der Margajaer zu er-

h) Ich übersetzete und erweiterte die Verse des Horaz auf diese Art:

Obgleich das wilde Meer dem, der es stürmen sieht,
Vor Furcht und Schrecken leicht das Haar zu Berge zieht:
Doch traut er einem Brett, vier bis fünf Finger dicke,
Und schifft durch Sturm und Fluth, und sucht ein fernes Glücke.
Er sieht nicht die Gefahr, in der er also lebt,
Und daß der Tod von ihm vier Finger breit nur schwebt.

erkennen, sich nicht irreten. Sie berichteten dem Viceadmiral, diese Völkerschaft wäre mit den Portugiesen verbunden: man unterließ aber nicht, die Schaluppe an das Land zu schicken, nachdem man einige Canonenschüsse gethan hatte. Da sich ein Haufen Indianer dem Ufer genähert hatte: so zeigete man ihnen von weitem Messer, Spiegel und Kämme, in der Hoffnung, Lebensmittel von ihnen dafür zu erhalten. Sie verstunden auch nicht allein das, was man von ihnen verlangete, sondern da sie geeilet, verschiedene Arten von Erfrischungen zu bringen: so macheten sechse von ihnen und eine Frau keine Schwierigkeit, in die Schaluppe zu treten, um sich nach dem Schiffe führen zu lassen. Der Eindruck, welchen ihr Anblick bey dem Verfasser gemacht, verdienet in seinen eigenen Ausdrücken vorgestellet zu werden.

Lery. 1556.

Indianer, die sie an den Küsten findet.

Weil diese die ersten Wilden waren, die ich in der Nähe sah: so lasse ich einen jeden denken, ob ich sie aufmerksam angesehen und betrachtet habe. Erstlich waren die Mannspersonen sowohl, als die Weibespersonen, ganz nackend, so, wie sie von Mutterleibe gekommen waren. Damit sie aber noch stattlicher aussehen möchten: so waren sie über den ganzen Leib gemalet und geschwärzet. Uebrigens hatten die Mannspersonen allein, welche nach Art und wie eine Mönchskrone sehr dicht am Haupte beschoren waren, hinten lange Haare, die aber so, wie diejenigen, welche Perrüken tragen, um den Hals abgestutzet waren. Ferner hatten sie alle die Unterlippen durchlöchert und durchbohret, und ein jeder hatte und trug einen grünen, schön geschliffenen Stein darinnen, der gehörig angebracht, und gleichsam eingefaßt war. Dieser war von der Breite und Runde eines Zahlpfennigs, welchen sie wegnahmen, und wieder hinthaten, wenn es ihnen gut dünkete. Die Wahrheit zu sagen, wenn dieser Stein weggenommen worden, und die große Spalte in der Unterlippe ihnen gleichsam einen zweyten Mund machete, so verunstaltete solches sie sehr. Was die Weibesperson anbetraf: so trug solche außerdem, daß ihre Lippe nicht so gespalten war, lange Haare: ihre Ohren aber waren so wunderlich durchbohret, daß man den Finger queer durch die Löcher hätte stecken können. Sie trugen große Ohrenbaumeln von weißen Knochen darinnen, die ihnen bis auf die Schultern hingen. Und weil kein Geld bey ihnen gang und gebe ist: so geschah die Bezahlung, die wir ihnen gaben, in Hemden, Messern, Fischangeln, Spiegeln, und anderer kurzen Waare. Wie aber diese guten Leute bey ihrer Ankunft eben nicht geizig gewesen waren, uns alles zu weisen, was sie hatten: so wollten sie auch zuletzt und beym Ende dieses Lustspieles, da sie die Hemden angezogen, die wir ihnen verkaufet hatten, daß wir noch ihren Hintern und ihre Billen sehen sollten. Denn als sie sich in der Barke niedersetzen sollten, sie aber nicht gewohnt waren, Leinen, oder sonst andere Kleidungen anzuhaben: so hoben sie sich, damit sie ja nichts verdürben, bis an den Nabel auf, und entdecketen also das, was sie doch vielmehr bedecken sollten *k*).

Abschilderung, die Lery von ihnen machet.

Drum kann man den gewiß für unbesonnen schätzen,
Der sich zur See begiebt, in die Gefahr zu setzen,
Vertraut er sich dabey nicht Gottes-Vorsicht an;
Denn Gott ist es allein, der ihn erhalten kann.

Er setzet hinzu; „und daher antwortete auch ein „Weltweiser, den man fragete, ob der Lebenden oder „der Todten mehr wären? auf welche Seite man „diejenigen setzen wollte, die zur See giengen; „weil sie nicht unter die Lebenden dürfen gerechnet „werden, da sie dem Tode so nahe wären„. A. d. 15 S.

i) Im VIII Cap. des 1 Buches.

k) a. d. 51 u. ff. S.

Lery. 1556.

Portugiesische Schanze, Spiritu Santo.

Den andern Morgen ließ Bois-le Comte, welcher sich fürchtete, das Vertrauen gegen die Wilden gar zu weit zu treiben, die er noch nicht besser kannte, die Anker lichten, und folgete dem Lande. Kaum war man neun oder zehn Meilen gefahren, so befand man sich vor einer portugiesischen Schanze, mit Namen El Spiritu Santo, in einem Lande, welches die Indianer Moab nenneten. Da die Portugiesen aus der Besatzung eine Caravelle erkannten, welche die französischen Protestanten unterwegens weggenommen hatten, und sie nicht zweifelten, daß solche von ihrer Nation wäre: so thaten sie einige Schüsse auf die französischen Schiffe, welche solche muthig beantworteten; allein, ohne daß sie ihnen in dieser Entfernung viel schadeten. Man fuhr weiter nach einem Orte, Tapemiry genannt, deren Einwohner den Franzosen kein Zeichen des Hasses gaben. Ein wenig weiter im zwanzigsten Grade, gieng man vor den Paraiben, welches andere Wilden waren, vorbey, deren Länder kleine Gebirge mit Spitzen zeigeten, welche wie Feuermäuer aussahen. Den 1sten März war man auf der Höhe der kleinen Untiefen, die mit Felsen untermischt weit ins Meer vorgehen, und den Matrosen Furcht erwecken. Gegen über entdeckete man ein einförmiges Land, ungefähr funfzehn Meilen lang, welches die Uetacaer[h] inne haben. Dieses Volk ist so wild, daß es beständig mit seinen Nachbaren Krieg führet, und so schnell im Laufen, daß diese Eigenschaft solches nicht allein von aller Gefahr befreyet, sondern ihm auch dienet, sich einen ungemein großen Ueberfluß an Lebensmitteln anzuschaffen, weil es ihm auf seinen Jagden leicht fällt, allerhand Thiere zu fangen.

Paraiben

und Uetacaer.

Smaragd von Maghe.

Jenseits dieses Landes erblicketen sie das Land Maghe, dessen Ufer einen Felsen in der Gestalt eines Thurmes zeiget, welcher dergestalt glänzet, wenn die Sonnenstralen darauf fallen, daß man ihn für eine Art von Smaragden halten sollte. Die Franzosen und Portugiesen nennen ihn daher auch einstimmig den Smaragd von Maghe: die Spitzen aber, welche ihn über zwo Seemeilen weit in der See umgeben, erlauben nicht, daß die Schiffe ihm nähern; und man versichert, daß man von der Landseite eben so wenig dazu kommen kann. An eben der Küste trifft man drey kleine Inseln an, welche auch den Namen der Inseln Maghe führen, woselbst die Heftigkeit der Fluthen, welche durch einen grimmigen Wind verdoppelt wurde, der sich auf einmal erhob, dem Lery den Tod noch viel näher zeigete, als er bey den beyden ersten Stürmen war. Nach einer dreystündigen großen Gefahr hatte die große Roberge ihre Erhaltung bloß der Geschicklichkeit einiger Matrosen zu danken, welche den Anker sehr geschickt auswurfen, um ihn in dem Augenblicke zu befestigen, da das Schiff auf den Spitzen der Klippen war, die es in tausend Stücke zerschmettern wollten. Nach einer Begebenheit, bey deren bloßen Erinnerung dem Verfasser das Blut in den Adern starrete, hatte Lery, der sich von dem verdorbenen Wasser, welches man anfänglich trank, sehr übel befand, den ungemeinen Trost, daß man in einer von den Inseln frisches fand; verschiedener Arten von Vögeln zu geschweigen, die noch keinen Menschen gesehen hatten, und sich daher mit der Hand fangen ließen.

Ankunft bey dem Vorgebirge Frio.

Man war am Aschermittewochen. Das Geschwader hatte den andern Morgen einen so guten Wind, daß es gegen vier Uhr des Abends an das Vorgebirge Frio kam, wel-

h) Das ist der Namen, welchen Lery dieser Völkerschaft giebt; und man muß urtheilen, weil er ihre Sprache so gut gelernet, daß er im Stande gewesen, ein Wörterbuch davon zu geben, so sey ihm nicht unbekannt gewesen; wie der Namen müsse ausgesprochen und geschrieben werden. Indessen hat der

welches der Hafen war, den es suchete, und der damals durch die Schifffahrt der Franzosen berühmt war. Auf die Abfeurung des Geschützes wurde das Ufer gar bald mit einem Haufen Indianer besetzet, Tuupinambaulte l) genannt, und Villegagnons Bundesgenossen, welche die französische Flagge erkannten, und ihre Freundschaft durch große Freudensbezeugungen ausbrechen ließen. Bois-le-Comte stund nicht einen Augenblick an, Anker zu werfen. Außer denen Erfrischungen, die man von den Wilden erhielt, that man auch einen glücklichen Fischzug, wo man unter einer Menge außerordentlicher Fische auch einen von den allerungeheuersten fing. Lery, welcher eine kurze Beschreibung davon machet, redet von ihm, als von einem unbekannten Ungeheuer. Er war, saget er, beynahe von der Größe eines guten jährigen Kalbes. Seine Schnauze allein war fünf Fuß lang, achtzehn Zoll breit, und mit scharfen Zähnen bewaffnet. Als man ihn auf dem Lande sah: so stund ein jeder auf seiner Hut. Lery empfahl seinen Gefährten eben die Sorgfalt, aus Furcht, sie möchten verwundet werden. Man tödtete ihn. Das Fleisch davon war so hart, daß man es, ungeachtet des Hungers, welchen das Schiffsvolk hatte, über vier und zwanzig Stunden kochen ließ, und es doch nicht essen konnte.

Lery. 1556.

Ungeheurer Fisch.

Man hatte nur noch fünf und zwanzig oder dreyßig Seemeilen bis zu dem Ziele der ganzen Reise. Die Ungeduld, daselbst anzukommen, machete, daß man eher unter Segel gieng, als man es sich vorgesetzet hatte; und die übrige Schifffahrt wurde so leicht vollendet, daß man den andern Morgen, den 7ten März, in die Mündung des **Rio Janeiro** einlief, welchen Namen Lery durch **Genevre**, Wacholderbeere, übersetzet, ob er gleich sorgfältig hinzusetzet, die Portugiesen hätten diesem Flusse den Namen gegeben, weil sie ihn den 1sten Januar entdecket hätten. Er giebt über dieses vor, die Eingebohrenen des Landes nenneten ihn **Ganabara**.

Rio Janeiro oder Ganabara.

Villegagnon und seine Leute, deren Aufenthalt auf einer kleinen Insel war, wo sie eine kleine Schanze, unter dem Namen **Coligny**, erbauet hatten, eileten auf die Abfeurung des Geschützes zu antworten, und erkannten, daß ihre Hoffnung durch die Ankunft einer Verstärkung erfüllet wäre. Der Eifer war auf beyden Seiten gleich, zu einander zu kommen. Nachdem das Geschwader bis an das Gestade der Insel angerücket war: so wurde es mit freudigen Zurufungen aufgenommen. Bey dem Eifer, womit die Protestanten beseelet waren, vergaßen die einen ein Jahr Einsamkeit und lange Weile, und die andern alle Gefahr, die sie ausgestanden hatten; und damit sie einander auf eine christliche Art deswegen Glück wünscheten, so fingen sie zusammen an, dem Himmel dafür zu danken m).

Villegagnons Umstände, u. der Colignyschanze.

Man darf bey dieser Gelegenheit die ausführliche Beschreibung der Umstände nicht unterdrücken, noch befürchten, daß sie die Erzählung des Lery langweilig machen. Die Gewohnheiten, und die Sprache der Protestanten haben, in den ersten Zeiten der Reformation, so etwas besonderes gehabt, daß ein Leser, dem sie unbekannt sind, vielleicht eben so vergnügt über die Art, als über den Inhalt der Erzählung, seyn wird. Ich werde also nichts in dem Vortrage ändern, sondern mich so genau an das Zeugniß, und die Schreibart des Verfassers halten, als es nur möglich ist.

Nachdem dieses geschehen, saget er, so giengen wir zum Villegagnon, welcher uns auf einem freyen Platze erwartete. Wir grüßeten ihn insgesammt einer nach dem andern.

Wie er die Protestanten aufnimmt.

der Gebrauch Topinambuer daraus gemacht, welcher Namen sich durch das berühmte Sinngedichte des Boileau außerdem so zu sagen geweihet findet.

m) Am angef. Orte a. d. 62 S.

Lery. 1556.

Er für seine Person umarmete uns mit einem offenen Gesichte, und nahm uns sehr wohl auf. Als ihm darauf der Herr Dû Pont, unser Führer, nebst den evangelischen Predigern Richer und Chartier, in wenig Worten den Hauptbewegungsgrund unserer Reise gemeldet hatte, welcher darinnen bestund, daß man denen Briefen zu Folge, die er nach Genf geschrieben hatte, eine reformirte Kirche nach dem Worte Gottes aufrichten wollte: so antwortete er ihnen in diesen Worten: „Da mir meines Theiles nichts mehr am Herzen „liegt: so nehme ich sie unter dieser Bedingung höchstwillig auf. Ich will so gar, daß un„sere Kirche den Ruhm habe, daß sie besser reformiret sey, als alle andere; und in dieser „Absicht will ich, daß von heute an die Laster bestrafet, die Kleiderpracht gebessert werde, „kurz, daß alles dasjenige unter uns verschwinde, was uns hindern könnte, Gott zu die„nen„. Darauf hob er die Augen gen Himmel, faltete die Hände, und setzete hinzu: „Herr Gott, ich danke dir, daß du mir diejenigen geschickt hast, um die ich dich so lange „mit vieler Inbrunst gebethen habe„. Er wandte sich darauf wieder zu unserm Haufen, und sagete: „Meine Kinder, (denn ich will euer Vater seyn,) so wie Jesus Christus in die„ser Welt nichts für sich gethan hat, und wie alles das, was er gethan hat, für uns gesche„hen ist, eben so hoffe ich, daß mir Gott so lange das Leben fristen werde, bis wir in die„sem Lande verstärket sind, und ihr meiner entbehren könnet. Alles, was ich hier thun „will, ist für euch und für alle diejenigen, die in eben den Absichten kommen werden. Ich „bin Willens, den armen Gläubigen, die in Frankreich, in Spanien und anderswo ver„folget werden, eine sichere Zuflucht zu verschaffen; damit sie ohne Furcht vor dem Könige „oder Kaiser oder anderer Macht, Gotte nach seinem Willen rein dienen können„. Dieses waren Villegagnons erste Reden bey unserer Ankunft, die an einem Mittewochen, den 10ten März geschah n).

Umstände bey ihrer Ankunft.

Darauf befahl er, es sollten sich alle seine Leute geschwind mit uns in einem kleinen Saale versammeln, welcher mitten auf der Insel war. Nachdem sich jedermann dahin begeben: so rief der Prediger Richer Gott an; und der fünfte Psalm: **Herr, höre meine Worte** &c. o) wurde gesungen. Nach diesem nahm Richer den vierten Vers des XXVII Psalmes: **Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Lebenlang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen;** zu seinem Texte, und hielt darüber die erste Predigt in der Colignyschanze in America.

Villegagnon stellet sich andächtig.

Unter währender seiner Predigt hörete Villegagnon nicht auf, die Hände zu falten, die Augen gen Himmel zu heben, tiefe Seufzer auszustoßen, und verursachete uns allen dadurch großes Erstaunen. Als die feyerlichen Gebethe, nach dem in den reformirten Kirchen in Frankreich eingeführten Formulare, vollendet waren: so wurde die Versammlung beurlaubet. Indessen blieben doch alle Neuangekommene da, und wir speiseten diesen ersten Tag in eben dem Saale, wo wir statt aller Gerichte Wurzelmehl, bucanirete, das ist, nach Art der Wilden geröstete Fische, andere unter der Asche gebratene Wurzeln, und zum Getränke, in Ermangelung einer Quelle und eines Brunnens auf der Insel, Wasser aus einer Cisterne, oder vielmehr aus einem Behälter alles des Regenwassers hatten, welches eben so grün und unrein war, als ein alter mit Fröschen bedeckter Graben ist. Es ist

Bewirthung der Neuangekommenen.

n) Ebendas. a. d. 64 u. 65 S.

o) Nach **Marots** Uebersetzung, welche in den protestantischen Kirchen gebrauchet wurde.

ist wahr, wir fanden es in Vergleichung mit dem stinkenden und verderbten Wasser, welches wir am Borde hatten, sehr gut. Endlich so führete man uns, zur letzten Erquickung nach einer so langen Seereise insgesammt hin, Steine zu der Schanze zu tragen, woran man noch bauete.

Lery. 1556.

Gegen Abend, da die Frage war, wo man herbergen sollte, wurden der Herr Dü Pont und die beyden Prediger in eine Art von Kammer gebracht. Um uns andern Reformirten aber zu willfahren und besser zu begegnen, als den Matrosen, welche meistens katholisch waren, brachte man uns in eine Cabane am Ufer des Meeres, welche ein Indianer, Villegagnons Sclave, vollends mit Grase, nach der Landesart bedeckete, und wir bekamen Hamacken, oder baumwollene Hängebetten, worinnen wir in der Luft schwebend schliefen. Den andern Morgen ließ man uns wieder anfangen, Erde und Steine nach der Schanze zu bringen, ohne daß man die geringste Acht darauf hatte, daß wir noch von der Reise schwach, und es in dem Lande übermäßig heiß war. Der Unterhalt, welcher uns angewiesen wurde, betrug sich auf den Tag auf zween Becher (gobelet) hartes Mehl, von dessen einem Theile wir einen Brey mit dem trüben Wasser aus der Cisterne macheten, und das übrige trocken aßen. Wir hatten keine andere Labung bey unserer Arbeit, die ordentlicher Weise von früh Morgens an bis in die Nacht dauerte. Diese harte Beschäfftigung währete wenigstens einen Monat lang. Die Begierde aber, die Gebäude zu vollenden, welche den Gläubigen zum Aufenthalte dienen sollten, und die Ermahnungen unsers ältesten Predigers, Richers, welcher es uns unaufhörlich wiederhohlete, wir hätten am Villegagnon einen zweyten Paulum gefunden (und es redete auch wirklich niemals ein Mensch besser von der christlichen Reformation, als Villegagnon damals) macheten, daß wir mit Freuden alle unsere Kräfte anwandten, eine Arbeit zu thun, wozu niemand von uns gewöhnet war.

Anordnungen des Gottesdienstes.

Gleich in der ersten Woche hatte Villegagnon eingeführet, es sollten, außer den öffentlichen Gebethen, welche alle Tage nach verrichteter Arbeit, des Abends gehalten wurden, und wobey man die Umschreibung des Gebethes des Herrn, so wie man es in französische Verse gebracht hatte, sang, welches wir zur See beständig gethan hatten, die Prediger zweymal des Sonntages, und alle andere Tage einmal predigen. Er hatte auch die Erklärung gethan, er wollte, es sollten die heil. Sacramente nach dem reinen Worte Gottes und ohne den geringsten menschlichen Zusatz ausgespendet, und die Kirchenzucht wider diejenigen scharf ausgeübet werden, die es an ihrer Pflicht ermangeln ließen. Dieser Einrichtung zu Folge, wurde den Sonntag, den 21sten März, nachdem die Prediger jedermann dazu vorbereitet hatten, zum erstenmale das heil. Abendmahl in der Colignyschanze gehalten, und der Gottesdienst fing mit zweenen außerordentlichen Auftritten an. Ein alter Doctor der Sorbonne, Namens Johann de Cointa, welcher diesen Namen verlassen hatte, und sich dafür Hector nannte, als er mit uns über die See gieng, wurde gebethen, ein öffentliches Bekenntniß seines Glaubens abzulegen, wovon man keine gute Meynung hatte. Er machete den Zuschauern dieses Vergnügen. Darauf erhob sich Villegagnon, welcher noch stets vielen Eifer bezeugete, und stellete vor, es wären die Hauptleute, die Schiffer, die Matrosen, und alle diejenigen, die sich noch nicht zur reformirten Religion bekannt hätten, nicht fähig, dem Geheimnisse des heil. Abendmahles beyzuwohnen. Er befahl ihnen also, hinweg zu gehen; und sein Wille geschah. Darauf that er die Erklärung, er wollte seine Schanze Gott wiedmen, und seine wahren Gesinnungen vor dem Angesichte

Scheinbarer Eifer Villegagnons.

der

Lery. 1556.

der ganzen Kirche bekannt machen. Er kniete auf ein sammetenes Küssen nieder, welches er sich ordentlicher Weise von einem Edelknaben nachtragen ließ. Er zog ein Papier aus der Tasche, worauf zwey Gebethe stunden, die er gemacht hatte, und las sie mit lauter Stimme her. Ich habe eine Abschrift davon erhalten, die ich in meinen Bericht mit einrücke, ohne eine Sylbe darinnen zu ändern *p*), damit man desto besser erkennen möge, wie schwer sein Herz zu erkennen war. Nach einer so sonderbaren Pralerey stellete er sich am ersten dar, das Brodt und den Wein aus der Hand des Predigers zu empfangen.

Er ändert seine Aufführung.

Weil es aber nicht leicht ist, sich lange zu verstellen: so nahm man auch bald wahr, daß man sich auf zween solche Neubekehrte, als Villegagnon und Cointa waren, wenig verlassen konnte. Sie fingen an, Streitigkeiten wegen der Lehre, sonderlich von dem Abendmahle, zu erregen, welches sie alle beyde mit so großen Anscheinungen der Bekehrung genommen hatten. Ob sie gleich noch die wesentliche Verwandlung der Katholiken verwarfen: so konnten sie doch nicht predigen hören, daß das Brodt und der Wein nicht wirklich der Leib und das Blut des Heilandes würden. Wenn man fragete, wie sie das verstünden: so wußten sie es vielleicht selbst nicht. Indessen ergriff Villegagnon, welcher der genfer Kirche nicht weniger ergeben zu seyn schien und betheuerte, er verlangete nur unterrichtet zu werden, die Parten, den Prediger Chartier nach Frankreich zurück zu schicken, damit er die Doctoren von ihrer Partey und besonders Calvinen zu Rathe ziehen möchte, von dem man ihn oft hatte sagen hören, er wäre der gelehrteste Mann, der nach den Aposteln gelebet hätte. Er schrieb an ihn mit allen Ausdrückungen des Vertrauens und der Ehrerbiethung. Eins von den dreyen Schiffen des Bois-le-Comte, welches schon im April abgegangen war, hatte sich dieser Gelegenheit bereits zu Nutze gemacht, Calvin zu versichern, er würde seine Rathschläge in Kupfer graben lassen. Diejenigen, denen er seinen Auftrag gethan, hatten auch Befehl, eine neue Anzahl Manns- und Weibespersonen, und Kinder aus Frankreich mit zu bringen, für welche er die Fracht zu bezahlen, sich anheischig machete; wie er denn auch noch durch Briefe, die er an Chartier schickete, versprach, alle Unkosten zu tragen, die der Religion wegen gemacht würden. Er vertrauete ihm auch zehn junge Wilden, die er im Kriege gefangen hatte, und wovon der älteste nicht über neun oder zehn Jahre war, daß er sie dem französischen Hofe bringen sollte. Man hat nachher erfahren, daß sie dem Könige Heinrich dem II vorgestellet worden, welcher verschiedene Herren damit beschenkete.

Fünf Französinnen werden verheirathet.

Villegagnon ließ eben so wenig von der Kirchenzucht nach. Er ließ zwey junge Leute von seinen Hausgenossen zwey von denen jungen Mägdchen heirathen, die wir mitgebracht hatten. Cointa heirathete das dritte, eine Anverwandtinn eines Kaufmannes von Rouan, Namens la Roquette, welcher mit uns über See gegangen, und da er die Luft in Brasilien nicht lange hatte ausstehen können, gestorben war und sie zur Erbinn seines ganzen Vermögens gelassen hatte. Die beyden andern, denn man hat gesaget, daß ihrer fünfe gewesen, wurden auch bald an zween normannische Dolmetscher verheirathet. Darauf

Gesetz wider die Unkeuschheit.

ließ Villegagnon, welcher durch die Unkeuschheit einiger Franzosen geärgert wurde, die sich

p) Er führet sie auch wirklich an: es ist hier aber schon genug, die Leser dahin a. d. 70 u. f. S. zu verweisen. Das erste ist sehr lang und es fehlet ihm nicht an Kraft und Rührung.

q) Man will dasjenige nicht hinzusetzen, was Lery nach seiner Zurückkunft gehöret zu haben vorgiebt; es sey Villegagnon vor seiner Abreise aus Frankreich, damit er sich des Namens und des Ansehens

sich an die Küste geflüchtet hatten, nachdem sie daselbst Schiffbruch gelitten und sich unter die Indianer begeben hatten, wo sie mit den Weibern des Landes in der äußersten Liederlichkeit lebeten; und befürchtete, es möchte das böse Beyspiel auch, die in seiner Schanze anstecken, ein Verboth ausgehen, es sollte niemand von allen Christen den Weibern oder Mägdchen der Wilden beywohnen. Gleichwohl aber erlaubete er, diejenigen zu heirathen, die sich in dem Christenthume unterrichten und taufen ließen. Allein, da der Unterricht der protestantischen Prediger so wenig Fortgang hatte, daß sie nicht eine einzige bekehreten: so wurde das Gesetz getreulich beobachtet; und ich muß Villegagnon das Zeugniß geben, daß er solches eben so wohl durch sein Beyspiel, als durch seine Standhaftigkeit, aufrecht erhielt.

Lery. 1557.

Die Ursachen, welche er seiner Kirche zu klagen gab, betrafen nur die Ausspendungen der Sacramente. Er hatte darüber einen Widersprechungsgeist, welcher den Frieden beständig in Gefahr setzete. Da der Pfingsttag angesetzet war, zum zweytenmale das heilige Abendmahl zu halten: so erinnerte er sich, daß der heil. Cyprian und der heil. Clemens geschrieben hatten, man sollte Wasser unter den Wein mischen; und er wollte nicht allein, daß man sich nach dieser Vorschrift richten sollte, sondern er unterfing sich auch, die Versammlung zu bereden, das gesegnete Brodt wäre dem Leibe eben so nützlich, als der Seele. Darauf behauptete er, man müßte Salz und Oel unter das Taufwasser mischen; und ein Kirchendiener könnte sich nicht zum anderumale verheirathen. Cointa, welcher sich mit seiner Gelehrsamkeit Ehre machen wollte, unternahm auch, öffentliche Vorlesungen zu halten, welche die Unruhe und Spaltung vermehreten. Mit einem Worte, die Unordnung gieng so weit, daß Villegagnon, ohne Calvins Antwort zu erwarten, auf einmal der Meynung entsagete, die er von ihm gehabt hatte, und sich heraus ließ, er sähe ihn für einen boshaften Ketzer an, der vom Glauben abgefallen wäre. Von diesem Augenblicke an hörete er auf, den Protestanten ein gutes Gesicht zu machen. Er wollte, die Predigt sollte nicht länger währen, als eine halbe Stunde, und er kam selten hinein. Endlich wurde seine Verstellung erkannt. „Fraget man, was die Veranlassung zu dieser Empörung gewesen: so sagen einige von den Unserigen, es hätten ihm der Cardinal von Lothringen „und andere, die ihm mit einem Schiffe aus Frankreich geschrieben, welches um diese Zeit „bey dem Vorgebirge Frio angekommen, sehr heftig vorgeworfen, daß er die römische Re„ligion verlassen hätte, und er hätte aus Furcht seine Meynung geändert q). Es sey aber „damit, wie ihm wolle, so kann ich versichern, daß er nach seiner Veränderung, gleich „als wenn er seinen Henker in seinem Gewissen bey sich getragen hätte, so verdrüßlich ge„worden, daß er alle Augenblicke bey St. Jacobs Leichname, seinem gewöhnlichen „Schwure, fluchete, er wollte dem ersten, der ihn verdrüßlich machete, Hals und Beine „brechen; daher sich niemand getrauete, sich vor ihm sehen zu lassen.

Andere Streitigkeiten Villegagnons.

Lery erkläret seine Aenderung.

Da er so übel aufgeräumet war, so ließ er einem Franzosen, Namens de la Roche, welcher seit langer Zeit in Banden gelegen, und im Verdachte war, er hätte mit einigen andern den Vorsatz gefasset, ihn ins Meer zu werfen, mit der äußersten Grausamkeit begegnen. „Er ließ ihn platt auf die Erde legen und von einem seiner Trabanten mit

Er beschuldiget ihn der Grausamkeit.

sehens des Admirales desto besser bedienen, und die Genfer Kirche desto leichter hintergehen könnte, mit dem Cardinale eins geworden, er wolle sich als ein Protestant stellen. Lery selbst scheint diese grausame Beschuldigung zu verachten.

Lery. 1557.

„mit starken Schlägen dergestalt auf den Bauch prügeln, daß ihm fast der Athem vergieng. „Nachdem der arme Mensch auf der einen Seite also gemartert worden: so sagete dieser „Unmensch: daß dich St. Jacobs Leichnam! Hurensohn, drehe dich um; so daß er „noch mit einem unglaublichen Jammer diesen armen Menschen ganz hingestreckt, zerschla„gen und halbtodt liegen ließ, welcher doch nicht weniger seine Arbeit als Tischler verrich„ten mußte r).

Die Protestanten werden seiner überdrüßig,

Lery fährt fort, noch verschiedene Beyspiele von Villegagnons Grausamkeit anzuführen; und ob er gleich merken läßt, daß die Rache viel Antheil an seinen Vorwürfen hat: so kann man doch an der Wahrheit einer Erzählung nicht zweifeln, wobey er sich auf so viele Zeugen beruft, als Franzosen in Brasilien gewesen. Er gesteht selbst, daß, wenn die Protestanten, deren Anzahl groß genug war, sich furchtbar zu machen, nicht durch die Furcht, sie möchten dem Admirale misfallen, wären zurück gehalten worden, so würden sie sich mehr als einmal der Gelegenheit bedienet haben, ihn sich vom Halse zu schaffen. Sie ließen es aber nur dabey bewenden, daß sie ihre Versammlungen ohne ihn hielten, und vornehmlich die Nachtzeit wähleten, das Abendmahl zu halten. Dieses Betragen, welches er nothwendig merken mußte, und die Unruhe, die er darüber hatte, macheten, daß er sich endlich erklärete, er wollte keine Protestanten mehr in seiner Schanze leiden. Dieses hieß viel gewagt bey Leuten, die im Stande waren, ihn selbst hinauszujagen, wenn er nicht eingesehen hätte, daß die angeführte Ursache stets vermögend seyn würde, sie in der Unterthänigkeit zu erhalten s).

und er jaget sie aus der Schanze.

Nachdem wir also, fährt Lery fort, acht Monate in einer Schanze zugebracht, die wir selbst hatten bauen helfen: so waren wir genöthiget, aus der Insel zu gehen, um auf die Abfahrt eines Schiffes von Havre zu warten, welches mit Färbeholze beladen gekommen war. Wir begaben uns an das Gestade der See zur Linken der Mündung des Flusses, an einen Ort, welchen die Franzosen la Briqueterie genannt hatten, und der nur eine halbe Seemeile von der Schanze war. Die Wilden, welche viel leutseliger waren, als Villegagnon, brachten uns Lebensmittel dahin. Zween ganze Monate, in welchen die Gütigkeit der Indianer unsere ganze und einzige Hülfe war, gaben mir Zeit, die benachbarten Oerter zu beobachten.

Beschreibung der Colignyschanze.

Die Art von Meerbusen, welchen der Fluß hier machet, ist ungefähr zwölf Seemeilen in das Land hinein lang und an einigen Orten sieben bis acht Meilen breit. Seiner Lage nach gleicht er dem Genfersee ziemlich: die Gebirge aber, womit er umgeben ist, sind nicht so hoch. Die Mündung desselben ist ziemlich gefährlich. Nachdem man die drey kleinen Inseln, wobey wir bald umgekommen wären, in der See gelassen hat: so geht man durch eine Straße, die nicht eine halbe Seemeile breit ist, und deren Eingang zur Linken durch einen pyramidenförmigen Berg geschlossen ist, den man für ein Werk der Kunst halten sollte. Außer seiner äußersten Höhe, welche ihn von ferne entdecken läßt, ist

r) Ebendaselbst.

s) Ebendas. a. d. 94 u. f. S.

t) Lery hält sich hier über den Thevet auf, daß er im 1558sten Jahre, um dem Könige seine Aufwartung zu machen, eine Karte von dem Rio Janeiro, und der Colignyschanze verfertigen lassen, in welcher er zur Linken der Schanze auf dem festen Lande, eine Stadt gesetzet, die er Heinrichsstadt (Ville Henri) nannte. „Und ob er gleich Zeit ge„nug gehabt hatte, nachzudenken, daß solches nur „eine bloße Spötterey war: so hat er solche den„noch von neuem in seine Weltbeschreibung setzen „lassen. Denn ich meines Theiles behaupte, daß „zu der Zeit, da wir aus diesem Lande abgiengen, „welches

ist er rund in Gestalt eines Thurmes und auf allen seinen Seiten so regelmäßig gehauen, daß wir ihm den Namen des Buttertopfes gaben. Ein wenig weiter trifft man einen ziemlich flachen Felsen von hundert oder hundert und zwanzig Schritte im Umfange an, welcher der Ratier genannt worden, und worauf Villegagnon anfänglich sein Geschütz ausgesetzet hatte, wovon ihn aber die Gewalt der Fluth wiederum verjagete. Eine Meile darüber hinaus ist die Insel Coligny, welche vor der Ankunft der Franzosen wüste war. In einem Umfange von einer halben französischen Seemeile ist sie sechsmal länger, als breiter, und mit kleinen Felsen umgeben, die mit dem Wasser gleich sind und nicht erlauben, daß Schiffe näher, als auf einen Canonenschuß weit, hinan fahren. Die kleinesten Barken können daselbst nur durch eine Oeffnung anländen, welche ihnen zum Hafen dienet und so leicht zu bewachen ist; daß der geringste Widerstand sie bey allen Bemühungen der Portugiesen unüberwindlich machen könnte. Das Eyland hat zween Berge an beyden Enden, auf deren jeden Villegagnon eine Schanze hatte bauen lassen; wie er selbst sein Haus auf einem funfzig bis sechzig Fuß hohen Felsen mitten in der Insel, hatte bauen lassen. An beyden Seiten des Felsen hatten wir einige kleine Räume zurechte gemacht, welche Wohnungen genug für achtzig Personen, das ist für so viel, als unser waren, nebst einem Saale zum Predigen, der auch zum Speisesaale dienete, enthielten. Außer dem Felsengebäude aber, wo man ein wenig Zimmerwerk angebracht hatte, und einigen Bollwerken für die Stücke, welche mit einem gewissen Mauerwerke versehen waren, war alles Uebrige nur bloße Hütten, welche die Wilden gebauet hatten, und folglich nach ihrer Art aufgeführet waren, das ist von hölzernen Pfählen und mit Grase bedecket. So war die Schanze beschaffen, welche Villegagnon mit dem Namen Coligny beehret hatte *t*).

Lery. 1557.

Dieser Beschreibung der Schanze füget der Verfasser noch die Beobachtungen bey, die er über die Eingebohrenen des Landes gemacht hat, welche um so viel merkwürdiger sind, weil er diesen Theil von Brasilien und seine Völker in dem Zustande vorstellet, welchen man den Zustand der bloßen Natur nennen kann; das ist so, wie sie vorher waren, ehe der Anbau den Feldern eine andere Gestalt gegeben, und die Einführung der europäischen Gebräuche die Gemüthsart der Einwohner geändert hatte. Wir verschieben aber alle diese Anmerkungen in die allgemeine Beschreibung, und begnügen uns hier nur, dem Reisenden auf seiner Rückfahrt zu folgen, welche einen sehr seltsamen Austritt zeigen wird.

Lerys Beobachtung wegen des Landes und seiner Einwohner.

Die Briqueterie, wohin sich die Protestanten begeben hatten, war ein Ort, in welchem man einige schlechte Hütten gebauet hatte, um die Franzosen zu bedecken, welche auf den Fischfang giengen, oder andere Ursachen nach eben der Seite riefen. Dieser Aufenthalt war sehr bequem, den flüchtigen Haufen auf den Vorsatz zu bringen, sich daselbst niederzulassen, wenn man einige Hoffnung hätte, sich der Gewalt Villegagnons zu entziehen, welcher mit den königlichen Orden bekleidet war. Lery versichert so gar, auf Faribans Zeugniß, welcher mit seinem Schiffe in dem Flusse vor Anker lag, daß sich ohne diese

Man will sich zu la Briqueterie setzen.

„welches über achtzehn Monate nach Thereten „war, noch keine Art von Gebäude, vielweniger „ein Dorf oder eine Stadt an dem Orte gewesen, „wo er uns eine in seiner Einbildung hingesetzet „hat. . . . Ich gestehe es ihm gern, daß ein „Berg in diesem Lande ist, welchen die ersten Fran„zosen, die sich daselbst wohnhaft niederließen, den „Heinrichsberg nennten, wie wir auch zu unsern „Zeiten einen andern Corguilleray, von dem Na„men Philipps von Corguilleray Herrn du „Pont nannten, welcher uns dahin geführet hatte; „es ist aber ein großer Unterschied unter einem Ber„ge und einer Stadt. A. d. 101 u. f. S.

Lery. 1557.

diese Schwierigkeit eine Menge anderer Protestanten an diesem Orte würden niedergelassen haben. Fariban hatte diese Reise nur gethan, um die Umstände auf Bitte vieler angesehenen Personen in Frankreich zu beobachten, welche ebenfalls ihr Vaterland zu verlassen dachten. Es sollten gleich in eben dem Jahre sieben bis achthundert Personen auf großen Hurken von Flandern nach Brasilien gehen, um daselbst eine Stadt anzulegen. Mit einem Worte, Lery scheint überredet zu seyn, man würde in kurzer Zeit auf zehntausend Franzosen daselbst gesehen haben, welche nicht allein die Insel und die Colignysschanze besser würden besetzet haben, sondern auch itzo unter der Bothmäßigkeit des Königes eine schöne Provinz ausmachen würden, die man Südfrankreich (la France antarctique), saget er, nennen könnte *u*).

Villegagnon schicket sie wieder nach Frankreich.

Einige Leute von Villegagnon, worunter auch **la Chapelle** und **Boissy** genannt werden, hatten ihn inzwischen verlassen, und waren zu den Protestanten gestoßen. Aus Furcht nun, es möchten ihm noch mehrere weglaufen, bedienete er sich seiner Gewalt, ihre Abreise zu beschleunigen. Er schrieb an Fariban, er könnte sie ohne Schwierigkeit an „Bord nehmen; und hatte die Bosheit, hinzu zu setzen, daß, wenn ihm ihre Ankunft „viel Vergnügen gemacht hätte, weil er geglaubet, dasjenige gefunden zu haben, was er „suchete, so wünschete er nunmehr ihre Rückkehr, weil sie sich nicht mit ihm vertrügen„.

Verrätherey, deren man ihn beschuldiget.

Auf der andern Seite schickete er ihnen einen mit seiner Hand unterzeichneten Abschied: Lery aber beschuldiget ihn hier einer gräulichen Verrätherey. „Er hatte, saget er, in einen „kleinen Kuffer, welchen er dem Schiffer gab, und der mit Wachsleinwande, wie es auf „der See gewöhnlich ist, umhüllet und voller Briefe war, die er an verschiedene Personen „hin und wieder schickete, auch einen förmlichen und ohne unser Wissen wider uns ange„stellten Proceß hineingeleget, mit dem ausdrücklichen Ersuchen an den ersten Richter, dem „man ihn in Frankreich einhändigen sollte, daß er uns kraft desselben festhalten und als „Ketzer verbrennen lassen sollte, wofür er uns angab *x*)„. Nachdem das Schiff, welches **der Jacob** hieß, vollends Färbeholz, Pfeffer von der Küste, Baumwolle, Affen, Pfauen und andere Sachen, die das Land hervorbringt, eingenommen hatte: so war es den 4ten Jenner 1558 bereit, abzufahren. Man schiffete sich so gleich ein, und der Anker wurde noch an eben dem Tage gelichtet. Alles, was von Leuten am Borde war, belief sich auf fünf und vierzig Mann, Matrosen und Reisende, ohne den Hauptmann, und den Schiffer, **Martin Balduin** von Havre, mit zu rechnen.

1558.

Rückkehr der Protestanten.

Man muß den Verfasser seine Erzählung selbst wieder vorbringen lassen, ohne etwas weiter darinnen zu ändern, als daß man seine Länge ein wenig abkürzet. Er machet, bey seiner Abreise, sehr sonderbare Anmerkungen. „Ich für mein Theil gestehe es, daß, so „sehr ich auch mein Vaterland stets geliebet habe und noch liebe, da ich gleichwohl nicht al„lein die wenige und fast gar keine Treue, die darinnen noch übrig ist, sondern auch, was „noch ärger ist, die Unredlichkeiten, deren man sich gegen einander bedienet, und kurz un„ser ganzes Betragen überhaupt, welches itzt ganz italienisch ist, und nur aus Verstellun„gen und Worten ohne Nachdruck besteht, wahrnehme, so bedaure ich oftmals, daß ich „nicht unter den Wilden bin, bey denen ich mehr Redlichkeit als bey vielen anderwärts ge„funden habe, die zu ihrer Verdammung den Namen der Christen führen *y*)„.

Wir

u) Auf der 437 Seite.

x) A. d. 435 S. Was man sich auch für einen Begriff von dieser Beschuldigung machen muß; so ist es doch gewiß, daß man damals zu Paris die Ketzer verbrannte.

Lery. 1558.

Wir hatten große Untiefen vorbey zu segeln, die mit Klippen untermengt waren, und sich ungefähr dreyßig Seemeilen weit in das Meer hinaus erstrecketen. Da der Wind nicht bequem genug war, daß wir das Land verlassen konnten, ohne an der Küste hinzufahren: so hatten wir anfänglich Lust, wieder in die Mündung des Flusses einzulaufen. Indessen geschah es, bey der Nacht, da man sieben bis acht Tage gefahren war, daß die Matrosen, welche bey der Pumpe arbeiteten, das Wasser nicht ausschöpfen konnten, ob sie gleich über viertausend Ausgüsse gezählet hatten. Der Unterschiffer, welcher über einen Zufall erstaunet war, dessen sich niemand versehen hatte, stieg hinunter in den Raum des Schiffes, und fand es nicht allein an vielen Orten läck, sondern auch so voller Wasser, daß man merkete, als ob es gleichsam schon nach und nach untersänke. Es wurde jedermann aufgeweckt, und die Bestürzung war überaus groß. Es hatte so viel Anscheinung, man würde zu Grunde gehen, daß die meisten an ihrer Rettung verzweifelten, und sich zum Tode bereiteten. Indessen fasseten doch einige, unter deren Anzahl ich war, den Entschluß, alle ihre Kräfte anzuwenden, ihr Leben einige Augenblicke zu verlängern. Eine unermüdete Arbeit machete, daß wir mit zwoen Pumpen das Schiff bis zu Mittage, das ist fast auf zwölf Stunden lang erhielten, in welcher Zeit das Wasser fortfuhr, so grimmig hinein zu dringen, daß wir seine Höhe nicht vermindern konnten. Es lief durch das Brasilienholz, womit das Schiff beladen war, hindurch und zu den Rinnen, so roth wie Rinderblut, wieder hinaus. Die Matrosen und der Zimmermann, welche unter dem Verdecke waren, die Löcher und Ritzen zu suchen, stopfeten endlich die gefährlichsten mit Specke, Bleye, Tüchern und allen andern Sachen, die man ihnen reichlich darboth. Der Wind, welcher nach dem Lande zutrieb, hatte uns solches an eben dem Tage gezeiget, und wir fasseten den Entschluß, dahin zurück zu kehren. Dieses war auch die Meynung des Zimmermannes, welcher bey seinem Nachsuchen gefunden hatte, daß das Schiff ganz von Würmern gefressen wäre. Der Schiffer aber, welcher befürchtete, er möchte von seinen Matrosen verlassen werden, wenn er noch einmal das Ufer berührete, wollte lieber sein Leben, als seine Waaren, wagen und sagete, er wäre entschlossen, die Reise fortzusetzen. Indessen both er doch den Reisenden eine Barke an, um wieder nach Brasilien zurück zu kehren; worauf Dü Pont, den wir noch immer für unser Oberhaupt erkannten, antwortete, er wollte ebenfalls nach Frankreich gehen, und rieth allen seinen Leuten, ihm zu folgen. Hierauf beobachtete der Unterschiffer, er sähe voraus, daß man lange zur See seyn würde, und daß das Schiff nicht Lebensmittel genug mitgenommen hätte. Es fanden sich also unser sechs, welche aus doppelter Furcht vor dem Schiffbruche und dem Hunger die Partey ergriffen, wieder nach dem Lande zu gehen, wovon wir nur neun oder zehn Meilen entfernet waren.

Gefahr bey ihrer Abreise umzukommen.

Ihnen wird die Rückfahrt nach Brasilien angebothen.

Man gab uns die Barke, worein wir alles dasjenige setzeten, was uns zugehörete, nebst etwas wenigem Mehle und Wasser. Als wir Abschied von unsern Freunden nahmen: so sagete einer, der eine besondere Zuneigung gegen mich hatte, zu mir: ich beschwöre dich, daß du bey uns bleibest; wobey er die Hand gegen die Barke ausstreckete, worinnen ich bereits war. Bedenke nur, wenn wir nicht nach Frankreich kommen können, so haben wir doch mehr Hoffnung, uns entweder an den Küsten von Peru, oder in einer andern Insel zu retten, als unter Villegagnons Macht, von dem wir keine Gewogenheit jemals zu hoffen haben. Diese Vorstellungen macheten so viel Eindruck bey mir, daß, weil mir die Zeit nicht erlaubete, viel zu reden, ich einen Theil meines Geräthes in der Barke

Warum Lery am Borde bleibt.

y) A. d. 438 S.

 ließ

Lery 1558.

ließ und geschwind wieder an Bord stieg. Die fünf andern, welche Bourdon, du Bordel, Verneuil, la Fond und le Balleur waren, nahmen mit thränenden Augen von uns Abschied und kehreten wieder nach Brasilien zurück. Ich will es nicht länger verschieben, den Dank abzustatten, welchen ich dem Himmel schuldig bin, daß er mir eingegeben, dem Rathe meines Freundes zu folgen. Denn als unsere fünf Abtrünnige mit vieler Schwierigkeit wieder ans Land gekommen waren: so empfing sie Villegagnon so übel, daß er die drey erstern hinrichten ließ z).

Rückreise von Brasilien.

„Das normannische Schiff gieng also wieder unter Segel, wie ein wahrer Sarg, „saget Lery, in welchem diejenigen, die sich darinnen eingeschlossen fanden, weniger erwarte„ten, bis nach Frankreich das Leben zu behalten, als sich bald in der Tiefe der Wellen be„graben zu sehen. Außer der Schwierigkeit, die man anfänglich hatte, über die Untiefen „zu kommen, stund man auch den ganzen Jenner hindurch beständige Stürme aus; und „da das Schiff nicht aufhörete, viel Wasser zu schöpfen, so würde es hundertmal in einem Ta„ge untergegangen seyn, wenn nicht jedermann unaufhörlich bey den beyden Pumpen gear„beitet hätte„. Man entfernete sich also von Brasilien, ungefähr auf zweyhundert Seemeilen bis man eine bewohnte Insel ansichtig wurde, die so rund, als ein Thurm war, und nicht über eine halbe Meile im Bezirke hatte. Indem wir sie sehr dicht bey zur linken Hand ließen: so sahen wir sie nicht allein mit sehr schönen grünen Bäumen bedecket, sondern auch mit einer ungeheuren Anzahl Vögel angefüllet, wovon viele aus ihrem Aufenthalte heraus kamen, und sich auf die Masten unseres Schiffes setzeten, wo sie sich mit der Hand fangen ließen. Es waren schwarze, graue, weißliche und von andern Farben darunter, die insgesammt in Europa unbekannt waren, und, wenn sie flogen, sehr groß zu seyn schienen, nachdem sie aber gefangen und gerupfet worden, nicht mehr Fleisch hatten, als ein Sperling. Zwo Seemeilen zur Rechten nahmen wir sehr spitzige, aber nicht sehr hohe Felsen wahr, die uns befürchten ließen, wir möchten andere mit dem Wasser gleich finden, welches das letzte Unglück würde gewesen seyn, und uns ohne Zweifel auf immer von der Arbeit der Pumpen befreyet haben. Wir kamen aber glücklich hindurch. Auf unserer ganzen Reise, die ungefähr fünf Monate dauerte, sahen wir kein anderes Land, als diese kleine Insel, welche unser Lootsmann so gar nicht einmal auf seiner Karte fand, und welche vielleicht niemals war entdecket worden a).

Kleine Insel ohne Namen.

Man befand sich den 3ten des Hornungs, drey Grad der Linie, das ist man hatte sich sieben Wochen fast noch nicht den dritten Theil des Weges zurück geleget. Weil die Lebensmittel sehr abnahmen: so schlug man vor, man wollte bey dem Vorgebirge St. Roch anlegen, wo man sich, nach der Versicherung einiger alten Matrosen, mit Erfrischungen versehen könnte. Die meisten aber erkläreten sich für die Partey, die Papegeye und andere Vögel zu essen, die man in großer Anzahl mitführete; und diese Meynung behielt die Oberhand. Einige Tage darnach, da der Lootsmann die Höhe genommen, meldete er, man fände sich gerade unter der Linie an eben dem Tage, da die Sonne da war, das ist den 11ten März, welches eine so sonderbare Merkwürdigkeit nach Lerys Meynung war, daß er nicht glauben kann, sie sey vielen andern Schiffen begegnet. Er nimmt daher Gelegenheit, von den Eigenschaften der Linie, und denen Ursachen zu reden, welche die Schifffahrt daselbst beschwerlich

Sonderbares bey der Fahrt unter der Linie.

z) Der Verfasser setzet hinzu, aber ohne Zeugniß und Beweis, er habe sie wegen des Bekenntnisses des Evangelli hinrichten lassen. A. d. 442 S.

a) Ihre Lage wird nicht bemerket. Dieß ist eine

lich machen. Seine Philosophie aber, die nicht so aufgeklåret ist, als die zu unsern Zeiten, giebt wegen derer Schwierigkeiten, die sie sich machet, so wenig Erläuterung, daß man über diese circle Untersuchung hinweg geht, um ihn etwas erzählen zu lassen, welches einen mehr angeht.

Lery 1558.

Ursprung des Unglückes bey der Rückfahrt.

Unsere Unglückseligkeiten, saget er, fingen sich mit einem Streite zwischen dem Unterschiffer und dem Lootsmanne an, welche sich beflissen, ihre Verrichtungen zu verabsäumen, um nur einander zu ärgern. Den 26sten März, da der Lootsmann sein Quart hatte, das ist, das Schiff drey Stunden führete, und alle Segel aufgezogen und ausgespannet hielt, stieß ein heftiger Windwirbel so stark auf das Schiff, daß er solches auf die Seite legete, und zwar so sehr, daß die Mastkörbe, und Spitzen der Masten in das Wasser taucheten. Die Thaue, die Vogelbauer, und alle Kuffer, die nicht gut befestiget waren, wurden in die Fluthen gestürzet und es fehlete nicht viel, daß nicht das Unterste von dem Schiffe zu oberst gekommen. Indessen dienete der Fleiß, welcher angewandt wurde, die Thaue abzuhauen, das Schiff nach und nach wieder herzustellen. Die Gefahr, ob sie gleich äußerst groß war, hatte so wenig Wirkung zur Versöhnung beyder Feinde, daß sie den Augenblick, da sie vorbey war, und unzeachtet der Bemühung, die man anwandte, sie zu besänftigen, über einander herfielen und sich mit einer grimmigen Wuth schlugen.

Das Schiff reißt.

Dieses war nur der Anfang einer gräulichen Folge von Unglücke. Wenig Tage darnach bey einer stillen See, da der Zimmermann und andere Arbeitsleute das Mittel sucheten, denjenigen Erleichterung zu schaffen, die an den Pumpen arbeiteten, bewegeten sie im Raume des Schiffes einige Stücke Holz so unglücklich, daß eine ziemlich große Bohle dadurch aufgehoben wurde, wodurch das Wasser auf einmal mit solchem Ungestüme hinein drang, daß diese elenden Arbeitsleute, welche gezwungen wurden, auf das Verdeck zu steigen, keinen Athem hatten, die Gefahr zu sagen, „und mit einer kläglichen Stimme anfingen zu
„rufen: wir sind verloren, wir sind verloren! Hierauf waren der Hauptmann, der Schiffer,
„der Lootsmann, welche an der Größe der Gefahr nicht zweifelten, nur bedacht, die Barke in
„aller Eile auszusetzen und ließen die Tücher, welche das Schiff bedecketen, nebst einer gros-
„sen Menge Brasilienholz und andern Waaren ins Meer werfen; und da sie das Schiff zu
„verlassen dachten, so wollten sie sich am ersten retten. Der Lootsmann, welcher befürchte-
„te, die Barke möchte wegen der großen Anzahl Personen, die hinein wollten, zu sehr über-
„laden werden, stieg so gar mit einem großen Messer in der Faust hinein, und sagete, er
„wollte dem ersten, der Mine machete, hinein zu steigen, die Arme abhacken. Da wir
„uns also dergestalt der Gnade des Meeres überlassen sahen, und uns des ersten Schiff-
„bruches erinnerten, woven uns Gott befreyet hatte; und da wir eben so gut entschlossen
„waren, zu sterben, als zu leben: so giengen wir mit allen unsern Kräften daran, das Was-
„ser auszupumpen, damit das Schiff nicht zu Grunde gienge. Wir thaten so viel, daß uns
„das Wasser nicht überwältigte. Die glücklichste Wirkung unserer Entschlossenheit aber
„war, daß wir die Stimme des Zimmermannes höreten, welcher ein kleiner junger herzhaf-
„ter Mann war und den Raum des Schiffes nicht, wie die andern, verlassen hatte. Er hat-
„te vielmehr seine Matrosenjacke über die große Oeffnung, die gemacht war, geworfen und
„trat mit beyden Füßen darüber, um dem Wasser zu widerstehen, welches ihn oftmals, wie
„er

ne gewöhnliche Nachläßigkeit bey den alten Reisebeschreibern. Wir müssen auch noch anmerken, daß Lerys Bericht nur wegen seines sonderbaren Inhaltes einen weitläuftigen Auszug verdienet.

Lery 1558.

„er uns nachher sagete, durch seine Gewalt in die Höhe hob. In diesem Zustande schrye er aus „allen seinen Kräften, man sollte ihm Kleider, baumwollene Betten und andere Dinge brin„gen, um das Eindringen des Wassers zu verhindern, unterdessen er das Loch wieder zusti„cken würde. Man frage nicht, ob ihm gleich gewillfahret wurde; und dadurch wurden „wir erhalten„ b).

Unwissenheit des Lootsmannes.

Man fuhr fort, bald nach Osten, bald nach Westen zu steuern, welches nicht unser Weg war, saget Lery; denn unser Lootsmann, der sein Handwerk nicht gut verstund, wußte seine Fahrt nicht mehr zu beobachten; und wir giengen also in der Ungewißheit bis zum Wendezirkel des Krebses, wo wir vierzehn Tage lang in einem grasichten Meere waren. Das Gras, welches auf dem Wasser schwamm, war so dick und dicht, daß man es mit Beilen zerhauen mußte, um dem Schiffe eine Bahn zu machen c). Daselbst hätte uns bald ein anderer Zufall ins Verderben gestürzet. „Unser Constabler, welcher Pulver in einem eiser„nen Topfe trocknete, ließ ihn so lange am Feuer stehen, daß er glühend wurde; und die „Flamme, welche das Pulver gefasset, schlug so geschwind von dem einen Ende des Schiffes „bis zum andern, daß sie die Segel und das Thauwerk in Brand steckete. Es fehlete „nicht viel, so hätte das Feuer auch das Holz angegriffen, welches getheeret war, und sich also „geschwind würde entzündet und uns mitten in dem Wasser lebendig verbrannt haben. Vier „Leute wurden durch das Feuer beschädiget, wovon der eine wenig Tage darnach starb; und „ich würde eben das Schicksal gehabt haben, wenn ich mir nicht das Gesicht mit meiner „Mütze bedecket hätte, daß ich also nur noch damit los kam, daß mir das Ohrläppchen und „die Haare ein wenig versengt wurden„.

Anfang einer entsetzlichen Hungersnoth.

Allein, Lery setzet diesen Unfall nur noch unter diejenigen, die er sein Vorspiel genannt hat. Es war, fährt er fort, den 15ten April. Wir hatten noch ungefähr fünfhundert Seemeilen bis nach der französischen Küste. Unsere Lebensmittel hatten, ungeachtet man schon von eines jeden Portion viel abgebrochen, dergestalt abgenommen, daß man die Partey ergriff, uns die Hälfte davon noch abzubrechen; und diese Strenge hinderte doch nicht, daß nicht alle Lebensmittel zu Ende des Monates erschöpfet waren. Unser Unglück kam von der Unwissenheit des Lootsmannes, welcher glaubete, daß er nahe an dem Vorgebiege Finis terrä in Spanien wäre, da wir noch auf der Höhe der azorischen Eylande waren, die über dreyhundert Meilen davon sind. Ein so grausamer Irrthum brachte uns auf einmal zu dem äußersten Hülfsmittel, welches darinnen bestund, daß wir die geweißte und gepflasterte Kammer, wo man den Zwieback verwahret, auskehreten. „Man fand darinnen mehr Würmer „und Rattendreck, als Brodtkrümmchen. Indessen theilete man doch solche Löffelweise aus, „um daraus einen eben so schwarzen und noch bitterern Brey, als Ruß, zu machen. Diejeni„gen, welche noch Papegeyen hatten, (denn viele hatten ihre schon vorlängst verzehret) lies„sen sie im Anfange des Maymonates zu ihrer Speise dienen, da alle ordentliche Lebens„mittel unter uns alle waren. Zween Seeleute, die in der Unsinnigkeit vor Hunger ge„storben waren, wurden über Bord geworfen; und damit man den höchstkläglichen Zustand, „worein wir nachher gebracht worden, desto besser erkenne, so stund einer von unsern Ma„trosen, Namens Nargue, aufgerichtet, an den großen Mast gelehnet, und hatte die Ho„sen niedergelassen, ohne daß er sie wieder aufziehen konnte. Ich schmählete auf ihn, daß, „weil wir ein wenig guten Wind hätten, er nicht mit dem andern die Segel hissen hülfe. „Der

b) Am angef. Orte, a. d. 455 und vorherg. S. c) Ebendas. a. d. 456 S.

„Der arme Mensch antwortete mir mit einer matten und kläglichen Stimme: ach! ich kann „nicht; und den Augenblick fiel er starr todt nieder.

Lery 1558.

Dieser erschreckliche Zustand wurde noch durch ein so gewaltiges Meer verstärket, daß man sich aus Mangel der Kunst oder Stärke, die Segel zu regieren, genöthiget sah, sie zusammen zu legen, und so gar das Steuerruder anzubinden. Das Schiff wurde also der Willkühr der Winde und Wasser überlassen. Man setze hinzu, daß das schlimme Wetter die einzige Hoffnung benahm, womit man sich schmeicheln konnte, nämlich ein wenig Fische zu fangen. Es war auch jedermann überaus schwach und mager. „Weil indessen die Noth einen jeden „hin und wieder denken ließ, womit er doch seinen Hunger stillen möchte: so geriethen eini„ge auf den Einfall, Stücke von gewissen Rundeln oder Tartschen, die von der Haut eines „Thieres Tapirussue genannt, gemacht waren, zu schneiden, und sie im Wasser kochen zu „lassen, um sie zu essen. Allein, man fand dieses Hülfsmittel nicht gut. Andere legeten „diese Rundeln auf die Kohlen; und wenn sie ein wenig geröstet waren, und das Verbrannte „mit dem Messer abgeschabet wurde, so gieng solches so gut, daß, wenn wir sie auf die Art „aßen, wir meyneten, es wäre Carbonade von Schweineschwarten. Nachdem dieser Ver„such gemacht worden: so hielten diejenigen, welche Rundeln hatten, sie zu Rathe; und „weil sie eben so hart waren, als trockenes Rindesleder, so brauchete man Hacken und andere „Brecheisen, sie von einander zu bringen. Diejenigen, die welche hatten, trugen die Stücke „davon in leinwandenen Säckchen in ihren Aermeln, und hielten nicht weniger Rechnung „darüber, als die großen Wechsler über ihre Beutel voller Thaler halten. Es fanden sich „einige, die so weit giengen, daß sie ihre saffianen Collete und ihre ledernen Schuhe aßen. Die „Leibdiener und Schiffsjungen fraßen vor unsinnigem Hunger alles Horn aus den Laternen, „deren stets eine große Anzahl auf den Schiffen ist, und alle Talchlichte, die sie nur ertappen „konnten. Unsere Schwachheit und unser Hunger aber hinderten doch nicht, daß wir bey „Strafe, in den Grund zu sinken, nicht Tag und Nacht mit großer Beschwerlichkeit an der „Pumpe arbeiten mußten.

Beschwerlichkeiten von der See.

Andere Wirkungen des Hungers.

Man würde es ohne Zweifel bedauern, wenn die Folge dieser Erzählung in einer andern, als des Verfassers, Schreibart abgefasset wäre. Wie viel rührende Umstände würde man nicht der Zierlichkeit aufopfern müssen. „Den 12ten May ungefähr, saget Lery, starb „unser Canonier, den ich das Geschlinge von einem Papegeye ganz roh hatte essen sehen, vor „Hunger. Wir wurden wenig dadurch gerühret. Denn an statt, daß wir hätten daran „denken sollen, uns zu vertheidigen, wenn man uns angegriffen hätte, so würden wir viel„mehr gewünschet haben, von einem Seeräuber weggenommen zu werden, der uns etwas „zu essen gegeben hätte. Wir sahen aber auf unserer Rückfahrt nur ein einziges Schiff, „an welches wir unmöglich hinankommen konnten„.

„Nachdem wir alles Leder von unserm Schiffe bis auf die Ueberzüge an unsern Kuf„fern gegessen hatten: so dachten wir, den letzten Augenblick unsers Lebens zu erreichen. Allein, „die Noth brachte einen auf den Einfall, die Ratten und Mäuse zu jagen, und man hatte „Hoffnung, sie um so viel leichter zu fangen, weil sie keine Brosamen und andere Sachen „mehr zu fressen fanden, und also in großer Anzahl herum liefen, und in dem Schiffe vor „Hunger starben. Man verfolgete sie mit so vieler Sorgfalt und so mancherley Fallstricken, „daß ihrer sehr wenig übrig blieben. Man suchete sie so gar in der Nacht mit offenen Au„gen, wie die Katzen. Eine Ratte wurde höher geschätzet, als ein Ochse auf dem Lande. „Der Preis von einer stieg auf vier Thaler. Man ließ sie mit allem ihrem Eingeweide im

Lery 1558.

„Wasser kochen, und aß das Eingeweide eben so wohl, als den Leib. Die Pfoten und andern Knochen waren nicht davon ausgenommen, welche man zu erweichen Mittel fand. „Das Wasser war auch alle. Es war von Getränke nichts mehr übrig, als eine kleine Tonne Cider, welche der Hauptmann und die Matrosen mit großer Sorgfalt spareten. Wenn „Regen fiel: so breitete man Tücher aus, mit einer Kugel in der Mitten, damit es durchtröpfeln möchte. Man behielt so gar dasjenige, welches durch die Rinnen des Schiffes ablief, ob es gleich viel trüber war, als das aus den Gossen. Man liest beym Johann von „Leon, daß die Kaufleute, welche durch die Wüsten in Africa reisen, wenn sie sich in der „äußersten Noth des Durstes sehen, nur ein einziges Hülfsmittel dawider haben; nämlich, „daß sie eines von ihren Kameelen schlachten und das Wasser, welches sich in seinen Gedärmen findet, heraus nehmen, es unter sich theilen, und es trinken. Was er darauf von einem reichen Kaufmanne saget, welcher eine von diesen Wüsten durchreisete, und von einem „heftigen Durste gequälet wurde, da er denn eine Tasse Wasser von einem Fuhrmanne, welcher bey ihm war, für zehn tausend Ducaten kaufete, zeiget die Stärke dieser Bedürfniß. „Indessen, setzet eben der Geschichtschreiber hinzu, sturben doch der Kaufmann und derjenige, welcher ihm sein Wasser so theuer verkaufet hatte, auf gleiche Art vor Durst; und man „sieht ihr Grab noch in einer Wüste, woselbst ihre Begebenheit auf einen großen Stein gegraben ist„ *d*).

Das Wasser fehlet auf dem Schiffe.

Beyspiel von ihrer Noth.

„Was uns betrifft, so war die äußerste Noth so groß, daß uns nichts mehr, als das „Brasilienholz übrig war, welches viel trockener ist, als anderes Holz; und welches doch viele in ihrer Verzweifelung zwischen ihren Zähnen faueten. Corguilleray DüPont, unser Führer, welcher eines Tages ein Stück im Munde hatte, sagete mit einem großen Seufzer zu „mir: ach, mein lieber Freund Lery, man ist mir in Frankreich eine Summe von viertausend Franken schuldig; wollte Gott, daß ich itzo für einen Dreyer Brodt und ein einziges „Glas Wein dafür hätte. Was unsern Prediger, den Magister Richer, anbetraf, welcher „vor kurzem zu Roschelle gestorben ist: so konnte der gute Mann, welcher in unserm Elende „vor Schwachheit in seiner kleinen Cabine lag, nicht einmal den Kopf aufheben, um Gott „zu bitten, welchen er gleichwohl anrief, da er so auf dem Boden lag„.

Grausamkeit, welcher der Hunger einflößet.

„Ich will hier im Vorbeygehen mit anführen, was ich nicht allein bey andern beobachtet, sondern auch in den beyden grausamen Hungersnöthen, worinnen ich gewesen bin, „selbst empfunden habe, daß, wenn die Körper ausgezehret sind, die Natur hinfällig ist, „und die Sinne durch die Zerstreuung der Lebensgeister abgesondert sind, dieser Zustand die „Menschen so wild machet, daß sie solche in einen Zorn bringt, den man eine Art von Wuth „nennen kann; und es ist nicht ohne Ursache, daß Gott, welcher seinem Volke mit Hunger drohete, ausdrücklich sagete, es würde ein Mann, der zuvor sehr zärtlich und in Lüsten gelebet „hätte, alsdann in der Angst und Noth so unnatürlich rauh und wild werden, daß, wenn „er seinen Nächsten und auch seine eigene Frau und Kinder ansähe, er sie zu essen wünschen „würde *e*). Denn außer dem Beyspiele des Vaters und der Mutter, welche in der Be-

„lage-

d) Histoire d'Afrique, Liv. I. Da die Ausgabe der Reisebeschreibung des Lery erst von 1611 ist: so vergleicht er hier die Hungersnoth auf seinem Schiffe mit der in Sancerre bey der Belagerung von 1573, worinnen er sich auch befand, und wovon er die Nachricht heraus gegeben. „Wir „hatten daselbst, wie ich angemerket habe, doch „keinen Mangel an Wasser und Weine; und ob „sie gleich länger anhielt, so kann ich doch sagen, „daß sie nicht so äußerst gewesen; denn wenigstens „hatten wir zu Sancerre einige Wurzeln, wilde „Kräuter, Weinreben und andere Sachen, die man

„auf

Lery 1558.

„lagerung von Sancerre ihr eigenes Kind gegessen, und einiger Soldaten, welche erstlich „die Leichname der durch ihre Waffen erlegeten Feinde zu essen angefangen und hernach be„kannten, daß, wenn der Hunger fortgefahren, sie entschlossen gewesen wären, die Lebendi„gen anzufallen: so waren wir von einer so finstern und verdrießlichen Laune auf unserm „Schiffe, daß wir kaum mit einander reden konnten, ohne uns über einander zu ärgern; „und so gar (Gott verzeihe es uns!) schiele und mürrische Blicke einander zuzuwerfen, wel„che mit einem bösen Willen uns gegenseitig einander zu essen begleitet waren„.

Lery ißt seinen Papegey.

„Den 15ten und 16ten May starben uns noch zween Matrosen, ohne andere Krank„heit, als die Erschöpfung, welche durch den Hunger verursachet wurde. Wir bedauerten „den einen, Namens Roleville, sehr, welcher uns durch sein lustiges Naturell allezeit auf„munterte, und welcher bey unsern größten Gefährlichkeiten zur See, wie auch bey unserm „größten Leiden allezeit sagete: meine lieben Freunde, das ist noch nichts: Jch, der ich an „diesem unaussprechlichen Hunger meinen Antheil gehabt hatte, in welchem alles dasjenige, „was gegessen werden konnte, war gegessen worden, hatte doch noch immer heimlich einen „Papegey verwahret, den ich hatte, welcher eben so groß war, als eine Gans, und so deutlich, als „ein Mensch, dasjenige aussprach, was ihn der Dolmetscher, von dem ich ihn hatte, von „der französischen Sprache und der Sprache der Wilden gelehret hatte, auch sonst recht al„lerliebste Federn besaß. Die große Begierde, die ich hatte, den Herrn Admiral damit zu „beschenken, hatte gemacht, daß ich ihn fünf bis sechs Tage verborgen gehalten, ohne daß „ich ihm etwas zu fressen geben können: er wurde aber endlich der Noth, wie die andern „aufgeopfert; ohne der Furcht zu gedenken, daß er mir nicht bey der Nacht gestohlen wür„de. Jch warf nur die Federn davon weg: alles übrige, das ist, nicht allein der Leib, „sondern auch das Eingeweide, die Füße, Nägel, der krumme Schnabel, unterhielt vier „Tage lang einige Freunde und mich. Jndessen reuete es mich doch sehr heftig, da wir den „fünften Tag Land erblicketen. Da die Vögel dieser Art des Saufens Umgang haben „können: so hätte ich eben nicht drey Monate gebrauchet, ihn während der Zeit zu un„terhalten„.

Das Schiff kömmt an die französische Küste.

„Endlich reichete uns Gott die Hand aus dem Hafen und erwies so vielen Elenden Gnade, wel„che fast ohne Bewegung auf dem Verdecke lagen, daß wir den 24sten May 1558 das Land „Bretagne zu Gesichte bekamen. Wir waren so vielmal durch den Lootsmann hintergangen „worden, daß wir uns kaum getraueten, auf das erste Geschrey, welches uns unser Glück „ankündigte, einiges Vertrauen zu setzen. Jndessen erfuhren wir doch bald, daß wir un„ser Vaterland vor Augen hatten. Nachdem wir dem Himmel dafür Dank gesaget hatten: „so gestund uns der Schiffer aufrichtig und öffentlich, wenn unser Zustand noch einen einzi„gen Tag länger gewähret hätte, so hätte er den Entschluß gefaßt, uns nicht, wie es vier „oder fünf Jahre nachher auf einem Schiffe geschehen ist, welches von Florida zurück kam, „losen zu lassen *f*); sondern ohne jemanden etwas davon zu melden, einen unter uns zu töd„ten, welcher den andern zur Speise dienen sollen. Jch erschrack um so viel weniger da-

„auf dem Lande und in der Erde finden kann„. A. d. 466 Seite.

e) Man liest dergleichen in dem Fluche im 5 B. Mose XXVIII Cap. 53 u. 54 V.

f) Lery erzählet, man habe im 1564sten Jahre vor Hunger zur See einen Unglückseligen, Namens la Chere, getödtet; und das Schiffsvolk, welches überaus schwach gewesen, habe zuerst sein Blut ganz warm getrunken. Er führet die Geschichte von Florida an, wo man diese Begebenheit wirklich im 3 Cap. findet.

Lery 1558.

„vor, weil, ungeachtet der äußersten Magerkeit meiner Gefährten, ich doch nicht derjenige ge„wesen seyn würde, den er zum ersten Schlachtopfer würde gewählet haben, wofern er nicht „bloße Haut und Knochen hätte essen wollen„.

Erste Umstände bey ihrer Ankunft.

Wir fanden uns nicht weit von Roschelle, wo unsere Matrosen beständig gewünschet hatten, ans Land zu steigen und ihr Brasilienholz zu verkaufen. Nachdem der Schiffer zwo oder drey Seemeilen vom Lande hatte Anker werfen lassen: so nahm er mit Du Pont und einigen andern die Schaluppe, um Lebensmittel zu Hodierne zu kaufen, welchem Orte wir am nächsten waren. Zween von unsern Gefährten, die mit ihm abfuhren, sahen sich nicht so bald am Ufer, als sie aus Verwirrung wegen des Andenkens ihrer Mühseligkeiten, und aus Furcht, sie möchten wieder hinein gerathen, die Flucht ergriffen, ohne ihr Geräth zu erwarten, indem sie hoch und theuer schwuren, sie wollten nicht wieder auf das Schiff kommen. Sehr lange hernach, schrieb der eine von beyden da er, die ersten Ausgaben von der Reise des Lery gelesen hatte, nach Genf an ihn, und meldete ihm, wie viel Mühe er gehabt hätte, wieder zu seiner Gesundheit zu gelangen. Die andern kamen so gleich mit allerhand Lebensmitteln zurück und empfahlen den Allerverhungertesten, nicht gleich so viel davon zu essen. Man dachte weiter an nichts, als wie man sich nach Roschelle begeben möchte, da ein französisches Schiff, welches so nahe vorbey fuhr, daß man einander hören konnte, ihnen meldete, die ganze Küste da herum wäre voller Seeräuber. Die Ohnmacht, worinnen man sich befand, sich zu vertheidigen, bewog jedermann, dem Schiffe zu folgen, von dem man diese Nachricht erhalten hatte; und ohne es aus dem Gesichte zu verlieren, legete man sich den 26sten in dem schönen Hafen Blavet vor Anker.

Unterricht für die Reisenden.

Wir wollen uns zum Unterrichte für die Reisenden einen Augenblick bey Lerys Beobachtungen aufhalten, dessen natürliche und merkwürdige Vorstellung von einigen Dingen nur in seiner Schreibart können erhalten werden. „Unter vielen Kriegesschiffen, die sich in „diesem Hafen befanden, war auch eines von St. Malo, welches ein spanisches Schiff, das von „Peru gekommen, und mit guten Waaren beladen gewesen, die man über sechzig tausend „Ducaten am Werthe schätzete, weggenommen und mit sich gebracht hatte. Da sich das „Gerücht davon durch ganz Frankreich ausgebreitet hatte: so waren viele Kaufleute von Paris „Lyon und andern Orten dahin gekommen, welche zu kaufen. Dieses war ein Glück für „uns; denn da viele darunter sich nahe bey unserm Schiffe befanden, als wir ausstiegen: „so führeten sie uns nicht allein unter dem Arme, wie Leute, die noch nicht auf ihren Füßen „stehen können, sondern riethen uns auch, als sie vernahmen, was wir vom Hunger ausge„standen hätten, wir möchten uns in Acht nehmen, daß wir nicht zu viel äßen, und ließen „uns anfänglich nach und nach gute Brühen von alten Hühnern, Ziegenmilch und andere „Speisen zu uns nehmen, welche dienlich sind, die Gedärme zu erweitern, die uns allen sehr „eingeschrumpfet waren. Diejenigen, welche diesem Rathe folgeten, fanden sich sehr wohl „dabey. Was die Matrosen anbetraf, die sich gleich den ersten Tag satt essen wollten: so „glaube ich, daß von zwanzigen, die der Hungersnoth entgangen waren, über die Hälfte „darauf giengen und plötzlich starben. Von uns andern funfzehnen, die wir nur als bloße „Reisende zu Schiffe gegangen, starb nicht ein einziger, weder zu Wasser noch zu Lande„. Man würde uns in Wahrheit, da wir nur bloße Haut und Knochen davon gebracht hatten, nicht allein für ausgegrabene Leichen gehalten haben, sondern wir empfanden auch so gleich, da wir angefangen, die Landluft einzuziehen, einen solchen Ekel vor allen Arten von Speisen, daß ich insbesondere, als ich in meinem Quartiere war, und die Nase an den Wein brachte,

brachte, den man mir reichete, rücklings hinfiel, und in einem solchen Zustande war, daß ich glaubete, ich würde meinen Geist aufgeben. Weil ich indessen war auf das Bette geleget worden: so schlief ich dieses erstemal so gut, daß ich nur den folgenden Tage erst aufwachete.

Lery 1558.

Nachdem wir vier Tage zu Blavet ausgeruhet hatten: so begaben wir uns nach Henebon, einer kleinen Stadt, die nur zwo Meilen davon ist, wo uns die Aerzte riethen, uns curiren zu lassen. Die gute Diät aber hinderte doch nicht, daß nicht die meisten vom Kopfe bis auf die Fußsohlen schwellen. Nur allein drey oder viere, worunter auch ich war, schwollen nur am Unterleibe. Wir hatten alle zusammen einen so hartnäckigen Bauchfluß, daß er uns würde die Hoffnung benommen haben, ihn jemals stillen zu können, wenn uns nicht ein Mittel geholfen hätte, wovon ich der Welt das Recept mittheilen zu müssen glaube. Es besteht aus Erd-Epheu oder Gundelmanne und Reiße, wohl gekocht, welches man hernach zusammen in einem und eben dem Topfe mit alten Lappen umher wohl verwahret und verstopfet. Man wirft darauf das Gelbe vom Eye hinein; und alles muß zusammen in einer Schüssel auf dem Kohlfeuer wohl umgerühret werden. Dieses Gericht, welches man uns mit Löffeln, wie Suppe essen ließ, befreyete uns auf einmal von einem Uebel, welches nicht noch einige Tage länger hätte dauern dürfen, wenn wir nicht alle zusammen hätten umkommen sollen *g*).

Mit was für Schwierigkeiten sie wieder gesund werden.

Lery und seine Gefährten aber wurden noch von einer andern Gefahr bedrohet, wovon sie bisher noch nicht den geringsten Argwohn gehabt hatten. Man muß sich erinnern, daß Villegagnon dem Schiffer einen kleinen Kuffer zugestellet hatte, welcher nebst einigen Briefen einen Proceß enthielt, den er wider sie angestellet hatte, und den er ganz fertig den Richtern des ersten Ortes zuschickete, wo der Kuffer würde eröffnet werden. Dieß geschah in Henneбon, weil Villegagnon, der aus Bretagne gebürtig war, an verschiedene Personen dieser Provinz schreiben wollte. Der Proceß wurde den Richtern übergeben. Dü Pont aber kennete einige davon, welche der genfer Kirche eben so zugethan waren, als er, und also keine Acht auf diese verhaßten Anklagen hatten, sondern sie vielmehr unterdrücketen, und denjenigen nur gute Dienste leisteten, deren Leben dadurch bedrohet wurde.

Unnützlichkeit des von Villegagnon angestellten Processes.

Sie verließen Henneбon, um sich nach Nantes zu begeben, ohne daß sie noch die Kräfte hatten, ihre Pferde zu führen, oder den geringsten Tret auszustehen; sondern sie waren genöthiget, jeder noch einen Kerl zu halten, der das Pferd bey dem Zaume führete. Unsere Sinne, saget Lery, waren ganz umgekehret. Zu Nantes hatten sie noch acht Tage lang ein so hartes Gehör und ein so dunkles Gesicht, daß sie befürchteten, sie möchten taub und blind werden, nach dem Beyspiele des Jonathan, Sauls Sohnes. Denn Lery läßt keine Gelegenheit vorbey, sich auf ein Zeugniß der heil. Schrift zu stützen. Da Jonathan, saget er, welcher mit der Spitze seines Stabes in Honig getauchet, und solchen abgelecket hatte, saget, sein Gesicht wäre aufgekläret worden: so giebt er sattsam zu verstehen, der Hunger, wovon er getrieben worden, hätte solches dunkel gemacht *h*). Indessen wurden sie doch so gut curiret, daß sie einen Monat darnach nicht die geringste Schwäche mehr an den Augen hatten. Sie wurden auch von ihrer Taubheit geheilet. Lerys Magen aber blieb noch sehr schwach, und das neue Unglück von eben der Art, worein er bey der Belagerung von Sancerre gerieth, verderbeten ihn vollends. Er meldet uns nicht, wohin er sich begeben, nachdem

Wirkungen des ausgestandenen Unglücks.

g) Am angef. Orte a. d. 476. und vorherg. S. *h*) A. d. 484 S.

Lery 1558.

dem er Nantes verlassen. Andere Umstände können urtheilen lassen, daß er sich wieder nach Genf begeben.

Erläuterungen wegen der Colignyschanze und Villegagnon.

Er läßt aber dasjenige, was er mit einiger Dunkelheit von der Niederlassung der Franzosen in der Schanze Coligny gesaget hat, nicht ohne Erläuterung. Villegagnon, welchen einige, saget er, den americanischen Cain genannt haben, verließ diesen Ort, welcher durch sein Versehen wieder in die Gewalt der Portugiesen, mit allem mit dem französischen Wapen bezeichneten Geschütze gerieth. Er kam wieder nach Frankreich, wo er nicht aufhörete, Calvins Anhänger zu bekriegen, und starb *i*) im Christmonate des 1571sten Jahres in einer Comthurey des Malteser Ordens, Namens Beauvais, in Gatinois, nahe bey St. Jean von Nemours.

Holländisch. Reisen nach Brasilien.

Der III Abschnitt.

Reisen und Niederlassungen der Holländer in Brasilien.

Einleitung. Unternehmungen und Eroberungen der Holländer in Brasilien. Widersetzungen der Portugiesen dagegen; sind vergebens. Sie wollen die Holländer heimlich umbringen. Es kömmt darüber zum Kriege. Verstellung des portugiesischen Hofes. Brasilien kömmt durch Vergleich an die Portugiesen. Zwang der Holländer in den portugiesischen Staaten. Besitznehmungen der Portugiesen. Niederlassung der Holländer in Surinam. Inseln, die sie auf eben der Küste besitzen.

Einleitung.

Man kann von Brasilien sagen, es finde sich keine große Landschaft, wohin man so wenig Reisen gethan hat, welche den Titel davon führen, und es finden sich zur Vergeltung dafür auch nicht mehrere, wovon so viele Reisende zu reden Gelegenheit gehabt haben *k*). Daher kömmt es denn, daß wir noch keine vollständige Nachricht davon haben. Man kann sich aber, um eine davon zu machen, mit denen Einsichten helfen, die sich in einer großen Anzahl Berichte zerstreuet finden. Es scheint nur bloß nothwendig zu seyn, mit der Vorstellung einiger historischen Begebenheiten anzufangen, welche tausenderley Anmerkungen aufklären können, die dergleichen erfordern; und wir wollen sie von den genauesten Geschichtschreibern leihen.

Unternehmungen und Eroberungen der Holländer in Brasilien.

Portugall besaß noch immer Brasilien seit Emanuels Regierung, welcher den ersten Niederlassungen daselbst eine feste Dauer zu geben angefangen hatte. Da diese Krone aber im 1581sten Jahre auf Philipps des II, Königes in Spanien, Haupt gekommen war: so ließen ihn die Kriege, welche dieser Herr wider Frankreich und England, und vornehmlich wider die Misvergnügten in den Niederlanden, welche unter seiner Regierung die Republik der vereinigten Provinzen bildeten, führen mußte, wenig Zeit, sich mit seinen auswärts erlangten Ländern zu beschäfftigen. Auf der andern Seite waren diese neuen Republicaner, die er nicht unter seiner Bothmäßigkeit hatte erhalten können, noch gar zu schwach oder hatten doch mit ihren Angelegenheiten zu Hause noch gar zu viel zu thun, als daß sie sich hätten unterstehen können, den Feind ihrer Freyheit durch Eroberungen zu schwächen. Sie nahmen

i) Da er, wie einige protestantische Schriftsteller sagen, von einem Feuer an seinem ganzen Leibe angegriffen worden.

k) Die Ursache davon ist deutlich, weil nämlich die Portugiesen, die einige Nation in Europa, welche eigene ausdrückliche Reisen dahin thut, sich gar nicht befleißiget, ihre Länder bekannt zu machen, welche Staatsklugheit ihnen mit den Spaniern gemein

nahmen aber unter Philipps des III und Philipps des IV Regierungen dergestalt zu, daß, nachdem sie ihre ostindische Compagnie errichtet hatten, sie sich im Stande sahen, auch eine westindische zu errichten, die bis hieher nicht aufgehöret hat, einer von den vornehmsten Zweigen ihrer Handlung zu seyn *l*).

Holländisch. Reisen nach Brasilien.

Diese Errichtung wurde den Portugiesen gleich von ihrem Anfange an schädlich. Jacob Willekens und l'Hermite, zween Befehlshaber der holländischen Flotten, fingen damit an, daß sie an den portugiesischen Küsten herum streifeten, und Prisen macheten, die ihre Macht vermehreten. Sie wußten nicht, daß dieses Land, welches nicht weniger, als zwölfhundert Meilen an der Küste hat, von Natur reich und fruchtbar ist. Man hat gesehen, daß sich wenig große Häuser in Portugall befanden, welche daselbst keine Ländereyen besaßen. Die benachbarten Brasilianer waren nach und nach stufenweise unterwürfig gemacht worden. Man nahm daselbst wenig Antheil an denen Kriegen, welche Europa beunruhigten; und wenn man das Unternehmen der Franzosen ausnimmt, welches man schon zu vergessen anfing, so genoß man seit langer Zeit daselbst eines tiefen Friedens. Die Statthalter beflissen sich auch nur auf die Handlung, und die Soldaten waren Kaufleute geworden. Indessen waren doch einige holländische Privatkaufleute, die sich daselbst zum Umsetzen einiger Waaren gezeiget hatten, von den Indianern sehr gut aufgenommen worden; weil sie solche guten Kaufes gaben, und also mehr Nutzen dabey war, wenn man sie von ihnen, als von den Portugiesen, nahm. Dieser heimliche Handel hatte alle Eingebohrene des Landes für sie gewonnen.

So waren die Umstände beschaffen, als Willekens in der Bay aller Heiligen erschien. Die Portugiesen dachten nicht so wohl, wie sie sich vertheidigen, als wie sie den besten Theil ihrer Reichthümer retten wollten. Der holländische Admiral machete sich zum Meister von St. Salvador, der Hauptstadt dieses großen Landes. Don Diego von Mendoza, welcher Statthalter daselbst war, hatte weder das Herz, sich zu vertheidigen, noch die Klugheit, sich zu retten. Der Erzbischof allein *m*), unternahm, an der Spitze seiner Geistlichkeit die Ehre seiner Nation zu behaupten; er zog sich in einen benachbarten Flecken, wo er sich befestigte, und nachher in der Folge den Eroberern viele Verdrießlichkeit verursachete. Sie macheten aber eine unschätzbare Beute in der Stadt und bemächtigten sich der größten Hauptmannschaft von Brasilien in wenig Tagen.

Diese Zeitung setzete die Portugiesen in die äußerste Bestürzung, welche noch durch die Meynung vermehret wurde, es wäre der spanischen Regierung eben nicht zuwider, daß die Portugiesen ein Stück von diesem schönen Lande verlören; in der Hoffnung, sie würden weit biegsamer und nicht mehr so stolz seyn, wenn sie dieses Hülfsmittel nicht mehr hätten. Philipp aber urtheilete ganz anders davon. Er schrieb eigenhändig an die Großen in Portugall und bath sie, alle ihre Kräfte anzuwenden, diesen Schaden zu ersetzen. Sie rüsteten auch in weniger als dreyen Monaten, eine Flotte von sechs und zwanzig Schiffen auf ihre Kosten aus. Der ganze Adel beeiferte sich, etwas zu dieser Ausrüstung entweder durch Anwerbung der Truppen, oder daß man selbst mit zu Schiffe gieng, etwas beyzutragen. Weil indessen

Widersetzung der Portugiesen dagegen.

gemein ist; und auf der andern Seite machet die Lage von Brasilien, daß neugierige Reisende oftmals da anlegen, die denn keine Gelegenheit versäumen, dasjenige zu Papiere zu bringen, was sie daselbst beobachten.

l) Man sehe die Errichtung dieser Handelsgesellschaft im VIII Bande dieser Sammlung.

m) Er hieß Michael Texeira.

sen Spanien auch seine Macht damit vereinigen wollte: so waren die beyden Flotten nur erst im Hornung des 1626sten Jahres fertig, auszulaufen. Sie wurden von **Friedrich von Toledo Osorio**, Marquis von **Valduesa** geführet. Die Anzahl der Matrosen und Soldaten belief sich auf zwölf oder funfzehn tausend, und die Ueberfahrt war ziemlich glücklich bis an die Bay Aller Heiligen.

Die Holländer hatten seit der Eroberung zu San Salvador vieles ausgestanden. Der Erzbischof hatte mit funfzehnhundert Mann, die sich unter seinem Befehle zusammen gezogen hatten, ihre Parteyen oftmals geschlagen, ihnen die Lebensmittel abgeschnitten, und hielt sie genau eingeschlossen, als er durch den Tod entrissen wurde. **Nugnez Marino** nahm die Anführung der Soldaten über sich. Er hatte zum Nachfolger Don **Francisco de Moura**. Weil diese Veränderungen aber die Bloquade nicht unterbrochen hatten: so war der Zustand der Holländer bey der Ankunft der vereinigten spanischen und holländischen Flotte noch nicht geändert. Man setzete viertausend Mann unter Don Manuels von Menezez Anführung ans Land. Man brauchete nicht einmal so viel, einen durch eine lange Belagerung schon abgematteten Ort zu überwältigen. Der Statthalter wollte einigen Widerstand thun: die Besatzung aber, welche sich wider seine Befehle empörete, zwang ihn den 10ten April einen Vergleich anzunehmen. Nach dieser Verrichtung gieng die Flotte wieder unter Segel, und kam durch einen Sturm, der einen Theil davon aufgerieben hatte, sehr beschädiget, wieder nach Europa.

Die Holländer rächen sich.

Die Republik der vereinigten Provinzen ließ es bey der Rache nicht bewenden, die sie in Europa deswegen nahm, indem sie viele portugiesische Schiffe aufbrachte, wobey sie oftmals eine reiche Beute bekam. In der Mitte des 1629sten Jahres gieng der Admiral **Lonk** mit einer Flotte von sieben und zwanzig Kriegesschiffen aus verschiedenen holländischen Häfen ab. Die Truppen, welche ans Land steigen sollten, wurden von **Dietrich von Wardenburg** geführet. Diese Flotte vermehrete sich auf ihrer Fahrt bis auf sechs und vierzig Schiffe: sie lief aber lange herum, weil sie nur erst den 3ten des Hornungs 1630, die Küste von Fernambuc entdeckete. Wardenburg stieg den 15ten desselben in der Hauptmannschaft dieses Namens mit zweytausend vierhundert Soldaten, und vierhundert Mann von dem Schiffsvolke ans Land. Er rückete den 16ten gegen die Stadt Olinda, die er einnahm, nachdem er sich dreyer Schanzen bemeistert hatte, die ihm drey blutige Treffen kosteten. Die Brasilianer, welche durch die Portugiesen ermuntert worden, hatten ihnen den Eingang in ihr Land heftig helfen streitig machen. Lonk aber brachte ihnen den Sieg dadurch zuwege, daß er sich auf die gegen Mittag von Olinda gelegene Klippe und auf die Spitze eines langen Landstriches setzete, wo die Portugiesen eine Schanze, unter dem Namen des h. Georgs, erbauet hatten.

Die Portugiesen wollen sie wieder vertreiben:

Ein Vortheil von dieser Wichtigkeit breitete das Schrecken in dem ganzen Lande aus; und die Holländer macheten sich dasselbe zu Nutze, um sich von der übrigen Hauptmannschaft vollends zum Meister zu machen. Sie befestigten die vornehmsten Oerter derselben, vornehmlich die Klippe, die sie in weniger Zeit zu einem der besten und stärksten Plätze in America macheten. Man sparete in Portugall nichts, um die spanischen Minister zu bewegen, sich wieder in den Besitz eines so schönen Landes zu setzen. Man warb Truppen an; man rüstete eine zahlreiche Flotte aus; und man schoß sehr große Summen Geldes her. Da die Spanier sich entschlossen hatten, auch einige Schiffe abgehen zu lassen: so wurde **Oquendo** ernannt, diese neue Flotte zu führen, welche zureichend gewesen seyn würde,

Holländisch. Reisen nach Brasilien.

de, dasjenige wieder wegzunehmen, was man verloren hatte, wenn nicht das Sterben unter die Truppen gekommen, ehe sie zu Schiffe gegangen. Von fünftausend Mann, woraus sie bestehen sollten, starben ihrer zweytausend; und die Furcht vor eben dem Schicksale zerstreuete die übrigen. Man mußte Gewalt brauchen, um diejenigen, welche weggelaufen waren, wieder zurück zu bringen und einzuschiffen. Sie giengen im Maymonate auf dreyßig Schiffen ab, wovon die Hälfte kaum im Stande war, ein Seetreffen auszuhalten. Da indessen diese Flotte auf den canarischen Inseln wiederum durch funfzehn Kriegesschiffe und durch neune an den Küsten des Cap verstärket worden: so fand sie sich vier und funfzig Schiffe stark. Die Holländer, welche auf die erste Nachricht von ihrer Abfahrt, ihnen mit vierzehn Schiffen und zwoen Jachten entgegen gegangen, erstauneten über eine Vermehrung, deren sie sich nicht versehen hatten. Man hatte ihrem Admirale **Pater**, gesaget, sie bestünde nur aus acht Gallionen; anstatt daß sie zwölf castilianische Gallionen und zwo Patachen, fünf portugiesische Gallionen, neunzehn Königsschiffe, und die andern von verschiedener Art, hatten. Die ungleiche Macht hielt Patern nicht ab, ein Treffen zu wagen. Er kam darinnen durch das Feuer um, welches sein Schiff in die Luft sprengete, und **Thys**, ein anderer holländischer Befehlshaber, hatte eben das Schicksal. Die Holländer zogen sich gleichwohl auf eine gute Art zurück, und führeten ein spanisches Schiff nach Olinda, welches sie in dem Treffen weggenommen hatten. **Oquendo**, welcher ihnen folgete, warf an der Küste Paraiba Anker, und setzete zwölfhundert Mann zur Bewachung des Landes aus, sorgete für die Sicherheit des Flusses St. Franciscus, der Hauptmannschaften Segeripe und der Bay aller Heiligen, und erfrischete das portugiesische Kriegesheer, welches vom Albuquerque geführet wurde: er nahm darauf aber seine Fahrt wieder nach Lissabon, ohne daß er daran gedacht hatte, die Belagerung von Olinda vorzunehmen. Auf seiner Fahrt begegnete ihm eine holländische Flotte, welche die seinige entsetzlich übel zurichtete.

aber vergebens.

Das folgende Jahr that Don **Friedrich von Toledo**, welcher eine andere Flotte nach Brasilien führete, den Holländern wenig Schaden. Sie bemächtigten sich, ungeachtet derselben, noch der Hauptmannschaften Tamaraca, Paraiba und Rio grande, die ihnen nur drey Feldzüge kosteten.

Im 1636sten Jahre, wandten sie die letzte Mühe an, die Eroberung von Brasilien zu vollenden. Der Graf Moritz von Nassau, den sie zum Generale erwähleten, gieng den 25sten des Weinmonates eben des Jahres vom Texel ab, und warf den 23sten eben desselben Monates des folgenden Jahres in der Bay aller Heiligen Anker. Er richtete von denen Truppen, die er am Bord hatte, und von denen, die er in den holländischen Sitzen fand, ein ansehnliches Kriegesheer auf, wovon die meisten Befehlshaber das Land und die Art und Weise der Portugiesen, Krieg zu führen, kannten, wider welche sie verschiedene Vortheile erhalten hatten. Kaum war er angekommen, so zog er zu Felde. Er suchete den Grafen von Banjola auf, und schlug ihn in die Flucht, nach einem sehr hartnäckigen Treffen. Porto Calvo öffnete dem Sieger die Thore, welcher auch so gleich die Citadelle von **Porvacaon** belagerte. Die portugiesische Besatzung vertheidigte sich darinnen gut. Nachdem sie aber gezwungen worden, sich auf Bedingung zu ergeben: so folgete auf diese Eroberung die von Openeda und andere wichtige Vorfälle.

Weil der Graf Moritz den Portugiesen nicht die Zeit lassen wollte, zu Athem zu kommen: so unternahm er, sie noch auf einer andern Seite zu schwächen. Er schickete nach

der

der Küste von Guinea eine ansehnliche Flotte, welche daselbst die berühmte Schanze St. Georg de la Mina wegnahm. Der folgende Feldzug war nicht glücklicher für die portugiesischen Waffen. Banjola, welcher sie noch immer anführete, wurde zum zweytenmale von den Holländern in der Hauptmannschaft Segeripe geschlagen, deren sie sich bemeisterten, nachdem sie die Hauptstadt in Brand gestecket hatten. Die Völkerschaften von Siara, eine von den nordlichen Hauptmannschaften in Brasilien, begaben sich unter ihren Schutz, und bathen sie um Beystand wider die Unterdrückung ihrer alten Herren. Der Graf Moritz schickete ihnen einige Truppen unter der Anführung Gartuans zu, welcher von dem Caciquen in Siara, Algodojo, unterstützet wurde, die Stadt Siaga belagerte, sie einnahm, und diese ganze übrige Hauptmannschaft eroberte.

Die Hauptmannschaften Paraiba und Rio grande schienen schwer zu erhalten zu seyn, weil die Portugiesen daselbst Verständnisse und Plätze hatten. Der Graf wandte alle seine Kräfte an, diese Plätze zu bekommen; er versicherte sich der Indianer durch allerhand Gefälligkeiten, ließ in Paraiba die alte Stadt Philippine wieder bauen, und nannte sie Friedrichsstadt, nach dem Namen des Prinzen von Oranien. Er versuchete es auch, sich zum Meister von San Salvador zu machen, wo sich die Portugiesen auf eine vortheilhafte Art wiederum gesetzet hatten. Nachdem er sich aber der Schlösser Albrecht, St. Bartholomäus und St. Philipp bemächtiget hatte, welche diese Stadt bedecken: so verlor er bey einem muthigen Ausfalle seine meisten Officier, seine Ingenieurs, und eine Menge Soldaten. Dieser Unfall, nebst der Ankunft einer portugiesischen Verstärkung, die er nicht in den Ort zu kommen, hindern konnte, nöthigten ihn, die Schlösser zu verlassen, und sich mit großer Eilfertigkeit wieder zurück zu begeben.

Das 1639ste Jahr war nur eine Folge von Unglücksfällen für die Unternehmungen der Krone Spanien und Portugall. Die beyden Nationen ließen unter Anführung des tapfern Fernand von Mascarenhas, Grafen de la Torre, eine Flotte von sechs und vierzig Kriegesschiffen in See laufen, worunter man sechs und zwanzig doppelt ausgerüstete Galionen mit fünf tausend Soldaten, und einer gehörigen Anzahl Matrosen zählete. Sie wurde unterwegens noch verstärket; und sie würde wahrscheinlicher Weise den Grafen Moritz gezwungen haben, Brasilien zu verlassen, vornehmlich zu einer Zeit, da die holländischen Truppen sehr geschmolzen waren, und an Lebensmitteln Mangel hatten. Als sie aber an den africanischen Küsten herum fuhr: so entstund an dem grünen Vorgebirge auf dieser fürchterlichen Flotte eine ansteckende Krankheit, welche dreytausend Soldaten hinriß. Da das Uebrige in einem traurigen Zustande nach San Salvador gekommen war: so wandte Mascarenhas die Zeit an, seine Schiffe wieder mit so vielen Leuten zu versehen, als er in der Hauptmannschaft Rio Janeiro aufbringen konnte. Dieses war ein glückliches Hülfsmittel, welches ihn in den Stand setzete, den Anker mit zwölftausend streitbarer Mann zu lichten. Es gieng aber damit so langsam, daß man schon im Jenner des 1640sten Jahres war, und unter der Zeit hatte Moritz noch nicht die geringste Anstalt zu seiner Vertheidigung gemacht. Er erwartete aus Holland Beystand, welcher zu rechter Zeit ankam. Der Admiral Loos hatte sich mit ein und vierzig Schiffen von verschiedener Größe in See begeben, und befand sich vier Meilen von dem Hafen von Olinda, als die Portugiesen aus der Bay aller Heiligen ausliefen. Die beyden Flotten lieferten einander vier grimmige Treffen. Loos blieb in dem ersten, und dennoch behielten seine Truppen den Sieg. Jacob Huygens, welcher in der Befehlshaberstelle folgete, lieferte die drey andern, und verler

lor nur acht und zwanzig Mann, da der Verlust der Portugiesen und Castilianer viel tausend waren. Ein Theil von ihrer Flotte scheiterte an den Klippen, Namens **Baxas de Roccas**, wo einige verdursteten, und die andern nicht wenig Mühe hatten, sich zu retten. Die übrigen zerstreueten sich. Endlich vollendete die Zwietracht unter diesen beyden Nationen ihren Verlust; und es kamen von einer so schönen Flotte nicht mehr, als vier Gallionen nebst zweyen Kriegesschiffen wieder nach Spanien.

Holländisch. Reisen nach Brasilien.

Weil der Graf Moritz fast alle seine Soldaten eingeschiffet hatte: so waren seine Besatzungen so geschwächt, daß sich die Portugiesen in Brasilien schmeichelten, sie würden sich leicht wieder in den Besitz einiger Plätze setzen können. **Juan Lopez von Carvalho** an der Spitze eines Heereshaufens und die Brasilianer, welche von einem ihrer tapfersten Hauptleute, Namens **Cameron**, angeführet wurden, verwüsteten das holländische Brasilien, schlugen daselbst einige Völker, und nahmen Städte ein. Dieses Glück aber dauerte nicht lange. Sie wurden wiederum von **Coine**, welcher den Zug nach Brasilien gethan hatte, geschlagen, und gezwungen, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Zu gleicher Zeit breitete **Lichthart**, welcher mit fünf und zwanzig Schiffen in die Bay aller Heiligen eingelaufen war, auf allen Seiten die Schrecken des allergrausamsten Krieges aus. **Montaleran**, der Unterkönig des portugiesischen Brasiliens, wurde dadurch so gerühret, daß er dem Grafen Moritz einen statthaften Vergleich antrug, um den Feindseligkeiten endlich einmal Gränzen zu setzen. Unterdessen aber, daß die Commissarien mit dieser Unterhandlung beschäfftiget waren, vernahm man in Brasilien die Reichsveränderung, welche Portugall von der Krone Spanien abgerissen hatte.

Johann der IV, welchen die Portugiesen zu ihrem Herrn erwählet hatten, hatte alle seine Macht nöthig, sich wider Spanien zu erhalten, welchem der Verlust eines so schönen Königreiches sehr nahe gieng. Da über dieses Spanien und Portugall zusammen ihre gemeinschaftlichen Feinde nicht hatten aus Brasilien verjagen können: so war wenig Anscheinung da, daß Portugall allein in denen Umständen, worinnen man sich damals befand, vermögend dazu seyn sollte. Der neue Monarch war vielmehr darauf bedacht, wie er die Holländer mit sich wider Spanien verbinden möchte. Tristan von Mendoza Hurtado, sein Gesandter im Haag, schloß mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß in Ansehung der Sachen in Europa, und einen Stillestand auf zehn Jahre, was Ost- und Westindien betraf. Dieser Vertrag wurde den 23sten des Brachmonates 1641 unterzeichnet. Ein jeder blieb in dem Besitze desjenigen, was er an dem Tage der Bekanntmachung haben würde; und die Staatsbedienten von beyden Parteyen sollten acht Monate nach der Ratification in dem Haag zusammen kommen, und wegen eines allgemeinen Friedens mit einander handeln. Es war so gar die Verfügung getroffen, daß, wenn man auch nicht damit zum Zwecke käme, der Stillstand gleichwohl bestehen, und die Handlung frey seyn sollte, bloß mit der einzigen Einschränkung, daß die Holländer keine Waaren, die aus Brasilien kämen, nach Portugall, und die Portugiesen keine dergleichen nach Holland schicken sollten.

Die Portugiesen vergleichen sich mit den Holländern.

Es entstunden aber Schwierigkeiten, welche die Wirkung dieser Verfügungen aufhielten. Die Holländer fanden allerhand Vorwand, warum sie einige Plätze nicht wieder herausgeben könnten, die sie nach der durch den Stillestand bemerketen Zeit, weggenommen hatten; und Johann der IV, welcher durch diese Aufführung aufgebracht wurde, fassete den Entschluß, den Portugiesen in Brasilien die Freyheit zu lassen, zu seinem Besten

zu

Holländisch. Reise nach Brasilien.

zu handeln, ohne daß er sichs merken ließ, als ob er den geringsten Antheil daran nähme. Seine Befehlshaber, welche sich auf seinen Befehl stelleten, als wenn sie nur bloß gedächten, in einer vollkommenen Einigkeit mit den Holländern zu leben, wandten alle ihre List an, damit sie die Holländer bewegen möchten, ihre Truppen wieder nach Europa zu schicken. Der Graf Moritz ließ sich selbst dadurch hintergehen. Er glaubete, die Ruhe wäre so gut hergestellet, daß er keine Schwierigkeit machete, mit dem besten Theile seiner Leute nach Holland zurück zu gehen *n*). Die Directoren, welche die westindische Gesellschaft ernannt hatte, nach ihm zu regieren, waren **Hamel**, ein Kaufmann aus Amsterdam, **Bassis**, ein Goldschmied aus Harlem, und **Bullestraat**, ein Zimmermann aus Mittelburg, das ist, einfältige Leute, die nicht so geschickt zur Regierung, als zur Handlung, waren. Sie beschäfftigten sich in einem Rathe, den sie unter sich errichteten, und welcher alle Gewalt hatte, nur bloß mit den Mitteln, ihren Reichthum zu vermehren. Sie verkaufeten Gewehr und Pulver an die Portugiesen, die ihnen einen übermäßigen Preis dafür bezahleten. Sie vernachläßigten die Festungswerke, wovon die meisten zu verfallen anfingen. Sie gaben den Soldaten, welche wieder nach Europa gehen wollten, leichtlich Abschied, damit sie den Aufwand auf die Besatzungen, die sie bey dem Stillestande für unnütz hielten, zum Vortheile des Handels anwenden könnten.

Sie wollen solche heimlich umbringen.

Die Wirkungen einer so schlechten Verwaltung ließen sich bald merken. Im 1645sten Jahre wußte ein Portugiese, Namens **Anton Cavalcante**, auf einmal seine Nation aufzubringen. Er wohnete in der **Moritzstadt**, welche gleichsam die Hauptstadt des Landes Fernambuc geworden war, woselbst er das Amt eines Richters der Portugiesen ausübete. Die Hochzeit seiner Tochter sollte den 24sten des Brachmonates seyn. Er lud alle Holländer dazu, welche an der Regierung Theil hatten, und war Willens, sich ihrer mitten in der Lust zu bemächtigen, sie umzubringen, und darauf alle andere niederzumachen, welche ohne Vorsicht lebeten, weil sie ohne Gefahr zu seyn glaubeten. Die vornehmsten Portugiesen, welche Theil an diesem Vorhaben hatten, oder doch darum wußten, hatten eine Menge Waaren auf gewisse Fristen, von den Holländern gekaufet, in der Hoffnung, sie nach der Ausführung des Anschlages zu behalten. Er wurde aber von einem Mitgenossen derselben entdecket. Cavalcante hatte das Glück, sich nebst den vornehmsten Mitverschworenen zu retten, und zog einige Truppen zusammen, mit denen er die holländischen Ländereyen verheerete. Der Oberrath zu Fernambuc schickete vergebens seine Klagen an den portugiesischen Statthalter; er betheuerte nicht allein, daß er nicht die geringste Wissenschaft von diesem Unternehmen hätte, sondern er versprach auch, den Stillestand heilig zu beobachten. Der portugiesische Gesandte in dem Haag that auch im Namen seines Königes eben die Versicherung.

In-

n) Le Clerc giebt in seiner Geschichte der vereinigten Niederlande vor, er sey zurückberufen worden, weil er einen so großen Aufwand in Brasilien machete, und die Actien der Compagnie hätte sinken lassen; und anstatt, daß er gestehen sollen, er wäre durch falsche Anscheinungen hintergangen worden, versichert er, „er hätte sich schon bey den Generalstaaten über eine übelverstandene Haushaltung „beschweret, welche den Gehalt der Officier der Gesellschaft, und vornehmlich die Anzahl der Truppen gar zu sehr hätte vermindern lassen, welche „man auf achtzehn hundert Mann herunter setzen „wollte, welche Macht nicht hinlänglich wäre, die „Feinde der holländischen Niederlassung im Zaume „zu halten„. Nach eben dem Zeugnisse hatte Moritz auch vorgestellet: „alle Welt beschwerete sich „über die Verachtung, welche die Gesellschaft gegen „diejenigen bezeugete, die in ihren Diensten wären; „die Portugiesen, welche in den holländischen Niederlassungen geblieben, wären heimliche Feinde, wel-

Holländisch. Reisen nach Brasilien.

Darüber kömmt es zum Kriege.

Indessen war doch schon im folgenden Augustmonate ein sehr hitziges Treffen zwischen einigen Truppen der westindischen Compagnie und des Cavalcante seinen, bey St. Anton vorgefallen. Der Vortheil war gleich; und der portugiesische Statthalter stellete sich noch, als wenn er keinen Theil daran nähme. Allein, nicht lange darnach, da sich Cavalcante im Stande befunden, die Schanze Puntal, auf dem Vorgebirge St. Augustin mit zweytausend vierhundert Mann, und einigem Geschütze, zu belagern: so erschien es genugsam, daß man ihm unter der Hand Beystand schickete. Den andern Morgen legete sich eine Flotte von acht und zwanzig portugiesischen Schiffen vor der Klippe von Olinda vor Anker. Ihre Führer betheuerten ebenfalls, sie hätten keine Wissenschaft von der Verschwörung, und nahmen nur Erfrischungen ein, womit sie wieder unter Segel giengen. Die Holländer, welche nun anfingen, die Augen zu eröffnen, schrieben diese Aufführung der Furcht zu, welche die portugiesische Flotte vor den acht Kriegesschiffen gehabt hätte, welche auf der Rheede und in dem Hafen von Olinda, unter Lichtharts Anführung geblieben waren. Sie wurden in dieser Meynung bestätiget, als sie erfuhren, daß sieben von denen Schiffen aus der Bay aller Heiligen gekommen waren. Man erfuhr darauf auch, es hätte diese Flotte bey Rio Formoso funfzehn hundert Mann ans Land gesetzet, welche sich zu den Rebellen geschlagen, Serinhaim angegriffen, und die holländische Besatzung gezwungen hätten, sich nach einer achttägigen Belagerung zu ergeben.

Verstellung des portugiesischen Hofes.

Die Feindseligkeiten wurden heftig fortgesetzet, ohne daß der Hof zu Lissabon seine Aufführung änderte; das ist, unter der Zeit, da man sich in Brasilien schlug, that der König in Portugall die Erklärung, er wollte sich nicht in diese Zwistigkeiten mischen, und versprach so gar, den Statthalter in Brasilien zu bestrafen, wenn man erweisen könnte, daß er einigen Antheil daran hätte. Indessen versichert doch der Geschichtschreiber der vereinigten Provinzen, es hätten im Haag die Beweise nicht gefehlet. „Man brachte, saget „er, ein Schreiben vor, welches nach der Bay aller Heiligen geschickt, und von dem Köni„ge eigenhändig unterzeichnet war, das man in einem kleinen Fahrzeuge gefunden hat„te, welches Kriegesvorrath dahin führete, und von den Algierern war genommen worden. „Sie hatten ihre Prise verkaufet, und die Papiere waren in die Hände eines Juden gera„then, welcher einen Briefwechsel mit andern Juden zu Amsterdam hatte. Diese hatten „sie der Gesellschaft zugeschickt, welche sie den Generalstaaten zeigete. Dieses Schreiben „dienete auch noch zu entdecken, daß ein Jude, der mit dem Grafen Moritz aus Brasi„lien gekommen, Wissenschaft von dem Vorhaben der Portugiesen gehabt; und daß die „Verschwörung des Cavalcanto vor der Abreise des Grafen Moritz angezettelt worden.

„Die-

„welche darnach seufzeten, daß sie sich wieder unter „ihrem Könige sehen möchten, und welche der Ge„sellschaft ansehnliche Summen schuldig wären, wel„che sie nicht zu bezahlen sich freuen würden. Die„ses könnte über kurz oder lang eine Empörung ver„ursachen, er hätte nicht Truppen genug zu Be„setzung der Thore und Schanzen; eben diese Por„tugiesen beklagten sich auch, man ließe ihnen nicht „eine so freye Ausübung ihrer Religion, als man „sie ihnen versprochen hätte, und alles das, nebst „dem Unterschiede der Sprache und Gebräuche gä„be ihnen eine unüberwindliche Abneigung vor den „Holländern. Histoire des Provinces unies Tom. I. Liv. 12. p. 230. Der Graf Moritz irrete sich also nicht, und der Verfall der Holländer war gleichsam angekündiget: die Gesellschaft aber schwächete sich, nach dem Berichte dieses Geschichtschreibers, indem sie etwas vornahm, was über ihre Kräfte war. Ebend. a. d. 218 S.

Holländisch. Reisen nach Brasilien.

„Dieser Jude wurde eingezogen, und zu einer großen Geldsumme verdammet: er hatte „aber die Geschicklichkeit, sich aus seinem Gefängnisse zu flüchten o)„.

Was für Mittel hat man, einen König zu überzeugen, welcher hartnäckig dabey beharret, alle Arten der Beweise zu leugnen? Da die Generalstaaten nicht unterlassen hatten, Befehle zu einer starken Rüstung in Holland zu geben: so trieb der König in Portugall die Verstellung so weit, daß er ihnen durch seinen Gesandten rathen ließ, es wäre ihr Bestes, daß sie den Weg eines Vergleiches ergriffen, sie würden bey ihrer Unternehmung mehr Schwierigkeiten finden, als sie sich vermutheten; die Aufrührer in Brasilien hätten sechstausend wohl bewaffnete Mann, und hätten noch andere dreytausend aus der Hauptmannschaft der Bay bekommen; bey dieser Macht würde es den Holländern schwer werden, sie zu Paaren zu treiben, und sie hätten keinen bessern Weg vor sich, als daß sie die Anerbiethung annähmen, die er ihnen thäte, daß er sie selbst unters Joch bringen wollte, wenn er sich wegen des Uebrigen mit den Generalstaaten vergleichen könnte. Der Geschichtschreiber, welcher anmerken läßt, daß, wenn der Brief nicht untergeschoben gewesen, es gleich in die Augen fallen müssen, daß sich die Staaten hintergehen ließen, erkläret ihre Verblendung nur durch eine unerforschliche Fügung der Vorsehung, welche nicht gewollt, daß aller Handel aus Osten und Westen in die Hände einer einzigen Nation fallen sollte. Die Erfahrung hat gezeiget, daß sie durch die Vermehrung ihrer Reichthümer nicht tugendhafter geworden seyn würde p). Auf der andern Seite macheten sich die Portugiesen Rechnung, sie leicht deswegen zu hintergehen, seit dem sie den 20sten März desselben Jahres mit ihrer ostindischen Compagnie den vortheilhaften Vergleich geschlossen hatten, wodurch sie in der That Meister von allem Zimmte geblieben waren, indem sie versprachen, nach der Schanze Gale, wo sich die Holländer auf der Insel Ceylan gesetzet hatten, fünfhundert Centner für einen ausgemachten Preis zu bringen, ohne daß es ihnen erlaubt seyn sollte, selbst welchen zu hohlen, oder welchen auf der Insel zu pflanzen q).

Brasilien geht den Holländern verloren.

Der Krieg wurde ungefähr zehn Jahre hindurch in Brasilien mit einerley Verstellung von Seiten des Königes in Portugall und seiner Statthalter fortgesetzet, die zuweilen zu einigen Einrichtungen wegen der Handlung die Hand bothen, womit die großen Geschäffte in Europa die Generalstaaten zwangen, sich zu begnügen. Im 1654sten Jahre, nachdem der Friede mit den Engländern gemacht worden, merketen sie endlich, wie viel daran gelegen sey, ihre westindische Compagnie wiederum herzustellen; und da sie erkannten, daß man sich nichts aufrichtiges von den Portugiesen wegen der Sachen in Brasilien versprechen konnte, so entschlossen sie sich, um sie zur Vernunft zu bringen, sich mit dem Beschützer von England zu vereinigen. Weil sie aber auch dafür hielten, sie müßten erst ihr Seewesen in guten Stand setzen: so gaben sie Befehl zur Ausrüstung einer Flotte von dreyßig Kriegesschiffen, die sich anfänglich nach Lissabon begeben, und den König in Portugall wegen aller derer Treulosigkeiten zur Rechenschaft ziehen sollte, welche ihm die Republik vorzuwerfen hatte. Man war eben mit dieser Ausrüstung hitzig beschäfftiget, als man im Anfange des Mayes die traurige Zeitung erhielt, es hätten die Portugiesen den 25sten Jenner sich alles dessen bemeistert, was die Holländer in Brasilien besessen hätten.

Man

o) Le Clerc am angef. Orte a. d. 232 S.
p) Ebendaselbst.
q) Aitzema III Theil, a. d. 28 S.

Holländisch. Reisen nach Brasilien.

Man zweifelte anfänglich an einer so verdrießlichen Nachricht. Die Commissionen, welche gegeben worden, auf die Portugiesen in Westindien zu streifen, wurden nicht widerrufen, sondern man gab so gar noch neue. Allein, das Unglück der Republik wurde in dem folgenden Monate bestätiget. Es befanden sich damals eine große Anzahl Kauffahrdeyschiffe von Amsterdam zu Lissabon, welche der König in Portugal hätte können anhalten lassen: er fassete aber den Entschluß, sie frey zu lassen, um die Generalstaaten nicht gar zu sehr aufzubringen, und sich die Macht vorzubehalten, desto leichter Friede zu machen.

Ursachen davon.

Schonemburg, Präsident des brasilianischen Rathes und Hacks, einer von den Räthen, welche den 13ten des Heumonates, nach einer Reise von vier Monaten, in Seeland ankamen, statteten den 4ten August, den Generalstaaten ihren Bericht ab. Er enthielt, da sie oftmals den Staaten von dem Zustande der Sachen in Brasilien Nachricht gegeben: so hätten die Erklärungen, welche sie zu überschicken nicht müde geworden, Zeit gegeben, dem Unglücke vorzukommen, welches geschehen wäre; es hätte ihnen an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen gemangelt; dieses hätte gemacht, daß die holländische Compagnie die Ehrerbiethung verloren, welche man ihren Häuptern schuldig wäre; sie hätten Geduld gehabt, in der Hoffnung, man würde ihnen Beystand leisten. Allein, dieser Beystand wäre gar zu lang ausgeblieben, und die Portugiesen hätten sich endlich der Gelegenheit bedienet, und sie den 20sten des Christmonates zur See mit einer Flotte von sechzig Segeln, und zu Lande mit einem Heere von Portugiesen, Brasilianern, Negern und Mulatten angegriffen, welchen die Flotte überflüßig Kriegesbedürfnisse und Lebensmittel gereichet; sie hätten Sorge getragen, ein Tagebuch von den Kriegesverrichtungen zu machen, welches den Staaten sollte zugestellet werden, und wodurch ihre und ihrer Truppen Aufführung würde gerechtfertiget werden; sie hätten die Plätze nur mit Gutheißen, und auf den Rath des Generales der Republik Schouppe, anderer Officier, verschiedener Zünfte, und so gar der Juden, übergeben.

Sie stelleten vor, alle Truppen, das ist, die zu Lande so wohl, als zur See, beschwereten sich, daß sie von der Regierung wären gezwungen worden, dreymal länger zu dienen, als sie sich verbunden hätten; lange vor der Belagerung schon hätte es allen Soldaten an Lebensmitteln und Mondurstücken gefehlet; die Verzweifelung, daß sie so sehr vernachläßiget würden, daß sie auch nicht einmal einen Heller Geld bekommen, hätte einen Theil bewogen, in der Portugiesen Dienste zu treten; andere hätten sich auf denen Schiffen verstecket, welche abgehen sollen, und man hätte sich genöthiget gesehen, sie mit Gewalt heraus zu hohlen, und aufhängen zu lassen; unter denen, die geblieben wären, hätte man von der Ankunft der Feinde als von einer glücklichen Befreyung geredet, anstatt daß man hätte bedacht seyn sollen, wider sie zu fechten; ungeachtet des Befehles der Regierung hätten sich die drey Schiffe, welche zur Bewachung der Küste wären, zurück begeben; sie hätten zwar wirklich einige Preisen gemacht, die aber nicht hinlänglich wären, die Besatzung zu unterhalten, oder zu verhindern, daß sich die Portugiesen nicht wieder in den Besitz des ganzen Landes setzeten, welches sie verloren hätten; es wäre darauf mit einigen holländischen Schiffen etwas Geld gekommen, und die Truppen wären bezahlet worden: ihr Elend aber hätte dadurch nicht abgenommen, weil sie auch selbst für Geld keine Lebensmittel hätten bekommen können; wäre man auch gleich in den letzten Zeiten von dieser äußersten Noth befreyet gewesen, so folgete daraus doch nicht, daß man nicht wieder hinein zu gerathen wäre bedrohet werden; diese Furcht hätte die Soldaten und das Volk bewogen, Abschiede und Pässe

zu

zu verlangen, damit sie sich hinweg begeben könnten; und sie wären in dieser Gesinnung durch Zettel bestärket worden, welche die Feinde im Namen des portugiesischen Generals Barretto ausstreuen lassen, worinnen er den Soldaten und andern Leuten hundert und funfzig Gulden, ein neues Kleid, und die Freyheit versprach, wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu können, wie man durch einige solche Zettel beweisen könnte, welche Schonemburg aufgehoben hätte; die Soldaten hätten über dieses gedrohet, die Klippe oder das Recif zu plündern, welches sie schon zu Stamarica und an andern Orten gethan hatten; und da das Volk sein Unglück durch diese Furcht vermehret gesehen, so hätte es seine Obrigkeiten beschworen, sich mit den Portugiesen zu vergleichen; endlich so müßte man noch bedenken, daß, wenn man nicht diese Partey ergriffen hätte, alle Brasilianer, die der holländischen Regierung treu geblieben, in Gefahr gewesen wären, in eine beständige Sclaverey zu gerathen, wie es zu San Salvador, und in vielen andern Städten geschehen wäre, wenn sich die Portugiesen daselbst wieder gesetzet. Zum Schlusse wiederhohlete man, es wäre weltkündig und gewiß, daß man niemals einen ordentlichen Beystand erhalten hätte, ob man gleich oftmals traurige Abschilderungen von dem Zustande der Sachen in Brasilien gemacht hätte. Diese Schrift war mit dem Namen derjenigen unterzeichnet, die sie überreicheten.

Schouppe, welcher auch angekommen war, gab eine andere Schrift ein, worinnen er die Staaten erinnerte, daß er in denen fünf oder sechs Jahren, so lange er die Truppen in Brasilien commandiret, und Theil an der Regierung gehabt hätte, nicht unterlassen hätte, von seinem Zustande und vornehmlich, was die Soldaten beträfe, Rechenschaft zu geben, als welche man durch allerhand üble Begegnung, z. E. daß man ihnen die Lebensmittel entzogen, ihnen kein Brodt gegeben, und sich geweigert hätte, diejenigen wieder nach Europa gehen zu lassen, welche schon über ihre Zeit gedienet; er hätte oftmals die einzigen Mittel angezeiget, welche übrig wären, so wichtige Eroberungen zu erhalten, die der Republik so hoch zu stehen gekommen, man hätte aber auf seine Vorstellungen keine Acht gehabt; so starke Ursachen hätten die Regierung in Brasilien genöthiget, Olinda und die Klippe, den Portugiesen zu übergeben, um eine große Menge Unglückliche zu retten, welche nicht mehr im Stande wären, sich zu vertheidigen: es wäre kein anderes Mittel vorhanden gewesen: erstlich, weil die Anzahl der Truppen nicht mehr zur Vertheidigung der Plätze zureichete; zweytens, weil die Soldaten, welche schlecht besoldet und schlecht unterhalten worden, die Ankunft der Portugiesen vor der Klippe, als das Ende ihrer eigenen Uebel angesehen, und sich verlauten lassen, sie wollten den Ort plündern, um sich viel eher eigenhändig bezahlet zu machen, als noch ferner einige Kriegesdienste zu thun. Drittens, weil nur noch ein einziges Schiff zur Vertheidigung der Küste wider acht und sechzig portugiesische Schiffe übrig sey, und weil auch selbst dieses Schiff nicht in den Hafen der Klippe habe einlaufen wollen, sondern in See gegangen sey; viertens, weil es dem Platze an Kriegesbedürfnissen fehlete, und er vornehmlich keine Lunten hätte.

Die Kammern der westindischen Gesellschaft ernannten Abgeordnete, diese beyden Schriften zu untersuchen, und man glaubete, viele Widersprüche darinnen zu finden. Der Geschichtschreiber ist überzeuget, daß man auf beyden Theilen große Fehler begangen habe, und daß der besondere Nutzen die allgemeine Wohlfahrt überwogen. Indessen fingen beyde die Generalstaaten nach einer langen Untersuchung an, den Präsidenten Schonemburg, Haeks und Schouppe, gefangen setzen zu lassen. Man gab ihnen Richter, die aus den Kriegesbefehlshabern der Republik erwählet waren. Schouppen wurde der Gehalt abgesprochen, den

den er seit dem 20sten Jenner, als dem Tage der Uebergabe der Klippe, fordern konnte, und er zu allen Gerichtskosten verurtheilet, welches eine leichte Strafe war, wenn er schuldig gewesen. Es scheint, daß die beyden andern losgesprochen werden.

Die Portugiesen, welche mit dem Erfolge ihrer Staatsklugheit zufrieden waren, die ihnen nur durch ihre Langsamkeit Geduld gekostet hatte, versageten denen Holländern, die sich noch hin und wieder an verschiedenen Orten in Brasilien zerstreuet befanden, nicht die Freyheit, nach Europa zurück zu gehen. Man weis kein Unternehmen von Seiten der Generalstaaten oder der holländischen westindischen Compagnie, ihren Verlust wieder gut zu machen. Sie setzeten den Krieg wider Portugall fort, allein ohne andere Bewegungsgründe anzugeben, als diejenigen, weswegen er vor diesem Unfalle angefangen hatte. Da sie endlich sahen, daß sie nur den Unterthanen der Republik schadeten, welche Verbindungen der Handlung wegen zu Lissabon hatten: so war die Provinz Holland die erste, welche sich entschloß, den 1sten März 1661 Abgeordnete an die Generalstaaten zu schicken, um den andern Provinzen vorzustellen, daß, was für Klagen man auch wider die Portugiesen vorzubringen hätte, es dennoch Zeit wäre, an den Frieden zu denken. Man fand eine günstige Gelegenheit bey der Vermittelung des Königes in England Karls des II, welcher sich mit der Infantinn von Portugall vermählen wollte. Dieser Herr erboth sich schon, einen Waffenstillstand so lange vorzuschlagen, bis er von den Streitigkeiten der Republik mit den Portugiesen hinlänglich unterrichtet wäre, damit er durch seine Sorgfalt zu Wiederherstellung des Friedens desto nützlicher seyn könnte. Indessen schien doch die Abschickung der Abgeordneten von der holländischen Kammer, welche den 5ten März geschah, anfangs vergebens zu seyn. Die andern Provinzen hielten dafür, ehe man in einen Vertrag träte, müßte Portugall erst Brasilien wieder herausgeben. Was den Waffenstillstand anbetraf, so behaupteten sie auch, man müßte, ehe man daran dächte, so lange warten, bis Portugall erst einige billige Vorschläge gethan hätte, und sie mit den Waffen in der Hand fordern. Man unterließ nicht, die Schriften, welche die schlechte Treu und Glauben, die man dem portugiesischen Hofe vorwarf, beweisen konnten, nach England zu schicken; und was für eine Partey man auch wegen Englands Anerbiethungen ergreifen konnte, so that man dennoch die Erklärung, die Ehre der Republik erlaubete nicht, daß die Unterhandlungen mit Portugall anderswo, als in Holland, geschähen. Diese noch übrige Standhaftigkeit dienete vielleicht, die Unterhandlungen zu befördern. Sie fingen in dem Haag bald an, ohne daß der König von Großbritannien sich sehr darein mischete. Ihre Auflösung, welche das Schicksal einer großen Landschaft entschied, kann nicht unterdrücket werden.

Brasilien kömmt durch Vergleich wieder an Portugall.

Da die Portugiesen eingewilliget hatten, durch einen Staatsbedienten, den sie an die Generalstaaten schicketen, Unterhandlungen zu pflegen: so ließen sie ihnen vorstellen, der Vorschlag, ihnen die Länder wieder zu geben, die sie in Brasilien besessen hätten, könnte niemals angenommen werden; sie hätten sich aber schon erbothen, eine Vergütung in Geld dafür zu geben, und der Republik die Vortheile vorgestellet, welche der Friede beyden Parteyen bringen müßte; das Beste von Portugall und Holland in Ostindien wäre in Ansehung Spaniens einerley, welches sich Gerechtsamen auf alles dasjenige anmaßete, was die Republik daselbst besäße; der Hof zu Lissabon hätte im vorigen Jahre eine Schrift bekannt machen lassen, welche die Anerbiethungen Seiner Majestät enthielten, und man hätte darauf keine Antwort ertheilet; zuletzt verlangete er eine, welche ihm die letzte Entschließung der Generalstaaten zu erkennen gäbe.

Man

Holländisch. Reisen nach Brasilien.

Man übereilete sich nicht, sich wegen dieser Vorstellungen zu erklären: indessen ergriff man doch endlich die Partey, die Zusammenkünfte mit dem portugiesischen Staatsbedienten im Ernste anzufangen. Die Schwierigkeit unter den Provinzen war nur wegen der Materien, welche der Gegenstand derselben seyn sollten. Geldern, Seeland, und die Provinz Utrecht wollten nur, man sollte wegen der Forderungen unterhandeln, die man an Portugall bereits gethan hatte: Holland aber, welches vermuthlich die Unnützlichkeit einer Unterredung von der Art voraus sah, verwarf ihren Vorschlag. Den 23sten May erboth sich der spanische Staatsbediente: erstlich zur Vergütung die Summe von vier Millionen Cruzaden, welche sich auf acht Millionen holländische Gulden belaufen, an Zucker, Tabacke, Salze, und andern Waaren zu geben; zweytens, sich mit den holländischen Compagnien wegen des Preises des Salzes zu vergleichen, welches sie zu Saint Ubes hohlen ließen; drittens die freye Handlung mit allerhand Waaren außer dem Brasilienholze in allen portugiesischen Landen zu bewilligen; viertens, dasjenige zu bezahlen, was die Privatleute an Schulden ausstehen hätten; und fünftens, den Frieden so gleich bekannt zu machen, als die Genehmhaltung angekommen seyn würde.

Nach diesen Anerbiethungen erhob sich ein Streit in der Versammlung wegen der Austheilung der angebothenen Summe. Einige wollten, sie sollte den Actionarien und andere, sie sollte den Directoren der westindischen Compagnie ausgezahlet werden. Indessen führet doch Aitzema ein Schreiben von den Ständen in Seeland an, woraus erhellet, daß sie sich sehr darüber beschweret, daß die Abgeordneten der Staaten von Holland, und der beyden andern Provinzen beschlossen hätten, man müßte die Zusammenkünfte und Unterhandlungen mit dem portugiesischen Staatsbedienten wiederum anfangen. Seeland blieb fest darauf, keinen Vorschlag eher anzunehmen, als bis sich Portugall wenigstens erbothen hätte, die Länder in Brasilien wieder heraus zu geben. Unter währender dieser Streitigkeit hielt der spanische Gesandte um eine Audienz bey den Generalstaaten an, worinnen er meldete, er hätte Befehl von dem Könige, seinem Herrn, durch ein Schreiben vom 27sten April, sie zu versichern, daß, so bald er Portugall würde unterwürfig gemacht haben, er ihnen treulich alle die Plätze wieder geben wollte, die ihnen die Portugiesen entzogen oder die sie den westindischen Compagnien seit dem 1641sten Jahre weggenommen hätten, wie solches in dem fünften Artikel des münsterischen Friedens ausgemacht wäre. Man sah bey dieser Gelegenheit eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen Spanien und Seeland, welche sonst einander sehr entgegen gesetzet waren. Weil aber Spanien die Portugiesen nicht wieder unter die Bothmäßigkeit bringen konnte: so sahen auch die Seeländer eben so wenig Brasilien wieder in die Gewalt der Republik kommen.

Aller Hindernisse ungeachtet und ohne Achtung auf das nicht gar zu vortheilhafte Urtheil, welches man von der Uebereilung der fünf Provinzen fällete, die sich für den Frieden erkläreten, wurde solcher den 6ten August, in dem Haag von dem Grafen von Miranda, portugiesischen Abgesandten, und von sechs Bevollmächtigten des Staates unterzeichnet, und den 10ten eben desselben Monates darauf bekannt gemacht. Weil indessen zwischen dem Hofe zu London und Portugall ein Vertrag geschlossen worden, welcher argwohnen ließ, ob nicht darinnen etwas geschlossen seyn möchte, welches dem Könige in Portugall die Macht benähme, alles das zu beobachten, was er in dem Haag versprochen hätte: so setzeten die Staaten noch durch einen besondern Artikel, der an eben dem Tage unterzeichnet wurde, fest, daß, wenn sich eine dergleichen Schwierigkeit ereignete, Portugall eine Vergütung den

den Schaden geben sollte, welchen sie den Holländern verursachen könnte; und der übrige
Vertrag sollte dem ungeachtet treulich gehalten werden. Man verglich sich auch mit dem
portugiesischen Gesandten, welcher unverzüglich nach Lissabon abgehen sollte, daß, wenn er
daselbst ankäme, er sich das Original von dem Vertrage seines Hofes mit England sollte zei-
gen lassen, um zu sehen, ob solcher etwas enthielte, welches dem andern zuwider wäre, und
er sollte gleich einen beglaubigten Auszug davon nach dem Haag schicken; darauf sollte es
der Krone Portugall nicht ferner erlaubt seyn, etwas anders dawider vorzubringen, um die
Erfüllung des Vertrages in diesem Stücke zu verzögern; und wenn sie es in diesem Stü-
cke ermangeln ließe, oder es vergienge ein Jahr nach der Unterzeichnung dieser Artikel, ohne
daß die Vergütung bezahlet, und die andern Bedingungen erfüllet würden, so sollte die Re-
publik eben die Gerechtsamen wider den König in Portugall und seine Unterthanen haben, die
sie vor der Schließung des Vertrages gehabt hat.

Holländisch. Reisen nach Brasilien.

Alle Artikel, sechs und zwanzig an der Zahl, wurden lateinisch aufgesetzt. Ob man
gleich einige davon in den Anerbiethungen des Grafen de la Miranda angeführet hat: so muß
doch die Wichtigkeit eines so feyerlichen Vergleiches, kraft dessen Portugall Meister von
Brasilien geblieben ist, das ist von einem Lande, welches heutiges Tages so viel, als Peru,
für diese Krone ist, wünschen lassen, dasjenige hier anzutreffen, was die andern Artikel we-
sentliches enthalten r). Man hat keinen andern Bewegungsgrund gehabt, warum man
bey der Erzählung dieser großen Unterhandlung so weitläuftig gewesen.

Der König und das Königreich macheten sich anheischig, den Staaten der vereinigten
Provinzen vier Millionen Cruzaden, die auf acht Millionen holländische Gulden gerechnet
wurden, zu bezahlen, und diese Summe in baarem Gelde, in Zucker, in Taback, und in
Salze abzutragen. Diese Waaren sollten nach dem ordentlichen Marktpreise geschätzet wer-
den. Wenn die Summe nicht voll wäre, entweder an Gelde oder an den bestimmten Waa-
ren: so behielt sich der König die Freyheit vor, solche nach seinem Belieben, entweder durch
einige Waaren von einer andern Art, oder durch Nachlassung der Zölle voll zu machen,
welche die holländischen Kaufleute von andern Waaren bezahleten, die in Portugall gekau-
fet oder verkaufet würden; und die Staaten sollten Macht haben, zur Ausführung desselben
Buchhalter zu setzen. Die Zahlung sollte in sechzehn gleichen Theilen geschehen, und die
erste davon gleich nach der Genehmhaltung des Vertrages abgetragen werden. Der König
versprach, alles Geschütz wieder zu geben, welches in Brasilien weggenommen worden, und
mit dem Wapen der Republik oder der westindischen Compagnie bezeichnet seyn würde. Die
Holländer sollten die Freyheit haben, jährlich zu Saint Ubes, Salz für den Preis zu kau-
fen, wofür es in Portugall verkaufet würde; und wenn man wegen des Preises nicht einig
werden könnte, so wollte man zu ihrem Vortheile die Vertheilung des Salzes aufheben,
welche seit einigen Jahren daselbst eingeführet worden; so daß es ihnen frey stehen sollte,
solches von denjenigen, die es verkaufeten, ohne Unterschied, und so viel als sie wollten, zu
kaufen. Die Unterthanen der Staaten könnten in aller Sicherheit von Portugall nach Bra-
silien, und von Brasilien nach Portugall handeln, wenn sie nur eben die Zölle bezahleten,
welche die Portugiesen bezahlen; und sie könnten alles, das Färbeholz ausgenommen, ein-
führen und ausführen: sie könnten auch von Brasilien nach andern Orten der portugiesischen
Herrschaft schiffen, daselbst frey einladen und ausladen, nur mit der Unterwerfung, die Zoll-
bedien-

r) Man nimmt es aus dem Aitzema II Th. des Resolutions secretes, a. d. 309 u. f. S.

Holländisch. Reisen nach Brasilien.

bedienten in ihre Schiffe zu lassen, um die Kaufmannswaaren darinnen zu besichtigen, sie zu wiegen, und die gewöhnlichen Abgaben einzufordern. Sie sollten ohne Ausnahme eben der Freyheiten genießen, welche die Engländer damals genossen, oder künftig genießen würden. Wenn sie einmal den Zoll bezahlet hätten: so könnten sie nach allen Colonien, Inseln und Häfen dieser Nation an den africanischen Küsten mit eben der Freyheit, wie die Engländer, oder wie die Kaufleute eines andern Landes, schiffen, sich daselbst aufhalten, daselbst handeln, allerhand Waaren zur See, oder auf den Flüssen, oder zu Lande, dahin bringen, sich daselbst Magazine und Häuser errichten. Diese beyden letzten Artikel sollten unter keinerley Vorwand können übertreten werden; und wenn dieses Unglück von Seiten der Portugiesen geschähe, so sollten die Generalstaaten das Recht haben, ihnen eben so zu begegnen: sie sollten eben das wider Portugall thun können, was sie in währendem Kriege gethan haben, und Portugall sollte gehalten seyn, ihnen Genugthuung zu leisten: wie es denn auch eben das Recht wider sie haben sollte, wenn sie in den Fall geriethen. Alle Feindseligkeiten sollten auf beyden Seiten, zween Monate nach Unterzeichnung des Vertrages in Europa, und in den andern Landen gleich nach Bekanntmachung desselben aufhören. Was man einander unter der Zeit wegnehmen würde, das sollte wieder heraus gegeben werden: was aber vorher in Ostindien und Westindien weggenommen worden, das sollte denjenigen bleiben, die es besäßen. Dieß wäre das einzige Mittel, den Frieden zu unterhalten, welchen man unter den beyden Nationen dauerhaft machen wollte s).

Die meisten andern Artikel betrafen die Sicherheit der holländischen Handlung in Portugall, vornehmlich die Freyheit, daselbst ihre Religion auszuüben, ohne daß sie deswegen etwas zu dulden hätten, wenn sie nur diese Ausübung allein auf ihren Schiffen, oder in ihren Häusern einschränketen, wenn sie einige hätten. Allein, ob gleich dieser Vertrag ganz förmlich wegen dieses Punctes ist: so ist dennoch das Ketzergericht ein so fürchterliches Gericht für die Protestanten, daß sich wenig Holländer wagen, in Portugall zu wohnen, außer in der Hauptstadt und in einigen Seehäfen, wo sie durch den Schutz der Gesandten und Consulen sicher sind. „In Brasilien, merket der Geschichtschreiber ihrer Nation an, und „in den africanischen Colonien, wo diese Zuflucht fehlet, ist es nicht sicher, sich zu einer andern Religion, als der Portugiesen ihrer, zu bekennen, wofern man nicht durch Sturm dahin geworfen ist. Ueber dieses hängt die Handlung, welche die Holländer daselbst führen könnten, so sehr von den Statthaltern und andern Befehlshabern der Seehäfen ab, daß „man von ihnen Beleidigungen erhält, welche alle andere Nationen davon entfernet haben. „Wil

Zwang der Holländer in den portugiesischen Staaten.

s) Man sieht aus diesem letzten Artikel, beobachtet der Geschichtschreiber, daß die ostindische Compagnie, welche durch das Recht des Krieges dasjenige erworben hatte, was sie den Portugiesen in Ostindien abgenommen, in ihrem Besitze war bestätiget worden, und daß sie keine Ursache zu irgend einer Klage hatte. Nur die westindische Compagnie hatte sich zu beklagen. Mußte man aber den Krieg mit Portugall verewigen, um Privatpersonen zu bereichern, ohne die geringste Gewißheit ihn mit Vortheile zu endigen? Ueber dieses konnte man nicht hoffen, Brasilien anders, als mit einem ansehnlichen Kriegesheere und unendlichen Sorgen wegzunehmen und zu erhalten; weil dieses Land voller Portugiesen war; weil es nicht möglich fiel, sie daraus zu verjagen, und weil man nicht Leute genug hatte, ihre Stelle einzunehmen. Man hat seit langer Zeit angemerket, daß die Einwohner der vereinigten Provinzen nicht geschickt sind, Pflanzstädte anzulegen und zu erhalten, ob es gleich den Spaniern, den Portugiesen, den Engländern und den Franzosen, vornehmlich in America, sehr gut damit von Statten gegangen ist.

t) Man wird in der Folge sehen, daß sie ihm Neu-Belgien in dem nordlichen America abgetreten.

Holländische Reisen nach Brasilien.

„Will man sich bey Hofe darüber beschweren, so stürzet man sich in so große Unkosten, und „in so verdrießliche Langwierigkeiten, daß sich niemand gern denselben aussetzen will. Diese „Freyheit also, welche die Verträge von 1661 den Holländern, wie den Engländern, bewilli„gen, nach allen portugiesischen Plätzen in Africa und America zu schiffen, ist nur eine schein„bare Gunst, die nirgend, als in Portugall selbst, etwas wirkliches hat„.

Besitznehmungen der Portugiesen.

Die Portugiesen sahen sich nicht so bald von den Holländern befreyet, so dachten sie sich auszubreiten und giengen weiter nach Mittag gegen den Fluß Plata, welcher sie von den Spaniern an seiner Mündung absondert, und gegen Norden bis an den Amazonenfluß. Die Inseln, welche an der Einfahrt dieses letzten Flusses sind, kamen ihnen so schön und so bequem zu ihrem brasilianischen Gebiethe vor, daß sie nicht säumeten, sich daselbst niederzulassen. Sie giengen ganz über den Fluß; und da sie andere Bequemlichkeiten in der Guiana fanden, so bemächtigten sie sich derselben ebenfalls, und versicherten sich deren Besitz durch Schanzen, wobey sie fortfuhren, zu behaupten, alle diese Länder gehöreten zu Brasilien. Auf die Art würden sie, wenn sie nur immer über die Flüsse gegangen wären, ganz America darunter haben begreifen können, wenn sie Volk genug gehabt hätten, ihre Ansprüche zu unterstützen. Die Unordnungen, welche in der französischen Colonie Cayenne, die im 1635sten Jahre angeleget worden, entstunden, gaben ihnen bis 1664 Zeit, sich gegen Norden des Amazonenflusses fest zu setzen, welchen die Franzosen, als eine natürliche Gränze zwischen ihnen ansahen. Sie setzeten sich daselbst so fest, daß, als man Acht darauf hatte, es nicht mehr möglich war, sie daraus zu verjagen. Sie sind so gar bis an das Vorgebirge Orange fortgerücket, welches sie wirklich von den Franzosen absondert.

Niederlassung der Holländer in Surinam.

Auf der andern Seite waren die Holländer, welche aus Brasilien vertrieben worden, bedacht, ihren Verlust durch eine andere Niederlassung in dem mittäglichen America zu ersetzen. Im 1640sten Jahre hatten die Franzosen einen Sitz an dem Flusse Surinam angeleget. Weil aber der Boden daselbst sumpficht und ungesund war: so verließen sie solchen bald wieder. England, welches sich desselben bemächtigte, machete auch nicht viel Wesens daraus. Die Holländer, deren Vaterland nur ein Morast ist, bequemeten sich besser dazu; und es fiel Karln dem II nicht schwer, sich desselben im 1668sten Jahre in Ansehung ihrer zu begeben t). Es scheint, daß die holländische Nation gebohren sey, Sümpfe schätzbar zu machen, woselbst andere Völker nur ein undankbares Erdreich und einen unfruchtbaren Boden finden. Sie hat an den Ufern des Flusses Surinam ein feuchtes und sumpfichtes Land gefunden u), wo sie gleichwohl ein Fort, Namens Zelandia, dicht bey dem Flecken Paramaribo

u) Man sehe hier, was der Geschichtschreiber der Republik für eine Vorstellung davon machet. Karl der II, saget er, schickete den 5ten des Heumonates 1668 denjenigen, welche Surinam für England inne hatten, Befehl, sie sollten diesen Posten den Holländern übergeben. Er liegt an der östlichen Küste in America im fünften Grade Norderbreite; (fünf Grad, neun und vierzig Minuten nach dem Herrn von Condamine). Die Gegend daselbst war damals überaus ungesund, weil sie mit Waldungen bedecket war, welche verhinderten, daß die Sonne, ob sie gleich zweymal im Jahre gerade darüber stund, sie nicht austrocknete, und der Wind auch nichts dazu beytrug. Nachdem sie aber endlich gesehen, daß man viel Zucker daraus bekommen könnte, so hat man die Holzungen so sehr ausgehauen, daß sie viel gesunder geworden, so wie der Boden ausgetrocknet ist; welches denn die Pflanzstadt ansehnlich vergrößert. Eine Privatperson, welche daselbst lange gewohnet hatte, und von da reich zurück gekommen war, sagete, wenn die vereinigten Provinzen nicht so viel oder noch mehr daraus zögen, als aus Ostindien, so wäre es ihre Schuld. Die Pflanzstadt, welche immer zugenommen, hat sich in der That längst dem Flusse von Norden gegen Süden erstrecket. Sie schickete gar bald eine

sehr

Holländisch. Reisen nach Brasilien.

maribo erbauet haben; und diese Pflanzstadt, welche durch die geflüchteten Franzosen an- gewachsen, ist sehr blühend geworden. Sie gehöret verschiedenen Gesellschaften, wovon die westindische Compagnie einen Theil ausmachet. Einige Privatpersonen haben Woh- nungen an der Berbice gegen Westen von Surinam angeleget. Diese Niederlassungen aber sind nicht so gut unterstützet worden, und haben auch nicht eben den Fortgang gehabt.

Inseln, die sie an eben der Küste besitzen.

Eben die Gesellschaft, welche die Eroberung von Brasilien gemacht, besitzt noch ge- gen Norden von der Küste Venezuela drey Inseln von denen, die man unter dem Win- de nennet. Die vornehmste davon ist Curacao, welches man Curazo ausspricht; die beyden andern sind Bonnaire und Aruba oder Oruba. Man setzet die Erlangung des Eylandes Curacao in das 1634ste Jahr. Während der Zeit, saget der Geschichtschrei- der Republik, da die Staaten daran arbeiteten, Brasilien zu erobern, waren sie auch be- dacht, sich einige Inseln zu verschaffen. Sie warfen die Augen auf das Eyland Cura- cao, welches im zwölften Grade Norderbreite, nicht weit von der Küste von Venezuela liegt. Sie ist sieben Seemeilen lang und drey breit. Sie ist fruchtbar; man weidet Vieh darauf; es wuchs verschiedenes Färbholz daselbst. Dieß war aber nicht die Ursache, wes- wegen man sie erobern wollte, sondern man wollte sie nur deswegen haben, damit sie den holländischen Schiffen zur Zuflucht dienete, welche die Compagnie in diese Meere schickt auf die Spanier zu kreuzen, welche von Neuspanien und las Honduras nach dem mittäg- lichen Theile von America giengen. Die Compagnie schickete vier Schiffe und einige Mannschaft dahin, welche den spanischen Statthalter leichtlich zwangen, sich den 21sten August unter der Bedingung zu ergeben, daß er mit seiner ganzen Colonie nach dem festen Lande sollte gebracht werden, und es denjenigen gleichwohl freystehen sollte, auf der In- sel zu bleiben, welche Lust dazu hatten, außer denen zwanzig Familien, welche die Hollän- der gern da behalten wollten, weil sie einige Dienste in Ansehung ihrer Niederlassung da- von hoffeten. Diese Insel ist noch in den Händen der Holländer und dienet vielmehr, die Schiffe dieser Nation aufzunehmen, welche an der Küste mit den Spaniern, ungeachtet des Verbothes des Königes in Spanien, handeln wollen, als von dem, was das Land hervor- bringt, Vortheil zu ziehen. Die Pflanzstadt auf der Insel kann keinen Neid erregen. Sie steht unter einem Statthalter von der Anzahl derjenigen, die in Europa sich nicht er- nähren können, und die es nur verlassen, um sich durch allerhand Mittel zu bereichern x).

Bonnaire ist im zwölften Grade und einigen Minuten eben der Breite. Ihr Um- fang ist sechzehn bis siebenzehn Meilen, und ihre Küsten sind sehr schroff. Sie ist nicht so fruchtbar, als Curacao; das Färbeholz aber wächst daselbst noch überflüßiger. Wenn es nur ein wenig hell ist: so sieht man diese Inseln von einer zur andern. Aruba ist nicht über drey Seemeilen lang, und nur ungefähr acht Meilen von dem Vorgebirge St. Ro- main entfernet. Unter vielen Gebirgen hat sie auch einen Berg, der sich wie ein Zucker- hut erhebt. Eine andere kleine Insel, die sehr nahe dabey ist, bildet ihr einen bequemen Hafen von fünf bis sechs Faden Wasser auf einem Lehmgrunde. Auf allen andern Seiten sind die Küsten sehr schroff y).

Drey

sehr große Menge rohen Zucker nach Holland, und man hat seit kurzer Zeit versuchet, Caffee daselbst zu pflanzen, der sehr gut fortgekommen ist, und mit der Zeit noch besser fortkommen wird, wenn man erst aus der Erfahrung lernet, wie er am besten zu bauen ist.

x) Am angef. Orte im 3 Buche a. d. 150 S.

y) Laet XVIII Buch, 16 Cap.



N.° 3.
KARTE VON BRASILIEN
Erstes Stück
Von dem Amazonen-fluße bis an die Bay Aller Heiligen
Zur Allgemeinen Historie der Reisen
Maaß-stab von gemeinen französischen See-meilen
Aus der Karte von America des Hrn Danville
Æquator od. die Linie
Westliche Længe von Paris
STÜCK VON BRASILIEN
Das Inere des Landes ist nicht bekannt
Die herumschweifenden Völkerschaften die es bewohnen heißen
TAPUYAS
HAUPTMANNSCHAFT MARAGNAN
HAUPTMANNSCHAFT SEARA
HAUPTMANNS RIO GRANDE
HAUPTM. PARAIBA
HAUPTM. OLINDE
HAUPTM. SERGIPE
S.Louis de Maranhã
See Maracu
Cabelho da Velha
Tapui Tapera
Bay Carsapecira
Große Coroa
I. St. Anna
I. der trocknen Manguen
I. der grünen Manguen
Große Lancoes
Kleine Lancoes
Fl. Camosin od. Kreuz fluß
Tortuga spitze
Untiefen spitze
Spitze Mocoripe
Pora spitze
Perpura Fl.
Fort S. Lucar
Spitze Agobarana
Bay Itiobara
Cap Corso
Gebirge de Guiamé
Hafen Panthery
Untiefen St. Rochus
Petetinga spitze
Cap S. Roc
die h. 3 Könige
Rio Grande
die neue Stadt
Curematay
Paraiba
Itamaraca
Olinde od. Fernambuc
Cap S. Augustin
Port Calvo
Die Lachen
Fl. S. Michel
Cururus
S. Franciscus Fluß
S. Isabella
St. Franciscus fluß
Fall od. Carado
Rio Real
Hapuam
Sergipe des Königes
Vazabarris Fl.
Sergipe od. Rio Real
Bay aller Heiligen
Thurm Avila
Fl. Tapicuru

[illegible]
der Zeit noch besser fortkommen wird, wenn man

x) Am angez. Orte im 3 Buche a. d. 150 S.
y) Laet XVIII Buch, 16 Cap.

Der IV Abschnitt.

Beschreibung von Brasilien.

Beschreib v. Brasilien.

Einleitung. Anzahl der Statthalterschaften oder Hauptmannschaften. Hauptmannschaft Sanct Vincent. Stadt Santos. St. Vincent. Berge Pernabiacaba. Goldbergwerke zu St. Paul. Gebirge Berasueaba. Colonie Paratininga. Hauptmannschaft Rio Janeiro. Hauptmannschaft Spiritu Santo. Hafen Spiritu Santo. Villa vega. Stadt Spiritu Santo. Hauptmannschaft Porto seguro. Felsen Abrolhos. St. Amato ist verlassen. Hauptmannschaft Jlheos. Hauptmannschaft Bahia. Beschreibung der Bay aller Heiligen. Städte in dieser Hauptmannschaft. Hauptmannschaft Fernambuc. Olinda und Garasu. Amatta do Brasil. Guarape, Moribara, Camassarim, Vergea. Festungswerke der Holländer an dem Hafen Olinda. Hauptmannschaft Tamaraca. Flüsse an der Küste. Besichtigung der ganzen Küste. Hauptmannschaft Paraiba. Stadt gleiches Namens. Insel Fernando de Noronha. Küste von Mongiangape bis Rio grande. Die Franzosen lassen sich daselbst nieder. Küste von Rio grande. Hauptmannschaft Ciara und das Uebrige der Küste bis nach Maranjon.

Einleitung.

Obgleich ein Theil von denen Namen, die man hier lesen wird, bereits in den vorhergehenden Tagebüchern und andern Erzählungen vorgekommen ist: so suchet man sich doch nicht von der Beschwerlichkeit zu befreyen, sie in einer ordentlichern Beschreibung zusammen zu fassen. Die Erdbeschreibung ist stets einer von den vornehmsten Gegenständen dieser Sammlung gewesen, und wir wollen nicht so spät anfangen, uns von unserer Art zu entfernen.

Man schreibt es denen fast immerwährenden Kriegen zu, welche die Portugiesen wider die Landeseingebohrenen in Brasilien haben führen müssen, daß sie allezeit so abgeneigt gewesen, sich in dem Innern des Landes zu setzen. Doch was für einen andern Bewegungsgrund man ihnen auch andichten mag: so sind die meisten von ihren Colonien, ihren Städten und Schanzen dennoch längst an dem Gestade, in ungleicher Entfernung, die oftmals ziemlich weit ist, gelegen. Man hat bereits bemerket, daß sie ihren Provinzen oder ihren Statthalterschaften den Namen der Hauptmannschaften geben. Weil sie sich, nach dem Beyspiele der Spanier beflissen haben, keine umständliche Nachricht, welche das Zeichen eines Ansehens an sich hätte, davon heraus zu geben: so muß man sich an die besondern, entweder fremden oder einheimischen, Zeugnisse halten, wobey man oftmals den Verdruß hat, daß sie nicht mit einander übereinstimmen. Herrera, z. E. und andere Geschichtschreiber nach ihm zählen nur neun Statthalterschaften in dem ganzen Umfange von Brasilien. Oliveira, den man für besser unterrichtet halten muß, weil er ein Portugiese ist, und gesteht, daß er nach den Nachrichten seiner eigenen Nation schreibt, zählet ihrer vierzehn, von Para, saget er, das ist fast unter der Linie, anzufangen, bis auf den fünf und dreyßigsten Grad Süderbreite, und nach der Küste in allen ihren Umschweifen läßt er diesen Raum über tausend und vierzig Seemeilen sich erstrecken. Man gebe ihm, setzet er hinzu, den Namen Brasilien oder sonst einen andern Namen: so begreift er vierzehn Hauptmannschaften, welche **Para, Maranjon, Ciara, Rio grande, Paraiba, Tamaraca, Fernambuc, Seregipe, Bahia, Jlheos, Spiritu santo, Porto seguro, Rio de Janeiro,** und **St. Vincent** sind. Sechs davon gehören besondern Herren zu, welche sie durch die Waffen erobert haben; und die acht andern gehören dem Könige. Er rechnet so gar ihre Entfernungen. Von Para bis nach der zweyten,

Anzahl der Statthalterschaften oder Hauptmannschaften.

welche

Beschreib. v. Brasilien.

welche Maragnon ist, zählet er hundert und sechzig Seemeilen; von Maragnon bis nach Ciara hundert und fünf und zwanzig; von Ciara nach Rio grande hundert; von Rio grande bis Paraiba fünf und vierzig; von Paraiba bis nach Tamaraca fünf und zwanzig; von Tamaraca bis nach Fernambuc sechse; von Fernambuc bis nach Seregipe siebenzig; von Seregipe bis Bahia fünf und zwanzig; von Bahia bis Ilheos dreyßig; von Ilheos bis Porto seguro dreyßig; von Porto seguro bis Spiritu santo fünf und sechzig; von Spiritu santo bis Rio Janeiro fünf und siebenzig; und von Rio Janeiro bis nach St. Vincent fünf und sechzig. Man wird Gelegenheit haben, verschiedene Anmerkungen über diese Ausmessung nach einigen neuern Reisebeschreibern zu machen. Da man aber keine bessere Ordnung in Ansehung der Beschreibung dieser Provinzen kennet: so wird man ihr folgen, so wie sie hier entworfen ist.

Hauptmannschaft Sanct Vincent.

Die Provinz St. Vincent, welche die mittäglichste ist, fängt nach dem Olivei... an dem Flusse an, den man unter dem Namen Rio de la Plata beschrieben hat. Ihre Gränzen aber scheinen ungewiß und schlecht erkläret zu seyn. Ein alter Missionarius redet auf diese Art davon. „Die Stadt dieser Hauptmannschaft liegt in einem kleinen Meer„busen, im vier und zwanzigsten Grade Süderbreite, vierzig Seemeilen gegen Süden von der „Stadt Rio Janeiro. Sieben oder acht Jesuiten, die daselbst wohnen, lassen sich mit vieler „Arbeit und vielem Eifer die Seligkeit der Indianer angelegen seyn, welche in vielen Dör„fern da herum ausgebreitet sind. Sie gehen oftmals in das Innere des Landes, vor„nehmlich gegen das Land der Carigen, welche achtzig Seemeilen weit gegen Süden von „der Stadt St. Vincent sind, und welche sich nicht weniger, als zweyhundert Seemeilen „an dieser Küste bis an die Ufer des Rio de la Plata erstrecken. Von allen Indianern in „Brasilien sind diese die gesittetsten. Sie bedecken sich den Leib mit Fellen. Die meisten sind „von schönem Wuchse und streiten mit den Europäern um die Weiße. Man hat sie „sehr redlich im Handel gefunden: die Furcht vor der Sclaverey aber, wozu sie sich oft„mals von den Portugiesen entführet sehen, benimmt ihnen die Kühnheit, sich St. Vincent „zu nähern. Man beobachtet, durch ein gerechtes Gericht Gottes, daß diejenigen Colo„nien, welche diesen unglücklichen Indianern grausam begegnen, von Tage zu Tage ab„nehmen; da hingegen diejenigen, die sich menschlicher bezeugen, auf eine merkliche Art „zunehmen„ z).

Stadius a) giebt denen Brasilianern dieser Hauptmannschaft, welche die Herrschaft der Portugiesen erkannt haben, den Namen der **Tupinikinser**. Sie bewohnen, saget er, die Gebirge über achtzig Meilen weit im Lande, und erstrecken sich ungefähr vierzig Seemeilen an der Küste. Ihre Nachbarn gegen Süden sind die Carigen. An der Nordseite haben sie die Topinambuer, eine wilde Völkerschaft, welche stets die Portugiesen verabscheuet hat. Die in diesen Gegenden bestelleten Missionarien reden von einem wilden Volke, welches sie die **Miramminer** nennen, wovon die Portugiesen viel auszustehen gehabt, aber fast allezeit durch ihre eigene Schuld. Es ist keine List und keine Gewaltthätigkeit mehr übrig, die sie nicht beständig angewandt haben, daselbst Sclaven zu machen, so daß sie sich auch oftmals als Jesuiten verkleidet, und das Gewehr unter ihren Röcken versteckt gehabt haben.

Die

z) Der Pater Jarric in seinem Schatze.

a) Man hat zwey unförmliche Tagebücher von ihm, die sich in des Ramusio Sammlung befinden.

Beschreib. v. Brasilien.

Stadt Santos.

Die vornehmste Stadt dieser Hauptmannschaft führet den Namen **Santos**. Ihre Lage ist vierzig Seemeilen von Rio Janeiro gegen Süden, drey bis vier Meilen von der See in einer Bay, wo die größten Kauffahrdeyschiffe vor Anker legen können. Man zählet nicht über achtzig Häuser darinnen. Die Engländer, welche sich desselben ehemals unter der Anführung des berufenen Candish bemächtiget hatten, blieben ungefähr zween Monate Meister davon, und fanden in der Beute eine gute Menge Geldes, welches die Indianer von einem Orte, Namens **Mutinga**, dahin brachten, wo die Portugiesen heutiges Tages Bergwerke haben. Es waren damals in der Gegend der Stadt drey Zuckermühlen. Laet berichtet auf das Zeugniß eines Flämingers, welcher einige Zeit in diesem Lande zugebracht hatte, die Stadt Santos liege der Spitze der Insel St. Amaro, drey Seemeilen im Meere, gerade gegen über; sie sey mit einer Mauer an der Seite des Flusses eingeschlossen, welchem er an diesem Orte eine halbe Meile in der Breite giebt; sie habe über dieses zwo kleine Schanzen, eine gegen Süden, die andere gegen die Mitte der Mauer; sie habe über hundert Häuser, deren Einwohner ein Mischmasch von Portugiesen und Mestizen ist, eine Pfarrkirche, ein Benedictinerkloster und ein Jesuitercollegium b). Die Einfahrt des Hafens heißt **Barra grande**.

Stadt St. Vincent.

St. Vincent, welches nur für die zweyte Stadt dieser Hauptmannschaft gehalten wird, ob sie gleich davon den Namen führet, ist drey oder vier Meilen gegen Süden von Santos. Man rühmet ihre Gebäude: der Hafen aber ist nicht so bequem, und große Schiffe können fast nicht hinein laufen. Sieben oder acht Meilen in dem festen Lande findet man **Tanse** und **Cavane**, zween von Portugiesen bewohnete Flecken, die wegen ihres fruchtbaren Bodens berühmt sind. An dieser Seite endigen sich die portugiesischen Niederlassungen. Der Fläminger Laet zählete ungefähr siebenzig Häuser zu St. Vincent, und drey oder vier Zuckermühlen.

Eine dritte Stadt, oder wenigstens ein Ort, den die Portugiesen mit diesem Namen beehren, ist **Hitanhacin**. Eben der Fläminger nennet noch **Hange** und **Cananee**, welche gegen Süden von St. Vincent sind. Hange ist zehn oder eilf Meilen davon, und Cananee auf vierzig. Man giebt sie aber nicht sowohl für Städte, als vielmehr für bevölkerte Gegenden aus; weil man Cananee aus zweyen oder dreyen Dörfern oder kleinen unbefestigten Städten bestehen läßt, wozu nur kleine Fahrzeuge kommen können.

Von St. Vincent nach **Barra grande** rechnet man drey Seemeilen. Die größten Schiffe fahren durch diese Barre bis nach Santos hinauf: eine andere Barre aber, Namens **Britioca**, vier oder fünf Seemeilen nordwärts von der großen, läßt nur sehr kleine Fahrzeuge nach Santos, wiewohl man Sorge getragen, sie mit einem kleinen steinernen Fort zu versehen, welches an dem Eingange selbst, auf einer Sandspitze, liegt.

Gebirge Pernabiacaba.

Drey Meilen von Santos, wenn man den Fluß weiter hinauffährt, trifft man sehr hohe Gebirge an, welche die Indianer **Pernabiacaba** nennen, und welche sich in der Länge in Gestalt einer Seeküste erstrecken. Der Fluß selbst enthält viele Eylande, worauf die Portugiesen Meyerhöfe und Gärten haben. Man fährt in Barken bis an den Ort, den sie **Cabatra** heißen, wo man das Wasser aus dem Flusse trinken kann; und zwo Seemeilen weiter steigt man durch einen sehr schnellen Abschuß von den vorigen Gebirgen herunter. Die Berge **Pernabiacaba** sind also von außerordentlicher Höhe, daß man nicht weniger,

b) Descript. des Indes Occidentales. Liv. XV. ch. 16.

Beschreib. v. Brasilien.

weniger, als zwo Stunden, brauchet, mit vieler Mühe durch stufenweise gehauene Wege unter den Bäumen hinaufzusteigen, und der Gipfel derselben ist nicht über hundert und funfzig Schritte breit. Er zeiget einen Weg, der erstlich gegen Süden darauf gegen Westen durch andere Gebirge, und durch einen Wald von sechs oder sieben Meilen nach der Stadt St. Paul führet. Dieser Weg wird durch zween kleine Bäche durchschnitten, die sich außer dem Walde vereinigen, um ihren Lauf nach Osten zu nehmen, wo sie sich endlich in den Fluß Injambi ergießen. Wenn man aus dem Walde heraus kömmt: so geht eben der Weg noch eine Meile gegen Westen, und von da gegen Norden bis nach St. Paul durch eine sehr offene Ebene. Die Stadt St. Paul liegt auf einem Hügel, ungefähr hundert und funfzig Schritte hoch, aus dessen Fuße zween Bäche herauslaufen, der eine an der Südseite, und der andere an der Westseite, welche bald ihr Wasser mit einander vermengen, und sich ebenfalls in den Injambi stürzen. Man hat von der Stadt eine schöne Aussicht gegen Süden, gegen Osten und Norden auf unbegränzte Ebenen, gegen Westen auf sehr große Wälder. Sie enthält einhundert Häuser, eine Pfarrkirche, ein Benedictiner- und ein Carmeliterkloster, und ein Jesuitercollegium. Die Handlung ist daselbst nur mit Viehe und den Früchten des Landes, vornehmlich mit Käse, dessen ganzer Fehler ist, daß er keine Farbe hat. Die Natur hat diesem Lande nichts versaget, als Oel, Salz und Wein. Die Luft, welche durch diejenige erfrischet wird, die von den Bergen herabkömmt, ist niemals von einer übermäßigen Hitze. Der Winter ist ziemlich kalt, und zuweilen friert es darinnen auch ein wenig.

Stadt St. Paul.

Der Fluß Injambi fließt gegen Norden von St. Johann, fast eine Meile von der Stadt. Er ist sehr fischreich, ziemlich breit, und fähig, mittelmäßige Schiffe zu tragen. Seine Quelle ist gegen Morgen von der Stadt, in den Gebirgen Pernabiacaba, woraus er gegen Westen hinuntersteigt. Die Regenzeit machet zuweilen, daß er austritt und alle benachbarte Felder überschwemmet. Gegen Norden des Flusses erstrecken sich die Gebirge auf dreyßig oder vierzig Seemeilen in die Länge zwischen Osten und Westen, und auf zehn oder zuweilen funfzehn Seemeilen in die Breite. Sie enthalten viele Goldbergwerke, und findet man das Gold daselbst in Körnern und im Staube, und es hält gemeiniglich zwey und zwanzig Carat. Laet führet die Namen davon an; die zu Sant Jago und Santa Cruz in den höchsten Theilen der Gebirge; die zu Pesniapiacolba, vier oder fünf Meilen von dem Meere, die zu Geragua, fünf Meilen gegen Norden von S. Paul und siebenzehn oder achtzehn von der See; die zu Sierra dos Guamuncis, zwo Seemeilen über Geragua; die zu Nostra Segnora de Monseratte, zehn oder zwölf Seemeilen von St. Paul gegen Westen, wo man Körner findet, die bis auf drey Unzen wiegen; die zu Buturunde, zwo Seemeilen gegen Westen von diesen; und die zu Punta Cattiva, dreyßig Seemeilen von St. Paul gegen Süden.

Goldbergwerke zu St. Paul.

An eben der Seite fast in eben der Weite von St. Paul trifft man die Gebirge Berasueaba an, welche viel Eisenadern haben, und auch am Golde ziemlich reich sind, welches die Indianer von Cananea daselbst hohlen. Die Portugiesen haben daselbst eine kleine Stadt gebauet, Namens St. Philipp. Der Fluß Injambi wird hier durch die Vereinigung vieler Flüsse größer, welche von Osten und Westen herunter kommen; und man giebt vor, er führe ihr Wasser mit dem seinigen in den Parana. Seine häufigen Wasserfälle aber machen ihn bis an seine Mündung wenig schiffbar. Vier oder fünf Seemeilen von St. Paul, dem Wege gegen über, welcher nach Berasueaba führet, sieht man eine schöne

Gebirge Berasueaba.

schöne Zuckermühle, wovon aller Zucker zu Confitüren und Conserven verbrauchet wird, weil die Citronen und allerhand Früchte hier in dem äußersten Ueberflusse sind.

Beschreib. v. Brasilien.

Vier oder fünf Seemeilen endlich von St. Paul gegen Osten trifft man einen großen Flecken von Indianern an, mit einigen Portugiesen untermengt, welcher **St. Miguel** heißt, und an dem Ufer eben des Flusses Injambi liegt. Noch fünf Seemeilen weiter, aber gerade gegen Osten, kömmt man nach **Magi-Miri**, einem Dorfe von sehr wenig Häusern, nicht weit von dem Injambi und von den Gebirgen Pernabiacaba. Einige Meilen von diesem Dorfe zwischen Osten und Westen kömmt der Fluß Injambi aus drey oder vier Quellen. Wenn man über diese letzten Gebirge weggeht: so findet man andere Felder und weite Ebenen, die von einem sehr großen Flusse gewässert werden, dem man den Namen **Rio de Sorobis** gegeben hat, welcher erst ein weites Land durchströmet, und sich durch mehr als einen Fall gestürzet hat, hernach aber in den Ocean zwischen dem Vorgebirge **Frio** und **Spiritu Santo** ergießt. Gegen Westen von diesem Flusse findet man nur unermeßliche Gefilde, die meistens wüste oder wenig bebauet sind, und von vielen Flüssen durchströmet werden, welche gegen Süden laufen und sich vermuthlich in dem Flusse la Plata verlieren. Diese Gefilde werden gegen Osten durch hohe und rauhe Gebirge eingeschlossen, von denen man glaubet, daß sie nicht ohne viele Silber und Goldbergwerke sind. Es kommen viele Flüsse daraus, vornehmlich derjenige, der sich zwischen Bahia und Fernambuc in die See ergießt und unter dem Namen **Rio St. Francisco** bekannt ist.

Der Hafen und die Mündung des Flusses Santos haben in der Entfernung von ungefähr zwanzig engländischen Meilen die Insel St. Sebastian vor sich, welche ziemlich groß und von länglicher Gestalt ist; und gegen Süden in einiger Entfernung von dieser die Insel Alatrasse, welche nicht so groß, aber viel höher ist. Zwischen der Insel St. Sebastian und dem festen Lande können alle große Schiffe auf einem sehr sichern Grunde vor Anker liegen. Das Eyland selbst hat viel Häfen, wo es leicht ist, Fische zu fangen, und Wasser einzunehmen. Es ist aber mit Holzungen und Gesträuchen so bewachsen, daß man nicht hindurch kommen kann. Sein vornehmster Hafen heißt **Porto dos Castellanos**. Zwo kleine benachbarte Inseln führen den Namen **Victorio** und **dos Busios**. Auf dem festen Lande St. Sebastian gegen über findet man einige Portugiesen in einem kleinen Flecken, welchen **Knivet**, ein engländischer Reisender, von dem wir eine kleine Reisebeschreibung haben, Jaquevere nennet. Er geht noch weiter; er setzet ein Dorf, **Pianiteo** genannt, welches von Indianern bewohnet wird, die er **Porier** nennet.

Oliveira giebt dieser Hauptmannschaft funfzig Seemeilen von Santos gegen Süden, und funfzehn bis zwanzig gegen Norden. Er begreift auch die Pflanzstadt **Paratininga** mit darunter, die zehn oder zwölf Seemeilen von der Stadt S. Vincent auf den gedachten großen Ebenen liegt, wo die Jesuiten ein Haus hatten, welches im 1600ten Jahre von den Wilden zerstöret, wie man aber glaubet, bald wieder errichtet worden.

Colonie Paratininga.

Die zweyte Stelle giebt man der Hauptmannschaft **Rio Janeiro**, oder des Januarflusses, welchen Diaz de Solis, dem man die Entdeckung desselben im 1525sten Jahre zuschreibt, zwey und zwanzig Grad zwanzig Minuten Süderbreite setzet. Man hat gesehen, daß sich die Franzosen unter Villegagnons Anführung im 1555sten Jahre daselbst niedergelassen, und wir wollen zu der Beschreibung des Flusses und seiner Insel, die wir nach Lerys Beobachtungen mitgetheilet, nichts weiter hinzusetzen. Nach der Rückkehr der Franzosen,

Hauptmannschaft Rio Janeiro.

Beschreib. v Brasilien.

zosen, welche im 1558sten Jahre vom Emanuel de Sa von da vertrieben wurden, baueten die Portugiesen daselbst eine Stadt an der Mittagsseite des Flusses an einer kleinen Bay, welche einen halben Zirkel, zwo Meilen vom Meere machet, an einem flachen Orte, aber zwischen zween Bergen von einem sanften Abhange. Ihre Länge ist in dieser Lage eine halbe Stunde Weges, da sie in der Breite kaum zehn oder zwölf Häuser hat. Die Straßen waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht gepflastert. Sie hatte noch weder Thore noch Mauern: sie wurde aber von vier Schanzen vertheidiget, wovon sich die erste an der Ostseite auf einem sehr hohen Felsen, die zweyte in einer Insel oder auf einem Felsen, in der Gestalt eines Zuckerhutes, nicht weit von der westlichen Seite der Küste, die dritte gegen Süden der Stadt, und die vierte gegen Norden zeigete. Die Stadt wird sonst in drey Theile eingetheilet, wovon der erste und vornehmste die Hauptkirche und das Jesuitercollegium enthält; die zweyte ein wenig tiefer, heißt Barrio de St. Antonio; und die dritte erstrecket sich an dem Ufer eben der Bay, von der innern Schanze bis an die Mauern eines Benedictinerklosters. Der P. Jarric belehret uns, der König Sebastian habe das Jesuitercollegium zu Rio Janeiro, wie die meisten in Brasilien, erbauet. Man zählet ordentlicher Weise nicht unter funfzig Jesuiten darinnen, diejenigen gleichwohl mit darunter gerechnet, welche an andere kleine Orte zerstreuet sind, die mit dazu gehören, vornehmlich zwey große nahe an der Stadt gelegene Dörfer, die aus vielen tausend Brasilianern bestehen, welche das Christenthum angenommen haben.

Diese Provinz enthält das Vorgebirge Frio und die Bay dos Reyes, wo die Portugiesen eine Stadt haben, Namens Angra dos Reyes, ungefähr zwölf Seemeilen weit von der Mündung des Rio Janeiro, und auf dem festen Lande eine Insel gegen über gelegen, welche die Portugiesen Grande nennen, welche eine kleinere, Namens Ypoja, bey sich hat. Diese Pflanzstadt, die nicht sehr alt ist, hat noch keinen großen Fortgang gehabt. In diesem Lande des Rio Janeiro hatte die berühmte Völkerschaft der Topinambuer ihren vornehmsten Sitz. Es sind nur noch wenige von dieser furchtbaren Indianern übrig, ausgenommen an der Küste der Insel Marigua, wo sich die Eingebohrenen des Landes rühmen, daß sie von ihnen herstammen, und sie sind ihnen auch wirklich in ihren Sitten, in der Sprache, und in der Gestalt ähnlich. Die andern Brasilianer des Landes sind ein Mischmasch von verschiedenen Völkerschaften, welche das Joch der Portugiesen über sich genommen, und ihnen mit einer blinden Unterthänigkeit dienen.

Hauptmannschaft Spiritu Santo.

Die dritte Hauptmannschaft in Brasilien, Spiritu Santo genannt, liegt im zwanzigsten Grade Süderbreite, sechzig Seemeilen gegen Norden von Rio Janeiro, und funfzig gegen Süden von Porto seguro. Man rechnet nicht über zweyhundert portugiesische Familien darinnen in zween Städten, wovon die eine, wie ihre Bay oder ihr Hafen, den Namen Spiritu Santo führet. Laet redet von einer kleinen sehr schlecht versehenen Schanze, die sich zur Rechten, wenn man in den Becken des Hafens einfährt, zeiget.

Man rühmet diese Provinz, als die fruchtbarste in Brasilien. Es fehlet daselbst nichts an dem, was zum Leben nöthig ist. Die Jagd giebt daselbst allerhand Thiere, die Flüsse eine unglaubliche Menge Fische; und die Felder, welche von den schönsten Gewässern in der Welt gewässert werden, versagen der Arbeit derjenigen nichts, die sie bauen. Ihre alten Völker, welche sich Margajaten nenneten, sind lange Zeit Todtfeinde der Portugiesen gewesen. Nachdem sie aber nach und nach gezähmet worden: so haben sie mit ihnen Bündnisse gemacht, welche die Zeit bestätiget hat.

Margajaten.


FORTSETZUNG von BRASILIEN
zur allgemeinen Historie
der Reisen
Maaßstab von gemeinen französischen See meilen
5 25 50 75
+ Zerstörte Missionen und indianische Dörfer.
Aus des Hrn. Danville Karte
von America.
Tieté Fl.
Berg Ibotucatu
Bergwerke Paranapanema
Berg Ibianoi
Fl. Isubay
Barre von Iguape
I. Cananea
Tamarin
Paparabu
Fl. Iguazu
S. Francuscus Fl.
Tapocoroi Bucht
Garcupas Bucht
I. Galle
St. Catharinen Insl.
I. Alveredo
Ibuasup
Goense see
I. Raparo
Taramandahu Fl.
Uruguay
R. Grande
Peuplade du Nord od. Nord-Wohnplatz
St. Peters Hafen
de Jesus Maria Joseph
Reduction Mangareira
See Merim
S. Michel
Castillos
Bay Mangaveira
Maldonaden Bay
St. Marien Vorgeb.
I. de Lobos
FLUSS DE LA PLATA
PARAGUAY
GUARANIER
STÜCK VON
BRASILIEN
Parana Fluß
S. Michel
S. Joachin
S. Nicolas
S. Thomas
Jesus Maria
S. Anne
S. Christofle
Villarica
Ciudad Real
Inarnation
Ibarota



Die Gegenden, welche diese Hauptmannschaft von der Hauptmannschaft Rio Janeiro absondern, werden durch einen großen Fluß, Namens Parayba, gewässert, welcher sich im ein und zwanzigsten Grade, und einigen Minuten in den Ocean stürzet, und dessen Ufer von der Völkerschaft der Pareyben bewohnet werden. Man bemerket hier, zur Vermeidung der Verwirrung, daß diese Küste drey Flüsse mit Namen Parayba hat c). Der eine, wovon man geredet hat, fällt zwischen dem Rio de la Plata, und der Hauptmannschaft St. Vincent in das Meer; der zweyte, wovon hier die Rede ist, soll von weitem herkommen, und sich durch eine große Anzahl anderer Flüsse vergrößern, wie man saget; und der dritte ist in dem mitternächtlichen Theile von Brasilien, dessen Lage noch zu bemerken übrig ist.

Beschreib. v. Brasilien.

Die Holländer, welche den Hafen Spiritu Santo unter der Zeit beobachtet haben, da sie Brasilien im Besitze hatten, haben folgende Beschreibung davon gegeben. Er eröffnet sich gegen Osten in eine Bay von mittelmäßiger Größe, welche einige kleine Inseln enthält, und deren Nordseite mit gefährlichen Felsen besäet ist. Die Einfahrt des Hafens giebt sich durch ein hohes Gebirge, in Gestalt eines Glockenthurmes zu erkennen, welches die Portugiesen Alva nennen, und den Lootsen gleichsam zum Ziele dienet. Wenn man darauf ein wenig weiter fährt: so entdecket man auf einer scharfen Höhe einen weißen Thurm, nicht weit vom Ufer der sonst eine Kirche, mit Namen Nostra Segnora de Penna gewesen. Es befand sich an diesem Orte eine kleine Stadt, wovon noch einige Häuser stehen, unter dem Namen Villa veja. Ehe man dahin kömmt, findet man einige Schwierigkeit über den Hals des Hafens zu kommen, welcher durch eine kleine längliche Insel verschlossen wird, wovon eine Sandbank abgeht. Nachher aber ist die Schiffahrt ohne Gefahr. Wenn man hineinläuft, so entdecket man zur rechten einen Felsen, der sich wie ein stumpfer Kegel erhebt; zur linken selbst an dem Rande des Ufers sieht man ein ziemlich hohes Gebirge, welches die Portugiesen den Zuckerhut genannt haben, weil es wirklich so aussieht; und an der andern Seite, das ist über den Felsen hinaus, ein kleines viereckichtes Fort, welches wenig Achtung verdienet. Man kömmt also nach der Stadt Spiritu Santo, welche an der rechten Seite des Hafens selbst auf dem Ufer, ungefähr drey Seemeilen weit vom Meere liegt, und weder Graben noch Mauer hat. Man sieht in ihrem östlichen Theile ein Kloster mit seiner Kirche, Benedictinerordens, welches auch zu St. Benedict heißt; in der Mitte der Stadt ist noch eine andere Kirche, die zu St. Francisco heißt, und in dem westlichen Theile ist das Collegium und die Kirche der Jesuiten.

Hafen Spiritu Santo.

Villa Veja.

Stadt Spiritu Santo.

Der P. Jarric saget, diese Stadt sey der vierte Sitz seiner Gesellschaft in Brasilien; sie liege im 20sten Grade Süderbreite, und sey siebenzig Seemeilen von der Stadt Janeiro. Er rechnet zehn tausend bekehrte Indianer in sechs benachbarten Dörfern. Dasjenige, welches den Namen der drey Könige führet, ist am zahlreichsten. Die Tapujaer und die Apiapetanjaer, wilde Indianer des Landes, verursachen den Portugiesen viel Böses, mit denen sie sich nicht versöhnen wollen.

Porto seguro, die vierte Hauptmannschaft in Brasilien, behält den Namen, den sie vom Alvarez Cabral bekommen hat, als er zuerst an dieser Küste hinunter fuhr. Sie ist

Hauptmannschaft Porto seguro.

c) Man hat schon vielmals angemerket, daß Para in der Sprache dieser Indianer ein großes Wasser bedeutet.

Beschreib. v. Brasilien.

ist dreyßig Seemeilen weit gegen Süden von dem, was man die Statthalterschaft der Inseln nennet, funfzig gegen Norden von Spiritu santo, und in sechzehn Grad, dreyßig Minuten Süderbreite. Man giebt dieser Provinz drey portugiesische Städte, St. Amaro, Santa Cruz und Porto seguro, die aber alle sehr schlecht bevölkert sind. Porto seguro liegt auf der Spitze eines weißlichen Felsen, gerade gegen welchem über das Land an der Nordseite sehr hoch ist, an der Gegenseite aber wird der Boden flach, und bildet nach und nach ein sandiges Ufer. Die Stadt Santa Cruz ist von dieser ungefähr drey Seemeilen weit entfernet, an einem andern Hafen, welcher nur sehr kleine Schiffe einnehmen kann.

Diese Hauptmannschaft gehöret dem Herzoge von Aveyra, und die Handlung seiner Einwohnrr, der Portugiesen, besteht darinnen, daß sie zur See nach andern Provinzen in Brasilien allerhand Lebensmittel verführen, welche ihre Länder in einem überaus großen Ueberflusse hervorbringen. Nicht weit von dieser Küste fangen die berühmten Klippen an, welche **Abrolhos** heißen, und welche sich sehr weit in die See erstrecken, ohne daß man noch ihre Gränzen hat bestimmen können, da sie denn das Schrecken der Lootsen sind, vornehmlich bey der Schiffahrt nach Ostindien. Man hat gleichwohl viele Canäle dazwischen entdecket, wodurch man eine Fahrt findet, aber mit vieler Gefahr, welches denn stets die größte Vorsicht erfordert. Sechs oder sieben Meilen von dem festen Lande trifft man durch diese Felsen vier kleine Inseln an, welche die Portugiesen **Monte de Piedras**, **Ilha Seca**, **Ilha dos Passeros** und **Ilha de Meo** nennen. Die beyden erstern liegen außen, und lassen gegen Westen von ihnen einen schiffbaren Canal. Die beyden andern, welche inwendig sind, können auf beyden Seiten befahren werden, aber mit einer ungemeinen Achtsamkeit. Ueberhaupt sind die Klippen **Abrolhos** bey hohem Meere bedecket, oder gehen nicht über die Fläche der Fluthen hervor. Bey niedrigem Meere entdecket man ihre Spitzen, welches die Gefahr bey Tage sehr vermindert, vornehmlich da sich die Wellen genugsam brechen, um den Schiffen zur Warnung zu dienen. Das Wasser ist über dieses umher sehr hoch.

Klippen Abrolhos.

Die Holländer, welche die Küste Porto seguro besucheten, und auch selbst in das feste Land giengen, fanden daselbst nur wüste Einöden, fast undurchdringliche Felder, und überaus fischreiche Flüsse. Der P. Jarric giebt ihr funfzig Seemeilen gegen Norden bis Bahia oder nach der Bay aller Heiligen, und zwanzig bis nach Ilheos. Er zählet in den Gegenden um die Stadt herum eilf Flecken, oder Dörfer von bekehrten Indianern; welches aber doch nicht gehindert hat, saget er, daß sie nicht so vieles von der Unmenschlichkeit einer wilden Völkerschaft, die **Guaymuren** genannt, erlitten hat, daß kaum noch zwanzig Familien darinnen übrig sind, welche unaufhörlich eben den Anfällen ausgesetzet, und zuweilen dahin gebracht sind, daß sie von Wurzeln und Kräutern in einem Lande leben müssen, welches man wegen seiner Fruchtbarkeit gerühmet hat. Eben die Ursache hat gemacht, daß man St. Amaro verlassen, obgleich diese Stadt viele Vortheile von fünf Zuckermühlen gehabt, die sie hatte bauen lassen. Da die Guaymuren den größten Theil der Arbeitsleute und Bedienten aufgezehret: so blieb den Herren nichts übrig, als daß sie die Flucht nahmen.

St. Amaro wird verlassen.

Hauptmannsch. Ilheos.

Die Hauptmannschaft, welche man **Ilheos** nennet, hat diesen Namen von vielen Inseln, welche die Einfahrt einer Bay bedecken, wo ihre Hauptstadt liegt. Sie ist dreyßig Seemeilen gegen Norden von Porto seguro, und fast eben so weit von Bahia gegen Sü-

Süden. Ihre Breite ist, nach dem Herrera, funfzehn Grad, vierzig Minuten; und nach den Seekarten funfzehn Grad fünf und funfzig Minuten. Diese Pflanzstadt enthält ungefähr zweyhundert portugiesische Familien. Andere geben ihr nicht über hundert und funfzig. Sie gehörete im Anfange einem Portugiesen, Namens **Lucas Giraldo**. Ein mäßiger Fluß, welcher queer durch die Stadt geht, hat viel Zuckermühlen. Die vornehmste Beschäfftigung der Einwohner ist der Ackerbau, wovon sie die Früchte auf kleinen Barken nach Fernambuc und einigen andern Orten verführen.

Beschreib. v. Brasilien.

Sieben Seemeilen von der Stadt in dem Innern des Landes trifft man einen See mit trinkbarem Wasser an, welcher drey Seemeilen breit und lang, und funfzehn Faden tief ist, woraus ein Fluß, aber durch so enge Canäle geht, daß kaum ein Canot durchkommen kann. Das Gewässer in dem See schwillt jedoch auf, wie das in dem Meere, wenn es vom Winde beweget wird. Die Fische, deren es verschiedene Arten ernähret, sind daselbst vortrefflich, und von einer besondern Größe, vornehmlich die **Manateen** oder **Lamentine**, wovon man verschiedene gefangen hat, welche vierzig Arroben, das ist, ungefähr tausend französische Pfund, wogen. Die Kaymane und Requine sind daselbst auch ungeheuer. Man findet in dieser Provinz Bäume, aus denen, bey dem geringsten Einschnitte, ein Balsam fleußt, welchem man wundersame Kräfte zuschreibt. Das an Ilheos gränzende Land hat sich seit der Ankunft der Portugiesen mit einer barbarischen Nation bevölkert, die vermuthlich aus ihrem eigenen Lande verjaget worden, und viel weißer, als die Indianer insgemein, aber so kriegerisch und so grausam ist, daß die Colonie stets vieles davon auszustehen gehabt hat. Man bemerket, daß diese Wilden entweder aus alter Gewohnheit, oder weil sie nach dem Verluste ihres Vaterlandes sich keine neue Sitze anlegen wollen, niemals zween Tage an einem und eben dem Orte wohnen; sondern daß sie in den Feldern und Wäldern herum schweifen, und keine andere Betten, als die Erde, haben. Ihre Bogen sind massiv, und ihre Pfeile von einer außerordentlichen Länge.

Der P. Jarric setzet auch die Hauptmannschaft Ilheos dreyßig Seemeilen gegen Süden von Bahia. Er giebt den Wilden, wovon sie beunruhiget wird, den Namen der **Aimuren** oder **Guaymuren**; und ihre Wildheit, saget er, geht so weit, daß sie so gar ihre eigenen Kinder fressen. Diese Provinz würde eine der besten in Brasilien seyn, wenn die Nachbarschaft dieser Wilden erlaubete, sie anzubauen.

Hauptmannschaft Bahia.

Man rechnet diejenige, als die sechste Hauptmannschaft, welche den Namen **Bahia de todos Santos**, Bay aller Heiligen, oder schlechtweg vorzugsweise **Bahia**, Bay, zur Ehre ihrer Lage an einer sehr großen Bay, nennet. Sie ist dreyßig Seemeilen von Ilheos gegen Norden, und hundert Seemeilen von Fernambuc gegen Süden, im dreyzehnten Grade Süderbreite. Ihre Bay ist nicht über drittehalb Seemeilen breit: sie theilet sich aber in viele Buchten, die sie bis über vierzehn Seemeilen weit ins Land hineingehen lassen, zu großem Vortheile der Einwohner. Sie enthält eine Menge großer und kleiner Eylande. Drey Flüsse von eben der Größe, Namens der **Pitange**, der **Geresippe** und der **Gachocira**, kommen aus dem Innern des Landes herunter. Man übergeht es, viele kleine zu nennen.

Beschreibung der Bay aller Heiligen.

Das größte und äußerste von den Eylanden führet den Namen **Taperica**. Man liefert hier, nach den Beobachtungen der Holländer, die umständliche Beschreibung, welche sie allein gegeben haben. Die Oeffnung der Bay ist gegen Süden, von da sie sich gegen Norden erstrecket. Bey der Einfahrt hat sie zur Rechten das feste Land von Brasilien,

Beschreib. v. Brasilien.

und zur Linken die Insel Taperica, deren Gestalt länglicht ist. Die Entfernung von dem einen Ufer zum andern ist anfänglich ungefähr drey Seemeilen; darauf verengert sie sich zur Rechten durch eine Erdspitze, welcher gegen über das Fort St. Anton und dasjenige, was man Villa veja genannt hat, in einer Bucht liegen, die gegen Norden von einer ziemlich schmalen Erdzunge gemacht wird, welche in Winkel vorgeht, und die Schanze Tagesipe enthält. Die Entfernung dieses Winkels von der Insel Taperica ist ungefähr zwo Seemeilen. Von da fängt die Küste an, sich nach Osten zu wenden, und die Bay, welche sich erweitert, geht in das Land hinein, wo sie eine Art von nicht sehr breiter Straße machet, die sich aber darauf in zween Arme erweitert, wovon der eine gegen Norden bis an die Mündung des Flusses Pitange geht, nach welcher er noch ungefähr eine Seemeile gegen Norden geht, nnd daselbst beuget er sich an der Westseite, und bildet einen kleinen halbrunden Busen, welcher eine angebauete Insel enthält. Die Küste läuft von da weiter gerade gegen Westen zwo Seemeilen weit; und in diesem Raume findet man eine andere Insel mit Namen Marre, eine Seemeile lang, und eine halbe Seemeile breit. Das äußerste Ende der Küste endiget sich gegen Westen durch eine stumpfe Erdspitze, welche eine dreyeckichte Insel vor sich hat, der die Holländer den Namen der Sperlingsinsel gegeben haben. Von dieser Spitze läuft sie wieder gegen Norden, und läßt gegen Westen in einem Raume von etwas mehr, als zwo Seemeilen die Mündung des Flusses Cachocra, noch zweener kleinen Flüsse ihre, und vier kleine Inseln, die von dem festen Lande durch einen sehr schmalen Canal abgesondert sind, und wovon die erstere Burapabara, und die andere Porto Madero heißt. Man meldet uns den Namen der beyden andern nicht. Nach der letztern, welche die Mündung eines kleinen Flusses verdecket, bildet die Küste einen Ellbogen, um sich nach Westen zu drehen; und vor der Spitze des Ellbogens liegt eine andere Insel, welche Fontes heißt. Darauf wendet sich die Küste gerade gegen Norden, und öffnet sich bald, um der Mündung eines mittelmäßigen Flusses Raum zu machen, welchen man Rio Tambaria nennet. Endlich führet sie durch andere Umschweife zu der Mündung des Flusses Geresipe, welcher den Grund dieser großen Straße und folglich der Bay machet. Dieser Fluß kömmt von Norden herab, und nimmt auf beyden Seiten viele Flüsse ein. Er hat zwo kleine Inseln vor sich, ohne einer andern zu gedenken, welche in der Mündung selbst ist, und sie theilet. Von den beyden äußersten heißt die nächste Pyca, und die andere Caraiba. Von dem Flusse Geresipe wendet sich die Küste gegen Süden, und läßt einem Flusse Durchgang, dessen Mündung auch durch eine kleine Insel getheilet und durch einige andere verdecket wird. Darauf läuft sie über drey Seemeilen weit in eben der Richtung fort, und kömmt an die Mündung des Flusses Cachocra, welcher in dem Lande breiter, als bey seinem Ausflusse, ist, und daselbst eine Art von Busen oder See machet, worinnen man einige Eylande findet, nebst vielen Buchten, wodurch er verschiedene kleine Flüsse empfängt. Bey seiner Mündung hat er die Insel Meve. Die Küste höret nicht auf, gegen Süden zu laufen, und wird durch eine Menge Buchten und viele kleine Flüsse zerschnitten, bis sie endlich vor die Insel Taperica kömmt, die sich gegen Osten zeiget, und von welcher sie durch eine ziemlich breite Straße abgesondert ist, wie man gesaget hat. So ist die berühmte Bay beschaffen, die unter dem Namen Bahia oder Bay aller Heiligen bekannt ist.

Städte der Hauptmannschaft Bahia.

Die Hauptstadt dieser Hauptmannschaft ist San Salvador, wovon man bereits eine besondere Beschreibung gegeben hat. Es wird genug seyn, hier anzumerken, daß sie

die


Ausſicht der Stadt Salvador von der Seite der Bay.
GRUNDRISS DER STADT S.T SALVADOR
Haupt-stadt in Braſilien.
Anweiſung
1. Die Domkirche.
2. Zur Barmherzigkeit.
3. Biſchofs-hof.
4. Die Jeſuiten.
5. St. Franciſcus.
6. Cappelle des dritten Ordens.
7. St. Clara.
8. U.L.F. von Palmen.
9. U.L.F. vom Roſen-kranze
10. St. Benedict
11. St. Peter.
12. Die Capuciner.
13. St. Thereſia.
14. U.L.F. von Carmel.
15. St. Anthon.
16. Die Jacobinen.
17. U.L.F. von der Empfængniß.
18. St. Elmo od. St. Eraſmus.
19. St. Barbara.
20. U.L.F. vom Pfeiler.
Mauß ſtab von 300 Toiſen.
A. Fort Praya.
B. Fort Diego.
C. Neues Fort.
D. Haupt-wache.
E. Caſernen.
F. Pulver-magazin.
G. Verfallene Bollwerke von Erde.
H. Schloß-battarie.
I. Markt-platz vor dem Pallaſte.
K. Der Pallaſt.
L. Die Audiencia.
M. Die Münze.
N. Maſchinen, die Waaren auf und hinunter zu laßen.
O. Platz vor der Domkirche.
P. Platz vor den Jeſuiten.
Q. St. Anthons Fort.
R. Neue Batterie mit dem Waßer gleich
S. Waßer-platz.
T. St. Franciſcus Batterie.
V. Batterie der Schaluppen hafens
X. Paſtete.
Y. Arſenals Batterie.
Z. Entworfene Battarie.
a. Arſenal.
b. Schaluppen-hafen.
c. Baugerüſte.
d. Bauhalde.
e. Wege nach der Stadt hinauf.

Be
v.B

St
Haupt
schaft

die Lage verändert hat, und daß sie vor derjenigen, die sie itzt in einer halbrunden Bucht einnimmt, an dem Orte lag, welchen man heutiges Tages **Villa veja** nennet, dicht bey der St. Antonsschanze. Die zweyte Stadt, Namens **Peripe**, ist vier Meilen von San Salvador im Lande. Einige setzen in eben die Hauptmannschaft noch eine andere Stadt, die auch im Lande zwischen Bahia und Fernambuc liegt, und Oliveira selbst mit dem Titel der Hauptmannschaft beehret. Er nennet sie **Seregipe del Rey**. Man geht von der Bay durch einen kleinen Fluß dahin, der bey der höchsten Fluth nicht über dreyzehn Hand hoch Wasser hat. Sie ist zehn oder eilf Seemeilen weit von dem königlichen Flusse gegen Norden, und sieben von dem Franciscusflusse gegen Mittag.

Beschreib. v. Brasilien.

Brasilien hat keine reichere und mehr bevölkerte Provinz, als Bahia. Die Stadt San Salvador ist auch der Aufenthalt des Generalstatthalters, des Bischofes, des Auditors, und aller Bedienten bey der Regierung.

Hauptmannschaft Fernambuc.

Der Namen **Fernambuc**, der siebenten Hauptmannschaft in Brasilien, ist eine verderbte Aussprache von **Pernambuc**, ohne daß sich Laet getrauet, zu entscheiden, ob man solche den Holländern oder Franzosen zuschreiben müsse. Diese Provinz ist hundert Seemeilen von Bahia gegen Norden, und nur fünfe von Tamaraca gegen Süden; welche Entfernung bloß von den Hauptstädten muß verstanden werden; denn die Gränzen der Hauptmannschaften stoßen an einander. Oliveira belehret uns, Fernambuc habe zum ersten Herrn **Eduard von Albuquerque** gehabt. Er giebt ihr einen weiten Umfang. Von Olinda erstrecket sie sich gegen Süden, ungefähr vierzig Seemeilen weit bis an den Fluß St. Franciscus. Gegen Norden von diesem Flusse liegt die Stadt **Alagoa**, wo zweene Flüsse zusammen kommen, sich ins Meer zu ergießen. Dicht darbey ist **Porto Calvo**, welchem gegen über man gegen Norden zween Flecken findet, welche **Una** und **Serinpham** heißen, und weiter hin ist ein anderer, aber viel ansehnlicherer Flecken, welcher den Namen **Poyucar** führet, an dem Flusse eben desselben Namens, welcher sich ein wenig oberhalb des Vorgebirges St. Augustin ergießt. Bey eben dem Vorgebirge ist der Flecken **St. Anton**, und tiefer die Kirche **Nostra Segnora de la Candelaria**, von da ein Weg geht, welcher nach denen Meyerhöfen, **Curacanas** genannt, führet, wo man viel Viehzucht hat. Von Curacanas nach Olinda rechnet man fünf Seemeilen, und neun oder zehn von dieser Stadt nach **Malta de Brasil**, einer überaus sehr bevölkerten Stadt, wo man einen Handel mit Färbeholze treibt, welcher nach dem Flecken St. Lorenz verführet wird. Dieses ganze Land, setzet Oliveira hinzu, hat viel Zuckermühlen.

Die Holländer, welche viel genauer sind, rechnen von dem Flusse St. Franciscus, welcher in der That vierzig Seemeilen weit von Olinda ist, fünf Meilen bis an einen kleinen Fluß, den sie **Coreripe** nennen, und welcher auf fünf oder sechs Meilen von der See mit einem indianischen Flecken besetzet ist, wo man auch einige Portugiesen findet. Sie versichern, man haue an diesem Orte allein eine große Menge von demjenigen Färbeholze, welches durch den Namen Brasilienholz vornehmlich unterschieden wird. Von diesem Flecken rechnen sie zwo Seemeilen bis nach dem Flusse St. Michael, wo man auch eben dergleichen Holz fället, aber vermuthlich nicht so viel. **Alagoa** ist drey Seemeilen von St. Michael. Man nennet Alagoa einen Binnensee, sieben oder acht Meilen vom Meere, wo man durch einen Fluß hinein geht, der ziemlich schwer hinauf zu fahren ist. Von der Mündung dieses Flusses sind sieben Meilen bis zu dem Flusse St. Anton, und noch zwo bis Camaragibe. Von Camaragibe nach Porto Calvo sind drey, und von Porto

Beschreib. v. Brasilien.

Calvo nach Barra grande vier. Der Fluß fällt hier in eine schöne Bay, wo der Ankergrund sehr gut, und die Einfahrt ohne Gefahr von der Nordseite so wohl als der Südseite ist. Sie ist aber auf der Nordseite nur für kleine Schiffe bequem. Man bauet hier viel Tabac, weil das Land nur flache Gefilde ohne Bäume hat. Von Barra grande hat man eine Seemeile weit bis nach Una, von da es vier Meilen sind bis nach dem Flusse, der unter dem Namen **Rio Formoso** bekannt, und ziemlich groß ist, Handelsschiffe aufzunehmen. Von diesem Flusse bis Serinhan zählet man zwo Seemeilen. Der Mündung des Flusses gegen über, eine halbe Seemeile weit, zeiget sich die Insel St. Alexis, der es an süßem Wasser fehlet. Von Serinhan sind es zwo Seemeilen bis nach dem Flusse **Macaripo**, wo man nicht über acht oder neun Hand hoch Wasser findet. Von diesem Flusse bis nach **Poyucar** sind es vier Seemeilen; von Poyucar höchstens eine bis nach dem Vorgebirge St. Augustin. Der Fluß **Morekipu** fällt in den Hafen dieses Vorgebirges. Die Einfahrt des Hafens ist leicht: die Felsen und Sandbänke aber, welche sie auf beyden Seiten umgeben, machen das Auslaufen sehr gefährlich. Die Holländer warfen daselbst eine kleine Schanze auf, als sie Olinda besaßen. Man trifft darauf gegen Norden vier Seemeilen von einem Flecken, **Pecissa** genannt, den Fluß an, welchen man **Rio de Sangados** nennet, und der nicht über sieben oder acht Hand hoch Wasser in seiner Mündung hat. Von Olinda gegen Norden findet man anfänglich den Fluß **Tapado**, darauf **Rio Dola**, und weiter hin **Pao Amorello**, von da man zwo Seemeilen bis nach **Maria Furinha** zählet. Von da ist nur noch eine halbe Meile bis an den Fluß Garasu übrig, welcher die Gränze dieser Hauptmannschaft machet.

Laet beobachtet hier, auf das Zeugniß eines Holländers, welcher viele Jahre in Brasilien zugebracht, es hätten die Portugiesen damals jährlich über vierzig tausend Kisten Zucker allein aus den Hauptmannschaften Fernambuc, Tamaraca und Paraiba bis nach Rio grande gebracht; welches ihm, saget er, nicht Wunder nimmt, weil er sonst schon wußte, daß man über hundert Mühlen in der Hauptmannschaft Fernambuc zählete. Er setzet nach eben den Nachrichten hinzu, die großen Mühlen braucheten funfzehn oder zwanzig Portugiesen und hundert Negern; die mittelmäßigen acht oder zehn Portugiesen und funfzig Negern; die geringern fünf oder sechs Portugiesen, und zwanzig Negern. Von den großen Mühlen zöge man jährlich sieben oder achttausend Aroben Zucker, von den mittelmäßigen vier oder fünftausend, und von den kleinen dreytausend *d)*. Die ordentlichen Schiffe, welche von Brasilien mit diesem Zucker abgiengen, bezahleten dem Könige zehn von Hundert, nach dem Oliveira, und noch fünfe, wenn sie in die portugiesischen Länder kommen: die Herren der Mühle aber, welche ihn auf ihre eigenen Kosten verführeten, wären von dem Fünften frey. Das Färbeholz gehörete dem Könige zu oder denjenigen, welche von ihm das Recht kaufeten, es zu fällen, und die Schiffe, welche zur Verführung desselben dieneten, wären verbunden, nach ihrer Größe, eine gewisse Last für seine Majestät mitzunehmen.

Olinda und Garasu.

Olinda ist eine berühmte Stadt, nicht allein wegen ihrer Lage und Größe, sondern auch noch mehr, wegen ihrer Eroberung von den Holländern, den 10ten des Hornungs 1630, und weil sie einige Jahre von denselben besessen worden. Sie ist an einem erhabenen Orte des Ufers gebauet, und enthält viele Hügel in ihren Ringmauern. Ihre Lage ist in der

Thai

d) Am angef. Orte, XV Buch 24 Cap.

That so seltsam, daß alle menschliche Kunst sie nicht würde befestigen können. Unter ihren öffentlichen Gebäuden thut sich das Jesuitercollegium hervor, welches von dem Könige Sebastian auf dem Abhange eines sehr angenehmen Hügels erbauet worden. Dieß ist der erste Gegenstand, welcher denjenigen in die Augen fällt, die von der See herkommen. Man lehret daselbst die jungen Leute des Landes die Wissenschaften, und die Kinder so gar lesen und schreiben. Gegen über ist ein Capucinerkloster: der Dominicaner ihres ist fast dicht am Ufer; und die Benedictiner haben in dem obern Theile der Stadt ein von Natur so wohl befestigtes Kloster, daß es deren vornehmste Vertheidigung ausmachet. Sie hat über dieses ein Frauenkloster, unter dem Titel der Empfängniß U. L. F. zwo Pfarrkirchen, deren eine dem heil. Heilande, und die andere dem heil. Petrus geweihet ist; ein Hospital, die Barmherzigkeit genannt, welches fast in der Mitte der Stadt, auf einem hohen Hügel liegt, an dessen Fuße eine andere Kirche steht, welche den Namen **Nostra Segnora del Gonparo** führet; die Kirche zu St. Johann; die zu **U. L. Frau de la Guadelupe**; und zwo andere **U. L. F. vom Berge** und **St. Amaro**, die außer den Ringmauern sind. Die Anzahl der portugiesischen Einwohner beläuft sich nur auf zweytausend; der Indianer und Sclaven ihre aber, oder des Gesindes von beyderley Geschlechte ist sehr groß. Indessen ist doch in Brasilien kein Ort, wo die Lebensmittel und andere Nothwendigkeiten seltener sind. Man bringt sie aus andern Gegenden, oder den Canarieninseln und aus Portugall selbst dahin.

Beschreib. v. Brasilien.

Der Hafen ist klein, und nicht sehr bequem. Außerdem ist er durch eine Reihe Felsen und Bänke, womit diese Küste in einer großen Strecke besetzet ist, dergestalt verschlossen, daß die großen Kauffahrdeyschiffe nur durch einen engen Canal einlaufen können; und das Becken, welches einen kleinen Fluß einnimmt, ist über eine Meile weit von der Stadt. Er hat aber an seinen Ufern einen Flecken oder eine Art von Vorstadt, in welcher man Vorrathshäuser für den Zucker und andere Kaufmannswaaren gebauet hat, nebst einer kleinen Schanze an der Einfahrt des Canales selbst, welche die Portugiesen seit dem Einfalle, den sie von den Engländern zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts unter der Anführung des Hauptmannes Lancasters, auf einem Felsen aufgeführet haben, und welche nebst der natürlichen Lage der Oerter den Zugang zum Hafen fast unmöglich machet.

Der Fluß, Namens **Rio Bibiribi**, geht an der Seite der Stadt vorbey, und nimmt nur sehr kleine Schiffe ein. Er fällt zwischen dem festen Lande und dem Canale oder dem Halse des Hafens hinein, woselbst er eine kleine Insel machet, welche **Vaaz** heißt, indem er sich mit einem andern Flusse, **Rio Capefecia** oder **Fidalgos** und von andern auch **Capibarivi** genannt, vereiniget, welcher von der Nordseite der Insel herabkömmt, wie der Bibiribi von der Südseite. Sie vereinigen sich durch einen Arm, welcher von diesem abgeht, und die Insel von dem festen Lande absondert.

Garasu verdienet weniger den Namen einer Stadt, als eines Fleckens. Es ist vier oder fünf Seemeilen von Olinda; und seine ersten Einwohner waren arme portugiesische Handwerksleute, welche von ihrer Handthierung oder dem Fällen des Färbeholzes lebeten. Als sich aber die Holländer Olinda bemeistert hatten: so zogen sie sich in diese Stadt, wo sie bey ihnen mehr zu gewinnen hoffeten. Man kömmt auch von Garasu in die See durch einen kleinen Fluß, welcher aus dem Gebiethe Tamaraca herkömmt.

Neun oder zehn Meilen von Olinda findet man den überaus sehr bevölkerten Flecken, **Amatta do Brasil**, dessen Einwohner sich vornehmlich beschäfftigen, Färbeholz zu fällen;

Amatta do Brasil.

Beschreib. v. Brasilien.

len; und es weit nach der See zu verführen. San Laurenzo ist ein anderer Flecken, der zwischen Amatta und der Stadt liegt, wo man eine große Menge vortrefflichen Zucker machet.

Guarape, Moribara, Camassarim, Vergea.

Von den Curacanas endlich rechnet man nur fünf Seemeilen bis nach Olinda; und in diesem Raume findet man zwey und zwanzig Zuckermühlen, deren Gegenden Guarape, Moribara, Camassarim und Vergea de Capivari heißen, nach dem Namen des Flusses, welcher deren Länder wässert. Das ganze Land ist wegen seiner grünen und fruchtbaren Gefilde überaus anmuthig; ohne zu erwähnen, daß die Negern und die andern Arbeitsleute daselbst die Bequemlichkeit haben, zu fischen, indem sie sich auf zwo Meilen von der See erstrecken.

Festungswerke der Holländer an dem Hafen Olinde.

Die Holländer unterließen nicht, sich in demjenigen Theile der Provinz zu befestigen, dessen sie sich bemeistert hatten. Man hat vielmals gesaget, daß fast die ganze Ostküste von Brasilien mit einer Kette von Felsen besetzet ist, die sich bey niedrigem Wasser, wie eine Mauer ungefähr funfzehn Toisen breit zeigen, und ob sie gleich an vielen Orten offen sind, jedoch nur durch eine kleine Anzahl sehr schmaler Canäle den Schiffen eine Fahrt lassen. Diese Art von Gürtel scheint sich Olinde gegen über in einem stumpfen Winkel zu endigen, wo die Portugiesen vor Alters eine kleine Schanze in dem Felsen gebauet hatten. Es fand sich auch an der Spitze einer Landzunge, welche von Olinde herunter kömmt, ein Flecken, Namens le Recif oder die Klippe; und diese Zunge, welche so schmal ist, daß sie nirgend über funfzig oder sechzig Toisen Breite hat, wird gegen Abend durch den Fluß Bibiribi, so wie gegen Morgen durch das Meer, zusammen gezogen. Der Flecken, welcher vordem offen war, wurde mit einer Mauer und Palissaden eingeschlossen. Die Schanze, welche gegen Osten lag, und von den Portugiesen St. Georg genannt wurde, ward vergrößert und durch neue Werke befestiget, und die Holländer nannten sie Bruga. Sie führeten jenseits des Flusses auf der Ecke des festen Landes, der Insel Vaaz gegen über, ein Hornwerk auf, welches den Namen Wardenburg bekam, und in der Insel selbst, fast vor dem Gesichte der Klippe, oder des Recif, baueten sie eine andere Schanze, die gegen Süden zu sah, und Ernst genannt wurde. Hundert und funfzig Schritt von diesem Werke, macheten sie noch ein anderes von fünfeckichter Gestalt, und einer sonderbaren Stärke, welchem sie den Namen des Prinzen Friedrich Heinrichs gaben. Endlich fügeten sie noch die Amalienschanze, und viele kleine Redouten hinzu, welche alle Zugänge durchaus verschlossen.

Hauptmannschaft Tamaraca.

Tamaraca, die achte Hauptmannschaft in Brasilien, wird für die allerälteste gehalten, obgleich die Nachbarschaft von Fernambuc und Paraiba sie fast unbekannt bleiben lassen. Sie hat ihren Namen von dem Eylande Tamaraca oder Tamarica, welches durch einen sehr schmalen Canal von dem festen Lande abgesondert ist, und dessen Länge ungefähr drey Seemeilen, und die Breite zwo machet. Ein Geschichtschreiber versichert e), die Franzosen wären die ersten Besitzer dieser Provinz gewesen, und die Portugiesen hätten sie ihnen weggenommen. Sie erhält noch ihren Namen in einem der Insel nahegelegenen Hafen, welchen die Portugiesen selbst Porto dos Franceses nennen.

Diese Insel, die nur fünf Seemeilen von Olinda ist, hat in Süden einen ziemlich guten Hafen, in welchen man durch einen Canal einläuft, welcher niemals weniger, als funf-

e) La Popliniere in seinem Buche von den dreyen Welten.

VERFOLG VON BRASILIEN

von der aller Heiligen bis nach St. Paul

Zur allgemeinen Historie der Reisen

Aus des Hrn Danville Karte von America.

Gemeine französische See-meilen

5 10 15 20 25 30

Westliche Længe von der Pariser Mittages linie

Strecke des wüsten und wenig bekannten Landes

Große Ebenen

BAHIA

S. Salvador

Bay aller Heiligen

S. Pauls Geburge

Barre von Camamu

Os-Ilheos od. die Inseln

Indianisches Dorf

Porto Seguro

Ville Neuve du Prince

Abrolhos das ist die Felsen

Spirilu Santo

Villanica

St. Francifcus Fl.

Cap St. Thomas

C. Frio

Rio Janeiro

S. Paul

Santos

S. Joseph

Villa Carmo

Camarges

Villa Gaba

Pindamaha

Taubaté

Angra dos Reies

I. Marambaya

I. S. Sebastien

Spitze Rio Doce

Ruhe-Insel

Barreiras

Franzosen Insel

Fischerey-see

S. Anton

Porto Velho

Punta Gorda

Bruder fluß

Spitze Tubaraon

HAUPTM. DES ILHEOS

HAUPTM. PORTO SEGURO

HAUPTMANNSCH. SPIRITU SANTO

HAUPTM. RIO JANEIRO



fünfzehn oder sechzehn Hand hoch Wasser hat. Er wird durch eine portugiesische Schanze vertheidiget, die auf einem hohen und sehr schwer zu ersteigenden Hügel liegt. Indessen führeten doch die Holländer aus Olinda, um ihren Feinden diese Bequemlichkeit zu benehmen, an dem Eingange des Canales selbst, eine andere Schanze auf, die sie Orange nannten, und zwangen sie zu der einzigen Fahrt, welche an der Nordseite übrig ist: welche aber nur neun oder zehn Hand hoch Wasser hat, und also nur sehr kleine Schiffe einnehmen kann. Sie wird Catuaina genannt.

Beschreib. v. Brasilien.

Die Insel Tamaraca und das Stück von dem festen Lande, welches seinen Namen führet, gehören den Grafen von Monsanto, die jährlich dreytausend Ducaten Einkünfte aus den Zuckermühlen ziehen, welche sie besonders auf dem Flusse Goiana oder Govana und in den Gegenden Aracipe und Paratibe haben.

Flüsse an der Küste.

Eine Seemeile weit von der Insel kömmt aus dem festen Lande der kleine Fluß Massarandu, auf welchem man mit kleinen Fahrzeugen hinauf gehen kann; und von der Insel selbst gegen Westen sind zween andere eben so kleine Flüsse, welche Aripe und Ambor heissen. Sechs Seemeilen von der Insel gegen Norden findet man den Fluß Govana, welcher nicht über neun oder zehn Hände hoch Wasser an seiner Mündung hat, dessen Bette aber weiter im Lande selbst viel tiefer ist. Sieben oder acht Meilen von der See liegt an seinen Ufern ein kleiner Flecken, bis an welchen die kleinen Fahrzeuge hinauf gehen können, um Zucker aus vielen Mühlen zu laden. Zwo Meilen vom Govana gegen Norden liegt der Franzosenhafen oder Porto dos Franceses. Er ist durch zweene Felsen verschlossen, hinter denen man sehr sicher liegen kann, es wohnen aber heutiges Tages nur einige Fischer daselbst.

Bevor man zu der folgenden Hauptmannschaft geht, läßt man uns hier wieder zurück kehren, damit wir uns eine richtigere Vorstellung von der Küste machen mögen.

Besichtigung der ganzen Küste.

Von Britioga, dem nordlichen Hafen der folgenden Hauptmannschaft St. Vincent, nach der Insel St. Sebastian rechnet man neun oder zehn Seemeilen. Dieses Eyland liegt, nach den Beobachtungen der Holländer im vier und zwanzigsten Grade der Süderbreite. Sein Ufer bringt eine Art von sehr giftigen Erbsen hervor. Man rechnet vier Seemeilen von St. Sebastian bis nach der Schweininsel. Der Ankergrund ist sehr bequem zwischen diesen Inseln und dem festen Lande. Daselbst findet sich die Bay Ubatuba. Von der Schweininsel bis nach der großen Insel rechnen einige sieben, andere mehr Meilen: alle zusammen aber stellen die große Insel als ein hohes Land voller Holzungen und Felsen vor, welches einen Ueberfluß von frischen Wasserquellen und viele bequeme Häfen hat, Wasser und Holz einzunehmen.

Zwo Meilen von dieser Insel gegen Westen findet man das Vorgebirge Carussú und gegen Norden Angra dos Reyes. Sie hat an der Ostseite Morembaya, von da man vier Meilen bis nach dem Flusse Garatúba, und von diesem Flusse auch viere bis nach dem Flusse Toyúgúa rechnet. Diese beyden Flüsse nehmen nur kleine Fahrzeuge auf. Zwo Meilen von Toyúgúa ist ein sehr hoher Felsen, wie ein Zuckerhut gemacht, aber mit einer flachen Spitze, welcher Gavea heißt; und noch zwo Seemeilen weiter kömmt man zu dem Flusse Rio Janeiro. Dieser Fluß ist also beynahe zwölf Seemeilen von der großen Insel. Von Janeiro rechnet man achtzehn bis nach dem Vorgebirge Frio, welches im drey und zwanzigsten Grade liegt, bis hieher geht die Küste gegen Osten.

Beschreib. v. Brasilien.

Von dem Vorgebirge Frio bis nach der San Salvadorsbay ist die Entfernung neun Seemeilen; und die Küste wendet sich hier gegen Norden. Von eben dem Vorgebirge bis nach der Insel St. Anna, welche gegen das feste Land zu steht, sind zwo Seemeilen; und dieser Raum bildet ein sehr bequemes Stilllager für die Schiffe. Die Insel selbst ist angenehm, und mit Bäumen bekleidet, unter welchen man eine Art von Kirschbäumen findet, deren Frucht einen sehr rauhen Kern in sich schließt, und doch nichts destoweniger von einem süßen Geschmacke ist. Das süße Wasser aber fehlet daselbst. Von der Insel St. Anna rechnet man acht Seemeilen bis nach dem Vorgebirge St. Thomas, dessen Lage in zwey und zwanzig Grad ist; und von diesem Vorgebirge noch acht bis zu dem Flusse Paraiva. Von Paraiva nach Manage fünf Seemeilen; eben so viel von Manage nach Jtapemeris. Die Holländer setzen den Fluß Dolce, an welchem Portugiesen wohnen, in ein und zwanzig Grad; und noch zehn Minuten weiter die Insel St. Clara, welche eine halbe Meile von dem festen Lande entfernet, mit Palmbäumen bedecket, und mit süßem Wasser wohl versehen ist. Vier oder fünf Seemeilen von Jtapemeris nach Gleretebe, welches im zwanzigsten Grade, fünf und vierzig Minuten ist; sieben von Gleretebe nach Guarrapare, welches die Portugiesen Sierra de Guariparis nennen. Von Guarrapare nach der Stadt Spiritu Santo, acht Seemeilen. Von der Bay dieser Stadt sechs Seemeilen bis an den Fluß der heil. drey Könige, welcher in neunzehn Grad, vierzig Minuten ist; und von da acht bis nach dem Flusse Dolce; sieben von diesem Flusse bis Criquare; zehn von Criquare nach Maranepe oder Mucuripe, im achtzehnten Grade, funfzehn Minuten gelegen. Von Maranepe bis Parauepe oder Pesteripe rechnet man fünf; und von Parauepe bis nach las Caravelas drey; darauf bis Barreiras Vermeilhas sechs und noch weiter bis Corebado, welches in siebenzehn und einem halben Grade der Linie ist, zwo Seemeilen. Von Corebado nach Porto seguro zählet man achtzehn.

Es sind nur drey Seemeilen von Porto seguro nach Santa Cruz, wo die Portugiesen anländeten, als sie dieses feste Land entdecketen; und neun oder zehn von Santa Cruz bis Rio grande. In diesem Raume trifft man die berühmten Klippen an, welche Baixos de San Antonio genannt werden. Achtzehn Seemeilen von Rio grande nach Jlheos; und man findet zwischen beyden sehr hohe Gebirge, welche das Ufer unter dem Namen Sierra de Aymures besetzen.

Von Jlheos nach dem Flusse das Contas sind acht oder neun Seemeilen; von da bis nach Camamu sechs, und drey von Camamu nach Guepena; darauf viere bis an den Fluß Finchares, welcher mit einem großen Gebirge, Morro de St. Pablo genannt, besetzet ist. Von diesem Flusse nach der Bay aller Heiligen, sind nur noch zwölfe übrig. Darauf zählet man sechs und zwanzig bis zu dem königlichen Flusse, welcher im eilften Grade dreyßig Minuten ist: siebenzehn von diesem Flusse bis nach dem Flusse St. Franciscus; funfzehn von dem Flusse St. Franciscus bis nach der Spitze, die man Guira nennet; sechse von dieser Spitze nach dem Felsen Cameraguba; fünfe von Cameraguba nach dem Steinflusse; und von da zwölfe bis nach dem Vorgebirge St. Augustin. Das Eyland St. Alexis ist fünf Meilen weit von diesem Vorgebirge gegen Süden im achten Grad fünf und vierzig Minuten, und es fehlet ihm an keinen Bequemlichkeiten, Holz und Wasser einzunehmen. Vom Vorgebirge St. Augustin bis Fernambuc sind acht; von Fernambuc

Beschreib. v. Brasilien.

buc nach Tamarica vier oder fünf; funfzehn von Tamarica nach Paraiba, wo man uns durch diese lange Herrechnung hat hinführen wollen.

Hauptmannschaft Paraiba.

Die Hauptmannschaft Paraiba hat ihren Ursprung den Franzosen zu danken. Die Portugiesen baueten daselbst, nachdem sie solche im 1584sten Jahre daraus verjaget hatten, eine Stadt und einige Flecken, deren Einwohner sich nur auf den Zuckerbau legen. Man giebt vor, sie sammelten jährlich ungefähr hundert und funfzig Aroben.

Wenn man der Küste gegen Norden folget von Porto dos Franceses: so trifft man anfänglich das weiße Vorgebirge in sechs Grad fünf und vierzig Minuten an; von da man nur zwo Seemeilen bis an den Fluß Paraiba rechnet, welcher der Hauptmannschaft seinen Namen giebt. Dieser Fluß fällt, durch eine ziemliche große Mündung, in das Meer gegen Osten, indem er ein wenig gegen Süden abweicht. Er enthält eine längliche Insel, die auf ihrer mittäglichen Spitze ganz mit Bäumen bedecket ist. Die Franzosen hatten eine kleine Schanze gebauet, welche die Portugiesen vergrößert haben, vornehmlich, nachdem sich die Holländer Olinda bemeistert. Der Fluß, welcher von Westen in seinem Laufe herunter kömmt, ist so voller Klippen und Sand, daß ihn nur erfahrene Lootsleute hinauf fahren können. An seinem mittäglichen Ufer liegt die Stadt Paraiba, welche auch Philippea genannt wird, in einer Art von Bucht drey Seemeilen vom Meere, wohin die Kauffahrdenschiffe gleichwohl nur mit einiger Schwierigkeit kommen. Diese Stadt, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur von vier oder fünfhundert Portugiesen bewohnet worden, ist seit der Einnahme der Stadt Olinda von den Holländern, weit mächtiger geworden. Sie war offen: die Nachbarschaft des Feindes aber hat gemacht, daß man sie mit einer Mauer und einigen andern Festungswerken umgeben hat.

Stadt gleiches Namens.

Diese Hauptmannschaft hat an der Nordseite ein anderes Vorgebirge, Namens Punta de Lucena, woselbst man einen sehr guten Ankergrund hinter einigen Felsen findet, welche ins Meer gehen. Einige geben dem Flusse Paraiba den Namen San Domingo. Zwo Seemeilen von seiner Mündung findet man einen andern Fluß, welcher Mangiape heißt, und welcher vor seiner Mündung eine mit Manglebäumen bedeckete Insel hat, von welchen Bäumen er auch seinen Namen hat. Seine Ufer werden von einigen Portugiesen bewohnet, welche daselbst viel Vieh halten.

Der ganze Boden in dieser Hauptmannschaft ist überaus fruchtbar, und nicht ohne Annehmlichkeiten. Man findet daselbst an vielen Orten Färbeholz, und so gar einige Silberbergwerke, vornehmlich in einer Gegend, welche die Indianer Tayuba nennen. Diejenigen, welche diesen Theil des festen Landes bewohnen, heißen Petivarer. Sie lebeten in einer genauen Verbindung mit den Franzosen, und ihre Treue zeiget sich gegen die Portugiesen eben so. Sie haben aber barbarische Völker zu Nachbarn, die Figuarer genannt, mit denen sie beständig Krieg führen.

Insel Fernand de Noronha.

Vor dieser Küste liegt, nach der Rechnung der Portugiesen, funfzig Seemeilen weit, und nach der Holländer ihrer siebenzig, die Insel Fernand de Noronha, von welcher man schon einige Nachrichten, nebst ihrer wahren Lage gegeben hat *f*). Sie ist ungefähr zwo Meilen lang und eine breit. Diejenigen, welche ihre Gestalt sorgfältig beobachtet haben, vergleichen sie mit einem Lorberblatte. Sie ist in ihrem größten Theile flach, einige zerstreuete Berge ausgenommen, wovon sich einige in Gestalt eines Thurmes erheben, und mit einem andern

f) Im XIV Bande dieser Sammlung.

Beschreib. v. Brasilien.

andern flachern begleitet sind, welche sehr gut eine Kirche mit ihrem Glockenthurme vorstellen g). Man giebt vor, das Erdreich sey so salpetricht, daß die Quellen, die daselbst in großer Anzahl sind, und die Ströme selbst, die man von den Bergen zu der Regenzeit herunter schießen sieht, nach Salpeter schmecken. Es ist dennoch sehr fruchtbar. Verschiedene Arten von Hülsenfrüchten wachsen daselbst von Natur. Der P. Claudius von Abbeville sah daselbst, bey seiner Fahrt mit den Franzosen, welche nach der Insel **Marignan** giengen, Bäume von einer so caustischen Beschaffenheit, daß diejenigen, welche deren Blätter angerühret hatten, und darauf die Hand an das Gesicht brachten, scharfe Schmerzen empfanden, und des Gesichtes auf einige Stunden beraubet wurden. Es findet sich daselbst aber auch ein anderer Baum, dessen Blätter gleich zum Hülfsmittel dienen.

Die Küsten der Insel sind fast durchgängig sehr steil, vornehmlich an der Nordseite, wo die See ordentlicher Weise so stark geht, daß es den Schaluppen schwer fällt, daselbst anzuländen. An der Ostspitze sieht man einige andere kleine Inseln, oder vielmehr einige Felsen, die durch sandichte Canäle davon abgesondert sind. Die Westseite hat zwo ziemlich bequeme Rheden; die eine dicht bey der Ostspitze der Insel, wo ein Bach hineinfällt, der zum Wasser einnehmen bequem fällt; die andere unter demjenigen Berge, welcher die Gestalt einer Kirche hat. An der Ostseite und fast mitten in der Insel findet man eine kleine Bay in Gestalt eines halben Mondes. Der angeführete Reisende redet von einer andern Insel, die von dieser nicht weit entfernet, aber viel kleiner ist, welche er die Feuerinsel nennet, und worinnen man eine sonderbare Menge Vögel findet.

Küste von Mongiangape bis Rio grande.

Ein Winkel, welchen das feste Land an dem Ende der Hauptmannschaft Paraiba machet, ist der letzte Ort, wo die brasilianische Küste gegen Osten geht. Sie wendet sich hier gegen Westen, und zeiget sich fast gerade gegen Norden. Dieses hat ihr von den Holländern den Namen des nordlichen Brasiliens geben lassen. Da diese Küste bis an Rio grande wenig bekannt ist: so ist man hier verbunden, diejenigen Nachrichten zu sammeln, welche in der portugiesischen Reisebeschreibung des Figueredo, in den holländischen Nachrichten, und in einigen französischen Reisebeschreibungen hin und wieder zerstreuet sind.

Von dem Flusse **Mongiangape** bis nach der Verrätherey-Bay, **Bahia de Treyciaon**, rechnet man eine Seemeile. Diese Bay ist nach den Holländern sieben Meilen von Paraiba in sechs Grad zwanzig Minuten Süderbreite. Sie wird gegen Osten durch eine niedrige Spitze verschlossen, von welcher eine Sandbank abgeht, die sich beym Abgange der Fluth zeiget, und einen großen Theil der Bay bedecket, wodurch sie denn einen sichern und bequemen Ankergrund für zwölf oder funfzehn Schiffe hinter sich läßt. Das feste Land zeiget hier sehr dicke Gehölze, zwischen welchen und dem Ufer man eine Art von Teiche findet, eine Viertheilmeile breit, wo man durchwaden kann, ausgenommen in der Regenzeit. Weiter hin haben die Portugiesen eine Kirche und einige Meyerhöfe, wo sie Vieh halten. Ein Theil von der Völkerschaft der Figuarer, welche diese Orte bewohnete, ist den andern Brasilianern weder in der Sprache, noch in den Sitten ähnlich. Sie hegete so großen Haß wider die Portugiesen, daß sie sich nicht sehr bitten ließ, sich wider sie für die holländischen Truppen zu erklären. Nach deren Abzuge aber sah sie sich der Rache derjenigen ausgesetzet, die sie verrathen hatte. Sie erschlugen einen Theil derselben, und trieben den andern in die Flucht. Einige von den Flüchtigen begaben sich nach der Seite von Olinda, von da die Holländer

g) Die Holländer haben sie auch die Insel **Kerke**, das ist Kirche genannt.

länder viele mit nach Europa nahmen, sie ihre Sprache lehreten und nützliche Erläuterungen wegen des Landes von ihnen erhielten, welches sie bewohnet hatten.

Beschreib. v. Brasilien.

Von der Verrätherey bay bis nach dem kleinen Flusse Cromataym ist die Entfernung eine Seemeile. Figueredo giebt diesem Flusse den Namen Camaratuba und endiget an seinem Ufer die Hauptmannschaft Paraiba. Man kann ihn nur in Barken hinauf fahren. Die Figuarer haben vier Seemeilen von dem Ufer einen großen Flecken, Namens Tabussura, dessen Cacique Rayuari hieß. Vier Seemeilen von eben dem Flusse findet man nach dem Figueredo, eine Landspitze, hinter welcher sich eine Bay öffnet, welche die Portugiesen Bahia formosa nennen, woraus gegen Osten ein kleiner Fluß geht, welchen eben der Schriftsteller Rio Huagau und die Holländer Congaycu nennen. Er trägt vier oder fünf Meilen weit Fahrzeuge von mittelmäßiger Größe bis an den Ort, wo die Portugiesen einen Flecken und Zuckermühlen haben. Die Bay hat den Namen Quartapicaba unter den Indianern. Man findet daselbst eine Menge Färbeholz, welches die Franzosen ehemals fälleten. Von Bahia formosa rechnet man nur eine Seemeile bis an den Hafen Cürümatau, welcher eben so sicher, als bequem ist. Eine halbe Seemeile weiter kömmt man an den Fluß, welchen Figueredo Rio Sübauma nennet; und ein wenig weiter darüber hinaus trifft man eine Erdspitze, Punta de Pipa genannt, an, hinter welcher die Schiffe eine Bedeckung finden. Darauf trifft man ein Ufer ohne Hafen, und mit Holze bedecket an, welches Parananbuco heißt, in dessen festem Lande man nur einen See Guairara genannt, kennet. Die Figuarer rechneten vier Meilen von Cürümatau nach diesem See, und darauf noch drey bis an den Fluß Tareyrik, wo man, wie sie sagen, eine Art gelbes Holzes findet, welches sie Tatayuba nennen. Sie versicherten, dieses Theil des festen Landes habe Eisen oder Ita, welchen Namen sie diesem Metalle gaben. Auf ihr Zeugniß setzet man auch noch, eine Seemeile weiter hin, den Fluß Pirangue und den Hafen, welchen die Portugiesen dos Busios nennen, von welchem Figueredo drey Seemeilen bis nach Punta nigra rechnet. Die Schiffe finden hinter dieser Spitze einen bequemen Ankergrund; und von da sind nur noch zwo Seemeilen bis Rio grande übrig. Punta Pipa ist in sechs Grad. Nicht weit von dos Busios ist ein anderer Hafen, Turus genannt, in fünf Grad vierzig Minuten. Zwischen diesen beyden Hafen hat der Pirangue seine Mündung.

Vor dieser Küste zehn oder zwölf Seemeilen von dem festen Lande, trifft man die große und berühmte Klippe an, welche die Portugiesen los Baixos de San Rogue nennen. Sie erstrecket sich viele Seemeilen zwischen Osten und Westen, wobey sie sich dem festen Lande auf dieser letztern Seite nähert, so daß sie zuweilen nur vier oder fünf Meilen davon entfernet ist. Die Klugheit erlaubet nicht, anders als bey Tage hinan zu fahren, weil man alsdann durch die Weiße des Wassers vor der Gefahr gewarnet wird.

Hauptmannschaft Rio grande.

Der Fluß, welchen die Portugiesen Rio grande nennen, führet unter den Brasilianern den Namen Poteingi. Seine Mündung ist in fünf Grad, dreyßig Minuten Süderbreite. Die Einfahrt in denselben ist schwer; weiter hinein aber ist er angenehm, und hat Wasser genug. Die Franzosen hatten es unternommen, sich daselbst zu setzen, nachdem sie Rio Janeiro verlassen hatten, und hatten sich daselbst durch eine Verbindung mit den Indianern des Landes befestiget, welche die Petivarer hießen. Der König in Spanien aber, welcher damals Portugall besaß, litt so gefährliche Nachbaren nicht lange daselbst. Feliciano Cuello de Carvalho, Statthalter zu Paraiba, erhielt Befehl, sie von da zu vertreiben; und er rühmete sich in einem Briefe von 1597, er hätte diejenigen zurück getrie-

Die Franzosen setzen sich an diesem Flusse.

 ben,

Beschreib. v. Brasilien.

ben, welche die Schanze Capo delo zu überrumpeln versuchet hätten, wobey er um Beystand ansuchete, sie von Rio grande zu verjagen, wo er seinem Bekenntnisse nach sie anzugreifen, nicht im Stande wäre. Er setzete hinzu, sie hätten an einem Orte des festen Landes, Namens Capaoba, viele Silberbergwerke entdecket, woraus sie großen Reichthum gezogen hätten. Indessen scheint es doch nicht, daß sie gezwungen worden, ihren Sitz vor dem 1601sten Jahre zu verlassen. Knivet, ein reisender Engländer, dessen Zeugniß man schon angeführet hat, erzählet, da er in diesem Jahre von Rio Janeiro abgegangen, so habe er sich nach Fernambuc begeben, von da der Statthalter Emanuel de Mascarenhas vierhundert Portugiesen und dreytausend Indianer dem Feliciano Cuello zu Hülfe geführet, welcher damals von einer Menge Wilden, der Franzosen Bundesgenossen, bedränget worden, und welcher diese Feinde von Portugall, nachdem er sie geschlagen, den Frieden unter gewissen Bedingungen annehmen ließ; darauf habe er eine Schanze an dem Ufer des Flusses bauen lassen, und dieses Land sey eine neue portugiesische Statthalterschaft geworden, welche heutiges Tages die zehnte Hauptmannschaft in Brasilien ist.

Die Holländer, welche 1631 von Fernambuc mit einer Flotte abgiengen, um sich der Schanze Rio grande zu bemeistern, bezeugeten, daß sie zur Linken der Mündung des Flusses auf einem Felsen lag, der durch einen sehr schmalen Canal von dem festen Lande abgesondert war; sie wäre mit einer steinernen Mauer, und verschiedenen Festungswerken umgeben, die in den Fluß hinein giengen, und mit vielem Geschütze versehen; so daß ihre Lage und ihre Vertheidigungen den Schiffen die Annäherung sehr schwer macheten; endlich so könnte sie nur durch Hunger oder Mangel an süßem Wasser gezwungen werden, welches sich die Einwohner aus einem kleinen benachbarten Flusse müßten bringen lassen.

Diese Hauptmannschaft enthält keine große Anzahl Portugiesen. Sie besteht aus sechzig oder achtzig Mann, welche die Besatzung der Schanze ausmachen, und einigen andern, die ein benachbartes Dorf bewohnen, um Zuckerröhre zu bauen, und Vieh zu halten. Die Indianer sind daselbst sehr selten. Die meisten sind von den Portugiesen aufgerieben worden, und die übrigen haben sich zu den Tapuyraern begeben.

Küste von Rio grande.

Figueredo, welcher die Beschreibung dieser Küste unternimmt, versichert, es sey zwo Seemeilen von dem großen Flusse nach dem Vorgebirge Siara, hinter welchem er einen Fluß gleiches Namens hervor kommen läßt. Die Holländer setzen in diesen Raum, noch keine Meile von Rio grande, eine kleine sehr bequeme Bay, welche die Indianer Jenipabu nennen. Figueredo rechnet noch ferner von dem Vorgebirge Siara bis nach der Bay Petitigua, welche sehr groß ist, und wider alle Arten von Winden geschützet wird, neun oder zehn Seemeilen: die Holländer rechnen zwo Seemeilen vom Vorgebirge Siara bis nach dem Flusse Morunjape, und sechs von diesem Flusse bis nach einer Landspitze, die sie Pequetinga nennen.

Unterschied unter Figueredo und den Holländern.

Von der Bay Petitigua erstrecket sich die Küste, nach dem Figueredo, noch ferner gegen Westen, und ist bald hoch, bald niedrig, und an verschiedenen Orten bis nach Omerco, welches nur fünf und zwanzig Seemeilen davon entfernet ist, mit Holzungen bedecket. Es scheint, saget eben der Geschichtschreiber, dieser Ort habe ehemals die Portugiesen von den Castilianern abgesondert. Die Holländer rechnen sechs Seemeilen von Pequetinga nach der Spitze Chugasu oder Ugassumha, und bemerken, daß sich die Klippen St. Roch bey dieser Spitze endigen. Es folget eine andere Spitze auf sie, heißt es, welche sie Ubarandúba nennen.

Figue-

Figueredo rechnet von Omarco nach Guamarac funfzehn Seemeilen von einer niedrigen Küste, die mit einigen Sandhügeln untermischet ist, hinter welchen man sehr weit in dem festen Lande hohe Gebirge entdecket, welche die Indianer Buturuna nennen. Die Holländer setzen Guamare in vier Grad fünf und vierzig Minuten Süderbreite.

Nicht weit von Guamare entzieht sich die Küste, nach dem Figueredo, um eine Bay zu bilden, deren Ufer sehr sumpficht und mit Manglebäumen bedecket sind. Daselbst sind die berühmten Salzquellen, welche den Namen von Guamare führen, und woraus man im Ueberflusse Salz von einer ungemeinen Weiße zieht, welches sich daselbst von Natur bildet. Die Holländer bemerken, daß es ein Fluß ist, welcher Caru Bretuma oder Rio de Salinas heißt, und daß er drey Meilen von Guamare gegen Westen fließt. Figueredo rechnet zwo Seemeilen von den Salzquellen nach Maretuba, einer sehr geraumen Bay, welche das Meer durch vier Eingänge einläßt, und wo die Küste sich bis an die Spitze zu erheben anfängt, die er Punta do mel nennet, vor welcher ein Strom, Namens Guararahu, heraus geht. Die andern melden, daß man sich auf zwo Seemeilen von der Küste entfernen müsse, um eine Menge Felsen und Sandbänke zu vermeiden, und daß aus dieser Küste vier Flüsse herausgehen, jeder eine halbe Meile von einander, welche Guapetuba, Maneutuba, Gararassu und Persin heißen, und mit einer Menge Indianer bevölkert sind, obgleich ihre Mündungen von vielen Felsen beschwerlich zu befahren gemacht werden. Sie setzen hinzu, Punta do mel heiße unter den Indianern Cucaratuba; zwo Seemeilen von Guararahu gehe der Fluß Uquiaguara und acht Seemeilen weiter der Fluß Hupankma heraus; die Küste fange hier wieder an, niedrig zu werden bis nach gewissen röthlichen Hügeln, worauf die Bay Ubarana folget, von da sie acht Seemeilen bis Jaguaribe zählen, welches im vierten Grade liegt.

Jenseits Jaguaribe wird die Küste höher, und ist in einem Raume von zwanzig Seemeilen, bis nach Iguape beständig mit Bäumen bekleidet. Iguape ist eine sehr offene Bay, wo man aber kein süßes Wasser findet.

Von Iguape bis Mocuripa rechnet man acht Seemeilen an einer sehr hohen Küste, hinter welcher große Berge stehen, welche die Indianer Camume oder Aquimume nennen. Fünf Seemeilen von Iguape geht der Fluß Ypocara heraus, welcher ohne Hafen und ohne Rhede ist; und zwo Seemeilen weiter Rio Coco. Die Bay Mocaripe ist im dritten Grade vierzig Minuten. Man findet darauf nicht weit davon das Land Ciara, wo sich die Portugiesen in der Mitte des vorigen Jahrhundertes niederzulassen anfingen, und welches Oliveira unter die brasilianischen Hauptmannschaften rechnet.

Die Indianer Figuarer, von denen die Holländer Nachrichten einzogen, macheten ihnen von dieser Küste eine etwas unterschiedene Beschreibung von dem Vorgebirge Siara. Sie rechneten eine Seemeile bis nach dem kleinen Flusse Piracabuba; und von da zwo Seemeilen bis nach Pecutinga; darauf sechse bis nach dem kleinen Flusse Uguasu; achtzehn von Uguasu bis Kaalsa; zwo von Kaalsa bis Guamare; und eine von Guamare bis Caruarchama, wo man schöne Salzquellen in den trockenen Zeiten findet; eine halbe Meile von den Salzquellen bis nach dem kleinen Flusse Barituba, und von da eine Seemeile weiter bis nach dem Flusse Guararahug. Ueber diesem Flusse wohnen die Tapuyaer, der Portugiesen Todtfeinde, und hinter ihnen noch eine andere barbarische Völkerschaft, welche die Jandaver heißt. Von Guararahug bis Jandupatissa zwo Tagereisen; und von da eine halbe Tagereise bis nach dem Strome Wupanama, von da man sechs

Beschreib. v. Brasilien.

Seemeilen bis nach dem Flusse Avarance hat; von da sind noch sechs Seemeilen bis nach dem Flusse Ruguarich; eine halbe Seemeile darauf bis nach dem Flusse Pariporie, und eine Seemeile bis Guatapugui. Diese Flüsse werden von einer Linie der Tapuyaer, die Japovatonen genannt, bewohnet, welche große Feinde der Portugiesen sind. Sechs Seemeilen weiter kömmt der kleine Fluß Wichoro heraus, dessen Mündung nicht bewohnet ist, im Lande aber findet man die Völkerschaft der Hytartayner, welche auch von den Tapuyaern herstammet. Figueredo räth den Portugiesen, alle diese Wilden sorgfältig zu vermeiden. Zwo Tagereisen vom Ufer sieht man hier noch die Gebirge Wichoro, woselbst der Salpeter in so großem Ueberflusse ist, daß er aus den Steinen tröpfelt. Von Wichoro rechneten die Figuarer sechs Seemeilen bis Iguaguasit, darauf eilfe nach Mucurú, und von da noch eine bis Ciara.

Hauptmannschaft Ciara und übrige Küste bis nach Maragnan.

Ehe man zu der Hauptmannschaft Ciara geht, machen unsere Führer noch einige Anmerkungen wegen Mucurú. Die Holländer sind wegen der Lage dieses Ortes nicht einig, welchen einige in drey Grad zwanzig Minuten setzen, und ihn für die Bay halten, welche die Franzosen die drey Schildkröten nennen; da hingegen andere sie in drey Grad zwey und funfzig Minuten setzen. Es scheint, daß sie also zwoen verschiedenen Bayen, die zwölf Meilen von einander sind, einerley Namen geben. Der Verfasser einer holländischen Reisebeschreibung, welcher im Windmonate 1601 in einer Bay, die er Mucurú nennet, vor Anker lag, erzählet, es wären viele Indianer an Bord gekommen, die ihm gemeldet, dieser Ort wäre nicht weit von einem Berge, wo man eine Menge Smaragden fände; als er darauf mit ihnen ans Land gestiegen, habe er die Nacht in einem sehr bevölkerten Flecken zugebracht, und von da sey er an den Fuß eines sehr hohen Gebirges geführet worden, aus welchem ein sehr harter und sehr weißer Felsen hervorgieng, welcher Smaragden von dem schönsten Grüne in sich zu enthalten schien: aus Mangel eiserner Werkzeuge aber konnte er diese Muthmaßung nicht bestätigen. Eben die Indianer sageten zu ihm, sie hätten zuweilen Franzosen an ihrer Küste gesehen.

Wir wollen nun in Ciara hinein gehen, welches Oliveira, wie wir gesaget haben, unter die portugiesischen Hauptmannschaften rechnet. Sie hat aber doch nur wenig portugiesische Einwohner. Sie haben daselbst eine Schanze an dem Fuße eines Berges zur Rechten des Hafens gebauet, welcher keine große Schiffe einnehmen kann. Ein kleiner Fluß, welcher da hinein fällt, ist der einzige, den man in einem Raume von drey Meilen antrifft. Unter dem Fort haben die Portugiesen ein Dutzend Häuser, unter welchen man des Statthalters seines erkennet. Man giebt dieser kleinen Provinz nicht über zehn oder zwölf Seemeilen im Umfange. Zwey oder drey Fahrzeuge, welche alle Jahre daselbst anländen, hohlen verschiedene Waaren von da, als Hanf, Crystall, einige andere kostbare Steine und vielerley Holz. Die Zuckerröhre wachsen hieselbst von freyen Stücken: zu der Zeit aber, wovon hier die Rede ist, hatten die Portugiesen wenig Zuckermühlen daselbst, und waren so gar nicht einmal im Stande, sich zu vertheidigen. Das innere Land wird von Barbaren bewohnet, die ihnen nicht gut sind, und deren Oberhaupt dem Vergeben nach viele andere kleine Könige unter sich haben soll. Man versichert auch, zwo Tagereisen von der See finde sich ein sehr wohl eingerichteter Staat, dessen Einwohner die Javarobaten hießen. Vier Seemeilen von Mucurú findet man den Flecken Tapirúg, der von einer Linie der Völkerschaft der Figuarer bewohnet wird; und sechs Seemeilen jenseits

jenseits Tapirüg trifft man ein Gebirge an, Boraguaba genannt, wovon man glaubet, daß es viel Silberadern habe.

Figueredo setzet sechs Seemeilen von Ciara an eben der Küste eine Bay, die er Paramiri nennet, nach dem Namen eines sehr schönen Flusses, welchen sie einnimmt, dessen Wasser sehr süß, und dessen Ufer mit Acajouen bedecket sind. Die Holländer setzen nach Ciara einen See mit süßem Wasser, den sie Upezes nennen. Von dem westlichen Winkel dieses Sees oder dieser Bay bis an die Spitze, welche die Indianer Itajuba oder Titajuba nennen, rechnet man acht Seemeilen; und in diesem Zwischenraume geht der Fluß Tiraiva heraus. Von Titajuba bis an den Fluß Mondahüg sind vier Seemeilen. Man trifft darauf den Fluß Satahuba und die Bay Jeruquacuara an, wo der Platz zum Wasser einzunehmen, sehr bequem ist. Man muß sich aber vor den Tapuyaern und Tabaxaren sehr in Acht nehmen, als welche Indianer die Portugiesen verabscheuen. Gleichwohl sah man im 1613ten Jahre einen portugiesischen Flecken, unter dem Namen Nostra Senhora de Rosario daselbst entstehen: er wurde aber das Jahr darauf an den Maranjon verleget.

Von hier nach dem Flusse Camusi oder Camocipe rechnet man acht Seemeilen; fünfe von diesem Flusse nach dem Flusse Guasipuira, und drey darauf nach Josara; von da geht man weiter nach einer breiten und tiefen Bay, welche den großen Fluß Para einnimmt, dessen Mündung sehr sandicht ist. Ein anderer portugiesischer Lootsmann rechnet dreyßig Seemeilen von Camocipe nach dem Flusse, den er Para Ovása nennet, und zwey Grad dreyßig Minuten Süderbreite setzet. Es sind noch von da bis an den Maranjon fünf und zwanzig Seemeilen von einer niedrigen Küste ohne Bäume, vornehmlich an dem Orte, wo sie sich öffnet, um die Mündung des Flusses Maripe zu machen, über welcher hinaus sie mit Manglebäumen sechs Seemeilen weit bedecket ist. Das Ufer ist sehr sandicht bis an den schönen Fluß Perca, dessen Mündung nicht über eine Seemeile breit ist, und die östlichste Einfahrt der Bay Maragnan gegen die Stadt oder das Fort St. Jacob machet, welcher Sitz im 1614ten Jahre von den Portugiesen angefangen worden. Andere Lootsleute von eben der Nation rechnen sechzehn Seemeilen von dem Flusse Para Ovasu bis an das Ufer eines andern Flusses, welchen sie Rio das Preguisas nennen; und neune von diesem bis nach dem Flusse Mario, von da noch sechse bis nach Perca übrig sind. Figueredo redet an einem andern Orte von einer großen Bay, welche viele kleine Eylande enthält und die er Orotoy nennet, zwanzig Seemeilen von dem Maranjon gegen Osten, im zweyten Grad vierzig Minuten Süderbreite.

Die Holländer, welche diese Küste sorgfältig besichtiget haben, setzen ein Vorgebirge, welches die Portugiesen Cabo blanco nennen, in zween Grad acht und dreyßig Minuten, obgleich andere es fast auf drey Grad setzen, und rechnen sechs oder sieben Seemeilen von da bis an den Fluß Camusi oder Camocipe, den sie auch Campocip nennen. Sie reden von einem Flusse, Namens Rio de Cruz, zehn Meilen von dem Camusi: die Portugiesen aber erinnern, Camusi oder Camocipe sey in einigen hydrographischen Karten Rio de Cruz genannt worden, und sey zween Grad vierzig Minuten von der Linie. Von diesem Flusse bis Rio grande rechnen sie neun Seemeilen. Die holländischen Figuarer setzeten den kleinen Fluß Upeses fünf Seemeilen von Ciara auf der einen Seite, und auf der andern eben so weit von dem Flusse Para. In dem Raume dazwischen merketen sie Curü, Tarequy, Tatayug, Purasag, Aracatihüg, Paratihüg, Tirüohüg, Júria-

Beschreib. v. Brasilien.

Juriaqueto, Upeba und Camosipe an, bey welchem sich ihrer Versicherung nach Silberbergwerke und Crystall finden.

Ein holländischer Lootsmann, welcher im 1600ten Jahre diese Küste befuhr, sah drey Grad gegen Süden von der Linie eine Bay, die er Arrekeytos nennet; und noch näher einen Grad fünf und vierzig Minuten einen Fluß, den er Rio de Lies heißt, dessen Einwohner sehr lang sind, ein ungestaltes Gesicht, lange Haare, durchbohrete und bis auf die Schultern herabhangende Ohren, eine schwarzgefärbte Haut, außer von den Augen bis an den Mund, eine so wie die Ohren durchbohrete Unterlippe und Naselöcher, nebst kleinen Steinen und kleinen Knochen zum Zierrathe darinnen haben.

Der V Abschnitt.

Beschreibung der Insel Maragnan, der Provinz Guayra und anderer Völkerschaften in Brasilien.

Große Ungewißheit wegen des Maranjons. Eigenschaften dieser Insel. Die Franzosen lassen sich daselbst nieder. Sie verlassen solche wieder. Das Innere von Brasilien. Stadt Santos von Correal beschrieben. Republik St. Paul. Deren Gesetze und Gebräuche. Zeugniß der Missionarien. Ursprung der Mamelüen in dem mittäglichen America. Sie verkleiden sich wie Jesuiten. Wie die Missionarien Erlaubniß erhalten die Indianer zu bewaffnen. Beschreibung der Provinz Guayra. See der Caracaraer. Gebirge Tape. Verschiedene Völkerschaften in Brasilien. Ihre gemeinste Sprache. Petiguarer. Viataner. Tupinaben. Caetaer. Tupinaquen. Tummimiver. Tamviaer. Caroer. Tapuyaer. Petivarer und ihre Gebräuche. Maroquiten. Tomomymier. Ovaitaguaser. Uaiyanasser, Porier. Motayer.

Große Ungewißheit wegen des Maranjons.

Es ist erstaunlich, daß noch so viel Ungewißheit von einer so fleißig besuchten Küste übrig ist. Laet schreibt solches fast auf gleiche Art den ersten Karten und den ersten spanischen und portugiesischen Geschichtschreibern zu, „welche die Namen, saget er, so sehr vermengt haben, daß sie ohne Unterschied den Namen Maranjon denen drey großen Flüssen gegeben haben, welche aus dem mittäglichen America an dessen Nordküste kommen, „das ist dem Amazonenflusse, dem Orinoko und demjenigen, welchen man hier Maragnan „genannt hat, der aber nicht sowohl ein Fluß, als vielmehr eine große Bay, zu seyn scheint, „vor welcher eine Insel gleiches Namens liegt, und welche drey Flüsse einnimmt, die von Mittag gerade nach Norden hinter den portugiesischen Provinzen in Brasilien kommen. Uebrigens hindern diese Ungewißheiten eben den Schriftsteller doch so wenig, als den Oliveira, „die Insel und das Stück von der Küste zwischen den Provinzen des nordlichen Brasiliens „zu setzen, und er hält sich, was die Kenntniß der Insel betrifft, an den Bericht des P. „Claudius von Abbeville *h*).

Alle Erdbeschreiber, saget er, nach diesem Missionar, haben in ihren Beschreibungen von Brasilien die Insel Maragnan vergessen. Die Bay, vor welcher dieses Eyland liegt, öffnet sich zwischen zwoen Spitzen, und geht ungefähr fünf und zwanzig Meilen tief in das feste Land. Sie hat auf der andern Seite nicht weniger gegen den Grund zu. Auf der Ostseite wird sie erstlich durch eine kleine Insel verschlossen, welche die Indianer

Upaon=

h) Er würde zu Paris 1612 unter dem Titel Histoire de la Mission de Peres Capucins dans l'Ile de Maragnan heraus gegeben. Man wird bald sehen, bey was für Gelegenheit.

Upaonmici nannten, welchen Namen die Franzosen aber nachher in das St. Anneninselchen, Ilette Sainte Anne, verändert haben. Einige Seemeilen weiter hin trifft man die große Insel Maragnan an, die nicht weniger, als ungefähr fünf und vierzig Meilen, im Umfange hat, und zween Grad dreyßig Minuten gegen Süden von der Linie liegt.

Beschreib. v. Brasilien.

Aus dem Grunde der Bay kommen gegen diese Insel zu, drey schöne Flüsse heraus, welche sie auf allen Seiten umzingeln; so daß sie auf der einen Seite nur fünf oder sechs Meilen, von der andern zwo oder drey, und an allen andern mehr oder weniger von dem festen Lande entfernet ist. Der größte und ostlichste von diesen Flüssen heißt Munin; und seine Breite an der Mündung ist eine Viertheilmeile. Er nimmt seinen Ursprung nicht über funfzig Meilen vom Ufer. Der zweyte oder der mittelste heißt Tabucuru, und kömmt über fünfhundert Meilen weit herunter gelaufen. Seine Mündung ist eine halbe Meile breit. Der dritte, welcher der westlichste ist, heißt Miary. Er ist an seiner Mündung fünf oder sechs Meilen breit; und die gemeinste Meynung ist, er entspringe unter dem Wendezirkel des Steinbockes. Dieses Land hat noch andere Flüsse, z. B. den Pinare, welcher erstlich den Maracu einnimmt, und hernach in den Miary fällt, sechzig oder achtzig Meilen von seiner Mündung; und der Uaicu, welcher aus Wäldern kömmt, um sich ebenfalls in den Miary zu ergießen, welches die Schnelligkeit dieses Flusses sehr vermehret. Der Tabucuru ist eben so schnell, vornehmlich gegen seine Mündung, nachdem er durch zween Felsen eingeschlossen wird. Die großen Wellen, welche durch diese beyden Flüsse verursachet werden, machen den Zugang zu der Insel Maragnan sehr schwer; ohne zu gedenken, daß sie von außen, das ist gegen das Meer zu, von Sandbänken und Klippen umgeben wird, welche den Lootsleuten viel Unruhe machen. Gleichwohl ist sie gleichsam der Schlüssel zu dieser ganzen Provinz, deren Küste gegen Osten sowohl, als Westen, von Untiefen und kleinen Sandbergen besetzet ist, die noch gefährlicher sind. Von dem Schildkrötenvorgebirge bis an das Vorgebirge der dürren Bäume, welche Namen von den Franzosen herrühren, erstrecken sich diese Klippen vier oder fünf Meilen, und zuweilen noch weiter in die See. Eben die Abschilderung machet man von der ganzen Küste von dem Vorgebirge Tapuytapere, welche die Bay gegen Westen bildet, bis an den großen Amazonenfluß; das ist, sie wird durch unzählige Inselchen und Sandbänke bedecket, und das Ufer selbst steht voller so dichten Manglebäume, daß es bey der Natur des Erdreiches, wo die Fußtapfen so gleich verschwinden, unmöglich ist, hinein zu dringen.

Da alle Gegenden um die Insel und Bay Maragnan herum so beschaffen sind, wie man sie vorstellet: so hat man nur zween Zugänge entdecket; den einen zwischen dem Vorgebirge der dürren Bäume und dem St. Anneninselchen, welcher nicht einmal ganz ohne Gefahr für diejenigen ist, die ihn am besten kennen. Die großen Schiffe können nicht über diese kleine Insel hinweg gehen; und die kleinen wagen sich nur bis an das große Eyland. Der zweyte Zugang ist von der andern Seite von St. Annen; er kann die größten Schiffe einnehmen. Weil solches aber nur zu gewissen Zeiten und niemals ohne einige Gefahr ist: so kann man bey der Wahl der Lootsen nicht Vorsicht genug brauchen.

Wohnplätze der Indianer.

Die Indianer, welche die große Insel Maragnan bewohnen, nennen ihre Wohnplätze Oc oder Tave. Sie bestehen aus vier langen Gebäuden, die ein Viereck mit einem großen Hofe in der Mitte machen. Eine jede Seite ist ordentlicher Weise zweyhundert Fuß lang; bey einigen aber hat sie wohl auf fünfhundert Fuß. Ihre Breite ist zwanzig oder

Beschreib. v. Brasilien.

oder dreyßig Fuß. Es sind große Baumstämme, deren Zwischenräume mit dazwischen geflochtenen Zweigen vollgefüllet sind; und vom Fuße an bis auf die Spitze ist alles mit Palmblättern bekleidet. Man sieht daselbst viel hundert Indianer, welche friedlich unter einem Dache leben. Die Insel enthält sieben und zwanzig Flecken oder Dörfer von dieser Gestalt; und aus der Schätzung der vornehmsten urtheileten die Franzosen, es wären nicht weniger als zehn oder zwölf tausend Einwohner darinnen.

Eigenschaften dieser Insel.

Der Himmel ist gemeiniglich in dieser Insel heiter und rein. Man empfindet fast gar keine Kälte daselbst. Die Dürre ist daselbst nicht übermäßig, so wie der Nebel niemals daselbst dick, noch die Dünste der Gesundheit schädlich sind. Man weis daselbst weder von Ungewittern noch Stürmen. Es ist daselbst noch niemals weder Hagel noch Schnee gefallen. Es donnert allda sehr selten, oder man höret es sonst niemals, als in der Regenzeit donnern. Man sieht daselbst ziemlich oft Wetterleuchten gegen Abend, und auch so gar des Morgens, wenn die Luft doch am allerheitersten ist. Wenn die Sonne von dem Wendezirkel des Steinbockes nach dem Wendezirkel des Krebses zurück kehret: so jaget sie in allen diesen Gegenden vierzig Tage eher, als sie in deren Zenith kömmt, Regen vor sich her; darauf hat man, so bald als sie vorüber ist, zween oder drey Monate, nach Beschaffenheit der Gegend, beständigen Regen. In der Insel Maragnan regnet es vom Ende des Hornungs bis zum Anfange oder gegen die Mitte des Brachmonates. Nach dem Sonnenstillstande im Sommer, wenn die Sonne wieder zurück nach dem Wendezirkel des Steinbockes kömmt, fangen die Ostwinde an, sich zu erheben, welche man Brises nennet, und verstärken sich nach dem Maaße, wie sie sich dem Zenith nähert; wie sie auch eben so, wie sie sich davon entfernet, schwächer werden. Sie erheben sich gemeiniglich nach der Morgendämmerung, das ist früh um sieben oder acht Uhr; und ihre Heftigkeit nimmt zu so wie die Sonne über den Horizont steigt. Nach Mittage verlieren sie unvermerkt ihre Stärke, und des Abends hören sie ganz auf zu wehen. In der Insel und auf dem benachbarten festen Lande empfindet man keinen andern Wind, als den Ostwind, welcher die Luft wundersam erfrischet, und sie sehr gesund machet. In so weniger Entfernung von der Linie sind die Tage und die Nächte gleich, die gemäßigte Art der Luft fast allezeit einerley, und man würde Mühe haben, ein Land zu finden, dessen Himmelsgegend angenehmer wäre.

Ob gleich die Insel mit dem Seewasser, oder mit solchem, das die Eigenschaften desselben hat, umgeben ist: so hat sie dennoch viele Quellen von dem reinesten und gesündesten süßen Wasser, woraus sich viele Bäche bilden, die sie wässern. Das Erdreich ist daselbst auch so fruchtbar, daß es ohne Beystand und ohne Ruhe innerhalb drey Monaten eine reiche Erndte von Maiz, nebst allen Arten von Früchten, Gartengewächsen und Wurzeln nach Verhältniß bringt. Die Waaren, die es sonst liefern kann, sind Färbeholz, Saffran, Hanf, diejenige rothe Farbe, die man Rocu nennet, einige Arten von Laque, Balsam, welchen der P. Claudius mit dem mexicanischen vergleicht, vortrefflichen Tabac, und diejenige Art von Pfeffer, welche die Indianer Axi nennen. Diejenigen, welche auf die Beschaffenheit des Erdreiches Acht gehabt haben, glauben, es sey geschickt, Zuckerrohre zu tragen. Man findet oftmals Ambragries auf den Küsten, und in den Kieselsteinen eine Art von weißem und röthlichem Crystalle, die viel härter ist, als dasjenige, was man Alenzoner Steine nennet. Die Insel ist nicht weniger ohne andere kostbare Steine; weil die Einwohner diejenigen daraus hohlen, welche sie in den Lippen tragen, und die sie selbst

zu

zu poliren wissen. Sie sind auch mit Steinen zum Bauen sehr wohl versehen, ob sie sich gleich nicht des Thones, Ziegel zu machen, noch des Mörtels und Kalches bedienen. Da endlich dieses Eyland weder gar zu hohe Berge, noch gar zu weite Ebenen hat, und sich überall reich an Holze und Wasser befindet: so kann es für eines der schönsten Länder in der Welt gehalten werden. Seine Thiere und Pflanzen sind wenig von den brasilianischen unterschieden, unter welchen man diejenigen mit beybringen wird, die eine besondere Beobachtung verdienen.

Beschreib. v. Brasilien.

Gegen Westen von der Insel Maragnan findet man eine kleine Provinz, **Tapuitapere** genannt, welche nur durch eine Meerenge von drey oder vier Meilen davon abgesondert ist. Sie machet ein Stück von dem festen Lande, ob sie gleich bey hohen Fluthen mit Wasser umgeben zu seyn scheint. Die niedrigen Felder, welche alsdann überschwemmt sind, bleiben bey der Ebbe trocken. Dieses Land wird wie die Insel von einer Colonie derjenigen tapfern **Topinambuer** bewohnet, welche ihr Vaterland freywillig verließen, um sich dem Joche der Portugiesen zu entziehen. Sie haben funfzehn oder zwanzig Wohnplätze, die so, wie der Eyländer ihre, gebauet sind; und ihr Land ist auch noch viel angenehmer, viel fruchtbarer und viel bevölkerter, als die Insel. Von dieser Provinz geht man in eine andere, welche ihren Namen von dem Flusse **Comma** hat, wovon ihre Gränzen bewässert werden, und welche auch die Insel Maragnan an Fruchtbarkeit übertrifft. Man rechnet daselbst sechzehn Flecken, deren Einwohner auch noch eine Colonie von **Topinambuern** sind. Zwischen der Provinz **Comma**, und der Provinz **Capete**, die an Para stößt, von da die Insel Maragnan ungefähr achtzig Seemeilen entfernet ist, findet man andere von den **Topinambuern** bewohnete Länder, vornehmlich nach dem Meere zu. Die in Maragnan, in **Tapuitapere** und **Comma** leben in einer genauen Verbindung, verheirathen sich unter einander, und sind in einem beständigen Kriege mit der Völkerschaft der Tapuyaer. In den letztern Jahren des sechzehnten Jahrhunderts schicketen die Amsterdamer und Rotterdamer Kaufleute viele Schiffe hieher. Wir müssen aber nicht vergessen, nach dem **P. Claudius von Abbeville** allhier anzuführen, welches die Unternehmungen der Franzosen damals gewesen.

Ein französischer Hauptmann, Namens Riffaut, welchem ein Brasilianer, der **Uyrapire** hieß, und in seiner Völkerschaft sehr angesehen war, heftig angelegen, er möchte doch mit Kaufmannswaaren, und Mannschaft wieder kommen, rüstete im 1594sten Jahre einige Schiffe aus, um sein Glück in diesem Theile von America zu versuchen. Die Uneinigkeit aber, welche unter seinen Leuten entstund, und der Verlust eines Theiles von seinem Schiffvolke erlaubeten ihm nicht, sich lange in Brasilien aufzuhalten. Nichts destoweniger ließ er einige Soldaten unter der Anführung eines Edelmannes **von Vaux** da, welcher sich die Gewogenheit der Wilden dergestalt erwarb, daß sie eifrig wünscheten, in ihrem Lande eine französische Pflanzstadt errichtet zu sehen. Von Vaux, welcher wieder nach Frankreich gekehret war, stattete dem Könige von der Gesinnung der Brasilianer und den Eigenschaften des Landes Bericht ab; und dieser Herr bekam einen so hohen Begriff davon, daß er versprach, nichts zu schonen, damit man daselbst einen Sitz anlegen könnte, und entschloß sich, nur erst noch gewissere Nachrichten davon zu verschaffen. **La Ravardiere** wurde also mit dem von **Vaux** abgeschickt, um neue Belehrungen einzuziehen. Sie brachten sechs ganzer Monate in der Bay Maragnan zu. Bey ihrer Zurückkunft aber fanden sie Frankreich des besten Königes durch einen abscheulichen Meuchelmord beraubet; und ihr Unternehmen blieb also bis 1611 ausgesetzet. Unterdessen bedienete sich **la Ravardiere**, welcher

Wie sich die Franzosen in der Insel Maragnan niederlassen.

Beschreib. v. Brasilien.

welcher sich mit Rasilly und dem Barone Sansy verbunden hatte, dieser Zeit, neue Anschläge zu machen. Auf seine Beobachtungen erhielt er von der Königinn Mutter vier Capuciner, unter welchen man den Pater Claudius von Abbeville, den Verfasser des Berichtes, zählete; und da er sich nichts weniger, als eine für die Brasilianer vortheilhafte Vertauschung ihres Goldes und Silbers gegen die Lehren des Glaubens versprach, so fuhr er den 19ten März des 1612ten Jahres mit dreyen Schiffen von Concale in Bretagne ab.

Ein Sturm, der ihn an die mittägliche Küste von England verschlug, nöthigte ihn, sich fünf Wochen lang zu Plymouth aufzuhalten. Als er darauf wieder unter Segel gegangen war: so fuhr er den 7ten May zwischen Fortaventura und der großen Canarieninsel hindurch; und vier Tage darnach hatte er Rio del Oro an der africanischen Küste im Gesichte, an welcher er bis zu der Linie hinfuhr. Den 17ten des Brachmonates fand er sich in vier Grad Süderbreite; von da er sich gegen Westen wandte, und den 23sten in der Insel Fernandez de Noronha ankam. Er hielt sich daselbst bis den 8ten des Brachmonates auf; und nachdem er sich von da innerhalb drey Tagen nach der Bay Mucuri begeben, wo er den 11ten zu Mittage einfuhr, so folgete er der Küste bis nach dem Schildkrötenvorgebirge durch zwey Grad zwanzig Minuten gegen Süden. Er brachte daselbst zwölf Tage zu, und den 26sten fand er sich nahe bey dem St. Anneninselchen, von da er ohne Hinderniß nach der Insel Maragnan gieng.

Seine erste Sorgfalt war, an einem bequemen Orte daselbst ein Fort aufzuführen. Er wählete dazu einen ziemlich hohen Hügel, welcher die Einfahrt des Haupthafens bestrich, zwischen zweenen Flüssen; die in die Meerenge fallen. Dieser Sitz erhielt den Namen Saint Louis, und wurde mit zwey und zwanzig Canonen versehen. Unterdessen spahrete man nichts, ihn zu befestigen; die Capuciner ließen sich die Bekehrung der Indianer angelegen seyn, wovon viele die Augen bey dem Lichte eröffneten. Da der Pater Claudius Befehl erhalten hatte, wieder nach Frankreich zu kommen: so nahm er einige mit, die zu Paris feyerlich getaufet wurden.

Die Franzosen verlassen sie.

Es scheint gewiß zu seyn, daß die Franzosen nicht lange Meister von der Insel gewesen sind: man weis aber nicht, in welcher Zeit sie sich gezwungen gesehen, solche zu verlassen. Laet urtheilet, es sey solches im 1614ten Jahre geschehen, da Hieronymus von Albuquerque mit einer mächtigen Flotte ausgeschicket worden, diese Provinzen der Krone Portugall zu unterwerfen. Er kam im Weinmonate in der Einfahrt des Flusses Perea an, wo die Portugiesen, wie gesaget worden, seit kurzem eine kleine Colonie, Namens Nostra Senhora del Rosario gebildet hatten. Man findet in keiner Nachricht, was unter den Franzosen und ihm vorgegangen: es ist aber ausgemacht, daß sie gezwungen worden, sich hinweg zu begeben, und daß sich die Portugiesen an ihre Stelle festsetzeten. La Ravardiere hatte mit den Indianern, welche das Gebirge Yballyabap bewohneten, ein Bündniß gemacht, und diese Wilden wurden ebenfalls von den an der Zahl stärkern Feinden verjaget. Dieses Gebirge, welches nicht weit von dem Flusse Camusi liegt, ist so hoch, daß man kaum in vier Stunden hinaufsteigen kann: seine Spitze aber machet eine schöne und weite Ebene, welcher man vier und zwanzig französische Meilen in der Länge und zwanzig in der Breite giebt; und sie ist eben so reich am Wasser, als an Bäumen und Früchten. Man zählete damals über zweyhundert indianische Dörfer daselbst.

Nicht weit davon enthielt ein anderes Gebirge, Namens Cotiova, welches aber lange nicht so groß war, sieben oder acht derselben.

Wir

Beschreib. v. Brasilien.

Wir haben die nordliche Küste von Brasilien bis an den Fluß Perea beschrieben, welcher gleichsam den Eingang in die Provinz Maragnan von der Ostseite machet, und welchen man auf zween Grad funfzehn Minuten gegen Süden von der Linie setzet. Von der Mündung dieses Flusses nähert man sich dem St. Anneninselchen, welches nicht über eine große Seemeile im Umfange hat; und wenn man sich nach dem Fort Saint Louis begeben will, so erkennet man anfänglich das Vorgebirge Tapuitapere, von da man sich nach der großen Insel wendet, wo dasjenige Fort gelegen, welches die Portugiesen den Franzosen weggenommen haben. Darauf findet man ein anderes Fort, welches sie selbst unter dem Namen San Francisco erbauet haben. Saint Louis ist in zwey Grad, zwanzig Minuten.

Eine portugiesische Karte, welche Laet für sehr richtig und genau hält, stellet die Größe der Hauptmannschaft Maragnan vor. Sie setzet an das linke Ufer des Flusses Perea, in einiger Entfernung von seiner Mündung, das portugiesische Fort St. Jacob, in einer kleinen Bucht, vor welcher viele Flüsse, die in den Fluß fallen, und eine Menge kleiner Inseln ihn sehr breit machen. Jenseits der Inseln findet man einen Canal, welcher aus der Bay Maragnan zwischen zwoen kleinen länglichen Inseln herausgeht, und in welchem man zur Linken ein anderes portugiesisches Fort, Namens St. Maria, sieht. Ein wenig weiter an eben der Küste trifft man die Mündung des Flusses Munin, darauf des Flusses Tapocorú seine, gegen den dritten Grad an, wovon die Küste, welche fast gerade gen Süden geht, einen Ellbogen gegen Westen bis an die Mündung des großen Flusses Meary machet. Von da kehret sie wieder nach Norden bis an das Vorgebirge Tapuitapere. Die Insel Maragnan, welche in der Mitte der Bay nach Norden und Süden in ihrer Länge ist, nimmt fast den ganzen Raum ein. Der Hafen oder die Bucht, welche das Fort Saint Louis vor ihrer Mündung, zwischen zweenen Flüssen, hat, die eine kleine Insel daraus machen, öffnet sich gegen Westen. Das Fort San Francisco ist am Ende dieser Bucht, und fast in der Mitte ihres Umfanges. Rund um der Insel, auf den Küsten der Bay findet man viele Wohnplätze, wovon die ansehnlichsten St. Andreas, fast an der Nordspitze der Insel, und St. Jacob an der mittäglichen Spitze sind.

Man liest auf eben der Karte, die Franzosen wären den Fluß Tapocorú in Barken hinaufgefahren, bis auf fünf Grad Süderbreite, wo dieser Fluß einen großen Fluß einnimmt, welcher von Osten herunter kömmt, und sie wären auch den Meary bis auf den achten Grad hinaufgefahren.

Wenn man von dem Vorgebirge Tapuitapere der Küste in einiger Entfernung vom Ufer, welches niedrig, und mit Sandbänken besetzet ist, folget: so trifft man anfänglich von dem Vorgebirge den Hafen Aippe an, von da man zwo Meilen bis nach der Insel Camara, und noch zwo von dieser Insel bis nach dem Eylande Supat-uve rechnet; von da sind vier Seemeilen bis nach der weißen Insel oder St. Johann, die nur ein Grad zwölf Minuten gegen Süden von der Linie ist.

Auf der Karte, deren Richtigkeit Laet rühmet, führen die Oerter, die zwischen dem Vorgebirge Tapuitapere und der Spitze, die nach Süden geht, unter dem Namen Punta separata, liegen, ganz verschiedene Namen von denjenigen, die sich auf andern Karten befinden. Nach der Provinz Comma, wenn man der Küste gegen Westen ungefähr fünf und zwanzig Seemeilen weit folget, trifft man, nach dieser Karte, eine Bay an, die sich einige Meilen in das feste Land vertiefet, und Comma Vassu heißt. Von dieser

Beschreib. v. Brasilien.

Bay bis nach dem Flusse Comajamu setzet die Karte fünf Seemeilen; darauf funfzehn bis an den Fluß Joroque. Sie giebt allem Lande, das dazwischen ist, den Namen Costa Alagoada, weil sie voller Moräste und Sümpfe sind. Von dem Flusse Joroque, welcher von sehr weitem in dem festen Lande kömmt, bemerket sie ungefähr fünf und zwanzig Seemeilen bis an den Fluß Paraguacote; und das Land zwischen diesen beyden Flüssen führet den Namen Costa Baxa. Auf den Paraguacote folget der Fluß Suriname, auf acht oder neun Seemeilen, und dieser Fluß ist von dem Flusse Surama fast eben so weit entfernet. Der Itata ist eilf Meilen von diesem, und der Name vier oder fünf von dem Itata. Von Name endlich bis zu dem Vorgebirge, welches Punta separata heißt, bemerket die Karte ungefähr neun Meilen. Sie setzet vor diese Spitze eine kleine Insel, welche sie Isla de Arca nennet.

Nach Punta separata findet man anfänglich einen Fluß, do Sol genannt; darauf die längliche Insel das Bandeiras, und weiter eine Landecke, die man Punta do mel nennet, von da man nach einem stumpfen Winkel geht, wo auf einem Arme von dem Amazonenflusse die Festung Para liegt, deren Land eine andere Hauptmannschaft in Brasilien machet *i*).

Inneres von Brasilien.

Wir wollen aber der Küste nicht weiter folgen, ohne dasjenige zusammen getragen zu haben, was man deutlicheres und gewisseres von dem Innern des Landes Brasilien findet, welches die Ordnung uns nicht erlaubet, hinter uns zu lassen. Wir wollen bey der ersten Hauptmannschaft wieder anfangen, welche St. Vincent ist. Correal, welcher sich fünf Jahre lang in den portugiesischen Ländern von 1684 bis 1690 aufgehalten, erzählet, als er zu Bahia, oder der Bay aller Heiligen gewesen, so sey er mit Ansehen auf einigen Barken gebrauchet worden, die man nach St. Vincent schickete, um daselbst Lebensmittel hinzubringen, welches ihm Gelegenheit gab, saget er, sich ganz besonders von dem Zustande dieser Provinz zu unterrichten *k*).

Stadt Santos von Correal beschrieben.

Santos, welches die Hauptstadt davon ist, ist eine kleine Seestadt, die ihm sehr wohl gelegen zu seyn schien. In ganz Westindien ist kein Hafen, welcher besser könnte befestiget werden, noch welcher geschickter sey, große Schiffe einzunehmen. Die Pflanzstadt bestund damals aus drey oder vierhundert Portugiesen, Mestizen, die meistens mit bekehrten Indianerinnen verheirathet waren, und von Priestern oder Ordensleuten regieret wurden, welche allen Reichthum des Landes besitzen. Sie haben eine große Anzahl Sclaven und zinsbarer Indianer, die sie anhalten, ihnen eine gewisse Menge Silbers aus denen Bergwerken zu geben, welche zwischen Santos und St. Paul sind. Diese reichen Geistlichen denken wenig an den Unterricht ihrer Unterthanen. Correal hält die Einwohner in Santos für die dümmsten unter allen Indianern. „Einer von ihnen fragete ihn, ob es auch „in Europa Indianer gäbe, und ob die Menschen daselbst eben so aussähen, als in Brasi„lien? Da das Gespräch auf die verschiedene Lage von Brasilien und Portugall gekommen, „welche machet, daß in dem einen dieser Länder Sommer ist, wenn das andere Winter hat, „und daß es hier Nacht ist, wenn es in Brasilien Tag ist: so konnte Correal niemand über„reden, daß er solches im Ernste sagete. Er wurde noch viel verlegener, als er aus Un„vorsichtigkeit von den Engländern redete, unter denen er gedienet hatte. Man fragete „ihn

Unwissenheit ihrer Einwohner.

i) Laet im XVI Buche 20 und vorhergehenden Capitel.

k) Voyages de Franc. Correal Part. II. ch. 9.

„ihn wohl zwanzig mal, ob er nicht ein Ketzer wäre; und diejenigen, welche ihn angehö„ret hatten, brachten Weihwasser, womit sie den Ort besprengeten, an welchem er sich mit „ihnen befand.

Beschreib. v. Brasilien.

Republik St. Paul.

Er sah die Stadt St. Paul nicht, welche über zwölf Meilen von Santos im Lande ist, und auf allen Seiten von unzugänglichen Bergen, und von dem großen Walde Pernacabiaba eingeschlossen wird. Er wurde aber von demjenigen bald unterrichtet, was er bisher nur aus ungewissen Zeugnissen gewußt hatte. „Sie ist eine Art von Republik, „die bey ihrem Ursprunge aus einem Mischmasche von Einwohnern ohne Glauben und „Gesetz bestanden, die aus Noth, sich zu erhalten, gezwungen worden, eine Regierungs„form anzunehmen. Es finden sich daselbst Flüchtlinge von allen Ständen und Völkern, „Priester, Ordensleute, Soldaten, Handwerksleute, Portugiesen, Spanier, Creolen, „Mestizen, Cariboeten, welches Indianer sind, die von einem Brasilianer, und einer „Negerinn gezeuget worden, und Mulatten„. Sie bestund anfänglich nur aus hundert Familien, die sich etwan auf drey oder vierhundert Personen belaufen mochten, die Sclaven und einige Brasilianer aus den benachbarten Gegenden mit darunter begriffen. Innerhalb funfzehn oder zwanzig Jahren aber wuchs diese Anzahl zehn bis zwölfmal so stark. Die Paulisten, dieß ist der einzige Namen, den ihnen der Verfasser giebt, achten sich für ein freyes Volk, und geben kein anderes Merkmaal einer Abhängigkeit von Portugall, als einen jährlichen Tribut von dem Fünften des Goldes, welches sie aus ihrem eigen Lande ziehen. Man giebt vor, es belaufe sich solcher auf achthundert Mark. Die Tyraney der Statthalter hat zu dieser kleinen Gesellschaft Anlaß gegeben. Sie hält so eifrig über ihre Freyheit, daß sie den Fremden den Eintritt in ihr Land verschließt, wenn sie sich nicht in der Absicht angeben, daß sie sich daselbst setzen wollen. Alsdann unterwirft man sie langen Prüfungen, so wohl um sich zu versichern, daß sie keine Kundschafter und Verräther sind, als auch um zu erfahren, wozu sie können gebrauchet werden. Wenn man wegen ihrer Gesinnungen gesichert zu seyn glaubet: so läßt man sie beschwerliche Streifereyen thun, in denen sie jeder zween Indianer zu fangen verbunden sind, die sie zur Dienstbarkeit mitbringen müssen, und welche in den Bergwerken oder bey dem Ackerbaue gebrauchet werden. Wenn man die Prüfung nicht aushält, oder wenn man in den Verdacht einiger Treulosigkeit kömmt: so wird man ohne Barmherzigkeit getödtet. Die Erlaubniß, sich hinweg zu begeben, wird denjenigen auch nicht leichtlich zugestanden, welche dieses Zwanges müde sind. So oft sie hinschicken, ihren Tribut zu bezahlen, lassen sie die Erklärung thun, es habe die Schuldigkeit und Furcht keinen Antheil daran, und ihr einziger Bewegungsgrund sey eine alte Empfindung der Ehrfurcht gegen den König in Portugall. Man versichert, da sie eine Menge Gold und Silberbergwerke hätten, so sey dasjenige, was sie den königlichen Bedienten bezahleten, bey weitem nicht der Fünfte von dem, was sie ausbrächten. Die portugiesischen Statthalter sind davon überzeuget: allein, wie soll man eine Bande Räuber zwingen, die mit unzugänglichen Felsen umringt sind, und die unaufhörlich neue Befestigungen an denen Pässen hinzusetzen, von denen sie glauben, daß solche durch die Natur noch nicht befestiget genug sind? Sie marschiren nur haufenweise, mit Pfeilen und Schießgewehre bewaffnet. Man weis nicht, ob sie die Kunst verstehen, Flinten zu machen: es ist aber gewiß, daß es ihnen niemals daran gefehlet hat. Correal hält dafür, weil sie die Reisenden, die sich entfernen, wenig achten, und eine Menge entlaufener Negern aufnehmen, so sammelten sie dadurch Feuergewehr genug. Sie unter-

Ihr Ursprung.

Ihre Gesetze und Gebräuche.

Beschreib. v. Brasilien.

nehmen Streifereyen von vier oder fünfhundert Meilen weit in das Land hinein, zwischen den Flüssen de la Plata und der Amazonen. Zuweilen sind sie wohl gar so dreust, daß sie queer durch Brasilien gehen. Man hat vernommen, daß die Jesuiten aus Paraguay vielmals Mühe angewandt, sich in das Land der Paulisten einzuschleichen: allein, diese ungelehrigen Räuber haben sich entweder aus Mistrauen gegen ihre Absichten oder aus Gleichgültigkeit gegen die Religion, denselben allezeit hartnäckig widersetzet *l*).

Zeugniß der Missionarien.

Es ist ein Glück, daß Correals Zeugniß hier durch der Missionarien ihres bestätiget wird. Ob aber gleich ihre Erzählungen einander im Grunde ähnlich sind: so kann man dennoch aus den Beobachtungen des P. Lozano noch andere Nachrichten ziehen. Die Portugiesen, saget er, hatten, nachdem sie die Stadt St. Vincent an dem Ufer des Meeres gebauet hatten, einige Colonien weiter in das Land hinein geschickt. Sie legeten daselbst Städte an, wovon eine der berühmtesten St. Paul ist, welche in einer Gegend, Namens Piratininga von den Eingebohrenen des Landes gebauet wurde; daher sie auch den Zunamen von Piratiningue erhalten. Nicht lange nach ihrer Erbauung verlegete der P. Emanuel von Nobrega, welcher von dem heil. Ignatius nach Brasilien geschickt worden, um daselbst der erste Superior Provincial seiner Gesellschaft zu seyn, das Collegium von St. Vincent dahin, weil er dafür hielt, daß diese kleine Stadt zu der Absicht vortheilhafter läge, die er hatte, daselbst eine zahlreiche Kirche von Brasilianern zu errichten, welche er allda viel gelehriger zu finden glaubete, als an dem Ufer des Meeres. Weil er an eben dem Tage, da man das Fest der Bekehrung Pauli feyerte, im 1554sten Jahre, in dieser Stadt angekommen war: so weihete er die Kirche des neuen Collegii diesem Apostel, dessen Namen hernach der Stadt ihrer geworden ist.

Ursprung der Mamelucken in Südamerica.

Ihre Einwohner erhielten sich einige Zeitlang in der Gottseligkeit; und die Indianer der dasigen Gegend, welche von den Jesuiten beschützet wurden, die ihnen leutselig begegneten ließen, nahmen das Christenthum um die Wette an. Allein, dieser Eifer dauerte nicht lange; und die portugiesische Pflanzstadt St. Paul von Piratiningue, wovon die Missionarien allerhand Beystand zu erhalten hofften, wurde bald ihr größtes Hinderniß. Die erste Quelle des Uebels war eine andere Pflanzstadt, nahe an St. Paul, wo das portugiesische Blut mit dem brasilianischen sehr vermischet war. Dieses Beyspiel war ansteckend für St. Paul; und nach und nach entstund aus der Vermischung beyderley Geblütes ein verkehrtes Geschlecht, dessen Unordnungen so weit getrieben wurden, daß sie diesen Mestizen den Namen der Mamelucken gaben; um vermuthlich ihre Aehnlichkeit mit den alten Räubern in Aegypten anzuzeigen.

Die Bemühungen der Statthalter, der Obrigkeiten, und der geistlichen Obern konnten nicht hindern, daß das ungebundene Leben nicht allgemein wurde, und die Mamelucken schüttelten endlich das Joch der göttlichen und menschlichen Gesetze ab. Banditen aus verschiedenen Völkern, Portugiesen, Spanier, Italiener und Holländer, welche vor den Verfolgungen der Gerechtigkeit der Menschen flohen, und sich vor der Gerechtigkeit des Himmels nicht fürchteten, ließen sich zu St. Paul nieder. Das kürzeste, beobachtet dieser Schriftsteller, würde gewesen seyn, die Erde davon zu reinigen; und es war den beyden Kronen Spanien und Portugal, die damals auf einem Haupte vereiniget waren, auf gleiche Art daran gelegen. Allein, die Stadt, welche auf der Spitze eines Felsen lag, konn-

l) Correal am oben angef. Orte.

konnte nicht anders, als durch Hunger, überwältiget werden. Man brauchete zahlreiche Kriegesheere, welche Brasilien zu erhalten nicht im Stande war; ohne zu gedenken, daß eine kleine Anzahl herzhafter Leute die Zugänge dazu vertheidigen konnte, und daß man, um sie zu Paaren zu treiben, eine Uebereinstimmung beyder Nationen gebrauchet hätte, die man niemals gefunden hat.

Beschreib. v. Brasilien.

Es scheint erstaunlich zu seyn, und vielleicht hat auch solches verhindert, daß man nicht einige Maaßregeln, wenigstens wider die Mamelucken, ergriffen hat, daß sie nicht nöthig hatten, aus ihrem Aufenthalte heraus zu gehen, um alle Bequemlichkeiten des Lebens zu genießen. Man zieht zu St. Paul von Piratiningue eine gesunde Luft unter einem beständigen heitern Himmel ein. Der Himmelsstrich liegt zwar in vier und zwanzig Grad Süderbreite: er ist aber doch sehr gemäßiget. Alle Felder sind fruchtbar und tragen sehr schönes Getreyde. Die Zuckerröhre wachsen daselbst im Ueberflusse; und die Weiden sind vortrefflich allda. Man kann es also nur der Neigung zum Laster und zur Räuberey zuschreiben, daß sie so lange Zeit mit unglaublichen Beschwerden und beständiger Gefahr weite wilde Gegenden wüthend durchstrichen, und sie von mehr als zwo Millionen Menschen entblößet haben *m)*. Ueber dieses war nichts elender, als das Leben, welches sie auf diesen Zügen führeten, die oftmals viele Jahre dauerten. Es kamen ihrer eine große Anzahl um. Andere fanden bey ihrer Zurückkunft ihre Weiber wieder verheirathet. Kurz, ihr eigenes Land würde bald ohne Einwohner gewesen seyn, wenn diejenigen, die nicht wieder zurück kamen, nicht durch die Gefangenen, die man von diesen langen Streifereyen mitbrachte, oder durch die Indianer, mit denen die Stadt in Gesellschaft stund, wären ersetzet worden.

Die Spanier in Paraguay haben nicht weniger von diesen öffentlichen Feinden erlitten, als die indianischen Völkerschaften, die sich ihren Streifereyen ausgesetzet fanden. Der Geschichtschreiber von Paraguay aber wirft ihnen vor, daß sie die Schuld davon nur sich selbst zuschreiben können. Sie durften, saget er, nur die Reductionen, das ist, die christlichen Flecken in Paraguay wider die Mamelucken unterstützen, welche diese Vormauern nicht würden haben über den Haufen werfen können. Der Eigennutz verblendete sie. Sie sahen an diesen neuen Kirchen nur einen Damm, der ihrer Habsucht entgegen gesetzet war; und sie haben den Vortheil niemals erkannt, den sie mit Recht davon ziehen konnten, als nach dem Umsturze dieser Vormauer. Weil indessen die Mamelucken doch mehr Widerstand von diesen neuen Christen fanden, als sie sichs vermuthet hatten, und sie sich selbst nicht dadurch schwächen wollten, daß sie solche mit Gewalt überwänden: so nahmen sie ihre Zuflucht zur List, und wandten vielerley Ränke an. Derjenige Rank welcher ihnen am meisten glückete, wenigstens auf eine Zeitlang, war, daß sie in kleinen Haufen, deren Anführer wie Jesuiten gekleidet waren, nach denen Orten marschireten, wo sie wußten, daß diese eifrigen Glaubensbothen Neubekehrete zu machen sucheten. Sie pflanzeten daselbst anfänglich Kreuze, macheten denen Indianern, die sie antrafen, kleine Geschenke, gaben den Kranken Arzeneyen; und da sie die Guaranie Sprache verstunden, welche die gemeinste in diesem Lande ist, so giengen sie gar so weit, daß sie in dieselben drangen, das Christenthum anzunehmen, wovon sie ihnen eine kurze Erklärung gaben. Da diese Kunstgriffe die Macht gehabt hatten, eine große Anzahl derselben zusammen zu brin=

Sie verkleiden sich als Jesuiten.

m) Man sehe des P. le Charlevoix Histoire du Paraguay.

Beschreib. v. Brasilien.

bringen: so schlugen sie ihnen vor, sich an einem bequemen Orte niederzulassen, wo ihrem Glücke nichts abgehen sollte. Die meisten ließen sich durch diese Verräther führen, welche endlich die Maske abnahmen, und anfingen, ihnen die Hände zu binden. Sie erwürgeten diejenigen, von denen sie befürchteten, daß sie einigen Widerstand thun möchten, und schleppeten die anderen in die Dienstbarkeit. Indessen entwischeten doch einige, welche Lärmen macheten. Bevor aber diese höllische Treulosigkeit recht erkannt wurde, empfanden die Jesuiten auf ihren apostolischen Reisen durch die Gefahr, der sie ausgesetzet waren, und vornehmlich durch die Schwierigkeit, die sie lange Zeit antrafen, ehe ihnen die Indianer folgen wollten, traurige Wirkungen davon.

Die ganze neue Geschichte von Paraguay ist von den blutigen Unternehmungen der Mamelucken angefüllet; und bey der Gelegenheit eines Uebels, welches von Tage zu Tage zunahm, erhielten die Jesuiten endlich von dem Könige in Spanien die Erlaubniß, ihre Indianer zu bewaffnen. Man würde es mir nicht verzeihen, wenn ich hier einen so merkwürdigen Umstand wegließe.

Wie die Missionarien die Erlaubniß erhalten haben, die Indianer zu bewaffnen.

Es war nicht genug, saget der fromme Geschichtschreiber, daß man die neuen Christen in den Reductionen zusammen gebracht, und sie so gar auch vor einem Ueberfalle in Sicherheit gesetzet hatte. Ihre Häupter stelleten dem Superior der Missionen vor, daß, so lange sie nicht gleiches Gewehr hätten, alle Vorsichtigkeit nicht würde hindern können, daß sie nicht den Mamelucken unterlägen. Die Missionarien waren davon eben so wohl überzeuget, als sie. Man hatte sich aber in Spanien eine Staatsregel daraus gemacht, den Gebrauch des Schießgewehres unter den Indianern nicht einzuführen; und nichts war in der That klüger in Ansehung der unter der Bothmäßigkeit stehenden Indianer, welche unter den Spaniern lebeten, denen an ihrer Erhaltung gelegen war. Man konnte sich auf die Treue dieser Art Sclaven nicht verlassen, deren Unterthänigkeit nur in so weit erzwungen war, als sie sich nicht im Stande befanden, das Joch abzuschütteln. Allein, so war es nicht auch mit andern. Ihre Unterthänigkeit war freywillig, und die Vortheile, die sie dabey gefunden hatten, hatten ihnen den Werth derselben zu erkennen gegeben; daher sie auch nichts zur Empörung bewegen konnte, wenigstens so lange man nichts wider ihre Freyheit unternehmen würde, welche der Fürst ihnen zu erhalten sich anheischig gemacht hatte. Ueber dieses waren sie die einzigen, auf die man sich bey der Vertheidigung der Provinzen Paraguay und Rio de la Plata, wider die Unternehmungen der Portugiesen und Indianer aus Brasilien, Rechnung machen konnte, welche nur erst die Städte **Xeres**, **Villarica** und **Ciudad Real** nachher zerstöret, die sich nur erst nachher einen Weg nach Peru durch Paraguay eröffnet, und sich nur erst nachher in den Besitz vieler schönen Goldbergwerke, als **Montegrosso** und **Guiaba**, gesetzet haben, da man sie die Reductionen von Guayra zu Grunde richten lassen. Es war sehr zu verwundern, daß die spanischen Statthalter, denen man diese Vorstellung vielmals gemacht hatte, so wenig Acht darauf gehabt. Sie ließen sich durch verschiedene Personen einnehmen, die nur ihren Eigennutz vor Augen hatten, und die ihn doch sehr schlecht verstunden, indem sie das Beste des Staates und der Religion ihm aufopferten.

Bey

n) Man sehe oben die Reisen auf dem Flusse de la Plata.

o) Wir lassen uns hier nicht in die letzte Streitigkeit ein, die von einer andern Natur ist, und Erläuterungen brauchet, die man nur von der Zukunft erwarten kann. Es scheint gewiß zu seyn, daß die Reductionen die Waffen wider Spanien selbst bey Gelegenhet des Vergleiches beyder Höfe wegen dieser Colonie ergriffen haben, und daß die Indianer im 1756sten Jahre von den vereinigten spa-

Bey den gegenwärtigen Umständen, wo diese falschen Vorstellungen wohl befestiget zu seyn schienen, würde auch der am besten gesinnte Statthalter es nicht haben über sich nehmen dürfen, den Gebrauch des Schießgewehres unter den neuen Christen zu bestätigen; und die Missionarien getraueten es sich noch weniger, solches vorzuschlagen. Als aber der P. von **Montoya**, einer von den vornehmsten n), nach Madrid reisen sollte: so unterließ man nicht, diesen Artikel mit in seine Anweisung zu setzen. Er eröffnete solchen dem königlichen Rathe von Indien. Weil er es schon vermuthet hatte, daß man ihm den Einwurf machen würde, wenn die einmal bewaffneten Neubekehreten sich wider die Spanier empöreten, so würde es unmöglich seyn, sie zu Paaren zu treiben, weil man sie nicht hätte unters Joch bringen können, da sie nur noch ihre Pfeile und ihre **Macanas** zu Waffen gehabt: so kam er diesem Einwurfe dadurch zuvor, daß er vorstellete, die Absicht der Missionarien wäre nicht, ihren Indianern das Gewehr nach Willkühr zu lassen, sondern sie gedächten solches selbst mit allem Pulver und Bleye zu verwahren, und es ihnen nicht eher in die Hände zu geben, als wenn sie mit einem Einfalle von Seiten ihrer Feinde bedrohet würden; sie wollten so gar in den Reductionen nur so viel verwahren, als nöthig seyn würde, sich vor einem Ueberfalle zu sichern, und alles übrige wollten sie in der spanischen Stadt Assoncion aufzuheben geben. Er setzete hinzu, dieses Gewehr sollte von denen Almosen gekaufet werden, die sie erhalten würden; es sollte der königlichen Casse nicht einen Pfennig kosten; und damit die Indianer damit umgehen lerneten, so wollte man von Chili einige Jesuitenbrüder kommen lassen, die unter den Soldaten gedienet hätten.

Der Hof sah endlich diese Gründe ein, und war mit der Vorsichtigkeit zufrieden, womit man solche zu unterstützen bedacht gewesen. Es wurde alles im 1639sten Jahre zugestanden; und die besondern Statthalter so wohl, als der Unterkönig, erhielten Befehl, auf welchen die Vollziehung bald folgete. Einige Spanier schrien sehr wider diese Neuerung. Der königliche Rath von Indien aber ließ sich nicht bewegen; und die katholischen Könige haben nicht aufgehöret, seine Entscheidung gut zu heißen. In diesen letzten Zeiten hat Philipp der V, welcher dafür hielt, daß den Missionarien mehr, als jemanden, daran gelegen sey, daß ihre Indianer ihres Gewehres nicht misbraucheten, nur durch eine Verordnung vom 28sten des Christmonates 1743, dem Superior der Reductionen empfohlen, alle Sorgfalt anzuwenden, damit dem Misbrauche gleich im Anfange gesteuert würde, und dem Rathe von den geringsten Unordnungen Nachricht zu geben. Weil aber niemals etwas geschehen ist, was das Mistrauen rechtfertigen könnte: so hat der spanische Hof erkannt, es sey kein Sitz weislicher eingerichtet. Seit mehr als hundert Jahren haben die Mamelucken und ihre Bundesgenossen den christlichen Reductionen nichts anhaben, noch ungestraft in die Provinzen dringen können, wo sie errichtet sind: sondern es ist unter den Neubekehrten eine Militz entstanden, welche die vornehmste Hülfe des Oberherrn in diesem Theile von Südamerica ausmachet, und deren Anwendung ihm nicht mehr kostet, als ihr Unterhalt. Man hat insbesondere Beyspiele in den Streitigkeiten der Krone Spanien mit Portugall wegen der berühmten Colonie St. Sacrament, gesehen o). Im

spanischen und portugiesischen Truppen geschlagen worden. Was für eine Vorstellung man sich aber auch von diesem Kriege machen kann: so ist es nichts destoweniger wahr, daß seit hundert und zwanzig Jahren die Reductionen Spanien sehr nützlich gewesen sind. Dieses bewegt einen zu glauben, daß sich der gegenwärtige Handel zu ihrem Vortheile aufklären wird. Wir haben schon angemerket, daß die letzten Nachrichten der Aufführung der Missionarien Ehre machen.

Beschreib. v. Brasilien.

Im 1705ten Jahre, da sich die Portugiesen dieser Colonie bemächtiget hatten, berichtete der Sergent Major, Don Balthazar Garcia de Ros, welchem die Belagerung derselben aufgetragen worden, und welcher die Spanier darinnen wieder herstellete, in einer an den König, an den königlichen Rath von Indien, an den Unterkönig in Peru, an alle Tribunalien des spanischen America, und an die Officier der Truppen gerichteten Schrift, er hätte den Indianern aus den Reductionen von Parana und Uraguay alle Verbindlichkeit, wegen des guten Erfolges; „sie hätten alle Beschwerlichkeiten über sich genommen, so gar, daß „sie auch mit ihren Armen das Geschütz auf die Batterien getragen hätten; sie wären stets „an der Spitze des Angriffes gewesen; und hätten, mit der größten Unerschrockenheit, das Feuer „aus dem Platze ausgehalten. Die Belagerten wären dadurch so in Schrecken gesetzet wor„den, daß, als sie solche zum Sturmlaufen anmarschiren sehen, sie sich auf viele Schiffe, „die mit einem Beystande angekommen, welcher nicht die Zeit gehabt, sich auszuschiffen, „gesetzet, und in dem Platze alle ihr Geschütz und ihr Pulver und Bley gelassen hätten.„ Man setzet zur Ehre eben dieser Indianer hinzu, daß, als sie abgedanket worden, sie hundert und achtzig tausend Piaster großmüthig ausgeschlagen, welche ihnen der Statthalter anboth, und welche sie für die Zeit ihres Dienstes haben sollten.

Tapferkeit der Neubekehrten in Paraguay.

Wir wollen hier dem Leser eine andere Abbildung von diesem Siege nicht entziehen, die ihnen eben so rühmlich ist. „Da ein französisches Schiff in den Hafen Buenos Ayres „während der Zeit eingelaufen, als man die Zurüstungen zu diesem Zuge daselbst machete: „so vernahm der Hauptmann, daß die Spanier keinen Ingenieur hätten, und erboth sich, „ihnen zu dienen. Sein Anerbiethen wurde angenommen. Man gab ihm den Grundriß „von dem Orte, den man angreifen wollte. Als er sich darauf erkundigte, was für Trup„pen dahin marschiren sollten: so erstaunete er sehr, daß der Statthalter, bey Herrechnung „derselben, sich sehr viel auf die Indianer aus den Missionen der Jesuiten zu verlassen schien, „welche ehester Tage ankommen sollten. Was wollen Sie denn, sagete er zu ihm, mit die„sen Leuten machen? Warten Sie nur, antwortete der Statthalter, ehe Sie davon urthei„len, bis Sie solche gesehen haben. Wenig Tage darnach meldete man ihm, daß ihr er„ster Haufen erschien. Der Statthalter lud den französischen Hauptmann ein, mit ihm aus„zureiten. Sie wurden die tapfern Neubekehrten bald ansichtig, welche zween und zween „aus einem engen Wege heraus kamen, und sich auf der Ebene in Batallionen formirten, „ihr Gewehr in gutem Stande hatten, und einige Stücke hinter sich herführeten. Die „Ordnung, das Stillschweigen und die Leichtigkeit ihrer Bewegungen verursacheten dem „Franzosen ein Erstaunen. Er wollte spanisch mit denen reden, welche im ersten Gliede „stunden: sie antworteten ihm aber nicht anders, als mit den beyden Worten los Padres, „wobey sie ihm die Jesuiten zeigeten, die ihnen folgeten. Er gesellete sich zu einem von „den Missionarien, welcher zu ihm sagete, ihre Indianer redeten keine andere Sprache, als „die Ihrige, wenn man ihnen einen Befehl zu geben hätte, so wären er und die andern „Jesuiten da, ihnen zu Dolmetschern zu dienen, und man könnte sich auf eine richtige und „treuliche Vollziehung verlassen. Man wies ihnen den Posten an, welcher dem Feuer aus „dem Platze ausgesetzet war. Sie beantworteten solches heftig, und verlangeten bald Erlaub„niß, solchen bestürmen zu dürfen. Man sagete zu ihnen, die Bresche wäre noch nicht groß „genug: sie antworteten, das wäre ihre Sache, und sie gedächten solchen doch wohl zu über„wältigen. Man erlaubete ihnen, ihren Absichten zu folgen. Als sie anfingen, auf sol„chen loszumarschiren: so feuerte man mit dem groben Geschütze aus der Stadt auf sie, wel-

„ches

„ches sie aushielten, ohne ihre Glieder zu verlassen. Das Feuer aus dem kleinen Geschütze, „welches ihnen auch viel Volk hinnahm, hatte nicht mehr Macht, sie aufzuhalten. Die „Unerschrockenheit endlich womit sie beständig anrückketen, erschreckete die Portugiesen, und „machete, daß sie die Flucht nahmen. Der französische Hauptmann, nach dessen Berichte „man dieses erzählet, bewunderte nicht weniger die Gelassenheit der Missionarien, welche nur „ihr Breviar in der Hand hatten, und wenn sie einen von ihren Leuten fallen sahen, so gleich „hinliefen, und sich dem heftigsten Feuer aussetzeten, um ihn zu einem christlichen Tode zu „ermahnen. Sie schienen eben so wenig bewegt zu seyn, als wenn sie in der Kirche wären *p*).

Beschreib. v. Brasilien.

Beschreibung der Provinz Guayra.

Die obgenannte Provinz Guayra stößt auf der Ostseite an Brasilien; gegen Norden ist sie durch ein bedecktes und sumpfichtes Land besetzet, welches man noch wenig kennet; gegen Mittag hat es Urûguay, und gegen Abend Paraguay; wiewohl sich dazwischen viel Völkerschaften finden, die noch meistens herum irren. Der Wendezirkel des Steinbockes geht in der Breite, und fast in der Mitte queer hindurch. Das Erdreich ist feucht, die Himmelsluft ungleich, und gemeiniglich ungesund. Ihre Felder außer den Gebirgen sind sehr fruchtbar an Hülsenfrüchten, an Wurzeln und verschiedenen andern Pflanzen, welche wenig Wartung erfordern. Das Land ist voller Schlangen, Ottern und Kaymanen. Unter vielen Flüssen, die es bewässern, sind die ansehnlichsten nach dem Parana, der Paranapane, welcher viele andere einnimmt, und der Guibay, an welchem die spanische Stadt, die den Namen Villa rica führete, ziemlich nahe an dem Orte erbauet war, wo er in den Parana fällt, welchem alle Flüsse in dieser Provinz ihr Wasser zollen.

See der Caracaraer.

Gegen Westen von der Hauptmannschaft St. Vincent, in acht und zwanzig oder neun und zwanzig Grad Süderbreite, findet man einen See vierzig Seemeilen lang, aber von einer dem nicht gemäßen, und sehr ungleichen Breite. In den alten Karten führet er den Namen der Caracaraer, und in den neuern den Namen Ibera. Seine Gestalt ist unregelmäßig; er hat in seinem mittäglichen Theile zween Spitzen, welche in die See vorgehen, und woraus zween kleine Flüsse kommen, wovon sich der eine in den Rio de la Plata, und der andere in den Urûguay ergießt; der erste unter dem Namen Rio Mirinay, der zweyte unter dem Namen Rio Corrientes. Ein Missionarius saget, dieser See, oder wie er sich ausdrücket, der Sumpf der Caracaraer, hänge mit dem Parana zusammen. Man hat aber bey den Reisen auf dem Rio de la Plata angemerket, daß man diesem Flusse oftmals den Namen Parana, von seiner Vereinigung mit dem Parguay an, bis er das Wasser des Urûguay einnimmt, gebe. Der See der Caracaraer hat schwimmende Inseln, welche den Wilden von verschiedenen Völkerschaften zum Aufenthalte dienen.

Gebirge Tape.

Hinter den ersten Hauptmannschaften von Brasilien, aber funfzehn Tagereisen von dem Meere, geht wohl auf zweyhundert Seemeilen weit von Osten gegen Westen eine Reihe Gebirge, Tape genannt, welche acht Tagereisen, von dem Urûguay anfängt. Man findet daselbst fruchtbare Thäler, und sehr gute Weiden. Die Jesuiten von Paraguay hatten daselbst eine Menge Reductionen angeleget, wovon die meisten durch die Mamelucken zerstöret worden.

Verschiedene Völkerschaften in Brasilien.

Man denkt hier nicht die Namen von allen denen Ländern und Völkern zu geben, welche Brasilien in einer so großen Strecke umringen, als diejenige ist, die man von Rio de la Plata bis an den Amazonenfluß vorgestellet hat. Außer dem, daß die meisten niemals recht

p) Histoire du Paraguay. Liv. XV. p. 261.

Beschreib. v. Brasilien.

recht bekannt gewesen, so haben auch die beständigen Wanderungen einer großen Anzahl wilder Völkerschaften eine ungemeine Verwirrung in den Zeugnissen der Reisebeschreiber und Geschichtschreiber gemacht. Wir müssen noch hinzu setzen, daß die christlichen Reductionen, die ordentlicher Weise unter heutigen Namen gemacht werden, und oftmals von den Mamelucken zerstöret oder von einem Orte nach dem andern verleget worden, um ihre Streifereyen zu vermeiden, eine andere Quelle der Dunkelheit sind q). Es scheint, daß die Portugiesen nach Brasilien selbst mehr Sorgfalt gebracht haben, die ersten Einwohner kennen zu lernen, die sie daselbst angetroffen haben. Ein Engländer, welcher auf seinen Reisen eben so neugierig gewesen, die Menschen, als die Lage der Oerter, kennen zu lernen, hat sich auch viele Jahre lang, bey seinem Aufenthalte in verschiedenen Theilen von Brasilien, beflissen, die verschiedenen Geschlechter der Indianer zu bemerken. Dieses ist **Knivet**, den man bereits angeführet hat. Endlich hat auch Laet, welcher überzeuget ist, daß an dieser Kenntniß der gewissen Namen viel gelegen ist, um den Ursprung derer Völkerschaften zu erkennen, welche man noch immer in dem Innern des festen Landes entdecket, sich die Mühe genommen, dasjenige zu sammeln, was er in diesen beyden Quellen am deutlichsten erläutert gefunden hat. Wir wollen aus seiner Nachricht einen kurzen Auszug machen.

Ihre gemeinste Sprache.

Er fängt mit der Beobachtung an, daß die Indianer in Brasilien nicht einerley Sprache reden; daß es indessen dennoch eine gebe, die man allgemeiner, als die andern, nennen kann, weil sie die Sprache der zehn Völkerschaften ist, die das Gestade, und einige Theile von dem Innern des Landes bewohnen. Die meisten Portugiesen verstehen sie. Sie ist leicht, reich und auch so gar ziemlich angenehm. Die portugiesischen Kinder, welche im Lande gebohren oder erzogen werden, verstehen sie eben so vollkommen, als die natürlichen Einwohner des Landes, vornehmlich in der Hauptmannschaft St. Vincent; und die Jesuiten bedienen sich keiner andern bey diesen Völkern, welche über dieses die leutseligsten unter allen Wilden sind. Mit ihrem Beystande haben die Portugiesen die andern Völkerschaften unters Joch gebracht, und diejenigen, die ihnen widerstehen wollen, entweder verjagt oder aufgerieben.

Petiguarer.

Unter allen Völkern in Brasilien giebt man den **Petiguarern** den ersten Rang. Sie wohnen um den Fluß **Paraiba**, ungefähr dreyßig Seemeilen weit von Fernambuc, und haben in ihrem Lande das kostbareste Färbeholz. Eines Ungenannten Reisebeschreibung, die für ein Werk eines portugiesischen Jesuiten gehalten wird, schreibt ihnen viel Neigung gegen die Franzosen zu, mit denen sie sich so gar durch Verträge und Heirathen bis 1584 verbanden, da sich die Portugiesen in der Hauptmannschaft Paraiba, unter des **Diego von Flores** und **Fructuoso Barosa** Anführung niederließen. Ein großer Theil von dieser Völkerschaft erhält noch das Andenken seiner alten Bundesgenossen, welches machet, daß sie ihre letztern Herren verabscheuen, und sie stets geneigt sind, die Partey wider sie zu ergreifen, wie es die Holländer erfahren haben.

Viatanen.

Sie hatten zu Nachbaren die Völkerschaft der **Viatanen**, die ehemals sehr zahlreich war, itzo aber fast ganz aufgerieben ist. Die Portugiesen, welche erkannt hatten, daß sie mit den **Petiguarern** sehr genau verbunden waren, wandten List an, sie uneinig zu machen;

q) Daher kömmt es vielleicht, daß die neue Geschichte von Paraguay nicht so lehrreich in Ansehung der geographischen Kenntniß des Landes ist, als es wohl zu wünschen wäre. Diesen Vorwurf hat man ihr in dem Année litteraire gemacht.

chen; und als sie solche in einen Krieg mit einander gebracht hatten, so gaben sie ihren eigenen Bundesgenossen die Erlaubniß, die Viatanen zu fressen, von denen ein Theil grausamer Weise aufgefressen wurde. Darauf bemächtigten sie sich der übrigen leichtlich, welche sie zu Sclaven verkaufeten, oder zwangen, ihnen selbst zu Fernambuc zu dienen, wo die meisten vor Elend umkamen.

Beschreib. v. Brasilien.

Tupinaben. Von Rio Real bis an das Ende der Hauptmannschaft Ilheos findet man die große Völkerschaft der Tupinaben r), welche sich in eine große Anzahl Zweige getheilet hat, unter denen wenig Vereinigung ist. Diejenigen, welche sich an der Bay aller Heiligen niedergelassen, sind mit denjenigen beständig im Kriege, die um Camanu wohnen.

Caetaer. Die Caetaer besaßen ehemals die Ufer des Flusses San Francesco, und hegeten einen tödtlichen Haß gegen die Indianer, welche Fernambuc am nächsten waren.

Tupinaquen. Zwischen der Hauptmannschaft Ilheos und Spiritu Santo findet man die Tupinaquen, welche vor Zeiten aus den Gegenden um Fernambuc weggegangen, um sich an dieser Küste zu setzen, wo ihre Colonie sehr zahlreich wurde: sie ist aber heutiges Tages sehr vermindert. Von allen Wilden werden sie für die hartnäckigsten in ihren Irrthümern, und für die rachgierigsten gehalten, welche der Vielweiberey am stärksten ergeben sind. Indessen bleiben doch diejenigen, die das Christenthum annehmen, beständig dabey.

Tůpiquen. Die Tůpiquen, welche von den Tůpinaquen herstammen, wohnen in dem Innern des Landes, von der Hauptmannschaft St. Vincent an bis an die Hauptmannschaft Fernambuc. Sie macheten ehemals eine ansehnliche Völkerschaft aus; die Verfolgung der Portugiesen aber, welche sie zur Sclaverey wegführeten, hat gemacht, daß die größte Anzahl von ihnen einen andern Aufenthalt gesuchet. Sie haben zu Nachbaren die Apigapitangaer, die Mariapigtangaer und die Guaracaer. Diese letzte Völkerschaft, welche auch die Pataer heißt, heget einen tödtlichen Haß gegen die Tůpinaquen.

Tůmmimiver. Die Tůmmimiver bewohnen die Gegenden um die Stadt Spiritu Santo, und hassen die Tůpinaquen eben so sehr: es ist aber heutiges Tages nur noch eine kleine Anzahl davon übrig.

Tamviaer. Die Ufer des Rio Janeiro waren ehemals von den Tamviaern bewohnet. Da sich aber die Portugiesen daselbst niedergelassen: so haben sie diese Völkerschaft fast gänzlich aufgerieben. Ihre Ueberbleibsel haben sich in das feste Land begeben, wo sie den Namen der Ararapaer führen.

Caroer. Das ganze Ufer in einem Raume von ungefähr achtzig Seemeilen, zwischen der Hauptmannschaft St. Vincent und der Mündung Rio de la Plata wird von den Carocrn, einer überaus zahlreichen Völkerschaft und Todtfeinden der Tůpinaquen, besessen.

Tapůyaer und ihre verschiedenen Linien. Man findet auf allen Seiten eine Menge Zweige von einer Völkerschaft, die Tapůyaer genannt, welche verschiedene Namen bey ihren mannichfältigen Niederlassungen angenommen haben. Diejenige, welche sich die Guaymůraer nennet, ist der Tůpinaquen Nachbar, sieben oder acht Seemeilen vom Meere, und hat sich sehr weit in das innere Land hinein erstrecket. Die Indianer von dieser Völkerschaft sind von langer Statur, unermůdet zur Arbeit und von einer erstaunlichen Behendigkeit. Sie haben schwarze und lange Haare.

r) Vermuthlich sind es diejenigen, welche Topinambuer genannt worden, und welche man wegen ihrer Zerstreuung allenthalben antrifft.

Beschreib. v. Brasilien.

Haare. Man kennet keine Dörfer, oder andere ordentliche Wohnplätze von ihnen. Sie führen ein herumschweifendes Leben, und verheeren alle Oerter, wo sie hinkommen können. Sie nähren sich von Wurzeln und rohen Früchten, oder dem Fleische derer Menschen, die ihnen in die Hände gerathen. Sie haben Bogen von einer sonderbaren Größe und Stärke, und Keulen mit Steinen bewaffnet, womit sie ihren Feinden den Kopf zerschmettern. Ihre Grausamkeit hat sie bey allen Einwohnern in Brasilien, die Portugiesen selbst nicht ausgenommen, furchtbar gemacht.

Man rechnet unter die Zweige der Tapuyaer alle folgende Völkerschaften; die Tucanucoer, welche die Ebenen von Caatinga um Rio grande, hinter der Hauptmannschaft Porto seguro bewohnen; die Nacioer, welche sich bey Aquitigpe gesetzet haben; weiter hin die Oquigtaiubaer, und die Pahier, welche sich den Leib mit einem Rocke von Hanfe ohne Aermel bedecken, und welche eine besondere Sprache haben; darauf die Axoer, die Aquitigbaer, und die Laratioer; auf eben der Linie die Mandevier, die Macuruoer und die Naporaer, welche den Ackerbau treiben; die Cuxaraer und die Nuhinuoer, welche die großen innern Ebenen bewohnen. Ziemlich nahe bey der Bay aller Heiligen findet man die Guayavaer, welche ihre eigene Sprache haben; und in eben der Gegend die Taicuivioer und die Corivioer, welche beständige Wohnungen haben. Diese drey Völker sind mit den Portugiesen durch alte Verträge verbunden. Die Pigruver haben auch ordentliche Wohnungen. Die Obacatiarer haben die Inseln des Flusses San Francesco inne. Die Anhelimer, die Aracuitoer und die Caiviarer wohnen in Höhlen und unterirdischen Klüften. Die Canucuiarer haben Zitzen, die ihnen bis auf die Hüften hinunter hängen und sind genöthiget, sich solche bey ihrem Laufen zu binden s). Die Jobioraer, Apuyarer sind ein herumschweifendes Volk, welches nur unten am Ende gebrannte Knüttel zu seinen Waffen hat. Bey einer Menge von Menschenfressern sind die Cumpehaer fast die einzigen, die kein Menschenfleisch essen. Sie schweifen aber, wie die andern, herum und schneiden ihren Feinden den Kopf ab, den sie an ihre Seite hängen und tragen. Die Guayoer haben ihre Wohnungen. Sie sind wegen der Kunst, die sie besitzen, ihre Pfeile zu vergiften, furchtbar. Die Cincer, die Pahaiver, die Jaicuiver, die Tupioier, die Maracaguacoer, die Jaracuver, die Tapecuver, die Anacuer, die Piracuer, die Taraguargaer, die Pahacuver, die Parapoter, die Caraciboinen, die Caracuiver, die Maimimier sind Bundesgenossen, oder Abkömmlinge von den Guaymurern, ob sie gleich eine andere Sprache reden. Die Aturaraer, die Cuigtaer, und die Guipaer wohneten ehemals in den Gegenden von Porto seguro. Die Gruigravibaer und die Augararier waren nicht weit von dem Ufer zwischen Porto seguro und der Hauptmannschaft Spiritu Santo entfernet.

Die Amixocoroer und die Carajaer besitzen noch das innere Land gegen Norden von der Hauptmannschaft St. Vincent. Gegen Aquirigpe zu findet man die Apetupaer, die Caraguatayraer, die Aquigiraer und die Tapiguirier, ein so kleines, aber handfestes Volk, daß ihm die Portugiesen den Namen der Pygmäen geben; die Quinciguigier, welche vortreffliche Reiter sind; die Quajeraer und die Anaguigier.

Die Guaitacaer bewohnen die Küste der Hauptmannschaft Spiritu Santo und den Fluß Janeiro. Sie lieben die freye Luft, und fliehen die Gehölze. Man findet sie niemals

s) Vermuthlich redet man hier nur von ihren Weibern.

mals in ihren Hütten, als zur Zeit, wenn sie schlafen. Die Ighigranupanier, welche mit den Guaimurern genau verbunden, und ihre ordentlichen Gesellschafter bey ihren Streifereyen sind, erregen ein Schrecken durch den Gebrauch, den sie haben, ein großes Geräusch mit Stöcken von klingendem Holze zu machen, welche sie an einander schlagen. Die Quiriguyaer, welche von den Topinambuern aus denen Oertern verjaget worden, die sie an der Bay aller Heiligen inne hatten, deren vornehmste Einwohner sie waren, und die von ihnen den Namen Quirimuren führeten, haben ihre Zuflucht nach Süden genommen. Die Maribucoer wohnen bey dem Rio grande, die Catagüaer gegen Jequericare über zwischen den Hauptmannschaften Porto seguro und Spiritu Santo; die Tapuxenquier und die Amacaxier Feinde der Tupinaquer, gegen St. Vincent in dem Innern des Landes; in eben der Gegend die Noncaer, die Apuyer, die Panagüirier, die Bigrargier, die Pyrivier, die Anciuvier und die Guaracativier.

Beschreib. v. Brasilien.

Man rechnet also nicht weniger, als sechs und siebenzig Gesellschaften der Tapuyaer, wovon die meisten nicht einerley Sprache reden. Es sind wilde, unzähmbare Völker, die mit allen andern in beständigem Kriege leben, außer mit einer kleinen Anzahl nicht, die an dem Flusse San Francesco wohnen, oder den portugiesischen Pflanzstädten nahe sind t).

Petivarer und ihre Gebräuche.

Knivet nennet einige andere Völkerschaften. Die Petivarer, welche er in einem sehr großen Lande in dem nordlichen Theile von Brasilien wohnen läßt, sind lange nicht so wild, saget er, als die andern Wilden dieser Provinzen. Sie nehmen die Fremden ziemlich höflich auf, und sind sehr tapfer im Kriege. Ihre Statur ist mittelmäßig. In der Kindheit durchbohret man ihnen die Lippen mit einer Spitze von einem Ziegenhorne; und wenn sie aus den Kinderjahren sind, so tragen sie kleine grüne Steine darinnen, womit sie sich so viel wissen, daß sie alle Völkerschaften verachten, welche nicht diesen Zierrath haben. Man weis nichts von ihrer Religion. Sie nehmen so viel Weiber, als sie ernähren können: den Weibern aber erlauben sie nur den Umgang mit einem einzigen Manne. Im Kriege tragen solche in Körben auf ihren Rücken den Vorrath von Lebensmitteln, welche Wurzeln, Wildprät und Flügelwerk sind, ihren Männern nach. Während ihrer Schwangerschaft tödtet der Mann kein Weibchen von den Thieren, in der Meynung, ihre Frucht möchte sich deswegen zu rächen suchen. Wenn sie entbunden sind: so leget er sich ins Bette, um die Glückwünsche von allen seinen Nachbaren anzunehmen. Bey ihren Streifereyen in wüste Länder, wo sie befürchten, einen Mangel an Lebensmitteln zu leiden, nehmen sie eine große Menge Toback mit, dessen Blätter sie zwischen das Zahnfleisch und den Backen stecken, und lassen ihren Speichel durch das Loch heraus tröpfeln, welches sie in den Lippen haben. Ihre Leutseligkeit gegen die Fremden hindert nicht, daß sie nicht ihre Feinde grausamer Weise schlachteten, um deren Fleisch zu verzehren. Sie wohnen in großen Flecken; und ein jeder hat sein besonderes Feld, welches er sorgfältig bauet.

Moriquiten.

Eben derselbe setzet an die Küste des atlantischen Meeres zwischen Fernambuc und Bahia die Moriquiten, ein Geschlecht der Tapuyaer, deren Weiber zwar von einer angenehmen Gestalt, aber sehr kriegerisch, sind. Diese Völkerschaft bringt ihr Leben in Wäldern, wie die wilden Thiere, zu, und erstrecket sich bis an den Franciscusfluß. Sie greift selten ihre Feinde mit offenbarer Gewalt an. Sie bedienet sich der Hinterhalte und List mit

t) Laet Descript. des Indes Occidentales Liv. XIV. ch. 3.

Beschreib. v. Brasilien.

mit desto besserm Erfolge, weil sie überaus geschwind im Laufen ist. Sie verzehret auch ihre Gefangenen.

Knivet bemerket von den **Topinambuern**, welche die Bay aller Heiligen bewohnen, daß sie eben solche Gebräuche, und eben solche Zierrathen, wie die **Petivarer** haben; daß sie eben die Sprache reden; und daß ihre Frauenspersonen für schön gehalten werden: daß sie aber von allen Indianern durch die Gewohnheit, ihren Bart wachsen zu lassen, unterschieden sind.

Tomomymier und ihre Städte.

In der Hauptmannschaft Spiritu Santo, rechnet Knivet eine sehr wilde Völkerschaft, die er die **Tomomymier** nennet, und wider welche er oftmals in portugiesischen Diensten Krieg geführet. Er griff eine von ihren Städten, **Morogeges** genannt, an; denn er glaubet, er könne den Namen der Städte ihren Wohnplätzen geben, die in großer Anzahl an dem Flusse Paraiba sind. Sie sind von außen mit einer Ringmauer von großen Steinen, nach Art der Palissaden gesetzet, und hinter derselben mit einer Mauer von Kieseln umgeben. Die Dächer der Häuser sind von Baumrinden, und die Wände von einer Vermengung von Balken und Erde, worinnen sie einige Löcher lassen, ihre Pfeile durch zu schießen. „Unser „Herr, erzählet Knivet, bestund zu dieser Belagerung aus fünfhundert Portugiesen und drey„tausend Indianern Bundesgenossen. Indessen thaten doch die **Tomomymier** so gewal„tige Ausfälle, daß sie uns nöthigten, uns selbst zu verschanzen, und von Spiritu Santo „Beystand zu verlangen. Diese Wilden zeigeten sich kühnlich auf ihren Mauern, mit Fe„dern gezieret, und den Leib roth gemahlet. Sie setzeten auf den Kopf eine Art von einem „kleinen verbrennlichen Rade, welches sie anzündeten; und indem sie solches in dieser Stel„lung sich umdrehen ließen, so riefen sie uns mit vollem Halse zu: **Lovae cyave pomm„bana**; das ist, so sollet ihr auch verbrannt werden. Bey der Ankunft unserer Hülfsvölker „aber fingen sie an, sich heimlich hinweg zu begeben; und die Portugiesen wurden solches „nicht so bald gewahr, so bedecketen sie sich mit Hürden von Röhren, wodurch kein Pfeil „geht, und stürzeten auf die Mauer zu, die sie nicht ohne Mühe umwarfen, und so in die „Stadt drangen. Sie verloren dabey viel Soldaten. Da sie aber die Wilden niederhie„ben: so tödteten und fingen sie ihrer etwan sechzehn tausend. Darauf macheten sie sich von „einigen andern nicht so großen Städten zu Meistern, deren Einwohner eben das Schick„sal hatten, und das ganze Land wurde verheeret. Von da giengen wir auf dem Flusse „Paraiba bis nach der Stadt **Moru** hinunter; und nachdem wir über das Gebirge ge„gangen, welches die Brasilianer **Parapiaguena** nennen, so kamen wir ins Gesicht von „**Tupa Boyera**, nahe an dem Rio Janeiro, und von den Portugiesen **Organa** genannt, „von da wir nur noch den Fluß **Maccein**, bis nach der Stadt St. Sebastian hinunter zu „fahren hatten, wo das Heer abgedanket wurde.

Belagerung von Morogeges.

Ovaitaguaser.

Die **Ovaitaguaser** bewohnen die Gegenden um das Vorgebirge **Frio**, welches den Namen **Jecor** unter den Indianern führet. Das Land ist feucht und schlammicht. Diese Indianer, welche viel größer sind, als die Guaymürer lassen ihre Haare wachsen. Sie haben ihre Weiber gewöhnet, Krieg zu führen. Ihre Betten sind keine Hamacken, wie bey den andern Völkerschaften. Sie liegen auf der Erde auf einem wenig Mooß vor ihrem Feuerheerde. Sie leben mit niemanden in Friede, und ihre grausamsten Feinde sind ihre Nachbaren.

Uaiyanasser.

Die große Insel, oder **Grande**, welche achtzehn Seemeilen von der Mündung des Rio Janeiro liegt, wird von den **Uaivanassern** bewohnet, die von sehr kurzem Wuchse sind, einen sehr

Bauch haben, und sich nichts aus der Stärke und Herzhaftigkeit machen. Ihre Weiber haben ein ziemlich hübsches Gesicht, der übrige Leib aber ist sehr ungestalt, was für Sorgfalt sie auch anwenden, solchen schön roth zu malen. Die beyden Geschlechter halten sehr viel auf ihr Haupthaar, welches sie sehr lang tragen, wobey sie sich doch gleichsam eine Krone auf dem Kopfe geschoren haben. Ihr vornehmster Wohnplatz heißt Jauaripipo.

Beschreib. v. Brasilien.

Knivet bemerket von den **Tupinaquern** der Hauptmannschaft St. Vincent, daß sie ihre Gefangenen mit vieler Zurüstung erwürgeten, und daß sie drey Tage lang bey dieser barbarischen Ceremonie tanzeten.

Porier.

Die **Porier**, welche ziemlich weit vom Meere wohnen, kommen den **Uaiyanassen** in der Statur, und den Gebräuchen sehr gleich: sie leben aber von Früchten. Die Mannspersonen bedecken sich den Leib, da hingegen die Weibespersonen nackend gehen, und sich mit vielerley Farben malen. Diese Völkerschaft lebet mit den Portugiesen in Frieden, und hat auch eine Abneigung vor dem Kriege mit ihren Nachbaren. Sie ißt kein Menschenfleisch, wenn sie etwas anders hat. Ihre Betten sind eine Art Hamacke von Baumrinden, die sie an die Bäume selbst hängen: und in denen sie sich vor den Ungemächlichkeiten der Luft durch kleine Dächer von unter einander geflochtenen Zweigen und Blättern verwahren. Sie haben keine andere Wohnung. Man glaubet, diese Gewohnheit komme von der Menge Löwen und Leoparden her, die sie in ihrem Lande haben, und die wider sie sich nicht anders vertheidigen können. Ihr einziger Reichthum ist ein Balsam, der aus ihren Bäumen fließt, und den sie den Portugiesen gegen Messer und Kämme vertauschen.

Molopaquer.

Die **Molopaquer** haben ein weitläuftiges Land jenseits des Flusses Paraiba inne. Man vergleicht sie, was die Gestalt betrifft, mit den Deutschen. Diese Völkerschaft ist von der kleinen Anzahl derjenigen, die ihren Bart wachsen lassen, und sich den Leib ziemlich wohlanständig bedecken. Ihre Sitten haben nichts an sich, welches den natürlichen Wohlstand beleidiget. Sie haben Städte, die mit einer Mauer von Balken umgeben sind, deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllet sind. Eine jede Familie wohnet in einer besondern Hütte. Sie erkennen die Gewalt eines Oberhauptes, welches sie **Moroshova** nennen, und welches außerdem nur durch das Vorrecht, sich mehr als eine Frau nehmen zu können, unterschieden ist. Ihr Land enthält Bergwerke, welche sie zu eröffnen, sich nicht die Mühe nehmen: sie sammeln aber nach dem Regen das Gold, welches sie in den Strömen und Bächen finden, vornehmlich an dem Fuße der Gebirge, unter welchen man den Reichthum desjenigen rühmet, welches sie **Eteperange** nennen. Es fehlet diesem glücklichen Volke, nach dem Berichte des Verfassers, nichts, als die Erkenntniß der Religion. Sie tragen ihre Haare sehr lang, und haben sie eben so schön, als die europäischen Frauenspersonen, die am meisten dafür sorgen. Die ganze Völkerschaft hat ihre ordentlichen Stunden zum Essen. Sie liebet die Reinlichkeit. Kurz, ihre Sitten und Gebräuche haben nichts Wildes an sich, außer dem Geschmacke an Menschenfleische, welchem die **Molopaquer** in ihren Kriegen noch nicht entsaget haben.

Motayer.

Die **Motayer**, welche ihre Nachbaren sind, haben eine kurze Gestalt und gehen nackend. Sie lassen ihre Haare nur bis an die Ohren hängen, und leiden kein Haar an allen andern Theilen des Leibes, ohne die Augenrahmen auszunehmen. Die Nachbarschaft der Molopaquer hindert nicht, daß sie nicht alle Wildheit der andern Wilden haben.

Weiter hin findet man die **Lopier**, welche die Portugiesen **Bilvaros** nennen, und welche in Gebirgen leben, wo sie sich mit Früchten nähren. Ihr Land ist sehr reich an Erz-

Beschreib. v. Brasilien.

ten und Edelgesteinen: es ist aber schwer dazu zu kommen; und die Völkerschaft ist so zahlreich und so wild, daß man noch nicht versuchet hat, hinein zu dringen.

Man geht von da zu den Uayanawassonern, einfältigen und groben, wohlgebildeten Leuten von einer angenehmen Gestalt, aber so faul, daß sie den ganzen Tag mit Schlafen in ihren Hütten zubringen, unterdessen, daß sich ihre Weiber befleißigen, ihnen Lebensmittel zu verschaffen.

Knivet fährt fort, die Namen verschiedener andern Völker anzuführen, die aber von Brasilien so weit entfernet sind, daß sie zu keiner von ihren Provinzen gehören können.

Der VI Abschnitt.

Gemüthsart, Sitten und Gebräuche der Brasilianer.

Ihre Religion. Ihre Heirathen. Lerys Beobachtungen von ihnen. Gute Leibesbeschaffenheit. Ihr Putz; vornehmlich bey den Weibespersonen. Speisen. Ihre Kriege. Begegnung gegen ihre Gefangenen. Ihre Begierde nach Menschenfleische. Beobachtung wegen der brasilianischen Menschenfresser. Anmerkung über ihre Religion. Zeugniß von der Güte der Brasilianer. Mündliche Sage, das Christenthum betreffend. Treue bey den brasilianischen Ehen. Erziehung der Kinder. Beschäfftigungen der Weiber. Leutseligkeit der Brasilianer gegen die Fremden. Ihre Krankheiten und Hülfsmittel. Beyspiele von der brasilianischen Sprache. Brasilianisches Gespräch.

Ihre Religion.

Man hat aus dem Vorhergehenden schon bemerken können, daß die Religion wenig Antheil an den Begriffen der Brasilianer hat. Sie kennen keine Art von Gottheit; sie bethen nichts an, und ihre Sprache hat so gar nicht einmal ein Wort, welches den Namen Gottes ausdrücket. In ihren Fabeln findet man nichts, welches sich im geringsten auf ihren Ursprung oder auf die Schöpfung der Welt bezieht. Sie haben nur einige verwirrte Geschichte von einer großen Wasserfluth, wodurch das ganze menschliche Geschlecht umgekommen, einen Bruder und eine Schwester ausgenommen, welche die Welt zu bevölkern anfingen. Indessen verbinden sie doch einige Vorstellung von Macht mit dem Donner, welchen sie Tupan nennen; weil sie sich nicht allein vor ihm fürchten, sondern auch glauben, daß sie den Ackerbau von ihm gelernet haben. Es kömmt ihnen nicht in den Sinn, daß auf dieses Leben ein anderes folgen könne; und folglich haben sie auch eben so wenig einen Namen, den Himmel, als die Hölle, zu bezeichnen. Sie glauben aber doch, daß nach ihrem Tode etwas von ihnen übrig bleibe, weil man sie sagen höret, viele von ihnen wären in Geister verwandelt worden, und macheten sich eine Lust, beständig auf angenehmen und mit allerhand Bäumen bepflanzeten Gefilden zu tanzen.

Sie haben Wahrsager, an welche sie sich nur wenden, um bey ihren Krankheiten die Gesundheit zu erhalten. Indessen finden doch diese Betrüger Mittel und Wege, sie durch Blendwerke, oder vielmehr durch außerordentliche Bewegungen und Geberdungen zu hintergehen. Sie fügen Versprechungen und Vorhersagungen hinzu, welche zuweilen gewaltige Veränderungen bey einer Völkerschaft durch die bloße Wirkung der Hoffnung oder Furcht verursachen. Bey diesen Gelegenheiten aber waget der Wahrsager viel; denn wenn man den Betrug wahrnimmt: so wird er von denjenigen umgebracht, die er hat hintergehen wollen.

Ueber-

Beschreib. v. Brasilien.

Ihre Heirathen.

Ueberhaupt nehmen die Brasilianer viel Weiber, und verlassen sie eben so leicht wieder, als sie solche nehmen. Indessen dürfen sich doch die Mannspersonen nicht eher verheirathen, als bis sie einen Feind ihrer Völkerschaft gefangen oder erleget haben; und die Mägdchen müssen die ersten Merkmaale ihres mannbaren Zustandes abwarten. Bis dahin dürfen sie kein starkes Getränk trinken.

Lery, welcher sich unter allen Reisebeschreibern am meisten bey der Gemüthsart und den Sitten der Brasilianer aufgehalten, hat es zum Unglücke mit so vieler Verwirrung gethan, daß es bey dem Mischmasche von Beyspielen, Betrachtungen, Vergleichungen, und Anführungen fremder Stellen, womit er seine Erzählung nicht so wohl schmücket, als verdunkelt, nicht leicht ist, dem Faden der Materie zu folgen, noch ihn zu der Methode zu bringen, welche man sich bey den Auszügen dieser Art vorgesetzet hat. Indessen muß man doch aus dieser schlammichten Quelle dasjenige nehmen, was man bey andern nicht findet, oder was andere selbst von ihm genommen haben.

Lerys Beobachtungen von den Brasilianern.

Erstlich nennet er bey der Untereintheilung, die er von allen natürlichen Einwohnern Brasiliens machet, nur die **Margajaer**, die **Uetacaer**, die **Maguher**, die **Tapuier** und die **Tupinambuer**, welche er **Toupinambaulier** nennet. Man weis aber gar wohl, wie sehr alle indianische Namen durch die verschiedenen europäischen Aussprachen verändert worden. Ueberhaupt essen, nach Lerys Berichte *u*), alle Brasilianer die Feinde, die sie im Kriege bekommen. Sie gehen nackend, und reiben sich den Leib mit einem schwarzen Safte. Die Mannspersonen tragen ihre Haare, wie die Pfaffen, mit einer Krone, und durchbohren sich die Unterlippe, in die sie einen Stein stecken, der eine Art von grünem Jaspis ist. Dieses machet sie so ungestalt, daß sie zwey Mäuler zu haben scheinen. Die Weibespersonen lassen ihre Haare wachsen, und durchbohren sich die Lippen nicht: sie haben aber in den Ohren eine Oeffnung, wodurch man einen Finger stecken könnte, und welche dienet, einen Mischmasch von weißen Knöchelchen und Steinen zu tragen, der ihnen bis auf die Schultern hängt.

Die **Uetacaer** sind ohne Aufhören mit ihren Nachbaren im Kriege, und nehmen auch nicht einmal die Fremden auf, mit ihnen zu handeln. Wenn sie sich nicht für stärker halten: so fliehen sie mit einer Schnelligkeit, welche der Verfasser mit der Geschwindigkeit der Hirsche vergleicht. Ihr schmutziges und ekelhaftes Ansehen, ihr wilder Blick, und ihre bestialische Gesichtsbildung machen sie zu einer der verhaßtesten Völkerschaften auf der Welt. Ueber dieses sind sie von andern Brasilianern durch ihr Haupthaar unterschieden, welches sie bis mitten auf den Rücken hinunter hängen lassen, und wovon sie nur einen kleinen Kreis auf der Stirne abschneiden. Ihre Sprache ist auch ihrer nächsten Nachbaren ihrer nicht ähnlich. Die überaus große Wildheit dieser Indianer hat es noch nicht erlaubet, sie zu einer ordentlichen Handlung zu vermögen. Man handelt mit ihnen nur von weitem, und stets mit Feuergewehre in der Hand, um durch die Furcht eine unordentliche Begierde zu unterdrücken, die bey Erblickung des weißen Fleisches der Europäer in ihnen aufwachet. Der Tausch geschieht in einer Weite von hundert Schritten; das ist, man bringt auf beyden Seiten an einen gleich weit entferneten Ort die Waaren, welche den Gegenstand der Handlung ausmachen. Man zeiget sie einander vom weiten, ohne ein Wort zu sagen, und ein jeder läßt oder nimmt dasjenige, was ihm ansteht. Es geht dabey redlich genug zu.

u) Histoire d'un Voyage etc. ch. VIII.

Beschreib. v. Brasilien.

Es scheint aber, daß das Mistrauen gegenseitig ist, und daß, wenn die Portugiesen befürchten, gefressen zu werden, die Uetacaer sich eben so sehr vor der Sclaverey scheuen.

Pigmäen.

Außer einigen nicht sehr zahlreichen Völkerschaften, die man wegen ihrer Kleine Pigmäen genannt, ohne daß man eine Ursache von dieser sonderbaren Eigenschaft in einerley Himmelsgegend finden könne, kömmt die ordentliche Gestalt der Brasilianer der unserigen gleich: sie sind aber viel dauerhafter, und den Krankheiten nicht so unterworfen, als die Europäer. Man sieht keine Gichtbrüchige, keine Lahme, keine Blinde, noch sonst einige an ihren Gliedern verstümmelte unter ihnen. Es ist nicht selten, daß man sie auf hundert Jahre leben sieht. Ihre Haare werden fast niemals grau. Sie sind stets lustig, wie ihre Gefilde stets grün sind. Die Farbe ihres Leibes ist bey ihrer beständigen Blöße nicht schwarz, und auch so gar nicht einmal brauner, als der Spanier ihre. Indessen sind doch, außer an ihren Festen oder Freudentagen, Männer, Weiber und Kinder stets der größten Sonnenhitze ausgesetzet. Sie haben nur erst seit der Niederlassung der Portugiesen angefangen, sich in der Mitte des Leibes zu gürten, und an ihren Festen von dem Gürtel bis unten ein blaues oder gestreifetes Tuch zu tragen, woran sie kleine Knochen oder Schellen hängen, wenn sie welche im Tausche bekommen können. Die Häupter hängen alsdann so gar eine Art von Mantel über die Schulter: man nimmt aber wahr, daß ihnen dieser Schmuck zum Zwange ist, und daß ihr größtes Vergnügen ist, nackend zu gehen.

Gute Leibesbeschaffenheit.

Ihr Putz.

Sie können kein Haar an irgend einem andern Theile des Leibes leiden, als auf dem Kopfe. Die Scheeren und Zangen, welche ihnen dienen, sich solche hinweg zu schaffen, sind einer von den größten Gegenständen der Handlung. Was man von der Gewohnheit gesaget hat, die sie haben, sich die Unterlippe zu durchbohren, ist gleich von ihrer Kindheit an wahr: in diesem zarten Alter aber tragen sie nur einen kleinen Knochen, so weiß wie Elfenbein, darinnen. In dem männlichen Alter stecken sie einen Stein hinein, der oftmals eines Fingers lang ist; und den sie ohne das geringste Band darinnen fest zu halten wissen. Einige stecken sich auch so gar welche in die Backen. Sie sehen es für eine andere Art von Schönheit an, eine platte Nase zu haben; und die erste Sorgfalt der Väter bey der Geburt der Kinder ist, daß sie ihnen diesen wichtigen Dienst leisten. Die schwarze Farbe, womit sie sich den ganzen Leib malen, außer dem Gesichte, hindert nicht, daß sie nicht an einigen Orten auch noch Flecken von verschiedenen Farben aufschmieren. Ihre Beine und ihre Schenkel aber behalten stets einerley Schwärze, welches machet, daß sie in einiger Entfernung wie schwarze Hosen aussehen, die auf die Fersen hinunter hängen. Am Halse tragen sie Halsbänder von Knochen von einer schimmernden Weiße, und von Gestalt eines halben Mondes, welche oben an ein baumwollenes Band angereihet sind: zur Abwechselung aber hängen sie zuweilen kleine Kügelchen von einem sehr glänzenden schwarzen Holze darunter, wovon sie eine andere Art von Halsbande machen. Weil sie eine Menge Hühner haben, die sie zuerst aus Europa bekommen: so suchen sie die weißesten darunter aus, und rupfen ihnen die Pflaumfedern ab, welche sie roth färben, und sich mit einem sehr klebrichten Gummi auf den Leib streuen. In ihren Kriegen und an ihren hohen

x) Lery glaubet, in diesen wilden Gebräuchen den Ursprung einiger französischen Moden seiner Zeit zu finden. „Außer der Krone vorn auf dem „Kopfe, und den hinten hinunter hangenden Haa„ren, binden und ordnen sie auch Federn von Vo„gelflügeln zusammen, woraus sie sich Stirnbinden „machen, welche der Gestalt nach den wahren oder „falschen Haarzierathen ziemlich ähnlich sind, wel„che

hen Festtagen kleben sie sich mit Wachse auf die Stirne, und auf die Backen kleine Federn von einem schwarzen Vogel, den sie Tucan nennen x). Zu den Schmausereyen von Menschenfleische, welche ihre größten Lustbarkeiten sind, machen sie sich Aermeln von grünen, rothen und gelben Federn, die mit so vieler Kunst unter einander gewebet sind, daß man sie für einen Sammet von allen diesen Farben ansehen sollte. Ihre Keulen, die von dem harten und rothen Holze sind, welches wir Brasilienholz nennen, sind auch mit diesen Federn überzogen. Auf ihre Schultern nehmen sie Straußfedern, „welche sie, saget Lery, so zu rechte machen, daß alle Kiele auf der einen Seite dicht zusammen stehen, „und das Uebrige sich in der Runde wie ein kleiner Pavillon oder eine Rose aussperret. „Dieses bildet einen großen Federbusch, welchen sie Araroya nennen, den sie auf ihren „Hüften mit einem baumwollenen Stricke nach dem Leibe zu enge und auswärts breit binden, „so daß man sagen sollte, sie trügen einen Hühnerkorb„. Wenn sie tanzen wollen: so nehmen sie Früchte, die sie Ahuai nennen, von der Größe der Castanien. Sie höhlen solche aus, füllen sie voll kleine Steine, und heften sich solche an die Beine. In den Händen haben sie hohle und auch mit Steinen angefüllete Calebassen oder einen Stock eines Fußes lang, woran sie diese Calebassen heften.

Beschreib. v. Brasilien.

Was die Frauenspersonen betrifft, so muß man sich aus den Worten des Reisenden einen richtigen Begriff von ihrem Putze machen. Man muß doch sehen, saget er, ob ihre Weiber und Mägdchen, welche sie Quoniam nennen, und seitdem die Portugiesen oft dahin gekommen sind, an einigen Orten Macia heißen, besser geschmücket und geputzet sind. Zuerst haben sie, außerdem daß sie gedachtermaßen wie die Mannspersonen ganz nackend gehen, noch das mit ihnen gemein, daß sie sich alles Haar, was bey ihnen wächst, bis auf die Augenrahmen und Augenlieder ausreißen. Es ist wahr, daß sie es ihnen, was das Haar auf dem Kopfe betrifft, nicht nachmachen; denn sie scheeren es nicht so, wie sie, vorn ab und spitzen es hinten ab, sondern lassen es dafür vielmehr nicht allein lang werden, sondern kämmen und waschen es auch, wie die Weiber an andern Orten, sehr sorgfältig, scheiden es in zween gleiche Theile, binden sie zuweilen mit einem rothgefärbten baumwollenen Bande auf, und lassen sie über die Schultern hängen, wie es die in Neufchatel und an einigen andern Orten in der Schweiz thun, die ich gesehen habe. Gemeiniglich aber gehen sie mit fliegenden Haaren. Ueber dieses lassen sie sich auch nicht die Lippen und Backen durchstechen, und tragen folglich keine Steine im Gesichte. Was aber die Ohren betrifft, so sind ihnen solche entsetzlich weit durchstochen, und die Ohrenringe, welche sie hinein machen, sind von großen Seemuscheln, Vignolen genannt. Sie sind weiß, rund und eben so lang, als ein mittelmäßiges Talglicht; und da ihnen solche auf die Schultern, ja so gar über die Brust hängen, so läßt es, wenn man sie ein wenig von fern sieht, nicht anders, als wenn es die Ohrenlappen von einem Spührhunde wären, die ihnen auf beyden Seiten herabhängen. Was das Gesicht betrifft, so sehe man hier, wie sie solches aufputzen. Nachdem die Nachbarinn oder Gespielinn mit einem kleinen Pinsel in der Hand, einen kleinen Kreis gerade mitten auf der Backe derjenigen angefangen hat, die sich malen läßt,

Vornehmlich bey den Weibespersonen.

„che man Raquettes oder Ratepenades nennet, „womit sich die Frauen und Jungfrauen in Frankreich und andern Ländern seit einiger Zeit so schön „geputzet haben; und man sollte sagen, sie hätten „diese Erfindung von den Wilden genommen, wel„che solches Yampenambe nennen. Am angef. Orte a. d. 116 S.

Beschreib. v. Brasilien.

läßt, indem sie solchen rund herum wie eine Rolle und Schneckengestalt drehet, so wird sie nicht allein fortfahren, bis sie ihr mit blauer, gelber und rother Farbe das ganze Gesicht verstellet hat, sondern machet auch noch an der Stelle der Augenlieder und ausgerissenen Augenrahmen den Hauptstrich mit dem Pinsel. Uebrigens machen sie große Armbänder von vielen Stücken weißer Knochen, die wie große Fischschuppen zerschnitten sind, welche sie sowohl zusammen zu passen und mit unter einander gemischtem Wachse und Gummi an einander zu fügen wissen, daß es besser nicht möglich ist. Sie sind ungefähr anderthalb Fuß lang, und können nicht besser, als mit denen Armschienen, verglichen werden, die man bey dem Ballenschlagen anleget. Sie tragen auch von denen weißen Halsbändern, die man in ihrer Sprache **Bure** nennet, nicht zwar um den Hals, wie die Mannspersonen, sondern um die Arme gewunden; und hieraus sieht man, zu was für einem Gebrauche sie die kleinen gelben, blauen, grünen und andern farbichten Glasknöpfe so artig finden, die man ihnen angereihet zum Vertauschen bringt. Wir mochten entweder in ihre Dörfer gehen, oder sie mochten in unsere Schanze kommen, so wollten sie dergleichen von uns haben, und bothen uns Früchte oder andere Sachen ihres Landes mit schmeichelhaften Worten an, deren sie sich gemeiniglich bedienen, wobey sie uns den Kopf fast wüste macheten; und sie waren unaufhörlich hinter uns her, und sageten: **Mair, deagatorem amabe marubi**, das ist: „Franzose, du bist gut, gieb mir von deinen Glasknöpfen.„ Sie thaten dergleichen, um Kämme, welche sie **Guap** oder **Kuap** nennen, Spiegel, die sie **Arua** heißen, und alles, wozu sie Lust hatten, von uns zu erhalten.

Unter den zwiefach seltsamen und wahrhaftig wunderbaren Sachen aber, die ich an diesen Frauenspersonen beobachtet habe, ist, daß, ob sie sich gleich nicht so oft den Leib, die Arme, die Schenkel und die Beine malen, als die Mannspersonen, ob sie sich auch gleich weder mit Federwerke, noch andern Sachen bedecken: so hat es dennoch, wenn wir ihnen gleich Friesröcke und Hemden geben wollten, nicht in unserer Macht gestanden, sie solche anziehen zu lassen. Es ist wahr, sie führeten uns zum Vorwande ihre Gewohnheit an, daß sie bey allen klaren Brunnen und Flüssen, die sie anträfen, am Ufer niederkauerten, oder hineinstiegen und sich mit beyden Händen Wasser über den Kopf gössen und sich wüschen, und also den ganzen Leib wie Rohr untertaucheten, da es ihnen denn, wie sie sageten, beschwerlich seyn würde, sich so oft auszuziehen; und ob wir gleich die Kriegesgefangenen, die wir gekaufet hatten, und die wir als Sclaven hielten, in der Schanze zu arbeiten, mit Gewalt anhielten, sich zu bedecken, so zogen sie doch allezeit, so bald die Nacht angebrochen war, heimlich ihre Hemden und andere Lumpen aus, die man ihnen gab, und sie mußten zu ihrem Vergnügen und ehe sie sich niederlegeten, ganz nackend unter unserer Insel spatzieren gehen. Kurz, wenn es in ihrer Wahl gestanden, und man sie nicht mit vielem Geißeln gezwungen hätte, sich zu bekleiden: so würden sie lieber der Sonnen

y) Am angeführten Orte.

z) Die erste Art heißt **Ui-pu** und die andere **Ui-antan**.

a) Diese Verfertigung ist sehr ekelhaft. Sie ist den Weibern überlassen, „welche zuerst die Wurzeln abschneiden und sie in großen irdenen Gefäßen „im Wasser kochen lassen. Man nimmt sie vom „Feuer, wenn sie weich sind und läßt sie ein wenig „verkälten. Darauf kauern viele Weiber um die „Gefäße herum, nehmen die weichen heraus und „kauen sie. Nach diesem thun sie solche so gekauet „wieder in andere irdene Gefäße, die auf dem Feuer „bereit stehen, und lassen sie zum zweytenmale kochen, ohne weitere Mühe dabey, als daß man sie „mit einem Stecke umrühret. Es ist alsdann „nichts weiter übrig, als daß man sie in größere „irdene

Sonnen Brand und Hitze ausgestanden, und sich auch die Arme und Schultern durch das Erde und Steine tragen geschunden haben, als etwas auf sich leiden wollen.

Beschreib. v. Brasilien.

Was die Kinder betrifft, die sie Conomi-Miri nennen: so war es uns ein großes Vergnügen, die großen unter drey oder vier Jahren zu sehen, welche dickarschichter und viel fetter sind, als die bey uns, und mit ihren Pfriemen von weißen Knochen in ihren gespaltenen Lippen, den nach ihrer Mode geschorenen Haaren, und zuweilen gemaleten Leibern niemals unterließen, haufenweise uns entgegen zu kommen und vor uns her zu tanzen, wenn sie uns in ihre Dörfer kommen sahen. Lery versichert, zum Beschlusse dieses Gemäldes, „daß die Blöße der Brasilianerinnen, ob sie gleich an Schönheit, wie er saget, andern Frauenspersonen nichts nachgeben, die Mannspersonen weniger reize, als der Aufputz, die Schminke, die falschen Haarlocken, die gekräuselten Haare, die großen gefältelten Ueberschläge, die Wülste, Röcke über Röcke und die andern unzähligen Kleinigkeiten, womit sich die Weiber und Mägdchen in unsern Landen schniegeln, und woran sie niemals genug haben *y*).

Ihre Nahrung.

Die Brasilianer nähren sich ordentlicher Weise mit zweyerley Art Wurzeln, der Aipy und Manioc. Diese Pflanzen werden gebauet, und brauchen nicht über drey Monate in der Erde zu seyn, da sie einen halben Fuß hoch und so dick wie ein Arm werden. Man läßt sie am Feuer auf Hurden trocknen; und indem man sie mit scharfen Steinen schabet, so machet man Mehl daraus, dessen Geruch fast wie das Stärkmehl ist. Dieses Mehl wird in großen Töpfen gekochet, und man muß es sorgfältig so lang umrühren, bis es dick geworden. Wenn es verkältet ist, und eine gewisse Festigkeit und Dichte hat: so schmecket es beynahe wie weiß Brodt. Dasjenige, wovon man einen Vorrath auf Streifereyen und in den Krieg mitnimmt, wird so lange gekochet, bis es hart wird. Sie sind alle beyde sehr nahrhaft *z*), und man machet sowohl von dem einen, als andern, wenn man sie mit Fleischbrühe zurichtet, ein Gericht, welches dem gekochten Reiße nahe kömmt. Eben die Wurzeln geben, wenn sie frisch gestoßen werden, einen Saft so weiß, wie Milch, welcher nur darf an die Sonne gesetzet werden, so wird er so dick, wie Käse, und machet darauf ein gutes Gericht, wenn er nur ein wenig am Feuer gekochet wird. Weil man ihn nur in eine irdene Pfanne thut, um ihn zu kochen: so vergleicht Lery das Gericht davon mit unsern Eyerkuchen.

Diese Wurzeln dienen auch zur Verfertigung des Getränkes *a*), und man wird über ihren Ueberfluß in einem Lande nicht erstaunen, woselbst sich so fruchtbare Gegenden finden, daß ein junger Mensch in weniger, als vier und zwanzig Stunden, Land genug bauen kann, ein ganzes Jahr lang davon zu leben. Ueber dieses fehlet es den Indianern in Brasilien nicht an Maiz, welchem sie den Namen Avari geben.

Wenn

„irdene Gefäße gießt, wo sie solche ein wenig schäumen und aufstoßen lassen; und diese Gefäße, welche an der Mündung eng sind, bleiben bedeckt. „Sie gleichen den großen irdenen Kufen, welche „an einigen Orten im Burbonnischen und in Auvergne zum Lauge machen dienen. Die Brasilianerinnen lassen auch die Avarikörner kochen und „kauen sie eben so, um eine andere Art von Getränke daraus zu machen„. Der Verfasser wiederhohlet, daß es die Weiber thun; denn die Männer meynen, wenn Jungfern die Wurzeln und den Avari kaueten, so würde das Getränk davon nicht so gut werden. Sie würden es auch als eine Unanständigkeit für ihr eigenes Geschlecht ansehen, wenn sie Hand an dieses Werk legeten. Am angef. Orte a. d. 142 S.

Beschreib. v. Brasilien.

Wenn sie sich zu einem Schmause versammeln, wozu die Hinrichtung eines Gefangenen, dessen Fleisch sie essen wollen, die gewöhnlichste Veranlassung ist: so zünden die Weiber bey denen Gefäßen, welche den Trank enthalten, ein Feuer an. Sie öffnen eines davon, woraus sie eine Kürbisschale voll eingießen, welche die Männer einer nach dem andern im Tanzen nehmen und in einem Zuge ausleeren. Sie kommen nach der Reihe wieder mit eben den Ceremonien bis das ganze Gefäß ausgeleeret ist. Es werden viele Tage mit eben der Freude zugebracht; oder, wenn die Lust unterbrochen wird, so geschieht es nur durch die Rede eines Tapfern, welcher die andern ermahnet, es nicht an Herzhaftigkeit wider die Feinde der Völkerschaft ermangeln zu lassen.

Es ist eine besondere Gewohnheit der Indianer in Brasilien, daß sie zu verschiedenen Stunden essen und trinken; das ist, daß sie nicht essen, wenn sie trinken, und nicht trinken, wenn sie essen. Zu eben der Zeit lassen sie auch alle ihre Sorge und Geschäffte liegen, ohne so gar ihren Haß und ihre Rache auszunehmen, welche sie stets so lange verschieben, bis sie sich gesättiget haben. Alsdann reden sie mit Hitze davon, wie sie ihre Feinde angreifen, sie fangen, sie mästen, sie feyerlich hinrichten und sie verzehren wollen.

Ihre Kriege.

Die Brasilianer führen niemals aus Eigennutze oder Ehrsucht Krieg. Sie sind nur bedacht, den Tod ihrer Anverwandten oder Freunde zu rächen, die von andern Wilden verzehret worden. Lery versichert, man würde ins Unendliche hinaufsteigen, ohne einen andern Ursprung ihrer blutigsten Einfälle zu finden. Die Rache ist eine so lebhafte Leidenschaft bey allen diesen Völkern, daß sie einander niemals Quartier geben. Diejenigen, welche einige Verbindungen mit den Europäern haben, kommen nach und nach von dieser Wildheit zurück. Sie schlagen die Augen mit einer Art von Beschämung nieder, wenn man ihnen deswegen einen Vorwurf machet.

Es sind wenig Förmlichkeiten bey ihren Kriegen. Sie haben weder Könige noch Fürsten; sie kennen keinen Unterschied des Standes. Sie ehren aber ihre Alten, und ziehen sie zu Rathe, weil das Alter, wie sie sagen, ihnen Erfahrung giebt; und da sie selbst nicht mehr im Stande sind, Hand anzulegen, so sind sie doch vermögend, junge Krieger durch ihren Rath zu stärken. Ein jeder Aldeja, welchen Namen sie vier oder fünf Cabanen geben, die in einem und eben demselben Bezirke liegen, hat zu Führern vielmehr, als zu Oberhäuptern, eine gewisse Anzahl von diesen Alten, die zugleich Redner der Gesellschaft sind, vornehmlich wenn es darauf ankömmt, die jungen Leute zu ermahnen, daß sie die Waffen ergreifen. Sie geben das Zeichen zum Aufbruche, und hören bey ihrem Marsche nicht auf, die Ausdrückungen des Hasses und der Rache erschallen zu lassen. Auf dieses Geschrey schlagen die Wilden in die Hände, schmeißen sich auf ihre Schultern und Billen, und versprechen, ihr Leben nicht zu schonen. Zuweilen halten sie stille, um hitzige Reden zu hören, welche zu ganzen Stunden dauern *b*). Darauf bewaffnet sich ein jeder mit seinem **Tacape** *c*), welches eine Art von Keule aus Brasilienholze oder einer Art von schwarzem Ebenholze, sehr schwer, an dem äußersten Ende rund, und an den Rändern schneidend ist. Sie hat sechs Fuß in der Länge, einen in der Breite, und einen Zoll in der Dicke. Sie haben Bogen von eben dem Holze, deren sie sich mit einer ungemeinen Geschicklichkeit bedienen. Sie nennen solche **Orapaten**. Die Sehnen sind von Grasfäden

Ihre Waffen.

b) Lery versichert, sie dauerten zuweilen wohl sechs Stunden. A. d. 232 S.

c) Diese Keulen gleichen denen in Nordamerica, welche **Macanae** heißen.

fäden, und so stark, wiewohl sehr dünne, daß ein Pferd daran ziehen könnte, saget der Verfasser. Er setzet hinzu, ihre Pfeile sind eine Klafter lang, und bestehen aus dreyen Stücken; das Mittelste ist von Schilfe, und die beyden andern von schwarzem Holze; und diese Stücken sind sehr gut in einander gefüget, und mit kleinen Baumrinden verbunden. Sie haben nur zwo Federn, die mit baumwollenen Fäden sehr sauber angebunden sind. An das Ende derselben stecken sie bey einigen spitze Knochen, bey andern einen halben Fuß lang, dürre und harte Röhre, nach Art der Lanzette und eben so spitz: und zuweilen auch die Spitze eines Rochenschwanzes, der sehr giftig ist. Sie haben auch, seitdem die Franzosen und Portugiesen dieses Land besuchet haben, nach ihrer Art angefangen, wo nicht ein Pfeileisen, doch wenigstens eine Nagelspitze, daran zu stecken *d)*. Ihre Schilder sind von Haut, breit, flach und rund. Mit dieser Rüstung und mit Federn geschmücket, ziehen sie fünf oder sechs tausend an der Zahl, die aus vielen **Aldejaen** gebildet worden, nebst einigen Weibern, welche ihren Vorrath an Lebensmitteln tragen, zu Felde. Die Heerführer werden von denjenigen erwählet, welche die meisten Feinde gefangen oder getödtet haben. Sie haben zu ihren Kriegeslosungen eine Art von Horne, welches sie Inubia nennen, und Pfeifen von Knochen, welche gemeiniglich von den Gebeinen ihrer Schlachtopfer sind. Zuweilen geschehen ihre Kriegeszüge zur See: ihre Canote aber, welche von Baumrinde sind, können der Stärke der Wellen nicht widerstehen; und daher entfernen sie sich auch nicht weit vom Ufer. Wenn sie in das Land kommen, welches sie verheeren wollen: so halten sich die nicht so Muthigen bey den Weibern auf, da unterdessen die Krieger durch die Gehölze dringen. Ihr erster Angriff geschieht niemals offenbar. Sie verbergen sich in einiger Entfernung von den feindlichen Wohnplätzen, um Gelegenheit zu suchen, sie zu überfallen. Sie warten bis es dunkel ist; sie legen Feuer an, und machen sich der Verwirrung zu Nutze. Sie üben alle Arten der Grausamkeit aus. Ihr vornehmster Gegenstand aber ist stets, Gefangene zu machen. Diejenigen, die sie ergreifen, und bey dieser Gelegenheit wegführen können, werden sorgfältig verwahret; damit sie nach dem Kriege können gebraten und verzehret werden.

Beschreib. v. Brasilien.

Wenn sie es nicht Umgang haben können, sich im freyen Felde zu schlagen: so wird ihr Zorn, welcher durch die Stärke der Gefahr verdoppelt ist, eine wahre Wuth. „Da „ich selbst davon ein Zuschauer gewesen bin, saget Lery *e)*: so kann ich mit Wahrheit davon „reden. Ein anderer Franzose und ich hatten einesmales, ob wir gleich in Gefahr stunden, „von den Margajaern gefressen zu werden, wenn sie uns gefangen oder getödtet hätten, „dennoch die Neugier, unsere Wilden, ungefähr vier tausend an der Zahl, in ein Scharmützel zu begleiten, welches an dem Ufer des Meeres geschah; und wir sahen diese Barbaren mit solcher Wuth fechten, daß es rasende und unsinnige Leute nicht ärger hätten machen können. Zuerst, als die Unserigen den Feind ungefähr eine Viertheilmeile gewahr „wurden, fingen sie dergestalt an zu heulen, daß, wenn es am Himmel gedonnert hätte, „wir es nicht würden haben hören können. So, wie sie sich näherten, verdoppelten sie „ihr Geschrey, bliesen ihre Hörner, streckten die Arme aus, droheten einander, und zeigeten einander die Knochen von denen Gefangenen, die sie gefressen hatten, und so gar die „angereiheten Zähne, wovon viele über zwo Klafter an ihrem Halse hängen hatten. Es „war etwas entsetzliches, ihr Bezeugen zu sehen. Es war aber noch viel ärger, als sie sich „ein-

d) Ebendas. *e)* A. d. 240 u. f. S.

Beschreib. v. Brasilien.

„einander näherten. Denn da sie zwey oder dreyhundert Schritte von einander waren: so „grüßeten sie einander mit vielen abgeschossenen Pfeilen; und gleich nach dem ersten male „Abschießen sah man die Luft ganz damit angefüllet. Diejenigen, welche davon getroffen „wurden, rissen sie mit einer wundersamen Herzhaftigkeit aus ihrem Leibe heraus, zerbra„chen sie, zerbissen sie mit ihren Zähnen, und unterließen nicht, ungeachtet ihrer Wunden, „ihnen die Spitze zu biethen; wobey man beobachten muß, daß diese Indianer so hitzig in „ihren Kriegen sind, daß, so lange sie nur Arm und Bein regen können, sie nicht aufhö„ren zu fechten, und auch nicht zurück weichen, noch dem Feinde den Rücken zuwenden *f*). „Als sie zum Handgemenge gekommen waren: so ließen sie die hölzernen Keulen mit bey„den Händen spielen, und schlugen einander grimmig, so daß derjenige, welcher seinen „Feind an den Kopf traf, ihn nicht allein zur Erde stürzete, sondern auch todt schlug, wie „unsere Fleischer die Ochsen. Man wird mich fragen, was ich und mein Gefährte bey „diesem rauhen Scharmützel gemacht haben? Ich antworte, um nichts zu verhehlen, „daß wir uns begnügeten, die erste Thorheit begangen zu haben, welche darinnen bestund, „daß wir uns mit diesen Barbaren gewaget hatten, und da wir uns bey dem Nachzuge „aufhielten, nur allein beschäfftiget waren, von den geführten Streichen zu urtheilen. Al„lein, ob ich gleich in Frankreich die Gendarmerie zu Fuße und zu Pferde gesehen habe: so „muß ich doch sagen, daß die vergoldeten Pickelhauben und die blitzenden Waffen unserer „Franzosen mir nicht so viel Vergnügen gemacht haben, als ich gehabt, die Wilden fech„ten zu sehen. Außer ihren Sprüngen, ihren Pfeifen, und ihren hurtigen Wendungen „war es ein wundersames Schauspiel, so viele Pfeile mit ihren großen Befiederungen von „rothen, blauen, grünen, fleischfarbenen und andern farbichten Federn unter den Stralen „der Sonne, die sie gleichsam funkeln ließen, in der Luft fliegen, und auch so viele Mü„tzen, Armbänder und andere Dinge von eben diesen natürlichen Federn schimmern zu se„hen, womit sich die Streiter bekleidet hatten.

„Nachdem der Streit ungefähr drey Stunden gedauert hatte, und auf beyden Seiten „eine gute Anzahl Todte und Verwundete waren: so macheten unsere Topinambuer, „welche endlich den Sieg davon getragen, über dreyßig Margajaer, Männer und Wei„ber, zu Gefangenen, die sie in ihr Land führeten; und ob wir beyden Franzosen gleich „nichts anders gethan, als daß wir unsere bloßen Degen in der Hand gehabt, und einige „Pistolenschüsse in die Luft gethan hatten, um unsere Leute anzufrischen: so erkannten wir „doch, daß man ihnen kein größeres Vergnügen erweisen könnte, als wenn man mit ihnen „in den Krieg zöge; denn sie schätzeten uns nach der Zeit dergestalt hoch, daß uns die Al„ten in denen Dörfern, die wir besucheten, allezeit mehr Freundschaft deswegen erwiesen.

„Nachdem die Gefangenen mitten in den siegreichen Haufen gebracht, gebunden und „gerätelt worden, um sich ihrer desto besser zu versichern: so kehreten wir nach unserm Flus„se Janeiro zurück, in dessen Gegenden diese Wilden wohneten. Weil wir auf zwölf bis „funfzehn Seemeilen weit gegangen waren: so darf man nicht fragen, ob uns unsere „Bundesgenossen, da wir durch ihre Dörfer gegangen, entgegen gekommen. Sie tan„ze=

f) Der Verfasser nimmt hierbey Gelegenheit, zu erzählen, daß bey unsern bürgerlichen Kriegen zu Saint Jean d'Angely unter den französischen Truppen zween brasilianische Soldaten von einer außerordentlichen Herzhaftigkeit und Tapferkeit gewesen, die sich die Bewunderung, und das Lob ihrer Officier zugezogen. A. d. 241 S.

„zeten, hüpfeten, klopfeten in die Hände, um uns zu liebkosen, und zu preisen. Die ar„men Gefangenen mußten, nach der Gewohnheit unter ihnen, als sie nahe bey den Häu„sern waren, singen, und zu den Weibern sagen: sehet da die Speise, die ihr so sehr lie„bet, sie nähert sich euch. Zum Beschlusse, als wir vor unserer Insel angekommen waren, „so ließen wir, mein Gefährte und ich, uns in eine Barke setzen, und hinüber fahren, und „die Wilden giengen auch ein jeder nach seiner Wohnung. Einige Tage darnach kamen „einige von denjenigen, welche Gefangene hatten, uns in unserer Schanze zu besuchen; „und da sie von unsern Dolmetschern ersuchet wurden, einen Theil davon dem Villegagnon „zu verkaufen: so willigten sie darein, um uns einen Gefallen zu erweisen. Ich kaufete „eine Frau und ihren kleinen Jungen, der noch nicht zwey Jahre alt war, die mir unge„fähr drey französische Livres an Waaren kosteten. Allein, es geschah solches sehr wider „Willen der Herren; denn wir wissen nicht, sagete derjenige, welcher mir solche verkaufe„te, was geschehen wird. Seitdem Paycolas, so nannten sie Villegagnon, in unser „Land gekommen ist, essen wir nicht die Hälfte von unsern Feinden. Ich dachte zwar „wohl, den kleinen Jungen für mich zu behalten: allein, Villegagnon, der mir meine „Waaren wieder geben ließ, wollte ihn für sich haben. Als ich auch zu der Mutter sage„te, ich wollte ihn mit nach Frankreich nehmen: so antwortete sie mir: weil sie also keine „Hoffnung hätte, daß, wenn er groß geworden, er davon laufen und sich zu den Mar„gajaern begeben könnte, um sie zu rächen, so hätte sie lieber gesehen, daß er von den To„pinambuern gefressen, als bey ihr gelassen worden. So sehr ist die Rache bey dieser „Völkerschaft in ihrem Herzen eingewurzelt„.

Beschreib. v. Brasilien.

Begegnung gegen ihre Gefangene.

Man versichert, die meisten Brasilianer mästen ihre Gefangenen, um ihr Fleisch schmackhafter zu machen, und unter der Zeit, daß sie solche leben lassen, geben sie den Mannspersonen Weiber, den Weibern aber geben sie keine Mannspersonen. Der Stockmeister, saget man, machet keine Schwierigkeit, ihnen seine Tochter oder seine Schwester zu überlassen. Dieses Weib leistet ihm übrigens allerley Dienste; bis zu dem Tage, da er soll geschlachtet und gegessen werden. Inzwischen bringt er seine Zeit mit Jagen und Fischen zu. Der Tag des Todes ist niemals fest gesetzet; er kömmt darauf an, wenn der Gefangene wohl bey Leibe ist. Wenn der Tag gekommen ist: so werden alle Indianer aus der Aldeja zu dem Feste eingeladen. Sie bringen anfänglich einige Stunden mit Trinken und Tanzen zu; und der Gefangene ist nicht allein mit unter der Anzahl der Gäste; sondern wenn er auch gleich weis, daß sein Tod nahe ist, so befleißiget er sich doch, am allerlustigsten zu seyn. Nach dem Tanze bemächtigen sich zween handfeste Leute seiner, ohne daß er einigen Widerstand thut, oder die geringste Furcht blicken läßt. Sie binden ihn mit einem großen Stricke mitten um den Leib; und in diesem Zustande führen sie ihn gleichsam im Triumphe in die benachbarten Aldejaen. Er ist darüber gar nicht niedergeschlagen, sondern sieht vielmehr diejenigen, die ihm unterwegens vorkommen, mit einem trotzigen Gesichte an. Er erzählet dreust, was er für Thaten gethan, und vornehmlich wie er oftmals die Feinde seines Volkes gebunden habe, wie er sie gebraten und gegessen habe; er saget es ihnen voraus, sein Tod werde nicht ohne Rache bleiben und sie werden dereinst eben so, wie er, gegessen werden. Wenn er einige Zeit zum Schauspiele gedienet, und die Schmachreden angehöret hat, die man ihm giebt: so treten seine beyden Wächter zurück, der eine zur Rechten, der andere zur Linken, auf acht oder zehn Fuß weit, und ziehen den Strick, womit sie ihn gebunden hatten, auf gleiche Art an, so daß er nicht einen

Beschreib. v. Brasilien.

Schritt aus ihrer Mitte thun kann. Man leget ihm einen Haufen Steine zu seinen Füssen; die Wächter, welche sich mit ihren Schildern bedecken, melden ihm, man lasse ihm noch vor seinem Tode die Macht, sich zu rächen. Darauf ergrimmet er, ergreift die Steine, und wirft sie nach denjenigen, die um ihn stehen. So sorgfältig sie sich auch zurück begeben, so werden dennoch ihrer eine große Anzahl verwundet.

Ihre Begierde nach Menschenfleische.

Sobald er alle seine Steine verschmissen hat: so nähert sich derjenige, von welchem er den Tod empfangen soll, und der sich bisher noch nicht gezeiget hat, mit dem Tacape in der Hand, und mit seinen schönsten Federn geschmücket. Er redet etwas mit dem Gefangenen, und diese kurze Unterredung enthält die Anklage und das Urtheil. Er fraget ihn, ob es nicht wahr sey, daß er viele von ihren Gefährten getödtet und gegessen habe? Der andere machet sich eine Ehre aus einem hurtigen Geständnisse, und fordert so gar seinen Henker, durch eine in der Landessprache nachdrückliche Redensart heraus: „Laß mich frey, saget „er, ich will dich und die Deinigen auch fressen„. Nun wohl, erwiedert der Henker, „wir wollen dir schon zuvor kommen; ich werde dich todtschlagen, und du sollst noch heute „gefressen werden„. Der Schlag folget so gleich auf die Drohung. Die Weibesperson, die mit dem Todten gelebet hat, läuft geschwind herzu, und fällt auf den Leichnam, ihn einen Augenblick zu beweinen. Das ist nur eine Ceremonie, die sie nicht hindert, ihr Theil von dem Unglückseligen zu essen, den sie zu mästen Sorge getragen. Darauf bringen andere Weiber warmes Wasser, womit sie den Leichnam waschen. Andere kommen und schneiden ihn mit einer ungemeinen Hurtigkeit in Stücke, und reiben die Kinder mit seinem Blute, um sie bey guter Zeit zur Grausamkeit zu gewöhnen. Vor der Europäer Ankunft wurden die Körper mit scharfen Steinen zerschnitten. Heutiges Tages haben die Brasilianer Messer in großer Anzahl. Es ist nichts weiter übrig, als daß die Stücken von dem Leibe, und die Eingeweide, die man sorgfältig reiniget, noch gebraten werden. Dieß ist das Amt der alten Weiber; so wie das Amt der alten Männer bey Verzehrung dieser abscheulichen Speise ist, die jungen Leute zu ermahnen, gute Krieger zur Ehre ihres Volkes zu werden, und sich oft dergleichen Schmaus zu verschaffen *g*).

Der gemeine Gebrauch der Brasilianer ist, daß sie in ihren Dörfern Stücke von den Köpfen der Todten aufheben, und wenn sie von einem Fremden besuchet werden, so unterlassen sie nicht, ihm solche als ein Siegeszeichen ihrer Tapferkeit und derer Vortheile zu zeigen, die sie über ihre Feinde erhalten haben. Sie verwahren auch die stärksten Knochen der Schenkel und Arme sorgfältig, um verschiedene Arten von Pfeifen daraus zu machen, und alle Zähne, die sie wie Rosenkränze anreihen, und sich um den Hals hängen. Da diejenigen, welche viele Gefangene gemacht haben, ihre Ehre wohlgegründet zu seyn glauben: so lassen sie sich an eben dem Tage zur Verewigung des Andenkens ihrer Thaten, die Brust, die Arme, die Schenkel, das dicke Fleisch und andere Theile des Leibes einschneiden.

g) Lery am angef. Orte 15 Cap. Er erzählet, als er einsmals unvermuthet in ein Dorf gekommen, Namens Piravi in: so habe er gefunden, daß man mit diesen Förmlichkeiten daselbst eine gefangene Frau tödten wollte. „Da ich mich ihr nä„herte, saget er, und um mich nach ihrer Sprache „zu richten, zu ihr sagete, sie sollte sich dem Tu„pan empfehlen, obgleich dieses Wort bey ihnen „nicht Gott, sondern nur den Donner bedeutet; „und ich wolle sie zu ihm bethen lehren, so warf sie „statt aller Antwort den Kopf in die Höhe, hielt „sich nur über mich auf, und sagete: was willst „du mir geben? so will ich das thun, was du sa„gest. Ich antwortete ihr: armes Mensch, du „wirst bald nichts mehr in dieser Welt nöthig ha„ben; denk an das, wie es deiner Seele nach dei„nem

Beschreib. v. Brasilien.

den. Lery trug Sorge, die Gestalt eines Brasilianers mit allen diesen Merkmaalen der Ehre zeichnen zu lassen. Wenn es sich endlich ereignet, daß die Gefangenen ein Kind mit denen Weibern gezeuget, welche sie zu mästen Sorge getragen: so werden diese unglücklichen Früchte, entweder gleich bey der Geburt, oder wenn sie ein wenig Stärke bekommen haben, verzehret.

„Sie setzeten uns oftmals, saget Lery, Menschenfleisch zu essen vor, und es verdroß sie, „wenn wir solches ausschlugen, als wenn wir ihnen Ursache gegeben hätten, unserm Bünd„nisse nicht zu trauen. Ich muß hierbey zu meiner großen Betrübniß erzählen, daß eini„ge normannische Dolmetscher, welche acht oder neun Jahre in dem Lande zugebracht, wo „sie ein recht atheistisches Leben geführet, sich nicht allein durch allerhand Unordnungen mit „den Weibern beflecketen, sondern sich auch rühmeten, daß sie Gefangene getödtet, und ge„fressen hätten. Eines Tages, als ich mit vier oder fünf Franzosen in einem Dorfe der „großen Insel war, wo man einen jungen Menschen in Fesseln hielt, welchen unsere Wil„den einigen Europäern entführet hatten: so fanden wir Gelegenheit, uns ihm zu nähern. „Er sagete uns im sehr guten Portugiesischen, er wäre ein Christ, und da er nach Portu„gall gebracht worden, unter dem Namen Antonio daselbst getaufet worden. Ob er gleich „ein Margajaer, und entschlossen war, den Tod herzhaft zu leiden: so gab er uns doch zu „verstehen, daß er nicht verdrüßlich seyn würde, wenn er uns das Leben zu danken hätte. „Wir hatten Mitleiden mit ihm. Einer von den Unserigen, ein Schlösser seines Hand„werkes, welcher spanisch genug verstund, um etwas im Portugiesischen zu verstehen, ver„sprach ihm eine Feile, seine Eisen zu zerfeilen, und verabredete mit ihm, er sollte sich sei„nen Hütern entziehen, unterdessen daß wir uns bemühen würden, sie aufzuhalten, und er „sollte unser in einem kleinen benachbarten Walde erwarten, wo wir ihn würden mitneh„men können, wenn wir wieder nach unserer Insel giengen. Diese Hoffnung hatte ihn „vor Freuden ganz entzückt gemacht. Allein, obgleich die Wilden nicht verstanden hatten, „was man ihm angebothen: so schöpfeten sie doch einigen Verdacht aus unserer Unterre„dung. Kaum waren wir zum Dorfe hinaus, so riefen sie ihre Nachbaren zusammen, „dem Tode des Gefangenen beyzuwohnen, und richteten ihn hin. Den andern Morgen, „als wir wieder mit einer Feile und andern Hülfsmitteln zu ihnen kamen, unter dem Vor„wande, Lebensmittel bey ihnen zu suchen, so führeten sie uns an einen Ort, wo wir die „Stücke von dem Leibe des Antonio auf dem Roste liegen sahen. Sie wußten sich viel da„mit, daß sie uns hintergangen hatten, und wiesen uns zuletzt mit hellem Gelächter den „Kopf. An einem andern Tage ließen sich zween Portugiesen von unsern Wilden in einem „kleinen Hause von Erde, ziemlich nahe bey einem ihrer Schanzen, die Moripione hieß, „überrumpeln. Ob sie sich gleich mit vieler Herzhaftigkeit vom Morgen bis an den Abend „vertheidigten; und nachdem sie allen ihren Vorrath an Pulver verschossen hatten, ein je-

„nem Tode ergeben wird. Sie lachete von neuem, „wurde todtgeschlagen, und starb auf solche Art. „Ebend. a. d. 252 S. Uebrigens beschuldiget der Verfasser diejenigen eines Irrthumes, welche geschrieben haben, die Brasilianer stecketen die Stücken des Leibes an einen Spieß, um sie zu braten. Sie haben große und hohe hölzerne Flechten, zwischen welchen sie dieselben mit einer Vermischung von Feuer und Rauche braten; welches demjenigen nahe kömmt, was die Flibustier Bucanieren genannt haben. Die alten Weiber, setzet Lery hinzu, welche das Menschenfleisch sehr lieben, sammeln das Fett, welches an dem Roste herunter tröpfelt, und lecken es mit den Fingern ab. Dieß habe er selbst gesehen, saget er. Am angef. Orte, a. d. 257 S.

Beschreib. v. Brasilien.

„der mit einem zweyschneidigen Degen in der Hand, womit sie ein großes Blutbad anrich-„teten, einen Ausfall thaten: so hatten sie dennoch einer Menge Feinde nicht widerstehen kön-„nen, die hartnäckig dabey blieben, sie zu fangen. Sie hatten das Unglück, in ihre Hän-„de zu gerathen. Ich kaufete noch des einen Raub, welcher in einigen Kleidern von Büf-„felshaut bestund. Einer von unsern Dolmetschern bekam für zwey Messer eine große sil-„berne Schüssel, die man in ihrem Hause gefunden hatte. Wir vernahmen von den Wil-„den selbst, sie hätten ihnen zu erst, nachdem sie solche in ihren Wohnplatz geführet, den Bart „ausgerissen; darauf hätten sie dieselben getödtet, und grausamer Weise gefressen; und an-„statt, daß sie sich durch ihre Klagen hätten sollen erweichen lassen, hätten sie ihnen vielmehr „vorgeworfen, sie wüßten nicht mit Ehren zu sterben.

Endlich, weil doch alles bey einem aufrichtigen Reisebeschreiber kostbar ist, wenn er nur dasjenige erzählet, was vor seinen Augen vorgegangen ist, setzet Lery hinzu: „eines Tages, „da die Topinambuer Bundesgenossen der Franzosen einer gar zu langen Ruhe müde ge-„worden, wobey sie den Geschmack am Menschenfleische verloren, so erinnerten sie sich, daß „sie in ihrer Nachbarschaft einen Wohnplatz von Margajaern hätten, die sich ihrer Völker-„schaft seit zwanzig Jahren ergeben, und die sie in Frieden hatten leben lassen. Unter dem „Vorwande aber, daß sie von ihren ärgsten Todtfeinden herstammeten, fasseten sie den Ent-„schluß, solche aufzureiben. Es wurde die Nacht dazu genommen. Sie richteten ein sol-„ches Blutbad an, daß man das Geschrey der Sterbenden sehr weit hören konnte. Viele „Franzosen, die in der Mitternacht davon Nachricht bekamen, fuhren wohlbewaffnet in ei-„ner großen Barke ab, um sich nach diesem Dorfe zu begeben, welches nicht weit von dem „Fort lag. Ehe sie aber dahin kommen konnten, hatten die grimmigen Topinambuer die „Häuser in Brand gestecket, und die Einwohner niedergemacht, welche heraus liefen„. Lery war nicht mit unter der abgegangenen französischen Mannschaft: er vernahm aber von andern, sie hätten viele Stücke von Männern und Weibern auf den Rosten liegen, und Kinder ganz gebraten gesehen. Gleichwohl hatten sich einige im Finstern zur See gerettet, und kamen nach der französischen Schanze, daselbst eine Zuflucht zu suchen. Sie wurden sehr leutselig aufgenommen. Die Topinambuer aber, welche solches bald erfuhren, beschwereten sich sehr heftig darüber, und wollten sie durchaus nicht unter dem Schutze der Franzosen lassen, als bis sie durch Geschenke deswegen waren besänftiget worden.

Beobachtungen wegen der brasilianischen Menschenfresser.

Man glaubet, aus allen diesen Erzählungen schließen zu können, daß die Brasilianer bey einer so heftigen Begierde nach Menschenfleische, nicht allein nur bloß ihre Feinde fressen, sondern daß sie auch bey ihren Kriegen selbst nur diejenigen verzehren, die ihnen lebendig in die Hände gerathen, und sie mit gewissen Förmlichkeiten tödten. Man bemerket nicht ein einziges mal, daß sie nach einem Gefechte, worinnen sie den Vortheil erhalten haben, und bey welchem sie Meister vom Felde geblieben sind, sich damit aufgehalten, daß sie die Leichen der Ueberwundenen verzehret; und alle ihre Bemühungen scheinen nur dahin zu gehen, daß sie Gefangene machen, die sie in ihren Dörfern erwürgen.

Anmerkung wegen ihrer Religion.

Correal, welcher ein großes Theil seiner Nachrichten vom Lery entlehnet zu haben scheint, füget doch zuweilen noch seine eigenen Beobachtungen hinzu. Da er zum Beyspiele erkennet, daß die Brasilianer keine Art von Tempel oder Merkmaale eines Gottesdienstes haben, und daß sie nicht den geringsten Begriff vom Ursprunge der Welt besitzen: so behauptet er doch, daß sie nicht ganz und gar von einer Gottheit nichts wüßten, sondern daß sie ihr auch selbst eine

eine Art von Verehrung erwiesen, indem sie oftmals ihre Hände gegen die Sonne und den Mond mit Merkmaalen der Bewunderung aufhöben, die sie durch sehr lebhafte Ausrufungen ausdrückten. Er versichert auch, daß sie die Unsterblichkeit der Seele und Strafen für die Verbrechen so wie Belohnungen für die Tugend glauben. Man hat auch in der That, nach Lerys Berichte, gesehen, daß sie die frommen Leute nach ihrem Tode hinter hohe Gebirge an sehr angenehme Orte gehen lassen, wo sie denselben keine andere Beschäfftigung geben, als daß sie tanzen und lachen. Böse Geister, welche sie Aymanen nennen, und von denen sie oftmals, wie sie sich beklagen, schon in diesem Leben geplaget werden, sind die Henker, welche sie in der andern Welt bestimmet zu seyn glauben, die Bösen zu martern. Ein anderer Beweis, daß man ihnen einiges Licht von der Religion zuschreiben kann, ist, daß sie überzeuget zu seyn scheinen, ihre Wahrsager hätten einen Umgang mit unsichtbaren Mächten, von denen sie die Gewalt erhielten, den Kriegesleuten Muth und Stärke einzuflößen, und die Pflanzen und Früchte wachsen zu lassen. Endlich so lassen auch ihre Feste Correaln keinen Zweifel, daß sie nicht eine Kenntniß von einem höhern Wesen, als das menschliche Geschlecht, hätten *h*). Man erzählet, saget er, daß sie sich an gewissen Tagen versammelten. Ihre Wahrsager, welche diesen Versammlungen vorstehen, stimmen Lieder an, und erheben einen sehr lebhaften Tanz, wobey sie ihre **Maracae**, das ist die mit hohlen Früchten und kleinen Steinen versehenen Stäbe, die sie in der Hand tragen, schütteln. In dieser Bewegung, und ohne daß sie aufhören, zu singen, ergreifen sie alle diejenigen, welche dem Feste beywohnen, welche so wie sie zu singen und zu tanzen anfangen, und alle ihre Geberdungen und Stellungen genau nachmachen. Die Weiber bewegen sich so stark, daß ihnen der Schaum vor dem Maule steht. Die Männer und Kinder schlagen sich auf die Brust, und machen ein unglaubliches Geräusch. Nach diesem ersten Auftritte ruhet man ein wenig aus, oder nimmt wenigstens ein stilleres Wesen an, und der Ton des Liedes wird weit sanfter. Allein, solches dauert nicht lange. Man fängt wieder an zu tanzen, nur mit dem Unterschiede, daß man sich in die Runde stellet, einander bey der Hand nimmt, und den Leib etwas beuget. Der Tanz hält in dieser Ordnung und Stellung länger an. Wenn jedermann von der starken Bewegung müde ist: so theilet man sich in drey Kreise, deren jedem ein Wahrsager seine Maraca reicht, von welcher er versichert, daß der Geist mit ihnen rede. Er nimmt darauf lange Schilfröhre, die er mit angezündetem Tobacke anfüllet; und indem er sich rund herum drehet, um den Rauch davon auf die Tänzer zu blasen, so meldet er ihnen, daß der Geist ihnen Stärke und Muth eingebe. Diese Ceremonie dauert wenigstens sechs bis sieben Stunden. „Es ist gewiß, schließt Correal, daß sie einige Kenntniß von einem höchsten Wesen voraus setze, wofern man nicht vermuthen will, daß alles, was er bey „dieser Gelegenheit saget, nur eine von allem Verstande leere Formel sey, wie ich es von einem portugiesischen Missionar habe behaupten hören. Ich für mein Theil bin überzeuget, „daß überall, wo man einigen Schein von Vernunft antrifft, es auch einige entweder wahre oder falsche Vorstellung von einer Macht über uns gebe; und daß, wenn die Einsichten „davon nicht lebhaft genug sind, diese Kenntniß aufzuklären, sich dennoch stets einige große Spuren davon erhalten, welche auch die allerviehischsten Menschen nach ihrer Art einkleiden„ *i*).

Lery,

h) Voyages de Franç. Correal. II Part. ch. 7.
i) Correal, ebendas. a. d. 228 S.

Beschreib. v. Brasilien.

Lery, welcher sich gemeiniglich für einen Augenzeugen ausgiebt, machet eine weit merkwürdigere Abschilderung von diesen Versammlungen. Eines Tages, saget er, nach seiner ungezwungenen Art, da ich mit einem andern Franzosen, Namens Jacob Rousseau, und einem Dolmerscher durch das Land gieng, schliefen wir in einem Dorfe, welches Cotiva hieß. Den andern Morgen sehr früh, da wir uns zu unserer Abreise anschicketen, sahen wir von allen Seiten die Wilden aus den benachbarten Orten ankommen, zu denen sich die aus dem Dorfe auf einem großen Platze geselleten; und ihre Anzahl war bald fünf bis sechshundert stark. Die Neugier hielt uns auf. Wir sahen, daß sie sich alle zusammen in drey Haufen theileten. Die Männer waren in einem Hause, die Weiber in einem andern, und die Kinder in einem dritten. Wir befanden uns in demjenigen, wo die Weiber hinein kamen; und weil wir noch frühstücketen, so drang man uns eben nicht, daß wir hinaus gehen sollten, sondern man empfohl uns nur, wir möchten uns darinnen ruhig und still halten. Der Männer ihres war nur dreyßig Schritte davon. Anfänglich höreten wir nur ein dumpfichtes Geräusch, so wie der Priester ihres, wenn sie ihr Brevier bethen. So gleich stunden die Weiber, deren ungefähr zweyhundert an der Zahl waren, auf, hielten ihre Ohren hin, und fügeten sich sehr dicht in einen Haufen zusammen. Darauf erhoben die Männer nach und nach ihre Stimme; und wir höreten sie sehr deutlich zusammen, nach zween sehr einfachen Noten, die Sylbe He, He, He singen, welche sie zu wiederhohlen nicht aufhöreten. Auf einmal wurden wir sehr erstaunet, daß die Weiber, welche anfingen, ihnen mit einer zitternden Stimme zu antworten, eben diese Sylbe wiederhohleten, und über eine Viertelstunde so stark zu schreyen anhuben, daß wir wegen unsers Ruhig haltens sehr verlegen waren, da wir sie ansahen. Sie heuleten nicht allein aus allen ihren Leibeskräften, sondern sprungen auch mit vieler Heftigkeit, ließen ihre Brüste baumeln, schäumeten mit dem Maule, und einige fielen so gar ohnmächtig nieder. Ich kann nicht anders glauben, als der Teufel sey ihnen lebendig in den Leib gefahren. Auf einer andern Seite höreten wir in einem abgesonderten Hause, welches nicht weit von uns war, die Kinder eben so sehr schreyen und lärmen. Es ist wahr, daß ich damals, ob ich gleich schon über ein halbes Jahr mit den Wilden umgegangen, und ihrer Art und Weise gewohnet war, in einiger Furcht stund, und gewünschet hätte, wieder in der Schanze zu seyn. Endlich macheten die Männer nach diesem verwirrten Gelärme und Geheule, eine kleine Pause; und die Weiber blieben so, wie die Kinder, in einer tiefen Stille. Bald darauf höreten wir die Männer wieder anfangen zu singen, allein mit so vieler Lieblichkeit und Harmonie, daß ich durch so angenehme Töne wiederum ein wenig aufgemuntert wurde, und hinaus gehen wollte, sie in der Nähe anzuhören. Die Weiber wollten mich zurück halten; und der Dolmetscher sagete zu mir, er habe sich in den sechs oder sieben Jahren, die er in dem Lande gewesen, noch niemals unterstanden, sich bey diesem Feste sehen zu lassen. Ich blieb ein wenig in Zweifel. Da ich aber erwog, daß er mir keine Ursache von seiner Furcht angab, und ich mich auf die Freundschaft einiger Alten in dem Dorfe verließ, wohin ich schon vielmals gekommen war: so gab ich ihm kein Gehör, und entzog mich dem Orte, wo ich war. Die Häuser der Wilden sind sehr lang, wie unsere Alleen, mit Gitterwerke gedecket, und bis auf die Erde mit Grase überkleidet. Als ich mich dem Hause genähert hatte, worinnen ich noch immer singen hörete: so machete ich mit der Hand eine kleine Oeffnung in der Wand, bloß in der Absicht, frey hinein zu sehen. Als ich nun sah, daß man sich über meine Dreustigkeit nicht beschwerete: so winkete ich den beyden andern Franzosen, die auf mich Acht hatten. Sie folgeten meinem

nem Beyspiele. Als wir endlich versichert waren, daß es den Wilden nicht zuwider war, uns zu sehen, sondern sie vielmehr ihr Singen und Tanzen lustig fortsetzeten: so giengen wir in das Haus hinein, wo wir uns in einen Winkel stelleten, um es mit anzusehen.

Beschreib. v. Brasilien.

Wir können die Beschreibung ihres Tanzes nicht übergehen. „Die Wendungen, die „Geberden, die Stellungen die sie macheten, saget er, waren diese. Sie stunden alle zu„sammen dicht an einander, ohne daß sie sich bey den Händen hielten, und ohne daß sie sich „von der Stelle rücketen. So in die Runde gestellet, vorwärts gekrümmt hoben und wo„gen sie den Leib ein wenig, und bewegeten nur das rechte Bein und den Fuß. Ein jeder „hatte auch die rechte Hand auf den Billen liegen, und den linken Arm und die Hand hin„unter hängen, und auf diese Art sangen und tanzeten sie. Ueber dieses waren wegen der „Menge drey Kreise, und mitten in einem jeden drey oder vier von den Wahrsagern, welche „mit Röcken, Mützen, Armbändern von schönen natürlichen und bunten Federn gemacht, „reich geputzet waren, und übrigens in einer jeden Hand ein **Maraca**, das ist Klappern von ei„ner viel größern Frucht, als ein Straußey, hatten, damit der Geist, wie sie sageten, re„dete, und die sie allen andern vorklappern ließen. Ich bemerkete, daß sie oft ein hölzernes „Rohr, vier bis fünf Fuß lang zeigeten, an dessen Ende trockenes und angezündetes Petun„kraut war, womit sie sich herum dreheten, und den Rauch davon auf die andern Wilden „umher bliesen, wobey sie zu ihnen sageten: damit ihr eure Feinde überwältiget, so empfan„get alle den Geist der Stärke; und dieses thaten sie zu vielen malen. Bey diesen Ceremo„nien nun, welche über zwo Stunden gedauert hatten, war eine solche Melodie, daß dieje„nigen, welche sie gehöret haben, es niemals glauben würden, daß sie so wohl zusammen „stimmeten, vornehmlich, was die Cadanz, und den Rundgesang des großen Tanzliedes be„traf, wo sie bey jedem Absatze ihre Stimme schleifeten „. Der Verfasser bringt die Worte von diesem Rundgesange bey, welche hießen **Heu, huraure, heura, heuraure, heura, heura, uch**; und die Noten, die er auf **sol fa mi, la la la, sol fa mi, fa mi fa re mi** bringt *k*).

Wir müssen noch anmerken, daß Correals Erzählung hier in einem wichtigen Puncte bestärket wird, nämlich der Voraussetzung einer unsichtbaren Macht, oder eines Geistes der Stärke, welcher durch die Wahrsager eingegeben wird. Zum Beschlusse stampfeten sie mit dem rechten Fuße viel stärker, als vorher. Sie spucketen ein jeder vor sich aus, und sangen alle zusammen, drey oder viermal chorweise, aber nach einerley Note, das ist ohne Veränderung des Tones **He, he, hua; He, hua, hua, hua.** Weil ich ihre Sprache noch nicht vollkommen verstund: so sagete der Dolmetscher zu mir, sie hätten in dem großen Tanzliede zu erst ihre tapfern Vorfahren bedauert; darauf hätten sie sich durch die Versicherung getröstet, sie würden nach dem Tode wieder zu ihnen kommen, und sich hinter den großen Bergen mit ihnen lustig machen; sie hätten ihren Feinden gedrohet, sie wollten sie fangen und fressen; endlich so hätten sie von einer alten Ueberschwemmung des Wassers gesungen, welche alle Menschen ersäufet hätte, außer den Urhebern ihres Geschlechtes.

Zeugniß zum Besten der Brasilianer.

Man hat geglaubet, man müsse sich in diese umständliche Nachricht von denen Völkern einlassen, welche mit Recht für die barbarischsten in America gehalten werden, und durch ihr Beyspiel einigen Begriff von allen andern Völkerschaften machen, die man genannt hat, ohne daß man sie auf andere Art und Weise hat bekannt machen können. Indessen muß man sich doch auf so widrige Abschilderungen nicht einbilden, daß es den Brasilianern an Ver=

k) Am angef. Orte a. d. 321 und 322 S.

Beschreib. v. Brasilien.

Vernunft und Güte fehlen. Eben der Reisebeschreiber, welchen man willig anführet, weil er von denjenigen redet, was er gesehen hat, machet eine andere Erzählung, welche auch noch angeführet zu werden verdienet. Ein andermal, saget er, da ich mich mit einigen Franzosen in einem Dorfe, Okarentin, zwo Meilen von Cotiva, befand, und mitten auf einem Platze speisete, wo sich die Einwohner versammelt hatten, um uns zu bewundern: denn wenn sie einem Ehre erweisen wollen, so speisen sie nicht mit ihm: so hatten wir sie um uns, als so viele Wachten stehen, und war ein jeder mit einer Fischgräte, zwey bis drey Fuß lang, und wie eine Säge ausgezacket, bewaffnet, nicht so wohl um jemand anzugreifen, oder sich zu vertheidigen, als vielmehr die Kinder wegzujagen, zu denen sie in ihrer Sprache sageten: Fort, du kleines Pack; ihr seyd nicht werth, diesen Fremden vor die Augen zu kommen! Nachdem sie uns ruhig hatten essen lassen, ohne uns durch ein einziges Wort zu stöhren: so sagete ein Alter, welcher bemerket hatte, daß wir vor und nach dem Essen unser Gebeth verrichtet hatten, in einem sehr bescheidenen Tone zu uns: „Was bedeutet das, was ich euch habe thun sehen, daß ihr eure Hüte abgenommen, „ohne den Mund zu eröffnen, unterdessen, daß einer von euch allein redete? Mit wem „sprach er? Mit euch selbst, die ihr gegenwärtig seyd, oder mit einem andern, dessen Abwe„senheit ihr bedauert„? Ich ergriff diese Gelegenheit, ihnen einigen Begriff von dem Christenthume beyzubringen. Er sprach mit Gott, sagete ich zu ihm, an den wir unser Gebeth richteten; und obgleich der große Gott nicht sichtbar war, so hatte er uns doch gehöret, und wußte auch, was wir im Grunde unsers Herzens dachten. Hierbey fing ich an, ihnen mit Hülfe unsers Dolmetschers einen Theil unserer Religion zu erklären, und wandte über zwo Stunden dazu an. Sie höreten mir mit großer Verwunderung zu.

Tradition wegen des Christenthumes.

Endlich sagete ein anderer Alter zu uns: „Ihr lehret uns viele hübsche Sachen, wovon wir niemals etwas „gehöret haben: indessen erinnern mich doch eure Reden an das, was uns unsere Väter oft„mals erzählet haben. Lange Zeit vor ihnen, und schon so lange, daß sie es nicht mehr an „Monden herrechnen konnten, kam ein alter und so bärtiger Fremdling, wie ihr, in dieses „Land, welcher eben das sagete, was ihr da saget, er überredete aber keinen Menschen. Dar„auf kam ein anderer, der uns seinen Fluch nebst einer Tacape gab, deren wir uns zu be„dienen nicht aufgehöret haben, einander nieder zu machen: gegenwärtig ist es eine unter „uns eingeführete Gewohnheit: wollten wir sie verlassen, so würden wir allen unsern Nach„barn zum Gelächter werden„. Ich erwiederte mit aller möglichen Stärke, das Licht der Wahrheit sollte sie das Urtheil einer Menge Blinden verachten lassen, und der wahre Gott, welchen ich ihnen verkündigte, würde sie alle ihre Feinde überwinden lassen. Sie wurden bewegt, so daß sie auch versprachen, sie wollten der Lehre folgen, die sie gehöret hätten, und kein Menschenfleisch mehr essen. Sie fielen auf die Knie, um nach unserm Beyspiele zu bethen, und ließen sich solches erklären, nachdem sie mit vieler Aufmerksamkeit zugehöret hatten. Den Abend aber, da wir uns in unsere Hamacken schlafen geleget, und uns wegen ihrer Veränderung glücklich priesen, höreten wir sie weit heftiger, als jemals singen, sie wollten sich an ihren Feinden rächen, ihrer eine große Anzahl fangen, und sie auffressen. Dieß ist die Unbeständigkeit ihres Naturelles.

Wie Lery solche aufkläret.

Uebrigens findet Lery bey dem Geschichtschreiber Nicephorus die Sage dieser Wilden ziemlich aufgekläret. „Man liest ausdrücklich, saget er, daß der heil. Matthäus das Evan„gelium Völkern geprediget habe, welche die Menschen aßen„ l). Ob-

l) Niceph. L. II. c. 41.

Beschreib. v. Brasilien.

Obgleich die Brasilianer keine andere Gesetze haben, als ihre Gebräuche, wovon einige offenbar den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zuwider sind: so merket man dennoch bey diesem seltsamen Verderben einige Spuren von einer bessern Ordnung, die sie eben so treulich erhalten, als ihre barbarischsten Uebungen. Der Ehebruch ist bey allen diesen Völkerschaften ein Gräuel; das ist, ungeachtet ihrer Freyheit, viele Weiber zu nehmen und sie wieder zu verstoßen, darf doch keine Mannsperson eine andere erkennen, als diejenigen, die er unter diesem Titel nimmt; und die Weiber müssen ihren Männern treu seyn. Vor der Heirath überlassen sich die Mägdchen nicht allein ohne Schande den ledigen Mannspersonen, sondern ihre Anverwandten biethen sie auch dem ersten dem besten an, und liebkosen ihre Liebhaber sehr; so daß, nach Lerys Ausspruche wohl nicht eine einzige, als Jungfer, in den Ehestand tritt. Allein, wenn sie sich einmal durch Versprechungen an jemand ergeben, welche die einzige Förmlichkeit sind, die sie bindet: so suchet man nichts weiter von ihr. Sie hören auch selbst auf, dem Ansuchen anderer Gehör zu geben; und diejenigen, welche ohne Gutheißen ihres Mannes ihre Versprechung übertreten, werden ohne Barmherzigkeit umgebracht. Eine schwangere Frau ist von der gemeinschaftlichen Arbeit nicht befreyet, weil man sie zum glücklichen Fortgange ihrer Entbindung für nöthig hält; denn es ist nicht an dem, saget Lery, daß die Brasilianerinnen ohne Schmerzen nieder kommen. Er erzählet die Umstände von einer Niederkunft, wovon er selbst Zeuge gewesen.

Geburt der Kinder.

„Man sehe hier, schreibt er, was ich davon sagen kann, weil ich es selbst gesehen habe. Ein anderer Franzose und ich, schliefen in einem Dorfe, als wir ungefähr um Mitternacht ein Weib schreyen höreten, daß wir dachten, es wäre ein wildes Thier, Januare genannt, da, welches sie verschlingen wollte. Als wir nun plötzlich hinzugeeilet waren: so fanden wir, daß es das nicht war; sondern daß die Arbeit, worinnen sie sich befand, ein Kind zur Welt zu bringen, sie also schreyen ließ. Ich sah also dergestalt selbst, daß der Vater, nachdem er das Kind in seine Arme genommen, ihm erstlich die Nabelschnur band, und sie darauf mit seinen Zähnen abbiß. Zum andern so drückete er mit dem Daumen, da er stets die Hebammenstelle vertrat, seinem Sohne die Nase ein, welches bey allen andern Kindern geschieht. Nach diesem malete er es mit rother und schwarzer Farbe, und legete es, ohne es einzuwindeln, in ein kleines baumwollenes Bette, welches in der Luft hing; er machete ihm einen kleinen hölzernen Degen, einen kleinen Bogen und kleine Pfeile mit Papegeyenfedern gefiedert, legete solches alles zu dem Kinde, und sagete, da er es mit einem lächelnden Gesichte küssete: mein Sohn, wenn du groß werden wirst, so sey geübt in Waffen, stark, tapfer, und recht abgehärtet, damit du dich an deinen Feinden rächen könnest. Was die Namen anbetrifft, so nannte der Vater dessen, den ich gebohren werden sah, ihn Oropacom, das ist Bogen und Sehne; und so machen sie es bey allen andern *m*).

Erziehung der Kinder.

Die erste Nahrung der Kinder ist nicht allein die Muttermilch, sondern auch ein wenig gekauetes Mehl. Man hat bereits angemerket, daß sich der Mann geruhig ins Bette leget, um die Glückwünsche seiner Nachbarn wegen der Vermehrung seiner Familie anzunehmen. Die Frau bleibt nur ein oder ein Paar Tage im Bette; sie trägt ihr Kind am Halse hangend in einer dazu gemachten baumwollenen Binde, und nimmt auch gleich ihre Haus-

m) Am angef. Orte XVIII Cap. a. d. 351 u. f. S.

Beschreib. v. Brasilien.

Hausarbeit wieder vor. Das einzige, wozu man die Kinder erzieht, ist die Jagd, die Fischerey und der Krieg. Lery aber erzürnet sich wider diejenigen, welche geschrieben haben, die Brasilianer kennten weder Scham noch Ehrbarkeit, und sie macheten sich kein Bedenken, die Rechte des Ehestandes öffentlich auszuüben. Er stellet sie dagegen vielmehr sehr eifrig auf den natürlichen Wohlstand vor, ohne daß ihre Blöße jemals eine Gelegenheit gebe, es daran ermangeln zu lassen; und was die Weibespersonen anbetrifft, so meldet er uns eine so sonderbare Merkwürdigkeit, daß sie in einer Note Platz finden muß *n*).

Alle Wildheit der Brasilianer gegen ihre Feinde hindert nicht, daß sie nicht sehr ruhig unter sich selbst lebeten. Lery sah in einer Frist von einem Jahre nur zwo besondere Zänkereyen. Indessen bringt man doch diejenigen, die sich mit einander schlagen wollen, nicht aus einander, sondern man läßt ihnen die Freyheit, solches zu thun. Wenn aber einer von den Schlägern verwundet wird: so bringen seine Anverwandten dem andern eben die Wunde bey, oder tödten ihn, wenn er seinen Gegner getödtet hat. Das Recht der Wiedervergeltung wird stets mit der äußersten Schärfe ausgeübet.

Beschäfftigungen der Weiber.

Die Beschäfftigung der Weiber nach denen andern Besorgungen, die man angeführet hat, ist, daß sie Baumwolle spinnen, um Hamacken und Seile daraus zu machen. Lery lehret uns ihre Art zu spinnen und zu weben. „Wenn sie die Baumwolle, saget er, aus denen „Büschen, woran sie wächst, gezupfet haben: so breiten sie solche mit den Fingern aus ein„ander, ohne sie auf andere Art weiter zu kämmen, und halten sie in kleinen Haufen bey sich. „Ihre Spindel ist ein runder Stock, wie ein Finger dick, und einen Fuß lang, welcher ge„rade mitten durch ein kleines rundes Brett geht. Sie heften die Baumwolle an das läng„ste Ende dieses Stockes, drehen sie auf ihren Hüften, und ziehen sie mit der Hand. Die „Rolle läuft also an der Seite herum.

„Sie haben hölzerne Weberstühle, die vor ihnen stehen, so wie unserer Tapetenwirker „ihre, auf welchen sie anzetteln, und ihre Gewebe von unten anfangen; die einen wie Fi„scherneße, und die andern viel dichter, wie grober Canevas. Die Hamacken, welche unter „den Brasilianern Inis heißen, sind meistentheils fünf bis sechs Fuß lang, und eine Klaf„ter breit, mehr oder weniger. Sie haben alle an beyden Enden zwey Oehre, die auch von „Baumwolle gemacht sind, woran man zween Stricke bindet, damit man sie an ein Stücke „Holz aufhängen könne, welches ausdrücklich dazu queer durch die Häuser geht. Bey ih„ren Streifereyen hängen sie solche zwischen zween Bäume. Wenn die Inis schmutzig „sind: so saubert man sie mit dem Schaume einer Art von Kürbissen, welcher statt der Sei„fe dienet„ *o*).

Sie machen auch irdene Gefäße, die zu ihren Getränken und Speisen dienen. Ob sie gleich von außen rauh und grob sind: so ist dennoch das Inwendige nicht allein glatt, sondern auch mit einem weißen Safte überzogen, welcher beym Trocknen hart wird. Sie haben

n) „Es ist noch mehr, daß wir in einer Zeit „von einem Jahre, die wir in dem Lande blieben, „und unter ihnen herum giengen, niemals gesehen „haben, daß die Weiber ihre ordentliche Bluhme „gehabt, ob sie gleich beständig nackend giengen. „Es ist wahr, ich habe die Meynung, daß sie sol„che abwenden, und daß sie eine andere Art haben, „sich zu reinigen, welche diejenigen in unsern Lan„den nicht haben. Denn ich habe junge Mägdchen „von zwölf oder vierzehn Jahren gesehen, welche „die Mütter oder ihre Anverwandtinnen gerade „aufgerichtet, mit zusammen gefügeten Beinen auf „einem Sandsteine stehen ließen, und ihnen mit „einem Thierzahne, der so scharf war, wie ein „Messer, unten von den Achseln an die ganze eine „Seite lang hinunter, und den Schenkel bis ans „Knie,

ben über dieses grauliche Farben, womit sie auf den weißen Boden verschiedene Figuren mit dem Pinsel machen, vornehmlich in dem Gefäße, worinnen man die Speisen aufträgt; welches ihrem Tischgeräthe ein sehr angenehmes Ansehen giebt. Der Verfasser beobachtet aber: da sie keine Regel von der Malerey hätten, und nur ihrer Einbildung folgeten, so macheten sie niemals einerley Figuren zweymal; und diese Mannichfaltigkeit selbst wäre überaus angenehm. Ob auch gleich die großen Cabanen, deren Gestalt man vorgestellet hat, viele Familien in sich halten: so hat dennoch eine jede ihre Abtheilungen, welche besondere Wohnungen ausmachen.

Beschreib. v. Brasilien.

Nimmt man einige Völkerschaften aus, deren Wildheit von der Thiere ihrer wenig unterschieden ist: so nehmen die meisten Brasilianer die Fremden leutselig auf. Man erstaunet so gar, daß man bey ihrer Bewirthung eine Aehnlichkeit von einem Dorfe zum andern findet, welches von einem gesellschaftlichen Leben herzurühren scheint. Lery bemerket zu erst, daß, wenn man mehr, als einmal, in ein und eben dasselbe Dorf gehen muß, so muß man sich den Mussacat, das ist den Hausvater, aussuchen, bey dem man beständig einkehren will; weil derjenige, bey dem man zu erst gewesen, sich sehr beleidiget halten würde, wenn man ihn verließe, und einen andern nähme. Bey der Ankunft des Reisenden, welcher sich an seiner Thüre zeiget, nöthiget er ihn, sich in ein baumwollenes Bette zu setzen, welches in der Luft hängt, wo er ihn einige Zeitlang läßt, ohne ihm ein Wort zu sagen. Dieß geschieht, damit er Zeit habe, seine Weiber zu versammeln, die sich auf die Erde um sein Bette herum niederkauern, und beyde Hände vor ihr Gesicht halten. Bald darauf vergießen sie Freudenthränen, und sagen ihrem Gaste, ohne daß sie aufhören zu weinen, tausenderley Schmeicheleyen. „Du bist doch recht gut! Du hast dir die Mühe gegeben, und „bist hieher gekommen! Du bist recht hübsch! Du bist tapfer! Was für Verbindlichkeit „haben wir dir nicht! Was für Vergnügen machest du uns doch! u. d. g.„. Will der Fremde eine gute Meynung von sich geben: so muß er sich dadurch gerühret zeigen. Lery versichert, er habe Franzosen gesehen, welchen wirklich das Herz dadurch so weich geworden, daß sie auch wie die Kälber geweinet hätten. Er räth aber denjenigen, die kein so zärtliches Herz haben, daß sie wenigstens einige Seufzer ausstießen. Nach dieser ersten Begrüßung kömmt der Mussacat, welcher sich unterdessen in einen Winkel der Cabane begeben, und sich stellet, als ob er einen Pfeil oder sonst etwas machete, und nicht wüßte, was vorgienge, wiederum zurück zu dem Bette, und fraget den Fremden, wie er sich befände? und höret seine Antwort an; fraget ihn auch weiter, was für eine Ursache ihn herbrächte. Man muß ihm auf alle seine Fragen antworten. Darauf läßt er, wenn man zu Fuße gekommen ist, Wasser bringen, womit seine Weiber dem Mair, (dieß ist der Namen, den sie den Europäern geben) die Füße und Beine waschen. Darauf erkundiget er sich, ob man zu trinken oder zu essen nöthig habe. Antwortet man, daß man eines oder das andere wün-

Leutseligkeit gegen die Fremden.

„Knie, bis aufs Blut aufritzeten; so daß diese „Mägdchen, die vor großen Schmerzen die Zähne „zusammen bissen, dergestalt eine Zeitlang bluteten; und ich denke, wie ich gesaget habe, daß „sie sich im Anfange gleich dieses Hülfsmittels bedienen, um dadurch vorzubeugen, daß man ihre „Armseligkeiten nicht sehen möge. Fraget man, „wie sie denn können so fruchtbar seyn, angesehen „die Weiber, wenn solche bey ihnen aufhören, keine Kinder bekommen können? so antworte ich, „meine Materie verbinde mich nicht, diese Frage „aufzulösen„. Ebend. a. d. 357 S.

o) Ebend. a. d. 364 u. f. S.

Beschreib. v. Brasilien.

wünschete: so läßt er gleich alles, was er vom Wildpräte, Flügelwerke, Fischen und andern Speisen im Hause hat, und auch eben so reichlich das Landesgetränk, auftragen.

Will man die Nacht an eben dem Orte zubringen: so läßt der Mussacat nicht allein ein schönes weißes Inis aufhängen; sondern er nimmt auch, ob es gleich in Brasilien sehr wenig friert, von der Feuchtigkeit der Nacht einen Vorwand, um das Bette herum drey oder vier kleine Feuer anmachen zu lassen, welche unter währendem Schlafe des Mair mit einer Art von kleinen Fächern Tatapecun genannt, die unsern Feuerschirmen sehr ähnlich sind, unterhalten werden. Den Abend, setzet Lery hinzu, welcher noch von sich selbst redet, ließ er, damit nichts unsere Ruhe stöhren möchte, alle Kinder wegbringen. Endlich kam er, als wir aufwacheten, zu uns, und sagete: Atur Assaps, das ist, vollkommene Bundesgenossen, habet ihr gut geschlafen? Wir antworteten ihm mit einem zufriedenen Gesichte. Es thut nichts, erwiederte er, ruhet noch ein wenig, meine Kinder; denn ich habe gestern Abend wohl gesehen, daß ihr überaus müde waret. Weil es bey diesen Gelegenheiten der Gebrauch ist, daß man ihnen einige Geschenke machet, und wir niemals ausgiengen, ohne daß ein jeder seinen ledernen Sack voller kleinen Waare hatte, die uns statt der Gold- und Silbermünzen dieneten: so waren wir bey unserer Abreise freygebig, das ist, wir gaben dem Alten Messer, Scheeren und Zangen, den Weibern Kämme, Spiegel, Armbänder und Glasknöpfe; und den Kindern Fischangeln. Dieses war ein königliches Geschenk für diese Wilden. „Ich „muß doch hier, fährt Lery fort, anzeigen, wie hoch sie diese Kleinigkeiten schätzen. Da „mich in einem andern Wohnplatze mein Mussacat gebethen, ich möchte ihm doch alles „weisen, was ich in meinem Carameno, das ist, ledernen Sacke, hätte: so ließ er eine schö„ne und große irdene Schüssel bringen, in welcher ich meinen ganzen Kram auslegete. Er „erstaunete über das, was er sah, rief so gleich die andern Wilden, und sagete zu ihnen: „ich bitte euch, meine lieben Freunde, kommet einmal und sehet, was ich für eine Person in „meinem Hause habe; denn weil er solchen Reichthum hat, muß er da wohl nicht ein rech„ter großer Herr seyn? Indessen war doch alles, was ihm so kostbar vorkam, überhaupt fünf „oder sechs Messer mit verschiedenen Handgriffen, eben so viel Kämme, zween oder drey „Spiegel und andere Kleinigkeiten, welche zu Paris nicht würden zween Heller werth ge„wesen seyn „ *p*).

Der Verfasser läßt sich hier fragen, ob er, ungeachtet aller dieser Anscheinungen von Aufrichtigkeit und Güte, sich ohne Gefahr unter Barbaren zu seyn geglaubet hat, deren Grausamkeit er aus andern Proben kannte. Er antwortet: „er habe wegen seines Lebens „ganz und gar nichts besorget; sondern unter ihnen geruhig geschlafen: wenn sie gleich ihre „Feinde verabscheuen, solche umbringen und fressen, so hegen sie doch eine überaus große „Neigung gegen ihre Freunde und Bundesgenossen; sie würden sich, um sie vor allem Mis„vergnügen zu verwahren, in Stücke zerhacken lassen; kurz, er glaubete, daß er bey den „Menschenfressern in Brasilien weniger in Gefahr wäre, als man damals in Frankreich „war, wo die Zwistigkeiten der Religion die Treulosigkeit und den Mord zu berechtigen „schienen „.

Bey

p) Ebend. a. d. 378 Seite.

q) Diese Seuche verkehret sich in Blattern, die „breiter sind, als der Daumen, welche sich über den „ganzen Leib bis ins Gesicht erstrecken. Diejeni„gen, welche davon angegriffen werden, tragen „die Flecken davon, ihr ganzes Lebenlang. Man „sieht junge Kinder, die vermuthlich von damit „behafteten Aeltern erzeuget sind, ganz damit be„decket; und ich habe in Frankreich einen aus „Rouen gebürtigen Dolmetscher gesehen, welcher „sich

Bey ihren Krankheiten warten die Brasilianer einander mit solcher zärtlichen Achtung, daß, wenn einer eine Wunde hat, sich so gleich ein Nachbar angiebt, sie ihm auszusaugen; und alle Freundschaftsdienste werden mit gleichem Eifer geleistet. Außer den verschiedenen Arten von Fiebern, und den mit andern Indianern des südlichen America gemeinen Krankheiten, wovon man gleichwohl bemerket hat, daß ihre Lebensart oder ihre Himmelsgegend sie mehr davor verwahret, haben sie eine Krankheit, die für unheilbar gehalten wird, und die Lery nur dem Umgange mit Weibespersonen zuschreibt. Er versichert, daß sie solche Pian nennen, ohne zu erklären, woher sie diesen Namen erhalten, welcher eben derjenige ist, den dieses Uebel in andern Theilen von America und den Inseln führet. Die Beschreibung, die er davon machet, und dessen klägliche Mittheilung q) geben dem Ursprunge der Venusseuche in Europa ein neues Licht.

Beschreib. v. Brasilien.

Ihre Krankheiten und Arzeneymittel.

Nebst den Kräutern in ihren Wäldern und auf ihren Gebirgen haben die Brasilianer keine andere Arzeneymittel, als Fasten. Sie geben den Kranken ganz und gar nichts zu essen. Ihre Leichenbegängnisse bestehen weniger in Ceremonien, als Thränen und Klagliedern, welche das Lob des Verstorbenen enthalten. Sie begraben sie aufgerichtet in einer runden Grube, welche Lery einer Tonne vergleicht; die Arme und die Beine werden in ihren natürlichen Gelenken gebogen, und mit dem Leibe zusammen gebunden. Wenn es ein Haupt der Familie ist: so begräbt man seine Federn, seine Halsbänder, sein Inis und seine Waffen mit ihm. Wenn die Wohnplätze den Ort verändern, welches zuweilen ohne andere Ursache geschieht, als die Luft zu verändern: so wirft jede Familie auf die Gruben seiner Todten, die es am meisten verehret hat, einige mit einem großen Kraute bedeckete Steine, welches Kraut Pindo heißt, und sich lange Zeit trocken erhält. Die Wilden nähern sich diesen Denkmaalen niemals, ohne ein großes Geschrey zu erheben.

Man muß es an einem Reisenden, als ein besonderes Verdienst ansehen, wenn er einige Achtsamkeit auf die fremden Sprachen, vornehmlich auf der wildesten Völker ihre, gehabt hat, welche als das bloße Werk der Natur können angesehen werden. Lery hat sich durch diese Sorgfalt hervorgethan. Er hatte nicht allein die Sprache der Topinambuer gelernet; sondern da er sich noch nicht auf eines ganzen Jahres Erlernung derselben verließ, so bedienete er sich des Beystandes eines Dolmetschers, welcher sieben bis acht Jahre bey diesen Leuten zugebracht, um diejenigen Beobachtungen zu sammeln, die er uns hinterlassen hat; und Laet bestätiget die Richtigkeit derselben, durch die Vergleichung, die er sich mit eines Holländers seinen gemacht zu haben rühmet r), welcher lange Zeit in verschiedenen Theilen von Brasilien gelebet hatte. Die meisten Völkerschaften in diesem großen Lande, haben zwar ihre eigene Sprache: man hat aber bereits angemerket, daß der Topinambuer ihre die herrschende ist. Laet findet etwas erstaunliches darinnen, welches sich durch die wundersame Anzahl dieser Indianer, und durch ihre häufigen Zerstreuungen erkläret.

Beyspiele von ihrer Sprache.

Die selbständigen oder persönlichen Fürwörter sind che, ich, te, du; ahe, er; or, wir; pee, ihr; aurahe, sie; bey der dritten Person in der einzelnen Zahl ist ahe das männliche Ge-

„sich mit den wilden Weibespersonen in allerhand „Liederlichkeiten herum gewälzet, und seinen Lohn „dafür so gut bekommen hatte, daß sein Leib und „sein Gesicht eben so verstellet waren, als wenn er „wahrhaftig häßlich gewesen wäre. Es hatten „sich die Narben dergestalt eingedrücket, daß es „ihm unmöglich war, sie jemals zu vertilgen. Auch „ist diese Krankheit in Brasilien gefährlicher, als „anderwärts. Ebendas. XX Cap. 391 S.

r) Am angef. Orte XVI Buch 1 Cap.

Beschreib. v. Brasilien.

Geschlecht; und das weibliche und ungewisse ist, ae ohne Hauchlaut. In der mehrern Zahl ist aurahe für beyde Geschlechter.

Was die Sprachlehrer ein Zeitwort nennen, heißt in der brasilianischen Sprache Guengave.

Der Verfasser giebt uns ein Stück von der Abwandelung des selbständigen Zeitwortes Aico, ich bin; Ereico, du bist; Oico, er ist; Oroico, wir sind; Peico, ihr seyd; Auraheoico, sie sind.

Die unvollkommene oder jüngstvergangene Zeit, das ist diejenige, die noch nicht ganz vorbey ist, weil man dasjenige noch seyn kann, was man damals war, wird durch Aquoeme ausgedrücket, welches heißt, zu der Zeit da. Aico aquoeme, ich war damals; Ereico aquoeme, du warest damals; Oico aquoeme, er war damals. Oroico aquoeme, wir waren damals; Peico aquoeme, ihr waret damals; Auraheoico aquoeme, sie waren damals.

Die völlig vergangene Zeit. Man nimmt das Zeitwort Oico wieder, und füget das Zuwort Aquoe-mene, welches Zeit vor diesem, ganz vollbrachte Zeit heißt, hinzu. Ein Beyspiel von einem andern Zeitworte: Assa vussu gatu aquoe-mene, ich habe ihn zu der Zeit da geliebet.

Die künftige Zeit von Aico, ich bin, ist Aico iren, ich werde seyn. Iren, zeiget also das Zukünftige an; und man wiederholet es nur bey jeder Person des Zeitwortes in der einzelnen und mehrern Zahl.

Die gebiethende Art Oico, sey du; Toico, sey er; Oroico, wir sollen seyn; Tapeico, seyd ihr; Aurahe toico, sie sollen seyn. Wenn man auf die gegenwärtige Zeit befiehlt: so setzet man Taugo hinzu, welches heißt, so gleich.

Die wünschende Art: Aico momen, ich wäre gern, und so weiter, da man nur immer das Wünschwort momen hinzu setzet.

Das Mittelwort: Re corure, seyend; es kann aber nicht allein verstanden werden. Man setzet die Fürwörter in der einzelnen und mehrern Zahl hinzu.

Die unbestimmte Zeit machet den sogenannten Infinitivus.

Ein anderes Zeitwort Aiut, ich komme, oder ich bin gekommen; Ereiut, du kömmst oder bist gekommen; Out, er kömmt, oder ist gekommen; Oroiut, wir kommen oder sind gekommen; Peiut, ihr kommet oder seyd gekommen; Aurahe iut, sie kommen oder sind gekommen; Aiut aquoeme, ich kam damals. Aiut aquoemene, ich bin zu der Zeit gekommen; Aiut iren, ich werde kommen. Mit einem Worte, es wird kein Zeitwort abgewandelt, ohne ein Zuwort, welches die Zeit anzeiget. Eori oder Eiot, komm; Emo ut, laß ihn kommen. In der mehrern Zahl Peori oder Peiot, kommet. Die Wörter Eiot und Peiot haben einerley Bedeutung: Eiot aber ist unter den Menschen höflicher; und Peiot wird nur bey den Thieren gebrauchet. Ta iut, daß ich doch käme. Teu ume, kommend.

Nennwörter für die vornehmsten Theile des Leibes. Man bemerke, daß Che, welches ich heißt, auch das zueignende Fürwort mein ist. Che Acan, mein Kopf; che Ave, meine Haare; che Viva, mein Gesicht; che Nembi, meine Ohren; che Sshua meine Stirne; che Ressa, meine Augen; che Tin, meine Nase. Juru, der Mund. Retupeve, die Backen. Redmiva, das Kinn. Redmiva Ave, der Bart. Apecu, die Zunge. Ram, die Zähne. Aiure, der Hals. Asseoc, die Kehle. Pocã, die Brust,

Brust. Rocape, der Vorderleib überhaupt. Atucupe, der Hinterleib. Pui assoo, der Rückgrad. Rusbony, die Nieren. Revire, die Billen. Inůanponi, die Schultern. Inua, die Arme. Papony, die Faust. Po, die Hand. Poneu, die Finger. Püyac, der Magen oder die Leber. Requie, der Bauch. Puru assen, der Nabel. Cam, die Zitzen. Upy, die Schenkel. Rodůponam, die Knie. Poraca, die Ellbogen. Retemen, die Beine. Puy, die Füße. Pussempe, die Nägel an den Füßen. Ponampe, die Nägel an den Händen. Cuy, das Herz. Eneg, die Lunge. Eneg, die Seele oder der Gedanken. Eneguve, die Seele, wenn sie von dem Leibe geschieden. Rencovam, der Hinter. Die Schamglieder, Rementieu, Rapupit.

Die zueignenden Fürwörter bey den Nennwörtern sind che Acan, mein Kopf; te Acan, dein Kopf; Y Acan, sein Kopf; Oro Acan, unser Kopf; Pe Acan, euer Kopf; Aurahe Acan, ihr Kopf.

Lery setzet viele gewöhnliche Redensarten hinzu. Emiredů tata, zünde das Feuer an. Emo goap tata, lösch das Feuer aus. Erut che tata emi-rem. Bring etwas Feuer anzumachen. Emogi pira, laß den Fisch backen. Essessů, brat ihn; Emui, laß ihn kochen; Fa veců uy amo, mach Mehl. Emogip cauin amo; mach Cauin; dieß ist der Namen ihres Getränkes. Cocin ůpe, geh nach dem Brunnen. Erut ů ichesůte, bring mir Wasser. Quere me che remiu racoap, gieb mir zu essen. Taie poe, damit ich meine Hände wasche. Taie iuru, damit ich den Mund wasche. Che embuassi. Mich hungert. Nam che iuru, ich habe keine Lust zu essen. Che uisse, mich dürstet. Che raic, mir ist heiß, ich schwitze. Che ru, mich friert. Che racup, ich habe das Fieber. Che caroců asti; ich bin betrübt. Man bemerket, Caroců heiße eigentlich der Abend, die Dunkelheit. Aico teve, ich bin unruhig, verlegen. Che pura ussup, ich bin schlecht oder armselig bewirthet worden. Che rocup, ich bin freudig. Aico memovoh, ich bin zum Gespötte. Aico gatu, ich bin in einem angenehmen Zustande. Che remiac ussu, mein Sclav. Che remiboie, mein Diener. Che roiac, mein Unterer. Che Puracassare, mein Fischer, der Fische für mich fängt. Che mac, mein Gut, meine Waare, was mir gehöret. Che remimo gůem, ich habe es gemacht, es ist mein Werk. Rerecuare, eine Wache. Rubichac, Haupt, Oberer. Mussacat, Hausvater, der die Durchreisenden aufnimmt. Querre můhau, tapfer, furchtbar im Kriege. Teuten, Großpraler. Rup, Vater. Requeyt, ältester Bruder. Rebůre, jüngster Bruder. Renadire, Schwester. Růre, Schwestersohn. Tiper, Schwestertochter oder Nichte. Aiche, Muhme. Ai, meine Mutter, wenn man zu ihr redet; che Si, meine Mutter, wenn man von ihr redet. Che Ravit, meine Tochter. Che Rememynu, meine Kindeskinder. Der Oheim heißt Rup wie der Vater, und der Vater nennet seine Neffen und Nichten, Söhne und Töchter. Mac, der Himmel. Cuarassi, die Sonne. Jasce, der Mond. Jassi tata ussu, der Schäferstern. Jassi tata nuri, alle kleine Sterne. Ubuy, die Erde. Paranan, das Meer. Ubete, süß Wasser. Uheen, Salzwasser. Uheen bůho, etwas salzichtes Wasser. Ita, Stein, Erzt und alles, was zum Grunde der Gebäude dienet. Aesa ita, Pfeiler eines Hauses. Napuo ita, Giebel eines Hauses. Tůraita, Querbalken. Igura buy bairah, allerhand Holz. Arapat, ein Bogen. Arre, die Luft. Arraip, böse Luft. Amen, Regen. Amen poitu, Regenwetter. Tupen, Donner. Tupen verap, Blitz. Ibeco-irin, Wolken oder Nebel. Ibůctůre, Gebirge. Gůum,

Beschreib. v. Brasilien.

Gefilde oder flach Land. **Tave**, Dorf. **Aoh**, Haus. **Ohecuap**, Fluß oder Wasserstrom. **Uhpaon**, Eyland. **Kaa**, Gehölze oder Wald. **Kaapau**, Holz mitten auf einem Felde. **Kaa-onan**, Einwohner der Gehölze. **Igat**, Canot oder Fahrzeug von Baumrinde, welches dreyßig oder vierzig Mann enthält. **Ygueruſſu**, Schiff. **Puissa-uassu**, Fischernetz. **Ingüea**, großer Fischerkahn. **Inquci**, Fahrzeug bey den Ueberschwemmungen. **Mocap**, allerhand Feuergewehr. **Mocap-cui**, Schießpulver. **Ura**, Vogel. **Pira**, Fisch.

Die Brasilianer haben nur fünf Zahlwörter: **Augepe**, eins; **Mocucin**, zwey; **Mossapût**, drey; **Oincudic**, vier; **Ecoinbo**, fünf. Haben sie mehr, als fünfe, zu zählen: so weisen sie ihre Finger und der Umstehenden ihre, bis es so viel sind, als sie herrechnen wollen.

Von vielen Gesprächen, welche Lerys Dolmetscher aufzuschreiben sorgfältig war, wird man nur diejenigen anführen, worinnen ihre Art zu reden leicht zu entdecken ist. Denn die Uebersetzung ist stets buchstäblich. Lery zeiget sich das erstemal bey einem Wilden, und der Dolmetscher redet für ihn.

Brasilianisches Gespräch

Indianer. **Ere inbe**, bist du angekommen? **Dolmetscher**: **Pa, aiut**, ja, ich bin angekommen. **Indianer**: **The! auge ni po**, nun! das ist gut gethan. **Mara pe derera**, wie heißt du? **Dolmetscher**: **Lery-Ussu**, eine große Auster. Man muß hierbey anmerken, daß die Topinambuer keinen Namen behalten, wenn er ihnen nicht einen Begriff machet, der ihnen bekannt ist. Die Europäer, welche mit ihnen umgehen wollen, sind verbunden, den Namen von etwas, das im Lande ist, anzunehmen; und es traf sich von ungefähr, daß in der Landessprache **Lery**, wenn es zu **Ussu** gesetzet wird, eine große Auster hieß.

Indianer. **Ere iacasso preneg?** Hast du dein Land verlassen, um hier zu wohnen? **Dolmetscher**: **Pa**, ja. **Indianer**: **Eori deretani ovam repiaci**, komm denn, den Ort zu besehen, wo du wohnen willst. **Ir ende repiac! Aut ir ende repiac aut! che raire the! Uerete kevoji Lery-Ussu, Ymeen!** Sehet nur, er ist von dort angekommen, sehet nur, er ist gekommen, der uns in seinem Gedächtnisse getragen hat, der liebe Sohn große Auster, ach! **Ereru te Carameno?** Hast du deinen Beutel mitgebracht? **Dolmetscher**: **Pa, arut**, ja, ich habe ihn mitgebracht. **Indianer**: **Mae pererut te Carameno puope?** Was hast du in deinem Beutel mitgebracht? **Dolmetscher**: **A caub**, Kleider. **Indianer**: **Mara vae?** von was für Farbe? **Dolmetscher**: **Sobui ete**, blau; **pirenk**, roth; **jup**, gelb; **son**, schwarz; **Sobui massu**, grün, **paienk**, vielfarbicht, bunt; **tin**, weiß. Durch weiß oder **tin**, versteht man auch Leinenzeug und Hemden. **Indianer**: **Mae pamo**, was noch mehr? **Dolmetscher**: **A cang auberupe**, Hüte. **Indianer**: **Seta-pe?** viel? **Dolmetscher**: **Itacupere**, so viel, daß man sie nicht zählen kann. **Indianer**: **Aipoguo?** Ist das alles? **Dolmetscher**: **Etimen**, nein. **Indianer**: **Esse non bat**; nenne denn alles. **Dolmetscher**: **Coromo**, ein wenig Geduld.

Man nannte alles, was der Wilde kannte, und er seiner Seits erzählete auch alles her, was er anbiethen konnte. Darauf wandte er sich zu den Indianern, die ihn begleiteten, und hielt ihnen geruhig diese Rede: **Ty ierobah apo u ari**; wir müssen uns mit der Welt viel wissen, die uns suchet. **Apoau ae mae gerre iendesue**; es ist die Welt, die uns ihre Güter giebt. **Ty reco gatu iendesue**, man muß ihr so begegnen, daß sie wegen

gen ihrer Güter zufrieden ist. Iporencg ete am reco iendesue; das sind schöne Güter, die uns angebothen werden. Ty mara gatu apoan ape, lasset uns diesem Volke zugethan seyn. Ty momuru me mae gerre iendesue; lasset uns denen nichts zu Leide thun, die uns ihre Güter geben. Ty poih apoare iendesue, lasset uns ihnen Güter geben zu leben. Typorraca apoave, lasset uns bemühen, ihnen etwas zu bringen. Yporraca, bedeutet insbesondere etwas Fischerey. Tyrrut mae tyronam ani ape, lasset uns ihnen alles bringen, was wir finden können. Tyre comremoich me-i-ende mae recussave, lasset uns denen nicht übel begegnen, die uns das Ihrige bringen. Pe porroinc accu mecharaire ueh, seyd nicht böse, meine Kinder; Ta pere co ihmae, damit ihr Güter bekommet; To erecoih poaete amo, und eure Kinder welche haben. Niracoih iendera muen ma e puaire. Wir haben keine Güter von unsern Großvätern. Opap cheramuen mae puaire aitih; ich habe alles weggeworfen, was mir mein Großvater gelassen hat. Apocu mae ry oi jerobiah, da ich mich mit denen viel weis, die uns die Welt bringt; jenderamuin resuie pyec potategue aven aire, die unsere Großväter gern hätten sehen mögen, und doch nicht gesehen haben. Teh! oip otarhete ienderamuin reco hiare te iendesue; o! welch ein Glück für uns, daß größere Güter zu uns gekommen sind, als unserer Großväter ihre. Jende porrau ussu vocare; das setzet uns außer aller Traurigkeit; iende-co uassu gerre, das läßt uns große Gärten haben. En sassi piram lendere memy non ape; es thut unsern kleinen Kindern nicht mehr Uebels, wenn man sie beschiert. Tyre coih aponau ienderova gere ari, lasset uns diese Fremden mit uns wider unsere Feinde nehmen. Toere coih mocap o mae ae; sie mögen Flinten haben, die ihr Eigenthum sind, das mit ihnen gekommen. Mara mo senten gatu merin ame; warum sollten sie nicht tapfer seyn? Me me tae morerobiarem; es ist eine Völkerschaft, die sich vor nichts fürchtet. Ty senanc apuau mar am iende iron, wir wollen ihre Stärke versuchen, wenn sie bey uns seyn werden. Maure tae moretoar rupiare, sie sind diejenigen, welche die Ueberwinder überwinden. Agne he ueh. Was ich gesaget habe, ist wahr.

Nach dieser Rede fährt das Gespräch fort. Indianer: Emurben deret anüchesüe, rede mit mir von deinem Lande und deiner Wohnung. Dolmetscher: Augebe, derengue escurendub. Gut; thu nur erst Fragen an mich. Indianer: Jach, marape deretani rere? Wie heißt dein Land und deine Wohnung? Dolmetscher: Rouen. Indianer: Tau uscu pe uim? Ist es ein groß Dorf? Dolmetscher: Pa, ja. Indianer: Mobui pe rerupicha gatu? Wie viel Herren habet ihr? Dolmetscher: Augepe, einen. Indianer: Marape sere? Wie heißt er? Dolmetscher: König Heinrich. Indianer: Tere potene, das ist ein schöner Namen. Mara pe peru pichau eta cuim? Warum habet ihr nicht mehr Herren? Dolmetscher: Moroere chihgue, wir haben ihrer nicht mehr; ore ramuin are, seit unserer Großväter Zeiten. Indianer: Mara piche pee? wie befindet ihr euch dabey? Dolmetscher: Oraicogüe; zufrieden; orce mae gerre; wir haben Güter. Indianer: Epe nocre coih perupicha mae? Hat euer Fürst viel Güter? Dolmetscher: Jere coih; er hat sehr viel; orce mae gerre, a hepe; alles, was wir haben, ist zu seinem Befehle. Indianer: Oraivi pe oge pe; zieht er in den Krieg? Dolmetscher: Pa, ja. Indianer: Mobuitave pe iuca ni mae? Wie viel Dörfer habet ihr? Dolmetscher: Seta gatu; mehr, als ich sagen kann. Indianer: Nirosce mih icho perte? Willst du mir

Beschreib. v. Brasilien.

sie nicht nennen? **Dolmetscher: Ipoę copoi**; es würde zu lange werden. **Indianer: Iporrene pe paratani?** Ist der Ort, wo du her bist, schön? **Dolmetscher: Iporrota gatu**; er ist sehr schön. **Indianer: Eugaia pe per ance?** Sind eure Häuser so, wie hier? **Dolmetscher: Oicoe gatu**; sie sind sehr unterschieden. **Indianer: Mao vae?** wie sind sie denn? **Dolmetscher: Ita gape**; ganz von Steinen. **Indianer: Jurussu pe**; sind sie groß? **Dolmetscher: Jurussu gatu**; sehr groß. **Indianer: Vate gatu pe**; sind sie sehr hoch? **Dolmetscher: Mahmo**; wundersam. **Indianer: Eugaia pe per ancinim?** ist das Inwendig so wie hier? **Dolmetscher: Erimen**; keinesweges. **Indianer: Esoe nonde rete renondau eta ichesue**; nenne mir die Dinge, die zum Leibe gehören. Hier nennet man im Französischen alle die Theile, wovon man im Topinambuischen die Namen gegeben; und Lery bemerket mit Verwunderung, daß der Dolmetscher, welcher gut griechisch verstund, viele Wörter aus dieser Sprache in der brasilianischen gefunden habe *s*).

Der VII Abschnitt.

Naturgeschichte von Brasilien.

1) Thiere und Schlangen.

Tapirussu. Seo assu. Ta-jassu. L'Aguti. Le Tapiti. Waldratten. Pag. Luchs. Sarigoy oder Carigue. Tatu. Tamandua. Igel. Jocare. Januare. Hirara. Affen. Coati. Wilde Katzen. Wilde Hunde. Jaguacin. Biaracata. Tonu. Giboya. Giraupiagara Caninana. Boytiopua. Gaytiepua. Boyunabom. Boyeupecanga. Viererley Jarataca. Curucucu. Boicininga. Ibiracua. Ibiboca. Abscheuliche Menge Schlangen in Brasilien.

Wenn man aus der Lage dieses weitläuftigen Landes urtheilen muß, daß man darinnen alle Thiere aus denen Gegenden findet, die es umgeben: so begreift man auch leicht, daß, weil es in vielen großen Theilen wüste, und vornehmlich sehr bergicht ist, es einige Thiere enthalten muß, die ihm eigen sind. Dieses wird man nicht sowohl dem Unterschiede der Himmelsgegend, wenn man will, als vielmehr der Gewohnheit, die sie in gewissen Gränzen erhält, oder auch wohl dem Triebe der Natur selbst zuschreiben, welcher sie in ruhigen Oertern hält, wo nichts sie zu ihrer Unterhaltung beunruhiget. **Thevet**, dessen Zeugniß in diesem Stücke niemand verwirft, **Lery**, **Knivet** und der ungenannte Portugiese, den man schon vielmals angeführet hat, haben hiervon dasjenige gesammelt, was man anderwärts nur wiederhohlet findet.

Lery

s) Am angef. Orte a. d. 400 u. f. S.

t) Am angef. Orte a. d. 152 S.

u) Der portugiesische Schriftsteller nennet es Tapyrete und Thevet Tapihire.

x) „Sie stecken, saget er, vier Holzgabeln, so „dick wie ein Arm, ungefähr drey Fuß weit von „einander in Viereck, ziemlich tief in die Erde, „doch daß sie noch drittehalb Fuß in die Höhe ste„hen. Auf solche legen sie Stäbe queer über einen „Zoll, oder zween Finger breit von einander, wel„ches gleichsam einen großen hölzernen Rost machet. „Wenn sie nun also viele dergleichen in ihren Häu„sern errichtet haben: so legen diejenigen, welche „Fleisch haben, solches Stückweise darauf, und ma„chen mit sehr trockenem Holze, welches nicht vie„len Rauch giebt, ein kleines langsames Feuer dar„unter, wobey sie es alle halbe Viertelstunde um„wenden, und es also backen lassen, so lang es ihnen „beliebt. Und weil sie ihr Fleisch nicht einsalzen, „um es zu verwahren: so haben sie kein anderes „Mitte

Naturgesch. v. Brasilien.

Lery thut anfänglich ohne Ausnahme die Erklärung: man sehe in ganz Brasilien nicht ein einziges Thier, welches eine völlige Aehnlichkeit mit den unserigen habe t). Er setzet hinzu; es fänden sich unter den Thieren des Landes sehr wenige, welche die Einwohner zu ernähren beliebeten; und daß folglich kein Unterschied unter den wilden und zahmen Thieren zu machen sey.

Tapirussu.

Das erste und gemeinste ist dasjenige, welches Tapirussu heißt u). Es hat ziemlich langes und röthliches Haar. Seine Größe und Gestalt kommen bey nahe einer Kuh ihrer gleich. Es hat aber keine Hörner; einen kürzern Hals, längere und hängende Ohren, dürre Beine, einen Fuß ohne das geringste Ansehen einer Spalte, und einem Eselsfuße sehr gleich. Man giebt auch vor, es habe von dem Esel und der Kuh etwas an sich: es ist aber auch noch von beyden durch den Schwanz unterschieden, den es sehr kurz hat, und durch die Zähne, die es viel schärfer und spitziger hat, ohne daß es solche zu seiner Vertheidigung brauchen kann. Es weis sich nicht anders zu helfen als durch die Flucht. Die Indianer erlegen es mit Pfeilen, oder fangen es mit Fallstricken, die sie ihm listig genug legen. Sie machen überaus viel aus seiner Haut, woraus sie das Rückleder rund heraus schneiden, um Schilder von der Größe eines Faßbodens daraus zu machen. Wenn es recht trocken geworden, so ist es so hart, daß der Verfasser glaubet, der stärkste Pfeil könne nicht durchdringen. Er nahm zwey davon mit nach Frankreich: in der äußersten Hungersnoth aber, worein das Schiffsvolk gerieth, wurden sie alle beyde, so wie alles andere Leder auf dem Schiffe geröstet und gegessen. Das Fleisch des Tapirussu gleicht dem Rindfleische an Geschmacke; und die Brasilianer bucaniren oder dörren es. Lery ergreift diese Gelegenheit, uns zu belehren, wie sie es machen x).

Sco-assu.

Das größte Thier in Brasilien nach dem Tapirussu, welchen Lery Kuhesel zu nennen, keine Schwierigkeit machet, ist eine Art von Hirsche, welche die Brasilianer Sco-assu nennen. Er ist nicht so groß, als unser Hirsch. Sein Geweih ist viel kürzer, und sein Haar eben so lang, als unserer Ziegen ihres. Man findet keine große Hirsche in Brasilien, als in der Hauptmannschaft St. Vincent.

Der Tajassu.

Der Eber des Landes, welchen die Wilden Tajassu nennen, hat auf dem Rücken, wie die in den andern Gegenden des mittäglichen America, eine natürliche Oeffnung, wodurch er hauchet, und welche zum Athemhohlen dienet. Allein, ob er gleich einen solchen Leib, einen solchen Kopf, solche Ohren, solche Beine, und solche Füße, wie der unserige und auch eben solche Zähne, das ist, hakichte, spitzige, und folglich sehr gefährliche hat: so ist er dennoch durch sein Geschrey, welches fürchterlich ist, wie auch durch das Loch, welches er auf dem Rücken hat, davon unterschieden.

„Mittel es zu erhalten, als daß sie es so backen lassen. Wenn sie also in einem Tage dreyßig Stück „Rothwildprät gefangen hätten: so würden sie unverzüglich stückweise auf den Bucan oder diesen „hölzernen Rost geleget werden, damit sie nicht „stinkend würden. Sie bleiben zuweilen über vier „und zwanzig Stunden darauf, bis sie in der Mitte eben so gebacken sind, als außen. So machen „sie es auch mit den Fischen, von welchen sie auch, „wenn sie ihrer eine große Menge haben, Mehl „machen. Da ihnen diese Bucane zu Einsalzfässern, Fleischhaken und Speisekammern dienen: „so wird man niemals in ihre Dörfer kommen, daß „man nicht solche nicht allein mit Wildpräte oder „Fischen, sondern auch sehr oftmals mit Schenkeln, „Armen, Beinen und andern Stücken Menschenfleisch von ihren Kriegsgefangenen wohl versehen, „erblicken sollte„. Uebrigens beschuldiget Lery Theveten eines Irrthumes, wenn er versichert, die Brasilianer äßen niemals gekochtes Fleisch. A. d. 155 S.

Naturgesch. v. Brasilien.

Der **Aguuti** in Brasilien ist ein rothbraunes Thier von der Größe eines Spanferkels von einem Monate. Es hat einen gespaltenen Fuß, einen sehr kurzen Schwanz, eine Hasenschnauze und Hasenohren. Sein Fleisch ist eine sehr gute Speise. Man hat von diesem Thiere noch eine andere Art, welche **Tapiti** heißt.

Tapiti.

Holzratten.

Die Gehölze sind mit einer Art Ratten angefüllet, von der Größe eines Eichhörnchens und von röthlichem Haare, deren Fleisch auch überaus zart ist.

Pag.

Der **Pag** ist ein Thier von der Größe eines mittelmäßigen Hundes. Er hat einen wunderlich gestalteten Kopf: sein Fleisch aber schmecket wie Kalbfleisch; und seine Haut, welche weiß, grau und schwarz geflecket ist, würde in Europa ein sehr hochgeschätztes Pelzwerk seyn.

Luchs.

Der portugiesische Schriftsteller versichert, man finde in Brasilien, vornehmlich in der Hauptmannschaft St. Vincent, eine Menge Luchse, und zwar von verschiedenen Arten, deren einige roth, andere auf eine angenehme Art geflecket, alle aber so grimmig sind, daß ihren Klauen nichts widerstehen kann. Er setzet hinzu, es sey ein gleicher Ruhm für die Brasilianer, ob sie einen Luchs auf der Jagd oder einen Feind im Kriege getödtet haben.

Sarigoy oder Carigue.

Der **Sarigoy**, nach dem Lery, oder **Carigue**, nach dem portugiesischen Schriftsteller, ist eine Art von Wiesel, dessen Haare graulich sind, und wovor die Brasilianer wegen seines Gestankes einen Abscheu haben. Da Lery und andere Franzosen aber einen abgezogen hatten: so bemerketen sie, daß er diesen garstigen Geruch nur von dem Fette auf den Nieren hätte. Nachdem sie solches weggenommen: so fanden sie sein Fleisch sehr gut.

Tatu.

Der **Tatu** in Brasilien ist eben das Thier, welches die Spanier in den andern Theilen von America **Armadillo**, und die Portugiesen **Encubertado** genannt haben. Man hat seine Beschreibung bereits mitgetheilet. Lery aber belehret uns, daß die Brasilianer, welche in diesem Stücke viel geschickter sind, als die andern Indianer, aus seiner Haut kleine Kuffer machen, die von einer undurchdringlichen Härte sind. Laet erzählet, auf des **Ximenes** Zeugniß, daß die Schuppen dieses Thieres, wenn sie zu Pulver gestoßen und ein Drachma davon in einem Tranke von Salbey eingenommen würden, einen so heilsamen Schweiß trieben, daß die venerischen Krankheiten dadurch gehoben würden. Dieses ist nicht seine einzige Kraft. Er zieht auch aus allen Theilen des Leibes die Dornen aus; und nach des **Monardes** Berichte heben die kleinen Knöchelchen des Schwanzes dieses Thieres die Taubheit *y*).

Seine Eigenschaften.

Tamandua, ein sonderbares Thier.

Der **Tamandua** ist ein vortreffliches Thier. Er ist so groß wie ein Hund. Sein Leib ist dicker, als er lang ist, und sein Schwanz, welcher wenigstens dreymal länger ist, als sein Leib, machet einen so großen Busch Haare, daß er, um sich vor der Rauhigkeit der Luft und Witterung zu verwahren, sich ganz damit bedecket. Er hat einen kleinen Kopf, eine überaus lange Schnauze, einen runden Rachen und eine sehr lange Zunge. Sie dienet ihm, wie des Ameisenfängers seine, die Ameisen zu bekriegen. Er ist aber eben so fürchterlich für die Menschen und für die allerwildesten Thiere, welche er angreift, wenn er sie überraschen kann. Sein Fleisch nützet zu nichts.

Igeln und das besondere ihrer Stacheln.

Unter vielen Arten von Igeln haben die Brasilianer auch eine sehr kleine, deren Stacheln gelblicht, und an den Spitzen schwarz sind. Man versichert, daß sie von selbst, wenn sie dem Thiere abgenommen worden, in das Menschenfleisch dringen, so bald man sie solches nur ein wenig berühren läßt.

Die

y) Im XV Buche, a. d. 552 S.

Naturgesch. v. Brasilien.

Jacare.

Die Brasilianer haben eine sehr kleine Art Kaymane, die sie Jacare nennen, und deren Fleisch sie begierig essen. Sie sind nicht über einen Schenkel dick, und haben eine darnach gemäße Länge. Sie sind auch gar nicht schädlich, man fängt sie lebendig, und die Kinder spielen damit. Lery hat solches vielmals mit angesehen. Dieses hindert aber nicht, daß die großen Kaymane in Brasilien nicht eben so fürchterlich seyn sollten, als in den andern Theilen von America. Die Jacaren haben einen sehr weit gespaltenen Rachen, hohe Schenkel, einen weder runden noch spitzigen, sondern platten, und am Ende dünnen Schwanz.

Januare.

Der Januare ist ein gefräßiges Thier, welches wegen seiner hohen und dürren Beine, wie ein Windspiel, überaus schnell laufen kann. Es ist so groß, wie ein Hund, und hat lange Haare um das Kinn, und eine schöne tigerhafte Haut, wiewohl es sonst dem Tiger nicht ähnlich ist. Es frißt allerhand, die Menschen selbst nicht ausgenommen. Die Brasilianer zittern auch vor ihm, und ihr Widerwille gegen ihn geht so weit, daß, wenn sie einen in ihren Fallstricken fangen, sie ihm erst allerhand Marter anthun, ehe sie ihn todtschlagen.

Hirara.

Der Hirara gleicht der Hyäna, die wir heutiges Tages die Zibethkatze nennen: man versichert aber, es sey solches nicht eben das Thier. Es finden sich schwarze, rothe und auch weiße. Sie leben nur vom Honige, und sie haben eine überaus große Geschicklichkeit, solchen zu entdecken. Wenn sie mit eben der Verschlagenheit den Eingang zu dem Schatze eröffnet haben: so führen sie ihre Jungen dahin, und fangen nicht eher an, zu fressen, als bis sie solchen Zeit gelassen, sich zu sättigen.

Affen.

Es ist kein Ort in der Welt, wo die Affen in größerm Ueberflusse und von so mancherley Art sind. Es findet sich darunter eine, welche die Brasilianer Aquiqui nennen, die viel größer ist, als alle die andern, und mit einem langen schwarzen Barte unter dem Kinne gezieret ist. Es kömmt von solcher ein Männchen von einer röthlichen Farbe, welches in diesem Lande für den Affenkönig gehalten wird. Es hat ein ziemlich weißes Gesicht und so ordentlich gestellete Haare von einem Ohre zum andern, daß es geschoren zu seyn scheint. Man erzählet, es steige zuweilen auf einen Baum, und lasse sich daselbst mit gewissen Tönen hören, die man für eine Rede halten sollte. Die Natur hat ihm dazu ein hohles Werkzeug oder Gliedmaß gegeben, welches aus einem starken Häutchen besteht, und von der Größe eines Eyes ist, welches sich unter dem Gaumen leicht aufbläst. Man setzet hinzu, er gebe bey diesen Bewegungen, die er sich machet, vielen Schaum von sich; und ein anderer Affe, von welchem man urtheilet, daß er bestimmet sey, ihm zu folgen, trockne ihn sehr sorgfältig ab. Knivet versichert, die Petiguarer nennen diese Art Affen Uariva.

Man hat noch andere, welche Cay heißen, klein, schwarz und von einer so angenehmen Gestalt sind, daß man sie mit gleicher Lust höret und sieht. Sie halten sich auf Bäumen auf, welche Hülsenfrüchte tragen, woselbst sie ihre Nahrung finden, und nicht aufhören, vornehmlich, wenn es schlimm Wetter werden will, die Luft von einer seltsamen Melodie erschallen zu lassen. Diejenigen, welche die Indianer Sagoinen nennen, sind nicht größer, als ein Eichhörnchen. Sie haben auch rothes Haar: Lery aber giebt ihnen eine Schnauze, einen Hals, einen Vordertheil, und so gar einen Stolz, wie der Löwe hat. „Es ist das artigste Thier, saget er, welches er in Brasilien gesehen hat; und „wenn man es eben so leicht über See führen könnte, als die Meerkatze, so würde es weit

„höher

Naturgesch. v. Brasilien.

„höher geachtet werden. Allein, außer seiner Zartheit, die ihm nicht erlaubet, die Be„wegung eines Schiffes auszustehen, ist es so hochmüthig, daß es vor Verdrusse stirbt, „wenn man es nur ein wenig kränket z)„.

Der Hay ist ein ungestaltes Thier, von der Größe eines Budelhundes, und dessen Gesicht auch etwas von einem menschlichen an sich hat. Es hat aber einen hängenden Bauch, wie eine trächtige Sau, ein rauchgraues Haar, wie die schwarze Schafwolle, einen sehr kurzen Schwanz, eben so behaarte Beine, wie der Bär, und sehr lange Klauen. In den Gehölzen ist es überaus wild: es wird aber leicht zahm, wenn es gefangen ist a).

Coati.

Der **Coati** ist, nach dem portugiesischen Schriftsteller, ein Thier von brauner Farbe, den portugiesischen Fibriscastoren ziemlich gleich. Es klettert auf die Bäume, wie die Affen; und man kann es zuweilen zahm machen. Es ist aber boshaft und gefräßig, welches misfällt. Lery machet eine merkwürdigere Beschreibung davon, die in einer Note angeführet zu werden verdienet b).

Wilde Katzen.

Die **wilden Katzen** sind hier so mannichfaltig, als häufig. Man sieht schwarze, weiße und rothe, alle von einer erstaunlichen Behendigkeit, und nicht allein den Vögeln, sondern auch den Indianern selbst sehr schädlich. Die Nutzbarkeit ihrer Felle machet, daß man sie suchet.

Jagoarûcû.

Der **Jagoarûcû** ist eine Art von wildem Hunde; oder wenigstens kömmt sein Geschrey dem Gebelle der Haushunde gleich. Die Farbe dieses Thieres ist braun, mit Weis gemischt. Es hat sehr dickes Haar am Schwanze, und läuft überaus leicht. Es lebet vom Raube oder von Früchten, wenn es kein Fleisch hat. Sein Biß ist fürchterlich.

Jagûacin.

Man vergleicht den **Jagûacin** mit dem portugiesischen Fuchse an der Größe. Er ist auch an der Farbe nicht sehr davon unterschieden: er lebet aber von Muscheln und Zuckerrohre. Sonst ist es ein unschuldiges Thier, und bringt einen Theil seiner Zeit mit Schlafen zu; daher man es denn leicht fangen kann.

Der

z) Indessen bringt man doch zuweilen einige mit nach Europa.

a) „Es ist wahr, daß unsere **Tupinambuer**, „bey denen sie sind, wegen seiner scharfen Klauen, „kein großes Vergnügen haben, mit ihm zu spie„len. Bey meinem Aufenthalte daselbst habe ich „nicht allein von Wilden, sondern auch von Dol„metschern, die sich lange in dem Lande aufgehal„ten, gehöret, es habe noch kein Mensch dieses „Thier, weder auf dem Felde, noch in den Häu„sern fressen gesehen; so daß einige daher dafür hal„ten, es lebe von der Luft„. Lery a. d. 169 S. Thevet nennet es Haût oder Haûthi; und ob er gleich auf eben die Art davon redet, wie Lery, so glaubet er doch, daß es von Baumblättern lebe.

b) „Das Thier, saget er, welches die Wilden „Coati nennen, ist von der Höhe eines großen Ha„sen, hat kurzes, glattes und geflecketes Haar, klei„ne, gerade und spitzige Ohren. Was aber den „Kopf anbetrifft, so hat solcher außer dem, daß er „nicht gar groß ist, von den Augen an einen Rüs„sel, der über einen Fuß lang, so rund, wie ein „Stock ist, und sich auf einmal eng zusammen zieht, „ohne daß er oben dicker, als bey dem Munde, ist, „welcher auch so klein ist, daß man kaum die Spi„tze des kleinen Fingers hinein stecken kann, und „gleicht solche Schnauze der großen Baßpfeife an ei„nem Dudelsacke. Es ist nicht möglich, eine wun„derlichere und von einer ungestaltetern Art zu se„hen. Wenn dieses Thier gefangen wird: so hält „es die vier Füße dicht zusammen; und dadurch „wanket es stets von einer Seite zur andern, oder „es fällt ganz platt nieder, und man kann es nicht „aufrecht stehend erhalten; und es wird auch nichts „fressen, als einige Ameisen, wovon es ordentli„cher Weise in den Gehölzen zu leben pflegt. Un„gefähr acht Tage nachher, da wir in der Insel „angekommen waren, wo Villegagnon sich aufhielt, „brachten uns die Wilden einen Coati, welcher von „jedermann, weil es was neues war, bewundert „wurde. Da er sehr ungestalt war: so habe ich „oftmals einen aus unserer Compagnie, Namens „**Johann Gardien**, der in der Zeichenkunst er„fah-

Naturgesch. v. Brasilien.

Biaracata.

Der Biaracata ist von der Größe einer Katze, und der Gestalt eines Eichhörnchens. Auf dem Rücken hat es ein sehr ordentliches weißes Kreuz. Die Vögel und ihre Eyer sind seine gewöhnliche Nahrung: es hat aber so viel Neigung zum Ambra, daß es die Nacht an dem Ufer des Meeres zubringt, diese Beute zu suchen.

Perico ligero.

Der Perico ligero oder das Faulthier, welches man schon beschrieben hat, ist in Brasilien gemein.

Tonu.

Die Brasilianer essen nicht allein verschiedene Arten von Eidechsen und Schlangen, sondern auch große Kröten, welche mit der Haut und dem Eingeweide bucaniret werden. Der Tonu ist eine graue Eidechse, die eine sehr glatte Haut hat, vier oder fünf Fuß lang, und von einer gemäßen Dicke. Ihre Gestalt ist häßlich: sie ist aber nicht viel gefährlicher, als die Frösche, unter welchen sie an den Ufern der Flüsse und in den Sümpfen lebet. Lery, welcher oft davon gegessen, saget, wenn sie abgezogen, sorgfältig gereiniget, und gut gebacken worden, so hätten sie ein eben so weißes, eben so zartes, und eben so wohlschmeckendes Fleisch, als die Brust von einem Kapaune. „Es ist eines von denen guten „Gerichten, schreibt er, die er in America gegessen. Er sah anfänglich mit Erstaunen, „daß die Wilden rothe und schwarze Schlangen, so dick, wie ein Arm, und eine Elle lang, „brachten oder schleppeten, und sie mitten in ihre Häuser unter ihre Weiber und Kinder „hinwarfen. Da er sie aber mit solchen ohne die geringste Furcht handthieren sah: so ge„wöhnete er sich bald zu diesem Anblicke. Indessen, setzet er hinzu, hat doch Brasilien „noch einige andere Arten, deren Biß sehr giftig ist; und das Beyspiel, welches er davon „giebt, ist entsetzlich c).

Giboya.

Knivet und der portugiesische Schriftsteller aber nennen ihrer viele, welche Lery nicht gekannt hat. Das Giboya oder Jaboya, ein vierfüßiges Thier, welches unter die Schlangen gerechnet wird, und zuweilen ungefähr zwanzig Fuß lang ist, ist so groß, daß man es einen ganzen Hirsch hat verschlingen sehen. Wenn es sich eines Stückes Rothwild-

„fahren war, gebethen, er möchte dieses Thier so „wohl, als viele andere überaus seltene, abzeichnen: „er hat es aber zu meinem Leidwesen niemals thun „wollen. A. d. 169 u. f. S.

c) Eines males begiengen zween andere Franzosen und ich den Fehler, daß wir uns auf den Weg macheten, das Land zu besehen, ohne daß wir Wilde zu Wegweisern hatten. Da wir uns in den Gehölzen verirret hatten, und eben durch ein tiefes Thal giengen: so höreten wir das Geräusch und den Gang von einem Thiere, welches auf uns zukam; und da wir dachten, es wäre einiges Wildprät, so macheten wir uns nichts weiter daraus. Unverzüglich darauf aber sahen wir zur rechten, ungefähr dreyßig Schritte von uns, auf dem Abhange des Gebirges eine Schlange, die viel dicker war, als ein Mensch im Leibe ist, und sechs bis sieben Fuß in der Länge hatte. Sie schien mit weißlichen, rauhen und höckerichten Schuppen, wie Austerschaalen, bedeckt zu seyn, und blieb mit einem von den Vorderfüßen aufgehaben, in die Höhe gerichteten Kopfe, und funkelnden Augen auf einmal stehen, um uns zu betrachten. Als wir solches sahen, und damals kein einziger von uns eine Flinte oder Pistole bey sich hatte, sondern bloß unsere Degen, und jeder seinen Bogen, nach Art der Wilden, bey sich führete, die uns wider dieses grimmige Thier nicht viel helfen konnten; gleichwohl aber befürchteten, es möchte, wenn wir liefen, noch stärker laufen, als wir, und uns verschlingen: so blieben wir sehr erstaunet, wobey wir einander ansahen, an einem Orte ganz still stehen. Nachdem nun diese ungeheure Schlange, welche wegen der großen Hitze den Rachen aufsperrete, und so stark schnaubete, daß wir es leicht höreten, uns fast eine Viertelstunde angesehen hatte: so kehrete sie auf einmal um, und floh den Berg hinan, wobey sie ein größer Geräusch machete, und die Blätter und Zweige, wodurch sie gieng, stärker zerknickete, als ein Hirsch thun würde, welcher in einem Walde läuft. Wir giengen weiter, und lobeten Gott, daß er uns von dieser Gefahr befreyet hatte. Am angef. Orte, a. d. 162 S.

Naturgesch. v. Brasilien.

wildprätes bemächtiget hat: so umwickelt es solches mit so vieler Stärke, daß es ihm alle Knochen zerdrücket. Darauf lecket es solches mit seiner Zunge, und setzet es in den Stand, daß es leicht kann verschlungen werden. Ueber dieses hat es nicht das geringste Gift, und seine Zähne kommen mit der Größe des Körpers nicht überein.

Giraupiagara. Der **Giraupiagara**, welcher Namen so viel, als Eyerfresser heißt, ist schwarz, ziemlich lang, unter dem Bauche gelblich, und steigt eben so leicht auf die Bäume, als ein Fisch im Wasser schwimmt. Er führet daselbst wider alle Arten von Vögeleyern Krieg.

Caninana. Die **Caninana** ist von grüner Farbe, und hat lauter angenehmes in ihrer Gestalt. Sie nähret sich auch von Eyern.

Boytiopüa. Die **Boytiopüa**, eine runde und ziemlich lange Schlange, lebet einzig und allein von Fröschen. Sie muß sehr gemein seyn, weil die Wilden die Seiten der unfruchtbaren Weiber damit reiben, um sie fruchtbar zu machen.

Gaytiepua. Die **Gaytiepua** findet sich nur in dem Lande der **Rarim**. Sie ist von einer außerordentlichen Dicke, und stinkt so sehr, daß die Wilden selbst ihren Geruch nicht vertragen können.

Boyuna. Die **Boyuna** ist eine schwarze, lange und dünne Schlange, die auch einen sehr unangenehmen Geruch von sich giebt.

Bom. **Bom**, welches Geräusch heißt, ist der Namen einer großen Schlange, welche eine Art von Geschrey machet, wodurch man von ihrer Annäherung Nachricht erhält, wiewohl sie nichts schädliches an sich hat.

Boycupecanga. Die **Boycupecanga** ist sehr groß, und die Flecken, womit der Rücken gezeichnet ist, lassen urtheilen, daß sie eine von den giftigsten sey.

Viererley Jararaca. Unter dem Namen **Jararaca** begreift man viererley Arten von kriechendem Gewürme. Das größte, welches **Jararacucu** heißt, ist zehn Hände breit lang. Es hat lange Zähne, welche zum Beißen vorzugehen scheinen, als wenn es so viel Finger wären, oder vielmehr es zeiget solche alsdann, indem es die Lippen zurückzieht. Diese Zähne geben eine so gefährliche Feuchtigkeit von sich, daß sie die Menschen innerhalb vier und zwanzig Stunden tödtet. Eine andere Art **Jararacoaypitinga** genannt, ist eben so giftig, als die spanische Otter, und ist der Gestalt und Farbe nach nicht sehr davon unterschieden. Die dritte Art heißt **Jararaepeba**. Sie hat einen rothen Strich auf dem Rücken, und der übrige Leib ist aschfarben. Die kleinsten endlich unter diesen fürchterlichen Schlangen sind nicht über einen Fuß lang, und erdfarben mit einigen Adern auf dem Kopfe, wie die Ottern, deren Gezische sie auch nachahmen.

Curucucu. Die **Curucucu** ist eine gräuliche und fürchterliche Schlange, welche zuweilen bis auf funfzehn Hände breit lang ist. Ihr Gift ist eins von den subtilesten: man hat aber erkannt, daß sie solches nur in dem Kopfe habe. Die Brasilianer schneiden ihr diesen Theil ab, und verscharren ihn sorgfältig.

Boicininga, u. Bricningpeba. Außer der großen Klapperschlange, welche in Brasilien den Namen **Boicininga** führet, und so geschwind kriecht, daß sie zu fliegen scheint, findet sich auch noch eine kleinere, **Bricininngpeba** genannt, welche eben die Eigenschaften hat. Sie ist von schwarzer Farbe, und das Gift überaus subtil.

Ibiracua. Die **Ibiracua** schießt ein so gewaltiges Gift, daß man denjenigen, die sie gebissen hat, fast den Augenblick das Blut aus den Augen, Ohren, Nasenlöchern, dem Halse und den

den untern Theilen des Leibes dringen sieht. Ihr Biß ist auch tödtlich, wenn man nicht gleich auf der Stelle Hülfe dawider brauchet.

Naturgesch. v. Brasilien.

Ibiboca.

Die Ibiboca ist auch eine von den gefährlichsten Schlangen in Brasilien, obgleich von einer wundersamen Schönheit wegen der Ordnung der rothen, schwarzen und weißen Flecke und Striche, womit der Kopf und der ganze Leib gezeichnet sind. Ihre Bewegungen sind außerordentlich langsam.

Gräul Menge Schlangen.

Die Reisenden, von denen man diesen Artikel entlehnet, machen eine abscheuliche Abschilderung von denen Martern, denen man in Brasilien durch den Biß dieser fürchterlichen Thiere ausgesetzet ist, und von der großen Anzahl der Unglückseligen, welche solchem nicht entgehen können. Es finden sich Schlangen bey einem jeden Schritte auf den Feldern, in den Gehölzen, inwendig in den Häusern, und so gar in den Betten oder Hamacken. Man wird des Nachts, wie des Tages, gestochen; und wenn man nicht so gleich durch Aderlassen, durch Erweiterung der Wunde, und durch die kräftigsten Gegengifte dawider zu Hülfe kömmt, so hat man den Tod in den grausamsten Schmerzen zu erwarten. Einige Arten, vornehmlich die Jararacae, geben einen Bisamgeruch von sich, welches sehr viel hilft, daß man nicht von ihnen überraschet wird. Die Scorpionen sind auch sehr gemein: ihr Biß aber ist selten tödtlich, obgleich vier und zwanzig Stunden lang sehr schmerzhaft.

Andere Insecten, als die **Nigua**, welche hier **Ton** heißt, die Mosquiten, die hier Retin genannt werden, und die gefräßigen Schmetterlinge, **Aravers** genannt, sind mit denen in den andern Theilen des mittäglichen America einerley, und verursachen eben dieselben Unordnungen.

2. Vögel und Fische.

Zahmes Federvieh. Dreyerley Arten Fasanen. Fünferley Rebhühner. Der Arat und Canide. Papegeyen und ihre schönsten Arten. Der Guranhe-Engera. Der Tangara. Der Quereiva. Tucan. Cuirapanga. Andugoacus. Panu und Quianpian. Der Klagevogel. Acaropep. Acara-Buten. Rochen in Rio Janeiro. Bey upira. Bavpes. Comarupi. Piraembu. Fische dienen wider das Fiber. Amayaen und dessen drey Arten. Puraque. Caramáru. Amorcati. Amacurüb. Jcrepomonga. Ypupiapra. Muscheln. Seevögel. Flußfische. Thiere, die nach Brasilien gebracht worden.

Zahmes Federvieh.

Ein Land, welches mit Holzungen so bedecket ist, als Brasilien, ist der natürliche Aufenthalt unzähliger allerliebster Vögel. Lery zählet nur dreyerley Arten von zahmem Federviehe, welches die Brasilianer aufziehen, nicht so wohl solches zu essen, als vielmehr die Federn, sonderlich die weißen, davon zu nehmen, welche sie roth färben, und womit sie sich vornehmlich putzen. Die beyden erstern sind indianische Hühner *d)*, die in ihrem Lande erzeuget worden, von da sie auch, wie er versichert, nach Europa gekommen sind; und die gemeinen Hühner *e)*, die sie von den Portugiesen bekommen haben. Sie essen nicht einmal die Eyer davon; und der größte Vorwurf, den sie den Europäern machen, ist die übermäßige Gefräßigkeit, welche sie bey jedem Eye, das sie verschlingen, ein Huhn verzehren läßt. Sie nutzen die indianischen Enten *f)* fast eben nicht mehr, die sie auch in ihren

d) In Brasilien Arignan-ussu genannt. *e)* Arignan-miri genannt.
f) Upac genannt.

Naturgesch. v. Brasilien.

ihren Wohnungen aufziehen; und die Ursache, die sie davon anführen, ist, weil dieses Thier sehr langsam geht, so befürchten sie, eine Speise von der Art möchte sie schwerfällig zum Laufen machen. Aus eben dem Grunde verwerfen sie auch das Fleisch von allen denen Thieren, deren Gang langsam ist, und so gar gewisse Fische, die nicht so geschwind schwimmen, als die andern.

Dreyerley Fasanen.

Unter denen wilden Vögeln, die gegessen werden, giebt Lery den Jacutinen, Jacupenen und Jacuanassuen, dreyerley Arten von einer Gattung Fasanen, den ersten Rang, welche alle schwarze und graue Federn haben, und nur an Größe unterschieden sind. Er versichert, die ganze Welt habe nichts leckerhafters. An ihrem Geschmacke, saget er, habe er sie für Fasanen erkannt. Die Mutonen sind andere Vögel von einer vortrefflichen Eigenschaft, aber viel seltener. Sie sind so groß wie ein Pfau, und haben auch fast solche Federn.

Fünferley Rebhühner.

Die Macacuaen und Inanbu-uassuen sind zwo Arten von Rebhühnern von der Größe, wie unsere Gänse. Man kann die Manburien, die Pegassuen und die Pecacauen als drey andere Arten davon ansehen, wiewohl sie von ungleicher Größe sind. Die ersten haben die Größe der gemeinen Rebhühner; die zweyten der Holztauben, und die dritten der Turteltauben ihre.

Wir wollen aber das verlassen, was nur Vogelwildprät ist, dessen Ueberfluß Lery ungemein rühmet. Er eilet zu zweenen Vögeln, die er für Wunder der Welt ausgiebt, und welche ihn, wie er saget, zu Bewunderung des Schöpfers erwecket haben. Der eine heißt

Arat und Canide.

Arat, und der andere Canide. „Sie sind von der Größe eines Rabens. Es sind keine Papegeyen, weil sie ihnen nicht an den Federn ähnlich sind. Indessen könnte man sie „doch, weil sie krumme Füße und einen krummen Schnabel haben, unter diese Anzahl setzen, wenn nicht fast alle Vögel in America diese beyden Eigenschaften hätten„. Die Abschilderung ihrer Vollkommenheiten aber muß in den eigenen Ausdrücken des Verfassers bleiben *g*).

Papegeye, und ihre Arten.

Da die brasilianischen Papegeyen die berühmtesten aus beyden Indien sind: so läßt man sich angelegen seyn, uns die schönsten Arten derselben bekannt zu machen. Der erste Rang scheint den Araraen und Macaen zu gehören, welche in den Landschaften an der See ziemlich selten sind. Sie haben so wohl wegen ihrer Größe, als ihrer Schönheit, einen Vorzug. Ihre Federn auf der Brust sind von einer sehr schönen Purpurfarbe; gegen den Schwanz zu sind sie von einem Gelb oder einem Grüne, oder einem Blaue, welches nicht weniger Glanz hat, und an dem ganzen übrigen Leibe von einer wundersamen Vermischung dieser drey Farben, die bald mehr oder weniger heller oder dunkler ist. Sie ha-

g) Der Arat hat die Federn in den Flügeln und die in dem Schwanze, welcher bey ihm anderthalb Fuß lang ist, die Hälfte so roth wie Scharlach, und die andere Hälfte himmelfarben, eben so glänzend, als der feinste Scharlach, den man nur sehen kann: Der Kiel ist stets in der Mitte einer jeden Feder, und theilet, die auf beyden Seiten einander entgegen stehenden Farben. Uebrigens ist der ganze übrige Leib lasurfarben. Wenn dieser Vogel in der Sonne steht, worinnen er sich denn gemeiniglich aufhält: so kann kein Auge müde werden, ihn zu betrachten.

Der Canide hat alle Federn unter dem Bauche und um den Hals so gelb, als feines Gold; die oben auf dem Rücken, die Flügel und der Schwanz sind von einem solchen natürlichen Blau, daß nichts darüber ist; und da man in Gedanken steht, er sey mit einem Goldstücke unten bekleidet, und habe einen violettblauen damastenen Mantel darüber, so ist man über solche Schönheit ganz entzückt. Die Wilden

haben einen ziemlich langen Schwanz. Man sieht sie niemals mehr, als zwey Eyer, legen; und der Ort, wo sie solche hinlegen, ist gemeiniglich ein Loch in dem Stamme eines Baumes oder in einem Felsen. Sie werden leicht zahm, und lernen auch eben so geschwind reden.

Die zweyte Art heißt **Anapura**. Ihre Farben sind von einer schönen Mischung des Rothen, Grünen, Gelben, Schwarzen, Blauen und Braunen, welche mit einer erstaunlichen Mannichfaltigkeit vertheilet sind. Man zieht diese Gattung allen andern vor, weil sie sehr leicht zahm wird, und reden lernet, und außerdem die einzige ist, welche ihre Eyer inwendig in Gebäuden leget, und ausbrütet.

Der **Araruna** oder **Machao** verdienet den dritten Rang. Der Grund seiner Federn ist zwar schwarz, allein so schön mit Grün gemischt, daß er bey dem Sonnenlichte einen wundersamen Glanz von sich giebt. Er hat gelbe Füße, einen rothen Schnabel und rothe Augen. Man sieht ihn nirgend, als in dem Innern des Landes Eyer legen.

Die vierte Art ist diejenige, welche die Brasilianer **Ajurucuros** nennen. Sie ist von einer reizenden Schönheit. Der größte Theil des Leibes ist von grüner Farbe; der Hals und der Kamm sind gelb. Einige Federn, die er auf dem Schnabel hat, sind blau, und die in den Flügeln schön roth. Der Schwanz ist roth und gelb, mit einer Vermischung von Grün.

Die kleineste Art ist diejenige, welche **Tuin** heißt, grün oder von mancherley schönen Farben. Sie wird wegen ihrer Gelehrigkeit sehr gesuchet. Die Papegeyen, welche **Guiarubac**, das ist, gelbe Vögel, heißen, schwatzen nicht, und sind von Natur traurig und einsam: sie sind aber dennoch in Brasilien in Achtung, weil sie aus dem Innern des festen Landes kommen, und nur in den Wohnungen gefunden werden. Man machet eben so viel daraus, als unser Adel ehemals aus den Sperbern und Falken machete. Endlich, so kömmt der Papegey, welcher **Rapu** heißt, und der Aelster, wegen seiner Schwärze, etwas ähnlich ist, die durch einen weißen Schwanz erhoben wird. Er hat über dieses drey kleine Federn auf dem Kopfe, die sich wie Hörner erheben; die Augen sind blau, und der Schnabel ist gelb. Es ist ein sehr schöner Vogel. Wenn er aber zornig ist: so giebt er einen sehr unangenehmen Geruch von sich. Seine beständige Beschäfftigung ist, daß er alles kleine Ungezieser in einem Hause aufsuchet, sich davon zu ernähren. Es ist stets gefährlich, ihn auf der Hand zu tragen, weil er oftmals in die Augen hacket.

Lery hat in Brasilien nur drey Arten von Papegeyen gekannt; die **Ajurue**, welche er für die größte Art hält, die **Marganae**, wovon man eine große Anzahl nach Frankreich bringt, wie er saget, und den **Tuir**, welchen die französischen Matrosen **Moissons** nennen.

Von

den gedenken dieses letztern oftmals in ihren Liedern, und singen und wiederholen in ihrer Musik: Canide juve, Canide juve heura ueh: das heißt, gelber Vogel, gelber Vogel, du bist schön! Obgleich diese beyden Vögel nicht zahm sind, und in den Häusern gehalten werden: so sind sie doch gleichwohl gewöhnlicher Weise mehr auf den großen Bäumen mitten in den Dörfern, als in den Gehölzen, da denn unsere Tupinambuer sie drey oder viermal des Jahres rupfen, und sehr saubere Röcke, Mützen, Armbänder, und andere Sachen aus diesen schönen Federn machen, womit sie sich schmücken. Ich hatte viele solche Federbüsche mit nach Frankreich gebracht, und vornehmlich von denen großen Schwänzen, die von Roth und Himmelfarben so schön bunt sind. Da ich aber bey meiner Rückkehr durch Paris gieng: so ließ ein gewisser Herr bey dem Könige nicht eher mit seinem ungestümen Anhalten nach, als bis er sie von mir bekommen hatte. Am angef. Orte, a. d. 173 u. 174 S.

Naturgesch. v. Brasilien.

Güranhe-Engera.

Von andern Arten Vögeln rühmet man den Güranhe Engera sehr, welcher von der Größe eines Finken ist. Er hat blaue Flügel, und einen blauen Rücken; die Brust und der Bauch sind gelb, und auf dem Kopfe hat er einen schönen Busch, von eben der Farbe. Sein Waldgesang ist nicht nur sehr verändert; sondern er ahmet auch der meisten andern Vögel ihrem nach. Man hat ihrer vielerley Arten.

Tangara.

Der Tangara ist nicht größer, als ein Sperling. Er hat einen schwarzen Leib, und gelben Kopf. Sein Waldgesang ist nicht so wohl ein Singen, als vielmehr ein bloßes Murmeln. Man erzählet, die Vögel dieses Namens hielten eine Art von Tanze unter sich, in welchem einer hinfällt, und sich stellet, als wenn er todt wäre, und alle andere lassen alsdann ihr Klaggeschrey hören, so lang, bis sie sehen, daß er sich wieder aufrichtet, da sie denn insgesammt davon fliegen. Weil man hinzusetzet, der Tangara sey der fallenden Sucht unterworfen: so hat man einige Wahrscheinlichkeit, daß dasjenige, was man für einen verstellten Tod ansieht, ein Anfall von diesem Uebel ist.

Quereiva.

Die Brasilianer machen viel Wesens aus dem Quereiva, wegen der besondern Schönheit seiner Federn. Die Brust ist schön roth, die Flügel sind schwarz, und der ganze übrige Leib blau.

Tucan.

Nach dem Berichte des portugiesischen Schriftstellers, ist der Tucan in Brasilien nur von der Größe einer Aelster, ob er gleich einen eben so langen Schnabel hat, als man ihn in andern Theilen des südlichen America vorgestellet, das ist, wenigstens von einer Hand breit. Er wird auf einem Hofe leicht zahm, so, daß er auch seine Jungen, wie eine Gluckhenne führet. Die Farbe seines Schnabels ist außen gelb, und inwendig roth. Auf der Brust hat er gelbe Federn, und an dem übrigen Leibe schwarze. Man setzet hinzu, um es begreiflich zu machen, wie ein so kleiner Vogel einen so großen und so langen Schnabel tragen könne, daß solcher sehr zart und sehr leicht sey.

Guirapanga.

Der Guirapanga ist über und über weiß, und von einer mittelmäßigen Größe. Er hat eine so starke Stimme, daß man ihn fast eine halbe Meile, wie den Klang einer Glocke, hören kann.

Andugoacue.

In den innern brasilianischen Provinzen findet man viele Strauße, welche die Einwohner des Landes Andugoacue nennen. Sie sind von denen in andern Gegenden nicht unterschieden: man versichert aber, daß die Art von Horne, welches sie auf dem Schnabel haben, denjenigen, welchen es schwer fällt, zu reden, einen freyen Gebrauch der Zunge giebt, wenn man es am Halse trägt.

Die Adler, die Sperber, die Geyer und andere Raubvögel, deren es hier eine grosse Anzahl giebt, sind von einer solchen Wildheit, daß man noch niemals einen einzigen davon hat zahm machen können.

Colibri.

Man saget hier nichts von dem Colibri, welcher in Brasilien sehr gemein ist, und wegen dessen Beschreibung man auf *Clusii* Exotica verweist. Man muß aber anmerken, daß ihm Thevet und Lery einen sehr angenehmen Gesang in Brasilien zuschreiben, so gar, daß sie solchen mit der Nachtigall ihrem vergleichen, obgleich alle andere Reisende davon nur als von einem sehr gemeinen Summen reden. Lery läßt ihn von den Brasilianern Güomanbüch nennen; und der portugiesische Schriftsteller nennet ihn nach denselben Guaimmibique. Er unterscheidet ihrer auch zweyerley Arten unter den Namen Guacariga und Guaracicaba. Man weis, daß in den französischen Eylanden dieser kleine Vogel Rene genannt wird; weil er sechs Monate im Jahre schläft, und von neuem gebohren

zu

zu werden scheint, indem er aufwachet. Die Spanier nennen ihn **Tominejos**, weil er sammt seinem Neste nur zwey spanische Tominen, das ist vier und zwanzig Gran wiegt.

Naturgesch. v. Brasilien.

Panu u. Quianpian.

Der **Panu** ist ein schwarzer Vogel von der Größe einer Amsel. Seine ganze Schönheit besteht in seinen Federn auf der Brust, deren Farbe wie Rinderblut ist. Der **Quianpian**, welcher nicht viel größer ist, hat alle Federn von einer schönen Scharlachfarbe.

Der Klagevogel.

Die Fledermäuse sind viel größer, und eben so blutbegierig, als die in Guayaquil. Die Bienen daselbst sind unsern schwarzen Sommerfliegen ähnlich, und machen nicht weniger lieblichen Honig. Das Wachs aber ist fast eben so schwarz, als Pech. Endlich redet Lery auch noch von einem Vogel, welcher aschgraue Federn hat, und von der Größe einer Taube ist, den die Brasilianer sehr verehren, weil sie sich einbilden, daß er mit ihnen im Namen der Verstorbenen rede, indem er sich nur des Nachts hören läßt, und das traurigste Klaggeschrey hat, das man sich nur einbilden kann. „Eines males, saget er, da er „des Nachts durch ein Dorf, Namens **Upec** gieng, mußte er sich von den Einwohnern „beschimpfen lassen, weil er über ihre andächtige Aufmerksamkeit lachete, womit sie diesen „Vogel anhöreten. Halt das Maul, sagete ein Alter auf eine sehr grobe Art zu ihm, und „hindere uns nicht, die Zeitungen anzuhören, die uns unsere Großväter ankündigen lassen h)„.

Unter den Fischen ist der **Manate** oder **Lamantin** von einer besondern Güte in Brasilien. Lery belehret uns, **Pira** sey der allgemeine Namen, den die Brasilianer allen Fischen geben; und die größten nenneten sie **Camuru Uassu**; welches aber doch nicht hindert, daß sie nicht auch besondere Namen für eine jede Art hätten. Man wird sich aber nur bey denjenigen aufhalten, welche den Seeküsten und den Flüssen des Landes eigen zu seyn scheinen.

Acarapep.

Der **Acarapep** ist ein großer platter Fisch, dessen Fleisch von einer wundersamen Güte, nach Lerys Meynung, ist. Er giebt auf dem Feuer ein gelbes Fett, welches ihm zur Brühe dienet.

Acara-Buten.

Der **Acara-Buten** ist ein anderer platter schleimichter Fisch von röthlicher Farbe.

Jnevuca, oder Rochen des Janeiro.

Die **Rochen** des Flusses Janeiro und Marevescona, welche Thevet **Jnevuca** nennet, sind viel größer, als unsere. Sie haben zwey ziemlich lange Hörner auf dem Kopfe, und fünf bis sechs Spalten unter dem Bauche, die man durch Kunst gemacht zu seyn glauben sollte. Ihr Schwanz ist nicht allein lang und zart, sondern auch so giftig, daß von dem geringsten Stiche desselben, die verwundeten Theile mit einer Entzündung aufschwellen. Das Fleisch des Leibes und so gar das Eingeweide sind nichts destoweniger gut.

Beyupira.

Der **Beyupira**, welchen der portugiesische Schriftsteller mit dem Störe vergleicht, wird von den Brasilianern sehr hochgeschätzet. Man fängt ihn mit Angeln auf der hohen See. Er ist sechs bis sieben Hände breit lang, und in dieser Länge rund, unter dem Bauche weiß, und auf dem Rücken schwarz. Man findet ihn allezeit fett, und von vortrefflichem Geschmacke.

Baopen.

Die **Baopen**, welchen die Portugiesen diesen Namen geben, weil ihre Augen den Ochsenaugen ähnlich sind, ist an Größe und Gestalt von dem Thonfische nicht sehr unterschieden, aber nicht von eben dem Geschmacke, ohne zu gedenken, daß er auch viel fetter ist. Aus seinem Fette machet man eine Art von Oele oder Butter.

Der

h) Am angef. Orte, a. d. 182 S.

Naturgesch. v. Brasilien.

Camarupi. Der **Camarupi**, dessen Güte man sehr rühmet, ist ein großer Fisch, über und über voller Stacheln, welcher auf dem Rücken eine Art von einem allezeit aufgerichteten Kamme hat. Er muß sehr groß seyn, weil man versichert, daß ihn kaum zween Menschen aufheben können. Man fängt ihn mit Harpunen, und zieht viel Tyran daraus.

Piraembu. Der **Piraembu** ist wenig von demjenigen Fische unterschieden, den man in einer andern Beschreibung den **Schnauber** oder **Schnarcher** genannt hat, und machet auch eine Art von Schnarchen: er ist aber von besserm Geschmacke, und acht bis neun Hände breit lang. Er hat in dem Rachen zween Steine einer Hand breit, welche ihm dienen, die Muscheln zu zermalmen, wovon er sich nähret.

Fische dienen wider das Fieber. Der portugiesische Schriftsteller versichert, alles Fischwerk an den brasilianischen Küsten sey so gesund, daß man es die Febricitanten einnehmen läßt, oder daß es ihnen wenigstens nichts schadet. Er nimmt aber doch die **Requinen** aus, deren in diesem Meere eine unendliche Anzahl ist, und die so gar in die Flüsse gehen. Er setzet hinzu, ihre Zähne seynd giftig, und viele wilde Völkerschaften bedienen sich derselben, ihre Pfeile zu bewaffnen.

Amayaen und seine drey Arten. Der **Amayaen**, eine Art von Seefrosche, ist ein kurzer Fisch von mancherley Farben, welcher schöne Augen hat, und eine Art von Koachsen machet, wenn er aus dem Wasser kömmt. Er bläst sich auch auf, wie der Frosch. Sein Fleisch ist sehr gut: allein nicht eher, als bis man es sorgfältig von der Haut abgesondert hat, unter welcher er eine Art von Gifte verbirgt. Man unterscheidet noch eine andere Art, die mit Spitzen, wie ein Igel bewaffnet, und noch viel giftiger ist, als die erste. Indessen ißt man doch auch das Fleisch davon, wenn man die Haut abgezogen hat. Es wird für ein Hülfsmittel wider den Durchfall angesehen. Endlich ist noch eine dritte Art, welche die Brasilianer **Itacca** nennen, von dreyeckiger Gestalt, und scheint blaue Augen zu haben. Sie hat nicht allein in der Haut, sondern auch in der Leber, und den Gedärmen Gift; welches sie aber doch nicht gefährlich machet, wenn man nur alle diese Theile davon nimmt.

Puraque. Der **Puraque** an den brasilianischen Küsten ist eine Art von Krampffische, dessen Gestalt der Roche ziemlich nahe kömmt. Laet glaubet, ihm diese Gestalt nach einer in Brasilien gemachten Zeichnung geben zu können. Der Zeichner aber nennet ihn **Araua Uapebbe**. Vielleicht hat er den Namen **Puraque** von den Portugiesen bekommen. Er betäubet, wie der Krampffisch, das Glied desjenigen, der ihn, auch nur vermittelst eines Stockes, anrühret.

Caramaru. Die **Caramaruen** haben viel Aehnlichkeit mit denen Meerschlangen, die sich an den portugiesischen Küsten befinden. Ihre Länge ist zehn bis funfzehn Hände breit. Sie sind so fett, daß sie auf dem Roste einen Geruch von Schweinefleische von sich geben. Ihr Gift haben sie um die Zähne herum, die bey ihnen ungeheuer groß sind, und deren Biß den verwundeten Theil zur Fäulung bringt. Sie sind über dieses mit vielen Stacheln bewaffnet. Die Brasilianer versichern, man sähe sie oft mit den Landschlangen sich begatten.

Amorcati. Der **Amorcati**, eine Art von Seefrosche, ist voller Stacheln und verbirgt sich unter dem Sande des Ufers, wo die geringste Wunde, die er an dem Fuße des Vorübergehenden machet, sehr gefährlich ist, wenn man nicht schleunig etwas dawider brauchet.

Amacurub. Der **Amacurub**, ein sehr schwielichter Fisch, gleicht demjenigen, welchen die Portugiesen **Bugallo** nennen, und ist wegen der außerordentlichen Stärke seines Giftes fürchterlich.

Naturgesch. v. Brasilien.

Jcrepomonga.

Die Jcrepomonga ist eine Seeschlange, die sich gemeiniglich unter den Fluthen unbeweglich erhält. Man schreibt ihr eine sehr sonderbare Eigenschaft zu, ob sie gleich nicht sonderbarer ist, als des Puraque und des Krampfsisches ihre. Alle Thiere, die ihr zu nahe kommen, saget man, kleben sich so fest an ihren Körper, daß es schwer ist, sie davon los zu reißen. Sie machet sie zu seiner Nahrung. Dasjenige aber, was am wenigsten wahrscheinlich zu seyn scheint, ist, daß man hinzu setzet, sie komme zuweilen ans Ufer, und ziehe sich dergestalt zusammen, daß sie sehr klein zu seyn scheint: wenn nun alsdann jemand sie mit der Hand anrühret, so klebet solche so gleich an; greift man nun mit der andern darnach, so klebet solche ebenfalls an; und alsdann nimmt die Schlange wieder ihre ganze Größe an, und zieht ihren Raub in die See, wo sie solchen auffrißt.

Ypupiapra.

Vermuthlich redet auch der portugiesische Verfasser auf das bloße Zeugniß der Brasilianer von dem, was er Tritonen und Nereiden nennet. „Diese Meerwunder führen in „Brasilien den Namen Ypupiapra. Sie sind daselbst so schrecklich, daß die Wilden zu„weilen über ihren bloßen Anblick vor Schrecken sterben. Ihr Gesicht kömmt dem Menschen„antlitze ziemlich gleich, ausgenommen die Augen, die ihnen viel tiefer in dem Kopfe liegen. „Die Weibchen haben lange Haare auf dem Kopfe, und scheinen nicht weniger durch ange„nehmere Gesichtszüge unterschieden zu seyn. Man findet sie gemeiniglich an der Mündung „der Flüsse, vornehmlich bey dem Eingange in den Jagoaripe, welcher nur sieben bis acht „Meilen von der Bay aller Heiligen ist; und Porto Seguro gegen über, wo sie eine gros„se Anzahl Indianer getödtet haben, wie man versichert. Ihre Art sie zu tödten ist, daß „sie solche mit so vieler Inbrunst umarmen, daß sie dieselben ersticken. Denn es hat nicht „das Ansehen, daß sie den Vorsatz haben, ihnen das Leben zu nehmen; und diese seltsamen „Liebkosungen scheinen vielmehr aus Zuneigung herzukommen. Sie seufzen so gar, wenn „sie solche erstickt haben. Sie entziehen sich und rühren die Leichen nicht an, ausgenommen „die Augen, die Nase, die Fingerspitzen und die Schamglieder, die sie ihnen wegnehmen. „Zum Beweise davon führet man an, daß die von diesen Meerwundern getödteten Indianer „also verstümmelt sind, wenn sie von den Wellen an das Ufer geworfen werden„. Man hat sich bey dieser Fabel nur aufgehalten, damit man beobachten möge, wie erstaunlich es sey, daß ein so vernünftiger Schriftsteller, als Laet, sie ohne das geringste Merkmaal eines Zweifels abgeschrieben habe *i*).

Ein junger holländischer Maler, welcher einige Zeit in Brasilien zugebracht hatte, gab ihm, wie er saget, die Abbildungen von drey andern Fischen, welche in diesem Meere sehr gemein sind. Der eine, Namens Ubitre, hat nichts außerordentliches, als den Schwanz. Er ist über die Hälfte des Körpers lang, rund wie ein Kuhschwanz, und erhebt sich auch so. Nach dem übrigen Körper kömmt der Ubitre dem Hechte sehr ähnlich. Der andere, Namens Aiua oder Jahuakatto, ist von der Größe der Tellerfische (poissons orbiculaires): der Kopf aber, welcher dem Gesichte eines Ochsen ähnlich ist, nimmt die Hälfte des Körpers ein. Der Schwanz ist gespalten. Der Pira-Utoah, welcher der dritte ist, hat eine ganz ungeheure Gestalt, und scheint auch von der Gattung der Rundfische zu seyn. Außer zweyen knochichten und nach hinten zu gekrümmten Hörnern ist sein Schwanz, wie eine Spadel gemacht: seine Lippen sind sehr dick, und sein Rachen öffnet sich mit einer sehr häßlichen Verdrehung.

Unter

i) Am angef. Orte XV Buch. 12 Cap.

Naturgesch. v. Brasilien.

Muscheln.

Unter den brasilianischen Muscheln ist die Apula, welche dem Stücke von einem Rohre gleicht, welches zwischen zweenen Knoten ist, nicht allein eine sehr gesunde Speise, sondern wird auch für ein Hülfsmittel wider die Milzbeschwerden gehalten, wenn sie zu Pulver gestoßen ist.

Ura.

Der Ura ist ein Seekrebs, welcher sich in dem Lehme längst dem Ufer in so großer Menge findet, daß nicht allein die an der See wohnenden Brasilianer, sondern auch die Negern, die von den Portugiesen gebraucht werden, ihre ordentliche Speise daraus machen. Das Fleisch ist von gutem Geschmacke und sehr gesund, wenn man frisch Wasser darauf trinkt, nachdem man solches gegessen hat.

Guainůmů.

Der Guainůmů ist eine andere Art von Krebsen, aber viel größer, und hat einen so weiten Rachen, daß er einen Menschenfuß fassen kann. Er ist nicht so wohl ein Wasserthier, als vielmehr ein Landthier. Denn man findet ihn nur in den Löchern derer Felsen, die an das Meer stoßen. Wenn es donnert, so geht er aus diesem Aufenthalte heraus, und machet selbst ein anderes Geräusch, welches den Wilden Schrecken verursachet. Man setzet hinzu, um es zu erklären, er lasse sie glauben, der Feind sey bereit, sie anzufallen.

Aratu.

Der Aratu hält sich in den hohlen Bäumen an der See auf: er geht aber heraus, um sich von Austern und Muscheln zu ernähren, wobey er den Kunstgriff brauchet, den man den Affen zuschreibt, daß er, wenn sie sich öffnen, einen Stein hinein wirft, der sie hindert, sich wieder zuzuschließen.

Man läßt es nur bey denjenigen Arten bewenden, welche diesen Küsten besonders eigen zu seyn scheinen; denn man findet außerdem daselbst fast alle Arten von Muschelwerken: und die Austern allda enthalten zuweilen sehr schöne Perlen. Vor Alters fischeten die Wilden deren eine ungeheure Menge, wovon sie die Schaalen sammelten, nachdem sie das Fleisch daraus gegessen hatten; und an vielen Orten des Ufers findet man noch große Haufen davon, welche durch die Zeit mit Grase und Gesträuchen bewachsen sind. Die Portugiesen bedienen sich derselben, einen vortrefflichen Kalk daraus zu machen, den sie statt des Mörtels zu ihren Gebäuden brauchen, und das Regenwasser sehr schwarz machet.

Seevögel.

Unter den Seevögeln unterscheidet man besonders, als eigen in Brasilien, den Guirantinga, welcher von der Größe eines Kraniches ist, aber weiße Federn, einen sehr langen und spitzigen Schnabel von blauer Farbe, wie auch sehr lange Beine von einem Rothe hat, das in das Gelbliche fällt. Sein Hals ist ganz lang hinunter mit kleinen Federchen überkleidet, welche an Schönheit mit des Straußes seinen streiten.

Caripira.

Der Caripira ist ein großer Vogel, welcher einen gespaltenen Schwanz hat, und dessen Federn von den Brasilianern sehr gesuchet werden. Sie brauchen sie zu ihren Pfeilen, nachdem man beobachtet, daß sie sehr lange dauern. Man redet hier nur davon, um diese Eigenschaft zu erkennen zu geben; denn es scheint, daß der Caripira eben der Vogel sey, den die Spanier Rabo forcado genannt haben, und der in beyden Indien sehr gemein ist. Wir wollen noch hinzu setzen, daß nach des Ximenes Berichte sein Fett die sonderbare Kraft hat, die Narben im Gesichte zu vertreiben. Allein, ob er sich gleich überall findet: so ist er doch nicht leicht zu fangen, außer in den wüsten Inseln, wo er seine Eyer leget. Eben derselbe Schriftsteller hatte einen gesehen, dessen ausgebreitete Flügel einen Raum einnahmen, welchen der größte Mensch mit beyden Armen nicht ausmessen konnte.

Guiratonteon.

Der Guiratonteon hat seinen Namen von der fallenden Sucht, welcher er unterworfen ist, und man hat durch dieses zusammengesetzete Wort ausdrücken wollen, daß er oft

stirbt

stirbt und wieder auflebet. Sonst ist er wegen seiner Gestalt, und der überaus schönen Weiße seiner Federn von einer seltenen Schönheit.

Naturgesch. v. Brasilien.

Calcamar. Der Calcamar ist von der Größe einer Taube. Seine Flügel dienen ihm nicht zum Fliegen, sondern sehr leicht zu schwimmen. Er verläßt die Fluthen nicht; und die Brasilianer versichern, er lege darinnen so gar seine Eyer: sie erklären aber nicht, wie er solche daselbst ausbrüten könne.

Ayaca. Der Ayaca ist von einer sonderbaren Geschicklichkeit, die kleinen Fische zu fangen. Man sieht ihn niemals vergebens auf das Wasser schießen. Seine Größe ist wie einer Aelster ihre. Er hat weiße mit rothen Flecken gezeichnete Federn, und einen Schnabel, der wie ein Löffel gemacht ist.

Caracûra. Der Caracûra ist aschfarben, und verbirgt einen kleinen Körper unter einem sehr dicken Gefieder. Er hat schöne Augen, vornehmlich einen schönen Stern, der von einem sehr lebhaften Rothe ist; und die Stimme ist so stark, daß man glauben sollte, sie käme aus einem sehr großen Werkzeuge. Sie läßt sich vor Aufgange der Sonne und gegen Abend hören.

Guara. Der Guara ist nicht größer, als eine Aelster. Er hat aber einen länglichen und gekrümmten Schnabel, dicke Schenkel und lange Füße. Seine ersten Federn sind schwärzlich, darauf kommen die aschfarbenen. Wenn er anfängt zu fliegen: so sind sie ganz weiß; darauf werden sie unvermerkt roth, bis sie scharlachfarben werden, welche Farbe sie denn beständig behalten. Obgleich dieser Vogel gefräßig ist, und nicht allein von Fischen, sondern auch von allem andern Fleische lebet, welches er ins Wasser tauchet: so nistet und leget er dennoch seine Eyer auf den Dächern. Er fliegt oft truppweise, welches einen sehr schönen Anblick unter den Stralen der Sonne machet. Die Wilden brauchen seine Federn zu ihrem Kopfputze.

Flußfische in Brasilien. Die Flüsse in Brasilien haben einen Ueberfluß an Fischen von allerhand Größe. Ohne von denjenigen zu reden, die ihnen mit den andern Theilen von Südamerica gemein sind, so nennet man den Tamovata oder Tamutiata, welcher eine Spanne lang ist, und den man mit dem Heringe vergleichen würde, wenn er nicht einen sehr dicken Kopf, sehr scharfe Zähne, und vom Kopfe bis an das Ende des Schwanzes so harte Schuppen hätte, daß kaum das Eisen durchdringen kann. Sein Fleisch ist von einem sehr angenehmen Geschmacke.

Panapana. Der Panapana ist von mittelmäßiger Länge; er hat eine harte und unebene Haut, wie der Seehund. Uebrigens ist er der Zygone ganz gleich, die zu Marseille Cagnole genannt wird; das ist, er hat einen platten, ungestalteten und gleichsam in zwey Hörner getheilten Kopf, an deren äußersten Enden zwey Augen stehen, die sich also weit von einander befinden. Der Schwanz endiget sich mit zwoen ungleichen Floßfedern, welche auch ihre gegen einander stehende Richtung haben. Die Abbildungen, welche Thevet, Bellon, Rondelet und Aldrovandus von diesem Fische gegeben haben, stimmen nicht mit einander überein.

Cûrûryûba. Der portugiesische Schriftsteller giebt die Cûrûryûba für die größte und schönste unter allen Wasserschlangen in Brasilien aus. Es finden sich einige, saget er, die nicht weniger, als fünf und zwanzig oder dreyßig Fuß in der Länge haben. Es geht ihnen eine Art von Kette wellenförmig mit verschiedenen Farben von dem Kopfe bis an das Ende des Schwanzes. Sie hat Hundeszähne. Ihre Gefräßigkeit machet sie auch sehr gefährlich. Sie greift Menschen und Thiere an, welche sie wiederum fressen, wenn sie sie ertappen können.

Naturgesch. v. Brasilien.

Die Brasilianer legen ihr so wenig wahrscheinliche Eigenschaften bey, daß ihr Zeugniß solche nicht wahrscheinlich machen kann.

Matiima.

Die Matiima ist eine andere Schlange von ungeheurer Größe, die aber niemals aus dem Flusse kömmt. Ihre Farben sind so schön, daß die Wilden sich eine Ehre daraus machen, wenn sie ihren Leib nach ihrem Muster malen können; und sie erkennen, daß sie ihr den Gebrauch dieser seltsamen Malereyen zu danken haben.

Atacape.

Das Atacape ist ein Thier, welches im Wasser und auf dem Lande lebet, nicht so groß, als ein Wolf, aber viel grimmiger. Es führet Krieg wider die Menschen, und läuft so schnell, daß alle ihre Vorsichtigkeit es nicht hindert, sie zu erhaschen.

Zaziguemeju.

Das Zaziguemeju, ein anderes Flußthier in Brasilien, wird wegen seiner Haut sehr gesuchet, welche der Verfasser rühmet, ohne eine Beschreibung davon zu geben.

Nach Brasilien gebrachte Thiere.

Die europäischen Pferde, welche in verschiedene Hauptmannschaften von Brasilien gebracht worden, haben sich darinnen so sehr vermehret, daß man jährlich eine große Anzahl davon nach Africa überführet. Eben so verhält es sich auch mit den Stieren und Kühen, wovon viele Portugiesen große Heerden halten. Obgleich überhaupt die Weiden nicht von der größten Schönheit sind, und besonders in der Hauptmannschaft Porto Seguro ein Kraut wächst, welches dem Viehe schädlich ist: so finden sich dennoch Gegenden, wo nichts an ihrer Weide mangelt; dergleichen sind die Gefilde Piratininga. Die Mastung, die man daraus hohlet, sind für alle Arten von Viehe vortrefflich. Auch vermehret es sich daselbst wundersam, sonderlich das Schweinvieh, wovon das Fleisch über dieses so lieblich und gesund ist, daß man solches den Kranken zu essen vorschreibt. An den Ufern des Flusses Janeiro sind die Schöpse zwar im Ueberflusse, und so fett, daß sie zuweilen vor übermäßigem Fette sterben: sie sind aber nicht so leckerhaft, als die in Europa. Die Ziegen hatten sich nicht so glücklich vermehret: zu der Zeit aber, da der Verfasser diese Beobachtungen machete, fing man an, die Hindernisse zu überwinden.

Die europäischen Hühner schicken sich sehr gut in die brasilianische Witterung. Indessen verlieren sie doch etwas von ihrem Geschmacke, indem sie größer und stärker werden, als die in Europa. Die Enten und Gänse hingegen bekommen einen zärtern Geschmack.

Die Indianer in Brasilien haben eine große Neigung zu unsern Hunden bekommen, wovon nicht allein die Mannspersonen eine Menge zur Jagd aufziehen, sondern auch die Weiber haben ein Vergnügen, sich von ihnen begleiten zu lassen; sie tragen sie auf ihren Armen und ernähren sie oftmals mit ihrer eigenen Milch.

3. Bäume und Pflanzen.

Mangaba. Múrúcúge. Araca. Ombú. Jacapúya. Araticú. Pequea und seine beyden Arten. Gabúeriba. Cocosbäume und zwanzigerley Palmen. Cúpayba. Ambayba. Ambaigtinga. Ighúcamici. Jaciega. Cúrúpicaiba. Caaroba. Jabúrandiba. Anda. Ajúratibira. Ajabútipita. Janipaba. Jequitinguacú. Wundersame Eigenschaft eines Baumes. Arabutan. Mancherley Färbeholz. Auai. Hiurae. Choyne. Sabauce. Pocoaire. Whebehasu. Mamoera. AypiAuana. Múrúcúca. Tajaoba. Jambig. Jetijeucú. Igpecaya. Cayapia. Tyroqui. Embeguaca. Caobetinga. Cabaura. Gúraquimyia. Camara Catimba. Aipo. Caraguata. Timbo. Bluhmen und Röhre. Wurzeln und Hülsenfrüchte. Manobi. Pfeffer.

Allen denen Bäumen in Südamerica, wovon man bereits die Beschreibung gegeben, fügen der portugiesische Schriftsteller und andere Beobachter noch folgende bey, als solche, die Brasilien eigen sind.

Der

Naturgesch. v. Brasilien.

Mangaba.

Der Mangaba, ein sehr großer Baum, welcher sich nirgend, als um der Bay Todos Santos oder aller Heiligen, findet. Er hat eine Rinde, wie eine Buche, und Laub, wie eine Esche. Er verliert solches niemals, und seine Blätter sind allezeit grün. Er trägt zweymal des Jahres Früchte, anfänglich in Knospen, die wie eine Frucht gegessen werden, und welche bey ihrer Oeffnung eine Bluhme hervor bringen, die dem Jasmine ziemlich ähnlich, aber von einem viel stärkern Geruche, und doch gleichwohl noch lieblich ist. Die Frucht, welche darauf folget, ist nicht viel stärker, als die erste. Außen ist sie gelb, mit kleinen schwarzen Tüpfelchen geflecket. Sie enthält einige Kerne, die mit der Schale gegessen werden. Ausser dem lieblichen Geschmacke ist sie auch gesund, und so leicht, daß man nicht befürchten darf, man werde zu viel essen. Sie fällt ab, ehe sie völlig reif ist; daher man sie lange verwahren muß, damit sie Zeit habe, süß zu werden. Die Brasilianer machen eine Art von Weine daraus. Aus den Blättern und Früchten, ehe sie reif sind, zieht man eine Art von bitterer und klebrichter Milch.

Murucuge.

Der Murucuge, ein großer Baum, welcher eine Frucht gleiches Namens trägt, ist dem wilden Birnbaume ähnlich. Seine Frucht hängt an einem langen Stiele. Man bricht sie grün ab, beym Reifen aber wird sie von besserm Geschmacke, und leicht zu verdauen. Der Stamm giebt, wenn man hinein schneidet, einen milchichten Saft, welcher gerinnt, und statt des Wachses zu den Schreibtäfelchen dienet. Man bedauret, daß dieser Baum so selten ist, weil die Brasilianer die Gewohnheit haben, ihn umzuhauen, damit sie nur seine Frucht bekommen.

Araca.

Der Araca ist eine andere Art von Birnbaume, welcher zu allen Jahreszeiten Früchte im Ueberflusse trägt. Man unterscheidet ihrer vielerley Arten, deren Früchte roth, grün oder gelb, alle zusammen aber überaus lieblich sind.

Ombu.

Der Ombu, ein dicker Baum, aber sehr niedrig, trägt eine runde und gelbliche Frucht, welche unsern weißen Pflaumen sehr ähnlich kömmt. Sie ist den Zähnen so schädlich, daß die Wilden, welche viel davon essen, sie fast alle verlieren. Sie essen auch die Wurzeln des Baumes, und finden sie eben so süß, als das Zuckerrohr. Sie sind über dieses sehr gesund und so erfrischend, daß die portugiesischen Aerzte Tränke in hitzigen Fiebern, und andern solchen Krankheiten daraus machen.

Jacapuya.

Der Jacapuya wird für einen der größten Bäume in Brasilien gehalten. Er trägt eine Frucht, die man für ein Becherchen mit seinem Deckel ansehen würde, und welche einige Castanien enthält, die den Mirobolanen ziemlich gleichen. Der Deckel öffnet sich von selbst, wenn die Früchte reif sind, und läßt sie heraus fallen, wenn sie nicht abgebrochen werden. Man versichert, wenn sie roh etwas übermäßig gegessen würden, so verursacheten sie, daß einem am ganzen Leibe die Haare ausfielen: gebraten aber sind sie niemals schädlich. Das Holz ist sehr hart, und verdirbt nicht leicht; daher es denn sehr geschickt ist, Achsen in den Zuckermühlen daraus zu machen.

Araticu.

Der Araticu, ein Baum von der Größe des Orangenbaumes, hat Citronenblätter, und trägt eine Frucht von einem eben so lieblichen Geschmacke, als Geruche, dessen Größe nicht größer ist, als eine große Nuß. Man unterscheidet ihrer vielerley Arten, worunter diejenige, welche Ar[illegible]panania heißt, eine Frucht von so kalter Beschaffenheit giebt, daß ein wenig zu viel davon gegessen ein Gift wird. Sein Holz ist von der Eigenschaft des Gorkes, und dienet auch zu eben dem Gebrauche.

Naturgesch. v. Brasilien.

Pequea und seine zwo Arten.

Der **Pequea** hat zwo Arten; die eine, deren Frucht den Orangen gleicht, aber eine dickere Schale hat, und einen honigartigen Saft enthält, deren Süßigkeit mit dem Zucker streitet. Sie ist mit einigen Kernen vermischt. Der zweyte **Pequea** wird für das härteste Holz in Brasilien gehalten. Man glaubet, es verderbe nicht. Die Portugiesen nennen es **Setis**.

Jacatiba.

Der **Jacatiba** trägt eine Frucht von der Größe einer Limonie, und einem sehr scharfen Geschmacke. Seine Rinde hat von der Spitze der Zweige an bis an das Ende der Wurzeln eben die Eigenschaft. Dieser Baum ist selten, und wird nur in der Hauptmannschaft St. Vincent gefunden.

Gabûeriba.

Der **Gabûeriba** ist ein sehr großer Baum, welcher einen vortrefflichen Balsam träufelt, und daher von den Brasilianern in großen Ehren gehalten wird. Sie ritzen die Rinde ein wenig auf, und stecken etwas Baumwolle hinein, die sich in kleiner Menge von einem Safte voll zieht, welchen die Portugiesen Balsam genannt haben, weil er bey dem Geruche, welcher wirklich des Balsams seinem nahe kömmt, die Kraft hat, die frischen Wunden sehr geschwind zu heilen. Die Oerter, wo dieser Baum wächst, geben sich durch die überaus große Lieblichkeit der Luft zu erkennen. Man rechnet sein Holz in Ansehung des Gewichtes, und der Härte, welche es besonders geschickt zu den Gebäuden machet, mit unter das beste. Die Thiere so gar reiben sich an seiner Rinde, vermuthlich einigen Beystand bey ihren Uebeln davon zu erlangen. Er ist in der Hauptmannschaft St. Vincent ziemlich gemein, und anderswo sehr selten.

Cocosbäume und zwanzigerley Palmen.

Es fehlet Brasilien nicht an **Cocosbäumen**: sie werden aber nur um die beständigen Wohnplätze herum, und in den Baumgärten gezogen. In den Gehölzen und an einöden Orten sieht man keine. Der portugiesische Schriftsteller zählet über zwanzigerley Arten Palmen; und Lery beschreibt ihrer viere oder fünfe, wovon die gemeinsten der **Gerau** und der **Yri** heißen. In den innern Theilen, jenseits St. Vincent und gegen Paraguay trifft man ganze Wälder von Fichten an, welche Früchte tragen, wie die europäischen, nur etwas runder, stärker und gesünder.

Cûpayba.

Der **Cûpayba**, welcher an Gestalt einem Feigenbaume gleicht, aber viel höher, viel gerader und viel dicker ist, enthält eine sonderbare Menge Oehl, welches eben so hell ist, als das von Oliven, und man brauchet ihn nur ein wenig einzuschneiden, um sehr viel davon zu bekommen. Es dienet nicht allein zu Heilung der Wunden, sondern nimmt auch so gar die Narben weg. Man unterscheidet es durch den Namen **Copal Yva**, welcher diese Eigenschaft ausdrücket. Der Ueberfluß davon ist so groß, daß man es in den Lampen brauchet. Das Holz des Baumes aber kann zu nichts gebrauchet werden.

Ambayba.

Der **Ambayba** gleicht ebenfalls dem Feigenbaume, und findet sich unter den Dornsträuchen auf denen Feldern, die man aufgehöret hat, zu bauen. Man versichert, das innere Häutchen seiner Rinde heile die Wunden, wenn es darauf geleget wird, eben so geschwind, als der beste Balsam. Seine Blätter sind so rauh, daß man sie brauchet, verschiedene Arten Holz damit zu glätten: der Splint aber nützet zu nichts.

Ambaigtinga.

Man rühmet die Kräfte des **Ambaigtinga**, eines andern Baumes von eben der Art, sehr, welcher sich in den Fichtenwäldern findet. Er giebt einen ölichten Saft, dessen brasilianischer Namen, wie Monardes vorgiebt, Abjegûa heißt. Er giebt folgende Beschreibung von diesem Baume. Er ist weder eine Fichte, noch eine Cypresse; er ist viel höher, als die erste, und viel gerader, als die andere. Er trägt auf dem Gipfel eine Art kleiner

Bläs-

Bläschen, welche einen vortrefflichen Saft tröpfeln, wenn sie zerplatzen. Die Indianer sind sorgfältig, solchen in Muschelschalen zu sammeln: sie brauchen aber viele Tage, um nur eine kleine Menge zu sammeln. Er dienet zu allem, wozu der Balsam gebrauchet wird, vornehmlich die Wunden zu verharschen, die kalten Feuchtigkeiten zu verjagen, und die Magenbeschwerden zu heben. Zu diesem letztern nimmt man ihn mit einem wenig Weine ein. Der portugiesische Schriftsteller rühmet die Kraft der Blätter wider das Erbrechen, und er räth für die Schwäche des Magens, man solle sich äußerlich mit dem Oele reiben. Er behauptet auch, die Rinde und die Blätter, wenn sie gestoßen und in etwas Wasser gekochet würden, gäben ein ölichtes Wesen, welches eben die Kraft hätte, als das Oel selbst, und welches man leicht oben abschöpfen könne.

Naturgesch. v. Brasilien.

Die Hauptmannschaft St. Vincent trägt im Ueberflusse einen Baum, **Ighûcamici** genannt, dessen Frucht der Quitte ziemlich ähnlich, aber voller Körner, und ein kräftiges Hülfsmittel wider den Durchfall ist.

Ighûcamici.

Der **Igciega** bringt eine Art Mastic von vortrefflichem Geruche hervor. Aus seiner Rinde kömmt, wenn sie gestoßen wird, ein weißer Saft, der sich wie Weihrauch verdicket, an dessen Statt er auch dienet, und welcher nützlich bey denen Theilen gebrauchet wird, die von kalten Feuchtigkeiten angegriffen sind. Man hat noch eine andere Art, **Igtaigcica**, das ist Steinmastic, genannt, wovon das Harz so hart und so durchsichtig ist, daß man es für Glas halten würde. Die Brasilianer bedienen sich desselben, ihr irdenes Geschirr damit zu überziehen.

Igciega.

Der **Cûrûpicaiba** ist ein Baum, dessen Blätter den Pfirsichblättern gleichen, und einen weißlichen Saft geben, die ein vortreffliches Hülfsmittel für Wunden und Blasen sind. Seine Rinde giebt, wenn sie aufgeritzet wird, eine Art von Leime, den die Brasilianer brauchen, Vögel zu fangen.

Cûrûpicaiba.

Der **Caaroba** ist ein sehr gemeiner Baum in allen brasilianischen Hauptmannschaften. Seine Blätter ein wenig gekauet, werden auf die venerischen Blasen geleget, und zertheilen sie glücklich. Man eignet dem Holze die Kräfte des Gayac wider diese Krankheiten zu; und aus den Bluhmen machet man ein Conserve zu eben dem Gebrauche. Man muß diesen Baum nicht mit einem andern von eben der Art vermengen, welcher **Caorobmacorandiba** heißt, dessen Holz aschfarben, und das Mark sehr hart ist.

Caaroba.

Der **Jabûrandiba**, welchen die Brasilianer auch **Betele** nennen, liebet die Ufer der Flüsse. Seine Blätter sind ein Mittel wider alle Krankheiten der Leber, und die Erfahrung ist bewährt. Eine andere Art von Betele mit runden Blättern, und nicht so groß, als die erste, hat die Kraft in seinen Wurzeln, welche die brennende Hitze des Ingwers haben. Wenn sie auf das Zahnfleisch geleget werden: so zertheilen sie alle innere Uebel dieses Theiles.

Jabûrandiba, oder Betele.

Der **Anda** ist ein großer Baum von sehr schöner Gestalt, dessen Holz zu verschiedenem Gebrauche dienlich ist: die Indianer aber ziehen aus seinen Blättern ein Oel, womit sie sich den Leib reiben; und der Rinde bedienen sie sich zum Fischen. Das Wasser, worinnen man es einige Tage liegen läßt, erlangt die Kraft, alle Arten von Thieren zu betäuben.

Anda.

Der **Ajûratibira** ist nur eine Staude: er trägt aber eine rothe Frucht, woraus die Brasilianer ein Oel von eben der Farbe machen, welches auch zu ihren Salben dienet. Der **Ajabûtipita**, eine andere Staude, giebt durch ihre Frucht, welche eine Art von schwarzer Mandel ist, ein Oel, welches nicht weißer ist, und nur zum Salben der Kranken dienet.

Ajûratibira.

Ajabûtipita.

Brasi=

Naturgesch. v. Brasilien.

Janipaba.

Brasilien hat wenig so schöne Bäume, als der Janipaba ist. Sein Grün ist vortrefflich, und wird alle Monate erneuret. Seine Früchte sehen wie Orangen aus, schmecken wie Quitten und werden für vortrefflich wider den Durchfall gehalten. Ihr Saft, welcher anfänglich ziemlich weiß ist, wird bald so schwarz, daß er den Wilden zur Dinte dienet, sich Figuren von dieser Farbe auf die Haut damit zu malen. Sie dauern neun Tage, worauf man nichts weiter davon sieht. Man merket an, daß nur der Saft der grünen Frucht diese Eigenschaft hat.

Jequitinguacú.

Die Frucht Jequitinguacú gleicht unsern großen Erdbeeren: an statt des Kernes aber hat sie eine Art von sehr harter, runder, schwarzer und wie Achat glänzender Erbse, deren Schale überaus bitter ist. Man zerstößt sie, um sie zur Seife zu brauchen.

Wundersame Eigenschaft eines Baumes.

In dem Innern des Landes, der Bay aller Heiligen gegen über, findet man an trockenen Oertern einen sehr großen und sehr dicken Baum, dessen Zweige alle zusammen von Natur mit tiefen Löchern durchbohret sind, worinnen sich im Sommer so wohl, als im Winter, eine wässerichte Feuchtigkeit sammelt, welche niemals überläuft, und was noch wundersamer ist, auch niemals weniger wird, wie viel man auch daraus nehmen mag. Ein jeder Zweig ist also gleichsam eine unerschöpfliche Quelle; und da der Baum so groß ist, daß er bis auf fünfhundert Mann in dem Umfange seiner Zweige fassen kann, so ist er eine vortreffliche Zuflucht, wo man allezeit Wasser hat, zu trinken und sich zu waschen.

Arabutan oder Brasilienholz.

Der berühmteste Baum in Brasilien, und von welchem, wie man glaubet, das Land seinen Namen hat, führet unter den Einwohnern den Namen **Arabutan**, nach dem Lery, und **Orabutan** nach Thevets Anzeige. Er ist so hoch, als unsere Eichen, und treibt eben so viel Zweige. Man findet ihrer, die so groß sind, daß drey Menschen Mühe haben würden, sie zu umklaftern. Seine Blätter gleichen des Buchsbaumes seinen, und er trägt nicht die geringste Frucht. Das Holz desselben ist roth und von Natur so trocken, daß es wenig Rauch machet, wenn man es verbrennet. Seine Kraft zum Färben ist so stark, daß, nach Lerys Erfahrung, so gar seine Asche, wenn sie zu einer Lauge gemacht wird, dem Leinen eine Farbe giebt, die es niemals verliert *k*).

Die

k) Am angef. Orte a. d. 203. S. Er berichtet, wie man es zu seiner Zeit geladen. Wegen der Schwierigkeit, dieses Holz zu fällen, saget „er, und weil man daselbst weder Pferde noch Esel hatte, es fortzubringen und man also nothwendig „Menschen dazu brauchen mußte, wenn man sich „nicht von den Wilden helfen ließ, würde man „nicht ein mittelmäßiges Schiff in einem Jahre „damit haben beladen können. Vermittelst einiger „Friesröcke, leinewandenen Hemden, Hüte, Messer und anderer Waaren also, fälleten diese Indianer bloß mit den Aexten, eisernen Keilen und anderem Eisenwerke, das man ihnen ließ, dieses „Holz, sägeten es, spalteten es, macheten Scheite „daraus und richteten es sonst gehörig zu; ja, sie „trugen es auch auf ihren Schultern, ganz nackend „oftmals eine oder zwo starke Meilen weit durch „Gebirge und andere verdrießliche Oerter bis an das „Ufer des Meeres. a. d. 201 S.

Lery setzet einige Reden eines Brasilianers hinzu, welche den natürlichen Verstand dieser Wilden auf eine wundersame Weise abschildern. „Einesmales „that einer von ihren Greisen, welcher sich sehr „wunderte, daß er die Franzosen und andere aus „weit entlegenen Ländern sich so viel Mühe geben „sah, ihr Arabutan zu hohlen, diese Frage an „mich: Was heißt das, daß ihr Mairen und „Peroer, d. i. Franzosen und Portugiesen, von „so weit herkommet, Holz zu suchen, um euch zu „wärmen? Ist denn keines in eurem Lande? „Als ich ihm darauf geantwortet hatte: ja, und „zwar in großer Menge, aber nicht von solcher Art, „als ihres, welches wir auch nicht verbrenneten, „wie er dächte, sondern so, wie sie selbst sich dessen „bedieneten, ihre Schnüre und Federn zu färben, „führeten es auch die Unserigen zur Färberey mit „sich fort: so antwortete er mir: nun, brauchet ihr „denn aber so viel? Ja, sagete ich zu ihm; denn „da

Naturgesch. v. Brasilien.

Mancherley Färbeholz.

Die Mannichfaltigkeit des Färbeholzes ist überaus groß. Man findet gelbes, violettnes, mancherley rothes; „weißes, saget Lery, wie Papier; eines hat so dicke Blätter, „wie ein **Teston**, andere haben solche über achtzehen Zoll breit, und noch viele andere „Arten„.

Auai.

Derjenige Baum, welchen er Auai und Thevet Ahovay nennet, giebt einen unerträglichen Geruch von sich, wenn man ihn fället. Er hat Blätter wie ein Apfelbaum, und ist beständig grün. Seine Frucht ist eine Art von Castanie, in Gestalt einer Glocke und sehr giftig. Weil aber die Schale in dem Lande dienet, die Schellen daraus zu machen, welche die Brasilianer an den Beinen tragen: so wird der Baum sehr hoch geachtet.

Hiurae.

Der Hiurae hat eine Rinde einen halben Zoll dick. Sie wird gegessen, wenn sie frisch von dem Stamme geschälet ist. Zween französische Apotheker erkannten diesen Baum für eine Art von Gayac und wurden in ihrer Meynung bestätiget, da sie sahen, daß sich die Brasilianer desselben wider das **Pian** bedieneten, welches sie auch für eine Art von Venusblattern erkannten *l)*.

Choyne.

Der Choyne ist ein Baum von mittlerer Größe, dessen Blätter das Grün und die Gestalt der Lorberblätter haben, und welcher eine Frucht trägt, so groß wie ein Kinderkopf. Das Fleisch wird nicht gegessen: die Schale aber ist so hart, daß die Brasilianer, welche sie auf verschiedenen Seiten durchstechen, das Instrument daraus machen, welches sie Maracca nennen; und aus seinen hohlen Theilen machen sie kleine Tassen, die ihnen zum Trinken dienen.

Sabauce.

Der Sabauce trägt eine Frucht viel größer, als zween Fäuste, und von der Gestalt eines Bechers, welcher kleine Kerne von Geschmacke und der Gestalt unserer Mandel enthält. Ein französischer Bildhauer, Namens **Bourdon**, machete Gefäße von einer grossen Schönheit daraus.

Pocoaire.

Der **Pocoaire** ist eine Staude, die gemeiniglich zehn bis zwölf Fuß hoch wächst; deren Stengel aber so zart ist, daß ein gut geschliffener Säbel ihn auf einen Strich durchhauet. Die Beschreibung seiner Frucht und seiner Blätter giebt ihm viel Aehnlichkeit mit dem

„da ein solcher Kaufmann in unserm Lande ist, „welcher mehr rothen Fries und rothes Tuch hat, „als ihr jemals in eurem Leben gesehen, so wird ein „einziger alles Arabutan kaufen, womit viele „Schiffe beladen zurück kommen. Ha ha, sagete „mein Wilder, du erzählest mir Wunderdinge. „Darauf dachte er demjenigen etwas nach, was ich „ihm gesaget hatte und sagete weiter: aber der so „reiche Mann, wovon du mir gesaget hast, stirbt „denn der nicht? Ey freylich, antwortete ich ihm, „eben so wohl, als andere. Weil sie nun große „Schwätzer sind: so fragete er mich hierauf von neu„em; und wenn er nun todt ist, wem gehöret denn „das alles, was er hinterläßt? Seinen Kindern, „sagete ich zu ihm, wenn er welche hat, und in deren „Ermangelung seinen Brüdern, Schwestern oder „nächsten Anverwandten. In Wahrheit, sagete dar„auf mein Alter, itzo erkenne ich, daß ihr andern „Maire große Narren seyd; denn müsset ihr so viel „arbeiten, über das Meer zu gehen, um für diejeni„gen Reichthümer zu sammeln, die euch überleben; „als wenn die Erde, die euch ernähret, nicht hin„länglich wäre, sie auch zu ernähren? Wir haben „Kinder und Verwandten, die uns lieben, wie du „siehst; weil wir aber versichert sind, daß nach unserm „Tode die Erde, die uns ernähret hat, sie auch ernäh„ren wird: so verlassen wir uns darauf. a. d. 204. „und 205 S.

l) Lery a. d. 210. S. Thevet führet die Art und Weise an, wie man es brauchet. Seine Frucht, saget er, ist von der Größe einer mittelmäßigen Pflaume, goldfarben und wächst nur einmal in funfzehn Jahren. Der Kern, welchen sie enthält, ist von einem sehr angenehmen Geschmacke. Die Rinde des Baumes ist von außen silberfarben und inwendig röthlich, und giebt einen milchichten Saft, welcher etwas von dem Geschmacke des Süßholzes an sich hat.

Naturgesch. v. Brasilien.

dem gemeinen Platane in America. Thevet nennet ihn Paquovere; und Lery versichert, seine Blätter wären nicht weniger, als sechs Fuß lang und zween Fuß breit, aber so dünn, daß ein etwas starker Wind sie zerreißt. Es bleiben nur die Rippen davon übrig, welche machen, daß sie von fern wie die großen Straußfedern aussehen.

Whebehasu und Pono-absu.

Thevet redet von einem Baume, dessen Abbildung er giebt, und den er Whebehasu nennet, dessen Blätter dem Kohle ähnlich sind. Seine Frucht ist länglicht und von einer Süßigkeit, welche machet, daß die Bienen sie eifrig lieben. Sie lassen ihr nicht die Zeit bis sie reif wird. Der Pono-absu, welcher von eben demselben beschrieben worden, trägt eine Frucht, so rund wie ein Ball, von der Größe eines starken Apfels, welcher sechs platte Kerne enthält, deren Mandeln in Brasilien für ein wundersames Heilungsmittel gehalten werden.

Mamoera.

Clusius hat in seiner nachgelassenen Sammlung, nach des Johann Van Uffele Beobachtungen, die Gestalt und Beschreibung von zweenen brasilianischen Bäumen gegeben, welche eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Sie haben alle beyde von den Portugiesen den Namen Mamoera erhalten, weil sie von einerley Art sind. Ihr Geschlecht aber ist unterschieden. Der eine, welcher das Männchen ist, trägt keine Frucht, sondern nur Bluhmen, die an langen Stengeln hängen und zusammen eine Art von Trauben ausmachen, fast wie der Holunder. Ihre Farbe ist gelblich. Sie haben keinen Geruch, und man weis auch nicht, daß sie sonst eine Kraft haben. Das Weibchen hingegen trägt nur Frucht, ohne einige Bluhme. Sie müssen bey einander stehen; denn sonst höret das Weibchen auf, Früchte zu tragen. Die ordentliche Dicke seines Stammes ist ungefähr zween Fuß. Er erhebt sich neun Fuß hoch, ehe er Früchte trägt; darauf wird der ganze Gipfel damit in dem größten Ueberflusse bedecket. Diese Frucht ist rund, von der Größe einer kleinen Melone von solcher Gestalt. Sie hat ein gelbliches Fleisch und die Indianer essen sie, um den Verrichtungen des Bauches zu Hülfe zu kommen. Sie enthält viele Körner von der Größe einer Erbse, welche schwarz, glänzend, aber zu nichts nütze sind. Die Blätter, welche des Ahorns seinen ähnlich sind, kommen auf langen Stengeln zwischen den Früchten hervor. Sie haben keinen Unterschied, so wenig als der Stamm bey beyden Geschlechtern des Baumes. Der Beobachter wußte den Namen nicht, den sie unter den Indianern führen: er setzete aber hinzu, die Frucht heiße Mamaon, „vermuthlich, bemerket Clusius, um „ihre Aehnlichkeit mit den Zitzen anzuzeigen, welche die Spanier Mamas und Tetas nen„nen„. Diese beyden Bäume wachsen in dem Theile von Brasilien, welcher die Bay aller Heiligen enthält.

Aypi, eine besondere Art Manioc.

Unter den Pflanzen hält man sich bey dem Manioc, der in fast ganz America gemein ist, nur deswegen allhier auf, um eine besondere Art in Brasilien anzumerken, welche daselbst Aypi heißt und ohne die geringste Gefahr roh kann gegessen werden. Die Brasilianer machen einen Trank für die Leberkrankheiten daraus, wider die es ein gewisses Hülfsmittel ist. Einige Völkerschaften von dem Geschlechte der Tapuyaer essen auch den gemeinen Manioc roh, welcher vor allen andern ein Gift ist, und empfinden doch nichts Uebels davon, saget Laet *m*), weil sie von Kindheit an dazu gewöhnet sind. Lery vergleicht die Blätter des Manioc mit den Pöonienblättern und Thevet mit dem Löwenklaues Blättern. Die Brasilianer machen von dem Mehle dieser Pflanze zweyerley Speisen. Die eine ist hart

m) Am angef. Orte XV. Buch. 16. Cap.

hart und sehr gekocht, welche sie Uienta nennen; die andere ist weicher, das ist nicht so sehr gekocht, die sie Onipu heißen.

Naturgesch. v. Brasilien.

Brasilianische Anana.

Man saget auch nichts von der Anana, die itzo so gar in Europa wächst. Brasilien aber kann ihr eigentliches Vaterland heißen. Sie ist daselbst in so großem Ueberflusse, daß die Wilden ihre Schweine damit mästen. Man bemerket dreyerley Eigenschaften daran: 1. ist die Schale der Frucht daselbst so hart, daß sie die Spitze des Eisens stumpf machet; 2. ist der Saft eine vortreffliche Seife, die Flecken aus den Kleidern zu machen; 3. ist die brasilianische Anana ein Verwahrungsmittel wider die Seekrankheiten.

Mûrúcúca.

Die Mûrúcúca ist eine Pflanze von seltener Schönheit, vornehmlich wenn sie blühet. Sie erhebt sich wie der Epheu und läuft an den Bäumen und Wänden hinauf. Ihre Frucht ist rund, zuweilen länglich von mancherley Farbe, gelb, braun, schwarz oder vermischt. Sie enthält viele Kerne, die mit einer Art Schleime von angenehmem Geschmacke, der aber etwas ins Säuerliche fällt, überzogen sind. Die Blätter haben, wenn sie mit einem wenig Vitriole gestoßen werden, eine wundersame Kraft für die bösen Geschwüre.

Tajaoba.

Die Pflanze Tajaoba genannt, ist von unserm schlechten Kohle wenig unterschieden: man schreibt ihm aber abführende Eigenschaften zu.

Jambig.

Das Jambig ist ein sehr heilsames Kraut für die Leber und für den Stein.

Jetijeucú.

Die Jetijeucú kömmt der Mechoacanswurzel viel ähnlich; wovon man in den Beschreibungen von Mexico geredet hat. Ihre Länge ist wie einer gemeinen Rübe ihre, aber viel dicker. Man setzet sie unter die Zahl der abführenden Mittel. Nimmt man sie aber gestoßen im Weine mit einem gekochten Huhne ein: so hebt sie das Fieber. Die Portugiesen pflegen sie auch in Zucker einzumachen. Man wirft ihr nur einen Fehler vor, daß sie nämlich den Durst verursachet, ohne welchen sie eine von den heilsamsten Pflanzen in Brasilien ist.

Igpecaya.

Die Igpecaya oder Pigaya wird für den Durchfall gerühmet. Der Körper der Pflanze ist eine halbe Elle lang und ihre Wurzel hat eben die Länge. Sie bringt höchstens nur vier oder fünf Blätter von einem starken und nicht sehr angenehmen Geruche hervor. Ihre Wurzel gestoßen und in einem Tranke eingenommen, stopfet den Bauchfluß durch eine gelinde Abführung.

Cayapia.

Man hat vor kurzem, bemerket der portugiesische Schriftsteller, ein Kraut, Namens Cayapia, entdecket, welches ein Hülfsmittel von einer fast einzigen Kraft wider allerhand Gifte, sonderlich der Schlangen, ist; daher man ihm auch den Namen Schlangenkraut gegeben. Man eignet der Wurzel oder vielmehr dem Knoten, welcher sie theilet, diese Beschaffenheit zu. Man zerstößt diesen Knoten und verschlucket ihn im Wasser. Er ist auch ein Mittel wider die Wunde von vergifteten Pfeilen. Die Blätter geben einen Geruch, welcher des Feigenbaumes seinen gleicht.

Tyroqui.

Die Tyroqui oder Tareroqui ist eine Pflanze, welche Wickenblätter und eine in viele Lappen getheilete Wurzel nebst zarten Sprößchen und rothen Bluhmen hat, die am Ende der Stengel heraus kommen. Sie wächst überall im Ueberflusse. Man sieht sie fast so gleich, da sie abgeschnitten wird, gelb werden, und nach und nach nimmt sie ein wenig Weiße an. Ihre vornehmste Tugend ist wider den Durchfall. Die Brasilianer lassen sich bey allen ihren Krankheiten den Dampf von diesem Kraute zublasen. Man sieht sie auch als ein vortreffliches Mittel wider die Würmer an, welches ein gemeines Uebel dieser Gegend ist. Sie verwelket nach der Sonnen Untergange; und das Licht des Tages giebt ihr alle ihre Munterkeit wieder.

Naturgesch. v. Brasilien.

Embeguaca.

Man bewundert die Wurzeln der Embeguaca, welche zuweilen ihrer dreyßig an der Zahl und viele Ellen lang sind. Die Rinde derselben ist so hart, daß die Brasilianer Seile davon machen, die im Wasser stärker werden. Ihr Dampf auf glühenden Kohlen stopfet den Blutfluß, sonderlich bey Weibespersonen.

Caobetinga.

Caobetinga ist der Namen eines kleinen Krautes, welches wenig Blätter treibt, und das selbst aus seiner Wurzel, die unten weißlich und oben grün sind. Es trägt eine kleine Bluhme, der Haselnuß ihrer gleich; ihre Wurzeln und ihre Blätter zusammen gestoßen befestigen das Fleisch in den Wunden. Die Blätter ganz auf eine Wunde geleget, bleiben so lange darauf, bis solche heil ist.

Cobaura.

Das Kraut, Cobaura genannt, darf nur zu Asche gemacht und auf die ältesten Schäben gestreuet werden, um die Fäulniß zu vertreiben, und eine neue Haut wachsen zu lassen. Auch selbst die grünen Blätter gestoßen, sind vortrefflich wider die Krankheiten der Haut.

Guaraquimyia.

Das Guaraquimyia gleicht der Myrthe in Portugall. Unter vielen Tugenden hat es auch die Kraft, die Würmer aus dem Leibe zu verjagen, ohne andere Zubereitung, als daß man nur die besten Blätter einnimmt.

Camara-Catimba.

Das Camara-Catimba trägt eine sehr schöne Bluhme, die einen Muscusgeruch giebt, und der Nelke gleicht. Das Wasser, worinnen man sie kochen läßt, ist ein Hülfsmittel, so wohl wider die Geschwüre und Beulen, als auch wider die frischen Wunden.

Aipo.

Das Aipo ist eine Petersilie, die man mit der portugiesischen für einerley hält, oder die wenigstens einerley Kräfte mit ihr hat. Sie wird nur in den brasilischen Seeprovinzen und nahe am Meere, vornehmlich in der Hauptmannschaft St. Vincent und Rio Janeiro, gefunden. Indessen ist sie doch viel schärfer, als die europäischen Petersilien, welches man nur der Nachbarschaft der See zuschreiben kann.

Die Pappel des Landes, welche man daselbst als sehr gemein vorstellet, trägt sehr schöne rothe Bluhmen, die man für Rosen halten sollte.

Caraguata.

Das Caraguata ist eine Art Diesteln, welche eine gelbe Frucht trägt. Diese Frucht roh, schadet durch ihre Spitzen, wenn sie eines Fingers lang ist: geröstet oder gekocht aber hat sie keine böse Beschaffenheit. Indessen versichert man doch, daß sie verursache, daß es den Weibern unrichtig gehe. Man hat noch eine andere Art, deren Frucht der Anana gleicht, nur mit diesem gewaltigen Unterschiede, daß nichts unschmackhafter ist. Die Blätter davon geröstet und gebrochen, geben eine Art von sehr zähem Flachse, woraus die Brasilianer Fischergarne machen.

Timbo.

Das Timbo ist eine vortreffliche Pflanze, die sich wie eine Schnur bis auf den Gipfel der größten Bäume erhebt, und sie, wie der Epheu, umschlingt. Ob sie gleich zuweilen so dick ist, als ein Schenkel, so ist sie dennoch dabey stets so geschmeidig und so stark, daß, auf was für einer Seite sie auch gebogen wird, sie niemals zerreißt. Ihre Rinde ist ein tödtliches Gift, welches die Indianer zum Fischen brauchen. Sie werfen solche nur ins Wasser, wo sich ihr Gift auf allen Seiten umher ausbreitet, und die Fische bald tödtet.

Man

n) Am angef. Orte, a. d. 224 S.

o) Er vergleicht ihre Farbe des weißen Weinstockes seiner. Uebrigens, setzet er hinzu, weil sie keine Samenkörner tragen: so thun die Weiber der Wilden, welche möglichst sorgfältig sind, sie zu vermehren, nichts anders, als, welches ein wunder-sa-

Naturgesch. v. Brasilien.

Kräuter, Bluhmen und Röhre.

Man findet hier eine Menge vortrefflicher Arzeneykräuter, welche alle Arzeneywissenschaft der Einwohner ausmachen, und vornehmlich eine große Anzahl wohlriechender Kräuter. Die Münze ist in der Landschaft Piratininga sehr gemein. Der Wohlgemuth und andere Pflanzen von dieser Art wachsen bey jedem Schritte: ihr Geruch aber ist nicht so angenehm, als in Spanien; welches vermuthlich von der Feuchtigkeit des Bodens oder vielleicht auch von der übermäßigen Hitze der Sonne herkömmt. Die Bluhmen sind in Brasilien von einer großen Mannichfaltigkeit: man redet aber von ihrer Schönheit nicht mit Bewunderung. Die Röhre und Schilfe sind auch daselbst mancherley. Insbesondere nennet man das Tucuara, welches von der Dicke eines Schenkels ist. Andere wachsen in die Höhe, vornehmlich in den Gehölzen, wo die Feuchtigkeit sie ernähret, da sie sich denn über die größten Bäume erheben. Man sieht ganze Striche davon voll. Die Brasilianer aber geben den mittelmäßigen Schilfröhren den Vorzug, weil sie ihre Pfeile daraus machen. Es ist kein Land in der Welt, wo es eine größere Anzahl verschiedener Arten eßbarer Wurzeln und Hülsenfrüchte giebt. Die Bohnen sind daselbst viel gesünder, als in Portugall. Man findet daselbst viele Arten von Erbsen, welche Laet beschreibt. Eine von den merkwürdigsten hat eine Schote zehn Zoll lang, und zween Zoll breit. Die knorpelhafte Haut, welche sie bedecket, ist mit vier Nerven besetzet, die sich von einem Ende bis an das andere nach der Länge erstrecken. Das Inwendige ist braun; und das Auswendige weißlich aschfarben. Die Erbsen, deren zehn an der Zahl sind, haben einen Zoll in der Länge, und einen halben Zoll in der Breite, und sind durch ein sehr dünnes Häutchen von einander abgesondert. Ihre Farbe ist schön roth, welche dem Scharlache in nichts nachgiebt.

Wurzeln und Hülsenfrüchte.

Thevet beschreibt eine Art Bohnen, die viel größer und länger sind, als unsere, sich aber darinnen, daß sie keinen Nabel haben, noch mehr davon unterscheiden. Was die Wurzeln und Rüben betrifft: so finden sich ihrer gemeiniglich, welche zwo Fäuste dick, und achtzehn bis zwanzig Zoll lang sind. Lery beobachtet *n*), wenn man sie außer der Erde sähe, so sollte man glauben, daß sie alle von einerley Art wären. Wenn man sie aber kochet: so werden einige violett, die andern gelb, und noch andere weißlich. Weil er nur diese dreyerley Farben gesehen hat: so glaubet er, sie könnten auf dreyerley Arten gebracht werden. Unter der Asche gekocht schienen sie ihm von eben so gutem Geschmacke zu seyn, als unsere besten Birnen; vornehmlich diejenigen, welche gelb werden, die sich auch durch das Feuer nicht zerkochen lassen, sondern eben so fest erhalten, als die Quittenbirne. Ihre Blätter laufen an der Erde, wie die Gundelreben, und gleichen den Gurkenblättern, nur daß sie nicht so grün sind *o*).

Manobi, eine merkwürdige Frucht.

Der portugiesische Schriftsteller saget nichts von einer Erdfrucht, welche Lery beschreibt, und Laet so merkwürdig fand, daß er sich eine Schuldigkeit daraus machete, die in Kupfer gestochene Vorstellung davon heraus zu geben, nachdem er Gelegenheit gehabt, eine davon zu bekommen *p*). Die Brasilianer nennen sie Manobi. Sie ist eine Art von Nüssen, die in der Erde wachsen, durch zarte Fädchen an einander geheftet sind, und deren Farbe graulich ist. Sie sind von der Größe und dem Geschmacke der Franknüsse (noisettes franches).

sames Werk beym Ackerbaue ist, daß sie solche in kleine Stücke zerschneiden, und da sie solche auf die Felder säen, so haben sie nach Verlaufe einiger Zeit eben so viele große Wurzeln, als sie kleine Stückchen gesäet haben. Ebendas.

p) Descript. Ind. Occident. Lib. XV. cap. XI.

Naturgesch. v. Brasilien.

ches). Ihre Schale ist nicht härter, als die Erbisschote. Da Lery sie sehr gut muß befunden haben, weil er sich rühmet, daß er viel davon gegessen hat: so kann man kaum begreifen, warum er nicht anmerket, ob der Manobi Blätter und Samenkörner hat q). Die Gestalt einer jeden Frucht, so, wie sie Laet giebt, sieht eher einer Eichel, als einer Nuß, ähnlich. Lery nennet die brasilianischen Bohnen **Commanda Uassu**, und die Erbsen **Commanda Miri**. Man hat bereits angemerket, daß **Uassu** groß, dick, und **Miri** klein, dünn heißt.

Pfeffer.

Clusius rechnet auf zwölf Arten brasilianischen Pfeffer. Es scheint, Lery habe nur eine gesehen: er giebt aber eine merkwürdige Beschreibung davon r), welche ein wenig von der Beschreibung des Axi oder Chille unterschieden ist.

Wir wollen, wie er, mit einer Beobachtung beschließen, welche allen Artikeln von dieser Art zukömmt; nämlich daß in einer Sammlung von natürlichen Seltenheiten der Verfasser oder der Reisende stets sehr weit entfernet ist, alles dasjenige beygebracht zu haben, was seinem Titel gemäß ist. Wer will sich unterfangen, ruft Lery mit Davids Worten aus, alle Wunder des Schöpfers vorzustellen? Er setzet aber überhaupt hinzu s): „wie Brasilien keine Thiere hat, welche den europäischen ganz und gar gleich sind, so hat „er auch sorgfältig beobachtet, daß sich da kein Baum, keine Pflanzen, keine Früchte finden, „die nicht von den unserigen unterschieden sind; die Portulacke, das Basilicum und Farrenkraut gleichwohl ausgenommen, welche daselbst, saget er, an einigen Orten mit eben „den Eigenschaften, und in eben der Gestalt wachsen„. Fast alles dasjenige aber, was man aus Portugall dahin gebracht hat, ist sehr glücklich daselbst fortgekommen t).

4. Was die Insel Maragnan von Natur hervorbringt.

Agutitreva. Araticu. Caup. Morgoya. Vier sonderbare Arten Palmen. Pacury. Amiju. Arasa. Karuata. Yaramacarú. Uyra, ungeheurer Raubvogel. Salian. Aru-mara. Uru. Nachtigalle. Wunderbare Erzeugung von Fischen.

Die Beschreibung, welche man von diesem Eylande gegeben hat, erlaubet nicht, daß wir die Anmerkungen des P. Claudius von Abbeville von demjenigen vergessen, was es hauptsächlich hervorbringt, das ist von dem, was ihm mit dem festen Lande von Brasilien nicht gemein zu seyn scheint.

Agutitreva.

Unter den Bäumen rühmet der P. Claudius den **Agutitreva**, welcher bey einer übermäßigen Größe, Orangenblätter, aber viel breiter, und die Frucht eines Granatbaumes, aber viel dicker, nebst einer grünen Schale hat.

Araticu.

Der **Araticu**, welcher von dem vorhergehenden, was die Blätter und Bluhmen betrifft, nicht sehr unterschieden ist: seine Frucht aber ist noch viel größer, von besserm Geschmacke, und einem vortrefflichen Geruche.

Der

q) Am angef. Orte a. d. 225 S.

r) Es findet sich in Brasilien, saget er, eine Menge Pfeffer, der nicht, wie ich ihn anfangs unrecht ge„nannt habe, lang, sondern gehörnet ist. Seine Pflan„ze bringt Blätter hervor, wie die Morelle, aber „viel breiter und länger. Der Stengel ist eine El„le hoch, und höher, grün, zweigicht und knoticht. „Die Bluhmen sind weiß, aus welchen Futterale, „wie kleine Hörnerchen kommen, die zuerst grün „sind, bald darauf roth, und glänzend wie Corallen, „werden, sehr scharf im Geschmacke sind, und allen „Pfeffer mit ihrer Schärfe übertreffen. Das Sa„menkorn inwendig ist weißlich, wie denn auch ei„nige Hörnerchen so bleiben, und nicht roth wer„den; dünn, wie eine kleine Linse, und ebenfalls „von sehr starkem Geschmacke, dabey auch so fres„send, daß, wenn jemand, vornehmlich ehe diese „Frucht trocken ist, sie anrühret, und darauf die „Hand ins Gesicht oder an einen andern Theil des Lei-

Naturgesch. v. Brasilien.

Caup.

Der **Caup** hat die Blätter eines Apfelbaumes, und trägt eine Frucht, die man dem Geruche und der Gestalt nach für eine Orange halten sollte: sie ist aber voller Kerne.

Morgoya.

Der **Morgoya** ist eine Staude, die sich sehr hoch erhebt, wenn sie einen Baum antrifft, der ihr zur Stütze dienet. Er trägt eine von den angenehmsten Bluhmen in der Welt. Sie hat die Gestalt eines Sternes, ausgezackete Blätter, und eine schöne Purpurfarbe. Die Frucht ist so groß, wie ein Ey, aber viel runder, und voller Samenkörner. Sie hat eine grüne mit Weiß vermischte Haut. Der Geschmack derselben ist fein, wenn sie gekocht ist. Man machet sie auch viel mit Zucker ein.

Vier sonderbare Arten Palmen.

Der **Uacuri**, der **Meurúti-úve**, der **Inaia** und der **Carana-úve**, sind vier Arten Palmen, wovon der erste der wahre indianische Palmbaum ist: der zweyte trägt eine röthliche Frucht, von der Größe eines Eyes, die mit Schwarz geflecket ist, und eine Art rother Nuß von sehr gutem Geschmacke enthält; der dritte trägt seine Früchte in Trauben, die zuweilen ihrer dreyhundert von der Größe einer Olive enthalten. Der vierte ist nur wegen seiner Blätter merkwürdig, welche die Gestalt eines Fächers haben. Seine Frucht ist eine Art kleiner Pflaume, wie die Damascener Pflaume.

Der P. Claudius nennet noch zwanzig andere Bäume, deren Früchte den Pflaumen ähnlich sind.

Pacury.

Der **Pacury**, ein starker und großer Baum, hat Blätter wie der Apfelbaum, und eine weiße Bluhme. Er trägt eine Frucht zwo Fäuste dick, die wegen ihrer Güte berühmt ist, wenn sie in Zucker eingemacht worden.

Amiju.

Der **Amiju** hat Blätter eines Birnbaumes, aber viel länger, und trägt eine runde Frucht, die wie Pfirschen schmecket. Dieß ist das einzige Beyspiel von einer Art Pfirschen, welche in dem südlichen America von Natur wächst.

Arasa.

Der **Arasa** trägt einen kleinen Apfel, welchen der P. Claudius unter den besten Früchten oben an setzet, wenn er vollkommen reif ist.

Man übergeht eine Menge anderer Bäume, aus deren Beschreibung man urtheilen kann, daß sie mit denen in Brasilien einerley sind, ob sie gleich verschiedene Namen allhier führen.

Karuata.

Unter denen Pflanzen, trägt der **Karuata**, welche eine von den hochgeschätztesten ist, zwischen Blättern einer Elle lang, und zween Zoll breit, einen Stengel, woraus zwo Hände breit von der Erde über funfzig Früchte eines Fingers lang, inwendig und auswendig roth, und von vortrefflichem Geschmacke, kommen. Laet, welcher davon redet *u*), versichert, es fände sich solche auch in der Insel Tabago, und er habe sich solche angeschaffet. Er giebt so gar die Abbildung davon, nebst der Früchte ihrer. Die Holländer, saget er, nennen sie **Slyptongen** und die Franzosen **Cypreceville**. Sie sind mit einer schwammich-

„Leibes bringt, so gleich eine Blase auffährt, wie „ich es aus der Erfahrung gesehen habe. Unsere „Kaufleute bedienen sich desselben auch nur zum Fär„ben. Die Wilden aber zerstoßen ihn mit Salze, „welches sie ausdrücklich dazu aus dem Seewasser „in Gruben behalten, und es also zu machen wis„sen. Diese Vermischung nennen sie Jonquet, „und bedienen sich derselben, wie wir des Salzes „auf dem Tische; wiewohl doch nicht vollkommen „eben so, wie wir. Denn sie nehmen den Bissen „zuerst und besonders, darauf nehmen sie mit den „beyden Fingern jedesmal ein wenig Jonquet, „und verschlucken es, um demjenigen, was sie es„sen, einen Geschmack zu geben. A. d. 227 S.

s) Ebendas. a. d. 228 S.

t) Omnes paene hortenses herbae, flores, radicesque huc translatae tantopere adoleverunt, ut domesticae jam videri possint. *Laet l. c. cap. XV.*

u) Am angef. Orte, XVI Buch 12 Cap.

Naturgesch. v. Brasilien.

michten Materie, und vielen kleinen Körnern angefüllet. Er setzet hinzu, ihr Saft sey überaus angenehm: wenn man aber viel davon esse, so ziehe er Blut aus der Zunge und dem Zahnfleische; daher sie von den Holländern Slyptongen genannt worden. Endlich eignet er ihnen nützliche Eigenschaften wider den Scorbut zu.

Yaramacarû.

Die Yaramacarû ist eine vortreffliche und fast ungeheure Pflanze, die sich zehn oder zwölf Spannen hoch, von der Dicke eines Schenkels, erhebt, und drey oder vier Zweige von eben der Höhe, aber so zart treibt, daß man mit einem Messer, so stumpf es auch ist, viele auf einmal abschneiden kann. Die Rinde derselben ist grün, und das Mark sehr weiß. Sie bringt keine Art von Blättern hervor: sie trägt aber zwischen Stacheln eines Fingers lang eine blaue Bluhme, worauf eine Frucht, wie eine Faust groß, außen sehr schön roth, inwendig weiß, voller kleinen Körner, von einem sehr angenehmen Geschmacke folget, der von der europäischen Erdbeeren ihrem nicht unterschieden ist.

Uyra, ein ungeheurer Raubvogel.

Unter den Vögeln ist der Uyra *x*), welcher in dem Eylande Maragnon gemein ist, fast zweymal größer, als der Adler. Sein Gefieder, welches man sehr rühmet, machet ihn von dem Condor sehr unterschieden: er gleicht ihm aber an Stärke und Wildheit. Er führet ein Schaf fort, und zerreißt es; er greift so gar Menschen und Hirsche an. Laet glaubet, er habe eine Feder von seinen Flügeln gesehen, welche über eine Elle lang war, saget er, und auf eine angenehme Art mit runden Flecken, wie der Pintaden ihre, gezeichnet war *y*). Der Uyra thut sich auch durch die Stärke seines Schnabels, und seiner Klauen hervor, deren Nägel überaus spitzig sind. Man beobachtet, daß alle Raubvögel dieser Insel sonderbar schöne Federn haben.

Salian.

Der Salian ist ein Vogel von der Größe eines calecutischen Hahnes, welcher einen Storchsschnabel und Storchsbeine hat, und sich seiner Flügel nicht besser, als der Strauß, bedienet. Er ist aber so schnell im Laufen, daß er den Jagdhunden entgeht, und man ihn nur mit Fallstricken fängt.

Aru-mara.

Der Aru-mara ist eine Art von Taube, wenigstens der Größe und Gestalt nach. Die Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit seiner Federn machen einen bewundernswürdigen Vogel daraus.

Uru.

Der Uru ist einer von der Größe eines Rebhuhnes, welcher einen Kamm auf dem Kopfe hat, wie unsere Haushähne. Seine Federn sind von Roth, Schwarz und Weiß allerliebst gemischt.

Nachtigallen.

Die Nachtigallen sind in der Insel Maragnan nicht allein sehr gemein, sondern man unterscheidet ihrer auch vielerley Arten, welche auch sehr mannichfaltige Federn haben.

Wunderbare Erzeugung der Fische.

In diesem Eylande bildet die Regenzeit eine große Anzahl Teiche, bey denen man bemerket, daß darinnen ohne Gemeinschaft mit andern Gewässern eine Menge kleiner Fische erzeuget wird, welche die Indianer begierig wegfangen. In der schönen Jahreszeit bleibt keiner davon übrig; und man sieht leicht ein, daß die Hitze, welche das Erdreich austrocknet, sie zernichtet. Indessen wachsen doch ihrer eben so viele alle Jahre wieder, welches der P. Claudius als ein jährliches Wunderwerk der Natur ansieht.

Der

x) Uyra heißt in der Landessprache, Vogel: derjenige also, welchen man hier beschreibt, führet diesen Namen Vorzugsweise.

y) Am angef. Orte, XVI Buch, 13 Cap.

Der VIII Abschnitt.

Insecten in Surinam.

Insecten und Pflanzen in Surinam.

Kaberlaque. Uyl, Nachtschmetterling. Maccairaupe. Jasminraupe. Baumwollenbaum, und dessen Raupe. Palissadenbaum. Pflaumenbaum. Raupe auf der Wassermelone. Caschuäpfel, und deren Raupe. Limonienraupe. Guaiave. Ungestalte Spinnen. Ameisen. Guaiaveraupe. Baum, der Gommegutte giebt. Artiges Raupennest. Der kleine Atlas. Vanilleraupe. Sodomsapfel. Zwey seltene Insecten. Pompelmus. Caraibenrosen. Der Schläfer. Weinreben und Trauben. Sonderbare Pflanzen und Raupen. Andere Verwandlungen. Schönheit der Ricinsraupe. Baum mit Marmeladenbüchsen. Pfauenbluhme. Aufenthalt der Schlangen und Eidechsen. Tabruba, und deren Wirkungen. Palmwürm. Käfer und Fliegen von sonderbarer Art. Laternenträger. Uike-Bockje. Große Orangenbäume. Wespennest. Wasserscorpion. Frösche, die Ohren haben. Giftige Raupen. Kröten, die ihre Jungen auf dem Rücken tragen. Der große Atlas. Schöne Raupenseide. Wanderndes Blatt. Natur dieses Insectes. Waldratten. Verwandlung der Frösche in Fische. Salvegarde. Anmerkung von den Fröschen in Asia und Africa.

Man hat bis zu dem letzten Abschnitte dieses Capitels einen kurzen Auszug aus der Sammlung von den Insecten in Surinam verspart, welche mit einer außerordentlichen Zierlichkeit von einem jungen deutschen Frauenzimmer z) gezeichnet worden, welches ausdrücklich deswegen 1699 eine Reise nach dieser holländischen Colonie that. Es wurde solche in zwey und siebenzig Kupferplatten an das Licht gestellet a), wovon man itzo keine Abdrücke mehr, als nur in den Cabinettern der Liebhaber und Naturforscher, findet.

Kaberlaken.

Das **Kaberlaken**, welches die erste Stelle in dieser kostbaren Sammlung hat, ist ein Insect, welches die Zeuge und Wolle zerfrißt, und sich auch an allerhand Speisen machet. Insbesondere liebet es die Anana. Dieses Thierchen leget seinen Samen auf einen Haufen, und umhüllet ihn mit einem feinen Fellchen, wie einige von unsern Spinnen thun. Wenn seine Eyer zu ihrer Reife gekommen sind: so fressen die Jungen diese Art von Hülse oder Bälglein durch, gehen mit einer überaus großen Eilfertigkeit heraus; und da sie nicht größer sind, als die Ameisen, so kriechen sie leichtlich durch die Ritzen, Spalten und Schlüssellöcher, in die Kuffer und Kleiderschränke, wo sie alles verderben. Sie werden endlich von der in der Abbildung vorgestelleten Größe, und ihre Farbe ist braungraulich. Alsdann spaltet sich ihre Haut auf dem Rücken, und es geht ein geflügeltes, weiches und weißes **Kaberlaken** heraus, und der Balg bleibt leer.

Auf der andern Seite der Frucht sieht man eine andere Art **Kaberlaken**, welches seine Eyer unter dem Bauche in einem braunen Säckchen trägt. Rühret man aber das Thier an: so verläßt es dieses Säckchen, um sich desto geschwinder zu flüchten. Die Verwandlungen der Jungen, welche daraus kommen, sind von der andern ihren nicht unterschieden.

Die Merianinn fand auf der Anana eine artige Raupe, die sich nach Verlaufe von zehn Tagen in eine Bohne, und acht Tage darnach in einen schönen Schmetterling verwandelte, wovon sie die Abbildung giebt. Sie fand auf der Krone eben derselben Frucht einen kleinen rothen Wurm, welcher ein sehr dünnes Bälglein spinnt, in welchem eine kleine

z) Maria Sibylla Merianinn, aus Frankfurth am Mayn.
a) Zu Haag 1726, bey Peter Gosse.

Insecten in Surinam.

ne Bohne eingehüllet ist. Es ist eben das Würmchen, welches die Cochenille frißt, und verdauet, und sich alle Tage in derjenigen findet, die man nach Europa verführet.

Uyl, oder Nachtschmetterling.

Man findet auf einer kleinen Frucht, die in Surinam Zursack *b*) heißt, außen gelb und voller schwarzen Kerne ist, die ein weißes Mark haben, und welche auf einer zweigichten Pflanze wächst, eine schöne grüne Raupe, die sich in eine braune Bohne verwandelt, woraus ein schwarz und weißer Schmetterling kömmt, den man den Nachtschmetterling heißt *c*). Die Schmetterlinge von dieser Art haben einen doppelten Rüssel, den sie dergestalt stellen, um das Honig aus den Bluhmen zu saugen, daß er nur eine einzige Röhre zu seyn scheint. Nachdem sie ihre Nahrung daraus gezogen haben: so falten sie diesen Rüssel wieder zusammen, und verbergen ihn unter die Haare ihres Kopfes, so daß man ihn schwerlich entdecket. Sie fliegen nur des Nachts, sind munter und leben lange. Wenn man sie mit einem Vergrößerungsglase betrachtet: so bildet der zarte Staub, welcher ihre Flügel bedecket, daselbst Federn, wie eines tigerfleckichten Huhnes seine. Der Leib ist rauch, wie ein Bär. Sie haben so gar unter den Augen Haare. Der Rüssel gleicht einem Entenhalse, oder einem Gänsehalse; die Füße und die Hörner sind von einer großen Schönheit.

Die Maniocpflanze, aus deren Wurzel man eine Art Brodt machet, Cassave genannt, ernähret auf ihren Blättern eine braune Raupe, die sich in eine Bohne verwandeln, und hernach ein schwarz und weißgefleckter Schmetterling wird. Die Felder, auf welchen man diese Pflanze bauet, sind gemeiniglich davon voll. Man findet auch daselbst einen Nachtschmetterling, welcher viel Schaden thut, und vortrefflich schwarz, weiß und orangenfarben geflecket ist. Es schlingt sich oftmals eine eben so gefleckete Schlange um den Stengel dieser Pflanzen.

Maccaisraupen.

Auf der Diestel, Maccai genannt, wovon Menschen und Thiere die Frucht essen, welche gelb und roth ist, bildet sich eine Raupe, die ein schöner Nachtschmetterling wird. Eben die Pflanze ist der Sitz einer andern Art Raupen, welche Bewunderung verdienen. Sie versammeln sich in großer Anzahl: die eine hängt den Kopf an den Schwanz der andern, und so machen sie einen großen Kreis. Wenn man den Kreis unterbricht, indem man einige daraus wegreißt: so vereinigen sie sich so gleich wieder. Es werden auch Nachtschmetterlinge daraus. Wenn man diese beyden Arten mit dem Vergrößerungsglase ansieht: so scheint ihre Haut eines hungarischen Bären seiner ähnlich zu seyn. So schön aber ihre Gestalt ist, so häßlich wird sie. Alle ihre Haare scheinen Gerstenähren zu seyn. Die Frau Merianinn beobachtete, daß alle Nachtschmetterlinge Haare haben, daß die andern Federn haben, und daß alle durchscheinende Schmetterlinge Schuppen haben.

Die Kirschen in diesem Theile von America sind zwar mit unsern, was den Geschmack betrifft, nicht zu vergleichen: ihre Bluhmen aber, welche weiß und roth sind, nähren zwo gelbe Raupen. Die eine, deren Verwandelung die Merianinn gesehen, verändert sich erstlich in eine grüne Bohne, und wird darauf ein großer und schöner Schmetterling.

Der

b) Man findet vielerley Gattungen Zursack unter dem Namen Annona in dem Prodromus Paradisi Batavi und dem Hortus Malabaricus. Die Holländer bauen in ihren Gärten zu Amsterdam dreyerley Arten.

c) Die Holländer geben ihm den Namen Uyl, Eule. Er ist die Phaläna der Griechen und Lateiner.

d) Dieser Baum ist eben derselbe, welchen man in Mexico Quauthlepatli nennet. Hernandez beschreibt ihn Hist. Mexic. c. 33. unter diesem Namen und unter Arbor ignea. In dem Hortus Amstelo-

Der indische Jasmin *d*) ernähret auf seinen Blättern eine gekrönte Raupe, die ein schöner geflammter Schmetterling wird. Er hat außen sechs wohlgeordnete weiße Flecken auf seinen Flügeln, welche roth, und unten schwarz sind. Wenn man dieses Insect durch ein Vergrößerungsglas betrachtet: so ist es von einer so großen Schönheit, daß es der Verfasserinn unmöglich vorkam, eine vollständige Beschreibung davon zu geben.

Insecten in Surinam.

Indische Jasminraupe.

Der Baumwollenbaum in Surinam wächst so geschwind, daß er sechs Monate darnach, wenn er gesäet worden, ein Baum von der Größe des europäischen Quittenbaumes ist. Seine grünen Blätter sind vortrefflich wider die Wunden. Er trägt zweyerley Bluhmen *e*); die einen sind roth, die andern safrangelb. Die erstern bringen keine Frucht: von den gelben aber kömmt die Baumwolle. Auf die Bluhme folget eine Knospe, welche dick wird, und welche bey ihrer Reife eine braune Farbe hat, sich spaltet, und dasjenige zeiget, was sie enthält. Es ist eine schöne weiße Baumwolle, die aus dreyen Theilen besteht, wovon ein jeder einen schwarzen Samen enthält, woran sie hängt. Man spinnt sie, um Zeuge daraus zu machen. Dieser Baum nähret zweyerley Raupen; die eine ist schwarz, woraus gleichwohl ein Schmetterling von der Farbe der Baumwolle wird; die andere ist weiß, welche einen mit braunen und silberfarbenen Flecken bedeckten Nachtschmetterling bildet. Die Hörner des erstern haben das Ansehen zwoer weiß und schwarz gefleckter Schlangen. Die andere hat den Rücken ganz mit Federn bedecket. Unter seinen Flügeln sieht man kleine Beulchen, deren Farben vortrefflich sind. Es sind kleine Büsche von rothen, blauen, gold- und silberfarbenen Federn. Die äußersten Enden der Flügel erheben sich gegen den Schwanz, wie andere kleine Büschel von schönen Federn. Seine Hörner scheinen zwo kleine schwarze Schlangen zu seyn.

Baumwollenbaum in Surinam.

Dessen Raupen.

Ein Baum in Surinam, der **Palissadenbaum** genannt, welcher zur Erbauung der indianischen Hütten dienet, trägt gelbe, so dicke und so schwere Bluhmen, daß der unter ihrer Last gekrümmte Zweig sich erhebt, wenn sie abgefallen sind. Die Hülsen, welche den Samen enthalten, bilden gleichsam einen Kehrbesen, und dienen auch wirklich zum Ausfegen. Sie sind mit einem Korne angefüllet, welches der Gestalt und Größe nach dem Hirsekorne ähnlich ist. Auf diesem Baume sieht man dreymal des Jahres eine Art von gelben, schwarzgestreiften Raupen, die gleichsam mit sechs Spitzen bewaffnet sind. Wenn sie auf das Dritthel ihrer natürlichen Größe gekommen sind: so verlassen sie ihre erste Haut, um eine orangenfarbene mit einem schwarzen und runden Flecke auf jeder Abtheilung dafür anzunehmen. Diese Veränderung aber hindert nicht, daß sie nicht ihre Spitzen behalten: einige Tage darnach aber nehmen sie noch eine neue Haut an; und wenn alsdann ihre Spitzen verschwinden: so verwandeln sie sich in Bohnen, woraus sehr schöne Nachtschmetterlinge werden.

Palissadenbaum.

Auf der Banana, welche den Indianern statt des Apfels ist, findet man eine hellgrüne Raupe, welche einen sehr schönen Schmetterling hervorbringt, und sich nicht eher in eine Bohne verwandelt, als bis sie sich gehäutet hat.

stelodamensis heißt er Apocynum Americanum frutescens, longissimo folio albo odorato.

e) Herman ist der erste, welcher in seinem Hortus Lugdunensis beobachtet hat, daß der Baumwollenbaum zweyerley Bluhmen trage. Dieses hat gemacht, daß man von ihm, als von zweenen verschiedenen Bäumen geredet hat, und Tournefort ist demselben in seinen Anweisungen zur Botanik gefolget. Das Zeugniß der Frau Merianinn aber beweist, daß es einerley Baum sey, welcher zweyerley Bluhmen trage.

Insecten in Surinam.

Pflaumenbaum.

Der Pflaumenbaum in Surinam wird eben so hoch, als der Nußbaum in Europa ordentlicher Weise ist, und von einer gemäßen Dicke. Seine Blätter und Bluhmen kommen des Holunders seinen sehr ähnlich. Die Frucht hängt traubenweise. Man bemerket es, als eine ziemlich sonderbare Wirkung, daß er einen Schweiß treibt, dessen Farbe in das Röthliche fällt, welches auch seine Farbe ist. Indessen sind doch die Raupen, die man darauf findet, grün. Sie sind über dieses ganz mit Spitzen versehen, sehr träge, und so gefräßig, daß sie ohne Aufhören fressen. Es kommen blaue Schmetterlinge davon.

Raupe der Wassermelone.

Die Wassermelone, deren Fleisch in Surinam wie Zucker glänzt, und im Munde zergeht, indem es daselbst einen angenehmen und gesunden Saft ausbreitet, ist der Sitz einer großen viereckichten Raupe, die vorn und hinten blau, und in der Mitten grün ist. Ihre Pfoten sind mit einer klebrichten Haut bedecket, wie der Schnecken ihre. Die Frau Merianinn erwartete etwas außerordentliches davon: sie wurde aber in ihrer Hoffnung hintergangen. Es kam ein häßlicher Nachtschmetterling heraus. Sie hat oftmals, saget sie, die schönsten Raupen sich in sehr häßliche Schmetterlinge verwandeln sehen, da sie hingegen einen vortrefflichen Schmetterling aus der häßlichsten Raupe kommen sah.

Apfel und Raupe des Caschu.

Der Baum **Caschu** genannt *f*), bringt einen Apfel gleiches Namens hervor. Man hat ihrer zweyerley Arten; die eine, deren Bluhme weiß und die Frucht gelb ist; die andere, deren Bluhmen und Früchte roth sind: ihre Blätter aber sind grün und einander gleich. Obgleich die Aepfel sauer und zusammenziehend sind: so sind sie dennoch nicht übel zu kochen. Man zieht in einigen Gegenden von America einen Saft heraus, welcher gleich berauschet, wenn man nur ein wenig zu viel davon trinkt. Ein Auswuchs, den sie in Gestalt der Niere haben, ist eigentlich dasjenige, was man **Caschu** nennet. Er ist von einer so beissenden Schärfe, daß er zum Brennmittel dienen kann. Indessen brauchet man ihn doch geröstet wider den Durchlauf und zur Vertreibung der Würmer des menschlichen Körpers. Die Frucht schmecket wie Castanien. Die Bluhmen wachsen, wie eine Krone um den Zweig herum. Von den zweyerley Raupen, die sich von den Blättern dieses Baumes ernähren, sah die Merianinn einen schönen durchsichtigen Schmetterling, und einen holzfarbenen Nachtschmetterling.

Kriegerische Raupen der Limonienbäume.

Nichts ist so merkwürdig, als die braunen Raupen mit weißen Flecken, die auf den Limonienbäumen in Surinam gefunden werden. Diese Bäume wachsen in den Wäldern von der Höhe eines großen Apfelbaumes, und geben eine Menge kleiner Limonien, die mit allerhand Gerichten gegessen werden. Die Blätter haben an Größe nur die Hälfte von der ordentlichen Citronenbäumen ihren; und die Bluhmen, die nach Verhältniß klein sind, geben ein kostbares Oel. Man sieht aber mit Erstaunen die braunen und weißen Raupen, die sich haufenweise auf die Blätter setzen, aus ihrem Kopfe zwey gelbe Hörner hervor stoßen, womit sie sich vertheidigen, und diejenigen so gar angreifen, welche sie beleidigen. Nachdem sie sich in braune Bohnen verwandelt haben: so werden sie schwärzliche, weiß und rothgefleckete Schmetterlinge.

Kleine weiße Insecten, welche auch in großer Anzahl auf den Limonienbäumen gefunden werden, verwandeln sich in weiße oder schwarze Käfer.

Die

f) Es ist vermuthlich derjenige, den man anderwärts Acaju heißt, und welchen Herman Anacardium occidentale nennet.

Insecten in Surinam.

Guaiave. Thiere, die sich darauf befinden.

Die Guaiavepflanze ist ein gemeines Behältniß für die Raupen, Spinnen, Ameisen, und für eine Art kleiner Vögel, welche die Holländer **Colobritgens** genannt haben. Ehemals dieneten diese Vögel zur Speise der Priester des Landes, welche so gar nicht einmal die Freyheit hatten, etwas anders zu essen. Die Beschreibung, die man davon giebt, scheint nur dem Colibri zuzukommen. „Sie legen vier Eyer, wie die andern Vögel, und „bebrüten sie; sie fliegen hurtig; sie saugen das Honig aus den Bluhmen, indem sie ihre „Flügel darüber ausbreiten; sie halten sich in der Luft, ohne die geringste Bewegung; sie „sind mit viel schönern Federn geschmücket, als der Pfau„.

Ungeheure Spinnen.

Die Merianinn fand auf der Guaiave viele dicke schwarze Spinnen, welche ihre Behausung in den Bälglein der Raupen hatten. Sie sind mit Haaren bedecket, und mit spitzigen Zähnen bewaffnet, deren Biß mit einer gewissen Feuchtigkeit begleitet wird, welche ihn sehr gefährlich machet. Sie überfallen die **Colobritgens** in ihren Nestern, tödten sie und saugen ihnen das Blut aus. Sie ernähren sich von Ameisen, welche sie auf den Bäumen leicht erhaschen; weil es den Ameisen unmöglich ist, ihnen zu entgehen, da sie acht Augen haben, wovon zwey nach unten, zwey nach oben, zwey nach der einen und zwey nach der andern Seite sehen. Sie häuten sich, wie die Raupen: indessen hat doch die Frau Merianinn keine geflügelte gesehen. Eine andere Art von Spinnen, die viel kleiner ist, trägt ihre Eyer unter dem Bauche in einer Art von Rinde, worinnen sie ihre Jungen aushecken. Sie haben ebenfalls acht Augen: sie stehen aber nicht so ordentlich, als der großen ihre.

Ameisen und ihre Eigenschaften.

Es finden sich in Surinam geflügelte Ameisen von einer außerordentlichen Größe, welche in einer einzigen Nacht die Bäume aller ihrer Blätter berauben können. Sie sind mit kurzen Zähnen bewaffnet, welche wie Scheeren über einander gehen, und deren sie sich bedienen, die Blätter abzubeißen, daß sie auf die Erde fallen müssen. Alsdann fallen Legionen andere Ameisen über diese Blätter her, und tragen sie in ihre Nester, nicht zu ihrer Nahrung, sondern für ihre Jungen, welche nur kleine Würmerchen sind. Denn die geflügelten Ameisen legen ihren Samen, wie die Schnaken. Es kömmt eine Art Würmer oder Fliegen heraus, wovon man zweyerley Arten unterscheidet. Die eine hüllet sich in ein Bälglein, und die andern, deren eine größere Anzahl ist, verändern sich in kleine Bohnen. Einige unwissende Leute, bemerket die Verfasserinn, nennen diese kleinen Bohnen Ameiseneyer: sie irren sich aber; die Eyer sind viel kleiner. Man füttert in Surinam die Hühner mit diesen Bohnen, wovon sie viel fetter werden, als von der Gerste oder dem Haber. Die Ameisen kommen aus diesen Bohnen; sie häuten sich; es wachsen ihnen Flügel; und von eben diesen Ameisen kommen die Eyer, woraus die Würmer kriechen, die sie mit so vieler Sorgfalt ernähren. In einer so heißen Gegend sind sie nicht verbunden, sich einen Vorrath auf den Winter einzutragen: sie machen aber in der Erde Höhlen, die zuweilen über acht Fuß hoch sind, und die menschliche Kunst nicht besser machen würde. Wenn sie nach einem Orte wollen, wohin sich kein Weg findet: so wissen sie sich Brücken zu machen. Die erste stellet sich an den Rand auf ein kleines Stückchen Holz, welches sie mit ihren Zähnen fest hält; eine zweyte hängt sich an die erstere, eine dritte an die zweyte, eine vierte an die dritte, und so weiter. In diesem Zustande lassen sie sich von dem Winde fortführen, bis die letzte an die andere Seite getrieben wird, woselbst sie auch ein Mittel findet, sich anzuheften. Alsdann dienet diese Kette allen andern zur Brücke. Diese Ameisen sind beständig mit den Spinnen und allen Insecten des Landes im Kriege. Sie gehen einmal des Jahres aus ihren Höhlen in

Insecten in Surinam.

unzähligen Schwärmen heraus, welche in die Häuser kommen, alle Zimmer derselben durchstreichen, alle andere Insecten tödten und sie aussaugen. Wenn sie eine große Spinne antreffen, so machen sie sich in so großer Anzahl über sie her, daß sie solche in einem Augenblicke auffressen. So gar die Einwohner in einem Hause sehen sich gezwungen, die Flucht zu nehmen, vermuthlich aus keinem andern Grunde, als der Unbequemlichkeit wegen; denn man saget nicht, daß sie die Menschen angreifen. Wenn sie ein Gebäude gereiniget haben: so besuchen sie alle die andern auf eben die Art, und begeben sich darauf wieder in ihre Höhlen.

Guaiavaraupen.

Die Guaiavaraupen sind von verschiedenen Farben. Die Merianinn fand eine, welche weiß, schwarzgestreift war, und auf jeder Seite funfzig Körner von einer Art rother und glänzender Corallen hatte. Sie bemerkete nicht, daß es Augen waren, ob gleich Leeuwenhoek in seinem hundert und sechs und vierzigsten Briefe davon überzeuget zu seyn scheint. Diese Raupe wurde, nachdem sie sehr geschwind ein großes Bälglein gesponnen, welches sie an einen Zweig hing, in eine Bohne verwandelt, woraus ein schwarz und weißgestreifter Nachtschmetterling kömmt. Aus den Bohnen einer grünen Raupe kommen durchsichtige schwarzgefleckte Schmetterlinge. Andere Raupen von eben der Pflanze bringen durch eine außerordentliche Verwandlung, weiße Myten hervor, die sich innerhalb zehn Tagen in schöne grüne Fliegen verwandeln.

Baum, der Gommegutte giebt.

Auf einer Plantage des Herrn von Sommelsdyck, la Providence genannt, fand die Merianinn einen Gommeguttebaum, welcher den europäischen Birken ähnlich ist, und woraus man das Gummi durch einen Einschnitt in die Rinde bekömmt. Eine große grün und schwarz gestreifete Raupe, die sie von einem Zweige nahm, brachte einen von den schönsten Schmetterlingen hervor, die sie jemals gesehen hatte. Ehe die Raupe in eine Bohne verwandelt wurde, hatte sich das Grün in Roth verändert, so bald sie ihre rechte Größe erlanget hatte.

Artiges Nest einer Raupe.

Eine grüne Raupe, welche auf der Marquias, einer Pflanze, welche wie die Campanella läuft, deren Frucht gelb und deren Bluhmen, die so genannten Passionsbluhmen sind, war gefunden worden, hatte sich in der Bluhme selbst eine kleine sehr artige Behausung gemacht, die aus vielen kleinen Röhrchen bestund, welche auf kleinen hohlen Stückchen Holz zusammen gebracht waren. Das Insect, welches diese kleine Hütte durchlief, die in viele Gemächerchen abgetheilet war, kuckete bald durch eines von seinen Röhrchen, bald durch das andere, nach dem was draußen vorgieng. Nachdem es sich in eine Bohne verwandelt hat: so wird ein kleines geflügeltes, roth und braun geflecktes Thierchen daraus. Von einer andern Raupe kömmt ein kleiner Schmetterling, und noch von einer andern eine sprengliche Fliege, welche sehr gespaltene und sehr zarte Füßchen hatte.

Man findet auf dem Blatte einer rothen Lilie, welche ungebauet wächst, eine Raupe, die mit eben so harten Haaren bedecket ist, als das Eisen. Sie hat einen rothen Kopf und rothe Pfoten. Der Leib ist mit blauen Flecken gezeichnet, um die ein gelber Kreis geht; und die grünen Blätter der Lilie, sind ihre Nahrung. Das Bälglein, welches sie sich spinnet, ist wie ein Ey gestaltet. Sie schließt sich darinnen ein, und wird zu einer braunen Bohne, woraus ein schöner Nachtschmetterling kömmt, der oben hellbraune, und unten orangenfarbene Flügel mit schwarzen untermischten Flecken hat. Eine andere, welche in den Kräutern bey eben der Lilie gefunden wurde, war roth, grün und weiß gestreift, und es wurde eine weiße und schwarze Fliege daraus.

Die

Insecten in Surinam.

Der kleine Atlas.

Die Baccove, eine Art Banana, deren Fleisch viel zärter, als der andern ihres, ist, hat Raupen, deren Rücken mit vier Spitzen bewaffnet ist. Ihr Kopf scheint mit einer Krone umgeben zu seyn. Sie verwandeln sich in holzfarbene Bohnen, die auf jeder Seite zween silberfarbene Flecken haben. Es kommen sehr schöne Schmetterlinge heraus, deren beyde obern Flügel unten hell ockerfarben, und die beyden andern schön blau sind. Oben sind sie gelb, braun, weiß und schwarz gestreifet. Man nennet sie im Holländischen der kleine Atlas.

Käfer.

Unter der Wurzel einer dornichten Diestel, welche auf den surinamischen Feldern wächst, und eine gelbe Bluhme trägt, fand die Merianinn kleine orangenfarbene Würmerchen, deren Kopf und Schwanz schwarz waren, und die sich von dieser Wurzel nähreten. Nach und nach verwandelten sie sich in gelb gesprengelte Käfer. In eben dem Märzmonate fand die Merianinn eine Art von Würmern in dem verfaulten Holze, die sich auch nach und nach und sichtbarlich in Käfer verwandelten, unter dem Bauche aber etwas vom Wurme behielten. Sie beobachtete, daß die Zähne dieser Würmer, welche wachsen und sich ausstrecken, endlich die Hörner des Käfers bilden, daß die Flügel, welche den Körper bedecken, anfänglich ockerfarben sind, und stufenweise schwarz werden. Diese Käfer legen Eyer, und daraus erwachsen die Würmer, von denen sie entstehen.

Vanilleraupen.

Die Raupen der Vanille und auf dem Cacaobaume sind sehr mannichfältig. Die Vanille hat oft braune, gelb gestreifete, welche sehr schöne rothe, braune und safranfarbene Schmetterlinge mit silberfarbenen Flecken bilden. Des Cacao seine sind schwarz, roth gestreifet, und mit kleinen weißen Pünctchen gesprenget. Es werden weiße, schwarz gestreifete und gesprengete Nachtschmetterlinge daraus.

Sodomsapfel.

Der so genannte **Sodomsapfel** wächst auf einem anderthalb oder zwo Ellen hohen Baume voller Dornen, wovon auch die Blätter nicht frey sind, die über dieses sehr süß sind. Es ist eine sehr giftige Frucht. Die Raupe, welche sich auf dieser Pflanze findet, ist braun, roth gestreifet, und bringt einen braungefleckten Nachtschmetterling hervor. Man findet auf dem Stengel orangenfarbene Würmer, wovon schöne Heuschrecken kommen. Die Merianinn giebt diese Verwandelung nur auf eines andern Zeugniß, weil sie den Verdruß hatte, ihren Wurm sterben zu sehen, als er sich in eine braune Bohne verwandelt hatte.

Zwey sehr seltene Insecten.

Auf den großen Citronenbäumen der Ebenen in Surinam, findet man ein sehr seltenes Thier, welches von den Raupen ganz unterschieden ist. Es nähret sich von Baumblättern, worauf es sich wie eine Schnecke vermittelst seiner Pfoten klebet, die mit einer Haut bedecket sind. Dieses Gewürme ist so giftig, daß die Glieder, welche es berühret, starr werden und sich entzünden. Nachdem es sich gehäutet hat: so spinnt es ein Bälglein, woraus ein schöner Nachtschmetterling kömmt. Man findet auf der Frucht zuweilen eine Art von schwärzlichem roth und gelb gesprengten Käfer, dessen Ursprung die Merianinn nicht weis, und den sie auch für ein sehr seltenes Insect hält.

Pompelmus.

Der Baum, welcher die Frucht, Namens **Pompelmus** trägt, welches eine Art von Aepfel ist, die nicht so süß, als die Orangen, und nicht so sauer, als die Citronen ist, hat grüne Raupen mit blauen Köpfen, deren Leib mit so harten Haaren, als Eisendraht bedecket ist. Aus ihren Bohnen kommen schöne schwarze, grüne, blaue und weiße, wie Silber und Gold glänzende Schmetterlinge hervor, deren Flug so schnell und hoch ist, daß man keinen bekommen kann, wofern man nicht Sorge trägt, solchen aus den Raupen zu erziehen.

Man

Insecten in Surinam.

Man bewundert an denen schwarzen und gelbsprenglichten Raupen, die sich auf der Palma Christi befinden, die Eigenschaft, die sie haben, sich wie die Indianer in eine Art von Hamak zu hüllen, woraus sie fast niemals ganz kommen. Wenn sie den Ort verändern, um ihre Nahrung zu suchen: so tragen sie, wie die Schnecken, diese kleinen Hütten mit sich, welche dürre Blätter sind; und sie wissen solche überaus geschickt an die Zweige zu heften, wo sie sich aufhalten wollen. Sie verwandeln sich in garstige und wilde Nachtschmetterlinge.

Rose der Caraiben.

Eine Rose, die aus dem Lande der Caraiben nach Surinam gebracht worden, wo sie sehr gut fortkömmt, hat die sonderbare Eigenschaft, daß sie des Morgens, wenn sie sich öffnet, weiß und des Nachmittages roth ist. Sie hat weiße braunfleckichte Raupen, welche zweyerley Schmetterlinge hervor bringen; wovon der eine schwarz und gelb; der andere unten braungrün und oben gelb, blau und roth geflecket ist.

Der Schläfer.

Es geschieht nicht so wohl wegen der Raupen des Slapertjes oder Schläfers, als vielmehr wegen der sonderbaren Eigenschaft dieser Pflanze, daß man sich aufhält, sie zu beschreiben. Sie hat ihren Namen von der Art und Weise, wie ihre Blätter die Nacht zubringen. Nach der Sonnen Untergange fügen sie sich zwey und zwey dergestalt über einander daß sie nur ein einziges in einer Art von Schlafe auszumachen scheinen. Die Merianinn, welche Sorge trug, sie zu warten, erkannte an ihr auch die Kräfte eines guten Wundkrautes. Ihr Stengel ist sehr hart, und wächst sechs Fuß hoch. Sie trägt kleine gelbe Bluhmen, woraus lange und schmale Schoten voller kleinen Körner wachsen. Ihre Wurzel ist weiß und voller Fasern. Die Raupe des Schläfers ist grün, rosenfarbicht gestreist, mit zweyen Hörnerchen versehen; und ihre Schmetterlinge sind von einem mit Gelb gezierten Braune.

Weintrauben, und Feigen.

Die Feigen und Trauben in Surinam sind mit den europäischen einerley. Die rothe, weiße und blaue Weintraube wächst daselbst so gern, daß eine abgeschnittene und in die Erde gelegte Rebe sechs Monate darnach reife Weintrauben trägt; und wenn man sie also alle Monate pflanzete, so würde man das ganze Jahr Weintrauben haben. Wenn man nur ein wenig Fleiß auf den Weinbau wenden wollte: so würde man gar nicht nöthig haben, Wein nach dieser Colonie zu bringen, sondern sie würde Holland damit versehen können.

Eigenschaften ihrer Raupen.

Die Raupen der Feigenbäume verändern die Farbe vor ihrer Verwandelung. Aus grünen gelbgestreiften werden sie orangenfarben mit rothen Streifen; der Kopf und der Schwanz schwarz. Ihre Bohne ist von der Farbe verwelkter Rosen. Es kömmt ein brauner Nachtschmetterling, aber von der größten Schönheit, heraus. Auf den Weinreben sind die Raupen braun, auf eine angenehme Art weiß gefleckt. Sie kriechen sehr geschwind, fressen viel, und werfen eine Menge Unrath aus. Ihr letztes Gelenke ist mit einem schwarzen Flecke gezeichnet, in dessen Mitte ein weißes Häutchen, wie Crystall ist, welches sich erhebt und erniedriget, wenn das Insect Athem hohlet. Seine Verwandelung in eine Bohne geschieht in einem wundersamer Weise zusammengefaltenen Weinblatte. Es kömmt ein grüner Nachtschmetterling heraus, dessen Spitzen an den Flügeln roth und blau sind.

Sehr sonderbare Pflanzen und Raupen.

Eine außerordentliche Pflanze g), deren Bluhmen der Pfirsichblüthe an Farbe gleichen, und welche grüne und runde Früchte trägt, die wie die Knöpfchen eines Rosenkranzes ihrer

g) Herr Commelin, welcher einige Anmerkungen zu der Sammlung der Merianinn gemacht hat, bemerket hier, daß er diese Pflanze noch nirgend beschrieben oder abgezeichnet gesehen, und glaubet, er könne sie Coronillam Americanam arborescentem floribus dilute rubescentibus nennen.

ihrer sieben oder acht an der Zahl, an einander hängen, ernähret eine Art Raupen, die ebenfalls sonderbar ist. Sie ist roth, mit braunen Flecken; und die Merianinn traf diese Farbe hier zum erstenmale an; indessen fand sie solche doch auch nachher auf den Palmbäumen, welche den Coco tragen. Diese Raupen spinnen einen gelben, dicken und starken Sack, eine halbe Elle lang, welcher mit Raupen und ihren Bälgen angefüllet ist. Die Merianinn nahm einen mit sich, um diese Menge Insecten zu untersuchen. Sie beobachtete, daß solche des Tages in dem Sacke blieben, und des Nachts heraus kröchen, ihre Nahrung zu suchen. Die Schmetterlinge, welche sie hervor brachten, waren gelb, braun geflecket.

Insecten in Surinam.

Auf einer andern eben so wenig bekannten Pflanze, als die vorhergehende, welche eine Bluhme, wie die Tuberose, trägt, findet man nebst schönen, schwarz und weiß gefleckten Raupen kleine weiße Thierchen, die ihre Haut ablegen, solche nach sich schleppen, wenn sie sie abgeleget haben, und sich von gewissen grünen Läusen ernähren. Sie machen sich aus dieser Haut ein Bälglein, woraus die holzfarbenen Fliegen kommen. Die Raupen bringen braune und weiße Schmetterlinge hervor, welche auf den hintern Flügeln vier orangenfarbene Flecke haben.

Andere Verwandlungen.

Die Althea, welche in Surinam Okkerum heißt, wird daselbst höher, als Manneshoch, und trägt zweyerley Bluhmen, wovon die einen blaßgelb, die andern rosenfarben sind; und giebt eine Frucht, welche die Indianer essen. Ihre Raupen bringen röthliche Schmetterlinge hervor. Man findet auf ihren Blättern ein kleines weißes, schwarz geflecktes Thierchen, welches sich in ein geflügeltes Thierchen verwandelt, aber nichts anders thut, als daß es hüpfet, damit man es nur nicht anrühre.

Eine Art von Ricin, welche acht Fuß hoch wächst, deren Bluhmen dunkelroth, die Blätter grün mit einer Art von Franse besetzet sind, deren jede sich mit einem kleinen Knoten endiget, ernähret eine sehr besondere Raupe. Sie ist munter; und ob sie gleich frißt, so wirft sie doch wenig Unrath von sich: wenn man sie aber anrühret, so stößt sie mit Gewalt zurück. Wenn sie ihre Haut abgeleget hat: so ist sie einen ganzen Tag roth, und den andern Morgen gleich ist sie in eine Bohne von der Farbe verwelkter Rosen verwandelt, wobey sie noch einen Rüssel behält. Das Neueste dabey aber ist, daß diese Bohne, die bey andern unbeweglich liegt, sich Bewegungen giebt, die zuweilen wohl eine Viertelstunde dauern. Nach sechs Tagen endlich kömmt ein großer Nachtschmetterling heraus, dessen Leib mit sechs runden orangenfarbenen Flecken, vier Flügeln und sechs Füßen gezieret ist. Er ist schwarz und wundersam geflecket. Sein Rüssel daselbst besteht aus zweyen Röhren, die er zusammen zu fügen weis, um nur eines daraus zu machen, womit er das Honig aus den Bluhmen sauget. Darauf rollet er ihn zusammen, und verbirgt ihn unter seinen Kopf zwischen seinen beyden Augen so gut, daß man ihn fast nicht entdecket. Er ist so frisch und munter, daß man Mühe hat, ihn zu tödten. Die Eyer, die er leget, sind weiß, und in sehr großer Anzahl.

Munterkeit und Schönheit der Raupen einer Art Ricin.

Weil es sehr langwierig fallen würde, der Frau Merianinn in allen ihren Beschreibungen zu folgen: so hält man sich nur bey denjenigen auf, welche außerordentliche Pflanzen oder Verwandelungen betreffen. Auf einem Baume, den die Holländer in ihrer Sprache den **Marmeladenbüchsenbaum** nennen, weil seine Frucht zwar rauh und mit Haaren bedecket ist, aber doch ein markichtes Wesen von dem Geschmacke der Mispeln enthält, und die Schale wie eine Büchse aussieht, findet man eine schwarze Raupe, deren Leib ganz mit

Baum mit Marmeladenbüchsen.

Insecten in Surinam.

Schmetterling, Page der Königinn.

mit Spitzen bedecket ist, an deren Ende eine Art von kleinem Sterne hängt. Es kömmt ein allerliebster Schmetterling heraus, welcher den Namen des Pagen der Königinn empfangen hat. Man beobachtet, daß die Zweige des Baumes kleine, harte, mit runden Hörnerchen bedeckete Auswüchse haben, die man bey Lungenkrankheiten brauchet.

Man kann die Farbe derer Raupen nicht ohne Neugier betrachten, die sich auf dem Baume befinden, wovon die Indianer ihre berühmteste Malerey nehmen. Es ist der Rocu, ein großer Baum, welcher hellrothe Bluhmen trägt, wie die europäischen Apfelbäume. Wenn sie abfallen, so machen sie langen und runden mit Spitzen, wie die Castanienschalen, bedeckten Schoten Platz. Diese Schoten enthalten schönrothe Körner, die man im Wasser einweicht. Die Farbe zieht sich davon heraus, und sinkt zu Boden. Man gießt das Wasser sacht ab, und nimmt die Farbe, welche davon abgesondert bleibt, und läßt sie trocken werden. Die Indianer brauchen sie, sich allerhand Figuren damit auf die Haut zu malen. Die Raupen haben nur bloß von den Blättern ihre Nahrung. Sie sind braun, gelbgestreifet und mit rothen Haaren bedecket. Die Verwandelungsbohnen sind hart und haaricht. Es kommen Nachtschmetterlinge von einem ins Braune fallenden Grüne heraus.

Pfauenbluhme, welche die Geburt befördert.

Die Pflanze, welche man Pfauenbluhme oder Pfauenkamm genannt hat, ist wegen der Tugend berühmt, die man ihrem Samenkorne zueignet, die Geburt der in Kindesnöthen liegenden Weiber sogleich zu befördern. Die Merianinn versichert so gar, die Indianerinnen, welchen als Sclavinnen der Holländer sehr hart in Surinam begegnet würde, bedieneten sich derselben zur Abtreibung der Kinder, in der bloßen Absicht, damit solche nicht eben so unglücklich seyn möchten, als sie. Die Raupe dieser Pflanze *b*) ist grün, die Bohne braun, und der Schmetterling aschfarben.

Aufenthalt der Schlangen und Eidechsen.

Eine Art von Jasmin von vortrefflichem Geruche, welcher überall auf den surinamischen Gefilden strauchweise wächst, ist der ordentliche Aufenthalt der Schlangen und Eidechsen, vornehmlich der Iguana. Es ist etwas wundersames, wie sich dieses letzte Gewürme an dem Fuße dieser Pflanze in einander schlingt, und seinen Kopf mitten in allen seinen Falten verbirgt. Die Raupen, welche sich von deren Blättern nähren, sind grün; ihre Bohne ist braun und schwarz gestreifet. Ihr Schmetterling, welcher ein Nachtschmetterling ist, hat unten gelbe Flügel, und alles Uebrige ist aschfarben.

Tabruba und deren Wirkungen.

Die Indianer in Surinam haben eine grüne Frucht, Tabruba genannt, welche auf einem großen Baume gleiches Namens wächst, deren Blätter von einem grünlichen Weiß sind, und den Affen zur Nahrung dienen. Wenn die Blätter abfallen: so bleibt ein Knauf, woraus die Frucht unvermerkt wächst. Sie enthält eine Menge weißer Körner, fast wie die Feigen. Man drücket den Saft aus, welcher schwarz wird, wenn man ihn an die Sonne setzet. Er ist alsdann eine Farbe, deren sich die Indianer bedienen, um sich verschiedene Theile des Körpers seltsam damit zu bemalen, und sie vergeht nicht eher, als nach Verlaufe von neun Tagen. Wenn sie einen Zweig von diesem Baume abschneiden: so läuft ein milchichter Saft heraus, womit sie sich den Kopf reiben. Weil sie mit solchem bloß gehen: so legen verschiedene kleine fliegende Insecten ihren Samen darauf, woraus sehr beschwerliche Würmerchen erwachsen, welche dieser Saft tödtet. Die Raupe der Tabruba

b) Man findet sie in dem Hortus Malabaricus abgezeichnet, und unter dem Namen Tsjetti Mandaru beschrieben. Sie hat noch andere Namen bekommen, welche Herr Commelin in seiner malabarl.

da ist gelb und schwarz mit Haaren in kleinen Büschelchen abgesondert, wie eine Bürste, bedecket.

Insecten in Surinam.

Palmwurm, den man ißt.

Der Palmwurm, welcher so genannt wird, weil er sich auf diesem Baume ernähret, wächst in dem Stamme, dessen Mark er frißt. Er ist anfänglich nicht größer, als eine Käsemyte: er wird aber einen Zoll lang und noch größer. Man ißt ihn geröstet; und die Merianinn verwirft den Geschmack derjenigen nicht, welche ihn als eine sehr leckerhafte Speise ansehen. Aus diesem Wurme wird ein schwarzer Käfer, welchen die Holländer in ihrer Sprache die Palmwurmesmutter nennen.

Käfer und Fliegen von sonderbarer Art.

Der folgende Artikel verdienet in den eigenen Ausdrückungen der Merianinn angeführet zu werden. „Auf einem Granatbaume, saget sie, welcher aller Orten in Surinam wächst, „habe ich eine Art Käfer gefunden, die von Natur langsam und träge und folglich sehr leicht „zu fangen sind. Sie haben vorn unter dem Kopfe einen langen Rüssel, welchen sie auf „die Bluhmen zu richten wissen, um das Honig heraus zu ziehen. Den 20sten May hiel„ten sie sich ruhig; und da sich ihre Haut auf dem Rücken gespalten hatte, so kamen grüne „Fliegen heraus, deren Flügel durchsichtig waren. Man findet ihrer viele in diesem Lande, „deren Flug so leicht ist, daß man ihnen lang nachläuft, ehe man einen fängt. Diese Art „von Fliegen machet ein Gesumme, welches dem Klange einer Leyer ähnlich ist, und sich weit „hören läßt. Die Holländer haben ihnen auch den Namen Lierman oder Leyermann gegeben. „Sie hatten den Rüssel des Käfers behalten; ihre Pfoten, ihre Augen, mit einem Worte, ihr „ganzer Leib war durch den Rücken heraus gegangen, als sie ihren Balg verlassen hatten, „den man für das wahre Insect würde genommen haben, welches er in sich geschlossen ge„habt. Die Indianer haben mich bereden wollen, von diesen Fliegen kämen die Lanta„rendragers, oder Laternenträger. Diese sind andere Fliegen des Landes, wovon ich das „Männchen und Weibchen abgezeichnet habe, wie sie fliegen und in Ruhe sitzen. Ihr Kopf, „oder besser zu sagen, eine lange Kappe, welche ihn endiget, glänzet im Finstern. Bey „Tage ist sie durchsichtig, wie eine Blase, und roth und grün gestreifet. Der Schein, wel„cher bey Nacht daraus kömmt, ist dem aus einer Laterne so ähnlich, daß man leichtlich „dabey würde lesen können. Ich habe noch eine von diesen Fliegen, die auf dem Puncte „steht, sich zu verwandeln. Sie hat noch ihre ganze Fliegengestalt, ohne die Flügel aus„genommen: die Blase aber fängt an, ihr an dem Ende des Kopfes zu wachsen. Die In„dianer nennen diese Fliege Laternenträgermutter, wie sie den Käfer die Mutter dieser „Fliegen nennen. Ich habe einen Leyermann abgezeichnet, welcher nach und nach die „Gestalt eines Laternenträgers annimmt. Uebrigens giebt man ihnen diese Namen nur, „um ihre Gestalt zu unterscheiden; denn sie machen alle beyde einen Klang, wie eine „Leyer, vermuthlich mit dem Rüssel, der ihnen gemein ist, und den sie in allen ihren Ver„wandlungen nicht verlieren. Da mir eines Tages einige Indianer eine große Anzahl Later„nenträger gebracht hatten: so that ich sie zusammen in eine Schachtel, und wußte damals „noch nicht, daß sie ein solches Licht von sich gaben. In der Nacht hörete ich ein Geräusch; „ich sprang aus dem Bette, und ließ mir Licht bringen. Ich fand gar bald, daß das Ge„räusch aus meiner Schachtel kam, und machete sie geschwind auf. Ich erschrack aber, als „ich eine Flamme oder vielmehr so viele Flammen daraus kommen sah, als Insecten darin„nen

Laternenträger.

barischen Flora gesammelt hat. Da Tournefort geurtheilet, sie könne unter keine bekannte Classe gesetzet werden: so hat er ihr eine neue Benennung geschmiedet, nämlich Poinciana flore pulcherrim-

Insecten in Surinam.

„nen waren, und ließ die Schachtel aus den Händen fallen. Da ich mich aber von meinem Schrecken wieder erhohlet: so fiel es mir nicht schwer, die Insecten wieder zu sammeln, an denen ich eine so sonderbare Eigenschaft erkannt hatte.

Uike-Bokje.

Es ernähren sich weiße Raupen, welche schwarze Pfoten haben, und deren Rücken mit Spitzen bewaffnet ist, auf einem Baume, der von den Indianern **Uike-Bokje** genannt wird. Seine Bluhme hat lange weiße Fasern. Die Capseln, welche den Samen tragen, machen eine lange und gekrümmte Schote, welche schwarze, mit einem weißen Leime bedeckete Bohnen enthält, und so angenehm ist, daß man sie mit Lust aussauget. Die Holländer nennen diese Hülsenfrucht süße Bohnen, ohne deren Gebrauch weiter zu wissen. Die Schönheit der Raupen hatte die Merianinn bewogen, ihrer viele zu sammeln: zu ihrem Leidwesen aber starben sie ihr alle, weil die Blätter, die sie zugleich gesammelt hatte, sie zu füttern, so gleich vertrocknen, wenn sie von dem Baume abgepflücket sind. Eine einzige, die sich schon in eine Bohne verwandelt hatte, wurde nach vierzehen Tagen einer der schönsten Schmetterlinge von der Welt.

Außerordentliche Größe der Orangenbäume in Surinam.

Surinam hat keine größere und fettere Raupen, als die auf dem Orangenbaume, welcher daselbst eben so hoch wächst, als der größte Apfelbaum in Europa. Sie sind grün mit einem gelben Streife über den ganzen Körper, und ein jedes Gelenk zeiget viel Körner von einer Art orangenfarbenen Koralle, die mit kleinen sehr zarten Härchen umgeben sind. Dieses Bälglein, welches sie sich spinnen, ist ockerfarben. Es kommen schöne Nachtschmetterlinge heraus, deren jeder Flügel mit einem Flecke gezieret ist, welchen man für Talk halten sollte. Sie fliegen überaus geschwind. Der Faden ihres Bälgleins ist so stark, daß die Merianinn, welche überzeuget war, man könnte sehr schöne Seide daraus machen, viele davon mit nach Holland brachte, wo man eben die Meynung davon hatte.

Eines Tages, sagete sie, da ich einen wüsten Ort durchstrich, fand ich unter vielen Bäumen eine Art von Mispeln, welchen die Leute dieses Landes den Namen geben, obgleich seine Frucht einen weißen Körper von der Gestalt eines Herzens und mit schwarzen Samen bedeckt enthält. Sie hat außerdem zwey dicke blutfarbene Blätter unter sich, und unter diesen fünf andere grünliche Blätter, welches zusammen einen sehr angenehmen Anblick machet. Auf diesem Baume fand ich eine gelbe Raupe, deren Körper nach der Länge rosenfarben gestreifet war. Die Pfoten waren von eben der Farbe, der Kopf braun und ein jedes Gelenk mit vier schwarzen Spitzen bewaffnet. Kaum hatte ich sie nach Hause tragen lassen, so verwandelte sie sich in eine helle holzfarbene Bohne. Vierzehn Tage darnach bewunderte ich den Schmetterling, welcher heraus kam. Er schien von geglättetem Silber zu seyn, wodurch das Grün, das Blau und der Purpur schimmerten; mit einem Worte, er war von einer solchen Schönheit, welche die Federn der Pinsel selbst nicht vorstellen können. Ein jeder von seinen Flügeln hatte drey runde Flecke von einem orangefarbenen Gelb mit einem schwarzen Kreise umgeben. Dieser Kreis war mit einem andern umringt, welcher grün war. Das Aeußerste der Flügel war orangefarben mit schwarzen und weißen Streifen.

Wespennest.

Im Monate April, fährt die Merianinn fort, fand ich an meinem Fenster einen Dreckklumpen, welcher die Gestalt eines Eyes hatte. Ich eröffnete ihn. Er enthielt in vier Abtheilungen weiße Würmer, welche ihren Balg bey sich hatten. Ich zeichnete zween davon ab. Den dritten May kamen wilde Wespen heraus: Diese Insecten fielen mir zu Surinam sehr beschwerlich. Sie höreten nicht auf, mir vor den Augen herum zu fliegen und

und die Ohren voll zu summen, indem ich sie abzeichnete. Ich sah sie neben mir in meiner Farbenschachtel ihr Nest von Thone so vollkommen rund machen, als wenn es auf einem Töpferrade gedrehet worden. Es stund auf einer Art von einem kleinen Fuße, welchen die Wespen mit einer Decke von Thone umgaben, damit nichts hinein käme. Sie hatten gegen oben zu eine runde Oeffnung gelassen, welche ihnen dienete, hinein und heraus zu kriechen. Ich bemerkete, daß sie alle Tage kleine Raupen dahin trugen, womit sie ihre Jungen, nach meinem Uetheile, ernähreten. Da mir endlich ihre Gesellschaft sehr beschwerlich fiel: so zerbrach ich ihre Wohnung und jagete sie alle fort, worauf ich ihren Bau mit Muße betrachtete.

Insecten in Suriham.

In einem Teiche, wo solche Bluhmen, wie die blaue Crocus auf einem Stengel einer Elle hoch ohne andere Blätter, als ein einziges blaues und gelb gesprengeltes unter einer jeden Bluhme wuchsen, fand die Merianinn Insecten, welche die Einwohner des Landes **Wasserscorpionen** nennen. Sie fing ihrer viele den 10ten May 1701; und den 12ten kam ein sehr häßliches fliegendes Insect heraus, welches sie abzeichnete. Sie erkläret dessen Natur nicht weiter. In eben dem Teiche fand sie viele Frösche, grün und braun getüpfelt, welche zwey Ohren und eine kleine Kugel an der Spitze der Zehen einer jeden Pfote hatten. Diese zweyte Eigenschaft schien ihr ein sehr sonderbares Geschenk der Natur zu seyn, um ihnen nicht allein schwimmen, sondern auch im Schlamme gehen zu helfen. Diese Frösche werfen ihren Samen an den Rand der Teiche. Um die Verwandlungen zu beobachten, that sie diesen Samen auf einen Rasen in einem mit Wasser angefüllten Gefäße. Der Samen ist nur ein kleines schwarzes Korn mit einer Art von einem weißen Schleime umhüllet, welcher dem Korne so lange zur Nahrung zu dienen scheint, bis es die Gewalt erhalten hat, sich zu bewegen. Innerhalb acht Tagen bekömmt es einen Schwanz. Alsdann schwimmt es im Wasser. Einige Tage darnach bekömmt es Augen; darauf kommen die Hinterpfoten und acht Tage darnach die Vorderpfoten, welche aus der Haut zu gehen scheinen. So bald das Thier seine vier Pfoten hat: so fällt der Schwanz ab; und da es nun ein vollkommener Frosch ist, so geht es aus dem Wasser heraus und spatzieret auf dem Lande herum. Dieser Versuch erfordert, daß das Wasser und der Rasen von Zeit zu Zeit erneuert werden, und daß man Brodtkrümelchen in das Wasser werfe, so bald man ein wenig Bewegung an dem Korne merket [i]).

Wasserscorpion.

Frösche mit Ohren.

Auf einem Baume, welchen Commelin in seiner Anmerkung für den im dritten Theile des Hortus Malabaricus beschriebenen **Malakka Pela** hält, findet man eine grüne Raupe, welche sechs weiße Streifen auf jeder Seite hat, nebst einem schwarzen und runden Flecke auf jedem Gelenke, und auf dem letztern ein rothes Horn. In zwanzig Tagen kömmt aus seiner Bohne ein Nachtschmetterling, dessen Flügel aschfarben, schwarz und weiß gemarmelt sind. Er hat auf dem Leibe zehn orangefarbene Flecke. Sein Kopf ist mit einem langen rothen Rüssel versehen, dessen er sich bedienet, die Bluhmen auszusaugen. So sonderbar dieses Insect auch ist, so sah die Frau Merianinn doch mit mehrerm Erstaunen auf eben dem Baume andere mit weißem oder gelbem Haare ganz bedeckte Raupen, die eine Haut vollkommen wie Menschenhaut hatten. Sie sind so giftig, daß, wenn man sie nur ein wenig anrühret, die Hand mit großen Schmerzen aufläuft. Ob sie gleich vier Beine haben:

Sehr giftige Raupen.

[i]) Leeuwenhoek hat eben die Beobachtung in seinem Briefe vom 15ten des Herbstmonates 1699 a. d. 113 u. f. f. S. gegeben.

Insecten in Surinam.

haben: so ruhen sie doch auf ihren Gelenken, wenn sie kriechen. Das Bälglein, worinnen sie sich einschließen, besteht aus ihren Haaren. Es kommen nur schlechte kleine Fliegen heraus; und diese seltsame Verwandlung ist um so viel gewisser, weil die Frau Merianinn sie an vielen dergleichen Raupen für wahr befand. Eine andere, die auf dem Baume der süßen Bohnen gefunden wird, ist eben den Gesetzen unterworfen. Sie hat gelbe Haare auf dem Leibe und schwarze um den Kopf, deren sie sich beraubet, um sich ein aschfarbenes Bälglein von der Gestalt eines Eyes daraus zu machen. Wenn sie darinnen eingeschlossen ist: so verwandelt sie sich anfänglich in eine Bohne und drey Tage darnach in eine Fliege. Viele andere von eben der Art, welche eben die Veränderungen gelitten hatten, wurden Fliegen, deren Flügel braun und der Leib roth, grün, gold- und silberfarben geflecket war.

Kröten, die ihre Jungen auf dem Rücken tragen.

Bey einer Wasserpflanze, die eine Art von blaßrother Kresse ist, und gut zum Salate schmecket, fand die Merianinn eine Art von Kröten, deren Weibchen ihre Jungen auf dem Rücken tragen. Sie hat die Bärmutter selbst längst dem Rücken, und darinnen werden ihre Jungen empfangen. Wenn sie darauf das Leben erhalten haben: so öffnen sie sich einen Ausgang durch die Haut und kriechen eines nach dem andern heraus. Die Merianinn wollte sich in den Stand setzen, die Wahrheit einer so sonderbaren Eigenschaft für Europa zu bestätigen. Sie warf daher eine solche Mutter mit ihren Jungen, wovon einige schon mit dem Kopfe und andere mit halbem Leibe aus der Bärmutter waren, in Weingeist. Sie setzet hinzu, die Negern in der Colonie essen diese Kröten, und finden sie vortrefflich. Sie sind schwarzbraun. Ihre Vorderpfoten gleichen der Frösche ihren und ihre Hinterpfoten der Enten ihren.

Der große Atlas und seine Schönheit.

Im Jenner 1701 fand die Merianinn in einem Gehölze bey Surinam auf einer schönen rothen Bluhme von einem Baume, dessen Namen und Beschaffenheit ihr die Einwohner nicht sagen konnten, eine große Raupe von eben der Farbe, welche auf jedem Gelenke drey Körner wie blaue Korallen hatte, aus deren jedem eine schwarze Feder gieng. Sie schloß sich bald in ihr Bälglein ein und verwandelte sich in eine ganz seltene Bohne. Es kam ein vortrefflicher Schmetterling heraus. Die Hinterflügel waren unten schön blau und oben weiß und blau gestreifet, und mit braun untermischet. Die andern hatten drey schwarze, gelbe und braune Zirkel, die gleichsam vortrefflich geschmelzet waren. Die Holländer haben diesen schönen Schmetterling den **großen Atlas** genannt.

Eine von den größten Raupen ist diejenige, die man auf dem Cacaobaume findet. Die Merianinn nahm eine von einem gelblichen Grüne, die ganz mit spitzigen, unten grünen und gegen die Spitze zu gelben Haaren bedecket war. Aus ihrer Bohne kam ein großer rosenfarbener Nachtschmetterling, dessen Flügel unten zween große schwarz eingefassete weiße Flecken mit dreyen schwarzen Flecken in der Mitte hatten. Diese Art ist sehr giftig, und die Finger der Frau Merianinn, womit sie solche angefasset hatte, wurden ihr braun und blau, schmerzeten heftig, welcher Schmerz sich bald in die Hand und bis an den Ellbogen hinauf zog. Sie brauchete Scorpionöl, welches für ein gewisses Hülfsmittel wider die Stiche der meisten Insecten gehalten wird, und in weniger als einer halben Stunde war sie völlig geheilet. Eine andere Raupe, welche das Gras an dem Fuße eben der Pflanze fraß und von verschiedenen Farben mit schwarzen Streifen und Zirkeln war, gab eine sehr schöne graue und schön meergrüne Fliege, die mit silbernen Flecken gezieret, noch merkwürdiger aber wegen der Schwänze und dritten Flügel war, die sie an ihren Unterflügeln hatte.

Die Merianinn wird von einer Raupe vergiftet.


Zak-Rot od. Surinamische Ratte
Kröten mit Ente Füßen



Insecten in Surinam.

Unter denen Raupen, die man auf den Citronenbäumen findet, bedauret die Merianinn sehr, daß die Art derjenigen, welche einen gelben Rücken, rothen Bauch und auf dem Schwanze einen doppelten Streif haben, welcher eine Flamme machet, nicht gemeiner sey. Der Faden ihres Bälgleins ist eine Seide, die viel glänzender und dicker ist, als der Seidenwürmer ihre. Es hat viel Anscheinen, daß, wenn man ein Mittel fände, sie leicht zu erziehen, man vielen Gewinnst davon bekommen würde. Ihr Schmetterling ist sehr groß, goldfarben und roth, mit weißen Streifen über alle Flügel, deren jeder mit einem hellen und durchsichtigen Flecke wie das Glas gezieret, mit zweenen Zirkeln, einem weißen und einem schwarzen, umgeben ist. Weil dieser Fleck einem eingefaßten Spiegel sehr ähnlich ist: so haben die Holländer dieses Insect **Spiegeldrager** genannt.

Irrthum wegen des wandelnden Blattes.

Die Merianinn beobachtet, daß viele Reisebeschreiber in einen groben Irrthum gerathen sind, wenn sie geglaubet und so gar versichert haben, daß das Thier, welchem die Holländer in ihrer Sprache den Namen des **wandelnden Blattes** gegeben, auf einem Baume wüchse, wovon es als eine Frucht bey seiner Reife abfiele, damit es gleich anfinge zu gehen oder zu fliegen. Sie versichert, es komme aus einem Eye, wie die andern Insecten, deren Erzeugung sie in zweyen Worten erkläret. „Sie geschieht, saget sie, durch „die natürlichen Begattungen. Das Weibchen leget seine Eyer an solche Oerter, wo die „Jungen, welche daraus erwachsen sollen, ihre Nahrung finden können. Anfänglich sind „es Würmer oder Raupen, welche das Gras oder die Blätter fressen und davon wachsen. „Wenn sie ihre gehörige Größe haben: so spinnen sie und verwandeln sich in Bohnen, wel„che mehr oder weniger Zeit brauchen, um die ihnen zukommende Lebhaftigkeit zu erhalten. „Das Insect, welches aus diesen Bohnen heraus kömmt, ist feucht und in einander ge„schlungen; und nachdem es sich über eine halbe Stunde beweget hat, so fangen erst seine „Flügel, die nunmehr trocken geworden, an, sich auszubreiten und lassen einen vollkomme„nen Schmetterling sehen, der oftmals zehnmal größer ist, als die Bohne, aus welcher er „hervor gekommen„.

Natur dieses Insectes.

Das wandelnde Blatt ist nur eine Heuschrecke, welche eben so wächst. Diese Erkenntniß hat die Merianinn ihren Beobachtungen zu danken. Eines Tages überreichete ihr ihr Neger, welcher Befehl hatte, ihr alle die Würmer, die Raupen, und die andern Insecten zu bringen, die er in den Gehölzen fände, ein zusammen gelegetes Blatt. Sie öffnete es sehr geschickt, um in ihrer natürlichen Lage einige meergrüne Eyer von der Größe eines Corianderkornes darinnen zu finden. Wenig Tage darnach kamen kleine schwarze Ungezieser, wie Ameisen, heraus. Als sie wuchsen, so nahmen sie fast die Gestalt der Seekrebse an; und da sie ihre natürliche Größe erhalten hatten, so bekamen sie Flügel, ohne daß sie sich in Bohnen verwandelt hatten, wie die Schmetterlinge. Diese Flügel waren einem grünen Blatte ähnlich, und man sah eben die Fasern darauf, bey einigen sind sie hellgrün, bey andern dunkelgrün. Es finden sich so gar gemarmelte, graue und welche, die wie trockene Blätter aussehen. Wenn das Insect die Gestalt in seinem Neste angenommen hat, welches an einem Baumzweige hängt, so bedecket es sich daselbst ein wenig mit einer Art von Gewebe; darauf beweget es sich heftig, so lange bis seine Flügel frey werden. Alsdann fehlet ihm nichts mehr an seiner Lebhaftigkeit; es zerreißt sein Gewebe und fällt oder fliegt von dem Baume. Weil seine Flügel grün sind und die Gestalt eines Blattes haben: so haben sich die unwissenden Reisebeschreiber eingebildet, es sey von dem Baume hervorgebracht, von welchem sie es haben herunter fallen oder fliegen sehen.

Die

Insecten in Surinam.

Waldratten, die ihre Jungen tragen.

Die Merianinn sah und zeichnete eine von denen großen Waldratten sorgfältig ab, welche ihre Jungen auf dem Rücken tragen. Sie bringen gemeiniglich fünf oder sechse bey einem Wurfe. Ihre Farbe ist gelblich braun, außer dem Bauche, der bey ihnen weiß ist. Wenn sie herausgehen, um ihre Nahrung zu suchen: so folgen ihnen ihre Jungen. Bey ihrer Rückkehr aber oder wenn sie durch ein Geräusch erschrecket werden: so springen die Jungen auf den Rücken der Mutter, hängen sich mit ihrem Schwanze an ihren und werden also bis nach ihrem Aufenthalte getragen.

Verwandlung der Frösche in Fische,

Endlich endiget die Merianinn ihre Sammlung mit besonders merkwürdigen Zeichnungen und noch merkwürdigern Erklärungen aller Verwandlungen der Frösche in dem mittäglichen America. Sie zeiget anfänglich einen vollkommenen Frosch von einem grünlichen Gelb, welches etwas ins Braune fällt, auf dem Rücken und an den Seiten geflecket ist. Die Farbe des Bauches ist ein wenig blaß. Die Hinterpfoten sind der Enten ihren ähnlich, und die Vorderpfoten wie der ordentlichen Frösche ihre. Es finden sich viele in dem Flusse Surinam, vornehmlich in den Buchten Cornacciana und Pirica. Wenn sie zu ihrer natürlichen Größe gelanget sind: so fangen sie ihre Verwandlungen an. Es wächst ihnen unvermerkt ein kleiner Schwanz auf Unkosten ihrer Vorderpfoten, die nach und nach abnehmen, bis sie endlich ganz verschwinden. Eben das geschieht auch den Hinterpfoten, worauf sie kein Ansehen mehr von einem Frosche haben, welcher sich in einen Fisch verwandelt hat, wovon die Merianinn die Abbildung mit allen den Stücken dieser seltsamen Verwandlung giebt. Die Landeseingebohrenen und die daselbst wohnenden Europäer nennen diesen Fisch Jarkjes, und finden ihn so leckerhaft, daß sie ihn mit der Lamprete vergleichen, deren Geschmack er auch, ihrem Vorgeben nach, haben soll. Alle ihre Gräten, ohne die Rückgräte auszunehmen, sind zart, knorpelhaft und durch gemäße Gelenke abgetheilet. Seine Haut ist sanft und mit kleinen Schuppen bedecket. Kleine sehr zarte Floßfedern, die ihm statt der Pfoten dienen, welche er verloren hat, erstrecken sich hinten vom Kopfe an bis an den Schwanz und von da bis mitten an den Bauch. Es verändert sich auch seine Farbe, und was dunkelbraun war, wird grau.

ist der europäischen Frösche ihrer entgegen.

Diese Verwandlung bemerket die Frau Merianinn ist der Frösche in Europa ihrer zuwider, welche sie auch auf eben der Platte vorstellet. Sie setzet die Zeit derselben in dem März- und Aprilmonate fest, wenn der Frühling anfängt, der Luft mehr Wärme zu geben. Alsdann suchen die Frösche von beyderley Geschlechtern einander und begatten sich in den Teichen und Morästen. Wenn sie ihren Samen ausgeworfen haben, so koachzen und hauchen sie darüber, bis sie ihn erwärmen. Diese klebrichte Materie verdicket sich, und man sieht darinnen auf allen Seiten Augen erscheinen. Sie bekömmt von der Sonne das Leben. Bald erlanget jedes schwarze Auge eine Art von Bewegung und scheint gleichsam ein kleiner sehr schwarzer Fisch zu seyn, welcher von Tage zu Tage größer wird. Er bekömmt hinten zwo Pfoten. Acht oder zehn Tage darnach würde man ihn für einen kleinen Fisch halten, welchem die Natur zwo Pfoten gegeben hätte. Darauf kömmt eine Vorderpfote heraus, und man sieht, daß die andere auch heraus kommen will, indem sie nur durch eine sehr dünne Haut so lang zurück gehalten wird, bis sie Stärke genug hat, durchzubrechen. Wenn sich die vier Pfoten zeigen, so sieht man den Kopf und die wahre Gestalt eines Frosches. Der Schwanz verschwindet gleichwohl nur erst stufenweise. Endlich bleibt nur noch eine sehr kleine Spitze davon, welche einen vollkommenen Frosch sehen läßt, wenn sie abge-

N°. 8.



Verwandlungen der americanischen Frösche.
Verwandlungen der europæischen Frösche.



abgefallen ist. Die Zeit läßt ihn nach eben dem Verhältnisse wachsen; und nach und nach nimmt er auch endlich die natürliche Gestalt seiner Art an.

Insecten in Surinam.

Salvegarde eine Art von Schlangen.

Uebrigens gesteht die Frau Merianinn, daß sie diese Anmerkungen, vornehmlich diejenigen, welche die aus Fischen gebildeten Frösche und die aus Fröschen gebildeten Fische betrifft, dem Herrn Seba zu danken habe. Es scheint, daß sie sich nicht getrauet habe, sich mehr auf ihre Erkenntniß von einer Gattung Schlangen zu verlassen, die sich in den surinamischen Wäldern finden und welche die Holländer Salvegarden nennen. Sie unterscheidet sie nicht allein von der Eidechse, weil sie weit größer ist; sondern auch von der Iguana, deren Größe sie nicht hat, und von dem Kaymane, dem sie nicht an Gefräßigkeit gleicht. Ihre Schuppen sind dünn und glatt. Sie kömmt aus einem Eye, wie alle Eidechsen, und ihr Trieb treibt sie, die Eyer der Vögel zu verzehren. Die Frau Merianinn erschrack mehr als einmal, daß sie eine Salvegarde an diesem Raube in ihrem Hofe hängen fand. Allein, ob sie sich gleich auch von Aase nähren: so thun sie doch den Menschen nichts. In ihrer Jugend klettert sie auf die Bäume, um daselbst Eyer in den Nestern zu suchen. Die Art und Weise, wie sie ihre leget, gleicht der Kaymanen ihrer, das ist, sie gräbt sie in den Sand am Ufer eines Flusses und läßt sie von der Sonne ausbrüten. Sie sind von der Größe eines Ganseeyes, aber etwas länger; und die Indianer machen keine Schwierigkeit, sie zu essen. Nach dieser Erklärung aber, welche in zwoen Abbildungen wiederholet worden, meldet die Frau Merianinn, daß ihr die Erfahrung und die Erkenntnisse fehlen, um die Natur des Thieres selbst zu erklären.

Sie redet mit mehr Vertrauen von den Fröschen in Asia und Africa, ob sie gleich niemals die Reise nach diesen beyden großen Ländern gethan hat. Man würde wünschen, daß sie wenigstens ihre Gewährsleute angeführet hätte. Da aber das Stillschweigen davon ihre gute Treue und Glauben bey der Welt nicht verdächtig gemacht hat: so glaubet man, hinzusetzen zu dürfen, der Unterschied unter den europäischen und asiatischen und africanischen Fröschen bestehe nur in der Farbe und der Größe; das ist, so viel man aus ihrer Erzählung urtheilen kann, die unserigen sind nicht so groß und nicht so braun. Sonst sind ihre Erzeugung und ihr Wachsthum einerley. Die asiatischen und africanischen bekommen Hinterpfoten, da sie alsdann den europäischen Fröschen ähnlich sehen. Darauf kömmt die linke Vorderpfote heraus. Die andere fängt nur erst an: sie bricht aber bald die Haut durch und zeiget sich auch ihrer Seits. Der Schwanz verkürzet sich nach und nach und verschwindet endlich ganz. Die Frau Merianinn ist nur wegen eines einzigen Punctes verlegen, wovon sie hat vorher sehen müssen, daß es alle ihre Leser eben so wie sie es seyn würden; nämlich, daß man gern wissen möchte, ob die Frösche in Asia und Africa wieder Fische würden, so wie die Frösche in dem mittäglichen America.



Raleigh 1595.

Das X Capitel.

Reisen auf dem Orinoko und weiter an den Küsten von Südamerica.

Einleitung.

Wir kommen hier wieder in den natürlichen Lauf dieses Werkes, in dem wir zu den Berichten von Guiana schreiten, nachdem wir mit unsern Reisenden alle südlichern Gegenden durchstrichen sind. Wenn diejenige, wohin wir gehen wollen, uns keine große Niederlassungen darbeut: so machen die Verlassung selbst, worinnen sie geblieben ist, und die Schwierigkeiten, welche den ersten Eifer der Europäer erkältet haben, eine um so viel wichtigere Materie daraus, da man noch nicht begreift, was doch diejenigen, die sich mit der größten Hoffnung daselbst niederzulassen unternommen haben, auf einmal in die Gleichgültigkeit und Unthätigkeit gestürzet hat. Das Innere von Guiana wird heutiges Tages nicht häufiger besuchet, und ist vielleicht noch nicht besser bekannt, als es vor zweyhundert Jahren war. Einige Missionarien haben ihre evangelischen Bothschaften dahingerichtet; allein, mit so weniger Ordnung bey ihrem Wege und bey ihren Beobachtungen, daß man fast keine Erläuterung aus ihren Tagebüchern erhalten kann. Sie nennen Oerter, deren Lage sie nicht bemerken, sie gehen auf gut Glück weiter, ohne die Augen um sich herum zu werfen. Man leget mit dem P. Grillet und dem P. Bechameil *k)* zweyhundert Meilen zurück, und man hat nichts weiter davon, als die Beschwerlichkeit, daß man ihnen gefolget ist. Andere, von denen man einige sehr kurze Berichte in der Sammlung der erbaulichen Briefe findet, halten sich nur bey der Erzählung von ihren Missionen auf, und glauben, es sey schon genug, wenn sie einige Kirchen nennen, die sie in diesen Ländern angelegt haben, ohne daß sie uns ihre Lage melden. Mit einem Worte, man erkennet an ihnen die rühmliche Neugierde nicht, die sie in andern Ländern mit den Pflichten ihrer Verrichtung zu verbinden wissen, und welche gemacht hat, daß sie den menschlichen Wissenschaften eben so viele Dienste geleistet haben, als der Religion.

Um die Unfruchtbarkeit der heutigen Kenntnisse von dem Innern von Guiana zu ersetzen, will man, ungeachtet des Gesetzes, das man sich aufgeleget hat, die meisten Reisebeschreibungen in dem Texte zusammen zu bringen, dennoch zwo davon ausnehmen, wovon die erste einen angesehenen Namen führet. Der Ritter Walther Raleigh ist wegen seiner Verdienste, seiner Unternehmungen und seines unglücklichen Endes auf gleiche Art berühmt. Er hatte sich vorgesetzet, durch neue Entdeckungen einen Theil von dem Ruhme der Krone Spanien auf sein Vaterland zu bringen; und man wird seine Absichten bald von einer andern Seite mit mehrerm Erfolge erfüllet sehen. Doch man muß ihn selbst die Erklärung davon thun lassen.

Der

k) Ihr Bericht findet sich hinter dem Berichte des Acunja von den Amazonenflusse in Gomberviles französischen Uebersetzung.

Raleigh 1595.

Der I Abschnitt.

Sir Walther Raleighs Reise auf der Guiana.

Raleigh begiebt sich nach der Dreyeinigkeitsinsel. Deren Eigenschaften. Die Spanier sind wegen seiner Ankunft unruhig. Doppelte Absicht seiner Reise. Er wird verstärket; verläßt die Dreyeinigkeitsinsel. Berro Nachricht von Guiana. Raleigh eröffnet ihm seine Absichten. Seine Maaßregeln, dahin zu gelangen. Er läßt eine Galeasse bauen; Mündung des Orinoko. Großes Bette desselben. Schwierigkeit ihn hinaufzufahren. Wilde an demselben. Raleighs Weisheit sie zu lenken. Lauf des Orinoko. Fernere Schiffahrt der Engländer. Ebenen Saymas. Gebirge Arvami und Aio: Nachrichten, die Raleigh erhält. Die Engländer kommen an den Fluß Caroli. Sie gehen zurück nach Osten. Raleigh unterredet sich mit dem Cacique Topiariri. Haß desselben wider die Spanier. Topiauri machet einen Vergleich mit Raleigh, der ihm zween Engländer da läßt, und ein goldfarbenes Gebirge besuchet. Was er darinnen wahrnimmt. Flüsse des Landes. Raleigh fährt den Orinoko weiter hinunter. Seine Anmerkungen wegen der Yncae an der Guiana. Sein Urtheil von diesem Lande. Zeugnisse davon. Domingo de Vera nimmt Besitz von der Guiana; seine großen Hoffnungen schlagen fehl. Einleitung zur folgenden Reisebeschreibung. Gedicht zu Raleighs Ehren.

Dieser berühmte Reisende gieng den 6ten des Hornungs 1595 aus England ab *l*). Er giebt nicht die geringste Kenntniß von der Anzahl seiner Schiffe, ob man gleich aus der Folge urtheilen kann, er sey nicht allein unter Segel gegangen. Eine Fregatte von Plymouth, der Hauptmann **Preston** und die andern, saget er, verließen ihn oder wurden verschlagen und ließen vergebens auf sich warten. Er hatte zur ganzen Gesellschaft nur eine Barke, welche der Hauptmann **Crosses** führete.

Raleigh begiebt sich nach der Dreyeinigkeitsinsel.

Wir wollen aber alles das fahren lassen, was nicht so wichtig zu seyn scheint, als seine Unternehmung. Den 23sten März kam er an der Dreyeinigkeitsinsel an. Er warf daselbst Anker an der Spitze **Curiapan**, welche die Spanier **Punta del Gallo** nennen, und deren Lage acht Grad Norderbreite ist. Nachdem er daselbst vierzig Tage ohne einige Verbindung mit den Spaniern und den Indianern des Eylandes zugebracht, die von den erstern gefürchtet wurden; so wie sie bey den Indianern gefürchtet genug waren, daß sie ihnen alle Gemeinschaft mit ihm untersagen konnten: so gieng er weiter nach einem Orte der Küste, den er nur durch den indianischen Namen **Parico** zu erkennen giebt, und welcher ihm wüste zu seyn schien. Von da begab er sich nach einem Orte, den die Indianer **Piche** und die Spanier **Tierra de Bray** nennen. Er fand daselbst viele Bäche süßes Wassers, welche in ein salzichtes Wasser fielen, das er für einen Fluß hielt, der mit Bäumen besetzet war, deren Aeste so niedrig waren, daß sich die Austern daran hängen, und daß man sie als eine Art Früchte davon abnehmen kann. **Tierra de Bray** bringt ein vortreffliches Theer hervor; welches die Engländer versucheten und für unvergleichlich besser achteten, als das nordische. Es schmelzt an der Sonne nicht, welches ein überaus großer Vortheil für die mittäglichen Länder ist. Raleigh legete sich darauf unter **Anna Perima** vor Anker, von da er nach **Rio Carone** gieng, in der Absicht, unvermerkt bis nach **Puerto de los Hispaniolos** zu kommen.

Unterschiedene Theile der Insel.

Die Gestalt der Dreyeinigkeitsinsel schien ihm wie die Gestalt eines Hirtenstabes zu seyn. Dieses Eyland ist an der Nordseite erhaben. Das Erdreich desselben ist sehr gut, und

Ihre Gestalt und Eigenschaften.

l) Seine Nachricht nimmt in Hackluyts Sammlung 33 Folioseiten ein, das Schreiben und den Bericht an den Leser mit begriffen. a. d. 62 S.

Raleigh. 1595.

und geschickt, Zucker, Ingwer, Toback und dergleichen darauf zu pflanzen. Es hat verschiedene Arten von Thieren, vornehmlich eine Menge wilder Schweine. Fische, Vögel und Früchte sind daselbst in großem Ueberflusse, und die Spanier gestunden Raleighen, es fände sich Gold in den Flüssen. Der alte Namen der Insel ist Cairi: die indischen Einwohner ihrer verschiedenen Theile aber waren damals durch verschiedene Namen von einander unterschieden. Die bey Parico hießen Jaioer; die bey Carao, Arvacaer; die zwischen Carao und Curiadau Salvojoer; die zwischen Carao und Punta Galera Nepojoer u. s. w.

Unruhe der Spanier bey Raleighs Ankunft.

Da die Engländer bey Puerto de los Hispaniolos vor Anker legeten: so nahmen sie einen Haufen Spanier wahr, die an der Küste Wache hielten, und sie anfänglich einluden, sich zu nähern. Raleigh schickete ihnen den Hauptmann Whidon, gegen den sie eine große Begierde bezeugeten, mit ihnen zu handeln, und aufrichtig dabey zu verfahren. Diese scheinbare Freundschaft aber kam nur von dem Mistrauen auf ihre Kräfte her. An eben dem Tage gaben zween Indianer, welche in einem sehr kleinen Canote an Bord kamen, den Engländern von dem Zustande der Insel und der Entfernung des Hauptsitzes der Spanier, welcher St. Joseph hieß, Nachricht. Darauf kamen einige Kaufleute der Pflanzstadt, unter dem Vorwande Zeuge und andere Waaren zu kaufen, und beobachteten, wie stark die Engländer wären. Ihnen wurde höflich begegnet: Raleigh aber hatte auch andere Absichten. „Ich wollte, saget er, von ihnen selbst Nachrichten von dem Theile des festen Landes einziehen, welches nach der Insel zu sieht; und ungeachtet ihrer Verstellung schien es doch, daß sie mir alles sageten, was sie davon wissen konnten; „weil ich ihnen reichlich Wein einschenken ließ, den sie lange nicht getrunken hatten. Mitten unter dieser Freude rühmeten sie nicht allein die Guiana und ihren Reichthum, sondern sie machten auch keine Schwierigkeit, mir die besten Wege dahin zu berichten. Ich für mein Theil aber sagete ihnen meinen Vorsatz gar nicht, sondern stellete mich, als ob meine Schiffahrt eine ganz andere Absicht hätte; und ich gab ihnen zu verstehen, ich hätte bey der Dreyeinigkeit nur angeleget, um Erfrischungen einzunehmen„.

Seine Verstellung.

Doppelte Absicht seiner Reise.

Indessen wurde Raleigh nur durch zween Gründe aufgehalten, worunter der vornehmste derjenige war, den er so sorgfältig verhehlete; und der andere war die Hoffnung, sich an dem Statthalter zu St. Joseph, Don Anton Berreo, zu rächen, welcher das Jahr vorher dem Hauptmanne Whidon acht Mann entführet hatte. Er wußte, daß Berreo eine Reise auf dem Orinoko gethan, daß er die Eroberung von Guiana versuchet hatte, und daß er sich vorsetzete, sein Unternehmen zu erneuern, da es ihm das erstemal fehl geschlagen war. Er vernahm gar bald von einem Caciquen der nordlichen Theile der Insel, daß dieser Feind der Engländer wirklich in dem Fort St. Joseph wäre, daß er zu Margarethen und an der Küste von Cumana Soldaten werben ließ, um sie zu überfallen; daß er den Indianern des Eylandes bey Lebensstrafe verbothen, den geringsten Umgang mit ihnen zu haben; daß er, um diese unglücklichen Indianer unter dem Joche zu erhalten, viele alte Caciquen gefangen nehmen, und in Bande legen lassen; daß er von Zeit zu Zeit brennendes Speck auf ihre Haut träufeln ließ. Diese letztern Nachrichten und was Raleigh schon vorher von dem Zustande der Insel erfahren hatte, bewogen ihn, seine Rache nicht zu verschieben. Gleich in der folgenden Nacht, ließ er den Hauptmann Calfield mit sechzig Soldaten abgehen. Er folgete ihm selbst an der Spitze eines andern Haufens, und sie griffen den Platz so heftig an, daß er sich noch vor Tage ergab. Sie fanden

Berreo, span. Statthalter der Insel, und Feind der Engländer.

den fünf halb todte Caciquen in Banden, und unter der Marter, denen sie die Freyheit gaben; und alle Einwohner erfuhren eben die Gelindigkeit. Berreo aber wurde mit seinen Leuten gefangen genommen und an Bord geführet.

Raleigh. 1595.

wird gefangen genommen.

Den Tag nach dieser Unternehmung kamen zwey englische Schiffe, welche von den Hauptleuten **Gifford** und **Keymis** geführet wurden, zu **Puerto de los Hispaniolos** an. Es wurde ein großer Rath unter den Befehlshabern wegen Raleighs Verhaben gehalten, und darauf alle Caciquen, die den Spaniern feind waren, zusammen berufen; denn es fanden sich einige darunter, die dem Berreo ergeben waren, und viel beygetragen hatten, daß er sich in der Insel setzen können. Diejenigen, welche sich nicht weigerten, an Bord zu kommen, wurden mit Achtung angesehen. „Ich meldete ihnen, saget Raleigh, „durch meinen Dolmetscher, ich wäre der Unterthan einer höchstmächtigen Königinn, die „mehr Caciquen unter ihrer Herrschaft hätte, als man Bäume in der Insel sähe. Diese „große Prinzessinn, setzete ich hinzu, ist eine Feindinn der Spanier, wegen ihrer Tyranney. Sie hat alle an ihre Staaten gränzende Völker und die nordlichen Theile der Welt „davon befreyet. Sie schicket mich auch her, euch von diesem Joche los zu machen, und „euer Vaterland wider die unrechtmäßigen Besitznehmungen zu vertheidigen. Darauf „überreichete ich ihnen das Bildniß der Königinn Elisabeth. Sie bewunderten es, und „küsseten es. Ich hatte viel Mühe, sie abzuhalten, daß sie es nicht anbetheten. In der „Folge wandte ich eben das Mittel bey denen Völkern an, wo ich durchgieng; und diese „Methode m) gelang mir so gut, daß sie die Königinn noch unter dem Namen **Ezrabeta Cassipuna aquereruna**, das ist, **Elisabeth, unumschränkte und allermächtigste Caciquinn**, kennen.

Raleigh wird verstärket.

Verbindet sich mit den Indianern.

Die Engländer verließen darauf Puerto de los Hispaniolos, und kehreten mit ihren Gefangenen nach Curiapan zurück. Berreo, den sie eifrig befrageten, gab ihnen Antworten, welchen sie nicht recht traueten. Indessen änderten sie doch ihre Gesinnung gegen ihn, da sie erkannt hatten, daß er ein Edelmann aus einem guten Hause wäre, welcher seinem Könige in den italienischen und niederländischen Kriegen lange Zeit gedienet hatte. Raleigh fand, daß er viele Verdienste besaß; und da er ihm nur seine Grausamkeit vorzuwerfen hatte, so begegnete er ihm als einem Edelmanne, saget er. Er hatte sich mit des **Gonzales Ximenes von Casada** Tochter vermählet, welcher vor ihm, aber mit eben so wenigem Erfolge, versuchet hatte, in Guiana zu dringen, und welcher in den letzten Augenblicken seines Lebens ihn mit einem Eide hatte versprechen lassen, er wollte bis an sein Ende das Vorhaben dieser Unternehmung fortsetzen. Berreo schwur es den Engländern zu, es kostete ihm schon dreyhundert tausend Ducaten, und machete ihnen eine Erzählung davon, welche Raleigh hurtig aufschrieb.

Er verläßt die Dreyeinigkeitsinsel.

Berreo hatte anfänglich den Fluß **Cassanar** gesuchet, welcher sich in den Fluß **Pato** ergießt, so wie dieser in den **Meta** und der **Meta** in den Orinoko fällt, welcher bis dahin **Baraquan** heißt. Er hatte über fünf hundert Seemeilen zurück gelegt, ohne einen Weg zu finden, wodurch man hinein kommen könnte; und da er mehr verdrießlich, als ermüdet war, so hatte er seinen Weg durch das neue Königreich Grenada genommen, worinnen seiner Frauen Güter lagen. Als er zu seinem Unternehmen abgieng: so bestund sein Ge-

Nachricht des Berreo von seiner Entdeckung der Guiana.

m) Er hatte nicht die Ehre, solche erfunden zu haben. Man hat im XI Bande dieser Sammlung gesehen, daß Drake eben das gethan, nachdem er Neu Albion entdecket hatte.

Raleigh. 1595.

Gefolge aus siebenhundert Pferden, und einer großen Anzahl indianischer Sclaven beyderley Geschlechtes *n*).

Nach Raleighs Nachrichten hat der Fluß Cassanar seine Quelle in den an Tunia liegenden Gebirgen, woraus auch der Pato entspringt. Der Meta, welcher sie beyde einnimmt, kömmt aus den an Pampelune liegenden Gebirgen. Der **Meta** und die **Quaiare** kommen aus den Gebirgen Timanga, verlieren beyde ihren Namen in **Baraquan**, welcher nicht lange darnach anfängt, den Namen **Orinoko** zu führen. Der Rio grande nimmt seinen Lauf von der andern Seite der Gebirge Timana, und vereiniget sich bey St. Martha mit dem Meere. Als Berreo über den Cassanar gegangen war: so kam er an das Ufer des Meta; und da er seine Leute längst demselben hingehen ließ, so führete er sie nach dem Baraquan: Die Geschwindigkeit dieses Flusses aber, sein Sand und die Felsen, womit er durchschnitten ist, macheten, daß ein Theil von seinen Barken scheiterte, und viele Menschen umkamen. Er schweifete ein ganzes Jahr umher, ohne daß er den Weg nach Guiana finden konnte. Endlich begab er sich an das Ende des Amapeia, über welchen er nicht ohne Schwierigkeit gieng, und der Fluß **Karl** begränzete seinen Lauf.

Die Indianer von Amapeia hatten ihm Guiana sehr gerühmet. Die Provinz, welche er **Amapeia** nennet, ist an dem Orinoko. Er verlor daselbst sechzig von seinen besten Soldaten, und fast alle seine Pferde. Nachdem er daselbst drey Monate zugebracht hatte, ohne diese Völkerschaft zu Paaren treiben zu können: so machete er mit ihnen eine Art von Stillestande, wodurch er von den Caciquen fünf Bilder von reinem Golde, und verschiedene sehr artige Werke erhielt. Die Geschicklichkeit dieser Völker, ohne das geringste eiserne Werkzeug, in Gold zu arbeiten, wobey sie den Beystand nicht haben, welcher unsern Goldschmieden diese Arbeit erleichtert, verdienet viel Bewunderung. Die Indianer aus Amapeia, von denen Berreo dieses Geschenk empfing, nennen sich Anabaer, und sind zwölf englische Meilen von dem Orinoko entfernet. Von ihren Wohnungen sind nicht weniger, als achthundert, bis an die Mündung dieses Flusses. Diese Provinz ist niedrig und sumpficht. Ihre Moräste, welche durch die Austretungen des Flusses gebildet werden, enthalten röthliche und ungesunde Wasser voller Würmer, Schlangen und andere Ungeziefer. Sie verursacheten den Spaniern verdrießliche Dyssenterien, deren Gefahr sie nicht kannten. Ihre meisten Pferde wurden anfänglich vergiftet; und da die Menschen nicht besser widerstehen konnten, so sahen sie sich von siebenhundert auf sechs und zwanzig gebracht. Die Indianer, welche die übelen Eigenschaften ihrer Gewässer wohl kennen, bedienen sich derselben dennoch beständig. Sie haben aus der Erfahrung gelernet, daß sie die Mittagsstunde wählen müssen, wenn sie welches schöpfen wollen. Die Hitze der Sonne machet es alsdann trinkbar: es verändert sich aber darauf; und es ist niemals schädlicher, als um Mitternacht. Die Flüsse des Landes empfinden auch eben die Veränderungen. Berreo gieng im Anfange des Sommers aus Amapeia ab, um einen Eingang in Guiana durch die mittäglichen Gränzen zu suchen. Seine Bemühungen waren vergebens. Un-

n) Raleigh versprach in der Nachricht, die er zu Londen ausgehen ließ, eine Karte von dem Lande, welche den Lauf aller Flüsse, den Weg des Casada, des Berreo und seinen eigenen enthalten sollte. Man weis nicht, ob er sie herausgegeben hat. Er setzet hinzu, die Franzosen hätten sich auch schon bemühet, die Länder zu entdecken, aber vergebens, weil sie nicht den guten Weg nähmen. Sie suchen ihn, saget er, durch den Amazonenfluß, wohin sie häufige Reisen thun, Gold zu hohlen. Sie werden ihn von dieser Seite niemals finden. Raleigh redet bey dieser Gelegenheit von den Amazonen, und glau-

Raleigh. 1595.

Unersteigliche Gebirge, die sich von Osten des Orinoko bis nach Quito erstrecken, verschlossen ihm den Weg. Ueber dieses hatten seine Leute, die viel Beschwerlichkeit und Elend ausgestanden, unaufhörlich mit wilden Völkern zu streiten, welche geschworene Feinde der Spanier waren. Er versicherte die Engländer, er wäre wohl über hundert große Flüsse gegangen, welche in den Orinoko fallen: er wußte aber deren Namen und Lauf nicht, weil er seine Dolmetscher verloren hatte, und nichts von den Sprachen des Landes verstund; und es ihm über dieses an Wissenschaft und Kenntnissen fehlete, so daß er nicht einmal Osten von Westen unterscheiden konnte. Raleigh, welcher sich dieses Beyspieles zu Nutze machete, verschaffete sich einen aus Guiana gebürtigen Dolmetscher, welcher einige von den verschiedenen Sprachen dieser Völker kannte, und ihm wichtige Dienste leistete. Er ließ die ältesten Indianer aufsuchen, welche in denen Streifereyen am geübtesten waren, die in allen diesen Ländern gewöhnlich sind. Seine beständigen Fragen macheten, daß er eine ziemliche weitläuftige Erkenntniß von den Flüssen und Provinzen, von dem Nordmeere an bis an die Gränzen von Peru, und von dem Orinoko bis an den Amazonenfluß erlangete. Er lernete auch ihre Regierungsform und ihre Gebräuche kennen, welche Kenntniß, saget er, unumgänglich ist, weil diese Völker unaufhörlich mit einander im Kriege liegen, und man ihre Freunde und Feinde wohl unterscheiden muß, um sich ihrer Zuneigungen und ihres Hasses zu Nutze zu machen; wie Ferdinand Cortez und Franz Pizarro, welche dieser List ihre Eroberungen zu danken hatten.

So verdrießliche Hindernisse macheten, daß Berreo alle Hoffnung fahren ließ, in seiner Unternehmung glücklich zu seyn. Indessen hatte er dennoch das Herz, bis in die Provinz Emeria gegen die Mündung des Flusses zu dringen, woselbst er Völker von einer sanften Gemüthsart und Lebensmittel im Ueberflusse fand. Ihr vornehmster Cacique hieß Carapana, ein weiser Greis, von einem muntern und gesunden Wesen, und einer langen Erfahrung. Dieser indianische Herr, welcher nicht weniger, als hundert Jahre hatte, war in seiner Jugend auf der Dreyeinigkeitsinsel gewesen, wo ihn die Handlung der Spanier den Unterschied der Nationen und der Menschen kennen gelehret hatte. Er liebete den Frieden, welches mehr beytrug, als die Fruchtbarkeit der Felder, daß in seinem Lande durch die Handlung, die er mit seinen Nachbarn unterhielt, der Ueberfluß herrschete. Berreo brachte über fünf Wochen in den Wohnungen des Carapana zu, nicht so wohl, um sich zu erquicken, als vielmehr neue Hoffnung zu fassen, welcher er nicht entsagen konnte. Es blieben ihm aber nur so wenig Leute übrig, daß er endlich seinen Vorsatz bis auf das folgende Jahr verschob, in der Absicht, richtigere Maaßregeln zu fassen, und eine Verstärkung aus Spanien zu erwarten.

Er schiffete sich auf einem Canote an der Mündung des Orinoko ein, um nach der Dreyeinigkeitsinsel zu gehen. Von da gieng er, nachdem er sich nach der Küste von Paria begeben hatte, nach Margarethen, wo er seine Entdeckungen dem Statthalter dieser Insel, Don Juan Sarmiento, erzählete. Sarmiento, welcher von dem Reichthume des Landes Gui-

glaubet, daß sie wirklich da sind. Ein Cacique versicherte ihn, diese kriegerischen Weiber wohneten gegen Süden des Orinoko, in der Provinz Topanzo; ihre vornehmste Stärke wäre in diesen Eylanden; sie sähen keine Mannspersonen, als nur einmal des Jahres, und solches zwar einen Monat lang. Das sind nicht die Berge, wo sie nach allen denen Zeugnissen, wovon man in dem Auszuge aus des Herrn de la Condamine Nachricht geredet, ihren Aufenthalt haben sollen, wie er zu glauben scheint.

Raleigh. 1595.

Guiana gerühret war, gab ihm funfzig Mann, und ließ ihn versprechen, er wollte so gleich wieder zu dem Carapana zurück zu gehen, um daselbst neue Eröffnungen zu suchen. Berreo aber, welcher sich nicht für stark genug hielt, begnügete sich nur, wieder nach der Dreyeinigkeitsinsel zurück zu gehen, von da er seinen Lieutenant und einige Soldaten nach dem Cacique schickete, mit dem Befehle, allen ihren Fleiß anzuwenden, sich die entferntesten Indianer zu Freunden zu machen. Carapana empfing die Abgeordneten wohl, und ließ sie zu einem andern Caciquen, Namens **Morquito**, führen, nachdem er sie versichert hatte, es wäre niemand fähiger, ihnen wegen Guiana gute Nachrichten zu geben. In der That hatte auch **Morquito**, einer von den mächtigsten Caciquen des Landes, große Handlungsbekanntschaften. Da er aber zu den Spaniern nach Cumana gereist war: so hatte er sich mit dem Statthalter dieser Provinz, **Vides**, in Freundschaft eingelassen, welcher auf des Caciquen Erzählungen nach Spanien geschickt, und um die Erlaubniß und nöthigen Beystand ansuchen lassen, die Eroberung von Guiana zu versuchen. Vides wußte damals von des Berreo Unternehmung noch nichts. Er hatte sie aber kaum erfahren: so wandte er alles an, sie zu hintertreiben; und diese beyden spanischen Befehlshaber fasseten einen tödtlichen Haß wider einander. Man weis nicht, was für Antheil Vides an des Morquito Aufführung gehabt hat. Dieser Cacique aber, welcher des Berreo Soldaten erst gütig aufnahm, ließ sie alle umbringen, einen ausgenommen, welcher das Glück hatte, sich zu flüchten, indem er über einen Fluß schwamm. Berreo unternahm so gleich, den Tod seiner Leute zu rächen. Er ließ alles dasjenige, was er von Truppen zusammen bringen konnte, in die Provinz Aromaja, welche des Morquito seine war, marschiren. Der Cacique, welcher über den Orinoko und durch die Länder der Saymaer und Urikirier gieng, begab sich geschwind nach Cumana, wo er sich unter des Vides Schutze in Sicherheit zu seyn glaubete. Berreo ließ ihn im Namen des Königes, als einen treulosen Mörder, abfordern, welcher bey den Spaniern ein Abscheu seyn müßte; und da sich Vides nicht getrauet hatte, es abzuschlagen, ihn in seine Hände zu liefern: so ließ er ihn hinrichten.

Die Truppen des Berreo verheereten nichts destoweniger die Provinz Aromaja, und macheten eine Menge Gefangene, worunter sich **Topiavari**, des Morquito Oheim, befand. Dieses war ein Greis, der weit über hundert Jahre alt war. Er wurde mit Ketten beleget, und lange Zeit in diesem Zustande fortgeschleppet, um den Spaniern zum Wegweiser zu dienen. Endlich kaufete er sich durch hundert Goldplatten los. Die Strafe des Morquito hatte die Indianer sehr erbittert. Sie brachte den Berreo um die Verbindungen, die er mit dem Carapana angefangen hatte. Da aber der glückliche Erfolg seiner Truppen und das Gold des Topiavari nur die Leidenschaft vermehrete, die er hatte, nach Guiana zu gehen: so entschloß er sich, nichts zu sparen, um sich in den Stand zu setzen, seine Waffen mit gutem Glücke dahin zu bringen. Aller Reichthum, welchen er durch Plünderung oder durch Auslösung erworben hatte, wurde nach Spanien geschickt, in der Hoffnung, so viel Gold würde die Begierde seiner Landesleute anflammen, und er würde zur Ausführung seiner großen Absichten, Soldaten genug bekommen. Er schickete so gar dem Könige verschiedene Geschenke von Menschen, Thieren, Vögeln, und Fischen von gediegenem Golde. Seine Anforderungen waren um so viel scheinbarer, weil die Schätze, die er versprach, und wovon er gleichsam eine Probe schickete, wenig Mühe kosteten, zu sammeln; da es hingegen in den andern americanischen Ländern unermeßliche Arbeiten, und einen

einen unendlichen Aufwand kostete, das Gold aus den Bergwerken zu ziehen. Zu gleicher Zeit gab er seinem Sohne, den er in Neugrenada gelassen hatte, Befehl, ihm Verstärkung zu schicken, deren Marsch er einzurichten nicht vergaß. Sie sollte in die Provinz Emetia gehen, und den Ufern des Orinoko folgen. Dieses waren seine Absichten und Hoffnung, als er in die Hände der Engländer gerieth.

Raleigh. 1595.

Nachdem Raleigh diese Nachrichten von ihm erhalten hatte: so meldete er ihm, er hätte eben den Vorsatz gefasset, das ist, er war entschlossen, nach Guiana zu gehen, und nur in dieser Absicht nach der Dreyeinigkeitsinsel gekommen. „Er mußte mich für aufrichtig „halten, weil ich das Jahr vorher, und eben zu der Zeit, da er sich große Bewegungen „machete, einen von meinen Befehlshabern abgeschicket, sich zu erkundigen, wie es stün„de, und er bey dieser Gelegenheit dem Hauptmanne Whidon zehn Engländer entführet hat„te. Indessen schien doch meine Erklärung ihm einen heftigen Unwillen zu verursachen. „Darauf verabsäumete er nichts, mich von meinem Unternehmen abzuziehen. Er stellete „mir die Gefährlichkeiten und Beschwerden vor, in welche ich mich einlassen würde; meine „Schiffe könnten nicht in den Fluß einlaufen, oder würden durch die Sandbänke und Un„tiefen aufgehalten werden, wovon seine Canote ein gewisses Zeugniß waren, weil sie oft„mals auf den Grund gestoßen, da sie doch kaum zwölf Zoll tief im Wasser gegangen; „die Indianer würden sich hüten, mir entgegen zu kommen, und sich tiefer in das Land „begeben; und wenn ich sie verfolgen ließe, so würden sie ihre Wohnungen abbrennen. Er „setzete hinzu, da sich der Winter näherte, so fingen die Ueberschwemmungen an; man könn„te sich der Ebbe und Fluth nicht zu Nutze machen; man dürfte vermittelst der kleinen „Barken nicht genugsamen Vorrath zu erhalten hoffen; kurz, es würden alle Caciquen der „Gränzen von Guiana sich weigern, mit mir in Handlung zu treten, weil sie nach dem „Beyspiele so vieler andern Völker glauben würden, die Christen droheten ihnen ihre gänz„liche Verheerung: welches er denn für das kräftigste hielt, mich abzuschrecken. Ich fand sei„ne Gründe nicht ohne Stärke. Außer dem Mistrauen aber, welches ich natürlicher Wei„se gegen den Rath eines Spaniers haben mußte, wurde ich auch noch von den kräftigen „Vorstellungen unterstützet, womit ich angefüllet war„.

Raleigh eröffnet ihm seine Absicht.

Einwürfe des Spaniers dagegen.

Er erkläret sie: erstlich, so war er überhaupt überredet, da dieses Land mit Peru beynahe unter einerley Himmelsstriche liegt, so mußte das Gold daselbst nicht weniger gemein seyn; und die Reichthümer der Yncae, wovon er in allen spanischen Reisebeschreibungen ein solches Aufhebens gemacht gesehen, hatten sich seiner Einbildungskraft dergestalt bemächtiget, daß er es ohne Seufzen nicht ansehen konnte, wie sie den König in Spanien zu einem der größten Monarchen in der Welt, aus dem armen kleinen Könige in Castilien gemacht hatten, der er vorher war. Zweytens hatte er erzählen hören, daß Huayna Capac, Kaiser in Peru, nur drey Söhne hinterlassen hatte; und daß nach dem Tode der beyden erstern, Huascar und Atahualipa, der dritte den Grausamkeiten der Spanier entgangen war; daß er mit allem seinem Reichthume und einigen tausend Menschen, welche durch die Vereinigung mit einer Menge anderer Indianer, Orejonen genannt, angewachsen waren, aus Peru gegangen; daß er sich in derjenigen Strecke Landes, welche zwischen dem Amazonenflusse und dem Orinoko ist, gesetzet hätte; daß er daselbst weit blühendere Städte angeleget, als die peruanischen bey dem größten Wohlstande der Yncae gewesen; und daß man daselbst ihrer Regierungsform und ihren Gesetzen folgete. Wir müssen anmerken, daß Raleigh wenig Wahrscheinlichkeit bey dieser Erzählung würde gefun-

Gründe, welche Raleighen unterstützen.

Raleigh. 1595.

den haben, wenn er gewußt hätte, daß Manco Ynca, Huascars und Atahualipas Bruder, in Peru nach der Eroberung ermordet worden; daß Paulu Ynca, ein anderer von ihren Brüdern den Spaniern treulich dienete, und daß alle die andern Prinzen von eben dem Geblüte, das klägliche Ende gehabt hätten, welches wir in dem vorhergehenden Bande angeführet haben. Drittens, so hatte man ihm auch wundersame Dinge von der vorgegebenen Stadt **Manoa** erzählet, die bey den Spaniern unter dem Namen **El Dorado** bekannt ist, und von einigen Reisenden dieser Nation besuchet worden *p*). Er wußte, daß **Juan Martinez**, Stückmeister zu Ordaco, zuerst die Hauptstadt des neuen Reiches der Yncae entdecket hatte; daß man in der Kanzelley zu Portoric sah, was für einen Erfolg sein Unternehmen gehabt hatte; daß er sieben Monate in dieser Stadt zugebracht, wo er für einen Spanier erkannt worden; daß man ihn indessen doch gut gehalten, dabey aber ihm nicht erlaubet habe, irgendwo ohne Wache und ohne verbundene Augen hinzugehen; daß, nachdem er endlich die Freyheit erhalten, mit vielem Golde abzureisen, er von den Indianern an der Mündung des Orinoko bestohlen worden, und nur zwo mit Golde angefüllete Flaschen gerettet, welche die Indianer mit Getränke angefüllet zu seyn geglaubet; daß er sich darauf noch Portoric begeben, und daselbst gestorben sey; daß er sich auf seinem Sterbebette sein Gold und seine Reisebeschreibung habe bringen lassen, daß er das Gold der Kirche zu Stiftung einiger Seelmessen, und seine Reisebeschreibung der Kanzelley gegeben *q*). Viertens waren Raleighen die Reisen des **Pedro d'Orsua**, **Hieronymus d'Ortal**, **Pedro Hernandes von Serpa** und **Gonzales Ximenes von Casada** nicht unbekannt, welche unternommen waren, die Entdeckung des Martinez zu bestätigen. Er wurde durch die Ueberredung des Berreo in eben den Gedanken bestärket. Aus diesen Gründen war er aus England abgegangen; und er versichert, derjenige, welcher Guiana erobern wird, werde mehr Geld besitzen, und über mehr Völker regieren, als der König in Spanien, und der türkische Kaiser. Er wiederhohlet vielmals, dasjenige, was er unter Guiana verstehe, sey der Raum zwischen dem Amazonenflusse und dem Orinoko auf dreyhundert Seemeilen oder sechshundert andere Meilen von den Küsten des Nordmeeres.

Seine Maaßregeln dahin zu kommen.

Alle diese Gründe, sie mochten nun wahr oder erdichtet seyn, macheten den Engländer bey den Einwürfen des Berreo so taub, daß er eilete, seinen Viceadmiral, **Gifford** und den Hauptmann **Calfield** abgehen zu lassen, um die Mündung des Flusses Capuri zu erforschen. Es waren vorher schon **Whidon** und **Douglas** dahin geschicket worden, welche nicht weniger, als neun Fuß Wasser daselbst gefunden hatten: allein, das war bey der Fluth; und da es geebbet hatte, bevor sie von den Untiefen weggekommen, so hatten sie ihr Unternehmen aufgegeben. Ein anderer Befehlshaber, welchem aufgetragen worden, die Bay **Guanipa** oder **Amana** zu erforschen, damit man Mittel finden möchte, mit den Fahrzeugen darüber zu gehen, fand es nicht leichter; und er getrauete sich nicht weit in die Bay hinein, weil er von seinem indianischen Wegweiser vernahm, dieser Ort würde unaufhörlich von Cannibalen beunruhiget, welche nicht unterlassen würden, ihn mit ihren vergifteten Pfeilen anzufallen.

Er läßt eine Galeasse bauen.

Da Giffort und Calfield in dem Flusse Capuri fünf Fuß Wasser nach der Ebbe gefunden hatten: so ließ Raleigh Bänke zum Rudern machen; und da er anfing, **Kings** wegen besorget zu seyn, den er nach Guanipa geschickt hatte, so mußte ihm **Douglas** nebst einem

p) Man sehe oben des Herrn de la Condamine Reise auf dem Amazonenflusse.

q) Dieses war in der That die Meynung, die sich ausgebreitet hatte.

einem alten Caciquen aus der Dreyeinigkeitsinsel folgen, welcher ihm zum Lootsmanne dienete. Sie erkannten endlich, daß man durch vier gleich bequeme Orte in Capuri einfahren könnte. Die Galeasse wurde mit drey Schaluppen ausgerüstet, welche Vorrath auf einen Monat führeten. Raleigh und einige Befehlshaber schiffeten sich mit hundert Mann ein. Ihr Lootsmann, Namens Aruacan, war ein Indianer von dem Flusse Baienua, gegen Süden des Orinoko zwischen diesem Flusse und dem Amazonenflusse gelegen. Er hatte versprochen, sie nach dem Orinoko zu führen. Wofern sie aber keinen andern Beystand gehabt hätten: so würden sie ohne Ende in diesen Flüssen, als in einem Labyrinthe, herum geirret seyn. Raleigh zweifelt, ob an einem Orte in der Welt eine solche Menge Gewässer zu finden sind, welche so in einander und durch einander fließen. Als er den Weg, vermittelst des Compasses und der Höhe der Sonne, gefunden zu haben glaubete: so gieng er nur um eine Menge kleiner Inseln herum, welche insgesammt mit so hohen und so buschichten Bäumen angefüllet waren, daß sie auf gleiche Art das Gesicht und die Schifffahrt verwirreten. Er nannte einen von diesen Flüssen oder Canälen **Red-croß**, das ist **Rothkreuz**, weil er dafür hielt, es wäre vor ihm noch kein Christ dahinein gefahren. Daselbst entdeckete er ein kleines Canot, welches einige Indianer führete, und die Galeasse kam zu ihnen, bevor sie sich in den Krümmen entziehen konnten. Andere Indianer, die sich am Ufer sehen ließen, schienen das Betragen der Engländer zu beobachten; und da sie kein Zeichen der Gewaltthätigkeit sahen, so kamen sie bis an den Rand des Wassers, und verlangeten zu handeln. Raleigh ließ so gleich nach ihnen zu steuern. Unterdessen aber, daß er ihnen dasjenige anboth, was sie verlanget hatten, traf sein indianischer Lootsmann, der sich ein wenig entfernet hatte, um das Land kennen zu lernen, einen Cacique an, welcher ihn umbringen wollte, weil er Fremde in ihr Land gebracht hätte; und es kostete ihm nicht wenig Mühe, sich noch durch die Flucht zu retten. Die Indianer, welche diese Inseln bewohnen, sind die **Tinitiver**, wovon man zweyerley Arten unterscheidet, die **Ciauarier** und die **Uarauarier**.

Raleigh. 1595.

Weg, der sie nach dem Orinoko führet.

Der Orinoko theilet sich bey seiner Mündung in sechzehn Arme. Neune laufen gegen Norden und sieben gegen Süden. Die letztern bilden ansehnliche Inseln. Von dem nordlichsten Arme bis zu dem südlichsten zählet Raleigh nicht weniger, als hundert Meilen. Die Mündung dieses Flusses übertrifft also, schließt er, des Amazonenflusses seine an Größe. Die Tinitiver haben ihre Wohnungen in denen Inseln, die durch diese Menge Arme gemacht werden. Diese Indianer, welche in zwey Völker getheilet sind, haben jedes seinen Caciquen, welche beständig mit einander im Kriege sind. Im Sommer haben sie ihre Wohnungen auf der Erde: den Winter über aber wohnen sie auf Bäumen, wo ihre kleinen Hütten, die mit wundersamer Geschicklichkeit angebracht sind, sie vor den großen Ueberschwemmungen des Orinoko schützen, welcher vom May bis in den Herbstmonat, ungefähr zwanzig Fuß hoch über die Felder steigt. Diese Unbequemlichkeit erlaubet ihnen gar nicht zu säen. Sie machen aus dem Marke des Palmbaumes Brodt, nebst welchem sie Fische, Vögel, Wild und verschiedene Früchte von ihren Bäumen essen. Die **Cuparier** und **Macureoer**, zwo Völkerschaften, welche die Ufer des Orinoko bewohnen, sind wegen ihrer Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit nicht weniger berühmt. Vor der Spanier Ankunft führeten sie beständig Krieg wider ihre Nachbarn: das gemeinschaftliche Beste aber vereinigte alle diese Völker wider ihre gefährlichern Feinde. Raleigh wurde von einem ihrer Gebräuche sehr gerühret. Bey dem Tode ihrer Caciquen fangen sie die Trauer mit großem Wehklagen an: sie begraben aber ihre Leichname nicht, sondern lassen sie verwesen; und wenn das Fleisch

Mündung dieses Flusses.

Indianer, die auf Bäumen wohnen.

Sonderbares Merkmaal

Raleigh. 1595.

Fleisch ganz verweset ist, so nehmen sie das Gerippe, welches sie mit seinen kostbarsten Kleinodien, mit Federn von verschiedenen Farben an den Armen und Beinen schmücken, und es in seiner Hütte also aufgehangen, verwahren. Die Aruacaer, welche das mittägliche Ufer des Orinoko bewohnen, verbrennen das Gerippe ihrer todten Anverwandten zu Pulver, mischen diese Asche in ein Getränk und verschlingen sie also.

der Ehrerbiethung für die Todten.

Großes Bette des Orinoko.

Als Raleigh die Ciauarier verließ: so gerieth er in das große Bette des Orinoko, welchen er hinauf gehen wollte. Nach einer viertägigen Schifffahrt aber strandete er gegen Abend an einem so gefährlichen Orte, daß es nicht viel gefehlet hätte, so wären sechzig Mann daselbst verloren gegangen, indem man sich bestrebete, die Galeasse von ihrem Ballaste zu erleichtern. Nachdem man sie endlich wieder flott gemacht: so setzete er seinen Lauf drey Tage lang glücklicher fort; und den vierten ließ ihn sein indianischer Lootsmann in einen großen Fluß einlaufen, Amana genannt, dessen Wasser ohne den geringsten Umschweif ganz ruhig herunter zu kommen schien: der Lauf desselben aber war so stark, daß man ihn nur mit starken Rudern hinauffahren konnte. Die Matrosen hatten die lebhaftesten Ermahnungen ihres Oberhauptes nöthig, um eine so beständige Arbeit auszuhalten. Die Hitze war überaus groß; und die Zweige der Bäume, welche die beyden Ufer besetzeten, verursacheten den Ruderern eine andere Beschwerlichkeit. Diese Hinderniß dauerte so lang, bis die Lebensmittel anfingen zu mangeln, da es Raleighen sehr schwer fiel, seine Leute im Zaume zu halten. Indessen stellete er ihnen doch vor, der Lootsmann verspräche in wenig Tagen eine leichtere Fahrt und überflüßigen Vorrath; es wäre nicht so viel Gefahr dabey, ihre Schifffahrt fortzusetzen, als wieder umzukehren. Ueber dieses fehlete es an den Ufern des Flusses ja nicht an Früchten, noch an Fischen und Wildpräte, ohne zu gedenken, daß die Bluhmen und Pflanzen, womit die Felder bedecket wären, alle Versprechungen des Lootsmannes zu bestätigen schienen.

Schwierigkeit ihn hinauf zu fahren.

Dieser Indianer, auf dessen Gesichte Raleigh oftmals Unruhe zu bemerken glaubete, schlug ihm vor, die Canote zur Rechten in einen Fluß laufen zu lassen, welcher sie eiligst nach einigen Wohnungen der Aruacaer bringen würde, wo man allerhand Erfrischungen finden könnte, und die Galeasse vor Anker liegen zu lassen, wobey er versicherte, man könnte vor Abends wieder zurück seyn. Es war Mittag. Diese Eröffnung wurde so gut aufgenommen, daß Raleigh selbst die Führung der Canote besorgete, und nicht den geringsten Vorrath von Lebensmitteln mit sich nahm, in dem Vertrauen, der Beystand könnte nicht weit entfernet seyn. Indessen vermehrete sich doch sein Mistrauen, nachdem man drey Stunden gerudert hatte, ohne einigen Anschein von einer Wohnung zu sehen. Man ruderte noch drey andere Stunden mit eben so wenigem Erfolge; und das Mistrauen und der Argwohn wurden so lebhaft, daß alle Engländer in den Canoten, welche sich verrathen zu seyn glaubeten, schon von Rache redeten. Endlich bemühete sich Raleigh, es ihnen begreiflich zu machen, daß die Bestrafung eines Verräthers nichts in ihrem Zustande veränderte, sondern ihn nur noch elender machete. Der Zorn und Hunger ließen sie nur das gegenwärtige Uebel empfinden; als endlich ein Licht, welches sie wahrnahmen, und einiges Geräusch, welches sie zu hören glaubeten, sie zu gemäßigtern Empfindungen zurück riefen. Es war in der That eine Wohnung der Aruacaer, wo sie indessen nur erst nach Mitternacht ankamen. Sie fanden daselbst wenig Leute, weil der Cacique des Fleckens nach der Mündung des Orinoko mit einer großen Anzahl seiner Indianer gegangen war: die Cabanen aber waren mit allerhand Vorrathe angefüllet, womit die Engländer ihre Canote beluden.

Wie sich die Engländer Lebensmittel verschaffen.

Sie

Sie kehreten ohne Mühe zu ihrer Galeasse wieder zurück. Die Ufer des Flusses, deren Annehmlichkeiten ihnen ihre Noth entzogen zu haben schien, kamen ihnen nunmehr recht wundersam schön vor. Sie entdecketen ein allerliebstes Thal, ungefähr zwanzig Meilen lang, und voller verschiedenen Arten von Thieren. Das Wildprät war daselbst nicht weniger überflüßig, und der Fluß gab ihnen noch immer vortreffliche Fische. Sie hielten sich nunmehr vor dem Hunger in einer so schönen Gegend gesichert. Es fanden sich aber ungeheure Schlangen darinnen. Ein junger Neger, welcher an eines von den Ufern schwimmen wollte, wurde bey seiner Ankunft daselbst aufgefressen.

Raleigh. 1595.

An eben dem Tage sahen die Engländer vier Canote zum Vorscheine kommen, welche den Fluß hinunter fuhren, in den sie eingelaufen waren. Raleigh ließ auf sie zu rudern. Zwey nahmen gegen das Ufer zu die Flucht, wovon diejenigen, welche da ausstiegen, in die Gehölze flohen; und die beyden andern folgeten dem Laufe des Wassers so schnell, daß es unmöglich war, sie zu erreichen. Raleigh aber bemächtigte sich nicht nur der beyden erstern Canote und des Vorrathes, welchen er darinnen fand, sondern ließ auch die Flüchtigen aufsuchen. Man fing einige nicht weit davon. Es waren Aruacaer, welche dreyen Spaniern, unter welchen sich ein Goldscheider befand, und die glücklicher entronnen waren, zu Lootsen gedienet hatten. Raleigh setzete vergebens einen Theil seiner Leute ans Land, ihren Spuhren zu folgen. Er behielt aber einen von den Lootsen bey sich, dessen Einsicht und Treue ihm sehr nützlich wurden. Unter vielen Nachrichten lernete er auch von ihm diejenigen verschiedenen Oerter kennen, wohin die Spanier kämen, Gold zu suchen. Es dienete ihm aber wenig, weil die Ueberschwemmung ihm nicht erlaubete, einen Versuch zu machen. Er sagete auch nicht einmal seinen Leuten etwas davon, aus Furcht, der Verdruß darüber, daß sie eine so schöne Gelegenheit, sich zu bereichern, müßten aus den Händen gehen lassen, möchte ihren Muth ganz erkälten. Die Wasser wuchsen so schnell, und mit solcher Heftigkeit in dieser Landschaft an, daß sie den Abend Mannes hoch an denen Oertern sind, wo man den Morgen fast ganz trocken gieng; und diese Austretungen sind allen denen Flüssen, die in den Orinoko fallen, sehr gemein.

Sie treffen Wilde an.

Sie können sich der Goldbergwerke nicht zu Nutze machen.

Der Aruaca, welchen Raleigh zum Lootsmanne behalten hatte, schien zu befürchten, er möchte das Schicksal haben, lebendig gefressen zu werden. „Denn diese Vorstellung, saget „Raleigh, macheten die Spanier allen diesen Völkern von meiner Nation. Er kam aber „bald aus seinem Irrthume, wie alle die andern Indianer, mit denen wir zu thun hatten, „da er nur erst unsere Gemüthsart, und unsere Gebräuche hatte kennen gelernet. Die „Wirkung dieses Betruges fiel auf unsere Feinde zurück, deren Ungerechtigkeiten und Ge„waltthätigkeiten unsere Leutseligkeit ihn mehr, als einmal, empfinden ließ. Keiner von mei„nen Leuten rührete jemals die Weibespersonen des Landes nur mit einem Finger an. Was „die Waaren und Lebensmittel anbetraf, so nahm man nichts davon, wofern man nicht die„jenigen vergnügt hatte, die sie brachten. Kurz, damit ich mir nichts vorzuwerfen hätte, so „verließ ich niemals einen Wohnplatz, ohne die Indianer vorher zu befragen, ob sie einige „Klage wider meine Leute zu führen hätten. Ich befriedigte sie vor meiner Abreise, und „ließ den Strafbaren züchtigen. So gar die beyden Canote, welche ich den Aruacaern weg„genommen hatte, wurden ihnen wieder gegeben; und der Lootsmann wurde nicht anders „mitgenommen, als nachdem er freywillig eingewilliget hatte, mir zu folgen. Die Spa„nier hatten ihm den Namen Martin gegeben.

Raleighs Weisheit sie zu lenken.

Raleigh. 1595.

Unter seiner Führung setzeten die Engländer ihren Weg fort. Sie ruderten vierzehn Tage lang, in welcher Zeit sie keiner andern Gefahr, als von Sandbänken, ausgesetzet waren, im Gesichte des Orinoko fort. Raleigh giebt vielen Flüssen keine Namen, in welche er hintereinander eingelaufen, und hält auch keine bessere Rechnung von den Höhen. An dem Orte aber, wo er sich itzt vorstellet, war er gegen Osten von der Landschaft Carapana, welche die Spanier damals inne hatten. Die Indianer aus den dreyen Canoten, welche er zu seinem Glücke angetroffen hatte, kamen zu ihm ohne Furcht hinan, nachdem sie erkannt hatten, daß er nicht von dieser verhaßten Nation war; und da sie ihn Anker werfen sahen, so versprachen sie ihm, sie wollten morgen mit ihrem Cacique wiederkommen. Es fanden sich an diesem Orte eine unendliche Menge Schildkröteneyer, welche eine sehr angenehme Erfrischung für die Engländer waren. Den folgenden Tag sahen sie den Cacique, wovon man ihnen gesaget hatte, mit einem Gefolge von vierzig Indianern ankommen. Sein Flecken, welcher nicht weit davon war, hieß Toparimaca. Er brachte den Engländern verschiedene Arten von Vorrathe, wofür sie ihn spanischen Wein trinken ließen, dessen Geschmack er nicht aufhörete zu bewundern. Da ihn Raleigh um einen kurzen und sichern Weg nach Guiana befraget hatte: so erboth er sich gegen die Engländer, er wollte sie nach seinem Flecken führen mit dem Versprechen, ihnen einen Beystand zu geben, welchen das Glück nur für sie aufgehoben hätte. Bey ihrer Ankunft daselbst ließ er ihnen ein so starkes Getränk reichen, daß sie fast alle davon berauschet wurden. Es wird aus americanischem Pfeffer, saget Raleigh, und aus dem Safte vieler Kräuter gemacht, den man in großen Gefäßen sich abklären und hell werden läßt. Der Cacique und die Indianer berauscheten sich auch.

Cacique von Toparimaca.

Sie bekommen einen guten Führer.

Nach diesem Feste ließ der Cacique den gerühmten Beystand vor den Engländern erscheinen. Es war ein sehr alter Indianer, von dem sie sich eben keine große Meynung wegen seiner Gestalt macheten, der aber alle Theile des Orinoko vollkommen kannte, und ohne welchen sie sich in der That vor denen Sandbänken, Felsen und Inselchen, die man ohne Unterlaß antrifft, nicht würden zu sichern gewußt haben. Raleigh nahm ihn als ein Geschenk des Himmels an.

Gleich den folgenden Tag erfuhren die Engländer die Geschicklichkeit dieses neuen Führers, da er ihnen den Rath gab, sich eines Ostwindes zu Nutze zu machen, welcher sie der Mühe des Ruderns überhob. Der Orinoko ist, nach Raleighs Anzeige, ziemlich genau Ost und West, von seiner Mündung an, bis an die Gegenden seines Ursprunges. Die Engländer hätten, da sie seinem Laufe von Toparimaca folgeten, an vielen Oertern in Popayan und Neugrenada kommen können. Den ersten Tag über folgeten sie einem Arme des Flusses, Namens Juana, der auch sehr groß, und an eben der Seite von dem Lande durch einen andern Arm abgesondert ist, welcher Arraropana hieß. Alle diese Wässer sind für große Schiffe schiffbar; und der Orinoko, wenn man die Inseln mit dazu nimmt, ist an diesem Orte wenigstens dreyßig Seemeilen breit. Ueber Assapana, ein wenig weiter gegen Westen findet man einen andern Fluß, Namens Aropa, welcher sich von Norden in den Orinoko ergießt. Die Engländer legeten sich jenseits desselben, und an eben der Seite, bey einer Insel, Namens Occaneta, sechs Meilen lang und zwo breit, vor Anker. Raleigh setzete hier an das Ufer des Flusses zween Indianer von Guiana aus, die er nebst seinem neuen Lootsmanne zu Toparimaca genommen hatte, mit dem Befehle, sie sollten voraus gehen, und seine Ankunft dem Cacique von Putimac, einem Vasallen des Topi Uari, anmelden, welcher dem Morquito in der Landschaft Arromaja gefolget war. Da

Lauf des Orinoko.

aber

aber Putima ziemlich weit davon lag: so war es diesen beyden Indianern unmöglich, an eben dem Tage wieder zurück zu kommen; und die Galeasse war genöthiget, den Abend bey Putapayma, einer andern Insel von eben der Größe, wie die vorige, vor Anker zu legen. Diesem Eylande gegen über zeiget die Küste des Flusses ein großes Gebirge, welches Occopa heißt. Die Engländer mochten sich gern bey den Inseln vor Anker legen, weil sich daselbst viele Schildkröteneyer fanden, und man viel bequemer fischen kann, als an der Küste, wo die Felsen nicht erlaubeten, das Segegarn auszuwerfen. Die meisten von denjenigen, die den Fluß besetzen, sind von bläulicher Farbe, und scheinen Eisen zu enthalten, wie alle die Steine, die auf den benachbarten Gebirgen gefunden werden.

Raleigh. 1595.

Den Morgen des folgenden Tages, fährt Raleigh fort, gieng unser Lauf gerade nach Westen mit weniger Mühe dem Strome zu widerstehen. Das Land öffnete sich an beyden Seiten, und die Ufer waren von einem sehr lebhaften Rothe. Ich schickete einige Leute in Canoten ab, das Land zu verkundschaften. Sie berichteten mir, sie hätten in der ganzen Strecke, so weit sie sehen können, und auch von den höchsten Bäumen, auf welche sie gestiegen, um sich umzuschauen, nur Ebenen entdecket, ohne die geringste Anscheinung von einer Höhe. „Mein Lootsmann von Toparimaca sagete, diese schönen Gefilde hießen die „Ebenen Saymas; sie erstrecketen sich bis an das Land Cumana, und der Carracaer, „und würden von vier mächtigen Völkerschaften bewohnet, den Saymaern, den Assa„waiern, den Aroraern und den Wikiriern, welche den Hernando von Serpa schlugen, „als er von Cumana nach dem Orinoko mit dreyhundert Pferden kam, Guiana zu erobern. „Die Aroraer haben eine fast eben so schwarze Haut, als die Negern. Sie sind handfest „und von sonderbarer Tapferkeit. Das Gift ihrer Pfeile ist so subtil, daß ich mich auf die „Erzählung meiner Indianer mit den besten Gegengiften versah, um meine Leute davor zu „verwahren. Außer dem daß es beständig tödtlich ist, verursachet es abscheuliche Schmer„zen, und stürzet die Verwundeten in eine Art von Raserey. Die Eingeweide gehen ihnen „aus dem Leibe; sie werden schwarz, und der Gestank, den sie ausdünsten, ist unerträglich.

Fernere Schifffahrt der Engländer.

Ebenen Saymas.

Subtiles Gift.

Raleigh verwundert sich sehr, daß die Spanier, denen die vergifteten Pfeile dieser Wilden so schädlich gewesen, niemals ein Hülfsmittel wider ihre Wunden erfunden haben. Die Indianer, saget er, wissen auch wirklich selbst keines dawider; und wenn sie von einem Pfeile verwundet worden, so laufen sie zu ihren Pfaffen, die ihnen statt der Aerzte dienen, und ein großes Geheimniß aus denen Hülfsmitteln machen, die sie anwenden. Das ordentliche Gegengift der Indianer ist der Saft von einer Wurzel Tupara genannt, welche auch allerhand Fieber hebt, und die innerlichen Blutflüsse stillet. Raleigh vernahm vom Berreo, es hätten einige Spanier den Knoblauchssaft mit gutem Erfolge gebrauchet. Bey den überaus subtilen Giften aber, als der Aroraer ihres, räth er, nicht zu trinken; weil alles, was man flüßiges hinunter schlucket, nur zur Fortpflanzung des Giftes dienet; und wenn man trinkt, vornehmlich bald darnach, wenn man verwundet worden, der Tod alsdann unvermeidlich ist.

Schwierigkeit solches zu heben.

Den dritten Tag nach ihrer Schifffahrt legeten die Engländer an dem linken Ufer des Flusses, zwischen zweyen Gebirgen, wovon das eine Arvami und das andere Aio heißt, vor Anker. Nachdem sie sich bis um Mitternacht daselbst aufgehalten: so giengen sie vor einer großen Insel, Manoripano genannt, vorbey, von welcher ihnen ein mit einigen Indianern besetztes Canot folgete, welche sie einluden, sich in ihren Wohnungen auszuruhen. Da sie aber solches höflich ausgeschlagen: so kamen sie den funften Tag in die Landschaft

Gebirge Arvami und Aio.

Raleigh. 1595.

schaft **Aromaja**, wo sie sich gegen Westen von einer Insel, Namens **Murrecoermo**, welche zehn Meilen lang, und fünf Meilen breit ist, vor Anker legeten. Den andern Morgen kamen sie nach dem Hafen Morquito, wo sie sich aufzuhalten entschlossen waren, um neuen Vorrath einzunehmen. Einer von ihren Indianern wurde an den Cacique **Tapiauari** geschickt, welcher den folgenden Tag kam, sie in seinem Hafen zu bewillkommen. Es war ein Greis von hundert und zehn Jahren, und noch so stark, daß er vierzehn Meilen zu Fuße gekommen war, seine Gäste zu sehen, und noch an eben dem Tage nach seinem Flecken wieder zurück kehrete. Die Erfrischungen, die er ihnen brachte, waren eine große Menge Wildprät, Wurzeln und Früchte.

Alter Cacique Tapiauari.

Nachrichten, die er Raleighen giebt.

Raleigh that verschiedene Fragen an diesen alten Cacique, wegen des Todes seines Neffen, und den Unternehmungen der Spanier. „Ich meldete ihm, saget er, von was für einer Nation ich wäre, und daß ich die Absicht hätte, die Indianer von der Tyranney der Spanier zu befreyen. Darauf redete ich von Guiana mit ihm, und bath ihn, mir einige Anweisungen zu geben, wie man dahin kommen könnte. Er antwortete mir, das Land, wo ich wäre, und alles, was den Fluß bis an die Provinz Emeric besetzete, **Carapana** mit darunter begriffen, machete einen Theil von Guiana aus; überhaupt hießen die Völkerschaften aller dieser Länder **Orinoccoponi**, weil sie an den Orinoko stießen; diejenigen, welche zwischen diesem Flusse und den Gebirgen **Wacarimar** wohneten, wären mit unter diesem Namen begriffen: und auf der andern Seite dieser Gebirge wäre ein großes Thal, **Amariocopana** genannt, welches auch von alten Völkern aus Guiana bewohnet würde. „Ich fragete ihn, wer denn diejenigen wären, welche jenseits dieses Thales hinter den Gebirgen wohneten, die es an dieser Seite begränzeten? Er sagete mir darauf mit Seufzen, „es wäre in seiner Jugend und bey Lebzeiten seines Vaters, welcher sehr alt gestorben, ein „unzähliges Volk, welches große Röcke und rothe Mützen trüge, aus denen Oertern, wo „die Sonne untergienge, in dieses große Thal von Guiana gekommen; es bestünde aus zween „Nationen, die **Orejonen** und **Eporemerioer** genannt; nachdem die alten Einwohner „des Landes verjaget worden, so hätten sie sich ihrer Länder bis an den Fluß der Gebirge bemächtiget, der **Irauaquarier** und **Cassipagotoer** ihre ausgenommen; sein ältester Sohn, welcher nachher in der Folge des Krieges erwählet worden, den **Irauaquariern** Hülfe zuzuführen, wäre mit allen seinen Leuten in einem Treffen wider die unrechtmäßigen Besitznehmer umgekommen; und er hätte nur noch einen Sohn. Er setzete hinzu, die **Eporemerioer** hätten an dem Fuße des Gebirges bey dem Eingange in das Thal „eine große Stadt gebauet, deren Gebäude sehr hoch wären; der Kaiser dieser beyden fremden Völkerschaften ließe die Wege beständig durch zahlreiche Truppen bewachen, welche „lange Zeit nicht aufgehöret hätten, ihre Nachbarn zu verheeren und zu plündern. Seit „dem aber die Spanier sich ihres Landes zu bemächtigen sucheten: so wäre der Friede unter „den Indianern gemacht worden, welche alle zusammen darinnen übereinstimmeten, daß sie „solche als ihre ärgsten Todfeinde ansähen„ *r*).

Ankunft eines neuen Volkes in Guiana.

Die Engländer kommen an den Fluß Caroli.

Raleigh, welcher mit dem alten Cacique sehr zufrieden war, bey dem er nur Weisheit und Ehre angetroffen, fuhr den Fluß gerade gegen Westen weiter hinauf, und legete den Abend bey einer Insel, Namens **Catuma**, deren Länge fünf oder sechs Meilen ist, vor Anker. Den andern Morgen, zu Ende des Tages, traf er die Mündung des Flusses **Caroli** an. Dieser

r) Raleigh setzet dieses Land zwischen den vierten und fünften Grad Norderbreite.

ser Fluß machet, ohne so breit zu seyn, als die Themse bey Woolwich, einen so beträchtlichen Wasserfall, daß sie nicht allein von dem Hafen Morquito an das Geräusch desselben gehöret hatten, sondern auch durch die Heftigkeit des Wassers zurück gehalten wurden und viel Mühe hatten, hinan zu kommen. Nachdem sie alle ihre Ruder angewandt, welches sie doch in einer Zeit von einer Stunde nicht einen Steinwurf weit fortrücken ließ: so ergriffen sie die Partey, sich bey einem Flusse vor Anker zu legen, und einen Indianer an den Caciquen des Landes zu schicken, um ihm zu melden, daß sie geschworene Feinde der Spanier wären. An diesem Orte hatte Morquito ihrer zehen hinrichten lassen. Der Cacique, Namens **Wanuretona**, kam mit einer großen Anzahl seiner Leute bis an das Ufer des Flusses und brachte den Engländern reichliche Erfrischungen. Raleigh wiederhohlete es ihm, er wäre gekommen, die Spanier zu bekriegen, und bekam von ihm neuen Unterricht wegen Guiana.

Raleigh. 1595.

Warum sie da still liegen müssen.

Die Indianer des Flusses Caroli haben einen gleichen Haß gegen die Spanier und **Eporemerioer**. Ihr Land ist reich an Golde. Raleigh vernahm von dem Cacique, die Länder würden gegen die Quelle des Flusses von drey mächtigen Völkerschaften bewohnet, welche die **Cassipagatoer**, die **Eparagotoer** und die **Arauragotoer** hießen; der Caroli komme aus einem großen See; alle Völker des Landes würden sich gern zu denen schlagen, welche sie von den Spaniern befreyen wollten; endlich wenn er über die Gebirge **Curca** gegangen wäre, so würde er viel Gold und Edelgesteine finden. Einer von den spanischen Officieren, den er mit dem Berreo gefangen genommen hatte, rühmete sich, auf seinen Reisen ein sehr reichhaltiges Silberbergwerk nicht weit von dem Flusse entdecket zu haben: der Orinoko und alle benachbarte Flüsse aber waren um fünf Fuß hoch angelaufen, ohne der Schwierigkeiten zu gedenken, den Caroli-Fluß hinauf zu fahren. Raleigh schickete nur einige von seinen Leuten zu Lande nach einem Flecken, **Annatapoi** genannt, der zwanzig Meilen weit davon entfernet war. Sie fanden daselbst Führer, die sie weiter in eine große Stadt brachten, welche **Capurepana** hieß und an dem Fuße der Gebirge unter der Herrschaft eines Cacique lag, welcher ein naher Anverwandter des Topiauri war. Indessen wurde doch dem Hauptmanne **Whidon** aufgetragen, mit einigen Soldaten dem Ufer des Flusses so viel möglich nachzugehen und Acht zu haben, ob sich einiger Schein von einem Bergwerke fände.

Verschiedene Völkerschaften an diesem Flusse.

Zu gleicher Zeit stieg Raleigh in Begleitung der Hauptleute Gifford und Calfield auf die benachbarten Höhen, von da er den ganzen Fluß Caroli entdeckete, welcher sich zwanzig Meilen von Orinoko in drey Arme theilete. Er bemerkete zehn oder zwölf Sprünge dieses Flusses; und alle zusammen von einer so großen Höhe, daß die Wassertheilchen, die in ihrem Falle von einander gesondert wurden, gleichsam eine Dampfwolke macheten. Als er sich darauf den Thälern genähert hatte: so bewunderte er das schönste Land, welches er jemals gesehen hatte. Das Gras ist daselbst allerliebst grün, der Boden ist fest, das Wildprät im Überflusse; und die Vögel, deren Anzahl und Mannichfaltigkeit unendlich sind, machen daselbst das angenehmste Concert. „Wir bemerketen, saget Raleigh, in den Steinen „Gold- und Silberfäden. Da wir aber nur unsere Hände und unsere Degen hatten: so „konnten wir die Natur derselben nicht vollkommen ergründen. Indessen nahmen wir „doch einige davon mit, die ich nachher untersuchen ließ. Ein Spanier von Caracas nann„te mir sie in seiner Sprache Madre del oro oder Goldmutter, und versicherte mich, es „müßte sich eine Geloader darunter finden. Man wird mich nicht in dem Verdachte hal„ten,

Raleighs Beobachtungen wegen des Landes.

Raleigh. 1595.

„ten, als ob ich durch falsche Einbildungen mich selbst betrogen, oder mein Vaterland be„trügen wollte. Was für ein Bewegungsgrund würde mich haben antreiben können, eine „so beschwerliche Reise zu thun, wenn ich nicht versichert gewesen, es fände sich kein Land „unter der Sonne so reich an Golde, als Guiana? **Whidon** und **Milechap**, unser „Wundarzt, brachten mir als eine Frucht ihrer Nachforschungen einige Steine, die den „Sapphire sehr gleich waren. Ich zeigete sie verschiedenen **Orinoccoponiern**, welche mir „ein Gebirge rühmeten, wo sich dergleichen im Ueberflusse fänden. Ich weis deren Na„tur und Werth nicht: ich kann aber nur eine hohe Meynung davon haben; und ich bin „wenigstens versichert, daß diese Gegend denjenigen gleicht, aus welchen man die köstlich„sten Steine hohlet, und daß sie beynahe in eben der Höhe ist.„

Zur Linken des Flusses findet man die **Irauaquarier**, unversöhnliche Feinde der **Eporemerioer**. Der See, woraus er entspringt, heißt **Cassipa**. Er ist so groß, daß man kaum in einem Tage mit einem Canote hinüber gehen kann. Es fallen viele Flüsse hinein; und der Sand, welchen man den Sommer über darinnen findet, ist gemeiniglich mit Goldkörnern vermischet. Jenseits des Caroli trifft man den Fluß **Arvi** an, welcher längst dem See gegen Westen hingeht, und sich auch in den Orinoko ergießt. Diese beyden Flüsse bilden zwischen sich eine Art von Insel, deren Fruchtbarkeit und Annehmlichkeit Raleigh rühmet. Er scheint aber hier sehr verlegen zu seyn, dasjenige, was er nur auf das Zeugniß eines andern weis, allhier anzuführen, und wovon er gleichwohl gesteht, daß er nicht den geringsten Zweifel deswegen hege. „Der Fluß **Arvi**, saget er, hat noch zween andere ziemlich nahe bey sich, welche **Atoica** und **Caora** heißen. An den Ufern des zweyten findet „man eine Völkerschaft von Indianern, welche den Kopf mit den Schultern ganz aus ei„nem Stücke haben, welches misgeburtsmäßig aussehen muß, und welches ich dennoch für „gewiß glaube s). Diese außerordentlichen Indianer heißen die **Euaipanomaer**. Man „giebt vor, sie hätten die Augen auf ihren Schultern, den Mund in der Brust, und die „Haare auf dem Rücken. Der Sohn des **Topiauari**, welchen ich mit nach Eng„land nahm, versicherte mich, es sey die fürchterlichste Völkerschaft dieser Gegend, und ih„re Waffen, welche Bogen und Pfeile sind, haben dreymal die Größe von der **Orinocco**„**ponier** ihren. Mein Indianer, welcher nicht völlig auf einmal von seiner Erzählung „überzeuget worden, betheuerte es mir, es hätten die Irauaquarier vor kurzem eines von „diesen Misgeburten gefangen genommen, und sie wäre von dem ganzen Lande Aromaia „gesehen worden. Raleigh setzet hinzu, wenn er alle diese Umstände vor seiner Abreise er„fahren hätte, so würde er auch das Unmögliche versuchet haben, einen von diesen seltsamen „Indianern zu entführen, und mit nach Europa zu bringen. Als er wieder an die Küste „von Cumana zurück gekommen war: so fragete ihn ein Spanier, ein vernünftiger und „erfahrener Mann, da er vernahm, daß er in Guiana bis an den Fluß Caroli gekommen „wäre, ob er **Euaipanomaer** angetroffen hätte, und versicherte ihn, er hätte viele von die„sen Ohnköpfen gesehen. Raleigh ruft hierüber Kaufleute, die in der ganzen Stadt London „bekannt waren ff), zu Zeugen an.

Ungeheure Völkerschaft.

Der

s) Man hat sich nicht enthalten können, diese Erzählung aus einem solchen Reisebeschreiber, als der Ritter Raleigh ist, anzuführen: es wird aber ein Theil von diesem Wunderbaren verschwinden, wenn man voraussetzet, daß diese Völkerschaft die Gewohnheit hat, ihren Kindern einen sehr kurzen Hals zu machen, indem sie eben so etwas thun, als was andere Völker in America zu thun pflegen, die

Raleigh. 1595.

Fluß Casnero.

Der **Casnero** ist ein vierter Fluß, welcher in den Orinoko, oberhalb Caroli gegen Westen, aber von der Seite von Amapeia, fällt. Seine Größe übertrifft der größten Flüsse in Europa ihre. Er nimmt seinen Ursprung gegen Mittag von Guiana in denen Gebirgen, welche dieses Land von den Ländern des Amazonenflusses absondern. Die Engländer würden solchen hinaufgefahren seyn, wenn die Annäherung des Winters sie nicht in Furcht gesetzet, sie möchten daselbst ihren Untergang finden; nicht weil der Winter diesen Namen eigentlich in einem Lande verdienet, wo die Bäume beständig mit Blättern und Früchten versehen sind; sondern weil er von gewaltigen Regen vergesellschaftet wird, welche entsetzliche Ueberschwemmungen verursachen. Alle Gefilde werden unter Wasser gesetzet; und der Donner ist dabey so erschrecklich, daß er der Natur ihren Untergang zu drohen scheint. Raleigh hat bey seiner Rückkehr eine traurige Erfahrung davon gehabt.

Verschiedene Flüsse.

An der Nordseite ist der **Cari** der erste Fluß, der in den Orinoko fällt, und man trifft im Hinaufgehen diesen großen Fluß an. Darauf findet man den Fluß **Limo**. Die Felder an beyden werden von den **Aluacariern**, einer Art von Cannibalen, bewohnet, welche einen Markt halten, wo sie für Aexte ihre Weiber und Töchter ihren Nachbarn verkaufen, die sie wieder an die Spanier verhandeln. Gegen Westen von dem Flusse **Limo** findet man den Fluß **Pao**; darauf den **Cauti**, hernach den **Vocari** und den **Capuri**, welcher von dem Flusse **Meta** kömmt, durch welchen Berreo von Neugrenada gekommen war. Die Landschaft **Amapaia** ist gegen Westen von dem Capuri; und da hat das Wasser, als Berreo den Winter daselbst mit seinen Leuten zugebracht, eine große Anzahl derselben hingerichtet. Ueber Amapaia, wenn man nach Neugrenada zugeht, fallen der **Pato** und der **Cassanar** in den **Meta**. Gegen Westen von diesen Flüssen hat man die Länder der **Aschaquen** und der **Catuploer** und die Flüsse **Beta**, **Dauney** und **Ibarra**. An den Gränzen von Peru findet man die Landschaften **Tomebamba** und **Caxamalca**, und wenn man nach Quito und Popayan zugeht, gegen Norden von Peru, die Flüsse **Guayara** und **Guayacuro**. Jenseits der Gebirge von Popayan trifft man den **Pampamena** oder **Payanano** an, welcher von dem Amazonenflusse herunter kömmt, durch das Land der **Moteyonen** hindurch geht, wo Pedro d' Orsua das Unglück hatte, umzukommen. Zwischen dem **Dauney** und **Beta** ist die große Insel **Baraquan**. Der Orinoko ist unter diesem Namen jenseits des Beta unbekannt; er heißt daselbst **Athule**; und weiter hin wird er von großen Wasserfällen unterbrochen, die den Schiffen nicht erlauben, darauf zu fahren. Raleigh, dem man in dieser Beschreibung Wort für Wort folget, versichert, die Schifffahrt sey auf diesem Flusse für diejenigen Fahrzeuge, die er Lastschiffe nennet, ungefähr tausend englische Meilen weit, und für Canote zweymal so weit sicher und frey; sein Wasser führe entweder durch sich selbst oder durch die Flüsse, die hineinfallen, nach Popayan, nach Neugrenada und Peru; durch andere Flüsse könne man sich in die neuen Staaten der Yncae, welche von den peruanischen, wie er beständig saget, herkommen, zu den Amapaiaern und Annabaern begeben; endlich so nähmen auch einige von denen Flüssen, die man die Aerme des Orinoko nennen könne, ihren Ursprung in denen Thälern, welche Guiana von den ostlichen Provinzen von Peru absondern.

Der Orinoko verändert seinen Namen.

 Da

die ihren Kindern den Kopf mit beständig darauf gelegten und zusammengezogenen Brettern platt machen. Ueber dieses kann man die Indianer aus Guiana und die Spanier aus Cumana in dem Verdachte haben, daß sie die Sache ein wenig übertrieben.

[f] Die Herren Moucheron.

Raleigh. 1595.

Ursachen, warum die Engländer nach Osten zurück gehen.

Da die Gewässer von Tage zu Tage immer mehr und mehr austraten: so macheten tausend Gefährlichkeiten, wovon die Engländer bedrohet zu werden glaubeten, daß sie ihre Rückkehr wünscheten. Raleigh widerstund ihrem Anhalten auch nicht. Er hatte glückliche Kenntnisse erlanget. Die Ueberschwemmungen aber ließen ihm keine Hoffnung, die Früchte davon zu sammeln. Ueber dieses waren seine Leute ohne Kleidungen; und die Kleider, die sie noch hatten, wurden ihnen wohl zehnmal des Tages vom Regen durchweichet. Sie hatten so gar nicht einmal Zeit, solche zu trocknen. Er entschloß sich also, wieder nach Osten zurück zu gehen, in der Absicht, alle Theile des Flusses besser kennen zu lernen; welches eine wichtige Beobachtung war, die er verabsäumet zu haben, sich vorwarf.

Raleigh besuchet den Topiauari wieder.

Als er die Mündung des Caroli verließ, so legete er den ersten Tag an dem Hafen Morquito vor Anker, welchen er als einen sichern Aufenthalt ansah, dem er trauen dürfte, weil er auf die Gemüthsart des Topiauari ein Vertrauen gesetzet hatte. Dieser alte Cacique, dem er seine Ankunft melden ließ, eilete, ihn zu besuchen, und hatte einen großen Vorrath von Lebensmitteln bey sich. Nach sehr zärtlichen Liebkosungen ließ Raleigh, welcher ein kleines Lager auf einer Anhöhe an dem Ufer des Flusses geschlagen, jedermann aus seinem Zelte hinausgehen, um sich mit diesem weisen Alten allein zu unterreden. Man muß sich aber doch gleichwohl vorstellen, daß diese Unterredung nicht ohne einen Dolmetscher geschehen. Man muß Erklärungen von solcher Wichtigkeit aus dem Munde des Verfassers selbst vernehmen.

Seine Unterredung mit ihm.

Ich sagete anfänglich zu ihm: da ich wüßte, daß er einen gleichen Haß gegen die Spanier und gegen die **Eporemerioer** hätte, so erwartete ich von ihm, daß er mir den Weg nach der kaiserlichen Stadt der Yncae melden würde. Er antwortete mir: er hätte sich nicht vorgestellet, daß mein Vorsatz wäre, diesen Weg zu nehmen, nicht allein, weil ihn die Jahreszeit mir nicht erlaubete, sondern auch noch vielmehr, weil er glaubete, daß ich zu einer so gefährlichen Unternehmung nicht Leute genug hätte; wenn ich aber ja darauf bestünde, es mit so weniger Macht zu versuchen, so versicherte er, ich würde meinen Untergang dabey finden; die Macht des Kaisers von **Manoa** t) wäre furchtbar, und noch dreymal so viel Leute, als ich hätte, würden nicht zureichen, ihm Unruhe zu verursachen. Er setzete hinzu, ich dürfte mir niemals die Hoffnung machen, daß ich in Guiana ohne den Beystand der Feinde dieses großen Staates würde dringen können, ich möchte nun Beystand an Leuten von ihnen nehmen, oder Erfrischungen und Vorrath an Lebensmitteln von ihnen bekommen, welchen die Länge des Weges und die übermäßige Hitze auf gleiche Art nöthig macheten: dreyhundert Spanier, welche eben dergleichen unternommen hätten, wären in dem Thale **Maccüreguary** geblieben, ohne daß ihre Feinde weiter etwas gethan, als daß sie dieselben von allen Seiten berennet und das Gras in Brand gestecket, da denn der Rauch und die Flamme sie ersticket hätten. Von hier, fuhr er fort, rechnet man bis nach Maccüreguary vier große Tagereisen. „Die Völker dieses Thales sind „die ersten Indianer von den Gränzen der Yncae; sie sind ihre Unterthanen; und ihre „Stadt ist überaus reich. Alle Einwohner tragen Kleider. Von Maccüreguary kommen „alle

t) Man sieht, daß in Raleighs Einbildung nicht allein die Wanderung der Yncae sondern auch das Daseyn der Stadt Manoa noch immer als ausgemacht gewiß ist. Wie sind doch Sachen von der Art ohne Erläuterung geblieben? Wir hören nicht auf, unsere Leser zu der Reise des Herrn de la Condamine auf dem Amazonenflusse zu verweisen.

„alle die Goldplatten, die man bey den Indianern an der Küste sieht; zu Maccüreguary „werden sie gemacht. Weiter hin aber ist die Arbeit noch unvergleichlich schöner. Man „machet daselbst Bilder von Menschen und Thieren aus Gold.

Raleigh. 1595.

Ich fragete ihn, wie viel Menschen er wohl glaubete, daß ich brauchete, die Stadt wegzunehmen? Seine Antwort war ungewiß. Ich fragete ihn auch noch, ob er wenigstens glaubete, daß ich mich auf den Beystand seiner Indianer verlassen könnte. Er versicherte mich, es würden sich alle Völker der benachbarten Länder in diesem Kriege zu mir gesellen: doch setzet er voraus, daß aus Mangel der Canote für so viele Leute der Fluß alsdann an einigen Orten Fuhrten hätte, und wenn ich ihm nur funfzig Soldaten ließe, die er mir, bis zu meiner Zurückkunft, zu unterhalten verspärche. Ich antwortete ihm, ich hätte nur mit meinen Matrosen und Arbeitsleuten zusammen diese Anzahl; und da ich ihnen über dieses kein Pulver und anderen Kriegesvorrath lassen könnte, so würden sie in Gefahr seyn, durch die Hände der Spanier umzukommen, welche sich wegen des Uebels zu rächen suchen würden, das ich ihnen auf der Dreyeinigkeitsinsel zugefüget hätte. Indessen schienen doch die Hauptleute Calfield, Grenville, Gilbert und einige andere geneigt zu seyn, da zu bleiben: ich bin aber versichert, sie würden insgesammt umgekommen seyn. Berreo erwartete Beystand aus Neugrenada. Ich vernahm so gar nachher, daß er schon zweyhundert Pferde zu Caracas bereit hatte.

Haß des Caciquen wider die Spanier.

Topiauari sagete darauf zu mir, es würde also alles auf das Zukünftige und auf die Macht ankommen, womit ich wieder in seine Länder zurück kommen würde: er bäthe mich aber, ihn für dieses mal zu verschonen, daß er mir keinen Beystand von seinen Indianern geben dürfte, weil nach meiner Abreise die Eporemerioer nicht unterlassen würden, ihre Rache auf ihn fallen zu lassen. Er setzete hinzu, die Spanier sucheten auch die Gelegenheit, ihm so, wie seinem Neffen zu begegnen, den sie durch eine schändliche Strafe hingerichtet hätten; er hätte es noch nicht vergessen, mit was für Strenge sie ihn in Banden gehalten, und wie einen Hund herum geschleppet hätten, bis er ihnen hundert Goldplatten für sein Lösegeld bezahlet hätte; seitdem er Cacique gewesen, hätten sie sich vielmal bemühet, ihn zu überfallen, sie würden ihm aber das Bündniß niemals verzeihen, das ich ihm vorschlüge. Er sagete auch noch zu mir: „Nachdem sie alles angewandt haben, meine Leute wider mich „aufzuwiegeln, so haben sie einen meiner Neffen, Namens Aparacana, entführet, den „sie unter dem Namen Don Juan haben taufen lassen: sie haben ihn auf spanisch bewaff„net und gekleidet; und ich weis, daß sie ihn, durch die Hoffnung, mir zu folgen, aufhe„tzen, mir den Krieg anzukündigen„. Endlich bath mich Topiauari, meine Entschliessungen bis auf das folgende Jahr aufzuschieben, und versprach mir, er wollte indessen die Gemüther für mich gewinnen. Unter verschiedenen Ursachen, weswegen er die Eporemerioer verabscheuete, erzählete er mir, sie hätten in dem letzten Kriege alle Weibespersonen des Landes entführet oder geschändet. Wir verlangen nur unsere Weiber wieder, fuhr er fort; denn wir fragen nichts nach ihrem Golde. Er setzete mit thränenden Augen hinzu: ehemals hatten wir zehn oder zwölf Weiber; und itzo sind wir bis auf drey oder vier „herunter gekommen; da unsere Feinde dafür ihrer funfzig, ja wohl hundert haben„. In der That besteht der Ehrgeiz dieser Leute darinnen, daß sie viel Kinder hinterlassen, um ihre Familien durch eine zahlreiche Nachkommenschaft mächtig zu machen.

Seine Verabredungen mit Raleigh.

Ich wurde durch die Gründe des Caciquen überredet, daß es mir unmöglich wäre, in diesem Jahre etwas wider die Yncae zu unternehmen. Wir mußten unsere Begierde nach

Raleigh. 1595.

nach dem Golde unterdrücken, die uns, wie den Spaniern, den Haß und die Verachtung dieser Indianer würde zugezogen haben. Wer weis so gar, ob sie sich nicht, wenn sie erkannt hätten, daß wir sie ebenfalls zu plündern dächten, zu ihnen würden geschlagen haben, um uns den Eingang in ihr Land zu versperren? Das hieße denen Engländern, die sich nach uns eben den Weg werden eröffnen können, neue Schwierigkeiten zuzubereiten; da hingegen diese Völker, aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn sie schon mit uns vertrauet sind, unsere Nachbarschaft der Spanier ihre vorziehen werden, welche ihren Nachbaren stets mit der äußersten Grausamkeit begegnet sind. Der Cacique, den ich um einen von seinen Indianern bath, welchen ich mit nach England nehmen und ihn unsere Sprache lernen lassen wollte, vertrauete mir seinen eigenen Sohn an. Ich ließ ihm zween junge Engländer, die keine Abneigung bezeugeten, in einem Lande zu bleiben, wo wir lauter Zeugnisse der Aufrichtigkeit und Leutseligkeit erhalten hatten.

Er lehret ihn die Verfertigung der Goldplatten.

Ich fragete den Topiauari, wie die Goldplatten gemacht würden, und wie man es anfinge, um sie aus dem Gesteine oder den Bergwerken zu bringen. Er antwortete mir: „Das meiste von dem Golde, woraus man die Platten und die Figuren machet, wird aus „dem See Manoa, und aus vielen Flüssen genommen, wo man es in Körnern, und zu„weilen in kleinen Klumpen findet. Die Eporemerioer setzen ein Theil Kupfer dazu, da„mit sie es verarbeiten können. Ihre Art und Weise ist, daß sie ein großes irdenes Ge„fäß voller Löcher nehmen, worinnen die Goldkörner und das Kupfer zusammen vermischet „sind. Sie setzen das Gefäß auf ein brennendes Feuer, und versehen die Löcher mit irde„nen Röhren oder Pfeifen. Sie blasen so lange, bis daß die beyden Metalle geschmolzen „sind. Darauf gießen sie solche in irdene oder steinerne Formen„. Ich habe zwo von diesen goldenen Figuren mitgebracht, nicht so wohl wegen ihres Werthes, als vielmehr die Gestalt derselben allhier bekannt zu machen. Denn da ich mich stellete, als ob ich die Reichthümer der Eporemerioer verachtete: so gab ich dem Cacique einige Medaillen von eben dem Metalle dafür, worauf das Bildniß der Königinn war. Ich habe auch Sorge getragen, etwas von dem Golderze mitzubringen, welches in dieser Gegend nicht selten ist, und welches ich für eben so gut halte, als irgend eines auf der Welt. Aus Mangel der Arbeitsleute und Werkzeuge aber, das Gold abzusondern, ist es mir unmöglich gewesen, eine große Menge mitzunehmen.

Raleigh läßt zween Engländer in Guiana.

Raleigh vergaß nicht, denen beyden Engländern, die er zu Topiauari ließ, sich einige Nachricht zu verschaffen, wie man nach Maccureguari handeln könnte, und sich sorgfältig nach dem Wege und den umliegenden Oertern dieser Stadt zu erkundigen. In dieser Absicht hinterließ er ihnen einige Waaren mit dem Befehle, bis nach Manoa zu gehen, wenn es möglich wäre. Darauf fuhr er den Fluß in Begleitung des Cacique von Putima, eines Oberhauptes der Provinz Warrapana, noch ferner hinab, welcher sich bey dem Topiauari befand, und die Engländer gebethen hatte, nach seinem Lande zu kommen. Sie vernahmen von ihm selbst, er hätte die Spanier zu Berreo hingerichtet; und sein Vertrauen schien gegen die Feinde einer Nation, die er beleidiget hatte, überaus groß zu seyn. Er erboth sich, sie bis an den Fuß eines Berges zu führen, wo der Felsen goldfarben zu seyn schien.

Er besuchet ein goldfarbenes Gebirge.

Raleigh verließ sich auf niemand wegen einer Beobachtung von solcher Wichtigkeit. Er reisete selbst mit seinen vornehmsten Leuten ab, um ein so reiches Gebirge zu besuchen. Man ließ ihn anfänglich dem Ufer eines Flusses, mit Namen Mana, nachgehen, wobey er

er zur Rechten ein indianisches Dorf ließ, welches er Tutevitona nennen hörete, und welches zu der Landschaft Taraco gehörete. Weiter jenseits desselben gegen Süden, kam er in das Thal Amariocapana, worinnen ein Dorf gleiches Namens liegt, und welches ihm eines von den schönsten Ländern der Welt zu seyn scheint. Es erstrecket sich von Osten gegen Westen, wenigstens sechzig Meilen weit. Man muß aber den Reisenden selbst bey diesen Erzählungen hören.

Raleigh. 1595.

Von dem Ufer des Mana giengen wir nach dem Ufer des Oiana, eines andern Flusses, welcher durch das Thal geht; und wir hielten uns an dem Rande eines Sees auf, welchen dieser Fluß von seinem eigenen Wasser machet. Weil wir sehr durchnässet waren: so machete einer von unsern Wegweisern Feuer, indem er zween Stöcke wider einander rieb; und wir zündeten ein ziemlich großes Freuer an, um dabey unsere Kleider zu trocknen. Indem wir aber damit beschäfftiget waren: so verursachete uns die plötzliche Erscheinung einiger Manaten von der Größe einer Tonne, die sich in dem See sehen ließen, eben so viel Schrecken, als Erstaunen. Wir setzeten unsern Weg nicht ohne Mühe fort. Wir hatten noch eine halbe Tagereise bis zu dem Gebirge zu thun. Ich ergriff die Partey, den Hauptmann Keymis wieder an Bord zu schicken, weil ich aus den Nachrichten des Cacique schloß, ich könnte mich bey meiner Rückkehr dem Orinoko durch einen kürzern Weg, wieder nähern. Keymis überbrachte der Galeasse den Befehl, nach der Mündung des Cumana hinunter zu fahren, wo ich versprach, ihrer zu erwarten, damit ich der Mühe überhoben wäre, wieder nach Putima zurück zu gehen.

Er trifft einen von gleicher Farbe an.

An eben dem Tage kam ich an den Fuß eines Gebirges, dessen verschiedene Felsen goldfarben waren, wie diejenigen, wovon man mir gesaget hatte. Ich konnte es aber nicht für gewiß ausfündig machen, ob sie wirklich von diesem kostbaren Metalle wären. Man zeigete mir zur Linken ein anderes Gebirge, welches verschiedene Arten von Mineralien zu enthalten schien. Ich hatte also nur die Freude, einen glänzenden Anblick zu haben. Von da begab ich mich durch einen sehr kurzen Weg nach dem Dorfe Ariacoa, wo sich der Orinoko in drey Canäle theilet. Die Galeasse war schon bis Cumana hinunter gefahren, aber ohne Keymis, welcher nicht die Zeit gehabt hatte, ihr meine Befehle zu überbringen. Ich ließ zu Cumana zwey von meinen Leuten auf sie warten; und da ich mir vornahm, wieder dahin zu den Canoten zu kommen, so ließ ich die Hauptleute, Thyn und Grenville, mit der Galeasse abgehen. Darauf begab ich mich nach dem Gebirge des Cacique auf die Reise, indem ich meinen Weg nach Emeriac nahm, welches nicht weit von dem Flusse ist. Man mußte über den Fluß Cararopana gehen, welcher sich in den Orinoko ergießt, und auf welchem viele kleine Eylande die Aussicht sehr angenehm machen. Gegen Abend kamen wir an das Ufer eines andern Flusses, Winicapara genannt, welcher sich auch mit dem Orinoko vereiniget.

Was er bey dem angekündigten sieht.

In einiger Entfernung von diesem Orte zeigete man mir endlich das berühmte Gebirge, welches ich suchete. Die Ueberschwemmung aber war wider Verhoffen des Cacique schon in dieser Gegend so groß, daß es uns unmöglich war, hinan zu kommen. Ich mußte also das Gebirge nur bloß ziemlich weit von fern betrachten. Es schien mir sehr hoch zu seyn, von der Gestalt eines Thurmes, und vielmehr von weißer, als gelber Farbe, welches ich nur der Entfernung zuschreiben konnte. Ein heftiger Strom, welcher sich von dem Gipfel herunter stürzete, und vermuthlich von dem beständigen Regen der Jahreszeit war gemacht worden, machete ein Geräusch, welches wir seit einigen Stunden gehöret hatten,

und

Raleigh. 1595.

und welches uns in der Entfernung, wo wir waren, fast taub machete. Ich urtheilete aus dem Namen des Landes und aus andern Umständen, daß dieses Gebirge eben das wäre, wovon mir **Berreo** verschiedene Wunderdinge erzählet hatte, als z. E. der Schimmer der Diamanten und anderer Edelgesteine ist, welche es in allen seinen Theilen enthält. Ich verbinde niemand, daß er mir glauben soll: es ist aber doch gewiß, daß ich eine überaus große Weiße hervor blitzen sah. Indessen muß ich doch auch hinzusetzen, daß Berreo nicht selbst da gewesen ist, weil außer der Ueberschwemmung, die ihn aufgehalten hatte, die Landeseinwohner Todtfeinde der Spanier sind. Nachdem wir an dem Ufer des **Winicapara** ein wenig ausgeruhet hatten: so giengen wir demselben nach bis an das Dorf gleiches Namens, von da mich der Cacique, wie er versprach, durch große Umwege nach dem Gebirge führen wollte. Die Länge und Beschwehrlichkeiten des Weges aber, vornehmlich bey einem Unternehmen, wo ich nur meine Neugier stillen konnte, erschrecketen mich.

Flüsse des Landes.

Ich kehrete darauf wieder nach der Mündung des Cumana zurück, woselbst mir alle benachbarte Caciquen allerhand Sachen aus ihren Ländern anbothen. Diese waren Getränke, Hühner, und Wildprät nebst einigen von denen kostbaren Steinen, welche die Spanier **Piedras Huadas** nennen. Bey meiner Zurückkunft von Winicapara hatte ich gegen Osten vier Flüsse gelassen, welche von den Gebirgen Emeria herunter kommen, und sich in den Orinoko ergießen. Andere, welche aus eben dem Gebirge kommen, laufen gegen das Nordmeer, als der **Aratúri**, der **Amacúma**, der **Batima**, der **Wana**, der **Maroaca**, der **Paroma**. Die Nacht war finster und stürmisch gewesen. Den Morgen kam ich an die Mündung des Cumana, wo ich den **Eques** und **Porter** gelassen hatte, daß sie auf den Hauptmann Keymis warten sollten, welcher zu Lande zurück kam. Sie hatten noch keine Nachrichten von ihm gehabt: er kam aber den folgenden Tag an.

Raleigh fährt den Orinoko weiter hinab.

Nachdem Raleigh von den Caciquen, welche ihn mit thränenden Augen verließen, wie er saget, Abschied genommen hatte: so setzete er sich wieder in seine Canote, und legete den Abend bey der Insel **Assipana** an. Den Morgen fand er seine Galeasse bey **Toparimaca** vor Anker. Er legete beym Hinunterfahren hundert englische Meilen den Tag zurück: er konnte aber nicht durch den Weg wieder zurück kehren, den er bey der Einfahrt in den Fluß genommen hatte, weil die Kühlung und der Strom aus der See nach Amana trieben. Die Nothwendigkeit machete, daß er dem Laufe des **Capuri** folgete, welcher ein Arm von dem Orinoko ist, wodurch er ins Meer fällt. Er glaubete, daß nunmehr alle Gefahr vorbey wäre. Indessen nöthigte ihn doch die folgende Nacht, da er bey der Mündung des Capúri, welcher nur eine Seemeile breit ist, angeleget hatte, die Heftigkeit des Stromes, daß er sich mit seinen Leuten unter der Küste in Sicherheit setzen mußte; und obgleich die Galeasse so dicht an das Land gezogen wurde, als es nur möglich war, so hatte man doch viel Mühe, sie vor dem Scheitern zu bewahren. Um Mitternacht änderte sich das Wetter zu gutem Glücke; und gegen neun Uhr des Morgens hatten die Engländer die Dreyeinigkeitsinsel vor Augen, wo sie wieder zu ihren Schiffen stießen, welche zu Cúriapana auf sie gewartet hatten.

Man findet darauf in Raleighs Nachricht eine ziemlich unnütze Wiederhohlung aller der Länder, die er besuchet hatte: seine Anmerkungen über einige von ihren Völkern aber und sein Schluß verdienen aus Hackluyts finsterer Sammlung ans Licht zu kommen.

Man

Raleigh. 1595.

Man versicherte ihn, saget er, die Eporemerioer beobachteten die Religion der Yncae aus Peru, das ist, sie glaubeten die Unsterblichkeit der Seele, sie verehreten die Sonne u. s. w. Es wird niemand leugnen, daß dieser Punct, wenn er recht fest gesetzet wäre, der Wanderung der Peruaner nicht viel Wahrscheinlichkeit gäbe: es würde aber doch noch zu beweisen übrig bleiben, daß sich solche Wanderung seit den Zeiten der Eroberung zugetragen. Man versicherte Raleighen auch, der Ynca, welcher in Guiana herrschete, hätte daselbst eben einen solchen Pallast erbauen lassen, dergleichen seine Vorfahren in Peru gehabt.

Seine Anmerkungen über die Yncae in Guiana.

„Jedermann weis, saget er bey dieser Gelegenheit, was für eine Menge Gold die „spanischen Eroberer aus diesem weitläuftigen Reiche gezogen haben: ich bin aber überzeu„get, daß der Prinz, welcher zu Manoa herrschet, dessen mehr besitzt, als in ganz West„indien ist.

Sein Urtheil von diesem Lande.

„Itzo, saget er, will ich von dem reden, was ich selbst gesehen habe. Diejenigen, „welche die Entdeckungen lieben, können sich Rechnung darauf machen, daß sie etwas zu „Befriedigung ihrer Neugier finden werden, wenn sie den Orinoko hinauf gehen, in wel„chen eine so große Menge Flüsse fallen, die in eine so große Strecke Landes führen, der „sich von Osten gegen Westen über zweytausend, und von Norden gegen Süden über acht „hundert englische Meilen gebe. Alle diese Länder sind reichhaltig an Golde und an Waa„ren, die zur Handlung dienlich sind. Man findet daselbst die schönsten Thäler von der „Welt. Ueberhaupt verspricht das Land denjenigen viel, die es zu bauen unternehmen wer„den. Die Luft ist daselbst so rein, daß man allenthalben Greise von hundert Jahren an„trifft. Wir brachten ganze Nächte daselbst unter freyem Himmel zu, ohne andere Bede„ckung; und auf meiner ganzen Reise darinnen habe ich keinen einzigen kranken Englän„der gehabt. Gegen Süden des Flusses giebt es Färbeholz, welches, meiner Einsicht nach, „das in dem übrigen America übertrifft. Man findet daselbst auch viel Baumwolle, „Seidengras, Balsam und Pfeffer, verschiedene Arten von Gummi, Ingwer und eine „Menge andere Sachen, die bloß von der Natur hervorgebracht werden.

„Die Ueberfahrt ist weder gar zu langwierig noch gar zu gefährlich. Sie kann in „sechs oder sieben Wochen geschehen; und man hat vor keinen bösen Fahrten vorbey zu se„geln, dergleichen der Canal von Bahama, das stürmische Meer der Bermuden, das Vor„gebirge der guten Hoffnung und andere sind. Die zu diesen Reisen gehörige Zeit ist der „Heumonat, damit man zu Anfange des Sommers in dem Lande ankomme, welcher „beynahe bis auf den Märzmonat dauert. Die Zeit der Rückkehr ist der May oder „Brachmonat.

„Guiana kann als ein Land angesehen werden, das noch eine Jungfer ist, und das „noch keine Europäer berühret haben. Denn die schwachen Sitze, welche sie an den Kü„sten des Nordmeeres haben, verdienen den Namen der Eroberungen nicht. Derjenige aber, „welcher nur zwo Schanzen an dem Eingange in das Land bauen wollte, würde nicht zu „befürchten haben, daß ihm dieses große Land würde streitig gemacht werden. Man wür„de den Fluß nicht hinauf fahren können, ohne das Feuer aus den beyden Schanzen aus„zustehen. Ueber dieses so könnten die Lastschiffe daselbst nur an einem einzigen Orte leicht„lich anländen; und man kann sich so gar nicht einmal der Küste nähern, als nur mit klei„nen Fahrzeugen und Canoten. Man trifft an den Ufern des Flusses sehr dicke Gehölze „an, welche zweyhundert englische Meilen lang sind. Der Weg zu Lande ist eben so schwer. „Man hat auf allen Seiten eine große Anzahl hoher Gebirge; und wenn man nicht mit

Raleigh. 1595.

„den Eingebohrnen des Landes recht gut steht, so sind die Lebensmittel daselbst schwer an„zutreffen. Dieses haben die Spanier stets mit Schaden erfahren, ob sie gleich oftmals „versuchet haben, dieses große Land zu erobern.

Schluß aus seinen Einsichten.

„Endlich, schließt der weise Raleigh, bin ich versichert, die Eroberung von Guiana „werde den Prinzen auf eine wundernswürdige Weise größer machen, welchem dieses Glück „vorbehalten ist, und welcher daraus so viel Reichthum und Macht wird ziehen können, „daß er der Krone Spanien ihrer das Gleichgewicht halten kann. Wenn der Himmel ein „so schönes Looß der Krone England bestimmet hat: so zweifele ich nicht, es werde die „**Commercienkammer**, welche zu London für Guiana wird errichtet werden, gar bald „der **Contratacion** gleichen, welche die Spanier zu Sevilla für alle ihre westlichen Er„oberungen haben„.

Zeugnisse wegen Guiana.

Hackluyt füget diesem Berichte noch eine beglaubigte Abschrift vieler Briefe bey u), welche um eben die Zeit von einem englischen Hauptmanne, Namens **Georg Popham**, in einem spanischen Schiffe aufgefangen, und dem Staatsrathe in England überreichet worden. Es wird genug seyn, einige Stellen daraus anzuführen, um die Meynung zu rechtfertigen, welche die Spanier damals von dem Innern des Landes Guiana hegeten.

Aufgefangene Briefe.

Don **Alonso** schrieb von der großen Canarieninsel an einige Handelsleute zu San Lucar, er hätte keine andere Neuigkeit zu berichten, als die Zeitung von der Entdeckung einer Stadt, Namens **Manoa** oder el **Dorado**, und von einem Lande, wo das Gold in einem ungeheuern Ueberflusse wäre. Er setzete hinzu, er wäre von verschiedenen Personen davon benachrichtiget, welche die Reise dahin gethan hätten, und er wäre selbst entschlossen, solche zu unternehmen. Endlich fügete er noch folgenden Auszug von einer Nachricht bey, welche nicht verdächtig seyn konnte, weil sie an den König in Spanien sollte geschickt werden.

An dem Flusse Pato, den 23sten April, 1593.

Wie Domingo von Vera Besitz von Guiana nimmt.

In Gegenwart meiner, **Rodriguez von Coranza**, Secretärs des Seewesens, ließ **Domingo von Vera**, des Antonio von Berreo Lieutenant, seine Soldaten zusammen kommen; und nachdem er sie in Schlachtordnung gestellet hatte: so hielt er diese Rede an sie: „Meine Freunde, ihr wisset alle zusammen, was für Mühe sich unser General, „Don **Antonio von Berreo**, gegeben, und was für Unkosten er seit eilf Jahren aufge„wandt, um den mächtigen Staat von Guiaña und del Dorado zu entdecken. Euch sind „die außerordentlichen Beschwerlichkeiten nicht unbekannt, welche er bey dieser wichtigen „Unternehmung ausgestanden hat. Weil indessen der Abgang an Lebensmitteln, und der „schlechte Zustand seiner Leute seine Unkosten und Arbeiten unnütz gemacht haben: so trägt „er mir auf, heute neue Versuche zu machen. In dieser Absicht soll ich von Guiana im „Namen seiner Majestät, und unsers Generales, Besitz nehmen. Ich trage es euch, „**Franz Carillo**, also auf, dieses Kreuz, welches an der Erde liegt, aufzurichten, und „es darauf nach Osten zu drehen.

Nachdem Carillo solches gethan hatte: so knieten der Lieutenant, die andern Officier, und alle Soldaten vor dem Kreuze nieder, und verrichteten ihr Gebeth. Darauf nahm Domingo von Vera eine Schale Wasser, trank sie aus, nahm noch eine andere, und goß das

u) Richard Hackluyts Samml. a. d. 662 u. ff. S.

das Wasser auf die Erde, so weit er konnte; er zog seinen Degen aus, hieb das Gras und Kraut nieder, welches um ihn herum war, und darauf auch einige Baumzweige ab, wobey er sagete: „Ich nehme im Namen Gottes Besitz von diesem Lande für Seine Majestät, „Don Philipp, unsern unumschränkten Herrn„. Nach diesem fiel man wieder auf die Knie, und alle Umstehende, Befehlshaber und Soldaten, antworteten, sie wollten diese Besitzung bis auf ihren letzten Blutstropfen vertheidigen. Darauf befahl mir Domingo von Vera mit dem bloßen Degen in der Hand, ich sollte ihm eine Urkunde von dieser Besitznehmung ausfertigen, und dabey melden, daß alle diejenigen, die sich hier gegenwärtig befinden, Zeugen davon sind.

Raleigh. 1595.

Darauf drang der Lieutenant noch zwo Meilen weiter in das Land bis an das erste Dorf, woselbst er dem Caciquen durch unsern Dolmetscher, Anton Bizanze, melden ließ, man hätte sich im Namen seiner Majestät in den Besitz des Landes gesetzet. Der Cacique antwortete, er wollte ein Christ werden, und erlaubete es, daß das Kreuz in seinen Landen aufgerichtet würde. Den 1sten May kamen wir nach Carapana, von da wir nach Toraco giengen, welches fünf Seemeilen weiter ist. Der Dolmetscher, welcher dem Cacique dieses Dorfes eben die Erklärung gethan, erhielt auch die Erlaubniß, das Kreuz aufzurichten.

Sein Versuch hineinzudringen.

Den 4ten kamen wir in ein sehr bevölkertes Land. Der Cacique kam uns entgegen, und führete uns in sein Haus, wo er uns mit vieler Freundschaft begegnete, und uns eine Menge Gold schenkete. Der Dolmetscher fragete ihn, wo er dieses Metall herbekäme? Er antwortete, aus einem Lande, welches nur eine Tagereise weit von ihm sey. Er setzete hinzu, die Indianer des Landes hätten so viel, als nur in das Thal gehen könnte, worinnen wir wären. Die Einwohner dieser Provinz haben den Gebrauch, daß sie sich die Haut mit dem Safte gewisser Kräuter reiben, und darauf den ganzen Leib mit Goldpulver bestreuen. Der Cacique erboth sich, er wollte uns bis zu ihren ersten Wohnplätzen führen: er meldete uns aber zugleich dabey, ihre Völkerschaft wäre sehr zahlreich, und vermögend, uns alle, ohne Barmherzigkeit umzubringen. Wir frageten ihn, wie es diese Leute macheten, daß sie das Gold fänden? Er antwortete uns, sie grüben in einer gewissen Gegend ihres Landes in die Erde, nähmen das Gras mit sammt der Wurzel heraus, thäten das Gras und die Erde in große Gefäße, wo sie denn alles wüschen, und daraus eine Menge Gold zögen.

Sehr reiche Provinz an Gold.

Den 8ten giengen wir noch sechs Meilen bis an den Fuß eines Gebirges, wo wir einen Caciquen, in Begleitung von ungefähr drey tausend Indianern beyderley Geschlechtes, welche mit Hühnern und andern Lebensmitteln beladen waren, antrafen. Sie bothen sie uns an, und drangen in uns, wir möchten doch bis nach ihrem Dorfe gehen, welches aus fünfhundert Häusern bestund. Der Cacique sagete zu uns, er hätte diese Menge von Lebensmitteln von einem weitläuftigen Gebirge, wovon wir die Seite nicht weit von seiner Wohnung wahrnahmen; es wäre solches überaus sehr bevölkert, alle seine Einwohner trügen goldene Platten auf der Brust, und Ohrenringe von eben dem Metalle; kurz, sie wären ganz mit Golde bedecket. Er setzete hinzu, wenn wir ihm einige Aexte geben wollten, so wollte er uns Goldplatten dafür bringen. Man ließ ihm nur eine geben, damit wir ihm nicht gar zu viel Habgier bezeugeten, sondern vielmehr glauben ließen, wir macheten uns mehr aus dem Eisen, als aus dem Golde. Er brachte uns bald eine Goldstange, fünf und zwanzig Pfund schwer. Der Lieutenant unterdrückete seine Freude darüber; und indem er uns dieses Stück mit einem ernsthaften Gesichte wies, so schmiß er es mit Fleiße auf die Erde,

Vera schöpfet große Hoffnung.

Raleigh. 1595.

und ließ es ohne die geringste Bezeugung eines Eifers wieder wegnehmen. Wir waren in den aller angenehmsten Hoffnungen ruhig, als uns ein Indianer mitten in der Nacht meldete, die Leute vom Gebirge wären in Bewegung, um uns anzugreifen. Vera ließ uns so gleich mit den Waffen in der Hand, und in der besten Ordnung aufbrechen.

Andere Zeugnisse wegen el Dorado.

Da das Uebrige von diesem Berichte unterdrücket worden: so hat es viel Wahrscheinlichkeit, daß Vera durch den Widerstand der Indianer sey aufgehalten worden. Man liest aber in dem Auszuge eines andern Briefes, die Spanier hätten sich damals zu Carthagena nur mit der Entdeckung von el Dorado in ihren Gesprächen unterhalten; und es wäre seit kurzem eine Fregatte angekommen, welche ein ungeheures großes Bild von gediegenem Golde, sieben und vierzig Zentner schwer, am Borde gehabt. Es war solches, wie man sagete, die Gottheit einer großen Landschaft, deren Einwohner den Entschluß gefasset hatten, das Christenthum anzunehmen; und alle Spanier auf der Fregatte versicherten, das Land del Dorado hielte unermeßliche Reichthümer in sich. Ein anderes Schreiben von Rio de la Hacha enthielt, des Martinez Nuevo Dorado wäre kein Hirngespinnst; man hätte das Glück gehabt, es wieder zu finden, und es enthielt wirklich eine unermeßliche Menge Goldes. Endlich findet man unter andern Zeugnissen, die man nicht in dem Verdachte einer Verabredung mit einander, noch einer Falschheit halten kann, auch eines Franz von Cherburg, Boutillier genannt, seines, welcher ein spanisches Schiff angetroffen, das mit zwoen Millionen in Golde beladen gewesen, und dessen Hauptmann, mit dem er viele Unterredungen gehabt, ihm gestanden, er käme von Nuevo Dorado, wo dieses Metall in einem ungemeinen Ueberflusse wäre.

Einleitung zur folgenden Reisebeschreibung.

Nichts aber giebt der Meynung, die sich davon fest gesetzet, mehr Wahrscheinlichkeit, als zwo andere Reisen der Engländer, welche Raleighs seiner unmittelbar folgeten. Die eine wurde gleich im folgenden Jahre von dem Hauptmanne Keymis, welcher die erste Seefahrt mit gethan hatte; und die andere im 1597sten Jahre, auf Raleighs Kosten selbst unternommen *x*), welchen seine Erhebung *y*) noch nicht in seinem Vorsatze erkältet hatte, sich in Guiana niederzulassen. Des Hauptmannes Keymis Bericht ist um so viel merkwürdiger, weil er nebst neuen Erläuterungen wegen dieses Landes, den Verfolg von des Berreo Unternehmungen und die Ursachen enthält, welche die Hoffnungen der Engländer und Spanier auf gleiche Art haben fehl schlagen lassen. Er wurde Raleighen unter seinen neuen Titeln zugeschrieben; und damit er seines Namens würdiger wäre: so fügete Keymis, welcher gelehrter gewesen zu seyn scheint, als man es sich von einem Schifffahrer wohl einbilden sollte, ein Heldengedicht in seiner Sprache, nebst einigen lateinischen Versen bey, die uns Hackluyt erhalten hat *z*).

Gedicht, Raleighen zu Ehren.

Der

x) Der Titel läßt es gleichwohl in Zweifel, ob er nicht wirklich die Anführung selbst übernommen habe. Ueber dieses wird das Tagebuch einem freywilligen Officier auf dem Schiffe Thomas Masham, zugeschrieben. Hackluyts Sammlung a. d. 692 S.

y) Er wird nicht allein würdiger Ritter, sondern auch Lord Warden of the Stanneries, Hauptmann der Garde Seiner Majestät, und Generallieutenant der Grafschaft Cornwallien in einem an Mylord Howard geschriebenen Briefe genannt, wovon man bald reden wird.

z) Sie verdienen, daß man ihnen hier eine Stelle einräumet. Wir müssen noch anmerken, daß die Engländer den Orinoko Raleana oder Raleighs Fluß genannt hatten, indem sie ihm wiewohl unrecht die Ehre zuschrieben, selchen entdecket zu haben.

Montibus est Regio, quasi muris obsita multis,
Circumsepit aquis quos Raleana suis.
Intus habet largos Guaiana recessus,
Hostili gestans libera colla jugo.
Hispanus clivis illis sudavit, & alsit,
Septem annos novies; nec tamen invaluit.
Numen & omen inest numeris. Fatale sit illi!
Et nobis virtus sit recidiva precor!

Gual.

Der II Abschnitt.

Reise des Lorenz Keymis nach Guiana.

Dessen Abreise. Er nennet ein Vorgebirge Cecile. Seine Beobachtungen. Er besuchet die Indianer. Inseln Oneario und Guater. Fruchtbarkeit des Landes. Spaltung der Spanier. Er läuft in den Orinoko ein. Fragen und Nachrichten von den Caciquen. Bestätigung des Daseyns einer Völkerschaft ohne Köpfe. Er beunruhiget Berreo. Dessen Kundschafter. Nachricht, die Keymis von ihm erhält. Er verzweifelt, die Spanier zu überwältigen. Schöne Hoffnung, die man ihm machet. Warum er solcher entsaget. Er nimmt drey Abgeschickte von Berreo. Nachrichten von einem derselben. Er zieht sich ferner zurück. Seine Ankunft zu Carapana. Er bekömmt einen Abgeordneten von dem Cacique; bewundert dessen Staatsklugheit; kann den Cacique nicht zu sprechen bekommen. Wozu ihn die Noth zwingt. Er fährt aus dem Flusse hinaus; und verbrennet seine Pinasse. Seine Rückkunft. Dritte Reise der Engländer nach Guiana. Tabelle von den Flüssen und Völkerschaften.

Keymis gieng als ein Abentheurer zu Schiffe, der sich auf den Beystand des Glückes verließ, und mehr von seiner Aufführung und seinem Muthe, als von seiner Stärke, erwartete. Er gieng von Portland zu einer Unternehmung, welche eine zahlreiche Flotte erforderte, mit einem einzigen Schiffe, der **Herzgeliebte von London** (le Cheri de Londres) genannt, und einer Pinasse ab, die er gar bald auf dem Meere verlor. Seine übrige Schifffahrt war glücklich bis an das feste Land von America, woselbst er an der Mündung des schönen und großen Flusses **Agruaria**, den er in ein Grad vierzig Minuten südlich setzet, Anker warf. Er saget, er sey deswegen so weit gegen Süden gegangen, damit er Raleighs Rathe folgen möchte.

Dessen Abreise.

Er fand keine Einwohner an der Küste; und nachdem er derselben bis an die Nordspitze der Bay nachgegangen war, die er das Vorgebirge **Cecile** nannte: so sah er zwey hohe Gebirge, die sich wie zwo Inseln zeigeten, ob sie gleich an das feste Land stoßen. Es fallen viele Flüsse in das Meer gegen Norden und gegen Nordwest, längst der Küste. Keymis legete bey den zweyen Gebirgen an, um sich daselbst mit Wasser zu versorgen. Darauf ließ er sein Schiff vor Anker, stieg mit acht oder neun Mann von seinen Leuten, und seinem indianischen Dolmetscher, in die Schaluppe, um von den Flüssen Erkundigung einzuziehen, und einige Verbindungen mit den Einwohnern des Landes einzugehen.

Er nennet ein Vorgebirge Cecile.

Zwanzig oder dreyßig Cabanen, die er an dem Flusse **Uiapoco** entdeckete, macheten, daß er an das Ufer fuhr; und da er solche leer gefunden hatte, so fassete er, in Hoffnung die Einwohner derselben wieder zurück zu locken, den Entschluß, die Nacht daselbst zu zu bringen.

Seine Beobachtungen.

Gualtero patefacta via est duce & auspice Raleigh
Mense uno: o! factum hoc, nomine quo celebrem?
Nocte dieque, datis velis, remisque laborans,
Exegit summa dexteritatis opus.
Scilicet expensis magnis non ille pepercit,
Communi natus consuluisse bono.
Providus excubiuit, simili discrimine, Joseph.
Sic Fratres Fratrem deseruere suum.
Fama coloratam designet si bona vestem:
Vestis scissa malis sic fuit illa modis.

Mira leges. Aures animumque tuum arrige: Tellus
Hæc aurum & gemmas, graminis instar, habet.
Ver ibi perpetuum est; ibi prodiga terra quotannis
Luxuriat, sola fertilitate nocens.
Anglia nostra, licet dives sit & undique felix,
Anglia, si confers, indiga frugis erit.
Expertes capitum, volucres, piscesque, ferasque
Prætereo: haud prosunt quæ novitate placent.
Est ibi, vel nusquam, quod quærimus. Ergo petamus
Det Deus hanc Canaam possideamus. Amen.

Keymis. 1596.

bringen. Allein, es kam auch an dem Tage selbst niemand dahin zurück. Von da gieng er vor dem Wanari vorbey, ohne daselbst anzulegen, weil der Grund bey der Einfahrt ein Felsen ist, und sehr wenig Tiefe hat. Er fuhr vierzig Meilen auf dem Flusse Caperuaca, ohne einen Indianer wahrzunehmen: er fand daselbst aber auf der andern Seite eines Gebirges Färbeholz, womit er seine Schaluppe belud; und unter einer Menge anderer Bäume, erkannte er auch eine Art von Zimmtbäumen, wovon er gleichfalls eine Probe mitnahm. Von dem Flusse Caperuaca lief er in den Fluß Cauo ein, und sah endlich daselbst ein mit Indianern besetzetes Canot, welche anfänglich nur auf ihre Flucht bedacht waren, in der Meynung, er wäre ein Spanier. Als sie aber von dem Dolmetscher den Namen seiner Nation und seinen Haß gegen die Spanier vernommen hatten: so kamen sie zu ihm, und erbothen sich, sie wollten ihn in ihren Wohnplatz führen.

Er besuchet die Indianer.

Die Engländer wurden daselbst sehr leutselig aufgenommen. Der Cacique meldete ihnen, er wäre mit allen seinen Unterthanen, durch die Spanier von Moruga, einem benachbarten Flusse des Orinoko, aus seinem Lande verjaget worden; er wäre von der Völkerschaft der Jaoer, einer von den mächtigsten an der Küste. Da er aber den Schmerz gehabt hätte, seinen Flecken abbrennen und seine Länder den Arruacaern geben zu sehen: so hätte er sich entschlossen, sein Vaterland zu verlassen, und sich gegen den Amazonenfluß zu an Oertern zu setzen, die ihn vor der Gewaltthätigkeit der Spanier sichern könnten. Darauf gab er den Engländern freywillig einen Lootsmann, um sie nach dem Orinoko zu führen. Diese Vorsicht aber schützete sie nicht vor einem Sturme, welcher sie zwang, ihr Färbeholz auszuwerfen, bevor sie ihr Schiff erreichen konnten.

Inseln Oneario und Guater.

Die Stürme sind bey der Insel Oneario, welche sechs Seemeilen von dem Flusse Caperuaca ist, sehr häufig, und die Schifffahrt ist daselbst nicht weniger schlimm, als in dem Canale la Manche bey dem Winterstillstande der Sonne. Der Nordwind herrschet daselbst am meisten auf dieser Küste: er drehet sich aber ein wenig nach Osten. Weiter gegen Westen findet man das Eyland Guater, welches von den Sebaioern bewohnet wird; und an eben der Seite biethet die Bay sehr gute Rheden unter verschiedenen kleinen Eylanden dar.

Fruchtbarkeit des Landes.

Jenseits der Gebirge bringt das Land von Natur viel Pfeffer, Baumwolle, und Seidengras hervor, einer Wurzel, Uiapassa genannt, nicht zu gedenken, deren Geschmack dem Ingwer nahe kömmt, und welche für ein Mittel wider das Kopfweh und den Durchlauf gehalten wird. Alle Flüsse dieser Küste, und in den umliegenden Gegenden des Orinoko, kommen aus den Thälern von Guiana. Indessen gehen die Indianer doch nicht über Berbice hinaus, um zu handeln. Man sammelt auf dem Curitini viel Honig. Die Spanier waren noch nicht über den Fluß Essequebe hinaus gegangen, welchen die natürlichen Landeskinder des Orinoko Schwester nennen, weil er auch sehr groß ist, und an seiner Mündung viele Inseln machet. Sie gehen ihn zwanzig Tage lang hinauf; darauf nehmen sie ihre Canote und ihren Vorrath an Lebensmitteln auf den Rücken, und begeben sich in einer Tagereise zu Fuße an das Ufer eines Sees, welchen die Jaoer Roponcuini, und andere Indianer Parime nennen, der von einer solchen Größe ist, daß sie ihn mit dem Meere vergleichen. Sie stellen ihn mit einer unendlichen Anzahl Canote bedecket vor; woraus Keymis geurtheilet, dieß müßte der See seyn, an welchem die Stadt Manoa läge.

Vermeyntliche See Parime.

Spaltung der Spanier.

Einige Spanier dachten damals, eine Stadt an dem Flusse Essequebe zu erbauen: sie waren aber nicht von der Zahl der Anhänger des Don Berreo. Sie nahmen sich gegen-

gentheils vielmehr vor, da sie sich aus Margaretha und Caracas unter einem Anführer, Namens Sant Jago, zusammen gezogen hatten, sie wollten des Don Berreo Versuchen Einhalt thun; und dieses Unternehmen kostete ihrem Oberhaupte die Freyheit. Keymis liefert die Geschichte davon, weil er sich bald mit darinnen verwickelt sah. Nach den letztern Unfällen des Berreo *a)* hatten die beyden Statthalter zu Caracas und Margaretha, welche es verdroß, daß er nichts mehr auf ihr Gutachten und ihren Rath gab, sich es fest vorgenommen, sie wollten ihn bey dem Könige in Spanien um sein Ansehen bringen, und für sich selbst den Auftrag erhalten, Guiana zu entdecken. Sie hatten ein jeder einen Abgeordneten nach Hofe geschickt, mit dem Befehle, unter der Hand zu verstehen zu geben, Berreo wäre zu alt, ein so großes Vorhaben auszuführen; er gedächte nur bloß seines Reichthumes in einem weichlichen Leben zu genießen, und ein Unternehmen von dieser Art verlangete einen Menschen, der noch den Kopf und die Hände gebrauchen könnte. Sie hatten nicht unterlassen, es dem Könige zu berichten, daß die Engländer unter Raleighs Anführung schon einen furchtbaren Fortgang in dem Lande gehabt hatten; und nachdem sie den Reichthum von Guiana hatten kennen lernen, so wäre es sehr wahrscheinlich, daß sie bald mit mehrer Macht wieder erscheinen würden.

Keymis. 1596.

Man will Berreo am spanischen Hofe stürzen.

Berreo, welcher sich dieser Verrätherey nicht versah, und keinen Argwohn darauf hatte, war in Gefahr, sich aus dem Sattel gehoben zu sehen, wenn sein Lieutenant, Domingo von Vera, nicht bey diesen Umständen mit allem dem Golde, welches er auf seinem Streifse gesammelt hatte, in Spanien angekommen wäre. Er brachte nicht allein sein Oberhaupt bey dem Könige und der Nation wiederum in Ansehen, sondern erhielt auch für ihn zehn Schiffe und allen zu seinen Absichten nöthigen Vorrath; und der Hof, welcher geneigt war, bey einem so wichtigen Gegenstande nichts zu verabsaumen, befahl, es sollten achtzehn andere Segel um die Dreyeinigkeitsinsel kreuzen. Die Statthalter zu Curracas und Margaretha hatten sich auf den glücklichen Erfolg ihrer List gar zu viel Rechnung gemacht, als daß sie die Rückkunft ihrer Abgeordneten erwarten wollten. Sie hatten den Don Berreo verdringen wollen, welcher sich nach dem Flusse Caroli begeben hatte, in der Hoffnung, daselbst einigen Beystand aus Neu-Grenada zu erhalten. Da aber die Ankunft der Schiffe aus Spanien alle Maaßregeln seiner Feinde zernichtet hatte: so sah sich Sant Jago, welcher angerücket war, ihn zu suchen, auf seinen Befehl gefangen genommen, und die Truppen der beyden Statthalter wurden bald zerstreuet.

Er sieget über seine Feinde.

Keymis hatte sich schon an der Mündung des Orinoko vor Anker geleget, als er diese Nachrichten von einem Indianer erhielt, welcher dem Don Berreo gedienet hatte. Er vernahm zu gleicher Zeit, Sant Jago hätte in den Landen des Cacique Topiauari den Sparrow, einen von denen Engländern, aufgehoben, welche Raleigh daselbst gelassen hatte. Er wurde aber dadurch nicht niedergeschlagen, sondern versprach sich vielmehr eben die Gewogenheit des Himmels, welche ihn den Spaniern hatte entwischen lassen, indem er fast vor ihren Augen vorbey gegangen; und den folgenden Tag lief er in den Orinoko ein, wo sich das Gerücht von seiner Ankunft bey allen benachbarten Caciquen ausbreitete. Die meisten waren Feinde der Spanier, welche ihnen, wie er saget, viele von ihren Weibern entführet hatten, und wovon einige sich kein Gewissen macheten, deren zehn oder zwölfe zu ihren Lüsten

Keymis läuft in den Orinoko ein.

a) Man sehe die vorhergehende Reise.

Keymis. 1596.

sten zu brauchen. Zween von den größten Todtfeinden der Spanier, kamen den Engländern entgegen, und brachten ihren Vorrath von allerhand Lebensmitteln.

Fragen der Caciquen an ihn.

„Sie frageten mich, erzählet Keymis, ob ich Macht genug mitgebracht hätte, wovon „sie ihre Befreyung hoffen könnten? Ich antwortete ihnen, da ich geglaubet hätte, daß ihr „Land ruhig wäre, und ich nur gekommen wäre, Waaren umzutauschen, so hätte ich nur ein „einziges Schiff mitgebracht: Bey meiner Rückkunft nach England aber würde eine zahl„reiche Flotte unter Segel gehen; und ich wollte ihnen bis zu meiner Abreise mit aller mei„ner Macht beystehen. Darauf mußte ich einem von den Caciquen, zur Bestätigung des „Bündnisses, welches er mit mir machete, in die rechte Hand spucken. Nach diesem ließ „er einem Haufen Indianer, welche in ungefähr zwanzig Canoten noch weiter entfernet waren, „melden, sie könnten sich ohne Mistrauen nähern. Ich sah sie bald um uns herum versammelt. „Sie zündeten Feuer an; sie setzeten sich in ihre Hamacken, wo sie sich unter einander die „großen Thaten ihrer Vorfahren erzählen, wobey sie die Feinde ihrer Nation verfluchen, und „ihre Freunde durch Lobsprüche und prächtige Titel erheben.

Nachrichten, die er bekömmt.

Eben der Cacique, welcher verschiedene Reisen in das Innere des Landes gethan, ließ sich nicht lang bitten, den Engländern seine Einsichten mitzutheilen. Er belehrete sie, die Provinz, wo Maccûreguari läge, führete den Namen Mûchikari, und diese Stadt würde für die vornehmste in Guiana gehalten; sie läge in einem schönen Thale, bey hohen Gebirgen, welche sich gen Nordwest erstrecketen; man rechnete sechs Seemeilen von Carapana nach dieser Stadt, und Manoa wäre noch sechs Tagereisen weiter hin; die Indianer nähmen den Weg der Iranakerier längst dem Flusse Amacur, als den bequemsten, ob er gleich nicht der kürzeste wäre: die Gebirge aber macheten den von Carapana sehr beschwerlich. Die Cassanaren, ein Volk, welches Kleider trägt, lägen an denen Oertern herum, wo der Orinoko anfinge, diesen Namen zu führen; und da sie sich sehr weit in das Land hinein erstrecketen, so giengen ihre Gränzen bis an den See Parime; Manoa wäre zwanzig Tagereisen von der Mündung des Uiapoko, sechzehn von Barimo, dreyzehn von Amacur und zehn von Aratori; die Indianer, welche oben am Orinoko wohneten, kenneten die andern Völkerschaften des Landes sehr wohl, und redeten eben die Sprache, welche der Dolmetscher der Engländer redete.

Bestätigung des Daseyns der Völkerschaft ohne Köpfe.

Keymis fragete den Cacique um neue Erläuterungen wegen der Ohnköpfe, wovon man die Beschreibung in Raleighs Tagebuche gesehen hat; und sie wurde nicht allein mit Umständen bestätiget, welche alle seine Zweifel vollends hoben; sondern der Cacique setzete auch hinzu, es hätte eine andere Völkerschaft der Caraiben die Kunst gefunden, den Kopf ihrer Kinder durch Drücken sehr lang, und fast einem Hundeskopfe gleich zu machen. Keymis thut die Erklärung, er fordere nicht, daß ihm seine Leser wegen dergleichen Erzählungen glauben sollen; indessen bestätigte er doch mit seinen Augen die Wahrheit, daß viele von diesen Völkerschaften, um sich entweder von andern zu unterscheiden, oder sich bey ihren Nachbaren fürchterlich zu machen, sich befleißigen, ihren Kopf zu verunstalten, und sich ihrer Häßlichkeit rühmen. Die Jaoer zum Exempel haben den Gebrauch, daß sie sich in die Backen seltsame Schmarren mit dem Zahne eines Thieres machen, den sie wie einen Grabstichel führen. Keymis war bey seinem Aufenthalte unter dieser Völkerschaft Zeuge davon. Der Cacique sagete ihm auch von einem Flusse Namens Cauiomo, welcher in den Aratori fällt, und ungeheure Fische hervor bringt. Er sagete zu ihm, die Gebirge Cuepyn, in deren Gegenden man die Wohnplätze der Carapanaer fände, wären unzugänglich; die

Ama-

Amapagotoer hätten Bilder von dichtem Golde von einer unglaublichen Größe, und eine Menge Pferde, von denen man glaubete, daß sie von spanischer Zucht, und von Caracas gekommen wären.

Keymis. 1596.

Die Engländer, welche Indianern, die so viele Gewogenheit gegen sie bezeugeten, ihr Vertrauen nicht versagen konnten, fuhren mit der kleinen Flotte von Canoten gegen den Hafen von Carapana, von da einige Ausgeschickte, welche sie vor sich her dahin gehen lassen, zurück kamen, und ihnen meldeten, es wären seit kurzem zehn Spanier vorbey gegangen, die an dem Flusse Barimo Waaren umsetzen wollten, und dem Cacique zu Carapana die Ankunft zwoer Barken von ihrer Nation durch den Fluß Amana angekündiget hätten. Des Keymis Indianer hielten hierüber Rath, und entschlossen sich, wieder nach ihren Wohnplätzen zu gehen, aus Furcht, die Spanier, welche sie ohne Vertheidigung fänden, möchten ihnen ihre Weiber und ihren Vorrath wegnehmen. Sie ergriffen so gar den Entschluß, sie anzugreifen; und die Engländer vernahmen bey ihrer Rückkunft, sie hätten sie alle zusammen nieder gemacht. Indessen wurde doch Berreo benachrichtiget, es wäre ein engländisches Schiff in dem Orinoko eingelaufen; und er ließ so gleich von der Dreyeinigkeitsinsel Beystand verlangen. Man wird bald sehen, wo er damals war, und wozu er die Macht brauchete, die er aus Spanien erhalten hatte.

Keymis beunruhiget Berreo.

Ein günstiger Wind ließ die Engländer in acht Tagen bis an den Hafen Topiauari hinauf fahren. In dieser ganzen Zeit aber sahen sie nicht einen einzigen von denen Indianern zum Vorscheine kommen, welche sie das vergangene Jahr hatten kennen lernen. Ihre Unruhe wurde überaus groß, vornehmlich, als der Dolmetscher, welchem aufgetragen worden, Erkundigungen einzuziehen, ihnen berichtete, es hätten sich die Freunde, die sie sich in dieser Provinz gemacht hätten, da sie gesehen, daß die Zeit verstrichen wäre, in welcher Raleigh wieder zu kommen ihnen versprochen hatte, und sie verzweifelten, ihn jemals wieder zu sehen, in andere Länder zerstreuet. Er setzete hinzu, die Spanier hätten Oberherrschaft genug über die Ufer des Flusses gewonnen, da sie nicht weit davon einen Wohnplatz von zwanzig oder dreyßig Häusern angeleget; und sie hätten noch höher hinauf eine kleine Schanze, der Mündung des Caroli gegen über, auf einer kleinen steinichten Insel erbauet, die ihnen zur Zuflucht dienete, wenn sie von einiger Gefahr bedrohet zu werden glaubeten. Da sie aber die Ankunft eines engländischen Schiffes vernommen: so hätten sie so wohl den Wohnplatz, als die Insel verlassen, um alle ihre Macht an der Mündung des Caroli zu vereinigen, wo sie viele Hinterhalte geleget, in welche sie ihre Feinde gerathen zu lassen hoffeten.

Die Spanier ziehen sich zurück und verstärken sich.

Keymis konnte es ohne schmerzlichen Verdruß nicht anhören, daß er allen seinen Hoffnungen entsagen, und seine Sicherheit, dem Ansehen nach, in der Flucht suchen sollte. Er sah gar bald mit seinen eigenen Augen die Häuser, welche die Spanier verlassen hatten. Er legete sich aber dennoch dicht am Ufer, hundert Schritte von diesem neuen Wohnsitze vor Anker. Indem er sich aber seinen traurigen Betrachtungen überließ: so kam ein Indianer zu ihm mit einem traurigen Wesen, welcher ihm berichtete, die Spanier wären in großer Anzahl an der Mündung des Caroli; sie hätten Berreo und seinen Sohn an ihrer Spitze, welcher letztere mit einigen Völkern von Neugrenada gekommen wäre; sie hätten nach der Dreyeinigkeitsinsel geschickt, um andern Beystand daher zu hohlen; und sie erwarteten von Tage zu Tage zwo wohl bewaffnete Pinassen. Unter diesem Reden schien der Indianer die Beschaffenheit des engländischen Schiffes mit vieler Aufmerksamkeit zu betrachten. Endlich

Kundschafter von Berreo.

Keymis. 1596.

fragete er den Hauptmann: ob er den Sohn des Cacique Topiauari wieder mitgebracht, wie es Raleigh versprochen hätte.

Nachrichten, die Keymis von ihm erhält.

Die Neugier dieses Unbekannten, und andere Umstände macheten ihn verdächtig bey den Engländern. Sie braucheten Drohungen, um die Wahrheit von ihm heraus zu bringen, und dieses Mittel gelang ihnen. Er war ein Kundschafter der Spanier. Er bekannte, Berreo hätte nicht über fünf und funfzig Mann von seiner Nation, nebst einigen Arruacaern, welche er an sich zu ziehen, Mittel gefunden hätte; er erwartete aber wirklich seinen Sohn aus Neugrenada, und seinen Lieutenant von der Dreyeinigkeitsinsel: da er aber geeilet hätte, mit so weniger Macht vorzurücken, so würde er sich gewiß nicht unterstehen, sich von dem Orte zu entfernen, wo er sich gesetzet hätte. Der Cacique Topiauari wäre todt. Die Indianer aus dem Flecken hätten sich wirklich zerstreuet, außer einigen von den vornehmsten, deren sich Berreo unter dem Vorwande bemächtiget hätte, sie hätten an dem Tode der zehn Spanier Antheil, welche auf Befehl des Marquito umgebracht worden. Iviakanar, ein naher Verwandter des Topiauari, hätte den Titel eines Cacique angenommen, und regierete die Provinz seit einigen Monaten. Es wäre gewiß, daß die Spanier wirklich zehn Schiffe bey der Dreyeinigkeitsinsel hätten; und Berreo erwartete sechs Canonen, welche in seine Schanze kommen sollten, damit er den Fluß bestreichen könnte. Endlich so glaubeten die Indianer, welche noch ihre Gewogenheit für die Engländer behalten hätten, Raleigh und alle seine Leute wären von den Spaniern gefangen oder mit ihrer Flotte aufgerieben worden. Dieses Gerücht hätte Berreo in Guiana ausbreiten lassen; und der Cacique von Putima, welcher darüber erschrocken, hätte sich mit den getreuesten Dienern des Topiauari in die benachbarten Gebirge Aio begeben.

Er verzweifelt, die Spanier zu überwältigen.

Da diese Erzählung dem Hauptmanne Keymis aufrichtig vorgekommen: so brachte er zween Tage zu, um sich zu berathschlagen, was er thun sollte. Die Vorstellung von der Mündung des Caroli war ihm gar zu gegenwärtig, als daß sie ihm Hoffnung ließ, er könnte den Berreo in diesem Posten schon überwältigen; und dieses war gleichwohl das einzige Mittel, sich einen Weg zu eröffnen, dessen natürliche Schwierigkeiten er kannte. Er ergriff die Partey, wieder zurück zu gehen, um den Cacique von Putima in den Gebirgen aufzusuchen. Der Anker wurde so gleich gelichtet, und innerhalb fünf Stunden legete er zwanzig Meilen zurück, indem er sich dem Strome des Flusses überließ. Den folgenden Tag stieg er vor Putima aus, und gieng mit zehn Büchsenschützen nach diesem Flecken zu. Wenn sich die Einwohner nicht für stark genug hielten, mit ihm die Spanier anzugreifen: so war seine Absicht, bey ihnen Beile und andere eiserne Werkzeuge gegen Goldkörner und diejenigen Edelgesteine umzusetzen, welche die Engländer im vorigen Jahre nur von weitem gesehen hatten, wohin sie aber einer von ihren indianischen Lootsen durch andere Wege zu bringen schmeichelte. Er fand nicht einen einzigen Einwohner in dem Flecken, ob er gleich aus verschiedenen Kennzeichen urtheilen konnte, daß er noch nicht lange verlassen war.

Er steigt zu Putima aus.

Schöne Hoffnung, die man ihm machet.

Sein indianischer Lootsmann, welchen er Gilbert genannt hatte, erboth sich, ihn entweder zu dem Berge von dem goldfarbenen Gesteine, bey dem Flusse Oainacapara, oder zu dem andern Bergwerke zu führen, welches Raleigh mit dem Cacique von Putima hatte besuchen wollen.

„Ich

b) Dieser Vetter, welchen Raleigh mit nach England genommen hatte, wird hier vielmals genannt. Keymis aber saget nirgends, daß er mit an Borde gewesen sey. Er konnte wohl zu London geblieben seyn,

Keymis. 1596.

„Ich sah in der Entfernung, saget Keymis, das Gebirge, welches an dieses Berg„werk stößt; und da ich mich noch des Weges erinnerte, den wir im vorigen Jahre gethan „hatten, so urtheilete ich, es könnte nicht über funfzehn Meilen weit von dem Orte seyn, „wo wir vor Anker lagen. Ich erinnerte mich sehr deutlich, daß dieses eben der Berg wä„re, welchen uns der Cacique mit so vieler Aufmerksamkeit hatte beobachten lassen. Wir „hatten aber seine Zeichen übel verstanden. Die Ader ist unten; und wir hatten geurthei„let, er zeigete sie uns oben auf der Spitze, da er uns nur den Wasserfall hatte zeigen wol„len, welchen der Fluß Curuara machet. Mein Lootsmann erklärete mir, wie man, oh„ne sich viel mit Ausgraben zu bemühen, das Gold aus dem Sande eines andern kleinen „Flusses, mit Namen Macauini, zöge, welcher auch von einigen benachbarten Felsen her„unter kömmt. Er sagete mir, er sey zu Putima gewesen, als Morquito von den Spa„niern zum Tode verdammet worden, und die Caciquen des Landes hätten sich damals be„rathschlaget, ob sie wohl hoffen könnten, sein Leben dadurch zu erhalten, wenn sie dieses „Bergwerk ihren Feinden entdecketen. Da sie aber deren Haß für unversöhnlich gehalten: „so hätten sie sich eingebildet, diese Anerbiethung wäre nur fähig, den Untergang ihres „Landes zu verursachen, ohne daß sie deswegen für ihr Oberhaupt Gnade erhalten würden; „sie hätten sich seitdem in dem Entschlusse verstärket, das Bergwerk keinen Fremden bekannt „zu machen; und damit sie auch die gemeinen Indianer davon zurück halten möchten, so „hätten sie ausgesprengt, es fräße eine gräuliche Schlange alle diejenigen auf, welche das Un„glück hätten, hinan zu kommen. „

Ursachen, warum er solcher entsaget.

„Ich würde, fährt Keymis fort, mit Gefahr meines Lebens gewünschet haben, we„nigstens die Wahrheit von dem Daseyn dieses Bergwerkes zu bestätigen. Meine Reise „hatte keinen andern Bewegungsgrund; und wie viel Mühe hatte ich nicht wegen Dinge „von weit geringerer Wichtigkeit gehabt? Da ich aber auf der andern Seite betrachtete, „daß kein Indianer von unserer Bekanntschaft zu uns kam, daß Don Juan, des Topiau„ari Neffe, nachdem sich solcher wider die Spanier empöret hatte, dagegen ihre Religion „angenommen und in diesem ganzen Lande den Titel eines Oberhauptes der Indianer füh„rete, welcher denn gegen uns nicht gut gesinnet seyn konnte, die er als Freunde und Be„schützer seines Vetters ansah b); daß Berreo ohne Zweifel auf uns Achtung geben ließ, „und daß er entweder mein Schiff, wenn ich mit einem Theile meiner Leute davon entfer„net wäre, oder mich selbst bey einer Arbeit, wozu eben diese Ursache mir nicht erlaubete, „eine große Anzahl Leute zu gebrauchen, überfallen könnte; da ich auch gedachte, daß un„sere Entdeckung nur von uns könnte erkannt werden, und daß, wenn wir das Unglück „hätten, gefangen oder erschlagen zu werden, alle Früchte unserer Reise für unser Vater„land verloren wären; da ich endlich dafür hielt, daß, wenn wirklich etwas an dem Bey„stande wäre, welchen Berreo erhalten sollte, wir uns nicht aufhalten könnten, ohne uns „der Gefahr auszusetzen, daß wir den Weg versperret finden und uns vielleicht genöthiget „sehen möchten, unser Schiff zu verlassen und eine Zuflucht in dem Lande zu suchen: so „schloß ich, die Klugheit und Ehre ließen mir keine andere Partey übrig, als daß ich un„sere Abreise beschleunigte, und uns vor so vielen Gefährlichkeiten, die uns droheten, in „Sicherheit setzete. „

 Un-

seyn, wo er gewiß angekommen war, und ihn alle Engländer gesehen hatten. Es scheint, er sey ein Christ geworden, und habe Raleighs Taufnamen angenommen, welcher Walther hieß.

Keymis. 1596.

Er fängt drey Ausgeschickte von Berreo.

Unterdessen daß Keymis einen Indianer an dem Gestade des Flusses suchen ließ, hielt seine Schaluppe ein Canot an, welches drey Mann führete, worunter einer in des Berreo Diensten, und die beyden andern Kaufleute von Cassave waren. Sie hatten einen Brief bey sich, den sie nach der Dreyeinigkeitsinsel schaffen sollten. Besonders aber war ihnen aufgetragen, an dem Flusse fünf Canote zu kaufen und Indianer zu dingen, welche nach Neugrenada gehen und des Berreo Sohn mit allen seinen Leuten abhohlen sollten. Das Schreiben, welches sie dem Hauptmanne Keymis zuzustellen, keine Schwierigkeiten macheten, enthielt nur Klagen von der Verzögerung der beyden Pinassen und einige Erklärungen wegen des Vorhabens der Engländer, wovon Berreo vermuthete, daß sie schon mit ihrem Schiffe aus dem Flusse gegangen wären. Keymis urtheilete, daß, wenn fünf Canote hinlänglich wären, den Beystand an Menschen und Vorrathe überzuführen, welchen der Spanier von seinem Sohne erwartete, so müßte diese Verstärkung für die Feinde von Spanien eben nicht fürchterlich seyn.

Was er von einem derselben erfährt.

Außer dem Vertrauen, welches Berreo auf den Indianer gesetzet, welchen er brauchet, und woraus man schon vortheilhaft von ihm urtheilen konnte, fanden die Engländer auch mehr Einsicht und Geschicklichkeit bey ihm, als sie noch bey den meisten Landeseingebohrenen erkannt hatten. Er erklärete ihnen wie die fünf Canote, welche er für Beile und Messer, die er in seinem hatte, einkaufen sollte, durch verschiedene Flüsse bis in die Länder einer Völkerschaft der Cassanaren hätten kommen können; und da er von den Absichten seines Herrn sehr wohl unterrichtet zu seyn schien, so setzete er hinzu, es würden diejenigen, die mit den Canoten abgegangen seyn würden, mit einigen Aemtern bey den Cassanaren seyn versehen worden, da inzwischen eine gleiche Anzahl Cassanaren ihre Stelle auf den Canoten würden eingenommen haben und mit den Spaniern aus Neugrenada zurück gekommen seyn, um auch einiges Amt in anderer ihrer Völkerschaft zu bekleiden, damit man mehrere Verbindung unter den Indianern errichtete, welche Freunde der Spanier wären. Ein anderer Vorsatz des Berreo war, aus der Dreyeinigkeitsinsel alle die Einwohner zu verjagen, die er unters Joch zu bringen Mühe haben würde, diejenigen zu nehmen, die sich regieren ließen, um sie in verschiedenen Theilen von Guiana auszubreiten, und in dieser Insel und an den Ufern des Orinoko einzig und allein die zahlreiche Völkerschaft der Arruacaer zu errichten, welche stets viel Ergebenheit gegen die Spanier bezeuget hatte. Er hatte schon eine sehr große Anzahl Negern zu der Arbeit in denen Bergwerken kaufen lassen, die er an den Ufern des Flusses kannte. Endlich hoffete er, durch diese Wanderungen sich entweder alle Indianer zu versöhnen und zu gewinnen, oder beständigen Haß und Krieg unter ihnen zu erhalten, welcher sie wenigstens abhalten würde, ihre Macht wider ihn zu vereinigen. Keymis vernahm auch von dem Vertrauten des Don Berreo: die Ankunft der Spanier wenig Monate nach Raleighs Abreise hätte verursachet, daß der Cacique Topiauari nebst Godwinen, einem von denen beyden Engländern, welche Raleigh da gelassen, eine Zuflucht in den Gebirgen gesuchet hätte; seit dem hätte man ausgesprengt, der Cacique wäre gestorben, und Godwin von einem Tiger gefressen worden; die Spanier glaubeten aber diesem falschen Gerüchte; sie erwarteten die zehen Schiffe, welche sie bey der Dreyeinigkeitsinsel hätten, vor der Regenzeit nicht, wo die Menge Wasser den Fluß schiffbar machen würde; Berreo hätte seit seiner Ankunft in Guiana die Zeit nur angewandt, sich Lebensmittel zu verschaffen; nichts wäre so selten, weil die meisten Indianer ihre Wohnplätze verlassen hätten, und ein großer Theil Landes also unbebauet geblieben, so

daß

daß es den Spaniern oftmals an Vorrathe mangelte, oder sie genöthiget wären, solchen sehr weit zu suchen.

Keymis. 1596.

Er fährt fort sich zurück zu ziehen.

Von allen diesen Nachrichten war dem Hauptmanne Keymis nichts angenehmer, als die Verzögerung der Schiffe von der Dreyeinigkeitsinsel, welche ihn wenigstens von seiner stärksten Furcht befreyete. Ob er nun gleich noch die zwo Pinassen zu fürchten hatte: so schmeichelte er sich doch, daß es nur ein gleiches Treffen seyn würde, wenn er sie anträfe, weil sein Muth ihnen eine gleiche Gefahr zutheilen würde, wenn er gleich, im Falle er geschlagen würde, nicht einerley Zuflucht mit seinen Feinden hätte. Er folgete dem Flusse bis nach dem Hafen Toperimaka: der Arm aber, wodurch er hinunter gegangen, hatte so wenig Wasser bey diesem Hafen, daß er genöthiget war, ihn lange Zeit wieder hinauf zu fahren, um den großen Canal an der Südseite zu erreichen.

Seine Ankunft zu Carapana.

Er bekömmt eine Bothschaft von den Caciquen.

Er sah in einiger Entfernung von dem Hafen von Carapana fünf oder sechs Canote erscheinen, welche ihm ohne das geringste Zeichen einiger Furcht entgegen zu kommen schienen. Er legete an, um sie zu empfangen. Es waren einige Abgeordnete von dem Cacique dieses Hafens, welcher ihn bitten ließ, er möchte nicht vor seinem Flecken aussteigen, wogegen er aber versprach, er wollte zu ihm an Bord kommen. Es vergiengen viel Tage, da er auf ihn wartete. Endlich kam ein sehr alter Indianer, welcher ihm in seinem Namen meldete, er wäre alt, schwach und krank, und die Wege wären gar zu schlecht, als daß sie ihm erlaubeten, sich an das Ufer des Flusses zu begeben. Dieser Vertraute des Cacique verheelete es den Engländern nicht, daß sein Herr, in der Hoffnung, sie würden wieder kommen, die Zeit über, da sie abwesend gewesen, in unzugänglichen Gebirgen zugebracht; die Spanier, welche über die abschlägige Antwort böse geworden, die er ihnen ertheilet, ihnen Lebensmittel zu geben, hätten ihm einen Theil seiner Weiber entführet; Don Juan, welcher sich noch **Eparacamo** nennen ließe, hätte die Regierung des Landes übernommen und ihm nur eine kleine Anzahl Menschen übrig gelassen, die ihn in seiner Einsamkeit nicht hätten verlassen wollen; da er sich mit Schmerzen alles dessen erinnerte, was er seit der Zeit ausgestanden, da er Fremden den Eingang in seine Provinz eröffnet hätte, so hätte er vielmals den Vorsatz gefasset, einen Sitz in sehr entferneten Oertern zu suchen; er machete zwar einen großen Unterschied unter den Engländern, deren Mäßigung er erkannt hätte, und den Spaniern, die nicht aufgehöret hätten, seinen Leuten mit der äußersten Grausamkeit zu begegnen. Allein, da er den Beystand, welchen man ihm aus England versprochen hätte, nicht zum Vorscheine kommen sähe: so müßte er urtheilen, die boshaftesten wären die stärksten, vornehmlich weil er nur von des Berreo Kriegesrüstung hörete, die zu Trinitas oder auf der Dreyeinigkeitsinsel geschähe. Die Veränderungen, welche in seinem Lande geschehen wären, hätten nicht allein die Ruhe daraus verbannet, sondern auch die Menschlichkeit und gute Treu und Glauben, und an deren Stelle das Mistrauen, die Verrätheregen und die seltsamsten Wildheiten eingeführet; die Freundschaft wäre daselbst nicht mehr bekannt; niemand schliefe mehr in Ruhe, und man sähe keine Mittel wider so viele Uebel. Da er endlich die Hoffnung verlöre, daß ihm die Engländer beystehen würden, und er sich nicht entschließen könnte, bey den Spaniern zu leben: so hätte er den Entschluß gefasset, den Umgang mit allen beyden zu vermeiden, und wäre gesonnen, das Unglück, welches er nicht verhindern könnte, das ist, seinen und seines Vaterlandes Untergang geduldig zu ertragen.

Keymis. 1596.

Er bewundert dessen Staatsklugheit.

Keymis war überaus sehr erstaunet, als er so vernünftige Klagen aus dem Munde eines Indianers hörete. Sein Erstaunen vermehrete sich, als der Greis von freyen Stücken anfing, ihm zu melden, welches diejenigen Gegenden wären, die das meiste Gold hätten, wie man es daselbst sammelte, und durch was für Wege man dahin kommen könnte. Er zweifelte nicht, daß diese Erklärung nicht die Wirkung einer tiefen Staatsklugheit wäre, um die Engländer zu vermögen, daß sie mit einer den Spaniern überlegenen Macht wieder kämen, und daß der Zweifel an ihrer Macht nicht eine andere List wäre, sie mit der Ehre zu reizen. Der Indianer setzete hinzu, und wahrscheinlicher Weise in eben der Absicht, bey allem dem hätten die Spanier nur die Arruakaer, auf deren Ergebenheit sie sich Rechnung machen könnten; die **Caraiben** von Guanipa, die Cievanaer, die Sebaioer, die Amapagotoer, die **Cassipagotoer**, die **Purpagotoer**, die Samipagotoer, die Seruoer, die **Etaiguinacuer** und eine Menge anderer Völkerschaften, welche er her erzählete, wären allezeit bereit, sich wider sie zu rüsten; des mächtigen Reiches der Orejonen und **Eporemerioer** nicht zu gedenken, in welchen sie einen unüberwindlichen Widerstand finden würden; die Völkerschaft der **Pariagotoer**, durch deren Land sie gehen müßten, wäre durch ihre Tapferkeit und Anzahl allein vermögend, sie aufzuhalten, die Juacuakarier hätten seit dreyen Jahren alles Gras wachsen lassen, um es in Brand zu stecken, wenn die Feinde in ihr Land gekommen seyn würden; kurz, alle Indianer des Landes wären entschlossen, den Spaniern nicht entgegen zu gehen, weil sie sich zwar vor ihren Stücken und ihren Flinten fürchteten, jedoch insgesammt bey der Vertheidigung ihrer Provinzen umkommen wollten; und unter der Zeit würden sie nicht unterlassen, alle diejenigen zu erschlagen, welche sie zerstreuet fänden, damit sie deren Anzahl unvermerkt verminderten.

Er kan den Cacique nicht zu sprechen bekommen.

Der Ort dieser ernsthaften Unterredung war nicht über eine Tagreise weit von Carapana. Keymis, welcher überaus neugierig war, mit dem Cacique selbst zu reden, schlug dem alten Indianer vor, er möchte doch mit den Leuten von seinem Gefolge am Borde bleiben, und ihm nur einen Führer geben, der ihn nach der Wohnung des Cacique führete. Man antwortete ihm: sein Vorschlag wäre nicht ohne Gefahr; die Spanier könnten in der Nachbarschaft Kundschafter haben; sie hätten es vielmals versuchet, sich mit dem Cacique zu versöhnen; seit einiger Zeit hätte er sie mit der Hoffnung hingehalten, und dabey mit gleicher Sorgfalt vermieden, ihnen weder Haß noch Freundschaft zu bezeugen. Wenn sie aber vernähmen, daß er ihre Feinde ingeheim gesprochen hätte: so würden sie keine Maaßregeln mehr gegen einen Mann beobachten, von dessen hohem Alter sie nichts zu befürchten hätten; und im Grunde wäre dieses der einzige Bewegungsgrund, welcher ihn verhindert hätte, sich an Bord zu begeben.

Partey, die er aus Noth ergreifen muß.

Ich sah nunmehr ein, saget Keymis, daß es vergebens seyn würde, solche kluge Köpfe durch vieles Anhalten zu bewegen; und ich bath sie nur um Standhaftigkeit in ihrer Freundschaft, wobey ich versprach, bald mit einer großen Anzahl Schiffe und Truppen wieder zu kommen. Ein Hauptmann von den **Ciavanaern**, welchem die Spanier zwanzig Mann getödtet hatten, weil sie ihnen einige goldene Bilder versaget hatten, kam an eben dem Orte mit funfzehn Canoten voller Indianer zu mir. Da ich aber von seinem Dienste keinen Nutzen haben konnte: so empfohl ich ihm nur, er möchte allen unsern Freunden das Versprechen

c) Da der Verfasser nicht saget, von was für Größe sein Schiff gewesen: so könnte man urtheilen, es müsse sehr klein gewesen seyn, weil es in diesen Fahrten nicht aufgehalten worden. Er meldet

sprechen hinterbringen, welches ich thäte, daß ich mit einem mächtigen Beystande bald wiederkommen wollte. Darauf ließ ich dem alten Abgeordneten ein Geschenk von Eisen für seinen Herrn und gieng wieder unter Segel.

Keymis. 1596.

Er geht aus dem Flusse.

Die Engländer braucheten acht Tage, bis an die Mündung des Flusses hinunter zu fahren. Sie fanden an sehr vielen Orten bis auf zwanzig Faden Wasser: oftmals aber waren es auch nur drittehalb und zuweilen nur ein Faden c). Keymis, welcher sein Senkbley bey seiner Ankunft nicht gebrauchet hatte, erstaunete, daß ein so großer Fluß so wenig Tiefe hatte, und fürchtete sich vor den Angriffen der Spanier wenig bis an das Ende des Canales. Er läßt sich sonst wegen der Vortheile des Orinoko nicht heraus, weil er befürchtet, wie er saget, er möchte nicht genug davon sagen können. Er nannte ihn Raleighs-Fluß oder Raleana. Als er aus der Mündung hinaus fuhr: so wurde er auf eine angenehme Art erschrecket, da er seine Pinasse antraf, die er für verloren hielt. Sie war auf diese Küste ein wenig gegen Süden von dem Vorgebirge Cecile gerathen, von da sie immer am Lande unter verschiedenen Hindernissen hingefahren, welche ihr nicht erlaubet hatten, weit in die Flüsse hineinzugehen, noch an die Mündung des Orinoko zu kommen. Da sie aber Lebensmittel gefunden, und keine Spanier angetroffen hatte: so war sie im Stande, dem Keymis beyzuspringen, welcher anfing, die Schwierigkeiten seiner Fahrt zu befürchten. Er ergriff auch die Partey, nicht allein den Vorrath, sondern auch die Menschen, das Gewehr, und Pulver und Bley heraus zu nehmen, um sich wider alle Zufälle zu verstärken. Endlich verbrannte er sie, weil er nur Hindernisse dabey sah, wenn er sie hinter sich nachschleppen würde.

Er verbrennet seine Pinasse.

Was für Gefahr er auch von Seiten der Spanier ausgesetzet seyn mochte: so war er doch entschlossen, sich der Dreyeinigkeitsinsel zu nähern, um sich daselbst mit den Indianern der Insel zu unterreden, deren Gesinnungen zu erkennen, ihm von Wichtigkeit zu seyn schien. Er rückete sechzehn Seemeilen gegen Osten von der großen Mündung des Flusses fort, um sich von der Heftigkeit der Ströme zu befreyen; und von da begab er sich in vier und zwanzig Stunden nach Punta de Galera, dem nordlichsten Theile von der Dreyeinigkeitsinsel. Da sie aber die Insel Tabago im Gesichte hatten: so ließ sie die Hoffnung, eben die Erläuterungen mit weniger Gefahr daselbst einzuziehen, den Entschluß fassen, daselbst anzulegen. Er erstaunete aber überaus sehr, daß er eine Insel, deren Fruchtbarkeit man so rühmet, ohne Einwohner fand. Er schrieb ihre Flucht den Grausamkeiten der Caraiben oder der Spanier zu; und da er nach Punta de Galera wieder zurückkehrete: so warf er fünf oder sechs Meilen gegen Norden von dieser Spitze Anker. Ein Canonenschuß, den er that, und seine Schaluppe selbst, die er an das Ufer schickete, verschaffeten ihm nicht, daß er eines einzigen Indianers ansichtig wurde. Aus Verdrusse, daß er nicht mehr Nutzen von seiner Kühnheit haben sollte, both er denjenigen von seinen Leuten, die sich getrauen würden, in das Land zu gehen, eine große Belohnung an. Weil sie sich aber wegen der Nähe der Spanier fürchteten, welche sie alle Augenblicke überfallen konnten: so gaben sie zur Entschuldigung an, dieser Theil der Insel wäre derjenige, welchen sie am wenigsten kenneten.

Die Insel Tabago ohne Einwohner.

Da alle die andern Mittel dem Hauptmanne Keymis versperret waren: so dachte er nur, den Weg wieder nach seinem Vaterlande zu nehmen, und dem Ritter Raleigh Rechen=

Des Keymis Rückkehr.

det aber, der große Canal sey durchgängig von guter Tiefe; daraus muß man also schließen, die Ergründung sey nur mit der Schaluppe an der Küste geschehen.

Keymis. 1596.

chenschaft zu geben, was für Hindernisse und was für leichte Beförderungen er bey dieser zweyten Fahrt gefunden hätte. Es war, saget er, eine Vermischung von Furcht und Hoffnung, welche, wenn man alles gegen einander stellete, ihm vermögender zu seyn schien, den Muth und das Vertrauen der Engländer zu erhitzen, als zu erkälten.

Dritte Reise der Engländer.

Hackluyt hat uns auch in der That den Bericht von einer dritten Reise erhalten d), welche ebenfalls auf Raleighs Kosten und Anweisung, aber mit eben so wenigem Erfolge und wenigerer Geschicklichkeit, unternommen worden, als die beyden erstern. Man gedenkt nicht, sie aus der Vergessenheit zu ziehen, die sie verdienet. Nach diesem letztern Versuche aber kamen Raleigh und Keymis von ihrem Vorurtheile noch nicht zurück. Sie höreten nicht auf, dem Hofe anzuliegen und die Handlungsgesellschaften aufzumuntern. Der erste betheuert in einem Schreiben an Mylord Carl Howard, welchen er den berühmtesten Admiral von England nennet, er wollte gern sein noch übriges Vermögen und Leben aufwenden; und in einer Schrift, die er zu London bekannt machen ließ e), giebt er die Schätzung des Gewinnstes an, welchen man aus den Marcaßiten und andern Gesteinen von Guiana gezogen, die er der Neugier der Ungläubigen vorgestellet hatte. Diese Rechnung ist erstaunlich, wenn man sie nicht übertrieben hat. Man zog, saget er, bey einer Probe aus einer Tonne Steine den Werth von zwölf bis dreyzehn tausend Pfund Sterling aus einer andern Tonne noch einmal so viel, und acht Pfund sechs Unzen Gold aus einem Zentner Goldstaube. Er ruft jedermann zum Zeugen und nennet die Probirer. Man kann hierzu nichts weiter sagen, als daß die Franzosen, die Holländer, die Spanier und Portugiesen, welche heutiges Tages verschiedene Theile von Guiana besitzen, großes Unrecht haben, die Quelle so vieler Reichthümer zu verabsäumen. Keymis, welcher viel eifriger war, als Raleigh, durch verdrießliche Erfahrungen aber die Schwierigkeiten hatte kennen lernen, erkannte, daß die Eroberung von Guiana andere Macht erforderte, als einer besondern Gesellschaft ihre, und brachte seine übrigen Lebenstage damit zu, daß er den Staatsbedienten anlag, die Macht des Staates dazu anzuwenden. Nichts ist so sonderbar, als seine Urtheile in dem Beschlusse, welcher seine Erzählung endiget. Diese Hirngespinnste aber würden hier nicht so nützlich seyn, als die beygefügte Tabelle von denen Flüssen und Völkerschaften, deren Entdeckung er sich zuschreibt. Sie kann zur Erläuterung des folgenden Artikels dienen f).

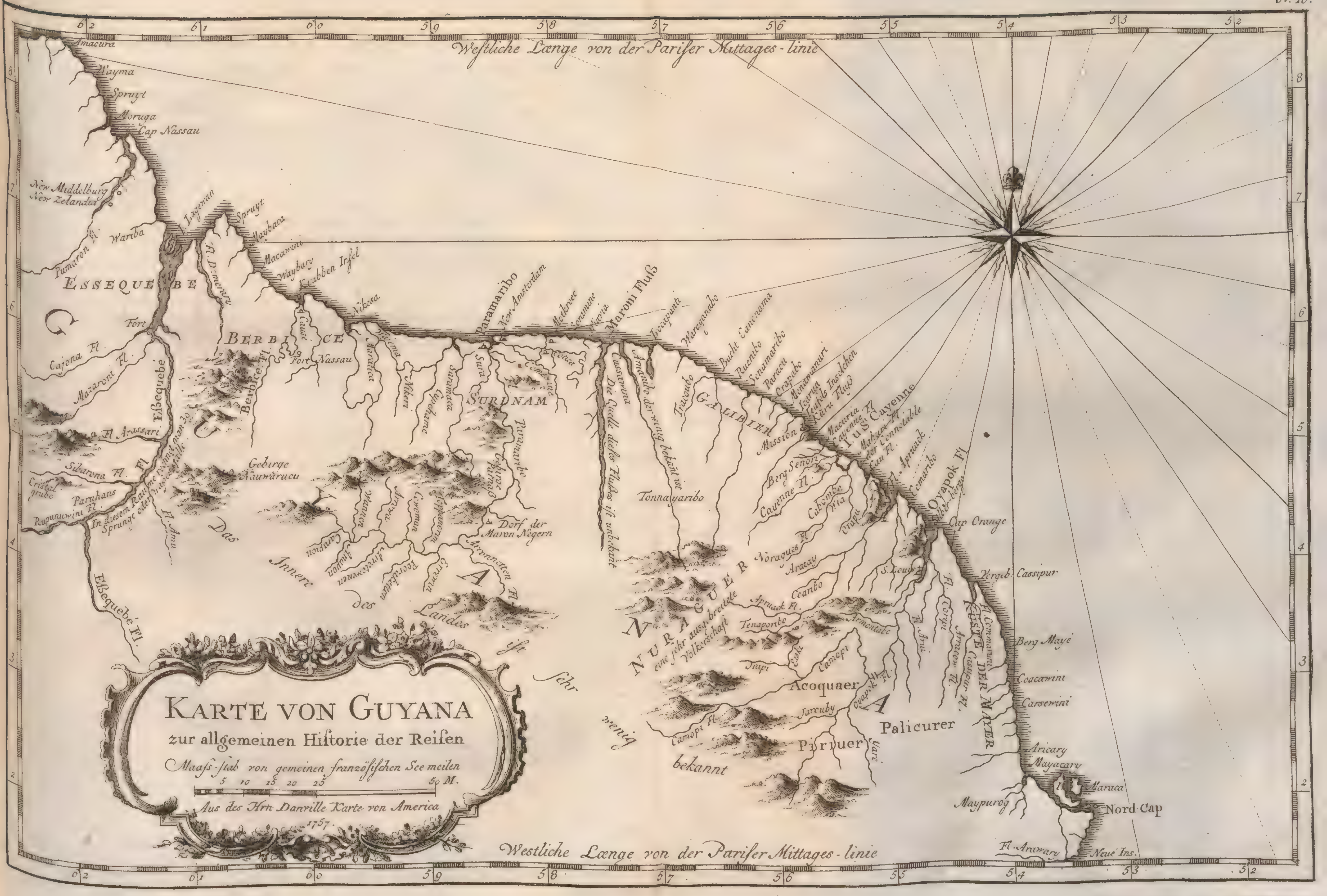
Flüsse.	Einwohner im Jahre 1596.	Flüsse.	Einwohner im Jahre 1596.
1 Arruari.	Arruaer. Pararrouaer. Cariben.	7 Uanari. 8 Capuruac.	Cariben.
2 Juaricopo.	Mapuromanaer. Jaoer.	9 Cawo.	Jaoer.
		10 Wia.	Mauriaer.
3 Maipari.	Arricarier.	11 Caiene.	Wiacaer.
4 Caypurog.	Aricurrier.	12 Guateria. Insel.	Sebaioer.
5 Arcoa.	Maruanaer.	13 Macuria.	Piraoer.
6 Wiacopo.	Eunorakoer. Wacacoaer. Waricaoer.	14 Caurora. 15 Mamanuri.	Ipaioer.

Flüsse

d) Geschrieben, wie man saget, von Thomas Masham, einem von den Abentheurern. Hackluyts Sammlung a. d. 692 u. f. S.

e) Diese beyden Schriften stehen auch bey Hackluyt.

f) Der französische Herausgeber steht für die Rechtschreibung des Engländers nicht, worinnen er bloß das W in Ou oder U geändert hat.


KARTE VON GUYANA
zur allgemeinen Historie der Reisen
Maafs-stab von gemeinen französischen See meilen
5 10 15 20 25 50 M.
Aus des Hrn. Danville Karte von America
1757.
Westliche Længe von der Pariser Mittages-linie
Westliche Længe von der Pariser Mittages-linie
62
61
60
59
58
57
56
55
54
53
52
Amacura
Wayma
Spruyt
Moruga
Cap Nassau
New Middelburg
New Zelandia
Pumaron Fl.
Wariba
Lageran
Spruyt
Waybaca
Macawini
Waybary
Krabben Insel
ESSEQUEBE
Fort
Cajona Fl.
Mazaroni Fl.
Eßequebé
BERBICE
Fort Nassau
Nikesa
Paramaribo
New Amsterdam
Maroni Fluß
SURINAM
GALIBIER
Cayenne
Cap Orange
Oyapok Fl.
Cassipur
Berg Mayé
Coacawini
Carsewini
Aricary
Mayacary
Maraca
Nord Cap
Maypurog
Fl. Arawary
Neue Ins.
KÜSTE DER MAYER
Fl. Arassari
Sibarena Fl.
Cristal grube
Parahans
Rupunuwini Fl.
Gebirge Nauwarucu
Das Innere des Landes ist sehr wenig bekannt
Eßequebé Fl.
Dorf der Maron Negern
Tonnayaribo
NURAGUER
eine sehr ausgebreitete Volkerschaft
Noragues Fl.
Acoquaer
Palicurer
Piriquer
Mission
Berg Senon
Cayenne Fl.
Tenaporibo
Camopi Fl.
Armontabo
S. Louis

B

Drit
der E

Flüsse.	Einwohner im Jahre 1596.	Flüsse.	Einwohner im Jahre 1596.
16 Curari.	Sepaioer.	42 Berbice.	Arruacaer.
17 Curassamini.	Sepaioer.	43 Uapari.	Sebaioer und Arruacaer.
18 Cunanama.	Jaoer und Arruacaer.	44 Waicavini.	Panipier.
19 Moraga.	Eben dieselben.	45 Mahawaica.	Arruacaer.
20 Mawarpari.	Eben dieselben.	46 Lemerare.	Uacavaioer.
21 Amana.	Cariben.	47 Essequebe.	Jaoer. Sebaioer.
22 Capalepo.	Paracostoer.	48 Marurui.	Cariben.
23 Marawini.	Eben dieselben.	49 Coquini.	Maripier.
24 Ucui.	Eben dieselben.	50 Chipanama.	Uacevaioer.
25 Wiaviami.	Eben dieselben.	51 Araruana.	Irawaquerier.
26 Aramatapo.	Eben dieselben.	52 Horebeci.	Eben dieselben.
27 Wiapo.	Eben dieselben.	53 Pawraoma.	Jaoer.
28 Macuruma.	Eben dieselben.	54 Aripacoio.	Panipier.
29 Uracco.	Eben dieselben.	55 Ecawini.	Eben dieselben.
30 Carapi.	Eben dieselben.	56 Manutiwini.	Eben dieselben.
31 Charimawimi.	Caripinier.	57 Moruga.	Jaoer.
32 Curowto.	Apotamoer.	58 Piara.	Arruacaer.
33 Paro.	Arruacaer.	59 Chaimeragoro.	Eben dieselben.
34 Surinam.	Caribinen.	60 Waini.	Cariben.
35 Churama.	Eben dieselben.	61 Barima.	Arruacaer.
36 Cupana.	Arruacaer.	62 Caituma.	Eben dieselben.
37 Wioma.	Nequerier.	63 Awoca.	
38 Ivana.	Eben dieselben.	64 Amacur.	
39 Cuswini.	Eben dieselben.	65 Aratori.	
40 Curitimi.	Charibinier.	66 Cawruma.	
41 Winiuari.	Arruacaer Parawinier.	67 Orinoko, oder Raleana.	

Französisch Guiana.

Der III Abschnitt.

Französisches Guiana.

Ursprung der französischen Niederlassung. Küste von Guiana. Flüsse Cachipur. Uyapok; Camoppi. Apruak; Cau; Makuria; Kuru; Karuabo; Marony. Beobachtungen wegen der Insel und Stadt Cayenne. Verlust auf der Insel. Ihr Handel. Eigenschaften der Insel. Sonderbare Krankheiten; Makaque, Cayenner Wurm. Caffee von dieser Colonie. Ihr Cacao, ihre Baumwolle und Pitte. Benachbarte Inseln von Cayenne. Fischerey des Schwerdtfisches, und der Schildkröten. Beobachtung wegen der Schwierigkeiten, nach Guiana zu kommen. Wirkliche Einwohner der Küste. Ihre Sprache, Zeugnisse der Holländer wegen der Lage verschiedener Oerter.

Mit was für Sorgfalt man auch in einem andern Bande alle das abgehandelt hat, was die Insel Cayenne und die französische Pflanzstadt betrifft: so erwarteten doch verschiedene Nachrichten und Erläuterungen, die man bey Gelegenheit der benachbarten Ge-

Französisch Guiana.

genden zu sammeln nicht hat unterlassen können, noch einen Platz, welchen sie hier finden müssen, vornehmlich diejenigen, welche man aus dem Herrn Barrere *g)* und dem P. Gumilla *h)* gezogen.

Ursprung der französischen Niederlassung.

Unmittelbar nach der großen Entdeckung von America fingen die Franzosen an, sich in Guiana zu setzen. Laet belehret uns, auf das Zeugniß verschiedener ausländischer Berichte, daß sie anfänglich dahin gegangen, Färbeholz daselbst zu laden, und daß sie fortgefahren, ohne Unterbrechung dahin zu reisen. Er setzet ihre erste Niederlassung nur in das 1624ste Jahr. Einige Kaufleute aus Rouen schicketen damals eine Colonie von sechs und zwanzig Mann an die Ufer des Flusses Tinamary, welcher in fünf und einem halben Grade Norderbreite in die See fällt. Zwey Jahre darnach setzeten sich andere an dem Flusse Conamarac. Mit der Zeit schickete man Verstärkungen von Mannschaft und Kriegesvorrathe dahin, welche diese aufwachsenden Colonien unvermerkt vermehreten. Endlich macheten viele Kaufleute von eben der Völkerschaft eine Gesellschaft mit offenen Briefen des Königes Ludwigs des XIII, welcher sie berechtigte, die Handlung in Guiana allein zu treiben, wovon sie die Gränzen durch den Amazonenfluß und Orinoko bezeichneten. Diese Gesellschaft bekam den Namen der Gesellschaft des Nordcap, welches dasjenige ist, das die Mündung des Amazonenflusses an der linken oder nordlichen Seite begränzet und dadurch berühmt wird, daß der Hof vielen Personen vom Stande erlaubete, daran Theil zu nehmen und ihnen dazu neue Privilegien ertheilete. Sie schicketen nach und nach fast auf achthundert Mann hin, sowohl um neue Länder zu entdecken, als die ersten Niederlassungen zu bestätigen. Nachdem endlich Ludwig der XIV, im 1669sten Jahre eine westindische Compagnie errichtet hatte: so gab er ihr durch neue offene Briefe das Eigenthum von allen denen Inseln und Ländern, welche von den Franzosen in dem mittäglichen America besessen würden; und diese Gesellschaft nahm Besitz von Cayenne und den benachbarten Ländern dieser Insel.

Küste von Guiana.

Barrere giebt Guiana, oder vielmehr der ganzen Küste, fast dreyhundert Seemeilen in der Länge von dem Nordvorgebirge an bis an die Mündung des Orinoko. Er gesteht, daß, ungeachtet der Streifereyen der Spanier, der Engländer und einiger jesuitischen Missionarien, das Innere des Landes nur noch sehr unvollkommen bekannt ist. Es ist ein Land, das noch Jungfer ist, saget er mit Raleighs Worten, welches bis itzo noch kein christlicher Prinz zu erobern ernstlich versuchet hat. Er stellet aber die ganze Küste als einen bewundernswürdigen Anblick, wegen ihres Grünes, vor. Es erstrecken sich nur dicke Wälder von vielerley Bäumen so weit in das Land hinein, daß man sie aus dem Gesichte verliert. Die fast beständigen Regen machen die Luft daselbst drey Viertheljahre lang sehr gemäßiget. Die Kälte des Morgens ist daselbst so gar so heftig, daß man zuweilen genöthiget ist, Feuer anzumachen. An der Küste selbst sind die meisten Felder sehr niedrig, und werden von der hohen Fluth unter Wasser gesetzet. So wie man sich aber von dem Ufer entfernet, so erheben sie sich oftmals selbst zu Gebirgen, wiewohl sie den Alpen und Pyrenäen an Höhe nicht sehr zu vergleichen sind. Unter den Gehölzen finden

g) Sein Werk führet den Titel: Nouvelle Relation de la France equinoxiale etc. par *Pierre Barrere*, Correspondant de l'Academie des Sciences, Docteur et Professeur en Medecine dans l'Université de Perpignan Medecin de l'Hopital Militaire, ci-devant Medecin Botaniste du Roi dans l'Isle de Cayenne. A Paris 1743 in 12.

den sich platte und unbewachsene freye Gegenden und sumpfichte Wiesen, die nur im Sommer austrocknen, und ein Aufenthalt einer großen Anzahl Kaymane sind, welche den Reisenden allezeit gefährlich werden. Diese Oerter selbst aber würden nicht weniger fruchtbar seyn, wenn sie nur ein wenig gebauet würden. Die **Sprünge**, welche den Lauf der Flüsse unterbrechen, sind eine andere Hinderniß für diejenigen, welche in das Innere des Landes dringen wollen. Man giebt diesen Namen großen Felsen, welche ordentlicher Weise das ganze Bette desselben einnehmen, und da sie sich zuweilen über eine Viertheilmeile weit erstrecken, einen nöthigen, die Canote zu verlassen, sie heraus zu ziehen, und bis dahin zu tragen. Das Wasser fällt mit einer Heftigkeit, welche nach der Höhe der Länder größere oder kleinere Wirbel machet. Die Indianer haben zuweilen, um sich die Mühe zu ersparen, daß sie ihre Canote und ihr Geräthe nicht heraus ziehen dürfen, die Kühnheit, über diese Wasserfälle hinweg zu fahren, deren Schnelligkeit einem ein Schrecken verursachet: es kostet aber zuweilen den Europäern das Leben, die es ihnen nachthun wollen.

Französisch Guiana.

Man kann es den Reisenden nicht genug anpreisen, sich nach der Ebbe und Fluth zu richten, wenn sie an der Küste hinfahren, vornehmlich an dem Amazonenflusse, wo man beständig wider die **Barre** zu streiten hat. Man nennet **Barre** die Fluth, welche eine Menge Schlamm zusammen führet, oder nach der Sprache der Franzosen des Landes, welche mit großem Schwellen ansteigt, und die stärksten Piroguen umwirft, die doch das einzige Fahrzeug sind, welches man brauchen kann. Sie halten die Stärke der Wellen bey den Voll- und Neumonden nicht aus.

Flüsse.

Der Verfasser, welcher diese ganze Küste befahren, breitet durch seine Beobachtungen ein neues Licht über sie aus. Der größte Fluß, saget er, den man antrifft, wenn man um das Nordvorgebirge herumgefahren, ist der **Cachipur** *i*). Er kömmt von vielen weit im Lande gelegenen Bergen herunter, und ergießt sich in zween Grad Norderbreite, in das Weltmeer. Um seine Quellen wohnen Indianer, welche **Palicurier** und **Noraguer** heißen, wovon die letztern für die größten Menschenfresser gehalten werden. Jenseits des Cachipurs trifft man nur kleine Buchten an der Küste an. Darauf erkennet man das Cap Orange, ein ziemlich hohes Land, welches sehr wenig in die See hinaus geht. Nahe bey dem Vorgebirge ist ein kleiner Fluß, welchen die Indianer **Cupiribo** nennen.

Cachipur.

Weiter hin, wenn man an der Küste von Osten gegen Westen fährt, kömmt man in die Mündung des **Uyapock**, des größten Flusses an dieser Küste. Barrere setzet ihn in drey und einen halben Grad nordlich. Man sieht noch die Ueberbleibsel von einer Schanze, welche die Holländer 1676 auf einer Höhe zur Rechten der Einfahrt des Hafens baueten. Dieser Fluß hat, in seiner Mündung, nicht allein einen guten Ankergrund für große Schiffe, sondern auch verschiedene Oerter, welche leicht können befestiget werden. Diese vortheilhafte Lage hatte die Holländer gereizet, sich daselbst niederzulassen; zumal da das ganze Land daselbst sehr gut ist. Nach ihrem Rückzuge macheten auch die Franzosen den Anschlag, sich daselbst zu setzen. Allein, dieser Entwurf ist nur erst im 1726sten Jahre angefangen

Uyapock.

h) El Orinoco illustrado y defendido, Historia Natural, Civil y Geographica etc. por el Padre *Joseph Gumilla* de la Compañia de Jesus etc. Madrid 1745, 2 Bände in 4t.

i) Es ist der Cachipuri der Engländer. Man wird bey allen andern die verschiedene Rechtschreibung der beyden Nationen anmerken.

Französisch Guiana.

gefangen worden, durch die Erbauung einer neuen Schanze ins Werk gerichtet zu werden, wohin man einen Commandanten und eine Besatzung gesetzet hat. Im 1735sten Jahre haben die Missionarien viele indianische Völkerschaften, die sich an den Ufern des Uyapock ausgebreitet hatten, dahin vermocht, daß sie sich zusammen in einem Kreise vereiniget; und daraus ist eine Mission Namens St. Paul, einige Meilen von der Schanze, entstanden.

Wenn man den Uyapok hinauffährt: so trifft man vier Seemeilen weit von der Mündung eine große Barre von Felsen an, welche man seinen ersten Sprung nennet, und über den man viel leichter fahren kann, als über den zweyten, der einige Seemeilen weiter hin ist. Man findet darauf noch einen dritten. Die Verengerung des Flusses, welche die Geschwindigkeit des Gewässers bey diesen gefährlichen Fahrten ansehnlich vermehret, nebst den Regenbächen, machet die Schiffahrt daselbst fast unmöglich. Die Völkerschaften, welche die Ufer dieses Flusses bewohnen, sind die **Pirivaer**, die **Maraoner**, die **Tarupier**, die **Uenen**, die **Maurionen**, die **Karamer** und die **Tokoyener**. Es ist bey allen diesen Indianern der besondere Gebrauch, daß sie sich auf dem Gesichte Schmarren oder Linien graben, die von einem Ohre zum andern gehen. Sie nennen diesen seltsamen Zierrath **Juparats**, und die Franzosen einen **Palicuri-Bart**.

Camoppi.

Der **Camoppi**, welcher auf den **Uyapock** folget, ist ein ziemlich beträchtlicher Fluß, dessen Lauf vom Abend gegen Morgen geht. Seine gesammelten Gewässer machen ihn schiffbarer, wiewohl sich auch eine Menge Felsen und viele Sprünge darinnen befinden, die einen nöthigen, dasjenige daselbst zu thun, was man allda **Portages**, oder Ueberfuhrten und Uebertragungen nennet. Seine indianischen Bewohner sind die **Cussanier**, die **Armagutuer**, die **Caiomerancoer**, und besonders die **Acoquoaer**, welche sich Oeffnungen in die Backen machen, um daselbst Zierrathen von Federn hinein zu stecken. Dieser Fluß bewässert ein sehr schönes Land, und enthält ein Gebirge, welches man den Silberberg genannt hat, weil man daselbst vordem Adern von diesem Metalle entdecket hat, an welchen die Holländer, vielen Anscheinungen nach, haben arbeiten lassen.

Apruak.

Achtzehn Seemeilen unter dem **Uyapock** trifft man einen Fluß an, welchen die Indianer **Apruak** nennen, der vor Alters von den Franzosen ist besuchet worden. Die Nachbarschaft von Cayenne und die gute Gemüthsart der indianischen Volkerschaften des Landes ziehen daselbst noch die Kaufleute zum Umsetzen einiger Waaren hin, und um Lamantine und Schildkröten zu fangen. Es scheint, daß sich die Holländer daselbst gesetzet gehabt, nachdem sie die Güte der Felder allda erkannt: denn man sieht noch die Ueberbleibsel von einer Schanze ihrer Nation, welche an der Einfahrt des Flusses erbauet worden, um den Eingang desselben zu versperren. Er hat zwar auch seine Bänke und Sprünge, man fährt aber mit wenigerer Gefahr darüber. Sieben Seemeilen von **Apruak**, wenn man von Süden gegen Norden fährt, entdecket man mitten in den Fluthen einen kahlen Felsen, der wie eine Kuppel aussieht, und den Namen des **großen Constabels** führet, damit man ihn von einem andern kleinern, der fast mit dem Wasser gleich ist, unterscheide, welchen man den **kleinen Constabel** nennet. Dieser Felsen, welcher wenigstens eine Viertelmeile im Umfange hat, ist ein gewisser Punct, nach welchem alle Loorsen sehen, um ihre Schiffahrt in diesem Meere darnach zu richten. Die Ströme sind daselbst allezeit sehr heftig. Einige alte Einwohner in Cayenne versicherten den Verfasser, man finde auf dem Felsen selbst eine Art von süßem und mineralischem Wasser. Man könnte ihm, saget er, den

den Namen der Vogelinsel geben, weil er beständig mit Vögeln umringet oder bedecket ist, als Goilanden, Muetten, Fregatten und Gecken, die daselbst brüten.

Französisch Guiana.

Cau.

Der Fluß Cau, welcher auf den Apruak folget, hatte ehemals an seinen Ufern einen französischen Sitz, wovon aber keine Spur mehr übrig ist. Heutiges Tages werden sie von einigen Indianern bewohnet, mit denen die aus Cayenne einen Fischhandel treiben. Nach dem Flusse Cau kömmt man bald in den Oyak, welcher die Insel Cayenne von dem festen Lande absondert, und eine von den Spitzen des Eylandes an seiner Mündung hat. Man hat im 1724sten Jahre eine Pfarre, Namens Rura, an den Ufern des Oyaks zur Bequemlichkeit derer Einwohner von Cayenne angeleget, die längst diesem Flusse ihren Sitz haben. Wenn man von Westen hinunter fährt: so nimmt er acht Seemeilen von seiner Mündung die Flüsse Gennes und Urapeu auf. Gegen die Quelle des Urapeu zu, hatte man den berühmten Weg angefangen, welcher zu Lande bis an den Amazonenfluß führen sollte, um nicht allein die Portugiesen zu verjagen, welche sich in den Ländern der Statthalterschaft von Cayenne gesetzet hatten, sondern auch um die Entdeckung der Bergwerke, und den Handel mit einer unendlichen Anzahl indianischer Völkerschaften zu erleichtern, welche sich in diesem weitläuftigen Lande ausgebreitet hatten.

Oyak.

Das ganze Land, welches von diesen beyden Flüssen gewässert wird, ist wenig gebauet. Es zeiget nur dicke Wälder, worinnen das Ebenholz, das Violetholz, das Rosenholz, das Eisenholz, das Messingholz und andere farbichte Hölzer in dem größten Ueberflusse wachsen. Die Vanille und die Copaubäume wachsen in allen diesen Feldern von Natur. Sie haben fast gar keine Gebirge, die nicht voller Eisenadern sind, welches man bey einem jeden Schritte wahrnimmt. Der Talk ist daselbst nicht selten. Man findet daselbst auch ein weißes und weiches Erdreich, welches man nur ins Wasser wirft, um damit die Häuser zu weißen; und diejenige Art von Bolus oder röthlicher Erde, welche die Sclaven brauchen, ihre Pfeifen daraus zu machen. Die Portugiesen von Para machen vortreffliches Töpferzeug daraus, vornehmlich Bardagues, welches große Krüge sind, worinnen man das Wasser sich frisch halten läßt. Barrere verwundert sich, daß man sie zu Cayenne nicht eben dazu brauchet. Dieser ganze Theil des festen Landes, saget er, welcher dem in Brasilien gleich zu seyn scheint, ist so reich an Mineralien, daß er nicht zweifelt, man könne mit einem wenig Mühe einige kostbare Bergwerke daselbst entdecken, welche den zu dieser Aufsuchung nöthigen Vorschuß reichlich vergüten würden. Außer dem Flusse Oyak enthält das Land noch viele kleinere, an deren Ufer die Franzosen verschiedene Wohnungen haben, und wo die Schiffe Wasser und Holz einnehmen. Sie ergießen sich in den Mont-Senery, welcher sich mit dem Oyak vereiniget, da sie alsdann denjenigen bilden, den man eigentlich den Fluß Cayenne nennet.

Makuria

Wenn man fortfährt, der Küste zu folgen: so findet man sieben Seemeilen von Cayenne einen kleinen Fluß, Namens Makuria, wo die Ebbe und Fluth von sechs Stunden zu sechs Stunden einen sehr tiefen Schlamm lassen. Alle seine Ufer sind mit Paletuviern, die in andern Reisebeschreibungen Manglebäume genannt werden, besetzet, an deren Zweige sich die Austern bey hoher See hängen. Man findet an dem Fuße eben der Bäume eine Menge Krabben, welche die gewöhnliche Speise der Sclaven sind. Die Weiden sind in dieser Gegend vortrefflich. Es ist auch die ganze Küste mit französischen Meyerhöfen angefüllet, woselbst man Heerden Vieh hält. Die Bäume, welche wir Rothholz und die Indianer Cumery nennen, sind an der Seite des Makuria viel gemeiner, als gegen die andern Flüs-

Französisch Guiana.

se zu. Sie sind überaus harzicht, und breiten einen sehr angenehmen Geruch von weitem aus, welcher des Storax seinem gleich kömmt. Ihr Stamm träufelt einen rothen Saft, dessen Tugenden für allerhand Wunden Barrere rühmet. Er bedauert bey einem so schönen Lande, daß darinnen die Schlangen, vornehmlich diejenigen, welche man Klapperschlangen nennet, in so großer Anzahl sind.

Kuru.

Der Fluß Kuru folget in einer Entfernung von acht Seemeilen, auf den Makuria. Einige Sandbänke und andere Klippen, die sich bey niedrigem Wasser zeigen, machen seine Einfahrt sehr beschwerlich. Das Salzwasser, welches die Wellen daselbst über große ziemlich flache Felsen werfen, crystallisiret sich von selbst, so daß es zu Salze wird. Dieses geschieht aber nur bey der großen Hitze, vornehmlich, wenn der Nordwind bläst. Der Kuru nimmt in seinem Laufe einige kleine Flüsse auf, als den Ikarua, den Aussa, den Passura, und die Gewässer vieler fischreichen Buchten. Man sieht an seinen Ufern einen Wohnplatz von mehr, als fünfhundert Indianern, welcher im 1714ten Jahre von dem P. Crossart, einem Jesuiten und berühmten Missionar angeleget worden. Wenn man aus der Mündung dieses Flusses hinaus fährt: so geht man vor fünf oder sechs Klippen vorbey, welche auf vier Seemeilen weit in der hohen See sind, und insgemein Teufelsinselchen genannt werden. Die Indianer fangen daselbst im Heumonate und Augustmonate eine Menge Schildkröten und Eidechsen ohne andere Mühe, als daß sie das Holz dieser kleinen Inselchen anzünden, damit sie diese Thiere nöthigen, heraus zu gehen. Es finden sich über den Kuru hinaus keine französische Wohnplätze mehr; und es ist eigentlich das Land der Galibier, einer zahlreichen Völkerschaft, welche diese ganze Küste bewohnet, und deren Gebräuche man in der besondern Beschreibung der Insel Cayenne angeführet hat.

Andere Flüsse.

Die Flüsse, welche auf den Kuru bis an den Fluß Surinam folgen, sind der Sinamary, der Karua, der Canamana, der Iraku, der Organa, der Amana und der Marony. Der Sinamary ist größer, als der Kuru, wovon er nur zwölf Seemeilen entfernet ist; und Barrere belehret uns, daß die ersten französischen Colonien an dieser Küste an seinen Ufern angefangen haben. Die Buchten, welche man zwischen diesen beyden Flüssen antrifft, werden zur Zeit des Schildkrötenfanges beständig besuchet, welcher vom März bis in den Brachmonat geschieht, in welcher Zeit diese Thiere ihre Eyer in den Sand legen. Man findet in dem Sinamary eine Art Austern, Meypa genannt, deren Schale bis auf acht Zoll im Durchschnitte hat, aber bey weitem nicht so gut ist, als die kleinen Felsenaustern, welche auch besser sind, als die von den Paletüviern.

Sinamary.

Der Karua, welchen die Franzosen Karuabo nennen, ist einige Seemeilen von dem Sinamary, und hat nichts merkwürdiges, als die Karbeten einiger Galibier, die an seiner Mündung wohnen. Man geht von da nach dem Canamana, wo die Franzosen vordem eine zahlreiche Niederlassung hatten. Man sieht aber gegenwärtig daselbst nichts, als Galibier, welche ihre Karbeten an seinen Ufern haben. Weiter hin kömmt man an den Iraku, einen Fluß, der von den Tayraern bewohnet wird, welchen Namen man hier denen Indianern giebt, die sich an den Mündungen der Flüsse gesetzet haben, um sie von denen zu unterscheiden, die man Auraner, das ist Bergbewohner, nennet. Auf den Iraku folget der Organa, insgemein Organabo genannt, welches große Bucht heißt. Es haben sich daselbst einige Indianer gesetzet. Der Amana, welchen man darauf findet, ist einer von den großen Flüssen des Landes. Man giebt seiner Mündung wenigstens eine halbe Seemeile. Die Länder, welche er bewässert, geben denen Indianern allerhand Vorrath, die

Französisch Guiana.

die seine Ufer bewohnen, und die Fischerey ist daselbst nicht weniger überflüßig. Der Marony, der letzte Fluß von der Statthalterschaft Cayenne, scheidet die französischen Ländereyen von den holländischen. Barrere setzet seine Mündung auf sieben Grad Norderbreite. Sie ist von den Galibiern nicht übel bevölkert. Seine Ufer sind, wie der vorhergehenden Flüsse ihre, so niedrig, daß die nah gelegenen Felder vor den Ueberschwemmungen bey hoher Fluth nicht können gesichert werden. Ueberhaupt ist diese ganze Küste sehr niedrig, und man findet so gar ziemlich weit im Innern des Landes nur Savannen oder Wiesen, welche im Winter eben so viel Moräste sind. Weil sie aber im Sommer austrocknen: so nimmt man alsdann diesen Weg, um zu Lande von Koru nach Surinam zu gehen. Die französischen Ueberläufer, welche sich keine Canote verschaffen können, machen sich dieses Weges mit Hülfe der Indianer zu Nutze und finden sie stets geneigt, ihnen zu dienen.

Es fehlet an dieser Beschreibung der Küste von Guiana nichts, wiederholet Barrere. Diese große Provinz, in deren Besitz sich die Franzosen zu erst gesetzet hatten, ist heutiges Tages gleichsam unter viele europäische Seemachten getheilet; und Frankreich hat wirklich nur den kleinsten Theil davon. Die Holländer machen ihm, ungeachtet die Gränzen durch den Fluß Marony bezeichnet sind, doch noch einige Ländereyen über demselben streitig. Die Portugiesen hören nicht auf, Streifereyen nach Cayenne zu thun, und bemächtigen sich desjenigen unvermerkt, was den Franzosen zugehöret. Sie hatten im 1723sten Jahre die Kühnheit, ein Verhau von Bäumen an dem Flusse Uyapok zu machen, und daselbst einen Pfahl mit dem Wapen des Königes in Portugall zu errichten. Man kann also, indem man die Untersuchung der Gerechtsamen denjenigen überläßt, welche sich solche zueignen, sagen, die Statthalterschaft von Cayenne sey heutiges Tages zwischen dem Marony und Uyapok, das ist in einem Raume von ungefähr hundert Seemeilen eingeschlossen. Barrere machet keine Schwierigkeit, zu versichern, es könne dieser kleine Theil des festen Landes von großem Nutzen für die Franzosen von Cayenne seyn, vornehmlich da es unmöglich zu seyn scheint, in das Innere des Landes weiter hinein zu dringen. „Es finden sich, saget er, so wenig freye Indianer zwischen diesen beyden Flüssen, daß man keinen Beystand „zum Kriege daraus ziehen kann; und man hat keine Hoffnung mehr, sich daselbst Sclaven „zum Ackerbaue zu verschaffen. Ueber dieses sind die Indianerinnen sehr geschickt zum „Hauswesen, und die Mannspersonen sehr fertig zur Jagd und Fischerey. Die Franzosen „sind also gänzlich eines Vortheiles beraubet, welcher ehemals den Reichthum dieser Pflanz„stadt ausmachete, und welcher sehr beträchtlich war, um Kauffahrdeyschiffe dahin zu zie„hen. Wie soll man hoffen, daß sie sich wieder erhohle, so lange man ihm nicht ein Land „wieder geben wird, welches sie seit so langer Zeit besitzt, und welches ihr ungerechter Wei„se ist genommen worden. Es würde wenigstens zu wünschen seyn, fährt eben der Reise„beschreiber fort, daß man hinführo den neuen Unternehmungen der Portugiesen Einhalt „thäte. Man begreift nicht, auf was für einen Grund sie sich unterfangen, auf Länder „einen Anspruch zu machen, welche sie nur erst nach den Franzosen haben kennen lernen, „und deren Kenntniß ihnen zu entziehen, Philipp der V so viele Sorge getragen. Ihre „Wohnplätze zu Corrupa und Destierro, die an dem nordlichen Ufer des Amazonenflus„ses über hundert Seemeilen von dem Nordvorgebirge liegen, sind später, als die Nieder„lassung der Franzosen in Guiana, angeleget, und können ihnen also kein Recht auf dieses „Land, zum Nachtheile der ersten Besitzer, geben. Frankreich würde bessern Grund haben,

„in

Französisch Guiana.

„in Brasilien das Land Janeiro, Tamarica, Rio Grande und die Insel Maragnan ihnen „wieder abzufordern, wo es vor ihnen, wie man gesehen hat, Pflanzstädte gehabt„ k).

Beobachtungen, wegen der Insel und Stadt Cayenne

Die Beschreibung, welche man schon von der Insel Cayenne und ihrer Stadt mitgetheilet hat, wird einen neuen Glanz von des Herrn Barrere Beobachtungen erhalten, welche über vierzig Jahre später gemacht sind, und also den wirklichen Zustand dieser Colonie besser vorstellen. Die Stadt, welche er lieber den Flecken nennet, besteht aus ungefähr hundert und funfzig Häusern, die meistens von Erde gebauet sind, wiewohl es doch einige darunter giebt, die vom Zimmerholze zwey Stockwerke hoch und mit Schindeln gedecket sind. Des Statthalters seines ist ziemlich bequem. Die Jesuiten wohnen auch sehr gut. Im 1736sten Jahre waren daselbst zehn Patres und drey Fratres, die nicht allein beschäfftiget waren, die Pfarren auf der Insel und dem benachbarten festen Lande zu versehen, sondern auch unter die Wilden zu gehen, und ihnen das Evangelium zu predigen. Die Pfarrkirche zu Cayenne ist das schönste Gebäude im Lande: man würde aber Mühe haben, sich darinnen zu regen, wenn alle Einwohner daselbst versammelt wären.

Die Ringmauer der Stadt ist sehr niedrig. Sie machet ein unregelmäßiges Sechseck mit fünf Basteyen, die mit vielen Stücken versehen sind. Die Gräben aber sind nicht sehr tief und werden schlecht unterhalten. Die Besatzung hat fast allezeit aus zweyhundert Mann ordentlicher Feldtruppen bestanden, welche vier von dem Seevolke abgesonderte Fähnlein ausmacheten. Sie wurde im 1724sten Jahre um zwey Fähnlein vermehret. Außer dem Staatsmajor ist daselbst noch ein unumschränkter Rath, worinnen der Ordinateur-Commissar in Abwesenheit des Statthalters den Vorsitz hat. Die Nothwendigkeit, die Ländereyen einträglich zu machen, verbindet alle Einwohner, sich auf ihren Pflanzungen zu halten, welches die Stadt gemeiniglich sehr leer machet. Oftmals sieht man daselbst keinen Menschen auf der Straße; und man könnte daselbst an hellem lichten Tage jemand ermorden, wie der Verfasser saget, ohne daß man Gefahr liefe, gesehen zu werden. Nur an großen Festen oder zur Zeit der Musterungen ist sie am meisten bevölkert. Man sieht alsdann die Einwohner in ihren Canoten, oder zuweilen in ihren Hamacken mit einem Gefolge von Negern und Negerinnen ankommen, welche Geflügelwerk, Cassave, Taffia l), Wurzeln und andern Vorrath tragen.

Die Einwohner in Cayenne sind sehr gesprächig und sehr freygebig. Sie nehmen die Fremden höflich auf. Ob sie gleich insgesammt die französische Sprache reden: so verstehen ihre Kinder doch kaum zwey Worte. Die Mundart auf der Insel hat viel von der Negersprache, vornehmlich in der Aussprache, an sich. Die Negerinnen, denen man die Erziehung der Kinder anvertrauen muß, haben unzählige africanische Wörter eingeführet. Indessen ist doch die creolische Sprache in Cayenne bey weitem nicht so lächerlich, als die in den andern französischen Eylanden. Die Weibespersonen sind daselbst auch besser gebildet. Sie haben keine solche gelbe oder blasse Gesichtsfarbe, als die zu Martinik oder San Domingo, und die meisten haben von Natur viel Witz. Die Reinlichkeit, welche ihnen nicht weniger von Natur angebohren ist, trägt viel zu der Gesundheit bey, der sie genießen: sie wird aber zuweilen in ihrem Putze zu weit getrieben. Zu Cayenne sind die Männer so, wie in den andern Inseln, genöthiget, zur Befriedigung der Eitelkeit ihrer Weiber, bey der Ankunft eines jeden Schiffes, einen außerordentlichen Aufwand zu machen, und ihre Sachen

k) Am angef. Orte a. d. 35 und vorherg. Seite. l) Brandtewein von Zucker.

Sachen leiden darunter sehr. Ein Gesetz, welches die Verschwendung und den Pracht der besondern Privatfamilien aufhöbe, würde die Pflanzstädte reich machen.

Französisch Guiana.

Verlust auf der Insel.

Verschiedene Veränderungen, die sich seit den ersten Niederlassungen auf der Insel Cayenne ereignet, hatten daselbst mancherley Schaden verursachet, von welcher sie sich zu erhohlen, viele Mühe gehabt hat. Barrere erzählet einige Umstände davon, die sich in den Zeitgeschichten nicht finden. Die Franzosen, saget er, hatten sich gleich vom Anfange beflissen, ihre Pflanzungen mit so vieler Geschicklichkeit, als Eifer, einträglich zu machen. Der Gewinnst, welchen ihre Kauffahrdeyschiffe daselbst von ihrem Handel zogen, erregete die Eifersucht der Holländer, welche seit langer Zeit im Besitze waren, ihre Waaren und Güter den französischen Pflanzstädten zu verkaufen. Sie schicketen im 1676sten Jahre eilf Schiffe ab, sich der Insel zu bemächtigen; und nachdem sie dieselbe überrumpelt hatten, so vermehreten sie nicht allein die Festungswerke der Stadt und das Geschütz, sondern sie setzeten auch eine Besatzung von vierhundert Mann hinein. Die Niederlassungen, welche sie mit eben so wenigem Rechte an den Flüssen **Uyapok** und **Apruak** angefangen hatten, wurden auch verstärket. Sie besaßen sie aber nicht lange. Den 20sten des Christmonates eben desselben Jahres gab ein Geschwader von sechs Schiffen, unter der Anführung des Marschalles von Etrees, den Franzosen Cayenne wieder, und ließ in den aufwachsenden Pflanzstädten an dem Uyapok und Apruak nur die Spuren von denen Schanzen, die man daselbst aufgeführet hatte. Darauf gedachten die Franzosen, sich in ihrer Insel, und dem benachbarten festen Lande fest zu setzen. Alles, was zum Handel nützlich seyn konnte, wurde mit einem ungemeinen Eifer getrieben. Man zog Kauffahrdeyschiffe an, um dasjenige, was in den Pflanzstädten gezeuget wurde, ins Geld zu setzen; und es ließen sich eine Menge neuer Familien daselbst nieder. Die Flibustier trugen zu ihrer Aufnahme nicht wenig bey; weil sie den Reichthum aus der Südsee dahin brachten, aus welcher diejenigen, die am wenigsten glücklich gewesen, doch mit acht oder zehntausend Livres an Piastren wieder zurück kamen. Endlich fand sich Cayenne wiederum ziemlich bevölkert, als Dücasse 1688 daselbst, in der Absicht Surinam zu überrumpeln, ankam, und durch die Hoffnung, gute Beute zu machen, den größten Theil der Einwohner vermochte, sich mit ihm zu Schiffe zu setzen. Das Unternehmen hatte so wenigen Erfolg, daß fast alle Freywilligen zu Gefangenen gemacht, und von da nach den französischen Eylanden gebracht wurden, wo andere Hoffnungen sie einluden, sich zu setzen.

Seit dieser Widerwärtigkeit hat die Insel Cayenne den Verlust ihrer Einwohner nicht wiederum ersetzen können. Zur Zeit des Herrn Barrere zählete man daselbst nicht über neunzig Franzosen, welche Verminderung sehr erstaunlich ist, wenn man diese Anzahl gegen die Anzahl der Indianer und Negersclaven rechnet. Bey einer allgemeinen Musterung, welche nur erst ganz kürzlich geschehen war, hatten sich hundert und fünf und zwanzig Indianer, Männer, Weiber und Kinder, und funfzehn hundert zur Arbeit tüchtige Negern befunden. Bey so wenigem Verhältnisse unter den Herren und Arbeitsleuten wird dennoch die Ordnung erhalten. Man sah sechzig Rucufabriken, neunzehn Zuckersiedereyen und vier Indigowerke auf gutem Fuße. Fast alle Sclaven unter sechzig und über vierzehn Jahren gaben der Krone achtehalb Livres Kopfgeld jährlich, welche von Landesgütern bezahlet wurden, und man damals auf sechs bis siebentausend Livres rechnete.

Ihr Handel.

Fast die ganze Insel ist ein sandiges, mit Gebirgen oder Hügeln erhöhetes Land, worauf man Zuckerröhre, den Rucu, Indigo, Cacao, Caffee, Baumwolle, den großen Hirse,

Französisch Guiana.

Hirse, Maniok und andere Wurzeln pflanzet und bauet. Das übrige ist ein sehr niedriges, und an einigen Orten so sumpfichtes Land, daß man zu Lande nicht von einem Ende der Insel zum andern gehen kann; welches die Einwohner denn nöthiget, große Umwege zu nehmen, wenn sie sich nach ihren Pflanzungen begeben wollen. Man sieht daselbst eine Menge Pferde, seitdem die Engländer aus Boston und Neu-York ordentlicher Weise zur Handlung dahin gekommen sind. Diese Thiere kosten wenig zu unterhalten. Man sperret sie nicht ein. Wenn man ihnen Sattel und Zaum abgenommen hat: so pflegt man sie gemeiniglich nach ihrem Belieben auf die Weide gehen zu lassen. Man hält daselbst auch Schafe, Ziegen und groß Vieh, und sorget dabey, im August und Herbstmonate die Savannen in Brand zu stecken, damit gute Weiden daraus werden. Diese Felder bringen vortreffliches Gras hervor, wenn sie vor der Regenzeit abgebrannt werden. Es ist auch das Schöpsenfleisch und Rindfleisch in Cayenne von besserm Geschmacke, als in den andern Inseln, wo das geschlachtete Fleisch abscheulich ist; welches einzig und allein von der Güte der Weiden herzurühren scheint. Die Nothwendigkeit, dieses Vieh sich erst vermehren zu lassen, erlaubet nicht, vieles davon zu schlachten, und man muß noch eine Erlaubniß von dem Statthalter dazu haben. Die größte Hinderniß bey ihrer Vermehrung sind die Tiger, vornehmlich diejenigen, die man in dem Lande rothe Tiger nennet, und welche von dem festen Lande hinüber schwimmen, um ihren Raub zu suchen. Man ist oftmals verbunden, alle Negern und indianische Jäger zusammen kommen zu lassen, diese grimmigen Thiere zu jagen. Derjenige, welcher einen erlegete, bekam vordem eine von denjenigen großen Flinten zur Belohnung, welche man Boucanier nennet. Heutiges Tages ist es noch die Gewohnheit, daß er den Kinnbacken des Tigers in den Wohnplätzen herum zeiget, und ein jeder den Ueberwinder beschenket.

Eigenschaften der Insel.

Obgleich Cayenne eine gebirgige Insel und voller Wälder ist: so fehlet es ihr doch an einigen Orten, vornehmlich an der Küste, an Holze, wo man genöthiget ist, in den Fabriken Bagassen zu brennen, das ist Zuckerröhre, die man zweymal in der Mühle gehabt hat, und woraus man nichts mehr ziehen kann. Der Aufenthalt in den Pflanzungen ist viel angenehmer, als der in der Stadt. Der Ueberfluß herrschet daselbst, vornehmlich bey Ankunft der Kauffahrdeyschiffe. Man lebet daselbst sehr gut. Es findet sich kein etwas wohlhabender Mann, welcher nicht einen Hof hat, auf welchem man eine Menge Federvieh erzieht, dessen Geschmack man rühmet, wenn es einige Zeitlang mit Hirse gefüttert worden. Das Feld giebt allerhand Waidwerk, welches auf dem festen Lande gefunden wird; und die Fische in den Flüssen und an der Küste sind vortrefflich. Eine jede Pflanzung hat ihren Garten. Die europäischen Fruchtbäume kommen daselbst nicht recht fort; dagegen aber wachsen die Küchenkräuter desto besser. Man machet daselbst schöne Sallate von Lactuke, Körbel, Pimpernelle, Cicorien und Celeri. Man bauet allda kleine Erbsen, Kürbisse, Pfifferlinge und vornehmlich Wassermelonen von einem lieblichen Geschmacke, die, bey der großen Hitze, auf eine wundersame Weise den Durst löschen. Alle Früchte des mittäglichen America kommen daselbst mit weniger Sorgfalt fort. Der Tayom ist eine Landpflanze, deren Blätter, wie der Spinat gegessen werden, und deren Wurzeln den Sclaven zur Speise dienen *m*). Man bereitet auch unter dem Namen Spinat, die Blätter von einer andern Pflanze, welche von der ordentlichen Phytolacca nur durch die Klein-

m) Barrere nennet sie Arum maximum, Aegyptiacum, quod vulgo Colocasia.

Kleinheit ihrer Frucht unterschieden ist. Der Verfasser hält dafür, es sey eben die Pflanze, welche nur durch die verschiedene Himmelsluft etwas verändert worden. Man ißt zu Cayenne vortreffliche Feigen; und es wächst daselbst sehr schöner Wein. Man hat aber viel Mühe, die Trauben vor den Vögeln und vornehmlich vor den Ameisen, zu verwahren. Es ist leicht, zu allen Jahreszeiten welchen in seinem Garten zu haben. Man theilet das Weingeländer in zwey; man beschneidet es wechselsweise, das ist einen Monat um den andern, und die Trauben wachsen hinter einander auf dem einen und dem andern. Indessen verhindern doch die starken Regen im Winter, daß er nicht vollkommen reif wird, oder lassen ihn wenigstens einen etwas säuerlichen Geschmack bey seiner größten Reife behalten. Man hat es vielmals, und stets mit gutem Erfolge, versuchet, Wein zum Trinken daraus zu machen; er ist gut und auch leicht zu verwahren, wenn man ihn nur sieben bis acht Tage vorher gähren läßt, ehe man ihn auf Bouteillen füllet.

Französisch Guiana.

Die Luft auf der Insel ist sehr regnicht, aber gesund. Man weis daselbst nichts von dem Siamer Uebel, welches zu Martinik und San Domingo so viele Leute hinreißt. Die bösartigen Fieber und die Blattern sind daselbst selten. Man empfindet auch daselbst diejenige heftige Hitze nicht, welche die vornehmste Beschwerlichkeit der andern Inseln ausmachen. Ein Ostwind, welcher sich alle Tage um neun Uhr des Morgens erhebt, erfrischet daselbst die Luft. Die Trockenheit und die Feuchtigkeit aber sind allda übermäßig. Es regnet neun ganzer Monate lang; und diese Regenzeit nennet man den Winter. Diese Jahreszeit fängt an, sich durch Sprühen anzumelden, welches in dem Weinmonate häufig kömmt, und Acaju-Regen genannt wird, weil diese Früchte alsdann reif werden, und darauf folgen bald so beständige und so starke Regen, daß man kein Geräthe in den Hütten erhalten kann. Das Vieh aber findet alsdann überall schöne Weide; da im Sommer hingegen die Felder zuweilen so dürr sind, daß, weil Wasser und Weide zugleich mangeln, ein Theil der Pferde und Rinder vor Hunger und Durst umfällt. Die Mustiquen, die Maringoinen, die Maken, die Chiquen, die Tiquen, die Aguthyläuse, die Holzläuse, die Ameisen, die Raverde oder Käfer, und die Kröten würden eine andere Geißel für die Insel wegen ihrer Anzahl und ihrer Gefräßigkeit seyn, wenn alle diese Ungeziefer nicht einander gegenseitig bekriegeten und sich dadurch aufrieben. Nichts ist wundersamer, als eine wandernde Ameise, die nur auf eine Zeitlang da ist, welche man insgemein Ameisenläuferinn (Fourmi-coureuse) nennet. So bald sie in eine Gegend kömmt: so tödtet sie daselbst alles, Fliegen, Wespen, Raverde, Spinnen, und so gar Ratten, sie mögen so groß seyn, wie sie wollen, und machet vollkommene Gerippe daraus.

Bevor die Insel umgeackert worden, waren die Einwohner sehr verdrüßlichen Krankheiten unterworfen. Die meisten kleinen Negern starben fast alle in der Geburt an einer Krankheit, wowider man kein Mittel fand. Sie herrschet noch, wiewohl lange nicht so stark mehr. Barrere, welcher als ein Arzt von dieser merkwürdigen Krankheit redet, bemerket, daß man ihr uneigentlicher Weise den Namen eines Catharres giebt. „Es ist „eine allgemeine Verzuckung, saget er, oder ein wahrer Tethanos. Ob sie gleich vor„nehmlich nur die kleinen Negerchen angreift: so schonet sie doch der Negern von höhern „Jahren eben so wenig. Man hat aber noch niemals gesehen, daß Weiße davon befallen „worden, oder wenigstens geschieht es höchst selten. Aus einer beständigen Beobachtung „hat man erkannt, daß die Zeit, wo die Kinder solcher am meisten unterworfen sind, in-

Sonderbare Krankheit.

Französisch Guiana.

„nerhalb den neun Tagen nach ihrer Geburt ist. Wenn sie über den neunten Tag kom„men, ohne einige Anscheinung von dieser Krankheit an sich zu zeigen: so glaubet man, „daß sie außer Gefahr sind, und die Weiber fürchten sich nicht mehr, sie an die Luft zu „bringen. Einige werden mit dieser Krankheit gebohren, und sterben so gleich. Die er„sten Kennzeichen davon sind, daß es ihnen durch eine kleine Verzuckung des Kinnbackens „schwer fällt, die Milch zu saugen, und sie ein ganz gezwungenes Geschrey machen. „Darauf schließt sich der Kinnbacken noch ferner zusammen; die äußersten Glieder werden „starr; und verzuckende Bewegungen, welche die Vorbothen des Todes sind, reißen den „Kranken plötzlich hin„.

„Die Erwachsenen widerstehen länger. In diesem Alter offenbaret sich das Uebel „durch einen Schmerz, den man am Halse empfindet, und welchen die Kranken mit der „Wirkung eines Strickes vergleichen, womit ihnen der Hals zugezogen würde. Der Kinn„backen zieht sich zusammen, und läßt die Speise nicht mehr durch. Die Arme und Beine wer„den so starr, daß, wenn man den Kranken bey dem Kopfe oder den Beinen nimmt, man „ihn wie ein Stück Holz hebt. Indessen bleiben doch die Glieder nicht beständig so starr „und steif, daß nicht zuweilen ein Zucken wider Willen dazu kömmt. Diese Zufälle mar„tern die Kranken dergestalt, daß sie solche laut zu schreyen zwingen. Sie verlangen, man „solle sie unterstützen; sie wollen, man solle ihnen den Kopf etwas in die Höhe halten, da„mit man ihnen das Athemhohlen erleichtere. Das sonderbareste bey dieser Krankheit aber „ist ein so unersättlicher Hunger, daß man alle Augenblicke essen würde, wenn man es hin„terschlucken könnte. Es schlägt allezeit ein Fieber dazu. Man schwitzt häufig über den „ganzen Leib; und da die Schmerzen immer zunehmen, so stirbt man mit entsetzlichen „Verzuckungen„.

Der Verfasser setzet bey dieser Beschreibung die Hülfsmittel hinzu, die ihn eine glückliche Erfahrung hat entdecken lassen. Viele Sclaven, saget er, welche er in der Colonie zu curiren das Glück gehabt hat, müssen dem glücklichen Erfolge seiner Methode ein gutes Zeugniß geben. Er will, man solle die Kranken, um gleich Anfangs den Fortgang des Uebels aufzuhalten, vielmal des Tages mit dem allerfrischesten Wasser besprengen, das man nur finden kann, vornehmlich die Kinder, so bald man wahrnimmt, daß ihnen das Saugen beschwerlich fällt. Diese Besprengungen müssen so lange fortgesetzet werden, bis die Zufälle sich zertheilen, und die Theile des Leibes ihre natürliche Geschmeidigkeit wieder erlangen. Damit man den Kranken, vornehmlich in höhern Jahren bey Kräften erhalte, so muß man ihn Brühen zu sich nehmen lassen, und das wenig und oft, und dazwischen einige Löffel Wein. Man muß das versüßte Queckfilber oder Etioph mineral mit abführenden Mitteln, als Rhebarber, Scammoniensaft und Jalap vermengt, dabey brauchen. Der Extract von Aloe hat zuweilen gute Dienste gethan; und wenn der Kranke keine Latwergen hinterbringen kann, so muß man dafür einen Trank von Senesblättern mit Manna und andern abführenden Mitteln nehmen. Nach diesen Vorschriften haben die Negerinnen nicht so bald die ersten Zufälle von dem Uebel an ihren Kindern bemerket, so baden sie solche ohne viele Vorbereitung und besprengen sie darauf mit großen Gefäßen voll Wasser.

Makaque oder Cayenner Wurm.

Man saget nichts von dem Guineawurme, wovon man schon viele Beobachtungen gemacht hat. Hier ist aber die Gelegenheit, von dem Makaque zu reden, welcher zu Cayenne unter den Indianern, den Negern und Creolen sehr gemein ist, und welchen auch die

Französisch Guiana.

die Ausländer so gar bekommen, wenn sie sich lange daselbst aufhalten. Er ist von der Dicke eines Federkiels, einen Zoll lang, röthlich oder dunkelbraun, und an Gestalt fast einer Raupe gleich. Er wächst unter der Haut, gemeiniglich an den Beinen, den Schenkeln, bey den Gelenken, vornehmlich am Knie. Anfänglich läßt er sich durch ein Jücken spühren, worauf bald eine Geschwulst auf der Haut folget. Man schneidet sie auf, wenn man sie hat größer werden lassen. Das Thier findet sich daselbst im Blute schwimmend. Die Art und Weise, es heraus zu bringen, ist, daß man bloß die Haut drücket, und es mit einem kleinen gespaltenen Hölzchen fasset. Damit die Geschwulst desto eher zu ihrer Reife gelange, so beschmiert man sie mit dem Schmurgel, der sich in den Tobackspfeifen sammelt. Wenn der Wurm heraus ist: so heilet die Wunde bald von selbst wieder zu.

Caffee.

Unter des Herrn Barrere Beobachtungen von der Handlung in Cayenne, findet man einige sehr merkwürdige von gewissen Pflanzen, welche diese Colonie gleichsam an Kindesstatt aufgenommen hat. Er belehret uns, daß man nur erst 1721 angefangen habe, daselbst Caffee zu bauen. Einige französische Ueberläufer, welche nach Surinam gegangen waren, schmeichelten sich, von dem Statthalter zu Cayenne ihre Verzeihung zu erhalten, wenn sie ihm einige Caffeebohnen mitbrächten, welche die Holländer schon in ihrer Pflanzstadt mit gutem Erfolge zu bauen angefangen hatten. Sie wurden in die Erde gestecket. Drey Caffeestöcke, die bald aufgiengen, brachten eine gute Anzahl Bohnen, welche unter die Einwohner vertheilet wurden; und innerhalb wenig Jahren war die ganze Insel damit versehen, die Gestalt der Caffeebäume aber ist von denen in Arabien sehr unterschieden n).

Der Caffee in Cayenne erhebt sich nur zehn Fuß hoch. Die Wurzel bringt einen geraden Stengel, unten zween Zoll dicke hervor, welcher gleich von seinem Ursprunge an zweigicht ist. Die Zweige, welche ins Kreuz und zween und zween einander gegen über stehen, erstrecken sich rund herum bis auf drey oder vier Fuß, und machen eine ziemlich buschichte Staude, fast von Pyramidenförmiger Gestalt. Die Blätter wachsen auch zween und zween, gleich des Franklorbeers (Laurier franc) seinen, aber viel größer. Ihre Länge ist gemeiniglich einen halben Fuß, und ihre Breite drittehalb Zoll. Sie sind oben dunkelgrün, und unten blaßgrün, und an dem Rande ein wenig flammicht. Zwischen ihnen wachsen Absatzweise viele Bluhmen heraus, die ziemlich dicht stehen, aber fast keinen Geruch haben. Eine jede ist ein kleines weißes Röhrchen, sechstehalb Linien lang, welches fast des kleinen Jasmines seinen ähnlich, und oben in fünf Theile getheilet ist. Der Griffel, welcher von unten herauf kömmt, ist anfangs nur ein sehr kleines flaches Knöpfchen, und hat oben ein gabelförmiges Fädchen, ungefähr sechs Linien lang. Er verändert sich in eine grüne Beere, welche die Kirschfarbe annimmt, wenn sie reif wird, und zwey Samenkörner oder zwo Bohnen enthält, die auf der einen Seite bauchicht, und auf der andern flach sind, und deren jede in eine weißliche Capsel eingeschlossen ist.

Die Jahreszeit, worinnen die Bäume blühen und ihre Früchte bringen, ist vornehmlich die Regenzeit. Beym Anfange, da man sie pflanzete, zweifelte man, ob sie die Witterung würden vertragen können. Die überaus große Dürre machete, daß viele ausgiengen; und der übermäßige Regen im Winter hinderte, daß die Früchte nicht reif werden konnten, oder machete, daß auch selbst die Wurzeln verfauleten, so wie sie sich im Grunde aus-

n) Man sehe die Reise nach dem glücklichen Arabien im XI Bande dieser Sammlung.

Französisch Guiana.

ausstreckten. Ueber dieses hatte man unendliche Mühe, die neuen Pflanzen vor den Ameisen und anderm Ungeziefer zu verwahren, welche sie abfraßen. Heutiges Tages wachsen die Bäume vollkommen; und wenn sie ihre natürliche Größe erreichet haben, so geben sie ordentlich jeder zwölf Pfund Bohnen. Barrere versichert, der Cayenner Caffee gebe, wenn er ein wenig alt ist, dem von Moka nichts nach. Man hält zwo Erndten mit ihm; die erste im Brachmonate und die andere um Weihnachten. Die Zweige, welche im Brachmonate blühen, bringen im Christmonate Frucht; und diejenigen, die um Weihnachten blühen, geben im Brachmonate Früchte. Der Baum kömmt auf einem erhabenen Lande besser fort, als in einem niedrigen; er wächst auch lieber in einem schwarzen und fetten Erdreiche, welches zum Unglücke in der Colonie ziemlich selten ist, als im sandichten Boden. Endlich so vermehret er sich lieber durch den Samen, als durch Reiser.

Cacao, Baumwolle und Pitte.

Seit 1735 hat man auch Cacao gepflanzet; und die Colonie machete sich von seinem guten Fortkommen gleich große Hoffnung. Man bauet daselbst auch Baumwolle, welche der Verfasser für feiner und schöner hält, als die auf den andern Inseln, ob sie gleich von eben der Art ist, das ist von der Classe derjenigen, die man Staudenbaumwolle nennet, weil ihre Pflanze zehn oder zwölf Fuß hoch wächst. Die Pitte, welche auf der Insel nicht verabsäumet wird, giebt einen sehr nützlichen Faden. Man versichert, der Faden davon sey viel stärker und feiner, als die Seide; und die Furcht, man möchte den Seidenfabriken schaden, ist die einzige Ursache, daß man sie nicht nach Europa versühret. Die Portugiesen machen Strümpfe daraus, die sie sehr hoch schätzen; und die Indianer scheelen diese Pflanze, wie den Hanf, um Stricke und Hamacken daraus zu machen.

Allein, ob gleich bey diesen neu angenommenen Pflanzen die Insel Cayenne von Natur vortreffliche Bäume hat, und eine sorgfältige Wartung alle ausländische Früchte, so gar den Zimmet und Pfeffer nicht ausgenommen, kann wachsen lassen: so ist doch ihr vornehmster Handel mit Zucker und Rocu, wovon Barrere die jährlichen Einkünfte, nebst denen von andern Waaren über hunderttausend Thaler steigen läßt. Die Schiffe, welche man dahin schicket, haben zu ihrer Ladung nur Wein, Mehl, Pökelfleisch, grobe Leinwand, vornehmlich gemalte Leinwand, Eisenwerk, verschiedene Arten Zeuge und Kramwaaren, mit einem Worte die einfachesten, und zum menschlichen Leben nothwendigsten Waaren. Und doch würde es unnütz oder schädlich seyn, wenn man gar zu viel dahin bringen wollte; weil man solche nicht leichtlich würde los werden können. Das Unglück der Insel ist, daß es ihr an Einwohnern, vornehmlich an Negern fehlet, noch vieles gutes Land an zu bauen, welches in einer so kleinen Strecke unbebauet liegen bleibt.

Benachbarte Inseln von Cayenne.

Vier Seemeilen von der Küste, demjenigen Theile gegen über, den man Remire nennet, findet man fünf kleine Inseln, welche nach der Sage der Wilden ehemals an Cayenne gehangen. Die beyden am weitesten entferneten, welche fast von einerley Größe sind, und sich wie Zitzenwärzchen zeigen, heißen die beyden **Zitzen** oder die **Söhne**; wie auch die Namen der drey andern ebenfalls von ihren Eigenschaften, oder ihrer Gestalt hergenommen sind, und der **Vater**, die **Mutter** und die **Malingre** heißen. Die größte hat nur ungefähr drey Viertheilmeile im Umfange. Sie sind nicht so wohl Inseln, als vielmehr große Felsen, die mit einer unendlichen Anzahl Ameishaufen durchlöchert sind. Indessen sind sie doch mit Gehölzen bedecket und mit Waidwerke besetzet. Man verwies vor Zeiten diejenigen dahin, welche diese Strafe in der Pflanzstadt verdienet hatten.

Französisch Guiana.

Fischerey des Schwerdtfisches und der Schildkröten.

Heutiges Tages pflegen die Einwohner der Küste zwischen diesen Klippen den Schwerdtfisch und die großen Seeschildkröten zu fangen, die sich gemeiniglich nach den Felsen zu begeben, an welchen sich die Wellen brechen. Sie brauchen zu dieser Fischerey eine Art Garn, die Fole genannt. Dieses Netz ist funfzehn bis zwanzig Fuß breit und vierzig bis funfzig Fuß lang. Die Maschen sind einen Fuß weit im Vierecke und der Faden dazu nicht über anderthalb Linien dick. Man heftet von zwo zu zwo Maschen zwo Flöße einen halben Fuß lang, die von einem stachlichten Stengel gemacht werden, welchen die Indianer Mucu-mucu nennen und statt des Pantoffelholzes oder Gorkes dienen. Unten bindet man vier oder fünf große Steine vierzig bis funfzig Pfund schwer an, um das Netz recht straff ausgespannt zu halten. An die beyden Enden, welche mit dem Wasser gleich sind, bindet man andere große Stücke Mucu-mucu, welche zu Zeichen dienen, um den Ort zu bemerken, wo das Netz geworfen ist. Die Folen werden ordentlicher Weise sehr nahe bey den Inselchen ausgeworfen, weil die männlichen Schildkröten, als die einzigen, die man bey dieser Fischerey fängt, eine Seepflanze oder vielmehr eine Art von Schwamm, abzufressen gehen, die nur auf den mit dem Wasser gleichen Felsen wächst. Die Fischer halten ordentlich ihr Quart; das ist, sie besuchen von Zeit zu Zeit die Netze. Wenn die Fole anfängt zu caliren, nach ihrer Sprache, das heißt, wenn das Netz auf der einen Seite mehr einsinkt, als auf der andern: so eilet man, es heraus zu ziehen. Die Schildkröten können sich aus dergleichen Netzen nicht leicht losmachen, weil die Wellen, welche bey den Inselchen ziemlich hoch sind, den beyden Enden eine beständige Bewegung geben, welche sie betäubet, oder sie verwickelt. Der Espadon oder Schwerdtfisch hingegen bewegt sich zuweilen, wenn er gefangen ist, so heftig, daß er das Netz zerreißt und durchgeht; und man erkennet es an der Zerreißung der Maschen, ob einer von diesen Fischen durchgegangen. So wenig man es auch verschiebt, die Netze zu besuchen, wenn man einige Schildkröten gefangen hat: so findet man sie doch gemeiniglich ersoffen und ganz todt darinnen.

Die ordentliche Zeit, um die Schildkröten zu fangen, ist von Jenner bis in den May: den Schwerdtfisch aber fängt man zu Anfange des Winters, vornehmlich wenn der Nordwind regieret. Im Christmonate, Jenner, Hornung, und März ist dieser Wind zuweilen so heftig, daß er die Pflanzen ausrottet. Der Schwerdtfisch kömmt niemals so nahe an das Land, als die Schildkröte. Man wirft die Folen auch ein wenig mehr auf der Höhe aus; und wenn dieser Fisch gefangen ist, so unterläßt man nicht, ihm mit einem Beile die Art von Schwerdte abzuhauen, welche seine Vertheidigung ist, und das noch eher, als man ihn in das Canot nimmt, vornehmlich wenn er außerordentlich groß ist. Ohne diese Vorsicht würde er einen Fischer tödten oder gefährlich verwunden. Es finden sich welche von fünf und zwanzig und dreyßig Fuß lang. Da das Fleisch desselben nicht so gar gut ist, die Arbeit und Gefahr zu vergüten: so wird es den Indianern und Negern überlassen. Die Leber aber ist wegen der Menge Oeles, das man daraus zieht, und welches man in den Zuckersiedereyen verbrennt, sehr nützlich. Die große Schildkröte hingegen ist in diesem Meere vortrefflich.

Man fängt auch zwischen den vier Inselchen, aber sehr selten, die schöne Art Schildkröte, welche man Carret nennet, und deren Schaale stets ein Grund zu einer reichen Handlung gewesen. Barrere glaubet, sie sey um Cayenne eben so gemein, als die andere, und

Französisch Guiana.

und bedauret hier wieder, daß die kleine Anzahl von Einwohnern ihnen nicht erlaube, einen ordentlichen Fang derselben anzustellen o).

Beobachtungen wegen der Schwierigkeiten in Guiana zu dringen.

Die Sitten und Gebräuche der Indianer in Guiana sind in den beyden Beschreibungen, an welche man sich hier hält, eben so, wie in denen, die vorhergegangen sind; und diese Bestätigung muß denjenigen gefallen, welche die genaue Wahrheit in diesen Gemälden lieben. Barrere hat noch das besondere Verdienst, daß er allen den seinigen eine Erzählung der verschiedenen Völkerschaften beyfüget, welche den Franzosen bekannt sind. „Man unterscheidet sie, saget er, in Indianer von den Küsten und Indianer aus dem „Lande. Die Anzahl derjenigen, welche in dem Innern des Landes ausgebreitet sind, „muß viel größer seyn: die Entfernung aber, worinnen sie von einander sind, und die „Schwierigkeit in ein so weitläuftiges Land, durch gräuliche Wüsten, Wälder von hundert „Meilen und über solche Flüsse, als man vorgestellet hat, zu dringen, erlauben nicht, sich „diejenigen Nachrichten zu verschaffen, die man wünschet, und erlauben noch weniger, eine „Handlung dahin zu versuchen. Es würde nicht allein diese Schwierigkeit durch die Länge „und die bösen Beschaffenheiten des Weges, sondern auch noch durch die mancherley Spra„chen, den unmäßigen und fast beständigen Regen, welcher es eben so gefährlich machet, „über die Flüsse zu gehen, als sie von Natur hinauf zu fahren sind, und vornehmlich durch „die Wildheit der Einwohner unübersteiglich seyn, als welche einen Reisenden, da sie noch „niemals Europäer gesehen, eben so wohl aus Lust, um ihm seine Kleider zu nehmen, als „auch aus Begierde, ihn zu essen, tödten würden; denn es ist gewiß, daß sie alle zusam„men Menschenfresser sind p).„

Wirkliche Bewohner der Küste.

Was diejenigen betrifft, die man Indianer von den Küsten nennet, so hat man bereits angemerket, daß sich ihre Anzahl nicht über zwölf oder funfzehn tausend beläuft. Wenn man die Galibier ausnimmt, welche die einzigen sind, die der Krieg nicht aufgerieben hat, und die sich von der Insel Cayenne bis jenseits des Orinoko erstrecken: so sind alle die andern portugiesische Indianer, welche ihre besondere Gebräuche mit sich in verschiedene Kreise gebracht haben, aus welchen die Galibier sie nicht haben verjagen wollen. Seit mehr als hundert Jahren giebt man sich Mühe, ihnen Grundsätze der Menschlichkeit und Religion beyzubringen. Die Jesuiten haben einen Theil derselben in ordentliche Wohnungen zusammen gebracht und hören nicht auf, ihren Eifer daselbst auszuüben q). Vermuthlich hat man durch dieses Mittel ihre meisten Namen erfahren. Wenn aber alle diese Indianer zusammen nicht über funfzehn tausend sind: so muß man urtheilen, daß bey einer so großen Mannichfaltigkeit von Völkerschaften jedes **Karbet** nicht sehr bevölkert seyn kann.

Die Galibier machen also die vornehmste und zahlreichste Völkerschaft aus. Barrere giebt den **Cussaniern** und **Maraonern** den zweyten Rang. Die Aruaer, denen er den dritten giebt, sind kriegerisch und arbeitsam. Die Mission **Kuru** besteht aus einer großen Anzahl Indianer von diesen vier Völkerschaften.

Die **Tairaer** sind nicht so wohl eine besondere Völkerschaft, als vielmehr ein Mischmasch von verschiedenen Völkerschaften, welche an der Mündung der Flüsse wohnen. Die **Karaner** werden noch für Menschenfresser gehalten, ob sie gleich Nachbarn der Franzosen und

o) Man sehe oben den XIIten Band, in dem Abschnitte von der Naturgeschichte, wo man eine Menge merkwürdiger Beobachtungen von den Wanderungen, dem Eyerlegen und den verschiedenen Arten der Schildkröten gesammelt hat.


1. Palikour.
2. Akoquoua.
1
2


Indianer und Indianerinn
aus Guiana.



und Missionen sind. Die Uayaer, welche die Franzosen Uenen nennen, haben nichts merkwürdiges, als ihre Lust zur Handlung. Man hat von den Palicuriern geredet, die sich das Gesicht von einem Ohre zum andern durch eine Kreislinie zergraben, welche über das Kinn geht. Die Aramayonen, die Noraguer, die Piriuer, die Macuanier, die Mauriuer, die Tokoyenen, die Palanguer, die Tareupier, die Armagutuer, und die Mapruaner sind zehn Völkerschaften, welche längst denen Eriquen und Flüssen zerstreuet sind, die sich in den Uyapok ergießen. Die Acuquaer, welche die Gewohnheit haben, sich die Backen zu durchstechen, damit sie Federn hinein stecken können, wohnen an den Ufern des Kamops. Man nennet nur die Mayeten, die Marakupier, die Maykaer und die Karanariuer, ohne ihre Kreise anzuzeigen. Die Arikareten sind die alten Einwohner der Insel Cayenne; ihre Völkerschaft ist fast ganz ausgegangen. Die Itutaner, welche in Maoaper, Oyanpier, Ayuaniquer, Caicucianer und Machicuenen getheilet werden, bewohnen die Wälder; und das zeiget ihr gemeinschaftlicher Namen Itutaner an. Man nennet zehn Völkerschaften, die sich an der Mündung des Amazonenflusses gesetzet haben, als die Aruacaner, die Aruakaer, die Cumauter, die Maikianer, die Amaciduer, die Urubaer, die Ameneyuer, die Apiauaer und die Acuchienen. Die Farpuyranaer, welche man auch an eben die Seite zu setzen scheint, sind wilde Völker, welche eine sehr platte Stirn und eben solchen Hinterkopf haben. Gleich von der Geburt an geben die Mütter dem Kopfe ihrer Kinder diese Gestalt durch kleine Bretter, welche sie stark zusammen binden. Die Marupier, die Manauten, die Certaner und die Aronkayuer sind andere Völkerschaften, die in dem Lande sich gesetzet haben. Die Calipuruer reden eine Sprache, die man mit eben dem Namen benennet, und welche sich in einem großen Theile des mittäglichen America ausgebreitet hat. Die Sakaquer, die Bacikurrer, die Maker oder die Anchionen, die Ayer, die Parakuarier, die Cayaer, die Saliner, die Supayer, und die Pacaxer scheinen aus verschiedenen Theilen von Brasilien gekommen zu seyn. Es ist kein Zweifel, daß die Tapuyaer nicht ein Zweig von der brasilianischen Völkerschaft eben dieses Namens seyn sollten. Sie bewohnen eine Gegend in Guiana, woraus man grüne Steine hohlet.

Französisch Guiana.

Ihre Sprache.

Uebrigens werden die meisten von diesen Völkerschaften auch beym Laet genannt, aber ohne die geringste Erläuterung wegen ihres Ursprunges. Er hat sich so gar beflissen, viele Wörter aus ihrer Sprache zu sammeln, vornehmlich saget er, aus der Yaoer ihre, welche die gemeinste in dieser Gegend ist und aus der Aruakaer und Chebaoer ihre. Er vergleicht einige mit einander, damit man ihre Aehnlichkeit oder ihren Unterschied sehen möge. Dieses ist eine besondere Beobachtung, die wir niemals hindangesetzet haben, wenn sie uns vorgekommen ist.

	Yaoisch.	Aruakaisch.	Chebaoisch
Vater	Pape	Pilplii	Heja
Mutter	Immes	Saecki	Hamma
Kopf	Boppe	Uassiki	Uakewirri
Ohr	Pannae	Uadike	Uakenoely
Auge	Voere	Uakosie	Noeyery

Nase

p) Am angef. Orte a. d. 234 u. f. S.

q) Man sehe Les Lettres edifiantes et curieuses und die Reisebeschreibung der PP. Grillet und Bechameil.

Französisch Guiana.

Nase	Hoenaly	Uassieri	Uassibaly
Mund	Hopataly	Daleroke	Darrimaily
Zähne	Hoicelii	Darii	Uadacoely
Beine	Pollelii	Dadane	Uatabaye
Füße	Poepe	Dackosie	Uakehirry
Bäume	Ueue	Hada	Ataly
Bogen	Hoerappe	Lemarape	Hoerapally
Pfeile	Mapoetoe	Symare	Hewerry.

Alle diese Indianer theilen die Zeiten nach den Monden ab. Die Yaoer nennen den Mond Nonna oder Noene; die Aruakaer Cattchi und die Chebaoer Kirrirre. Die Sonne wird von den erstern Uejo genannt, welche dieses Wort auch brauchen, den Tag damit zu bezeichnen. Die zweyten nennen sie Adaly, und die Chebaoer Uecoelie.

Obgleich die gemeine Gewohnheit dieser Wilden ist, daß sie an ihren Fingern etwas abzählen und beyde Hände aufheben, wenn sie zehn andeuten wollen, und wenn sie zwanzig auszudrücken gedenken, auch zugleich die Zehen an ihren Füssen zeigen: so haben die Yaoer dennoch eigene Namen für jede Zahl: als 1 Tewyn; 2 Tage; 3 Terrewan; 4 Tagine; 5 Mepatoen; 6 Tewyn Jeklikene; 7 Tage Jeklikene; 8 Terrewan Jeklikene; 9 Tagine Jeklikene; 10 Jemerale Mepatoen. Darauf setzen sie noch ein anderes Wort zu den fünf erstern Zahlen und eilfe heißt Tewyn Abopene; 12 Tage Abopene u. s. w. 16 Tewyn Habopbopene; 21 Tewyn Pemoene. Die folgenden Wörter sind auch aus der Yaoer Sprache.

Kehle, Icene,	Luft und Wind, Pepeite.	Gans, Rapone
Hals, Boppomery.	Regen, Kenape.	Geyer, Uakare
Schulter, Hoomotaly.	Donner, Tonimeru.	Papegey, Kurga.
Herz, Hoppelabolle.	Erde, Soie.	Krebs, Coia.
Bauch, Holopotacy.	Meer, Parona.	Art, Uoe.
Brust, Pielapo.	Feuer, Uapoto.	Messer, Rapoie.
Zitzen, Mannatii.	Stein, Tapu.	Ruder, Aguebüte
Arme, Japelly.	Gold, Carecury.	Spaden, Masseta.
Knie, Goenaly.	Baum, Ueue.	Essen, Uewine.
Bruder, Huoroie.	Hirsch, Ussari.	Trinken, Evenike.
Schwester, Uarie.	Eber, Pingo.	Schlafen, Uniguene.
Tochter, Corüi.	Tiger, Arua.	Kommen, Tase.
Himmel, Capu.	Hund, Pero.	Weinen, Uamonci.
Stern, Chirika.	Caninichen, Acuri.	Schlagen, Pogue.

Sie machen eine Menge Zeitwörter, indem sie zu den Nennwörtern das Wort Ery hinzusetzen. Also heißt Amaca-Ery einen Hamak machen, oder die Kunst einen Hamack zu machen. Jasay heißt ja; uati nein; toporne weiß; cure gut; icone böse; tepiorüme schwarz, nomone groß; enchique klein *r*).

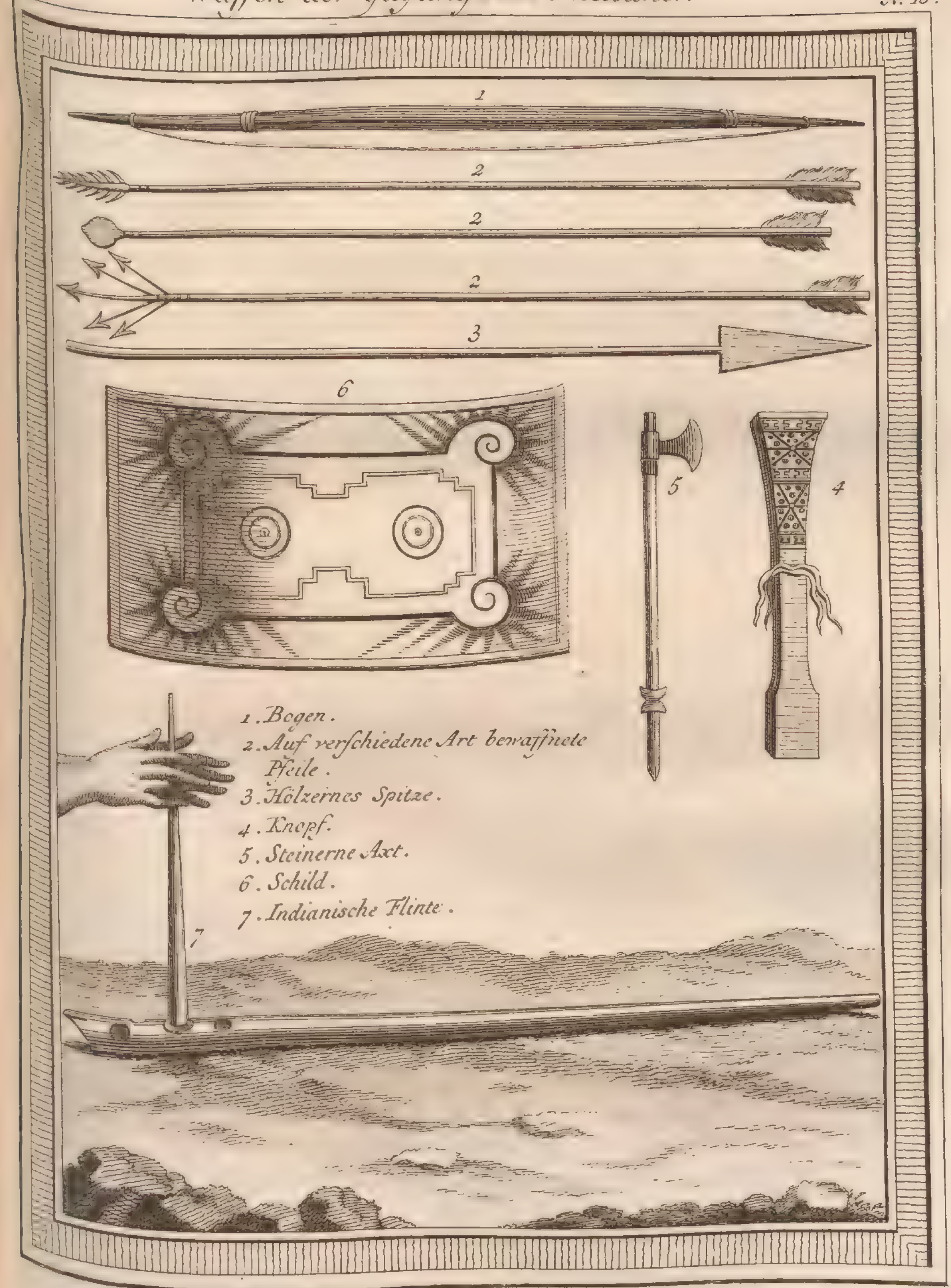
Zeugniß der Holländer von der Lage einiger Oerter.

Die Holländer, denen man diese Anmerkungen zu danken hat, und deren Zeugniß von der Lage einiger Oerter nicht verdächtig ist, wo sie sich gesetzet haben, wie man gesehen hat,

r) *Laet* Descript. Ind. Occid. Lib. XVII cap. 12. *s*) Ebendas. im 9 Cap.

Waffen der guyaniſchen Indianer.

N.º 13.





hat, setzen den Fluß Oyac, welchen sie Wia nennen, in vier Grad vierzig Minuten Norderbreite; sie lassen ihn von sehr weit aus dem festen Lande herkommen, rühmen die Fruchtbarkeit seiner Ufer, und lassen sie von der Völkerschaft der Chebaoer bewohnen. Sie setzen, wie Keymis, nicht weit von diesem Flusse eine vortreffliche Rhede unter gewissen Inseln, die gegen das feste Land zu liegen, und wovon sie die größte Guateri nennen, welche ebenfalls von Chebaoern bewohnet ist, und allerhand Vorrath hat, wo man über dieses einen sehr guten Hafen findet. Sie zählen auch noch drey andere; die mehr außen liegen und ihren Namen, wie Laet saget s), von ihrer Lage in Gestalt eines Dreyeckes haben. Endlich setzen sie zwischen die Flüsse Oyak und Cayenne eine Insel, Namens Mattory, welche nichts anders, als die Insel Cayenne selbst seyn kann, weil sie ihr sechzehn Seemeilen im Umkreise geben. Andere, saget Harcourt, nennen sie Mayeri und geben dem hohen Theile des Eylandes, welcher nach dem Oyak zu sieht, den Namen Mariori, und die andern Höhen mitten in der Insel nennen sie Matoruy. Sie setzen hinzu, sie wären vor Alters von einer Völkerschaft Caraiben bewohnet worden, die aber sehr leutselig gewesen, und es wüchsen daselbst bey jedem Schritte, auf den Gefilden Stauden zween Spannen hoch, welche eine Art von purpurfarbenen Pflaumen trügen, die fast eben so schmecketen, wie die Myrabolanen. Endlich reden sie von vier kleinen Inseln, welche nicht weit von der großen sind gegen Osten, wovon sie die östlichste Sannaum, die westlichste Spenesari und die beyden andern Eporcere gemera nennen: sie gestehen aber: es wären dieses barbarische Namen, die wohl von verschiedenen Europäern könnten seyn geändert worden t).

Französisch Guiana.

Eben der Harcourt versichert, die Insel Cayenne würde von ihren alten Einwohnern Muccumbro genannt; sie wären in der That Caraiben; und Arraulcary, ihr vornehmstes Oberhaupt, wohnete nahe bey einem Berge Cillicidemo genannt, von dessen Gipfel man die ganze Insel übersehen könnte. Dieser Reisende, welcher sich rühmet, die folgende Küste sorgfältig beobachtet zu haben, rechnet nur zehn Seemeilen von dem Flusse Amana bis zu dem Flusse Marony, und setzet den Marony in fünf Grad fünf und vierzig Minuten Norderbreite. Er gieng 1608 diesen Fluß hinauf. „Er ist bey seiner Mündung „über eine deutsche Meile breit, saget er: ob er nun aber gleich auch ziemlich tief ist, so „machen doch viele Sandbänke das Einlaufen schwer. Wenn man diese Hindernisse über„wunden hat: so findet man gegen das linke Ufer zu, acht Fäden Wasser; und diese Tiefe „fährt bis an drey kleine Inseln fort, über welche hinaus sie immer mehr und mehr ab„nimmt. Diese Inseln führen unter den Indianern den Namen Cüruapory und können „nicht bewohnet werden, weil sie zur Regenzeit unterm Wasser stehen„. Von der See an bis zu diesem Orte nimmt der Fluß noch viele andere ein, unter welchen Harcourt den Cüsseuni nennet, welcher zwo Meilen von der Mündung hinein fällt.

„Ueber den dreyen Inseln stieg er in einem Flecken, Namens Mogunan, ans Land, „welcher an dem linken Ufer lag, und dessen Einwohner, von der Völkerschaft der Para„Joten, den ehrlichsten Mann von der Welt, mit Namen Maperitaka, zum Oberhau„pte hatten. Den andern Morgen stieg er an dem rechten Ufer in einem andern Wohnpla„tze aus, dessen Oberhaupt Minapa hieß. Zwey Canote, die er von diesem Indianer „erhielt, führeten ihn über zwanzig Seemeilen von der Mündung zwischen viele Flecken, die „sich

t) Ebendas. im 9 Cap.

Französisch Guiana.

„sich an beyden Ufern zeigeten. Er traf aber eine Menge Felsen an, von denen das „Wasser mit vieler Heftigkeit herunter stürzete. Der Beystand der Indianer ließ ihn über „diese Wasserfälle glücklich hinweg fahren, die immer zunahmen, so wie er hinanrückete. „Endlich fand er sich nach einer sechstägigen Schiffahrt vierzig Seemeilen vom Meere; „und da ihm die Hinderniß von den Felsen nicht erlaubete, weiter zu gehen, so entdeckete „er von einem hohen Orte, Sapporu genannt, noch weit höhere Berge, welche seine in„dianischen Führer Matauere-Mupanana nannten. Sein Vetter Bosher, welcher „sich eines Anlaufens des Wassers zu Nutze machete, gieng mit eben den Führern noch „weiter hinauf, und kam an den Flecken Taupůramůne, welcher hundert Meilen von der „Mündung ist. Von da begab er sich weiter nach dem Flecken Moreshego, vier Tage„reisen weiter, und vernahm daselbst, man fände sechs Tagereisen davon viel größere und „stärkere Indianer, welche sich die Ohren, die Nase und die Unterlippe durchbohreten und „deren Bogen und Pfeile außerordentlich groß wären. Auf einem so langen Wege sah er „eine Menge Flüsse, welche in den Marony fallen, als der Arrene, der Toppanauin, „der Errewin, der Cowama, der Porakette, der Arrova, der Arretuere, der Uau„ne, der Anape, der Aunime und der Karapion. Man versicherte ihn, von dem Fle„cken Taupůramůne bis an die Quellen des Marony wären zwanzig Tagereisen.

Neu-Andalusien.

Der IV Abschnitt.

Niederlassungen in Neu-Andalusien von dem Orinoko bis an Rio de la Hacha.

Gränzen dieses Landes. Cap Araya. Außerordentliche Salzgrube. Schanze Sant Jago. Provinz Cumana. Venezuela. Andere Provinzen. Spanische Städte. Coro. Ebene Carora. Caravaleda. Sant Jago von Leon. Nova Valencia. Nova Xeres. Nova Segovi. Tucuyo. Truxillo. Laguna. See Maracaibo. Verschiedene indianische Völkerschaften. Küste von Neu-Andalusien. Vergebirge Coquibocoa und Vela. Inseln an der Küste. Blanca. Tortuga. Orchilla. Rocca. Aves. Margaretha und Cubaga. Coche. Los Testigos. Tabago.

Gränzen dieses Landes.

Der östliche Theil des festen Landes, welcher sich von dem Orinoko bis an Rio de la Hacha erstrecket, enthält verschiedene Provinzen, welche die Spanier lange Zeit unter dem Namen Neu-Andalusien begriffen haben. Allein, obgleich viele Schriftsteller solchen noch behalten: so findet man ihn doch in ihren neuen Eintheilungen auf die Länder Paria und Cumana eingeschränket, und das Uebrige wird durch den Namen Venezuela unterschieden. Nachdem wir die Entdeckung dieser Küste u) und die Anlegung der ersten Sitze darinnen erzählet haben x): so gedenkt man hier solches nur bloß zu wiederhohlen, um einigen Begriff von seinem wirklichen Zustande zu geben, und damit wir vollends um das feste Land bis nach Tierra firma hinum kommen, womit man die Beschreibung des mittäglichen America angefangen hat.

Es ist sehr seltsam, daß dieses große Land, welches eines von den ersten ist, das die Spanier entdecket haben, von ihren Schriftstellern am meisten verabsäumet und von den Reisenden am wenigsten besuchet worden. Man kennet nicht eine einzige Reisebeschreibung, welche

u) Im XIII Bande dieser Samml. a. d. 89 S.

x) Im XV Bande dieser Samml. a. d. 51 S.

welche den Titel davon hat, noch eine besondere Beschreibung davon giebt: es fehlet aber doch nicht an Nachrichten, welche bey den Reisebeschreibern hin und wieder zerstreuet sind, und an andern Hülfsmitteln, die man nur zusammentragen darf.

Neu Andalusien.

Wenn man aus dem Meerbusen von Paria durch das Drachenmaul oder Bocca del Drago hinaus fährt, welches man zur Zeit seiner Entdeckung beschrieben hat: so findet man an der Ecke der Dreyeinigkeitsinsel gegen Westen das Vorgebirge de Salinas, welches man auch das Vorgebirge Paria von dem Namen der Provinz, wozu es gehöret, nennet. Man kann kaum begreifen, woher dieses Land, welches auf siebenzig Seemeilen an der Küste bis nach dem Vorgebirge Araya hat, so wenig bekannt, und vermuthlich so wenig bewohnet ist, daß auch in dem ganzen mittäglichen America wenig unbekanntere Theile sind. Außer einer kleinen Anzahl Spitzen und Seebusen, die man gleichsam als von ungefähr auf die Karten gesetzet findet, als Tres Puntas, welches die meisten fast in die Mitte dieses Raumes setzen, findet man von der Provinz Paria sonst nichts, als ihren Namen.

Cap de Salinas.

Das Vorgebirge Araya, welches in diesem Meere sehr berühmt ist, geht fast in einen scharfen Winkel, der Westspitze von Margarethen gegen über, vor, und bildet gegen Osten einen Busen, welcher auf viele Seemeilen weit in das feste Land hinein geht. Die Spanier nennen ihn Golfo de Cariaco. Er ist hier sehr breit: er zieht sich aber gegen die Spitze der kleinen Stadt Cumana ein wenig enger zusammen. Die Gegenden des Vorgebirges sind, wie alles Erdreich des festen Landes, in einem Raume von einigen Meilen sehr niedrig und mit Dornen bedecket. Hinter dem Vorgebirge hat die Natur eine Salzgrube gemacht, welche den Schifffahrern sehr nützlich seyn würde, wenn sie nicht so weit vom Ufer wäre.

Vorgebirge Araya.

In dem Innern des Meerbusens aber bildet das feste Land einen Ellbogen, bey welchem eine andere Salzgrube ist, die größte vielleicht, die man bisher noch gekannt hat. Sie ist nicht über dreyhundert Schritte vom Ufer, und man findet darinnen zu allen Jahreszeiten ein vortreffliches Salz, ob gleich nicht so viel zur Regenzeit. Die Meynungen von dem Ursprunge dieses Salzes sind verschieden. Einige glauben, die Meereswogen, welche von den Stürmen in den Teich getrieben werden, und daraus keinen Ausgang weiter haben, verdicken sich daselbst durch die Wirkung der Sonne, wie es in den durch Kunst angelegten Salzgruben, in Frankreich und Spanien geschieht. Andere, denen das Ufer gar zu bauchicht vorkömmt, als daß es die Wellen könnte hinüber gehen lassen, urtheilen, es komme das Salzwasser aus der See durch unterirdische Gänge dahin. Noch andere endlich schreiben dem Erdreiche selbst einige salzige Eigenschaft zu, welche es dem Regenwasser mittheile. Dieses Salz ist so hart, daß man es, ohne Eisen dabey zu gebrauchen, nicht heraus bringen kann. Man bedienet sich kleiner Barken, um es an das Ufer des Teiches zu bringen, von da es, auf kleinen Schleifen, an das Gestade des Meeres geführet wird. Obgleich die Salzgrube an einem sehr ebenen Orte ist: so ist sie doch an vielen Seiten mit hohen Gebirgen besetzet. Das ganze Land ist über dieses sehr dürr, ohne den geringsten Anschein von Quellen oder Bächen. Dieses setzet die Arbeitsleute in die Nothwendigkeit, ihre Lebensmittel, und ihr Wasser von der andern Seite des Meerbusens zu hohlen, wo man drey Seemeilen weit im Lande einen kleinen Fluß, Bardones genannt, findet. Die Lebensmittel bekommen sie aus der Stadt Cumana selbst. Indessen ist doch diese Gegend sehr mit wilden Thieren besetzet, als Hirschen, Rehen, Hasen und Kaninichen, außer verschiedenen in Europa unbekannten Thieren. Die Tiger und Schlangen sind daselbst in

Außerordentliche Salzgrube.

 großer

Neu Andalusien.

großer Anzahl. Die Salzgrube selbst ist mit so spitzigen Diesteln umgeben, daß man nicht dazu kommen kann, wofern man sich nicht erst mit vieler Mühe einen Weg dahin gemacht hat, welcher in kurzer Zeit wiederum verwächst, wenn man nicht mehr dahin geht. Die Holländer pflagen daselbst Salz zu hohlen. Nachdem sie im verwichenen Jahrhunderte, von einigen spanischen Kriegesschiffen überfallen worden: so wurden sie aufgehoben, und ihnen mit vieler Strenge begegnet. Darauf ließ Spanien, um sich allein in einem ungetheilten Besitze zu erhalten, an diesem Orte eine Schanze erbauen, die mit gutem Geschütze und einer gemäßen Besatzung versehen war.

Schanze St. Jago.

Laet giebt die Beschreibung von dieser Schanze, so wie er sie von vielen Holländern gehöret, welche diesen neuen Sitz gesehen hatten. Sie ist auf einem ziemlich erhabenen Felsen gebauet, ungefähr hundert Schritte von der See. Sie ist ein Viereck mit vier Basteyen an der Ostseite flanquiret. Die Mauer ist von Feldsteinen, und ist wenigstens vierzig Spannen hoch. Die Seite, welche nach der See zu geht, ist die niedrigste. Man zählet daselbst nicht weniger, als drey und dreyßig Canonen, wovon die Hälfte metallene sind, und nicht weniger, als zweyhundert Mann Besatzung. Ihre einzige Schwäche ist, daß sie von einem Berge kann bestrichen werden, welcher nur durch ein ziemlich enges Thal davon abgesondert ist. Sie bekömmt zweymal die Woche ihren Vorrath aus Cumana, außer dem Weine, Oele und den Zeugen, die sie zur See bekömmt. Eine Warte, oder ein Wachthaus, welches auf dem benachbarten Gebirge steht, dienet beständig, die Schiffe zu entdecken, welche an die Küste kommen. Kurz, diese Schanze, welche die Spanier Sant Jago nennen, liegt zur Vertheidigung der Salzgruben so vortheilhaft, daß die kleinsten Stücke Geschütz die Schiffe und Barken in Grund bohren können, die sich ihnen nähern wollten.

Provinz Cumana.

Das Land, welches auf das Vorgebirge Arava folget, und von den vorhergehenden Ländern durch den Meerbusen Cariaco abgesondert wird, ist die Landschaft Cumana. Wenn man sich auf die Beschreibung der Spanier beziehen will: so geht sie ungefähr vierzig Seemeilen in das Land. Man hat an einem andern Orte die Gemüthsart und Gebräuche ihrer Einwohner y), nebst den ersten Heereszügen der Spanier dahin, und der Stiftung einiger Städte mitgetheilet. Diejenige, welche den Namen Cumana führet, liegt zwo Meilen von der See zwischen Gehölzen, die sie vor denjenigen verbergen, welche an die Küste kommen, ausgenommen das Haus des Statthalters, welches man wegen seiner Lage auf einem Hügel in der Ferne wahrnimmt. Die Rheede ist überaus bequem wegen ihrer Tiefe, welche zwölf bis dreyzehn Faden auf einem sehr reinen Grunde ist, und wegen ihrer halbrunden Gestalt, wovon sie den Vortheil hat, daß sie vor vielen Winden bedeckt liegt, ohne zu gedenken, daß man daselbst nicht weit vom Ufer anlegen kann.

Venezuela.

Die Landschaft Venezuela, oder klein Venedig, wovon man den Ursprung des Namens anderwärts angezeiget hat z), erstrecket sich heutiges Tages von den Gränzen von Neu Andalusien bis an die Gränzen der Statthalterschaft Rio de la Hacha. Man giebt dieser Strecke ungefähr eine Länge von hundert und dreyßig Seemeilen, und achtzig in seiner größten Breite bis an das neue Königreich Grenada. Die Länder sind daselbst so fruchtbar, daß man jährlich zweymal erndtet; man hält daselbst auf den Weiden, woran es einen Ueberfluß hat, eine große Anzahl Vieh; und diese beyden Vortheile haben ihr den

y) Man sehe oben den XV Band a. d. 9 S.

z) Im XIII Bande a. d. 89 S.

den Namen des Kornhauses, unter vielen andern Landschaften, erworben, welche sie mit Weizenmehle, mit Seezwiebacken, mit Käsen, mit Schmalze, mit Baumwolle und verschiedenen Arten von Zeugen versieht. Sie giebt auch eine Menge Leder und Salseparille, welche aus den Häfen Guayra und Caracas oder Caraques nach Europa verführet wird. Die Jagd und Fischerey sind daselbst sehr gut. Der Fluß Unare, welcher durchgeht, ist so fischreich, daß in dem letzten Jahrhunderte die Landeseingebohrenen oftmals wegen des Rechtes, darinnen zu fischen, Krieg unter einander geführet haben. Es fehlet ihr auch nicht an Bergwerken, vornehmlich an Goldadern, worinnen man das Gold so gar für rein und lauter hält, und es auf zwey und zwanzig Carat und einen halben schätzet.

Neu Andalusien.

Diese Statthalterschaft enthält viele besondere Provinzen, die durch ihre eigenen Namen unterschieden werden, und an der Küste und in dem Innern des Landes liegen, als Curianam, Cuicas, Coracas, Bariquicemeto, Tacuyo und einige andere. Weil man aber wegen ihrer Gränzen nichts gewisses findet: so ist es genug, daß man nur die vornehmsten genannt hat, deren Namen bey Gelegenheit, der heutiges Tages von den Spaniern bewohnten Städte wieder vorkommen können. Laet berichtet nach ihren Reisebeschreibern und Geschichtschreibern, alle diese Provinzen enthielten über hunderttausend Indianer, welche den Spaniern zinsbar wären, ohne diejenigen mit unter der Zahl zu begreifen, welche unter achtzehn und über funfzig Jahren, und also durch einen besondern Befehl des indianischen Rathes von den Abgaben frey sind.

Andere Provinzen.

Die berufene Unternehmung der Welser aus Deutschland hat an einem andern Orte den Inhalt eines wichtigen Abschnittes ausgemacht a). Man hatte seit 1550 aus Africa eine große Anzahl Negern in die Provinz Venezuela gebracht, worauf man die größte Hoffnung setzete. Kaum aber waren sie daselbst angelanget, so fingen sie an, sich zu empören; und da wurden alle Mannspersonen von ihren Herren niedergemacht.

Man zählet in dieser Statthalterschaft acht Städte oder große Flecken, die von Spaniern bewohnet sind, worunter die vornehmste ordentlicher Weise Coro heißt, wiewohl sie auch unter dem Namen Venezuela bekannt ist. Die Indianer nennen sie Corana. Ihre Lage ist gegen eilf Grad Norderbreite in einer ziemlich gemäßigten Gegend, der es aber ganz und gar am Wasser fehlet. Ob sie gleich mitten auf einer Ebene liegt: so hat sie doch rund um sich herum Berge; welches vielleicht etwas beyträgt, ihre Gegend so gesund zu machen, daß man keine Krankheiten daselbst kennet, oder daß man keiner andern Arzeneymittel brauchet, als Kräuter und Pflanzen, welche daselbst im Ueberflusse wachsen. Es sind daselbst eben solche See- und Landthiere, als in den andern Theilen des mittäglichen America. Man bemerket allein, daß die Löwen daselbst so furchtsam sind, daß ein Indianer sie mit einem Stabe in die Flucht jaget, da die Tiger hingegen von einer sonderbaren Wildheit sind. Die Stadt Coro hat zween Hafen, einen gegen Westen, eine Meile weit davon in einer Bay, die hinter das Vorgebirge St. Romani hinein geht, wo das Meer niemals heftig ist, aber nicht über drey Faden Wasser hat; den andern gegen Norden zwo Seemeilen von der Stadt, viel tiefer und stürmischer. Vor diesem Theile des festen Landes liegen die Inseln Aruba, Curacao, Bonaire, Aves oder Vögel, und einige andere, die sich von Osten gegen Westen fast unter einer Linie erstrecken. Die ganze Küste

Spanische Städte. Coro.

a) Man sehe vorher den XV Band dieser Samml. a. d. 52. u. f. S.

Neu Andalusien.

Küste ist Winden ausgesetzet, welche sie zum Ankern nicht gar sicher machen. Sie hat vortreffliche Salzgruben, eine Meile weit im Lande.

Von der Stadt Coro an geht das feste Land auf zwölf Meilen in das Meer vor, und bildet eine Art von Halbinsel, welche die Indianer Paragoana nennen. Das äußerste Ende ihrer Spitze machet das Vorgebirge St. Roman aus. Man giebt dieser Halbinsel ungefähr fünf und zwanzig Seemeilen im Umfange. Der größte Theil derselben ist flach und mit wilden Thieren bevölkert. Dieses und der Mangel an süßem Wasser aber hindern doch nicht, daß sie nicht von einer guten Anzahl Indianer bewohnet werden, deren Sanftmuth man sehr rühmet. Coro ist der ordentliche Sitz des Statthalters der Provinz, eines Bischofes und Weihbischofes des Erzbisthumes San Domingo auf der Insel Hispaniola.

Ebene Carora.

In der Nachbarschaft eben dieser Stadt findet man die berufene Ebene, welche die Spanier los Llanos de Carora nennen. Sie ist sechzehn Meilen lang und sechs Meilen breit, und enthält in dieser Strecke alle Nothwendigkeiten und Vergnügungen des menschlichen Lebens in einem außerordentlichen Ueberflusse.

Von Coro nach der Provinz Bariquicemeto geht der Weg durch Gebirge Xizabaras genannt, welche ziemlich nahe bey der Stadt anfangen, und nicht so wohl wegen ihrer Höhe, als vielmehr wegen ihres rauhen Bodens, beschwerlich sind, und deren Bewohner, die man unter dem Namen der Axaguaer kennet, für Menschenfresser gehalten werden, welche die Spanier noch nicht haben bändigen können.

Caravaleda.

Die zweyte Stadt dieser Statthalterschaft heißt Nostra Segnora de Caravaleda. Sie liegt in einer Provinz, deren Indianer sich Caracaer nennen, nicht weit von dem Nordmeere. Man rechnet ungefähr achtzig Seemeilen von Coro nach Caravaleda. Diese Stadt hat einen Hafen, der aber gefährlich ist, und nicht sehr besuchet wird. Die Spanier haben nicht weit davon an dem Ufer selbst, eine Schanze erbauet, welche sie Caracas nennen. Das feste Land erhebt sich hier zu Bergen, deren Höhe man mit dem Pico von Tenerifa vergleicht. Das Meer, welches sie umgiebt, ist beständig so stürmisch, daß man, eine kleine Bucht ausgenommen, welche die Schanze enthält, keinen Ort daselbst hat, wo man mit den Schaluppen ohne Schwierigkeit hinan kommen könnte.

Sant Jago de Leon.

Sant Jago von Leon, die dritte Stadt der Statthalterschaft Venezuela liegt auch in der Provinz der Caracaer funfzehn oder sechzehn Seemeilen vom Meere, sieben und siebenzig von Coro gegen Osten, und, nach dem Herrera, drey oder vier von Caravaleda gegen Süden. Sie ist der Sitz des Statthalters. Es gehen zween Wege von dieser Stadt nach dem Meere; der eine ist ziemlich leicht, er kann aber von den benachbarten Indianern gesperret und vertheidiget werden, vornehmlich gegen die Mitte des Weges, wo er durch Gebirge und unzugängliche Hölzer zusammen gezogen wird, daß er nicht über zwanzig Fuß breit bleibt. Der andere ist sehr rauh, und geht über die Gebirge selbst und deren Abstürze. Wenn man von der See her hinüber ist: so steigt man hinunter in ein flaches Land, wo die Stadt liegt.

Nova Valencia.

Die vierte Stadt, Nova Valencia genannt, liegt fünf und zwanzig Meilen von Sant Jago de Leon, und sieben von einem Hafen, welcher Burburata genannt wird, und sechzig von Coro, nach dem Herrera. Laet aber muthmaßet, er irre sich, und urtheilet aus der Vergleichung der Entfernungen, saget er, daß Coro nicht über fünf und vierzig Seemeilen von Nova Valencia entfernet seyn könne.

Nova

Neu Andalusien.

Nova Xeres.

Nova Xeres, die fünfte Stadt, ist funfzehn Meilen davon entfernet, fast gerade gegen Süden, sechzig von Coro gegen Osten, und ein und zwanzig von Nova Segovia. Man weis die Zeit ihrer Stiftung nicht: sie scheint aber ziemlich neu zu seyn, weil man ihren Namen nur erst seit kurzem in der Geschichte und bey den Reisebeschreibern findet.

Nova Segovia.

Die sechste Stadt, welche den Namen Nova Segovia führet, wurde im 1552sten Jahre von Juan de Villegas erbauet, welcher in der Provinz, im Namen der Welser, die Regierung führete. Er war aus der Provinz Tucuyos mit einigen Truppen bis an den Fuß derer Gebirge vorgerücket, welche heutiges Tages die St. Petersberge heißen, nahe bey einem Flusse, welchen die Indianer damals Buria nannten, und die Spanier St. Peter nennen, weil sie daselbst an dem Tage dieses Festes angekommen waren. Nachdem Villegas einige Anscheinungen von Goldadern in den benachbarten Gebirgen entdecket hatte: so erwählete er diesen Ort, um daselbst eine Pflanzstadt anzulegen. Die ungesunde Luft aber bewog ihn nachher, solche an das Ufer des Flusses Bariquicemeto, unter dem Namen Neu Segovia zu verlegen. Dieser Fluß hat den indianischen Namen, den er noch immer fortführet, von der Farbe seines Wassers, welches aschgrau wird, wenn man es nur ein wenig bewegt. Das Land wird von verschiedenen barbarischen Völkerschaften bewohnet, welche nicht einerley Sprache reden. Es ist wenig, was die Himmelsluft betrifft, von den benachbarten Gegenden unterschieden. Die Hitze ist daselbst sehr lebhaft in den Ebenen: die Gebirge aber, womit es, als mit einer Mauer umgeben ist, theilen ihm des Abends eine frische Luft mit. Die Zeit des Sommers stimmet daselbst mit der Zeit des Winters in Spanien vollkommen überein. Die Einwohner, welche nur wenig Maiz und anderes Korn haben, nähren sich von Pflanzen und Wurzeln. Es fehlet ihnen nicht an Fischen in den Flüssen Acarigua und Borante und einer Menge Bäche, welche durch die Felder gehen. Die Gebirge geben ihnen auch allerhand Wildprät, vornehmlich in den Sommermonaten. Weil es alsdann in die Ebenen kömmt: so zünden die Einwohner das dürre Gras und Kraut an, und stehen mit ihren Pfeilen und Bogen bereit, um eine Menge Eber, Hirsche und Damhirsche zu erlegen. Man behauptet, es begeben sich alle Flüsse dieses Landes und viele andere, welche von der mittäglichen Seite der Gebirge herunter kommen, durch einen langen Lauf in den Orinoko. Das gebirgichte Land, welches zur Linken von Neu Segovien ist, wird von Völkern bewohnet, welche man die Chicaer nennet, und wird für reich an Golde gehalten. Diese ganze Provinz war ehemals sehr bevölkert: die Krankheiten aber und, wenn man sich deswegen auf die Spanier verläßt, die Laster der Einwohner selbst, haben sie fast ganz wüste gemacht.

In einiger Entfernung von Neu Segovia sieht man einen kleinen Fluß fließen, welchen die Klarheit seines Gewässers Rio Claro hat nennen lassen, und welcher wieder in das Land ziemlich nahe zu seiner Quelle geht. Er ist sehr klein im Winter, und wächst wider die gemeinen Gesetze im Sommer dergestalt an, daß die Einwohner alsdann Bäche davon ableiten, ihre Felder und ihre Aecker damit zu bewässern, welche ihnen dadurch eine sehr reichliche Erndte bringen. Da über dieses das Land fähig ist, verschiedene Arten von Viehe zu ernähren: so ziehen die Einwohner einen großen Gewinnst von dem, was sie in das neue Königreich Grenada bringen. Sie bringen auch baumwollene Zeuge dahin.

Nova Segovia oder Neu Segovien ist zwanzig Seemeilen von Nova Xerez, zehn von Tucuyo, und achtzig von Coro. Man geht von dieser Stadt nach Tucuyo, durch ein Thal von ungefähr zwölf Meilen lang.

Neu Andalusien.

Tucuyo.

Die siebente Stadt der Statthalterschaft Venezuela heißt **Tucuyo** von dem Namen des Thales, welches sich zwischen Norden und Süden erstrecket, und in einer so großen Länge nicht über eine halbe Meile breit ist. Ein Fluß, welcher mitten durchgeht, führet auch eben den Namen. Man rühmet die gute Luft, und den Ueberfluß dessen, was das Erdreich hervor bringt. Es fehlet daselbst nichts an den Bedürfnissen noch Vergnügungen der Einwohner. Die Stadt ist funfzig Seemeilen von dem Nordmeere, siebenzig von Sant Jago von Leon, eilfe von Nova Segovia, vierzehn von dem, was man **Portillo** oder den kleinen Hafen von **Carora** nennet, fünf und achtzig von Coro und fünf und zwanzig von Truxillo. Die Zuckerröhre wachsen in dem Thale daselbst glücklich. Die Baumwolle, woraus die Indianer Zeuge machen, und anfangen, sich Kleider zu verfertigen, verschiedene Arten von Korne, Pflanzen und Hülsenfrüchten, die ausländischen Früchte selbst, welche in einem so guten Erdreiche wohl anschlagen, machen dieses Thal zu einem der fruchtbaresten von der Welt. Die benachbarten Gefilde und Wälder sind mit wilden Thieren angefüllet, vornehmlich mit Hirschen, wovon man zuweilen bis auf fünfhundert in kurzer Zeit erleget hat. Zum Unglücke versammeln sich daselbst eine Menge Tieger, und andere den Menschen schädliche Thiere. Ob man gleich aus vielen Anscheinungen erkannt hat, daß das Land Goldadern hat: so hat der Mangel an Arbeitsleuten doch noch nicht erlaubet, solche zu eröffnen. Man bleibt nur bey dem Ackerbaue und der Viehzucht, vornehmlich aber der Pferdezucht.

Die Einwohner dieses Landes sind von der Völkerschaft der **Caibaer**. Man unterscheidet viele Linien derselben, deren Sprachen auch sehr verschieden sind: sie sind aber insgesammt alle sehr kriegerisch. Ihre Waffen sind, nebst den Bogen und Pfeilen, Keule und Steine. Ein Theil von diesen Völkern hat das Joch der Spanier auf sich genommen, und fängt an, seine alte Wildheit zu verlieren. Man rechnet von Tucuyo nach dem neuen Königreiche Grenada hundert und funfzig Meilen, wovon hundert nur angenehme Ebenen darbiethen, die an allerhand Früchten fruchtbar sind, und wodurch sehr fischreiche Flüsse gehen. Hohe Gebirge und dicke Wälder machen den übrigen Weg beschwerlicher.

Truxillo.

Truxillo, die achte Stadt, welche auch **Nostra Segnora de la Paz** heißt, liegt in einer Provinz, deren natürliche Eingebohrene, durch den Namen der **Cuicaer** unterschieden werden. Sie ist ungefähr achtzig Meilen von Coro, gerade gegen Mittag, fünf und zwanzig von Tucuyo gegen Westen, und achtzehn von dem großen See **Maracaibo**, welcher an seinen Ufern einen Flecken hat, der zu dieser Stadt gehöret, wohin er verschiedenes zu Markte bringt, als Mehl, Seezwiebacke, Schweinefleisch u. d. g. welches man daselbst im May und Windmonate einschiffet, und es in verschiedene Provinzen des mittäglichen America verführet. Dieser Handel machet den Ort blühend.

Laguna.

Die Spanier haben in eben der Statthalterschaft eine andere Stadt, welche sie **la Laguna** nennen. Sie liegt an dem westlichen Ufer des Sees Maracaibo, vierzig Seemeilen von Coro. Dieser Theil des Sees aber, oder vielmehr die Bucht, welche die Stadt enthält, ist so voller Sand, daß sie nur sehr kleine Barken einnehmen kann. Der Handel wird daselbst auch so vernachläßiget, daß die benachbarten Gefilde unbebauet und öde liegen bleiben, ob sie gleich sehr eben sind. Man findet daselbst einen überaus großen Ueberfluß an allerhand Waidwerke, vornehmlich an Holztauben und Rebhühnern, und in allen Baumstämmen Honig. Die Tiger sind daselbst in so großer Anzahl, und von einer solchen wilden Kühnheit, daß sie offenbaren Krieg wider die Einwohner führen.

Der genannte große See **Maracaibo** hat von den Spaniern auch den Namen Lago de **Nostra Segnora** erhalten. Er ist eigentlich ein Meerbusen, weil er von dem Meere gebildet wird, von da er in das feste Land hineingeht, einige sagen vierzig, andere fünf und zwanzig Seemeilen. Seine größte Breite ist zehn Seemeilen; und sein ganzer Umfang nach der erstern Meynung ungefähr achtzig Seemeilen. Man giebt ihm bey seiner Mündung nicht über eine halbe Seemeile Breite. Er hat seine ordentliche Ebbe und Fluth; welches machet, daß, ungeachtet der Menge Flüsse und Bäche, die er einnimmt, sein Wasser doch stets etwas salzichtes an sich hat. Ein ziemlich großer Fluß, welcher von dem neuen Königreiche Grenada herunter kömmt, dienet zur Unterhaltung eines sehr vortheilhaften Handels, zwischen diesem Königreiche und der Statthalterschaft Venezuela.

Neu Andalusien.

See Maracaibo.

Einige von denen indianischen Völkern, welche seine Ufer bewohnen, behalten noch die Gewohnheit, daß sie sich auf den Bäumen mitten in dem Wasser, wovon ihre Felder überschwemmet sind, Cabanen machen. Diese Völkerschaften sind mancherley. Den ersten Rang giebt man den **Pocabuyern**, welche viel Gold besitzen, wie man saget. Die **Alcoholader**, welche man nach ihnen nennet, sind eben so reich: sie haben aber bey dem Ueberflusse an Golde auch noch eine Neigung zum Ackerbaue, welche machet, daß sie aus ihren Ländern allerhand Vorrath von Lebensmitteln ziehen. Man rühmet auch ihre Sanftmuth sehr, und die Policey, welche in ihren Wohnplätzen herrschet. Zwischen den Gebirgen und dem See, ist eine sehr ebene Gegend, **Xurnara** genannt, die nicht weniger gebauet wird: die Gebirge aber, welche sie besetzen, werden von der wilden und kriegerischen Völkerschaft der **Coromochier** bewohnet. Am Ende des Sees, welchen die Spanier Culata nennen, wohnen die **Bolaquer**, andere Wilden, deren Land mit einem feuchten Schlamme angefüllet ist, welcher es sehr ungesund machet, und daselbst eine unglaubliche Menge Ungeziefer hervor bringt.

Verschiedene indianische Völkerschaften.

Von Xurnara bis Coro, das ist in einem Raume von ungefähr achtzig Seemeilen, findet man viele andere arme und barbarische indianische Völkerschaften, die von den Spaniern noch nicht unter das Joch gebracht worden.

Diese Statthalterschaft hat fast gegen Osten den Hafen **Maracapana** zur Gränze, welcher für den vornehmsten dieser Küste gehalten wird. Zwischen den Gebirgen, deren einige sich auf zwo Seemeilen, andere auf sechs und zehn von diesem Hafen sich erstrecken, findet man eine Völkerschaft, **Chuigotoer** genannt, deren verschiedene Aeste sich schlecht unter einander vertragen, ob sie gleich einerley Sprache reden: sie kommen aber einander an Wildheit ihrer Gemüthsart, und vornehmlich in ihrem Hasse gegen die Spanier gleich. Die Pflanzstadt der Insel Cubagua hatte ehemals an dieser Küste eine Schanze, worinnen sie eine ziemlich zahlreiche Besatzung unterhielt, unter dem Vorwande, auf die Vertheidigung der Provinz Acht zu haben, im Grunde aber, diese elenden Indianer zu entführen, und so viele Sclaven daraus zu machen, welche in andere Pflanzstädte gebracht wurden. Diese Gewaltthätigkeit hat viel beygetragen, eine so weitläuftige Statthalterschaft vom Volke zu entblößen. Zwischen Maracapana und der Provinz Bariquicemeto ist nur eine große Ebene von ungefähr hundert Seemeilen in der Länge, worinnen man heutiges Tages mehr Tiger, als Indianer antrifft, und es nicht sehr sicher zu reisen ist.

Laet hat Sorge getragen, alles dasjenige zu sammeln, was die Küsten von Neu Andalusien, das ist, den beyden Statthalterschaften Cumana und Venezuela, betrifft.

Neu Andalusien.

Küsten von Neu Andalusien.

Von Cumana geht die Küste, saget er, gegen Norden. Sie öffnet sich anfänglich, um den Fluß durch zu lassen, welchen die Spanier Rio de Canoas nennen, und darauf auch für den Bardonesfluß. Man findet den Hafen Moxina oder Moxino, welchen seine Lage vor allen Winden in Sicherheit setzet; und weiter hin die Bay Santa Fe. Darauf trifft man eine Klippe an, welche von den Holländern Borats genannt wird, und sehr gefährlich ist, wenn der Canal, welcher sie von dem festen Lande absondert, nicht ziemlich tief wäre, daß die größten Schiffe eine freye Fahrt darüber hätten. Nach diesem kömmt man an die Einfahrt einer andern Bay, Commenagos genannt, westwärts von Maracapana, die zur Schifffahrt gleich schön und bequem ist, und deren westlicher Theil einen kleinen Fluß einnimmt, wo man sehr leicht Wasser schöpfen kann. An den Ufern dieser Bay, und in dem Innern des Landes findet man Bäume, die wegen verschiedener Arten von Färbeholze, vornehmlich gelb und roth, sehr hoch geschätzet werden. Von dieser schönen Gegend rechnet man nicht über vier Meilen bis an die kleinen Eylande Pirito; und ihre westliche Ecke steht der ostlichen Spitze dieser Inseln entgegen.

Die Eylande Pirito, deren zwey an der Zahl sind, sind nur eine Meile von einander entfernet, und in gleicher Weite von der Küste. Sie sind wüste, und so niedrig, daß sie mit dem Meere gleich zu seyn scheinen. Das feste Land öffnet sich ihnen gegen über durch einen Fluß, dessen Wasser auf drey Meilen weit ins Land hinein salzicht ist. Er heißt Rio de Ermacito, und seine Ufer werden von der Völkerschaft der Cariboer bewohnet. Vor der westlichen Spitze der zweyten Insel Pirito, findet man in dem festen Lande eine Bay, Oychiero genannt, wo es nicht gar zu bequem ist, vor Anker zu legen.

Man trifft darauf ein merkwürdiges Gebirge an, welches die Spanier Morro de Correbicho nennen, vor welchem die Schildkröteninsel liegt, in eilf Grad zwölf Minuten Norderbreite. Bald darnach gelanget man an das Vorgebirge Caldera oder Cordileira, welches eine ziemliche niedrige Spitze ist, wo aber das Land anfängt, sich so merklich zu erheben, daß, wenn man gegen Westen hinum gefahren ist, man in der Entfernung sehr hohe Gebirge entdecket, welche Caracas oder die Caraquen heißen. Figueredo setzet dieses Vorgebirge zehn Grad Norderbreite, und andere thun noch einige Minuten hinzu. Funfzehn Meilen von diesem Vorgebirge liegt die Schanze Caracas, und zwo Meilen weiter, findet man ein anderes Vorgebirge, welches die Spanier Blanco nennen, hinter welchem der Ankerplatz ziemlich bequem auf neun Faden Wasser ist. Dreyzehn Meilen von Blanco kömmt man an den Hafen Turiame, dessen Küste mit sehr grünen Bäumen geschmücket ist, und sich durch einen kleinen Fluß mit süßem Wasser eröffnet. Zwo Meilen von diesem Hafen, welcher sehr sicher ist, und Salzgruben enthält, die sehr besuchet werden, entdecket man die Inseln Burburata.

Nach Turiame trifft man eine Bay an, welche die Spanier Golfo triste genannt haben, vor welcher die holländische Insel Bonaire liegt. Weiter hin geht das feste Land durch eine Spitze vor, welche Punta seca heißt. Die folgenden Oerter sind weniger bekannt, oder ohne Namen und Beschreibung bis an das Vorgebirge St. Roman geblieben, welches nach den holländischen Karten in zwölf Grad, sechs Minuten nordlich liegt. Es machet die letzte Spitze der Halbinsel aus, wovon man unter dem Namen Paragrana geredet hat, welche in allen ihren Theilen niedrig ist, und in der Entfernung nur ein einziges Gebirge, Namens St. Anna, zeiget.

Von dem Vorgebirge St. Roman wendet sich die Küste sieben oder acht Meilen weit gegen Westen; darauf zieht sie sich gegen Mittag, und geht gegen Coro vor, welches die Hauptstadt der Statthalterschaft Venezuela ist, wo der See Maraibo sein Wasser zu Ende der Bay ergießt; und von der Einfahrt dieser Bay geht sie wieder gegen Norden.

Neu Andalusien.

Die zur Schifffahrt bequemste Jahreszeit ist hier von dem Monate May bis in den Weinmonat; denn zwischen dem Windmonate und April wehen die Nordwinde heftig, und machen das Meer sehr gefährlich. Diese Straße, wie Laet sie nennet, weil sie von einer großen Anzahl kleiner Inseln besetzet ist, wird gegen Westen durch das Vorgebirge Coquibocoa verschlossen, welches nach den Beobachtungen der Spanier, zwölf Grad Norderbreite, tief liegt, und mit einer sandigen Spitze in die See vorgeht. Das Innere des festen Landes zeiget an diesem Orte hohe und rauhe Gebirge, welche die Spanier Sierras de Azieyte nennen. Vor dem Vorgebirge sind die Eylande Mongas, nach welchen man ordentlicher Weise zusteuert, wenn man sich nach Carthagena begeben will. Es sind drey oder vier kleine Eylande, wovon die mittäglichste sehr hoch und vom Vogelmiste weiß ist. Diejenige, welche gegen Norden liegt, unterscheidet sich durch ein Gebirge, wie ein Sattel. Die andern sind nicht so wohl Inseln, als vielmehr Felsen.

Vorgebirge Coquibocoa und Vela.

Von dem Vorgebirge Coquibocoa bis zu dem berufenen Vorgebirge Vela, zählet Figueredo fünf und zwanzig Seemeilen. Das feste Land hat in diesem Raume viele Bayen. Diejenige, welche man Bahia honda nennet, ist sehr offen, sehr sandig, und an ihren Küsten durch eine Menge kleiner Buchten gleichsam ausgezacket. Die Indianer, welche an derselben wohnen, sind außerordentlich mager und blaß; sie gehen nackend, und sind wenig von den Thieren unterschieden. Man findet darauf noch eine andere Bay, welche el Porcete heißt, vier Seemeilen von dem Vorgebirge Vela gegen Osten. Man glaubet, daß sie auch voller Sand und Klippen sey; wiewohl es ihr nach einigen Nachrichten in dem Innern nicht am Wasser fehlet, und die Gefahr nur an der Mündung ist.

Das Vorgebirge Vela, welches die Statthalterschaft Venezuela von der Statthalterschaft Rio de la Hacha absondert, ist an der Seeseite sehr erhaben; und weil es sich nach und nach gegen das feste Land zu erniedriget, so nimmt man es für eine Insel, wenn man von der Seite der Küste hinzu kömmt. Sein Boden ist so unfruchtbar, daß man kaum ein wenig Gras darauf wachsen sieht.

Zu den obbenannten Inseln, welche gegen die Küsten von Venezuela zu liegen, wollen wir noch die Inseln Blanca, Orchilla, Rocca und Aves oder Vögelinseln hinzufügen. Die drey letztern liegen auf einer gleichen Linie, zwischen Tortuga und Bonaire; die erste weiter vor in der See gegen Nordost. Diese, das ist die Insel Blanca, ist nach einiger Meynung in zwölf Grad Norderbreite, und nach andern eilf Grad acht und vierzig Minuten. Sie ist nur vierzig Seemeilen gegen Südwest von Grenada, und sechzehn gegen Nordwest von Margarethen entfernet. Sie hat ungefähr sechzehn Meilen im Umfange. Man kennet keinen andern Hafen daselbst, als an der Westseite, in einer sehr sandigen Bay. Sie hat wenig Berge und Bäume in diesem Theile: die ganze Ostseite aber ist mit Gehölzen bedecket; und unter den meisten Bäumen sieht man auch eine Art von Salbey, deren Geruch die Luft erfüllet. Sonst ist der Boden so steinicht und trocken, daß man ihn nicht bauen kann. Man findet daselbst keine Quellen, noch anderes Wasser, als vom Regen, welches sich in verschiedenen Teichen sammelt. Unter den wohlriechenden Kräu-

Inseln an der Küste.

Blanca.

Neu Andalusien. tern sind die Wälder daselbst voller Pflanzen, die mit spitzigen Stacheln bewaffnet sind, welche so weit in das Fleisch dringen, daß man sie nur mit vieler Mühe heraus reißen kann. Die Felder und Ebenen zeigen nur hohes Gras, welches bis an die Knie geht. Man muß auf dieser Insel keine andere Thiere suchen, als Böcke und Ziegen. Man weis ihren Ursprung daselbst nicht: sie haben sich aber dergestalt vermehret, daß man sie zu tausenden antrifft; und obgleich diese Insel stets wüste gewesen, so zieht doch diese Jagd oftmals die Spanier und Holländer dahin. Man findet daselbst auch einige Salzquellen, aber in einer sehr unbequemen Lage.

Tortuga. Die Insel Tortuga, welche auf die Insel Blanca folget, ist in eilf Grad, zwölf Minuten, und nur ungefähr vierzehn Meilen von Margarethen, wie sie nur funfzehn oder sechzehn von Blanca ist. Ihre Länge ist drey oder vier Meilen von Osten gegen Westen, und ihre Breite eine halbe Meile. Ihr ganzer westlicher Theil ist mit einem sehr dicken Gehölze bedecket. Sie hat nichts merkwürdiges, als eine Salzgrube, welche hinter ihrer östlichen Spitze liegt, wo man im Herbstmonate, Weinmonate und Wintermonate Salz genug zu Beladung dreyer oder vier Schiffe findet. Allein, es läßt sich daselbst nicht recht bequem vor Anker legen; und die ganze Insel hat nur einen ganz guten Platz an der Nordspitze, die durch einen sehr engen Hals vorgeht, hinter welchem die Schiffe bedeckt liegen.

Orchilla. Orchilla ist funfzehn Meilen von Tortuga gegen Nordwest. Diese Insel besteht aus vielen Theilen, wovon der größte sehr wohl einen halben Mond vorstellet, und von den andern nur durch sehr sandige Canäle abgesondert ist. Diese liegen nach Norden zu. Die große ist ein niedriges Land, welches nur an seiner Ost- und Westspitze einige Anscheinung von Gebirgen hat, wo man eine Menge Ziegen antrifft. Die mittägliche Seite und die Abendseite sind sehr steil. Man findet nur in den südlichen und nordlichen Theilen Bäume. Weil aber der Boden von einer überaus großen Dürre, ohne Quelle und ohne die geringste Art süßes Wassers ist: so sind selbst die Bäume allda dürr und ungestalt. Eben die Ursache machet, daß man fast gar keine Vögel, noch andere Ungeziefer, als Eidechsen, daselbst sieht.

Rocca. Rocca, welches darauf folget, ist sechs Meilen von Orchilla gegen Westen, wenn man ein wenig gegen Süden abweicht. Seine Breite ist, nach den Beobachtungen der Holländer, zwölf Grad vier Minuten. Es ist nicht so wohl ein Eyland, als vielmehr eine ziemlich lange Reihe von Felsen, wovon einige gleichwohl mit einer großen Anzahl Bäume bekleidet sind. Man giebt ihr fünf Meilen in die Länge zwischen Osten und Westen, und ungefähr drey in die Breite. Von allen Theilen der Insel Rocca, entdecket man das feste Land des mittäglichen America. Der nordliche Theil unterscheidet sich durch ein hohes Gebirge, welches man wegen seiner Weiße sehr weit von fern sieht. Die mittägliche Seite, aller dieser kleiner Inseln ist steil, und das Meer daselbst so tief, daß man mit dem Senkbleye keinen Grund findet; da man hingegen an der westlichen Seite eine Menge Sand hat. Es ist sehr zu bewundern, daß man in einem steinichten Erdreiche, welches nicht fähig ist, ein einziges Thier zu ernähren, und dessen Bäume selbst fast keine einzige Art von Vögeln an sich ziehen, man dennoch diejenigen daselbst findet, welche die Spanier Flamingos nennen, welche sich, wie man weis, durch die Schönheit ihrer Federn, durch ihre Beine, die fast eben so lang sind, als des Storches seine, und durch die außerordentliche Gestalt ihres Schnabels unterscheiden, welcher so wohl lang als krumm ist.

Die

Die Insel Aves oder Vögelinsel besteht auch nur aus vielen kleinen Inseln, wovon die östlichste, welche die größte ist, eine dreyeckichte Gestalt hat, fast mit dem Meere gleich, und mit Bäumen besetzet ist, obgleich der Boden auch sehr steinicht ist. Sie ist zehn Meilen von Rocca, gegen Westen, wenn man ein wenig gegen Norden abweicht. Die Holländer setzen sie in zwölf Grad Norderbreite. Acht oder neun kleine Eylande, welche das grosse umringen, sind durch sandichte Canäle einer Meile breit, davon abgesondert.

Neu Andalusien.

Aves.

Man saget hier nichts von Margarethen und Cubaga, welche gegen die Küste von Cumana zu sehen, weil man die Beschreibung davon schon an einem andern Orte gegeben hat. Diese Küste von dem Drachenmaule an, bis an die Spitze Araya, hat vordem den Namen der Perlenküste geführet, welcher auch so gar bis an das Vorgebirge Vela zu der Zeit ausgedehnet wurde, als die Perlen daselbst im Ueberflusse waren, und die Spanier unermeßliche Reichthümer aus dieser kostbaren Fischerey zogen.

Margaretha und Cubaga.

Coche ist eine andere Insel, aber viel kleiner, als die beyden vorhergehenden, vierzig Meilen von Cubaga gegen Osten, und das feste Land. Man giebt ihr drey Meilen im Umfange. Ihr Erdreich ist so niedrig, daß es sich kaum über die Wellen erhebt. Die Perlen waren daselbst auch sehr gemein; und wenn man den Geschichtschreibern von der Entdeckung glaubet: so hat man ihrer bis auf zwölf, ja wohl funfzehnhundert in einem Tage gefischet. Da das Meer aufgehöret hat, welche zu geben, indem es vermuthlich durch den unermüdeten Eifer der Fischer erschöpfet worden: so hat man schon seit mehr als hundert Jahren unterlassen, noch ferner nach zu suchen. Einige Reisende aber muthmaßen, es hätten die Perlenmuscheln bey einer so langen Ruhe schon Zeit gehabt, sich zu bilden, grösser zu werden, und sich zu vermehren; daher man denn die Arbeit wohl wieder anfangen, und sich eben so viel Nutzen, als ehemals, davon versprechen könnte. Man versichert so gar, es sey mit gutem Erfolge versuchet worden.

Coche.

Gegen Osten von Margarethen trifft man viele kleine Inseln an, welche den Namen los Testigos führen. Die Holländer, welche sie besuchet haben, versichern, es wären ihrer acht an der Zahl, und stellen sie, wie bloße Felsen vor. Sie setzen sie in eilf Grad fünf und dreyßig Minuten Norderbreite. Man vernimmt auch aus ihren Berichten, die beste Schanze, welche die Spanier in Margarethen gehabt, hieße Monpater; ihre Schiffe legeten sich unter dem Geschütze dieses Platzes, vor Anker, welcher auf der Ostspitze der Insel gelegen, und nach und nach mit der Perlenfischerey eingegangen wäre. Herrera nennet zwo spanische Flecken; der eine nahe bey dem Flecken, heißt Makanao; der andere zwo Meilen von der See, welchen er el Valle de Santa Luzia nennet. Er giebt der Insel eine Länge von funfzehn Seemeilen, und eine Breite von sechs Seemeilen. Oviedo versichert, ihr ganzer Umfang sey nur fünf und dreyßig Seemeilen. Nach genauen Beobachtungen, saget Laet, liegt Margaretha in eilf Grad Norderbreite, welches man nur von dem Mittelpuncte der Insel verstehen muß.

Los Testigos.

Obgleich die Insel Tabago, welche die Holländer Neu Walchern genannt haben, nur sieben bis acht Meilen gegen Osten von der Dreyeinigkeitsinsel entfernet ist: so verschiebt man doch ihre Beschreibung unter die Antillen, unter deren Anzahl sie gerechnet wird.

Tabago.

Der

Rio de la Hacha.

Der V Abschnitt.

Statthalterschaften Rio de la Hacha und St. Martha.

Stadt Rio de la Hacha. La Rancheria und zween andere Flecken. St. Martha, ihre Strecke und Eigenschaften. Ihre Städte, St. Martha; Tenerifa; Los Reves; Ocanua; Ramada. Flüsse des Landes. Magdalenenfluß.

Stadt Rio de la Hacha.

Nach dem Vorgebirge Vela kömmt man in die Statthalterschaft **Rio de la Hacha**, deren vornehmste Stadt, welche heutiges Tages eben den Namen führet, anfänglich von den Spaniern den Namen **Nostra Segnora de los Nieves**, und nach der Zeit den Namen **los Remedios** erhielt. Sie liegt an dem Nordmeere dreyßig Seemeilen von der Stadt St. Martha gegen Osten, und sechzig von Coro gegen Abend, und gegen Mittag von dem Vorgebirge Vela. Ihre Lage ist auf einem Hügel, tausend Schritte vom Ufer, und ihr Hafen wird nicht wider die Nordwinde vertheidiget. Von dem Vorgebirge Vela bis an diese Stadt rechnet man achtzehn Seemeilen, und hat einen sehr niedrigen und ebenen Boden, wo man weder Wasser noch Steine antrifft. Die Gegend der Stadt erstrecket sich nur ungefähr acht Seemeilen in das feste Land: sie ist aber ungemein fruchtbar. Man findet daselbst alle spanische Früchte, Goldadern und verschiedene Arten von Edelgesteinen, deren Tugenden man so wohl rühmet, als ihre Schönheiten, ohne der vortrefflichen Salzgruben zu gedenken. Dieses schöne Gefilde ist zum Unglücke mit einer großen Anzahl wilder Thiere, vornehmlich Tiger und Bären angefüllet, und seine Flüsse sind voller Kaymane. Die Stadt besteht aus hundert Häusern, die ehemals sehr reich waren, als die Perlen an allen benachbarten Orten überflüßig gefunden wurden.

Man hat hier wiederum den Verdruß, daß man von dem gegenwärtigen Zustande dieses Landes wenig Nachrichten antrifft. **Cooke** und andere Engländer versichern, **Rio de la Hacha** sey zwanzig Seemeilen von dem Vorgebirge Vela gegen Westen; die Stadt sey klein, es fehle ihrem Gebiethe aber an keiner Annehmlichkeit; gegen Osten eine Seemeile von ihren Ringmauern, habe das Meer Sandbänke und Klippen, denen man sich nicht über eine Meile nähern muß, wenn man gegen den Hafen zu fährt; auf eben der Seite kömmt ein kleiner Fluß nicht weit von der Stadt herab, und seine Mündung ist von Sande fast verstopfet: wenn man aber mit kleinen Fahrzeugen hinein fährt, so kann man sieben bis acht Seemeilen weit frey hinauf gehen.

La Rancheria und zween andere Flecken.

Sechs Seemeilen von der Stadt, und stets gegen Osten, findet man einen Flecken, Namens **la Rancheria**, welcher vordem von denjenigen bevölkert worden, die sich auf die Perlfischerey legeten. Fünf Seemeilen gegen Westen, wenn man der Küste folget, findet man einen andern, **Tapia** genannt, der mit vielen spanischen Meyerhöfen umgeben ist; und weiter hin noch einen dritten, Namens **Osalamanca**, welchen man auch unter dem Namen **Ramada** angeführet findet.

Da die Engländer die Stadt und die Flecken zu der Zeit abgebrannt, als die Perlenfischerey noch daselbst blühete: so hat es wenig Anscheinen, daß sie sich nach der Zeit, da diese Quelle des Reichthumes versiegen ist, von ihrem Verfalle auf eine vortheilhafte Art wieder habe erhohlen können. Man unterläßt noch nicht, einige Indianer zu eben der Arbeit beständig zu brauchen: allein, der Nutzen davon muß nicht beträchtlich seyn, weil alle diese Oerter heutiges Tages so wenig besuchet werden, und auch so wenig bekannt sind.

St. Martha.

St. Martha ihre Strecke u. Eigenschaften.

Die Statthalterschaft St. Martha ist zwar viel weitläuftiger, in den neuern Reisebeschreibungen aber doch nicht vortheilhafter vorgestellet. Sie erstrecket sich von Osten gegen Westen ungefähr siebenzig Seemeilen weit von Rio de la Hacha bis an die Provinz Carthagena, mit dem Vortheile, daß sie keine geringere Breite von der See an bis nach dem neuen Königreiche Grenada hat, welches sie gegen Süden begränzet, und viele andere kleine Provinzen in dieser Strecke mit einschließt. Man nennet **Pozigueica**, **Betonia**, **Tairona**, **Chimila** und **Buritaca**, ohne einige schöne Thäler mitzurechnen, welche eben so viele besondere Kreise unter den ihnen eigenen Namen ausmachen.

In dem Theile dieser Gegend, welche nach dem Meere zugeht, ist die Hitze beschwerlich: die Nachbarschaft der Gebirge aber, welche bis auf zwanzig Seemeilen von der Hauptmannschaft gehen, machen die Luft in dem Innern des Landes, vornehmlich in der Provinz Tairona, nicht so heiß, wo die Höhe des Bodens machet, daß man zuweilen eine sehr lebhafte Kälte empfindet. An der Küste wird man durch Ost- und Nordwinde erfrischet, welche man **Brises** oder **Kühlungen** nennet. Den Herbstmonat und Weinmonat über, da diese trockenen Winde nicht blasen, regnet es sehr, und man empfindet alsdann einen Landwind, welchen die Spanier **Vandavals** nennen.

Zwischen der Stadt St. Martha und dem Fuße der Gebirge, in einem Raume von drey Seemeilen, wenn man aus den Ringmauern herausgeht, ist das Erdreich sehr eben. So wie man aber gegen die Höhe zu geht, findet man es viel steinichter und unfruchtbarer, ohne Bäume, und eben so wenig geschickt, Vieh zu ernähren, als eine Art von Korne hervor zu bringen. Es wird gleichwohl durch eine Menge Bäche und kleiner Flüsse gewässert, welche von den Gebirgen herunter kommen. In den fruchtbaresten Gefilden sieht man oftmals die Erndte durch Winde verbrannt oder verderbt, welche nichts schonen, und die Einwohner dem entsetzlichsten Hunger aussetzen. Man hohlet aber ordentlicher Weise allerhand Korn und Früchte daraus, ohne selbst die spanischen Früchte auszunehmen, welche hier sehr glücklich wachsen. Die europäischen Hühner und Tauben haben sich daselbst mit eben dem guten Erfolge vervielfältiget: das Land aber enthält eben so wohl, als de la Hacha, eine Menge Bären und Tiger.

In der Provinz **Buritaca** an dem Wege, welcher von St. Martha nach Salamanca führet, kennet man viele Goldadern. Die Provinz **Tairona** bringt Edelgesteine hervor, wovon einige kräftige Tugenden wider verschiedene Leibesschwachheiten haben, dergleichen die Nervenkrankheiten und der Blutfluß sind. Man findet daselbst auch Jaspis, Porphyr, und einige Goldadern. Eine halbe Meile wenigstens von St. Martha hat die Natur Salzgruben gebildet, woraus man vortreffliches Salz zieht, welches in die benachbarten Provinzen verführet wird.

Den Indianern dieser Statthalterschaft fehlet es nicht an Behendigkeit, noch Fleiße: sie sind aber von einer schlechten Gemüthsart und einem anstößigen Hochmuthe. Ihre Kreise werden von Oberhäuptern regieret. Sie vergiften ihre Pfeile zum Kriege und bedecken sich den Leib mit einer baumwollenen Casaque, die von verschiedenen Farben auf eine seltsame Art bunt gefärbet, und sehr dick gewebet ist, welche sie vor den Pfeilen eines andern verwahret. Es ist noch eine große Anzahl von diesen Wilden übrig, mit denen sich die Spanier niemals haben vergleichen können. Sie führen häufig Krieg mit einander; und viele blutige Versuche haben die Spanier noch nicht in den Besitz der reichen Provinz Tairona setzen können. Das Thal gleiches Namens ist sehr groß und überaus fruchtbar.

St. Martha. Es liegt sechs oder sieben Seemeilen von St. Martha b), sechs von dem Meere, und nahe bey einem andern Thale, Mongay genannt, welches nicht weniger reich ist.

Buritaca ist dreyzehn Seemeilen von St. Martha gegen Salamanca, und Bonda viertehalb Seemeilen. Pozigueica ist durch ein großes und schönes Thal, Namens Coto, von eben der Stadt abgesondert. Man saget hier nichts von Euparis, dessen Fruchtbarkeit man an einem andern Orte anführen wird. Die Provinz Chimila ist wegen der Stärke und des Muthes der Indianer, welche sie bewohnen, und wegen der Schönheit der Indianerinnen berühmt. In diesem Lande sieht man diejenige Kette der mit Schnee bedeckten Gebirge entstehen, welche die Spanier las Sierras nievadas genannt haben, und da sie durch eine Menge Landschaften gehen, sich endlich an der magellanischen Straße endigen. Sie zeigen sich auf dreyßig Seemeilen weit in der See; und die Nachbarschaft des Thales Tairona machet, daß sie von den Matrosen die Berge von Tairona genannt werden. Es kommen zuweilen, wenn man es sich am wenigsten versieht, Winde von einer überausgroßen Heftigkeit herunter, welche ein Schrecken der Schifffahrt auf dieser Küste sind.

Ihre Städte. Man zählet heutiges Tages in der Statthalterschaft St. Martha nur fünf Städte, die etwas in Betrachtung kommen. Die erste, wovon sie den Namen hat, ist St. Martha, welche Herrera in zehn Grad Norderbreite, Peter Martyr in eilf, und einige Reisebeschreiber in zehn Grad, dreyßig Minuten setzen. Die Spanier setzen sie auf vier und siebenzig Grad der Länge westlich, von der Mittagslinie zu Toledo. Sie hat eine sehr gesunde Lage an dem nordlichen Oceane nebst einem weiten und sichern Hafen, welcher eben so bequem zum Ankern, als zur Ausbesserung der Schiffe, ist. Er hat an der Seite der Stadt ein hohes Gebirge, welches ihn vor vielen Winden in Sicherheit setzet. Das Meer ist daselbst nicht sonderlich tief, es hat aber weder Sand noch Felsen; und es fehlet an seinen Ufern weder Holz noch Wasser. St. Martha war vordem eine sehr bevölkerte Stadt, und ist nur seit der Zeit leer geworden, da die spanischen Flotten aufgehöret haben, daselbst anzuländen. Sie ist von Salamanca oder Ramada ungefähr achtzig Seemeilen gegen Westen; und von Tenerifa, welches dicht an dem großen Magdalenenflusse liegt, vierzig Seemeilen gegen Norden entfernet. Der Statthalter der Provinz hat daselbst mit allen königlichen Beamten seinen Aufenthalt. Es ist ein bischöflicher Sitz, und der Bischof gehöret zu dem Erzbisthume Neu-Grenada. Laet führet einen Brief an, welchen der berühmte Ingenieur, Johann Baptista Antonelli an den König in Spanien im 1587sten Jahre, geschrieben, um ihm verschiedene Mittel zur Befestigung des Hafens vorzuschlagen, in der Meynung, man wolle die Flotten dahin gehen lassen, die man nach Neuspanien schickete. Er rieth ihm solches mit Beyfalle aller derjenigen, saget er, die sich auf das Seewesen verstunden; weil man sich von da mit ordentlichen Winden gerade nach dem Vorgebirge St. Anton in der Insel Cuba, und darauf auch leichtlich nach Vera Cruz begeben könnte; da hingegen die Erfahrung alle Tage lehrete, was man auf der Fahrt von der Insel Hispaniola zu befürchten hätte. Er setzete hinzu, es fänden sich Steine, Sand, Mörtel und Holz genug in der Nachbarschaft dieser Stadt. Man weis nicht, was der spanische Hof zu dieser Anerbiethung gedacht: es schrieb aber, nach dem Berichte eben dieses Geschichtschreibers, ein Statthalter von St. Martha, an den König, um die Mitte des letzten Jahrhun-

b) Herrera saget achtzehn Seemeilen.

hunderts, „Die Küste erstrecket sich hier zwischen Ost und West. Die Oeffnung „der Bay hat zwo Spitzen, welche wie ein halber Mond vorgehen. Die eine „heißt Taganga, und die andere Lipar. Die Mitte wird von einer sandigen Insel ein„genommen, welche el Moro heißt, und welche die Oeffnung vor der Heftigkeit der Wel„len vertheidiget. Auf der Spitze Taganga, welche die Ostspitze ist, steht eine kleine „Schanze, welche Tag und Nacht von drey oder vier Mann bewachet wird, deren Amt ist, „die Anzahl der Schiffe zu melden, welche sie herankommen sehen. Die Stadt liegt an „der Vertiefung der Bay an einem niedrigen und mit dem Wasser fast gleichen Orte. Sie „hat gegen Westen ein viereckichtes Schloß, auf jeder Seite hundert Schritte lang, deren „Mauer ungefähr dreyßig Spannen hoch, und mit vier Stücken besetzet sind. Die Besatzung „besteht ordentlicher Weise aus sieben oder acht Mann c)„.

St. Martha.

Unter den andern Städten giebt man der Stadt Tenerifa den ersten Rang, welche man auf acht Grad Norderbreite, zwo Seemeilen von dem Magdalenenflusse, und vierzig von St. Martha gegen Süden setzet. Die Hitze ist in dieser Gegend überaus groß, weil sie den Südwinden einen großen Theil des Jahres über, und zuweilen auch den ungesunden Westwinden ausgesetzet ist. Das Erdreich ist zwar hoch und steinicht; es beut aber doch sehr ebene Weiden und dicke Gehölze, vornehmlich längst dem Flusse, dar, dessen Ueberschwemmungen viel fetteres Erdreich da lassen, und auch eine Menge Teiche machen. In den trockenen Theilen dieser sumpfichten Oerter haben die Indianer ihre Cabanen. Sie leben daselbst von ihrer Fischerey, deren Ueberfluß den Abgang anderer Speisen ersetzet. Denn wenn man die Orangen und die Wurzeln, welche man Guiaves nennet, ausnimmt: so bringt das Land daselbst fast nichts hervor.

Tenerifa.

Die dritte Stadt ist los Reyes, oder Ciudad de los Reyes, an dem Thale Eupari, funfzig Seemeilen von St. Martha gegen Osten, dreyßig von la Hacha, und einhundert und achtzig von der Hauptstadt des neuen Königreiches Grenada, an dem Ufer eines breiten und schnellen Stromes gelegen, welcher Guatori heißt. Die Hitze ist in diesen Gegenden nicht übermäßig, weil im Sommer, das ist hier im Christmonate, Jenner, Hornung, März und April, die Ostwinde, welche beständig sind, die Luft erfrischen, und im Winter die Nachbarschaft der Gebirge sehr große Regen dahin zieht: man ist aber daselbst verschiedenen Krankheiten, als Flüssen und Fiebern, vornehmlich dem Quartanfieber, ausgesetzet. Das ganze Land ist von Norden gegen Süden durch Gebirge abgetheilet, woraus von beyden Seiten eine große Anzahl Flüsse und Ströme kommen. Die Länder haben vortreffliche Weiden, und bringen allerhand Früchte hervor. Die ganze Provinz ist von Indianern sehr bevölkert, welche meistentheils allen Lastern ergeben, aber so kriegerisch und tapfer sind, daß die Spanier sie noch nicht haben zum Gehorsame bringen können. Man bemerket, daß, wenn sie von einem giftigen Thiere gebissen worden, sie kein anderes Hülfsmittel, als die Wurzel Scorsonere brauchen, welche sie roh essen, und deren Blätter sie auf die Wunde legen. Wider die Flüsse und das Kopfweh nehmen sie zu Staubgeriebenen Toback durch die Nase, wie sie denn auch den grünen Saft davon verschlucken, um sich einen offenen Leib zu verschaffen.

Los Reyes.

Man ist aus sehr starken Anscheinungen überzeuget, daß ihre Gebirge Erztgruben, Bleygruben, und so gar Silberadern haben. Die Spanier aber sind noch niemals so stark oder

c) Descript. Ind. Occident. Lib. VIII. cap. 19.

St. Martha. oder so kühn gewesen, solche mitten unter so vielen kriegerischen Völkerschaften zu eröffnen. Sie beschäfftigen sich nur mit der Viehzucht, und vornehmlich mit Pferden, die daselbst vortrefflich sind. Das Erdreich würde auch gut zum Wachsthume der Zuckerröhre seyn, wenn die Einwohner daselbst zu Fleiß und Arbeit fähig wären.

Ocanua. **Ocanua**, welches auch **St. Anna** genannt wird, ist die vierte Stadt in der Statthalterschaft St. Martha. Es ist ein kleiner Ort, an der Vertiefung einer Bay auf den Gränzen einer Provinz, Namens **Tamalameque**, gelegen.

Ramada. Die fünfte Stadt endlich ist **Ramada** oder **Neu Salamanca**, deren Lage man schon acht Seemeilen von der Stadt und dem Flusse la Hacha bemerket hat. Sie liegt an dem Fuße des Schneegebirges oder **la Sierra nievada**, dicht an dem Thale **Euparis**, welches sie gegen Süden begränzet. Man findet daselbst, nach des Herrera Ausdrucke, eben so viele Kupferadern, als Steine.

Flüsse des Landes. An der Seeküste dieser Statthalterschaft ist der erste Fluß, welcher in das Meer fällt, **Bahia**, nicht weit von Ramada entfernet; darauf kömmt der Fluß **Piras**, auf welchen der **Palomini** folget. Dieser letztere hat seinen Namen von einem spanischen Hauptmanne, welcher das Unglück hatte, darinnen zu ersaufen, als er mit seinem Pferde hindurch setzen wollte. Man findet darauf den Fluß **Didaci**, welcher insgemein **Don Diego** genannt wird. Ein wenig weiter hin biethet die Küste viele Buchten dar, welche die Spanier **Ancones** von Buritaca nennen. Alle Reisende beobachten, daß, wenn man von der See kömmt, man hier sehr weit ein weißliches Ufer wahrnimmt, dergleichen man auf der ganzen Küste nicht findet; es ist an der Westseite der Buchten. Darüber hinaus zeiget sich das Vorgebirge **Aquia**, dessen Breite, welche von geschickten Lootsen beobachtet wird, zwölf Grad nordlich ist.

Dieser Strich ist Wirbelwinden unterworfen, welche häufige und gefährliche Stürme verursachen. Man schreibt solches der Beschaffenheit des festen Landes zu, welches sich zu hohen und abgesonderten Hügeln erhebt. Gegen Nordwest von dem Vorgebirge findet man eine kleine Insel, die wegen ihrer weißen Steine merkwürdig ist. Darauf entziehet sich die Küste gegen Westen, und man entdecket drey Meilen von dem Vorgebirge auf dem Gipfel eines Felsen einen andern Felsen, dergleichen man **Vigie** zu nennen pflegt; darauf trifft man noch eine kleine Insel an, welche zwischen sich und dem festen Lande einen Canal machet, durch welchen man bis an die Bay St. Martha geht.

Nach dieser Bay, wenn man der Küste gegen Westen folget, ist der erste Fluß, der sich zeiget, der **Gayra**, welcher nach Peter Martyrs Beschreibung, groß genug ist, um Schiffe vom ersten Range einzunehmen. Er kömmt von einem sehr hohen Berge herunter, welcher stets mit Schnee bedecket ist. Die Indianer geben vor, sein Wasser lasse sich nicht trinken: man findet aber bald einen andern Fluß, welcher vortreffliches Wasser hat, ob man gleich seinen Namen in keinem Tagebuche antrifft.

In dem Innern des Landes nennet man folgende Flüsse: Den **Guatapori**, an dessen Ufer **Ciudad de los Reyes** liegt, und welcher von Sierras nievadas herunter kömmt, da er denn ein so kaltes Wasser führet, daß man Catharre und Durchlauf davon bekömmt. Er fällt in einen andern Fluß, Namens **Cesar**, wenigstens eine Seemeile von **los Reyes**. Dieser Fluß Cesar läuft nach Süden, und führet unter den Indianern den Namen **Pompatao**, welcher **Fürst der Flüsse** heißt; weil er deren eine sehr große Anzahl einnimmt, vornehmlich den **Badillo**, von welchem man behauptet, er komme aus drey verschiedenen Seen.

Seen. Sein Gewässer ist grünlich, und sehr fischreich; daher er von den Indianern Socuigua genannt wird, welches überflüßig heißt. Der Ayumas ist ein anderer Fluß, welcher sich in dem Cesar verliert. Er läuft also über siebenzig Seemeilen gegen Westen, um sich endlich in den großen Magdalenenfluß zu ergießen. Das ganze Land, welches seine Ufer besetzet, ist angenehm und fruchtbar.

St Martha.

Ungefähr zwanzig Seemeilen weit von **Los Reyes** findet man zwischen den Felsen drey große Brunnen, welche in einem Dreyecke liegen, wo sich, nach der Versicherung der Indianer, eine Schlange von einer unermeßlichen Größe aufhält, welche eine Menge Menschen aufgefressen hat. Die Spanier haben es vergebens versuchet, sie zu entdecken: sie glauben aber, einige Spuren davon gesehen zu haben. Die Furcht entfernet alle Wilden der Provinz von diesem fürchterlichen Orte. Man kennet in eben der Gegend noch viele andere Brunnen, die eine Art von so klebrichtem und so zähem Harze ausspeyen, daß er die größten Vögel aufhält. Die Indianer überziehen die Netze damit, welche ihnen zur Fischerey dienen.

Magdalenenfluß.

Obgleich der Magdalenenfluß, welcher die Statthalterschaft St. Martha von der Provinz Carthagena absondert, von Popayan herunter kömmt, wovon man bereits die Beschreibung gegeben hat: so ist doch hier der Ort, seine Eigenschaften gegen das Meer zu zu erkennen zu geben. Man findet ihn zuweilen **Rio grande** genannt, um seine Größe zu erheben; zuweilen heißt er auch der Magdalenenfluß, weil er an deren Tage entdecket worden; und zuweilen auch der St. Marthafluß, weil er an die Provinz St. Martha gränzet, und den vornehmsten Reichthum derselben ausmachet. Weil die Barken ungefähr hundert Seemeilen weit auf ihm hinauffahren können: so brauchet man nur ungefähr zween Monate, alle europäische Waaren, bald durch Rudern, bald durch Schleppung des Schiffes, so weit zu führen; und es können auch gegenseits alle Reichthümer des neuen Königreiches Grenada durch diesen Weg innerhalb drey Wochen in das Meer hinunter fahren. Er fällt durch eine weite Mündung, sechs und zwanzig Seemeilen von Carthagena und zehn Meilen von der Stadt St. Martha, in das Weltmeer. Man bezeichnet seine Breite zwölf Grad nordlich.

Acosta, welcher ihn besuchet hatte, bezeuget, daß man noch auf zehn Seemeilen weit im Meere den Lauf seines Wassers unterscheide, und daß seine Wirbel bey dem Streite, welche sie den Wellen zu liefern scheinen, den Schiffen nicht erlauben, ohne Gefahr sich zu nähern. In seiner Mündung findet sich eine Insel, fünf Seemeilen lang, und eine halbe Seemeile breit. Sein größter Canal zur Einfahrt ist derjenige, welcher an die Provinz St. Martha stößt; und daher kömmt es vermuthlich, daß ihm die Spanier den Namen geben.

Die Holländer, welche sich ihm oftmals genähert haben, geben ihm alle einstimmig drey Mündungen, wovon die eine, welche sie als die nächste bey St. Martha vorstellen, einen sehr niedrigen Theil des festen Landes zerschneidet, und die beyden andern werden durch die Insel gemacht. Sie sagen aber nichts von dem Unterschiede seines Wassers, und auch nichts von den Wirbeln. Sie beobachten nur, daß man vor dieser Küste vornehmlich an der Mündung des Flusses, gegen Abend und die Nacht über sehr kalte Nordwinde spühre, weil sie von den Gebirgen kommen, und sie die Schiffe stets einiger Gefahr bloß stellen.

St. Martha.

Der Donner, die Blitze und der Regen sind andere Beschwerlichkeiten, die auf diesem Flusse sehr häufig vorfallen, vornehmlich von Mitternacht an bis zur Sonnen Aufgange. Zwischen dem Weinmonate, und April laufen seine Wasser gewaltig an, und treiben entsetzliche Wellen, wovon man keine andere Ursache weis, als den beständigen Regen, welcher alsdann in den Gebirgen von Popayan fällt, wo er seinen Ursprung hat.

Neues Königr. Grenada.

Der VI Abschnitt.

Neues Königreich Grenada.

Sein gegenwärtiger Zustand. Indianer, die es bewohnen. Dasige Witterung und Himmels-Luft. Seine spanischen Städte. Santa Fe. St. Michel. Tocayma. Merkwürdige Brunnen. Tudela. Trinidad. La Palma. Tunia. Pamplona. St. Christoph. Merida. Belez. Marequita. Ybague. Vittoria. Planis.

In dem Innern dieses großen Stückes von dem mittäglichen America ist nur noch von dem neuen Königreiche Grenada zu reden übrig, dessen Beschreibung man hieher verschoben hat, weil es eine besondere Statthalterschaft ausmachet *d*), die mit denen von Peru und Terra firma nichts gemein hat, an welche es auf verschiedenen Seiten stößt. Es ist hier nicht von seiner Entdeckung die Rede, welche man zu anderer Zeit angeführet hat *e*), noch auch von seiner Eroberung durch **Gonsalvo Ximenes de Quesada**, welcher daselbst **Santa Fe von Bogota**, die erste spanische Stadt in diesem Lande, anlegete *f*). Man hält sich nur bey seinem gegenwärtigen Zustande auf.

Sein gegenwärtiger Zustand.

Die Spanier geben diesem Lande hundert und dreyßig Seemeilen in der Länge; dreyßig in seiner größten Breite; und zwanzig oder etwas weniger in seinen schmälesten Theilen. Es hat zur Gränze gegen Osten die Provinz Venezuela, gegen Norden St. Martha, wovon es durch die weitläuftigen Gebirge Opono abgesondert ist; gegen Westen Popayan, und gegen Süden weitläuftige Gegenden, die noch nicht recht bekannt sind. Seine Entfernung von der Linie gegen Norden ist drey bis vier Grad und mehr. Es regnet daselbst viel. Die Wälder sind allda sehr groß und sehr dick. Man findet allda eine Menge indianischer Völkerschaften, welche noch einen tödtlichen Haß gegen die Spanier haben, und unzähliges Vieh, vornehmlich Pferde und Maulesel, wovon ein Theil in verschiedene Theile von Peru geht.

Indianer, die es bewohnen.

Die vornehmsten Provinzen, zur Zeit der Entdeckung, waren **Bogota** und **Tunia**, deren Einwohner die **Moroer** hießen. Der größte Theil dieses Landes ist mit Indianern umgeben, welche **Panchier** heißen, deren Land sehr heiß ist, da hingegen Bogota kalt, oder doch wenigstens gemäßiget ist. Bey der Ankunft der Spanier wurden alle diese Barbaren durch kleine Könige oder Caciquen regieret. Das Gold und die Smaragden waren unter ihnen gemein. Ihre Häuser bestunden aus Brettern, die noch gut genug gesäget, und mit Strohe oder Blättern bedecket waren. Sie ernähreten sich von Maiz, von Wurzeln und von dem Fleische wilder Thiere. Das Salz, welches sie im Ueberflusse hatten, machete ihnen einen ziemlich weitläuftigen Handel mit den Einwohnern der Gebirge, und um

d) Man sehe den XV Band dieser Samml. a. d. 254 S.

e) Im XIII Bande dieser Sammlung.

f) Er war im 1536sten Jahre durch den Magdalenen-

um Rio grande, welche solches für Federn, Edelgesteine und verschiedene Arten von Bequemlichkeiten oder Zierrathen von ihnen bekamen. Diese Gewohnheiten dauern noch.

Neues Königr. Grenada.

In diesen Provinzen sind die Gewohnheiten, die Sitten und so gar die Gestalt der Indianer nicht weniger unterschieden, als die Mischung der Luft. Die in Bogota und Tunia sind lang und wohlgewachsen. Sie sind behend und arbeitsam. Ihre Weiber sind schön, und weißer, oder wenigstens nicht so braun, als in den andern Theilen von dem mittäglichen America. Die beyden Geschlechter tragen eine Art von Mantel, hüllen sich den Körper in ein Stück Zeug, flechten ihre Haare ein, und schmücken sie mit Bluhmen oder mit kleinen aus Bluhmen und Baumwolle gemachten Kränzen. Einige bedecken sich auch den Kopf mit einer Mütze. Sie tanzen und singen gern. Die Reisebeschreiber werfen ihnen auch kein anderes Laster vor, als die Neigung zum Lügen, und die wenige Geschicklichkeit und Lust zu den Künsten. Die Panchier hingegen sind wild, langsam, ungestaltet, und allen Arten von Lastern ergeben. Man versichert so gar, sie wären vordem Menschenfresser gewesen, da die Moxoer dagegen stets einen Abscheu vor allem dem gehabt haben, was wider die Menschlichkeit ist. Ob es gleich überhaupt diesem Lande an keiner Nahrung fehlet: so mußten sie doch in einigen Gegenden sehr selten seyn, weil die ersten Spanier daselbst viele Völker fanden, welche sich von großen Ameisen ernährten, und sie dazu erzogen.

Witterung u. Himmelsluft des Landes.

Die Provinzen von Bogota werden gegen Nordwest von den Provinzen Musa und Colyma verschlossen, deren Völker Canapeyer heißen, und welche fünf und zwanzig Seemeilen lang, und dreyzehn breit sind. Dieses Land ist sehr heiß und feucht. Es hat ordentlicher Weise zween Sommer, und zween Winter. Sein erster Sommer fängt mit unserm Christmonate an, und dauret bis zu Ende des Hornungs. Der Winter, welcher darauf folget, dauret bis zu Ende des May, und machet dem zweyten Sommer Platz, welcher bis zu Ende des Herbstmonates dauret. Darauf fängt wieder ein anderer Winter an, der sich nur mit dem Windmonate endiget. Diesen Unterschied machet nicht so wohl die Kälte, als vielmehr der Regen. In den beyden Sommern ist die Luft beständig heiter; und der Regen ist in den Nächten der beyden Winter nicht weniger beständig; denn des Tages regnet es sehr selten. Ueber dieses wird er mit entsetzlichem Donnern und heftigen Streiten zwischen dem Nordwinde und Südwinde begleitet.

Spanische Städte.

Unter den spanischen Wohnplätzen werden in dieser Statthalterschaft mit dem Namen der Städte benennet: Santa Fe de Bogota, S. Michel, Tocayma, Trinidad, Tunia, Pamplona, Merida, Belez, Marequita, Ybague, Vittoria, San Juan de los Llanos, Palma und St. Christoph.

Santa Fe.

Santa Fe von Bogota ist sowohl die Hauptstadt, als Metropolitankirche des neuen Königreiches Grenada. Seine Lage ist in vier Grad Norderbreite, und zwey und siebenzig Grad dreyßig Minuten westlicher Länge von der Mittagslinie zu Toledo an dem Fuße der Gebirge, welche eben den Namen führen. Man rechnet daselbst sechshundert spanische Familien. Es halten sich hier der Statthalter, die königliche Audiencia, und das Münzgericht, welches die Spanier Casa de Fundicion nennen, der Erzbischof und alle geistliche und weltliche Oberhäupter der Provinz, auf. Die Weihbischöfe dieses Erzstiftes sind die

lenenfluß hinauf gegangen, und man hat gesehen, daß Belalcazar zu eben der Zeit von Popayan durch eben den Fluß hinunter gieng, welches große Gränzstreitigkeiten verursachete.

Neues Königr. Grenada.

die Bischöfe zu Carthagena, St. Martha und Popayan. Die Domkirche machet die vornehmste Zierde der Stadt aus, welche sonst keine schöne Gebäude hat, als das Franciscaner und Dominicanerkloster. Man findet nicht sehr weit von Santa Fe einen See, Namens, **Guatavita**, an dessen Ufern die alten Götzendiener des Landes ihren Götzen opferten, indem sie ihnen viel Geld und andere kostbare Sachen brachten, die sie in den See warfen. Die Luft in dieser Gegend ist sehr gesund und der Ueberfluß herrschet daselbst in Ansehung aller Bequemlichkeiten des Lebens.

St. Michel.

Die Stadt **St. Michel** ist zwölf Meilen gegen Norden von Santa Fe. Sie hat ihren Ursprung der Handlung zu danken, welche diese Hauptstadt mit den Panchiern hat unterhalten wollen, die in einem sehr heißen Lande wohnen und sich daher nicht leichtlich entschlossen, in eine viel kältere Luft zu gehen.

Tocayma.

Tocayma ist eine andere Stadt, welche zwischen West und Nordwest funfzehn Seemeilen von der Hauptstadt an dem Ufer des **Pati**, eines großen Flusses, liegt, welcher sich in dem Magdalenenflusse verliert. Die Luft ist daselbst fast in allen Monaten des Jahres trocken und heiter. Die Indianer des Landes sind **Panchier**, welche daselbst zwar nicht eben so ungestaltet sind, als in den andern Theilen ihrer Provinz, jedoch aber eine überaus kleine Stirne haben, und von ihren Nachbaren sehr gefürchtet werden. Sie haben keine Neigung zum Golde, welches sie so gar sehr freygebig wegschenken: die Rache aber ist ihre stärkste Leidenschaft. Unter verschiedenen barbarischen Gebräuchen schwärzen sie sich die Zähne mit dem Safte eines Krautes, welches sie ohne Aufhören im Maule haben. Sie gehen nackend, ohne Unterschied des Geschlechtes, außer einem kleinen Stücke Zeuge, welches ihre Weiber am Gürtel tragen. Sie sind der Völlerey ergeben; mit einem Worte, der Handel der Spanier hat ihre Wildheit nicht gemildert.

Merkwürdige Brunnen.

Man findet in den Gegenden um **Tocayma** Brunnen, welche eine schwefelichte Substanz geben. Die Erde, woraus sie kommen, wird zu allen Krankheiten der Haut nützlich gebrauchet, ohne andere Zubereitung, als daß man sich damit reibt und hernach in dem Wasser eben der Quelle badet. In einem benachbarten Thale findet man auch Salzbrunnen, deren Wasser über die Pflanzen, die es benetzet, eine Art Harz ausbreitet und zurücke läßt, welche die Indianer brauchen, ihre Schiffe zu kalfatern. Eben die Gegend hat auch warme Bäder und Gesundbrunnen zwischen zweenen Bächen mit sehr kaltem Wasser. Mitten unter dem Schnee, womit die Spitze der benachbarten Berge bedecket ist, hat sich ein feuerspeyender Berg hervor gethan, welcher bald Flammen, bald Rauch mit einer so großen Menge Asche ausstößt, daß sie sich zuweilen auf neun oder zehn Seemeilen weit ausbreitet. Die Gefilde von Tocayma sind nicht weniger fruchtbar. Sie geben Trauben, Feigen, Orangen, Zuckerröhre und allerhand americanische und europäische Früchte. Das Getreyde selbst wächst allda in den höchsten Theilen, wo die Kälte am empfindlichsten ist. Man hält jährlich daselbst zwo Maizerndten. Das Vieh gedeihet daselbst auf eine wundersame Weise und vermehret sich, ungeachtet der Bäre und Tiger, welche sie bekriegen. Man erzieht daselbst sehr gute Pferde. Nur den Schafen und Ziegen will die Himmelsluft oder Weide nicht recht bekommen. Das Gayakholz, die Cedern, die Eichen und andere nutzbare Bäume sind allhier sehr gemein. Der Indigo wächst da von Natur: die Einwohner aber verabsäumen es, ihn durch die Wartung zu verbessern. Man redet mit Verwunderung von einem Baume, dessen Blätter alle Tage abfallen und wieder ausschlagen. Er heißt **Zeyba**.

St. Martha.

Tudela.

Eine von den ersten Städten, welche die Spanier bewohnet haben, war Tudela, in dem Lande der Musaer und Colymaer, an dem Ufer eines Flusses, Namens Zarbi. Die Beschwerlichkeit der Gebirge und die übermäßige Wildheit der Indianer aber macheten, daß ihre Stifter sie wieder verließen, um dem Peter von Orsua auf dem berühmten Zuge nach el Dorada zu folgen. Darauf baueten andere Spanier eine zweyte Stadt unter dem Namen Trinidad, nicht weit von der erstern, und verließen sie auch wieder, um sie an einen bequemern Ort zu legen, wo sie noch immer geblieben ist. Sie liegt achtzig Meilen gegen Nordwest von Santa Fe; und gegen Westen sechs von Sierras nievadas, welche sich, wie man gesaget hat, von der Provinz St. Martha bis an die magellanische Straße erstrecken. Herrera setzet diese Stadt sieben Grad von der Linie gegen Norden: sie kann aber nur, nach ihrer Entfernung von der Hauptstadt zu rechnen, nicht über fünf Grad seyn.

Trinidad.

Der Fluß Zarbi, welcher drey Meilen von Trinidad fließt, wird durch viele andere vergrößert; und da er seinen Lauf gegen Norden nimmt, so findet er sich zwischen zwey hohe Gebirge an einem Orte sehr eng zusammen gezogen, welchen die Indianer Furatena, das ist in ihrer Sprache, Männchen und Weibchen, nennen, ohne daß man den Ursprung dieses Namens weis. Das ganze Land war vordem reich an Smaragden, an Crystall so hart wie Diamant und vornehmlich an weißem und gestreiften Marmor. Der Berg Itoco that sich besonders wegen seiner vielen Edelgesteine sehr hervor; und von diesem Berge bis an den Berg Abipi hatte man in einem Raume von drey Seemeilen eine Menge Adern von den besten und schönsten Smaragden gefunden. Allein, sie sind entweder erschöpfet, oder der Mangel an Wasser schrecket auch die Arbeitsleute ab, daß man seit langer Zeit aufgehöret hat, weiter welche zu suchen. In den Gegenden um Trinidad findet man noch Berillen und Crystallen von einer wundersamen Weiße.

La Palma.

Eine andere Stadt eben der Provinz ist la Palma, welche von den Spaniern im 1572sten Jahre, funfzehn Meilen von Santa Fe gegen Nordwest in einer ziemlich heißen Gegend erbauet worden.

Tunia.

Tunia, eine Stadt, welche ihren Namen von der Provinz hat, worinnen sie liegt, ist zwey und zwanzig Seemeilen von Santa Fe gegen Norden auf einem hohen Hügel, welcher eine sichere Zuflucht wider die Streifereyen der Wilden ist. Sie ist außerdem der erste Stapel von der Handlung mit diesem ganzen Lande. Die Mischung der Luft ist daselbst angenehm und der Ueberfluß an Lebensmitteln erhält sie stets in sehr niedrigem Preise. Man kann daselbst auf einmal zweyhundert Mann Reiter ausrüsten; und man zählet daselbst nebst der Pfarrkirche zwey Klöster, eines für Dominicaner und eines für Franciscaner.

Pamplona.

Die Stadt Pamplona oder Pampeluna ist sechzig Seemeilen von Santa Fe gegen Norden. Die Dominicaner haben daselbst ein reiches Kloster. Diese Gegend ist wegen seiner Goldbergwerke und wegen seines Ueberflusses an Viehheerden berühmt.

St. Christoph.

Von Pamplona nach St. Christoph, welches auch gegen Norden liegt, rechnet man dreyßig Seemeilen. Diese Stadt ist an dem äußersten Ende einer kleinen Provinz, Grilta genannt, welche arm an Golde, aber reich an Viehheerden, und durch ihre vortrefflichen Weiden vermögend ist, sie zu mästen.

Merida.

Merida ist fast auf den Gränzen von Venezuela und des neuen Königreiches Grenada, vierzig Seemeilen von Pamplona und achtzehn von dem See Maracaibo. Man rühmet auch die Fruchtbarkeit ihres Bodens sehr, welcher nicht ohne einige Goldbergwerke ist.

St. Martha. Sie hat an dem Ufer des Sees einen Flecken, welcher zur Verführung ihrer Güter und Waaren dienet.

Belez. Belez, eine kleine Stadt, dreyßig Seemeilen von Santa Fe gegen Norden und funfzehn von Tunia hat nichts berühmtes, als ein reiches Franciscanerkloster. Ihre Gegend ist, wie die ganze benachbarte Provinz, gewaltigen Blitzen und andern Himmelsfeuern unterworfen. Man sieht daselbst einen feuerspeyenden Berg, welcher Wolken von Steinen auswirft.

Marequita. Die Stadt **Marequita**, welche man auch **St. Sebastian del Oro** nennet, ist dreyßig oder vierzig Seemeilen gegen Nordwest von Santa Fe. Sie liegt in einer sehr ebenen und gleichen Gegend an dem Fuße eines Gebirges, welches die Hitze in der Ebene sehr heftig machet; da man inzwischen durch eine wundersame Abwechselung, in dem kurzen Raume, den man bis nach Santa Fe hat, fast von Kälte bedrohet wird. Man giebt vor, es hätten hier die Spanier zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts sehr reiche Bergwerke entdecket. Marequita ist auch zweyhundert Seemeilen von Carthagena.

Ybague. **Ybague**, eine Stadt an den Gränzen des neuen Königreiches gegen Popayan, ist dreyßig Seemeilen von Santa Fe gegen Westen, und hat nichts merkwürdiges, als ein Dominicanerkloster.

Vittoria. **Vittoria de los Remedios** ist eine andere Stadt funfzig Seemeilen von Santa Fe gegen Nordwest, und hat viele Adern von verschiedenen Metallen.

Planis. Endlich **St. Juan de Planis**, eine Stadt funfzig Seemeilen von Santa Fe gegen Süden, wird für reich an Goldadern geschätzet.

Laet redet auf das Zeugniß eines Spaniers, welcher lange Zeit in Peru gelebet hatte, von einer Stadt des neuen Königreiches Grenada, Namens **Sarragossa** und von einem Goldbergwerke, welches er **Scuro** nennet: er getrauet sich aber nicht zu versichern, daß dieses nicht ein neuer Namen von einigen der genannten Oerter sey.

Das XI Capitel.

Reisen und Niederlassungen in dem nordlichen America.

Einleitung.

Einleitung. Es wird den Franzosen erlaubet seyn, saget Herr Prevot, alte Vortheile hervorzusuchen und gültig zu machen; und man wird einen Schriftsteller von eben der Nation nicht in dem Verdachte eines Schmeichlers halten dürfen, wenn er sich in diesem Stücke mit etwas mehr Gefälligkeit heraus läßt. In dieser Absicht hat er auch die Ansprüche der Spanier auf Canada oder Neufrankreich, als welches sie noch mit zu Florida

g) Im XIV Bande, wo man das, was hieher gehöret von der 16 bis 75 S. findet.

h) Man sehe davon im XIII Bande dieser Sammlung a. d. 188 S.

i) A. d. 17 S. des XIV Bandes dieser Sammlung.

k) Es ist solches Garcilasso de la Vega, aus dem Geblüte der peruanischen Yncae, welcher in der Mitte des 16ten Jahrhunderts zu Cusco gebohren

rida rechnen, nach dem P. Charlevoix widerleget, und die eigentlichen Gränzen dieses Landes zwischen Alt- und Neu-Mexico, Neu-Frankreich und dem nordlichen Carolina gesetzet. Zugleich hat er auch von den ersten Unternehmungen der Franzosen auf Florida und den Reisen eines Johann von Ribaut, eines Renatus Laudoniere, und eines Dominicus von Gourgues geredet, wobey er deren Niederlassungen daselbst von 1562 bis 1567, als das vornehmste Recht der Krone Frankreich auf diesen Theil des nordlichen America, sorgfältig anzuzeigen nicht vergessen hat. Weil wir aber dieses alles schon aus der Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich wissen, welche wir diesem Werke mit einverleibet haben *g*); und hingegen von den fernern Unternehmungen der Spanier auf Florida nach dessen erster Entdeckung von Ponce de Leon *h*), und der ersten spanischen Eroberung dieser Lande durch Ferdinand von Soto, welche der französische Jesuit und Geschichtschreiber von Neufrankreich sehr geringschätzig achtet *i*), nichts gedacht worden: so hat man geglaubet, man dürfte solches wohl nach einem beglaubten americanischen Schriftsteller, der nicht lange nach denen Zeiten gelebet hat *k*), für dasjenige allhier beybringen, was man zu übergehen genöthiget ist; und diesem auch eine kurze Nachricht von den Sitten und Gebräuchen der alten Floridaner beyfügen.

Soto 1537.

Der I Abschnitt.

Ferdinands von Soto Reise nach Florida.

Er erhält die Erlaubniß, Florida zu erobern. Es gesellen sich viele zu ihm. Sie gehen zu Schiffe. Verdrießlicher Zufall. Er scheitert beynahe in dem Hafen. Viele Indianer erhängen sich zu Cuba. Porcallo schlägt sich zu ihm. Er begiebt sich nach Havana; läßt dem Unterkönige zu Mexico sein Vorhaben melden; kömmt mit Ferdinand Ponce zu Havana zusammen; läßt ihm seinen Schatz wegnehmen; stellet ihm solchen wieder zu, und geht nach Florida. Poncens niederträchtiges Betragen.

Ponce von Leon hatte kaum die Entdeckung von Florida bekannt gemacht, so schicketen sich verschiedene habsüchtige Personen an, daselbst entweder Handlung zu treiben, oder sich auch dieses ganzen Landes zu bemächtigen. Allein, ihr Unternehmen war allezeit unglücklich, und es konnten weder Lucas Vasquez d'Ayllon, noch Pamphilo von Narvaez zu ihrem Zwecke gelangen. Endlich unternahm es Ferdinand von Soto, ein Sohn eines schlechten Edelmannes von Xeres von Badajox in dem portugiesischen Estremadura, welcher aber einer von den zwölf Eroberern von Peru war, und sich daselbst sehr hervorgethan hatte. Er erhielt auch von dem Kaiser Karl dem V im 1537sten Jahre die Erlaubniß dazu, und sollte er in dem Lande, welches er erobern würde, eine Strecke von dreyßig Seemeilen in der Länge und funfzehn in der Breite zu einem Marquisate errichten, und solches für sich und seine Nachkommen zum Eigenthume haben. Der Kaiser gab ihm auch die Statthalterschaft über St. Jago von Cuba, damit er aus dieser Insel alles nehmen könnte, was zu seiner Absicht nöthig wäre; und wenn er solche ausgeführet hätte, so sollte er allgemeiner Statthalter über Florida seyn.

Er erhält die Erlaubniß, Florida zu erobern.

Ddd 2 So

ren worden und 1560 nach Spanien kam, woselbst er 1591 seine Geschichte von Florida verfertigte, welche 1605 zu Lissabon unter folgendem Titel in 4 erschien; La Florida del Ynca. Historia del Adelantado Hernando de Soto escritta por el Ynca *Garcilasso de la Vega*.

Soto. 1538.

Es gesellen sich viele zu ihm.

So bald diese Zeitung in Spanien auskam: so glaubete man, Soto würde der Krone neue Königreiche zubringen. Weil er auch zu diesem Unternehmen alle sein Vermögen anwandte, welches er in Peru gewonnen hatte: so bildete man sich ein, es würde diese Eroberung jene weit übertreffen, und man würde sich sehr bereichern, wenn man mit ihm gienge. Es fanden sich also viele Leute von allerhand Stande bey ihm ein, die ihn begleiten wollten; und unter andern auch sieben Edelleute, die aus Peru zurück kamen, und keine andere Absicht hatten, als sich noch mehr zu bereichern. Innerhalb funfzehn bis sechzehn Monaten hatte Soto über neunhundert Spanier, worunter viele auf ihre eigenen Kosten dienen wollten, nebst allem, was zu seinem Vorhaben nöthig war, zu San Lucar de Barramede beysammen *l*).

Sie gehen zu Schiffe.

Als die Zeit zur Schiffahrt bequem war: so schiffete man sich auf zehn Schiffe ein, worunter sieben große und drey kleine waren. Der General Soto begab sich mit seiner ganzen Familie auf den St. Christoph; sein Generallieutenant Nugno Tovar nebst Karl Henriquez auf die Magdalena; Ludwig von Mescoso, Mestre de Camp, auf die Conception, welche über fünfhundert Tonnen war. Andreas Vasconcelo war Hauptmann auf der Gallion das gute Glück, und hatte ein Fähnlein portugiesischer Edelleute, wovon einige in Spanien gedienet hatten. Diego Garcia führete den St. Juan; und Arias Tinoco die St. Barbara. Alonso Romo de Cardeniosa war nebst dem Oberstfähndrich der Flotte Diego Arias Tinoco auf der Gallion St. Anton; und Pedro Calderon führete eine sehr schöne Caravelle und hatte in seiner Gesellschaft Misser Epindola, Hauptmann über sechzig Hellebardier von der Leibwacht des Generals. Außer dem befanden sich noch zwo Brigantinen dabey, welche zur Entdeckung sollten gebrauchet werden. Es schiffeten sich auch viele Geistliche und andere Ordensleute mit ein. Zu diesen gesellete sich noch die nach Mexico bestimmte Flotte, welche aus zwanzig Schiffen bestund. Soto war General darüber bis nach der Insel Cuba, wo sich diese Flotte absondern und nach Vera Cruz abgehen sollte, da denn Gonzalo von Salazar die Führung derselben bekam *m*).

Verdrießlicher Zufall.

Diese beyden Flotten giengen den sechsten April des 1538sten Jahres von St. Lucar ab. Soto befahl kurz vor Nacht seinem Vertrauten Silvestre, er sollte die Wachten besuchen, und dem Artilleriehauptmanne, das Geschütz zurechte zu halten, damit, wenn ein Schiff seine Schuldigkeit nicht beobachtete, man auf solches Feuer geben könnte. Dieses wurde so gleich ins Werk gerichtet, und um Mitternacht erhob sich einige Unordnung. Die Matrosen von Salazars Schiffe wollten die Leichtigkeit desselben zeigen, oder weil sie den General führeten, an der Spitze der Flotte seyn, oder sie wußten auch nicht, was bey einer Schiffsflotte gewöhnlich ist, und entferneten sich also auf einen Stückschuß weit, und fuhren des Soto seinem vor, welches sich an der Spitze befand. Silvestre erblickete dieses Schiff, weckete den Stückhauptmann auf und fragete ihn, ob solches von der Flotte wäre? Diesem dünkete es nicht, das Ansehen zu haben, weil die Matrosen, welche so vorgerücket wären, den Tod verdienen würden. Er ließ also Feuer auf solches geben. Der erste Schuß zerriß ihm die Segel, und der andere zerschmetterte ihm den Bord, der außer dem Wasser war. Diejenigen, die auf dem Schiffe waren, schrien, man sollte einhalten, sie wären von der Flotte. Indessen hatten sich die andern Schiffe auch schon in den Stand gesetzet,

l) Histor. del Florida Lib. I. c. 5. *m*) Ebendas. VI Cap.

Soto.1538.

gesetzet, auf dieses Schiff zu feuern, welches nach zerrissenen Segeln der Willkühr der Fluthen und des Windes überlassen war, und auf das Admiralsschiff zutrieb, welches ihm die Jagd gab. Dieses Unglück war fast noch verdrießlicher, als das andere. Die einen gedachten in der Furcht und Unordnung, worinnen sie sich befanden, mehr ihren Fehler zu entschuldigen, als ihr Schiff zu führen; die anderen hingegen meyneten, das, was Salazars Leute gethan hätten, wäre ein Zeichen der Verachtung, welches sie ahnden müßten, und hatten also nicht Acht, wie sie segelten. Als sie endlich sahen, daß diese beyden Schiffe zusammen stoßen würden: so bedieneten sie sich der Stangen und Piken, deren sie über dreyhundert zerbrachen, um nur die Gewalt des Stoßes aufzuhalten und die Gefahr abzuwenden. Sie konnten aber doch nicht hindern, daß sich diese Schiffe nicht mit dem Takelwerke in einander verwickelten und in Gefahr geriethen, zu Grunde zu gehen. Es kam ihnen bey dieser Verwirrung kein anderes Schiff zu Hülfe, und man wußte bey der Finsterniß der Nacht nicht recht, was man thun sollte. Endlich kam man auf den Einfall, das Takelwerk von Salazars Schiffe abzuhauen, welches diese ganze Unordnung verursachet hatte, wodurch sich denn Soto bald davon entfernete. Er war aber dieses Zufalles wegen über Salazarn sehr aufgebracht; und es fehlete nicht viel, so hätte er ihm den Kopf abschlagen lassen. Allein, Salazar entschuldigte sich, und man unterstützete ihn so nachdrücklich, daß Soto seinen Zorn fahren ließ, und was geschehen war, als einen bloßen Zufall ansah.

Er scheitert beynahe.

Die Flotte legete sich darauf an der Insel Gomera vor Anker, wo sich das Schiffsvolk erfrischete. Nach einigen Tagen segelte sie mit einem günstigen Winde wieder ab, und wurde zu Ende des Maymonates die Insel Cuba ansichtig. Hier erhielt Salazar Erlaubniß, sich von der Flotte zu trennen, und mit dem für Mexico bestimmten Volke abzugehen. Der General wollte so gleich in den Hafen einlaufen, als man einen Reiter sporenstreichs daher rennen sah, welcher dem Admiralschiffe aus vollem Halse zurief: **Backbord**, oder Rechter Hand. Dieser Reiter war von der Stadt San Jago abgeschickt worden, um das Schiff des Generales zu verführen, damit es zwischen den Bänken und Klippen scheitern möchte, welche an dem angewiesenen Orte befindlich waren. Man hielt es für ein französisches Raubschiff, welches einige Tage vorher ein scharfes Gefecht mit einem Spanier **Diego Perez** gehalten hatte, und glaubete, es käme zurück, die Stadt auszuplündern. So bald aber der Reiter erkannte, daß es ein freundschaftliches Schiff war, so winkete und schrie er ihnen noch stärker zu: **Stüerbord**, oder linker Hand! Er stieg ab vom Pferde, und gab ihnen durch allerhand Zeichen zu verstehen, sie sollten dieser und nicht seiner ersten Anweisung folgen. Indessen hatten die Matrosen das Schiff doch schon so weit rechter Hand gewandt, daß es, alles Fleißes ungeachtet, gegen eine Klippe stieß. Man glaubete, es sey geborsten, und nahm zum Pumpen seine Zuflucht. Anstatt des Wassers aber zog man nur Wein, Brantewein, Weinessig und Oel heraus; und es fand sich, daß von dem Stoße bloß einige Fässer zersprungen waren, das Schiff selbst aber keinen Läk bekommen hatte n).

Viele Indianer erhängen sich zu Cuba.

Soto lief also glücklich ein, und nahm von seiner Statthalterschaft auf dieser Insel Besitz. Er hielt sich fast drey Monate daselbst auf, besuchete alle Plätze derselben, und bestellete Richter und Verweser darinnen an seiner Statt. Er kaufete viele Pferde zu seiner Unternehmung von den Einwohnern, welche schon damit nach Peru und Mexico handelten. Die Insel war damals reich und noch voller Indianer. Die meisten aber erhingen sich;

n) Ebendas. VII Cap.

Soto 1538.

sich, nicht lange nach des Soto Ankunft, aus folgenden Ursachen. Weil die Völker in Cuba von Natur faul sind, und das Erdreich von selbst vieles hervor bringt: so gaben sie sich nicht viele Mühe, solches zu bauen. Sie säeten bloß ein wenig großen Hirse, den sie jährlich erndteten, so viel sie zur Nothdurft ihres Lebens braucheten. Das Gold achteten sie nicht, weil es nicht zum Leben nöthig war; und konnten es also auch nicht ertragen, daß die Spanier sie zwangen, solches aus denen Oertern zu ziehen, wo man es antraf. Damit sie also nicht genöthiget wären, etwas zu thun, wovor sie so vielen Abscheu hatten: so erhingen sie sich fast alle; und man fand an einem Morgen in einem einzigen Dorfe funfzig Familien, die sich aus Verzweifelung auf solche Art das Leben genommen. Die Spanier erschracken über einen so gräulichen Anblick, und bemüheten sich, die übrigen von einer so grausamen Entschließung abzuziehen *o)*: es war aber vergebens; und meist alle ihre Nachbaren endigten dergestalt ihre Mühseligkeit mit ihrem Leben; daher heutiges Tages die Insel ganz von ihren ehemaligen Einwohnern entblößet ist *p)*.

Porcallo schlägt sich zu Soto.

Inzwischen hatte Soto unter einem seiner Hauptleute **Mateo Aceituno**, Truppen zur See nach Havana geschickt, um den Ort wieder aufzubauen, welchen die französischen Corsaren verheeret hatten, und machete sich zur Eroberung von Florida fertig, worinnen ihm **Vasco Porcallo von Figueroa** hülfreiche Hand both. **Porcallo** war von gutem Herkommen, und besaß Vermögen und Herzhaftigkeit. Er hatte lange Zeit die Waffen geführet, und in Europa und America vieles ausgestanden. Da er nun in die Jahre kam, und des Krieges überdrüßig war: so begab er sich nach Trinidad, einer Stadt auf der Insel Cuba. Auf die Nachricht aber, daß Soto mit einem Heere nach San Jago gekommen wäre, besuchete er ihn, und hielt sich einige Tage lang daselbst auf. Weil er nun so viele tapfere Leute bey ihm, und so große Zurüstungen auf Florida sah: so kam ihm die Lust an, noch einmal die Waffen zu ergreifen. Er gab sich also bey dem Generale an, und überbrachte ihm zugleich allen seinen Reichthum. Soto nahm ihn mit Freuden auf, und machete ihn, anstatt des **Nugno Tovar**, welcher sich wider seinen Willen verheirathet hatte, zu seinem Generallieutenante. Sein Beyspiel munterte noch viele andere in der Insel auf, dem Generale zu folgen, welches denn seine Mannschaft überaus verstärkete *q)*.

Er begiebt sich nach Havana,

Gegen das Ende des Augustmonates begab sich Soto, in Begleitung von funfzig Reitern, nach Havana, und befahl seiner übrigen Reiterey, die aus dreyhundert Mann bestund, ihm in kleinen Haufen nachzufolgen: das Fußvolk aber ließ er längst der Küste hingehen. So bald er daselbst angekommen war, befahl er dem **Juan von Aniasco**, zwo Brigantinen zu bemannen, die Küsten von Florida zu entdecken, und von den Flüssen und Menschen Kundschaft daselbst einzuziehen. Aniasco kam, nachdem er zween Monate an der Küste herum gefahren, und viele Oerter besuchet, mit einer genauen Nachricht von dem, was er allda gesehen hatte, zurück, und brachte zwo Personen aus dem Lande mit.

läßt dem Unterkönige in Mexico sein Vorhaben melden.

Aniasco wurde noch einmal abgeschicket, den besten Ort auszusuchen, wo man an das Land steigen könnte. Unterdessen bekam Soto Nachricht, daß der Unterkönig in Mexico **Men-**

o) Ein anderer Geschichtschreiber erzählet eine sehr schlaue That, deren sich ein Spanier, des **Vasco Porcallo** Verwalter, bedienete, um einige von diesen Indianern in Cuba abzuhalten, daß, sie sich nicht erhingen. Er nahm einen Strick in die Hand, und gieng zu ihnen an den Ort, wo er wußte, daß sie zusammen kommen, und dergleichen vornehmen wollten. Er sagete zu ihnen: er wollte sich mit ihnen zugleich aufhängen, damit er sie nach ihrem Tode in der andern Welt noch hun-

Mendoza Truppen zur Eroberung von Florida anwerben ließ. Weil er nun befürchtete, es möchte einige Verdrießlichkeiten setzen, wenn sie einander begegneten: so entschloß er sich, dem Unterkönige seine Bestallung mitzutheilen, die er von dem Kaiser dazu hatte. Er ließ ihn also ersuchen, er möchte ihn in seiner vorhabenden Eroberung nicht stören; worauf der Unterkönig zur Antwort gab: Florida wäre ein großes Land, es könnte ein jeder daselbst genug zur Befriedigung seiner Ehrliebe finden; Soto könnte seine Reise in aller Sicherheit fortsetzen; er schickete seine Truppen an ganz andere Orte, als wo er seine Flotte hinzuführen dächte; er wollte ihm nicht schaden, sondern wünschete vielmehr, ihm dienen zu können. Soto war mit dieser Antwort zufrieden, und fing nunmehr an, sein Volk einzuschiffen, nachdem er seine Gemahlinn Isabella von Bovadilla zur Regentinn in Cuba währender seiner Abwesenheit bestellet hatte r).

Soto. 1538.

Kömmt mit Ferdinand Ponce zu Havana zusammen.

Indem er nun auf einen günstigen Wind wartete, unter Segel zu gehen: so hielt sich Ferdinand Ponce, welcher in See war, halsstarriger Weise daselbst auf, damit er nicht bey Havana anlegen dürfte. Der Sturm aber zwang ihn dazu. Er wollte nicht in den Hafen einlaufen, weil er sich mit Soto bey dessen Abreise aus Peru verglichen hatte, sie wollten ihr Glück und Unglück mit einander theilen. Denn Soto war entschlossen, wieder dahin zu kehren, und der Belohnungen zu genießen, welche seine Dienste bey der Eroberung dieses Reiches verdienet hatten. Weil er aber nachher seinen Entschluß geändert: so erhielt Ponce vom Pizarro ein Land, in welchem er viel Gold, Silber und Edelgesteine sammelte. Er ließ sich auch einige Schulden bezahlen, welche ihn Soto einzutreiben gebethen; und nachdem er sich bereichert hatte, so nahm er den Weg nach Spanien. Zu Nombre de Dios aber erhielt er die Zeitung, daß sich Soto zur Eroberung von Florida rüstete. Er bemühete sich daher, weiter zu gehen, aus Furcht, er möchte gezwungen werden, mit ihm zu theilen, und Soto möchte unter dem Vorwande seiner Unternehmung sich seiner Reichthümer oder wenigstens eines Theiles derselben bemächtigen.

Läßt ihm seinen Schatz wegnehmen.

So bald Ponce im Hafen war, ließ ihn der General bewillkommen, und besuchete ihn darauf selbst, damit er ihn nöthigen möchte, ans Land zu steigen. Ponce meldete ihm, er befände sich von dem Sturme so schlecht, daß er nicht aus dem Schiffe treten könnte: so bald er sich aber ein wenig erhohlet hätte, wollte er sich seiner höflichen Anerbiethungen zu Nutze machen. Soto drang aus Gefälligkeit nicht in ihn. Weil er aber etwas argwohnete: so wollte er ihn auf die Probe stellen. Indessen trauete Ponce dem Generale auch nicht, und wollte gern seinen Reichthum, den er aus Peru mitbrachte, vor ihm verbergen, damit er nichts davon erführe. Er befahl also, man sollte um Mitternacht alles Gold, und alle die Perlen und Edelgesteine, welche über vierzig tausend Thaler werth waren, aus seinem Schiffe abhohlen, und in das Haus eines seiner Freunde bringen. Dieses glückete ihm aber nicht. Denn als diejenigen, die auf ihn Acht hatten, ein Schiff ankommen sahen: so hielten sie sich ganz still und versteckt; und da sie den Schatz ausgeschiffet sahen, so fielen sie diejenigen an, die ihn in Verwahrung genommen, jageten sie in die Flucht, bemei-

hundertmal ärger plagen könnte, als er in dieser gethan hätte. Diese Rede machete, daß sie von ihrem gefaßten Entschlusse abstunden, und mit ihm zurück giengen, alles dasjenige zu thun, was er ihnen befehlen würde. Man sieht daraus, wie sehr sie die Spanier müssen gehasset haben.

p) Am angef. Orte X Cap.

q) Ebendas. XI Cap.

r) Ebendas. im XII Cap.

Soto 1539.

bemeisterten sich der Beute, und brachten sie dem Generale, welcher befahl, sie sollten nichts davon laut werden lassen.

stellet ihm solchen wieder zu.

Den andern Morgen kam Ponce, welcher das Betrübniß über seinen verlorenen Schatz verbiß, zum Generale, wo sie eine lange Unterredung mit einander hatten. Weil nun auch das Gespräch auf das Unglück der vorigen Nacht kam: so beschwerete sich Soto gegen Poncen, daß er ein Mistrauen in ihn setzete; und damit er ihm zeigete, daß er Recht hätte, sich zu beschweren, so ließ er die Edelgesteine hervor bringen, und stellete sie ihm wieder zu, mit der Versicherung, wenn ein einziger daran fehlete, so sollte er ihn wieder haben, damit er erkennete, daß er die Güter der Gesellschaft nicht anrühren wollte, und seine Aufführung von seiner ganz unterschieden wäre. Er sagete dabey, der Aufwand, den er gemacht hätte, die Erlaubniß zu erhalten, Florida zu erobern, wäre in der Absicht geschehen, allen Vortheil, den er davon haben könnte, mit ihm zu theilen, und er hätte sich darüber in Gegenwart vieler redlichen Leute erkläret; nichts destoweniger käme es auf ihn an, ob er mit nach Florida gehen wollte; wenn er es wünschete, so wollte er der Titel und Gerechtsamen entsagen, die ihm zugestanden worden; und er würde ihm verbunden seyn, wenn er ihm meldete, was er zu ihrem gemeinschaftlichen Besten für zuträglich hielte; er sollte bey ihm alle Treue und Redlichkeit antreffen, die man von einem großmüthigen Manne erwarten könnte.

Poncens Betragen dagegen.

Ponce wurde über sein Verfahren ganz beschämet, und erstaunete noch mehr über die Art, wie man mit ihm redete. Er ersuchete den General, ihm seinen Fehler zu verzeihen, und ihn noch ferner zu lieben. Er bath ihn auch, es für genehm zu halten, daß ein jeder seine Reise fortsetzen möchte, und die Gesellschaft zu erneuern, wozu er zehntausend Thaler in Isabellen von Bovadilla Hände niederlegete, deren sich der General zum Vortheile der Gesellschaft bedienen könnte. Soto ließ sich solches gefallen; und weil ihm der Wind günstig und alles zu seiner Abreise schon veranstaltet war, so nahm er von Poncen Abschied, und stach mit seinen Schiffen den 12ten May, 1539 in See. Kaum aber war er abgesegelt, so überreichete Ponce dem Richter zu Havana ein Schreiben, worinnen er vorstellete, er wäre dem Generale Soto nichts schuldig, und hätte nur aus Furcht, er möchte sich alles dessen bemächtigen, was er aus Peru mitgebracht, seiner Gemahlinn zehntausend Thaler zugestellet: er bäthe also, man möchte sie anhalten, daß sie ihm diese Summe wieder herausgäbe, oder er würde sich bey dem Kaiser darüber beschweren. Diese Dame antwortete darauf, es wären zwischen ihrem Gemahle und Poncen, vermöge ihres mit einander gemachten Gesellschaftsvertrages noch einige Rechnungen abzuthun, auf welche Ponce noch über funfzigtausend Ducaten schuldig wäre; sie bäthe also, man möchte ihn so lang anhalten, bis man die Rechnungen untersuchet hätte, welche sie mit ehestem vorzulegen versprach. Ponce, welcher in der That eine große Summe an die Gesellschaft schuldig war, erschrack über diese Gegenantwort, trieb seine Forderung nicht weiter, sondern eilete, daß er wieder in die See kam s).

Der

s) Am angef. Orte XIII Cap.

Soto. 1539.

Der II Abschnitt.

Ferdinands von Soto Verrichtungen in Florida.

Ankunft desselben. Haß des Cacique Hirriga wider die Spanier. Tod dreyer Spanier und Marter, die Juan Ortis aussteht. Ortis rettet sich. Großmuth des Cacique Mucozo. Soto läßt Ortis abfordern. Mucozo schicket ihn ab. Die Spanier werden irre geführet. Ortis und Gallego kommen zusammen. Mucozo besuchet den General. Seine Mutter kömmt ins Lager. Zurüstungen, weiter ins Land zu gehen. Gallego geht nach Urribaracuxi. Unfall des Porcallo. Bericht von Gallego. Uebergang über einen Morast. Silvester bringt dem Moscoso Befehle von Soto. Dessen Rückkehr. Provinz Acuera. Trotz des dasigen Cacique. Die Spanier gehen nach Ocaly. Verstellete Freundschaft des dasigen Cacique. Die Spanier rücken in Ochile in der Provinz Vitachuco ein. Des Ochile Bruder kömmt ins Lager und schicket zu Vitachuco; dessen Antwort. Er suchet die Spanier zu erschrecken; begiebt sich zu ihnen, und will sie heimlich ermorden lassen. Solches wird verrathen, und er selbst ergriffen. Die Indianer werden zerstreuet; und viele in den Teich gejaget. Muth derselben. Vitachuco ist nicht zu gewinnen. Neue Verrätherey und Tod desselben. Folgen davon. Die Spanier rücken nach Ossachile.

Ankunft desselben.

Nachdem Soto neunzehn Tage zur See gewesen: so entdeckete er Florida zu Ende des Mayes, und legete sich in einer sehr schönen Bay, die man Spirito santo nannte, vor Anker. Den andern Morgen schickete er Kähne ans Land, welche mit einigen wilden Trauben, die noch ganz grün waren, zurück kamen. Der General urtheilete aus denselben, da sie den spanischen Trauben gleich waren, und er dergleichen weder in Peru noch Mexico gesehen hatte, von der Fruchtbarkeit des Landes, und befahl so gleich dreyhundert Mann, im Namen des Kaisers davon Besitz zu nehmen. Der General ließ zugleich die übrigen ans Land setzen; und nachdem sie sich neun Tage lang erfrischet hatten, so marschirete er ungefähr zwo Seemeilen in das Land hinein bis zu dem Hauptsitze Hirriga *t*), welcher den Namen des Landes und des Herrn führete. Denn in Florida haben gemeiniglich die Provinz, der Cacique und sein Hauptort einerley Namen.

Haß des Cacique Hirriga wider die Spanier.

Indem der General also anrückete: so verließ der Cacique, welchen die Ankunft so vieler bewaffneten Spanier in Furcht setzete, den Ort, und begab sich in die Gehölze, woraus man ihn nicht bringen konnte, was für vortheilhafte Vorschläge man ihm auch that. Er war wider die Spanier aufgebracht, weil sie ihm vormals die Nase abgeschnitten, und seine Mutter von den Hunden hatten zerreißen lassen. Seine Rache gieng bis zu den entsetzlichsten Grausamkeiten. Einige Zeit nachher, da Narvaez aus seinem Lande wieder abgegangen war, kam eines von dessen Schiffen, welches zurück geblieben, auf die Rheede und suchete ihn. Der Cacique wünschete nichts mehr, als das Schiffsvolk in seine Hände zu bekommen. Er ließ ihnen also sagen, ihr Hauptmann hätte ihm Befehle hinterlassen, was sie thun sollten, wenn sie ungefähr in seinen Hafen kämen. Zu dem Ende zeigete er ihnen auch einige Blätter weißes Papier nebst Briefen, die er vom Narvaez erhalten, da er noch gut mit ihm stund. Die Spanier ließen sich dadurch aber nicht verleiten, daß sie ans Land stiegen. Hirriga schickete ihnen also viere von seinen vornehmsten Unterthanen zu Geiseln, und durch diese List glückete es ihm, daß er vier Spanier dagegen an das Land bekam. So bald die Indianer auf dem Schiffe muthmaßeten, daß solche in ihres Herrn

t) Oder Hirrihigua.

Soto. 1539.

Herrn Gewalt seyn würden: so sprangen sie ins Meer und schwammen unter dem Wasser davon u).

Tod dreyer Spanier.

Hirriga verwahrete die Gefangenen sorgfältig bis zu einem Feste, welches in wenigen Tagen sollte gefeyret werden. Als solches erschien: so ließ er die Spanier ganz nackend öffentlich vortreten, und nöthigte sie, Reihe herum von einem Ende des Platzes bis zum andern zu laufen. Man schoß von Zeit zu Zeit mit Pfeilen nach ihnen, damit ihr Tod desto langsamer, und ihre Marter desto empfindlicher wäre. Der Cacique sah mit Vergnügen zu, wie die drey Spanier von einem Ende zum andern dem Tode vergebens zu entrinnen sucheten. Was den vierten betraf, welcher Juan Ortis hieß, und nur erst achtzehen Jahre alt und wohlgebildet war, so nahmen sich die Frau und Töchter des Cacique seiner an, und bathen für ihn. Der Cacique behielt ihn also nur zu seinem Sclaven. Allein, diese Gnade war fast ärger, als der Tod. Man zwang ihn, beständig Holz und Steine zu tragen, und bey den öffentlichen Lustbarkeiten mußte er auf einem großen Platze von einem Ende zum andern laufen, wo sie mit ihren Pfeilen bereit stunden, ihn zu durchschießen, wofern er sich ausruhen wollte. Dieses Laufen währete vom Aufgange der Sonne bis in die späte Nacht, da er denn vor Mattigkeit mehr todt, als lebendig, war, und nur bey des Hirriga Frau und Töchtern Mitleiden fand, die ihn wieder zu erquicken sucheten. Dadurch aber wurde er allezeit zu neuen Martern aufbehalten. Der Cacique ließ an einem solchen Festtage mitten auf dem Platze ein Feuer anzünden, einen Bucan, oder hölzernen Rost über die Kohlen setzen, und seinen Sclaven darauf legen, um ihn lebendig zu braten. Sein erbärmliches Geschrey aber zog noch des Caciquen Töchter herbey, daß sie ihm zu Hülfe kamen, und ihn halb verbrannt in ihr Haus tragen ließen, wo sie seine Wunden bald wieder heileten. Als ihn der Cacique nach einigen Tagen also heil sah: so freuete er sich, daß er seine Rache noch länger an ihm ausüben könnte, und erfand eine neue Art von Marter, wobey ihm seine Töchter nicht einreden, noch dem armen Ortis helfen konnten. Er befahl ihm, die todten Leichname der Einwohner seines Wohnplatzes Tag und Nacht zu bewachen. Diese Leichname lagen mitten in einem Walde in hölzernen Särgen, mit Brettern bedecket, welche aber nicht darauf fest gemacht, sondern bloß darüber geleget waren, und von einigen Steinen oder Stücken Holz auf denselben fest gehalten wurden. Weil nun die Löwen, deren es in diesem Lande viele giebt, zuweilen die Körper aus diesen Särgen hohleten: so sollte Ortis Acht haben, daß sie keinen entführeten, bey Strafe lebendig verbrannt zu werden. Er bekam zu seiner Vertheidigung wider diese wilden Thiere vier Wurfspieße, und gieng mit Vergnügen in den Wald, woselbst er etwas ruhiger zu leben gedachte. Indessen geschah es doch, daß, als er des Nachts einmal eingeschlafen war, ein Löwe einen Sarg entdeckete, und ein Kind daraus weghohlete. Ortis erwachete von dem Falle der Bretter, lief hinzu und sah, daß die Leiche weg war. Aus Angst, daß es nun um sein Leben gethan seyn würde, eilete er dem Löwen nach, um zu versuchen, ob er ihm den Raub wieder abjagen, oder auch einen kürzern Tod von ihm erhalten könnte, als welchen er sonst zu befürchten hatte, wenn die Unterthanen des Hirriga den Morgen die Särger besucheten, und eines leer fänden. Er hörete auch bald etwas, als einen Hund an einem Knochen nagen. In den Gedanken, daß solches wohl der Löwe seyn könnte, schlich er sich durch die Gesträuche, und sah bey dem Mondenscheine, wie der Löwe seinen Raub verzehrete.

und Marter, die Juan Ortis aussteht.

u) Histor. del Florida Lib. II. cap. I.

zehrete. Er fassete ein Herz, und schoß einen seiner Wurfspieße so glücklich, daß er den Löwen tödtete x). Er legete das, was noch von dem Kinde übrig war, wieder in den Sarg, und schleppete den Löwen zum Hirriga. Weil es nun in diesem Lande etwas erstaunliches war, einen Löwen zu erlegen, wo sie gleichwohl nicht so grimmig sind, als in Africa: so wurde Ortis für ein Wunder der Tapferkeit angesehen, und auch von dem Cacique auf einige Zeitlang ein wenig besser gehalten. Gleichwohl aber erwachete die Begierde zur Rache bey dem Cacique, so oft er seiner nur ansichtig ward, und er entschloß sich endlich, ihn bey dem ersten Feste hinrichten zu lassen.

Soto. 1539.

Seine Frau und Töchter, welche seine hitzige Gemüthsart kannten, durften nichts dawider sagen. Gleichwohl war die älteste entschlossen, den Ortis zu retten, und meldete ihm also, was vorgieng. Zugleich sagete sie ihm, er sollte nur nicht verzweifeln, sie wollte ihn aus der Gefahr reißen, wofern er Muth genug hätte, zu entfliehen; er sollte in der folgenden Nacht zu einer gewissen Zeit, und an einem gewissen Orte, einen Indianer antreffen, auf den sie sich verlassen könnte; der sollte ihn bis an eine gewisse Brücke, zwo Meilen von dem Orte bringen, und alsdann vor Tage wieder zurück kehren, damit der Cacique sich wegen seiner Flucht, an niemanden rächen könnte. Sie setzete hinzu, sechs Meilen jenseits der Brücke würde er einen Wohnplatz antreffen, dessen Herr Mucozo hieße, und der sie zu heirathen wünschete: diesem sollte er sagen, sie schickete ihn zu ihm, und sie wäre versichert, daß er ihn aus Achtung gegen sie beschützen würde. Ortis dankete ihr auf den Knien für ihre Gewogenheit, und schickete sich zur Flucht an. Kaum waren des Hirriga Leute eingeschlafen, so suchete er seinen Führer, den er an dem bestimmte Orte antraff. Er gieng heimlich mit ihm fort; und als sie die Brücke erreichet hatten, so bath er den Indianer, daß er ihn auf den rechten Weg weisen möchte y.)

Ortis rettet sich.

Ortis kam also glücklich zu dem Wohnsitze des Mucozo. Zween Indianer, welche ihm begegneten, wollten ihn erschießen. Ortis aber meldete ihnen, daß er von des Hirriga Tochter an den Mucozo geschickt wäre. So gleich kehreten sie mit ihm wieder nach dem Flecken, und meldeten es ihrem Cacique, welcher ihm entgegen kam. Ortis berichtete ihm seinen Zustand, und bath ihn, um die Liebe, die er zu des Hirriga Tochter trüge, er möchte doch ihre Absicht erfüllen, und ihn in seinen Schutz nehmen. Mucozo versprach ihm solches gleich, mit der Versicherung, so lang er lebete, sollte ihm niemand etwas zu Leide thun. Er hielt sein Wort treulich, und begegnete ihm besser, als es Ortis jemals gehoffet hätte. Er mußte Tag und Nacht um ihn seyn, und seine Achtung gegen ihn wuchs, da er vernahm, daß er einen Löwen erleget hätte.

Großmuth des Cacique Mucozo.

Indessen bekam Hirriga Nachricht, daß sein Sclave beym Mucozo wäre, und er ließ ihn also durch den Cacique Urribaracuxi, ihren gemeinschaftlichen Freund, abfordern. Mucozo aber gab zur Antwort: Ortis hätte sein Haus zu einer Zuflucht und seinem Sicherheitsorte erwählet, daher er niemals erlauben würde, daß man ihn daraus weghohlete. Der Verlust eines Menschen, welchen Hirriga wollte hinrichten lassen, wäre ja nicht beträchtlich. Auf diese Antwort besuchete Hirriga den Mucozo selbst, aber vergebens. Sie zerfielen mit einander, und Mucozo wollte lieber seine Liebe aufgeben, als sein Wort brechen.

x) Am angef. Orte II Cap.
y) Am angef. Orte III Cap. des II Buches.

Soto. 1539.

Soto läßt Ortis abfordern.

Ortis blieb also bey ihm, bis Soto in das Land kam, und lebete in allem zehn Jahre unter den Indianern; anderthalb nämlich bey dem Cacique, der ihn marterte, und die übrige Zeit bey seinem Beschützer. Als Soto in dem Flecken Hirriga war: so vernahm er dessen Begebenheiten, wovon er schon etwas zu Havana, von einem derjenigen Indianer erfahren hatte, welche Aniasco aus Florida mitgebracht. Weil aber solcher den Namen Ortis Orotis aussprach: so glaubeten die Spanier, ungeachtet ihrer Dolmetscher, der Indianer versicherte, sein Land wäre reich an Golde. Jedoch als der General nun gewiß wußte, daß sich Ortis beym Mucozo aufhielt: so befahl er dem Majorsergenten des Heeres, Balthasar von Gallego, ihn von da abzuhohlen, und den Cacique zu versichern, die Spanier nähmen Antheil an der Gnade, die er dem Ortis erwiesen, und er würde sehen, daß er sich keine Undankbare verbunden hätte, wofern er zu ihnen kommen wollte; wie es ihnen denn eine Freude seyn würde, einen so großmüthigen Mann zum Freunde zu haben.

Mucozo schicket ihn ab.

Gallego gieng so gleich mit sechzig Lanzen ab; und Mucozo erfuhr unterdessen, daß die Spanier zu Hirriga angekommen wären, das Land zu erobern. Weil er sich nun vor diesen Völkern fürchtete: so redete er mit Ortis davon, und sagete zu ihm, itzo zeigete sich eine Gelegenheit, wo er ihm seine Erkenntlichkeit beweisen könnte; er wollte ihn mit funfzig von seinen vornehmsten Unterthanen zu dem Generale schicken, welchem er seine Freundschaft anbiethen, und sein Land in dessen Schutz geben sollte. Ortis war über diesen Auftrag erfreuet, und versicherte ihn, die Spanier würden seine Großmuth erkennen, und ihn als ihren besondern Freund ansehen. Die funfzig Indianer, welche ihn begleiten sollten, wurden so gleich ernannt; und er nahm mit ihnen den Weg nach Hirriga.

Die Spanier werden irre geführet.

Unterwegens merkete er an einigen Fußtapfen, daß hier Spanier gewesen seyn müßten, die vielleicht irre gegangen, oder verführet worden wären. Des Gallego Wegweiser hatte auch wirklich den Einfall gehabt, er dürfte die Spanier nicht richtig führen, weil sie doch nur als Feinde kämen, und seinen Landesleuten ihre Freyheit, nebst ihrem Vermögen nehmen würden. Er gieng also von dem rechten Wege ab, und lenkete sich nach der See zu, in der Absicht, sie in einige Moräste zu bringen, worinnen sie umkommen müßten. Die Spanier merketen seine Bosheit nicht eher, als bis einige von ihnen die Spitzen von den Mastbäumen ihrer Schiffe zwischen den Bäumen erblicketen. Man meldete es dem Gallego, welcher dem Wegweiser seinen Spieß durch den Leib stoßen wollte, wodurch solcher aus Furcht bewogen wurde, sie wieder auf den rechten Weg zu bringen [z].

Ortis und Gallego kommen zusamen.

Ortis, welcher dergleichen Verrätherey argwohnete, entschloß sich mit seinem Haufen, den entdecketen Spuren zu folgen. Er traf auch den Gallego mit seinen Leuten gar bald auf einer großen Ebene an, die auf der einen Seite mit einem dicken Walde besetzet war. Die Indianer waren so gleich der Meynung, in das Gehölze zu laufen, weil man sich der Gefahr aussetzete, von den Christen übel begegnet zu werden, wenn man nicht vorher, ehe man zu ihnen käme, als ihr Freund erkannt worden. Ortis achtete auf ihren Rath nicht, sondern glaubete, es wäre genug, daß er ein Spanier wäre, und seine Nation würde ihn nicht verkennen. Weil er aber auf indianisch gekleidet war, eine mit Federn bedeckete Mütze auf dem Kopfe, kurze Hosen am Leibe, und Bogen und Pfeile in der Hand hatte: so gieng es nicht so, wie er dachte. Denn so bald ihn die Spanier mit seinem Haufen ankommen sahen, so verdoppelten sie ihren Marsch, und fielen über die Indianer her. Diese

z) Ebendas. IV und V Cap.

sie aber hielten nicht Stand, sondern flohen gleich in die Gebüsche. Jedoch wurde einer von ihnen, welcher seinen unerschrockenen Muth zeigen wollte, mit einer Lanze verwundet. Ortis, welcher ebenfalls eine Lanze auf sich gerichtet sah, parirete solche anfänglich mit seinem Bogen aus. Weil er aber befürchtete, jedennoch niedergestoßen zu werden: so fing er an Xibilla, Xibilla für Sevilla zu rufen, und machete zugleich mit seinem Bogen ein Kreuz, um dadurch anzuzeigen, daß er ein Christ wäre; denn sagen konnte er es nicht. Er hatte seine Muttersprache die Zeit über, da er bey den Indianern gelebet, und sie nicht geredet hatte, dergestalt vergessen, daß er auch seinen Geburtsort, Sevilla, nicht mehr recht aussprechen konnte. Bey Anhörung des Wortes Xibilia fragete ihn der Spanier, wer er wäre? und nachdem er geantwortet hatte: **Ortis**: so nahm er ihn bey dem Arme, warf ihn hinten auf sein Pferd, und eilete voller Freuden mit ihm zum Gallego. Dieser ließ eiligst seine Leute zurückrufen, welche den Indianern nachsetzeten. Ortis gieng selbst in den Wald, rief seine Gefährten, und schrie ihnen zu, sie könnten in aller Sicherheit zurück kommen. Die einen aber liefen voller Schrecken zum Mucozo, und gaben ihm von allem, was vorgegangen war, Nachricht. Die andern, welche nicht so furchtsam waren, und sich auch nicht so weit verlaufen hatten, kamen auf Ortis Rufen einer nach dem andern wieder aus dem Walde hervor. Sie waren aber insgesammt böse auf ihn, und schalten seine übele Ausführung, die auch selbst von den Spaniern getadelt wurde, welche für den verwundeten Indianer alle Sorgfalt tragen ließen. Man schickete jemand zu dem Cacique Mucozo, um ihn aus der Bekümmerniß zu ziehen, worein ihn die Flüchtigen würden gesetzet haben, und gieng wieder nach dem Lager zurück *a*).

Mucozo besuchet den General.

Es war schon spät in der Nacht, als man daselbst ankam. Der General wunderte sich über eine so schleunige Zurückkunft, und bildete sich ein großes Unglück deswegen ein. Als ihm aber Ortis zu Gesichte kam: so fassete er wieder Muth. Er ließ ihm eine schwarzsammtene Jacke geben, die aber Ortis nicht am Leibe leiden konnte, weil er sich angewöhnet hatte, nackend zu gehen. Er trug nichts weiter, als ein Hemde, leinwandene Höschen, eine Mütze, und Schuhe, bis er sich nach und nach wieder Kleider zu tragen gewöhnete. Soto begegnete denen Indianern, welche den Ortis begleitet hatten, gütlich, und ließ den Mucozo freundschaftlich zu sich einladen. Er erkundigte sich beym Ortis nach der Beschaffenheit, und einigen besondern Umständen des Landes. Ortis aber konnte ihm nicht viel Nachricht davon geben. Er hatte sich niemals weit ausgewaget, aus Furcht, er möchte dem Hirriga wieder in die Hände gerathen, oder von seinen Leuten ermordet werden: doch wußte er, daß das Land immer fruchtbarer würde, je weiter man hineinkäme. Indem Ortis also mit dem Generale redete, kam Nachricht, Mucozo näherte sich in Begleitung vieler Indianer dem Lager. Man sah ihn auch fast eben so bald, als die Nachricht einlief, und führete ihn zum Generale, welcher sich für die Güte bedankete, die er gegen Ortis gehabt hätte. Mucozo erklärete sich dagegen, man wäre ihm dafür keine Verbindlichkeit schuldig, er hätte bloß gethan, was er, als ein Cacique, hätte thun müssen, und sonst auf nichts weiter gesehen: er hätte auch den Ortis bloß abgeschickt, um zu verhindern, daß die Völker seine Länder nicht verheereten; indessen wäre es ihm lieb, daß der General, für den er eine besondere Hochachtung hätte, sein Betragen so günstig auslegete; er bäthe ihn, sein Freund zu seyn, und ihn unter seinen Schutz zu nehmen; er wollte künftig nur den Kai-

a) Ebendas. VI Cap.

Soto. 1539.

ser und ihn für seinen rechtmäßigen Oberherrn erkennen. Porcallo und die andern Hauptleute verwunderten sich über die gesunde Vernunft dieses Cacique und erwiesen ihm viel Ehre b).

Seine Mutter kömmt ins Lager.

Zween Tage darnach kam des Mucozo Mutter, welche ihn niemals zu den Spaniern würde haben gehen lassen, wenn sie bey seiner Abreise gegenwärtig gewesen wäre, zum Soto ins Lager. Die Traurigkeit saß ihr im Gesichte; und sie schien so voller Unruhe über ihren Sohn zu seyn, daß sie den General gleich bey ihrer Annäherung beschwur, ihr den Mucozo wieder zu geben, aus Furcht, man möchte ihm eben so begegnen, als dem Hirriga. Sie erboth sich, für ihren Sohn zu sterben, wofern er ihm ja das Leben nehmen wollte. Der General empfing sie höflich, und versicherte sie, man würde ihrem Sohne nicht das geringste Misvergnügen machen; er verdienete alle mögliche Hochachtung, und sie könnte seinetwegen ganz ruhig seyn, und hätte für ihn nichts zu befürchten, wie man ihr selbst denn auch alle gehörige Ehrerbiethung erweisen würde. Diese Versicherung munterte sie wiederum ein wenig auf, daß sie sichs gefallen ließ, in dem Lager zu bleiben. Sie hegete aber stets so viel Mistrauen, daß sie befürchtete, da sie mit an des Generals Tafel speisete, man möchte sie mit Gifte vergeben; so daß sie nichts aß, was nicht Ortis zuvor gekostet hatte, und sie dadurch versichert war, daß es ihr nichts schaden würde. Dieses bewog einen Edelmann bey dem Generale zu sagen, er wunderte sich, daß sie ihr Leben für ihren Sohn dargebothen, da sie sich doch so sehr fürchtete, solches zu verlieren. Sie antwortete ihm darauf, nachdem man ihr erkläret hatte, was gesaget worden: es wäre wahr, das sie das Leben überaus lieb hätte, ihren Sohn aber hätte sie doch noch lieber, und sie wollte alles in der Welt für ihn hingeben. In dieser Betrachtung flehete sie den General inständigst an, er möchte ihr doch solchen wieder zustellen, da ihre ganze Zärtlichkeit auf ihn gienge; sie wünschete eifrigst, daß sie ihn wieder mit sich zurücknehmen könnte; kurz, sie könnte es nicht von sich erhalten, daß sie den Worten der Christen trauete. Der General erwiederte, es stünde ihr frey, hinweg zu gehen, wenn es ihr beliebete; ihr Sohn aber fände ein Vergnügen, noch bey den Spaniern zu bleiben, die meistentheils von seinem Alter wären; wenn er zurückkehren wollte, so würde sich ihm niemand widersetzen. Dabey betheuerte er, ihr Sohn würde die Spanier mehr zu rühmen, als sich über sie zu beschweren haben. Auf diese neue Versicherung gieng sie endlich aus dem Lager ab: doch bath sie den Ortis vorher noch, er möchte sich erinnern, was ihr Sohn ihm Gutes erwiesen, und ihm in der Gefahr, worinnen sie ihn ließe, Gleiches mit Gleichem vergelten. Man lachete über dieses Mistrauen; und Mucozo, welcher selbst mit vielem Witze darüber scherzete, trug etwas zu der Lust bey. Damit er auch den Spaniern zeigete, daß er ihnen trauete, so blieb er noch acht Tage bey ihnen, und kehrete darauf vergnügt wieder zurück. Nach der Zeit besuchete er sie noch vielmals, und machete ihnen insgesammt verschiedene Geschenke. Er war ungefähr sechs bis sieben und zwanzig Jahre alt, von einer schönen Gestalt und wohl gebildetem Gesichte c).

Zurüstungen, weiter in das Land zu gehen.

Während der Zeit gab der General zu allem Befehl. Nachdem man die Lebensmittel und den Kriegesvorrath ausgeladen, und nach Hirriga gebracht: so schickete er die größten von seinen Schiffen wieder nach Havana, mit Vollmacht an seine Gemahlinn, nach Belieben damit zu verfahren. Die andern behielt er, um sich deren im Nothfalle zu bedienen;

b) Ebendas. VII Cap.

c) Am angef. Orte VIII Cap.

nen; und gab die Aufsicht darüber einem wachsamen und erfahrenen Hauptmanne, Pedro Calderon. Er versuchete darauf, den Cacique Hirriga zu gewinnen, in der Meynung, es würde ihm nicht schwer werden, sich mit denen andern Herren des Landes zu setzen, welche kein Misvergnügen von den Spaniern erhalten hatten. Wenn er daher einige Gefangene machete, so schickte er sie dem Hirriga, mit Geschenken zurück. Er ließ ihm sagen, er wünschete seine Gewogenheit inständigst, und wollte ihm Genugthuung wegen derer Beschimpfungen geben, die man ihm erwiesen hätte. Der Cacique aber antwortete nur: die Schmach, die ihm angethan worden, erlaubete ihm nicht, einigen Antrag von Seiten der Spanier anzuhören. Gleichwohl hatte das Betragen des Generales sehr gute Wirkungen. Denn weil die Knechte bey dem Heere täglich unter der Bedeckung von dreyßig bis vierzig Soldaten auf Fütterung ausgiengen: so geschah es, da sie nicht auf ihrer Hut waren, daß die Indianer mit großem Geschreye über sie herfielen, sie in Unordnung brachten, und einen Spanier, Namens **Graiales**, gefangen bekamen. Der General schickete so gleich auf erhaltene Nachricht den Indianern einige Reiter nach, welche sie auch zwo Meilen davon an einem mit Schilfe vermachten Orte antrafen, wo sie sich mit ihren Weibern und Kindern lustig macheten. Die Spanier drangen wüthend hinein, erschrecketen sie, jageten sie in die Flucht, und nahmen Weib und Kind gefangen. Graiales, welcher in dieser Verwirrung die Stimme derer von seiner Nation hörete, eilete zu ihnen. Man kannte ihn anfänglich nicht, weil er schon auf indianisch gekleidet war. Bald darnach aber erkannten sie ihn, und kamen vergnügt mit ihren Gefangenen ins Lager. Soto wollte von diesem Vorfalle umständlichere Nachricht haben, und Graiales meldete ihm, die Indianer wären nicht Willens gewesen, den Spaniern zu schaden, sondern hätten nur ihre Pfeile abgeschossen, sie zu erschrecken; es wäre ihnen leicht gewesen, einen Theil von ihnen in ihrer Unordnung zu erlegen: sie hätten sich aber bloß begnüget, einen Gefangenen zu machen; sie hätten ihm nicht das Geringste zu Leide gethan, sondern wären ihm höflich begegnet, und hätten ihn genöthiget, Essen zu sich zu nehmen. Der General ließ so gleich seine Gefangene kommen, dankete ihnen für ihr Bezeugen, und schickete sie wieder zurück. Er betheuerte ihnen, sie hätten von den Spaniern nichts zu befürchten, und wünschete, daß seine Leute auch von ihnen nichts befürchten dürften, und sie mit einander in gutem Vernehmen leben möchten; er wäre nicht in ihr Land gekommen, sich ihren Haß, sondern ihre Freundschaft zu erwerben. Der General begleitete diese Worte mit einigen Gunstbezeugungen, und die Indianer kehreten höchstzufrieden zurück d).

Gallego geht nach Urribaracuxi.

Nachdem Soto ungefähr drey Wochen mit seinen Zurüstungen, weiter zu gehen, zugebracht hatte: so befahl er dem Gallego, mit sechzig Lanzen und eben so vielen Büchsenschützen in die Provinz **Urribaracuxi** zu rücken. Gallego gieng so gleich ab, und begab sich zum Mucozo, wo sie wohl aufgenommen wurden, und ihr Nachtlager hielten. Den Morgen, da sie weiter marschiren wollten, verlangeten sie einen Wegweiser von ihm. Mucozo sagete zu ihnen, er hielte sie für viel zu redliche Leute, als daß sie seine Freundschaft anwenden wollten, ihn zu verbinden, daß er etwas wider seine Ehre thun sollte. **Urribaracuxi** wäre sein Vetter; und er würde von aller Welt getadelt werden, wenn er ihnen jemand mitgäbe, der sie in sein Land führete. Wenn aber auch der Cacique nicht sein Vetter wäre: so dürfte er ihnen darinnen doch nicht dienen, weil er als ein Verräther seines Vaterlandes würde angesehen werden, und er lieber sterben, als eine ihm so unanständige

That

d) Ebendas. IX Cap.

Soto. 1539.

That begehen wollte. Ortis, welcher die Spanier führete, antwortete ihm, auf des Gallego Befehl: sie wollten seine Freundschaft nicht misbrauchen, sie verlangeten nur bloß einen Indianer, welchem Urribaracuxi Glauben beymessen könnte, damit sie ihm könnten melden lassen, er sollte sich vor ihrer Ankunft nicht fürchten; wenn er auch weder Frieden noch Bündniß mit ihnen eingehen wollte, so hätten sie doch Befehl, aus Achtung für den großmüthigen Mucozo, sein Land nicht zu verheeren, wie sie aus Liebe für ihn auch selbst in ihres offenbaren Feindes, des Cacique Hirriga, Lande keine Unordnung angerichtet hätten. In dieser Absicht erhielten sie denn einen Wegweiser, so, wie sie ihn verlangeten, und kamen innerhalb vier Tagen in das Land Urribaracuxi, welches ungefähr siebenzehn Meilen von des Mucozo Sitze war. Weil sich dieser Cacique aber mit seinen Leuten in das Gehölze geflüchtet hatte: so schicketen die Spanier ihren Wegweiser an ihn, welcher ihm ihr Bündniß antragen mußte. Er ließ ihn aber ohne etwas zu schließen, wiederum von sich. Gallego traf auf seinem Marsche von Hirriga bis Urribaracuxi, welches fünf und zwanzig Seemeilen weit war, viele Weinstöcke, Fichten, Maulbeerbäume und andere Bäume an, die den spanischen gleich waren. Er erstattete dem Generale Bericht davon, und meldete ihm, es könnte sich das Heer drey oder vier Tage lang in den dasigen Gegenden aufhalten *e*).

Unfall des Porcallo.

Unter der Zeit fassete Porcallo, auf die Nachricht, daß Hirriga in einem Gehölze dicht bey dem Lager wäre, den Entschluß, ungeachtet des Generales Bitten, diesen Cacique zu fangen. Er gieng also mit Reiterey und Fußvolke ab, in der Hoffnung, ihn entweder gefangen einzubringen, oder zu nöthigen, daß er Friede verlangete. Hirriga, welcher Nachricht davon hatte, ließ den Porcallo vielmals warnen, er möchte nicht weiter gehen, weil die Moräste und andere Beschwerlichkeiten des Weges, die man überwinden müßte, wenn man zu ihm wollte, ihn genugsam vor den Spaniern sicherten. Er riethe ihm solches nicht aus Furcht, sondern aus Erkenntlichkeit, daß sie sein Land nicht verheeret und seinen Unterthanen nicht übel mitgespielet hätten. Porcallo lachete nur über diese Warnung, und glaubete gewiß, der Cacique stünde in Furcht, und könnte ihm nicht entwischen. Er verdoppelte also seinen Marsch, und kam an einen morastigen Ort, wo niemand zuerst hindurch wollte. Er spornete also sein Pferd an, ritt hinein, und nöthigte dadurch viele von seinen Leuten, ihm zu folgen. Er kam aber nicht weit, so sank sein Pferd unter ihm, und er blieb mit seiner Rüstung unter demselben stecken. Niemand konnte ihm, wegen der Tiefe des Morastes, recht zu Hülfe kommen: doch half er sich durch ein besonderes Glück noch endlich wieder heraus. Er ärgerte und schämete sich, daß er ohne Gefecht also überwunden worden, und so gar keine Hoffnung mehr hatte, dem Cacique beyzukommen. Voller Verzweifelung eilete er nach dem Lager; und da er sein Alter und die ruhige Lebensart, die er zu Trinidad geführet, gegen die Beschwerlichkeiten erwog, denen er sich, ohne Noth, aussetzete, auch in seiner Jugend schon Ruhm genug erlanget zu haben glaubete: so überließ er diese Eroberung jüngern Personen, und bath, daß er wieder nach Cuba gehen dürfte. Man gab ihm ein Schiff, und er theilete sein Geräthe unter einige Soldaten, denen er gut war. Er ließ die Lebensmittel und den Kriegesvorrath, den er hatte, den Truppen, und wollte, es sollte sein natürlicher Sohn, Suarez von Figueroa, den General bey seiner Unternehmung begleiten. Figueroa gehorchete mit Vergnügen, und un-ter-

e) Ebendas. X Cap.

unterließ keine Gelegenheit, seinen Muth zu zeigen. Er war aber unglücklich, und die Indianer tödteten ihm alle seine Pferde. Seit der Zeit marschirete er zu Fuße, und wollte weder von dem Generale noch seinen Hauptleuten etwas annehmen, sich wieder beritten zu machen, wie sehr und oft sie auch in ihn drangen, welcher Stolz ihnen denn höchstmisfällig war *f*).

Soto. 1539.

Porcallo war kaum abgegangen, so lief der Bericht von Gallego ein, welcher das ganze Lager freudig machete. Er enthielt unter andern, drey Meilen über Urribaracuxi wäre ein sehr gefährlicher Morast. Allein, dieses dienete nur, die Spanier desto mehr anzufrischen. Der General befahl, sich innerhalb drey Tagen zum Aufbruche fertig zu machen, und schickete dreyßig Reiter unter Silvesters Anführung ab, dem Gallego zu melden, er würde gleich nachfolgen. Er ließ eine Besatzung von vierzig Lanzen, und achtzig Büchsenschützen in Hirriga, und befahl ihnen, mit den Nachbaren friedlich zu leben, und die Freundschaft mit Mucozo zu erhalten. Mit den übrigen marschirete er ab, und nahm seinen Weg über Mucozo, woselbst er den dritten Tag früh Morgens ankam. Der Cacique gieng ihm entgegen, und nöthigte ihn, etwas da zu bleiben. Soto aber entschuldigte sich, daß er eilen müßte, und empfahl ihm die Besatzung zu Hirriga. Sie nahmen zärtlichen Abschied von einander, und der General setzete seinen Marsch von Osten gegen Norden bis Urribaracuxi fort *g*).

Bericht von Gallego.

Als er beym Gallego ankam: so vernahm er, daß der Cacique in das Gehölze geflohen war. Er schickete so gleich zu ihm, und ließ ihm ein Bündniß mit den Spaniern anbiethen. Weil solcher aber nichts davon hören wollte: so ließ Soto einen großen und breiten Morast untersuchen, welcher ihm im Wege lag. Er erfuhr, daß der Grund desselben am Rande nicht gut war, und sich in der Mitte desselben viel Wasser befände, daß man also zu Fuße nicht gut hinüber gehen könnte. Gleichwohl suchete man so lange, bis man endlich nach acht Tagen eine Fuhrt fand. Weil solche nur sehr schmal war: so brachte man einen ganzen Tag zu, ehe man hindurch kam, und lagerte sich eine halbe Meile davon, auf einer großen Ebene. Den folgenden Tag ließ er von dem Wege Erkundigung einziehen; und man berichtete, man könnte nicht weiter fort, weil das Wasser die Gefilde überschwemmet hätte. Auf diese Nachricht nahm er hundert Reiter und eben so viel Mann zu Fuße, und gieng wieder zurück über den Morast, einen andern Weg zu suchen; da indessen die übrigen, unter des Moscoso Anführung, auf der Ebene blieben. Inzwischen fielen die Indianer, welche in den Wäldern stecketen, des Soto Leute an, schossen auf sie, und eileten gleich wieder in die Gehölze. Die Spanier erlegeten stets einige, oder bekamen welche gefangen. Diejenigen, welche sich gefangen sahen, wollten sich ihren Händen entziehen, und erbothen sich zu ihren Wegweisern. Sie führeten sie aber dahin, wo die Indianer im Hinterhalte lagen, und mit Pfeilen auf sie schossen. Man merkete diese Bosheit, und ließ viere von den Strafbaresten durch Hunde zerreißen. Die andern wurden dadurch schüchtern gemacht, und thaten ihre Schuldigkeit besser. Sie führeten den General auf einen Weg, wo man nach einem Marsche von vier Meilen sich über dem großen Moraste an einem Passe befand, dessen Eingang und Ausgang trocken waren. Eine Meile weiter hin aber hatte man Wasser bis unter die Arme; und in der Mitte dieser Fuhrt konnte man auf hundert Schritte lang nicht durchwaden. Die Feinde hatten an die-

Uebergang über einen Morast.

f) Am angef. Orte, XI Cap.

g) Ebendas. XII Cap.

Soto. 1539.

diesem Orte eine schlechte Brücke von zweenen in das Wasser geworfenen Bäumen gemacht, die von einigen in die Erde gesteckten Pfählen; und einigen Stücken Holz darüber, unterstützet, und mit einer Art von Geländer versehen waren. Bey Erblickung dieser Brücke befahl der General zweenen guten Schwimmern von seinen Leuten, die Baumzweige abzuhacken, welche auf dieser Brücke hinderlich fielen, und alles zu thun, was solche bequemer machen könnte. Indem sie damit beschäfftiget waren, so kamen Indianer, die sich in dem Schilfe versteckt hatten, auf kleinen Kähnen heraus, und schossen auf sie. Diese beyden Leute aber sprangen so gleich ins Wasser, und schwammen unter demselben fort, da sie denn nur einige leichte Wunden erhielten, und glücklich davon kamen. Ihre Unerschrockenheit setzete die Indianer in solches Erstaunen, daß sie sich nicht weiter sehen ließen, und die Spanier die Brücke zurechte macheten. Zween Flintenschüsse höher hinauf, fanden sie einen Ort, wo die Reiter hinüber gehen konnten. Der General ließ dem zurückgelassenen Moscoso davon Nachricht geben, mit dem Befehle, ihm zu folgen, und eiligst Lebensmittel zu schicken. Silvestre sollte solches ausrichten; und obgleich der Weg lang und beschwerlich wäre, jedennoch Morgen Abend mit dreyßig Lanzen, und einigem Kriegesvorrathe wieder zurück kommen. **Lopes Cacho** mußte ihn begleiten; und sie ritten bey der Sonnen Untergange fort *h*).

Silvestre bringt dem Moscoso Befehl von Soto.

Silvestre und Cacho, deren jeder nur zwanzig Jahre alt war, setzeten sich allem, was ihnen begegnen konnte, unerschrocken aus. Anfänglich legeten sie vier bis fünf Meilen, ohne Schwierigkeit, zurück, weil der Weg gut war, und sie keine Indianer antrafen. Darauf aber geriethen sie wegen des Morastes auf sehr schlimme Wege, woraus sie zu kommen fast verzweifelten. Weil sie keine gewisse Kenntniß von dem Lande hatten: so waren sie genöthiget, auf gut Glück fortzureiten, und zu versuchen, ob sie sich der Straße wieder erinnern könnten, wodurch sie mit ihrem Generale vorher gegangen waren. Hierinnen aber waren ihre Pferde geschickter, als sie; und da sie solches merketen, so ließen sie dieselben nach ihrem Belieben laufen. Sie ritten also die ganze Nacht fort, ohne einen gewissen Weg zu halten, und waren von Wachen und Hunger ganz abgemattet, weil sie in zweenen Tagen nichts weiter, als ein wenig Hirse, gegessen hatten. Ihre Pferde waren auch ganz entkräftet, indem sie drey Tage hintereinander fortgemußt, und nicht abgezäumet waren, als nur auf einen Augenblick zu weiden. Die Gefahr des Todes trieb sie fort. Denn sie hatten auf beyden Seiten ihres Weges Indianer, welche sie bey ihren angezündeten Feuern sich lustig machen sahen. Das Geschrey, welches sie dabey verführeten, hinderte, daß sie den Trab von ihren Pferden nicht höreten; denn sonst würden sie unfehlbar verloren gewesen seyn.

Nachdem sie also unter vieler Furcht zehn Meilen zurück geleget hatten: so bath Cacho Silvestren, er möchte ihn entweder tödten, oder schlafen lassen, und betheuerte ihm, er könnte nicht weiter, und sich auch nicht länger auf dem Pferde erhalten. Silvestre antwortete ihm hitzig, so möchte er denn schlafen, weil er mitten unter der Gefahr, die ihnen drohete, nicht die Macht hätte, dem Schlafe eine Stunde zu widerstehen; der Uebergang über den Morast wäre nicht mehr weit, und wenn sie nicht vor Tage hinüber kämen, so wären sie verloren. Cacho hörete nicht, was er sagete, sondern fiel auf die Erde, als wenn er todt wäre. Silvestre nahm so gleich den Zügel des Pferdes, und die Lanze seines Ge-

h) Ebendas. XIII Cap.

Gefährten; und in dem Augenblicke wurde es stockfinster, und fing an, gewaltig zu regnen, wovon aber Cacho nicht aufwachete. Doch auch Silvestre schlief mitten unter dem Regen auf dem Pferde ein, und ärgerte sich, daß er, nach aufgehörtem Regen, den Tag schon angebrochen sah. Er weckete seinen Gefährten auf, und sie ritten weiter. Der Tag aber verrieth sie; und so gleich kamen von allen Seiten Indianer mit großem Geschreye, Pfeifen und Trummeln aus dem Schilfe, auf ihren kleinen Kähnen hervor, und sucheten ihnen den Paß über das Wasser zu versperren. Allein, unsere beyden Waghälse setzeten muthig hindurch, und hatten das Glück, von der großen Menge Pfeile, die auf sie abgedrücket wurden, wegen ihrer guten Rüstung, nicht verwundet zu werden. Indessen wurde das Lärmen, welches die Indianer macheten, von den in der Nähe stehenden spanischen Truppen gehöret; und da solche leicht vermutheten, daß etwas vorgehen müßte, so wurden dreyßig Reiter nach der Fuhrt geschickt *i*).

Soto. 1539.

Als die Indianer, welche die beyden Spanier auch außer dem Wasser verfolgeten, diesen Beystand anrücken sahen: so kehreten sie wieder in ihre Schlupfwinkel; und Sylvestre kam unbeschädiget ins Lager, wo er dem Moscoso des Generals Befehl überbrachte. So gleich wurde solcher ins Werk gerichtet; und Silvestre gieng nach dreyen Viertelstunden, in welcher Zeit er sich durch ein wenig Käse zu erquicken gesuchet, denn was besseres fand er nicht, mit seiner Begleitung von dreyßig Reitern, und zweenen mit Käse und Zwieback beladenen Mauleseln wieder zurück. Cacho, der keinen Befehl hatte, so bald zurück zu kehren, blieb beym Moscoso, welcher seinen Leuten Befehl gab, aufzubrechen. Unterdessen kam Silvestre mit seiner Begleitung ohne Hinderniß um zwey Uhr in der Nacht an dem Orte an, wo ihn der General erwarten wollen. Zu seinem Leidwesen aber traf er ihn nicht mehr an, da er denn die Nacht daselbst still lag. Den andern Morgen sah er in dem halb trockenen Moraste die Spuhren, wohin sich Soto gewandt hatte. Er eilete ihm nach, und fand ihn, nach einem Marsche von sechs Meilen, in einem Thale voller Hirse, der so hoch war, daß man sie zu Pferde einsammeln konnte, und von den Spaniern aus großem Hunger roh gegessen worden. Nach einigen Tagen kam auch Moscoso, welcher ohne weitere Hinderniß über den Morast gegangen war, in die Provinz Acuera zu dem Generale *k*).

Dessen Rückkehr.

Das Land Acuera ist gegen Norden von Urribaracuxi, wovon es zwanzig Meilen weit entfernet ist. Weil aber der Cacique desselben, bey der Annäherung der spanischen Truppen geflüchtet war: so schickete man einige gefangene Indianer an ihn. Sie hatten Befehl, ihn zu bereden, daß er ein Bündniß mit den Spaniern machete, welche tapfer wären, und seine Länder und Unterthanen zu Grunde richten könnten; gleichwohl hätten sie es noch nicht so weit kommen lassen, weil ihre Absicht bloß wäre, die Einwohner des Landes durch Güte zu gewinnen, daß sie dem Könige in Spanien gehorcheten, und dieserwegen wünscheten sie, mit ihm zu reden, und ihm von den Befehlen ihres Herrn, mit den Caciquen Unterhandlung zu pflegen, Nachricht zu geben. Acuera antwortete ihnen: da die Spanier schon in das Land gekommen wären, so erkennete er sie für Landläufer, welche von Rauben und Plündern lebeten, und diejenigen erschlügen, die ihnen nichts zu Leide thäten; er wollte mit einer so abscheulichen Nation weder Friede, noch Umgang haben; und so tapfer sie auch seyn möchten, so fänden sich anderwärts doch eben so tapfere Leute; er kündigte ihnen von itzt den Krieg an: doch wollte er es zu keinem Treffen mit ihnen kommen

Provinz Acuera.

Trotz des dasigen Cacique.

i) Ebendas. XIV Cap.

k) Am angef. Orte XV Cap.

Soto. 1539.

men lassen, sondern ihnen so manchen Hinterhalt legen, daß er sie gänzlich ausrotten wollte; wie er denn schon befohlen, daß man ihm wöchentlich zween Christenköpfe bringen sollte, wodurch er sie um so viel leichter auszurotten hoffete, weil sie keine Weiber hätten. Was den verlangten Gehorsam gegen ihren Herrn beträfe, so sollten sie wissen, daß es äußerst niederträchtig für freye Leute wäre, sich unter fremde Bothmäßigkeit zu begeben; er und seine Unterthanen wollten eher das Leben, als die Freyheit, verlieren; einer andern Antwort hätten sie von keinem freyen Herrn zu gewarten; sie wären elende Sclaven, die sich für das Beste eines andern aufopferten, und also seiner Freundschaft unwürdig; er wollte weder ihre Befehle sehen, noch sie in seinem Lande leiden.

Der General erstaunete über diesen Stolz, und bemühete sich, ihn zu gewinnen, aber vergebens. Sein Heer hielt sich zwanzig Tage lang in der Provinz auf, die man sehr gut fand, und wo man Vorrath einsammelte, um weiter zu gehen. Unter der Zeit stelleten die Indianer den Spaniern so fleißig nach, daß kein Soldat hundert Schritte aus dem Lager gehen durfte, wofern er nicht wollte erschlagen werden. Dieses Unglück traf ungefähr ihrer achtzehn, deren Köpfe sie ihrem Cacique brachten, und die Leichname viertheileten, und die Stücke davon an die Bäume hingen. Viele andere kamen sonst um, oder wurden verwundet: sie selbst aber büßeten bey diesen öftern Anfällen nur etwan funfzig Mann ein l).

Die Spanier gehen nach Ocaly.

Das Heer brach also, ohne etwas weiter auszurichten, aus Acuera nach der Provinz Ocaly auf, welche zwanzig Meilen davon und gegen Nordost lag. Es gieng durch eine Wüste zwischen den beyden Ländern ungefähr zwölf Meilen lang, die mit allerhand Bäumen so ordentlich bepflanzet war, als wenn es ein Lustwald gewesen wäre. Man fand in Ocaly nicht so viel Moräste und schlimme Wege, als in den vorigen Landschaften, weil es höher, und weiter von der Küste lag, daß also das Meer nicht so hinein dringen konnte. Das Land war auch mehr angebauet, und hatte einen Ueberfluß an allerhand Früchten und Lebensmitteln. Als die Truppen durch die Wüste hindurch waren: so marschireten sie noch sieben Meilen, und trafen hin und wieder einige Häuser an. Sie kamen in den Sitz des Caciquen von Ocaly, welcher sich mit allen seinen Leuten in die Gehölze begeben hatte. Der Ort bestund ungefähr aus sechs hundert Häusern, wo sich die Spanier hinein legeten, weil sie daselbst viele Hülsenfrüchte, Nüsse, getrocknete Trauben und andere Früchte antrafen.

Verstellete Freundschaft des dasigen Cacique.

Der General schickete so gleich einige Indianer an den Cacique, Freundschaft mit ihm zu machen. Er entschuldigte sich, er könnte so bald noch nicht kommen: sechs Tage nachher aber erschien er. Ungeachtet man ihn nun sehr wohl aufnahm, und er auch ein Bündniß gemachet hatte: so argwohnete man doch bald, daß er Böses im Sinne hätte, wovon man sich aber nichts merken ließ. Bey Ocaly war ein tiefer Fluß, dessen steile Ufer zwo Piken hoch waren, über welchen man gehen mußte. Weil nun keine Brücke darüber war: so verabredete man, die Indianer sollten eine machen. Der Cacique und General, in Begleitung vieler Spanier, giengen hinaus, um den Ort dazu anzuweisen. Indem sie damit beschäfftiget waren: so kamen wohl über fünfhundert Indianer, die sich in den Gesträuchen an der andern Seite des Flusses verstecket hatten, an das Ufer, und schryen den Spaniern zu: ihr wollet eine Brücke haben, verzagte Spitzbuben; wir werden euch aber kei-

l) Ebendas. XVI Cap.

Soto. 1539.

keine bauen. Zugleich schossen sie eine Menge Pfeile hinüber. Der General sah dieses für einen Friedensbruch an, und verlangete, diese That sollte gestrafet werden. Der Cacique entschuldigte sich, das stünde nicht in seiner Macht; denn da seine Unterthanen gesehen, daß er den Spaniern zugethan wäre, so wollten sie ihm nicht mehr gehorchen: er wollte aber doch zu ihnen gehen und versuchen, ob er sie bewegen könnte, sich dem Generale zu unterwerfen: wo aber nicht, so wollte er nichts destoweniger wiederkommen, und dem Heere seine Zuneigung bezeugen. Er hielt aber keines von beyden *m*).

Die Spanier rücken in Ochile, in der Provinz Vitachuco, ein.

Indessen macheten die Spanier selbst eine Brücke, worüber Menschen und Pferde bequem gehen konnten. Sie nahmen einige Indianer gefangen, die ihnen zu Wegweisern dieneten, und sie in eine sechzehn Meilen von Ocaly gelegene Provinz führeten. Das Land, wodurch sie giengen, war unbevölkert, aber angenehm, eben, voller Bäume und Bäche, und schien sehr fruchtbar zu seyn. Soto gieng mit hundert Reitern, und eben so vielen Fußknechten voraus, und kam den vierten Tag früh nach Ochile, welches einer von den Flecken in der Provinz Vitachuco war. Dieses Land war ungefähr zweyhundert Meilen groß, und unter drey Brüder getheilet. Der älteste führete den Namen der Provinz und des Hauptortes Vitachuco, und besaß von denen zehn Theilen, woraus dieses Land bestund, fünfe; der zweyte, dessen Namen man nicht weis, hatte drey; und der jüngste, der nach seinem Sitze Ochile hieß, nur zween. Man kann von der Ursache dieser Vertheilung keinen Grund angeben, da es sonst in diesen Provinzen gewöhnlich war, daß der älteste alles erbete, und allein Herr wurde. Ochile bestund aus funfzig Häusern, die fest genug waren, ihren feindlichen Nachbaren zu widerstehen. Der General überrumpelte Ochile, und ließ die Trompeten blasen, um die Indianer zu erschrecken. Viele verließen auch bey einem so unvermutheten Getöne ihre Häuser, und fielen den Spaniern in die Hände, welche sie zu Gefangenen macheten, und darauf die Wohnung des Cacique angriffen. Diese war ein ziemlich schönes Haus, welches eigentlich nur einen Saal von hundert und zwanzig Fuß lang und vierzig breit, mit vier Thüren in den vier Ecken, und vielen Zimmern umher hatte, in die man durch den Saal hinein gieng. Der Cacique befand sich mit seinen Kriegesleuten in diesem Hause, wozu sich geschwind die meisten von seinen Unterthanen schlugen, als sie die Spanier Meister von der Stadt sahen. Sie sucheten sich zu vertheidigen, aber vergebens. Man hatte schon die Thüren eingenommen, und nöthigte sie, theils durch Drohungen, theils durch Versprechen, sich zu ergeben. Nichts destoweniger blieb der Cacique standhaft, bis man ihm endlich viele von seinen Unterthanen zuführete, die ihn versicherten, es wären so viel Spanier in dem Orte, daß er ihnen vergebens widerstehen würde; und sie hätten auch bis itzt noch niemanden etwas zu Leide gethan; er würde also wohl thun, wenn er sich ergäbe. Der Cacique ließ sich bereden, und wurde von dem Generale höflich aufgenommen, welcher ihn behielt, und allen andern Indianern die Freyheit gab. Weil er aber an der andern Seite des Ortes ein sehr bewohntes Thal sah: so hielt er es nicht für sicher, die Nacht in Ochile zu bleiben, wo ihn die zusammengerotteten Indianer leicht überfallen könnten, sondern begab sich wieder zu seinem übrigen Heere, welches etwan drey Meilen davon stund *n*).

 Als

m) Am angef. Orte II Buch XVII Cap.
n) Ebendas. XVIII Cap.

Soto. 1539.

Des Ochile Bruder kömmt ins Lager und schicket zu Vitachuco.

Als es darauf den andern Morgen mit klingendem Spiele in Ochile eingerücket war: so bath der General den Cacique, er möchte zu seinen Brüdern schicken, und sie zum Frieden bewegen. Ochile that es; und der zweyte stellete sich auch drey Tage darnach mit seinen vornehmsten Unterthanen ein. Der älteste oder **Vitachuco** aber antwortete auf seinen Antrag nichts und behielt die Abgeschickten bey sich. Man sandte, auf des Soto Anregen, noch andere an ihn, die ihn beschwuren, den angebothenen Frieden anzunehmen; und ihm vorstelleten, er würde die Spanier doch nicht schlagen können, welche ihren Ursprung vom Himmel hätten, und wahrhafte Söhne der Sonne und des Mondes wären, die auf so geschwinden und gewaltigen Thieren einher jageten, daß man ihnen nicht entrinnen könnte.

Dessen Antwort.

Vitachuco antwortete mit vielem Stolze, und der größten Verachtung gegen die Spanier, den Abgeordneten: „sie sollten nur seinen Brüdern sagen, sie hätten wie junge Leute „gehandelt, die weder Verstand noch Erfahrung besäßen; sie schrieben ihren Feinden eine „erdichtete Herkunft und eingebildete Tugenden zu; die Spanier wären weder Kinder der „Sonne, noch so tapfer, als sie sichs beredeten; seine Brüder wären feige Memmen, daß „sie sich in ihre Hände gäben; seitdem sie die Knechtschaft der Freyheit vorgezogen, so re„deten sie auch als Sclaven, und lobeten Leute, die man nur verachten sollte; sie betrachte„ten nicht, daß diejenigen, deren Verdienste sie so herausstrichen, eben so grausam wären, „als die andern von ihrer Nation, die man schon in dem Lande gesehen hätte; sie wären „insgesammt Verräther, Mörder, Räuber und Erzbösewichter; sie entführeten die Wei„ber, raubeten die Güter, bemächtigten sich der bewohneten Länder, und ernähreten sich „niederträchtiger Weise von der Arbeit anderer Leute; wenn sie so viel Tugenden hätten, „als man sagete, so würden sie nicht ihr Land verlassen, sondern es vielmehr gebauet haben, „und sich nicht den Haß aller Menschen, durch ihre Räubereyen, zuziehen; man könnte „ihnen in seinem Namen sagen, sie sollten sein Land nicht betreten, sonst würden sie nie„mals wieder hinaus kommen; denn er wollte sie alle grausam verbrennen lassen.

Er suchet die Spanier zu erschrecken.

Nach dieser Antwort schickete **Vitachuco** viele von seinen Unterthanen gegen das spanische Lager, die es auf allerhand Art zu schrecken suchen sollten. Bald kamen ihrer zween, bald viere, bald mehrere, die auf Hörnern bliesen, und ein schreckliches Getöse macheten, auch allerhand Drohungen ausstießen, worüber aber die Spanier nur lacheten, wenn sie ihnen erkläret wurden. Denn bald hieß es, ihr Cacique würde der Erde befehlen, daß sie sich aufthun und sie verschlingen sollte; bald, es sollten die Berge, zwischen denen sie marschireten, sich zusammen fügen, und sie zerschmettern; bald, es sollten die Winde die Bäume in den Wäldern ausreißen, solche über sie herstürzen und sie damit erschlagen; bald, es sollten die Vögel in ihren Schnäbeln Gift zutragen, und es über sie herfallen lassen, damit sie dadurch umkämen, und was dergleichen mehr war, woraus man des Vitachuco Gemüthsart genugsam ersehen konnte. Seine Brüder führeten sich indessen gegen die Spanier viel gefälliger auf, welche sich acht Tage lang in ihrem Lande aufhielten. Sie giengen mit Genehmhaltung des Generales auch noch selbst zu ihrem Bruder, und beredeten ihn endlich, daß er der Spanier Freundschaft annahm, und zu ihnen mit ins Lager gieng. Es war aber lauter Verstellung bey ihm, und er sann nur auf Mittel, sie unter dem Scheine der Freundschaft desto sicherer aufzureiben o).

Soto

o) Histor. del Florida Lib. II. cap. XIX.

Soto war ihm auf zwo Meilen entgegen gerücket, und empfing ihn höflich. Vitachuco entschuldigte sich wegen der harten Worte, die er im Zorne wider sie vorgebracht, und versprach, solches durch Freundschaftsbezeugungen wieder gut zu machen, und den General von nun an für seinen Herrn zu erkennen. Man war damit zufrieden, und zog in guter Ordnung in seinen Hauptsitz ein. Er hatte über zweyhundert große wohl verwahrete Häuser, und einige kleine, welche gleichsam die Vorstädte ausmacheten. Das Heer wurde in die stärksten Häuser verleget, und die Caciquen, und der General mit seinem Gefolge, blieben in des Vitachuco Behausung. Nachdem sie drey Tage daselbst zugebracht: so bathen die beyden Brüder um Erlaubniß, zurück zu kehren. Soto bewilligte ihnen solches, und ließ sie mit einigen Geschenken vergnügt von sich. Vitachuco unterhielt die Spanier noch vier Tage lang, um sie desto sicherer zu machen, und seinen Anschlag besser ausführen zu können. Er zog dabey niemand zu Rathe, und eröffnete ihn nur denjenigen, welche seiner eingebildeten Macht und Klugheit schmeichelten. Unter diesen befanden sich viere von denen Indianern, welche den Spaniern zu Dolmetschern dieneten. Er entdeckete ihnen: er hätte schon über zehntausend von seinen Unterthanen, lauter starke und herzhafte Leute beysammen; er hätte ihnen befohlen, ihre Waffen in dem benachbarten Walde zu verstecken, und mit Holze und Lebensmitteln in die Stadt zu kommen, und unter dem Vorwande, den Feinden zu dienen, wieder hinaus zu gehen, damit, wenn sie nichts argwohneten, sie auch destoweniger auf ihrer Hut stünden. Er setzete hinzu, er wollte auf einer großen Ebene, alle seine Unterthanen in Schlachtordnung stellen, und den General bitten, sie mit anzusehen; hernach wollte er zwölf von den stärksten und muthigsten befehlen, diesen Befehlshaber zu begleiten, unter dem Scheine, als wenn er ihm eine Ehre erweisen wollte: sie sollten ihn aber, wenn sie eine günstige Gelegenheit dazu sähen, mitten unter seinen Völkern wegführen: indessen sollten die andern über die Spanier herfallen, die über ein so kühnes Unternehmen erstaunen, und nicht wissen würden, wie sie ihnen widerstehen sollten: Hernach wollte er denen, die in seine Hände gerathen würden, alle die Martern anthun, die er ihnen gedrohet hätte. Zugleich versprach er den Dolmetschern, große Belohnungen und Ehre, wenn sie etwas beytrügen, die Spanier noch sicherer zu machen, und ihm deren Untergang befördern zu helfen: sie müßten sie ja so, als ihre Feinde ansehen, welche ihnen nicht anders, als Sclaven, begegneten, und sie ohne Ruhe weit von ihren Freunden und Anverwandten mit sich herum schlepperen. Er ermahnete sie noch, seinen Anschlag verschwiegen zu halten, weil er die Ehre und das Beste ihres Landes beträfe. Sie versprachen ihm solches heiligst, und der Cacique machete alle Anstalten zu glücklicher Ausführung seines Vorhabens *p)*.

Soto. 1539.

Begiebt sich zu ihnen, und will sie heimlich ermorden lassen.

Indessen erwogen die Dolmetscher, sein Unternehmen könnte, wegen der Wachsamkeit des Generales, und der Tapferkeit der Spanier, doch wohl nicht so gelingen, und alsdann hätten sie mehr zu befürchten, als sie hoffen könnten, wenn es auch glückete. Sie hielten es also für sicherer für sich, dem Ortis Nachricht davon zu geben, mit Bitte, solches dem Generale zu hinterbringen. Es wurde so gleich Rath gehalten, und man beschloß, sich nichts davon merken zu lassen, und unter dieser angenommenen Sorglosigkeit stets auf guter Hut zu stehen. Man glaubete auch, man müßte, um sich des Cacique zu bemächtigen, eben das Mittel anwenden, dessen er sich bedienen wollte, den General zu fangen. Es wurden also zwölf der handfestesten Soldaten beordert, bey dem Generale zu seyn, wenn ihn

Solches wird verrathen.

p) Ebenda. XX Cap.

Soto. 1539.

ihn Vitachuco bitten würde, seine Leute zu besehen; und man gab auf alle Schritte und Tritte desselben ingeheim genaue Acht. Der zur Ausführung seines Vorhabens bestimmte Tag kam; und Soto wurde ersuchet, mit dem Cacique hinaus auf das Feld zu gehen, und der Musterung seiner Leute mit beyzuwohnen, welche durch seine Gegenwart würden aufgemuntert werden, ihre Uebungen desto besser zu machen. Soto war dazu bereitwillig, und antwortete, um dem Cacique allen Verdacht zu benehmen, als wenn er etwas von seinem Vorhaben wüßte: er würde mit Vergnügen die Indianer in Waffen sehen; und er wollte zur Vermehrung der Lustbarkeit seine Völker auch hinaus marschiren, und ihre Kriegesübungen machen lassen, da sie denn ein Lusttreffen mit einander halten könnten. Ob nun gleich Vitachuco solches nicht gern sah: so redete er doch nichts dagegen, sondern verließ sich auf seine genommenen Maaßregeln, und die Tapferkeit seiner Leute, die solche schon ausführen würden q).

und der Cacique selbst ergriffen.

Die Spanier rücketen also in Schlachtordnung aus; und der General gieng mit dem Cacique zu Fuße. Dicht bey dem Flecken war eine große Ebene, die auf der einen Seite an einen Wald, und auf der andern an zween Moräste stieß, wovon der eine gewisser maßen ein Teich mit sehr tiefem Wasser, und der andere auf drey Viertheilmeile breit und so lang war, daß man ihn nicht übersehen konnte. Die Indianer stunden zwischen dem Walde und diesen Morästen in einem halben Monde. Sie waren fast auf zehntausend Mann stark, lauter auserlesene und streitbare Leute, mit hohen Federn auf den Köpfen, die sie dem Ansehen nach beynahe noch einmal so groß macheten, als sie in der That waren. Ihre Waffen hatten sie unter der Erde verstecket, damit man nicht denken sollte, daß sie etwas Böses im Sinne hätten. Das spanische Fußvolk marschirete nach der Seite des Waldes zu, und die Reiterey mitten auf der Ebene, zur Rechten des Generales, welcher mit dem Cacique, jeder in Begleitung von zwölf Mann, und in der Absicht einander zu fangen, ankam. Kaum war er an dem Orte angelanget, wo ihn der Cacique wollte ergreifen lassen, so kam er ihm zuvor, und ließ einen Flintenschuß thun, welches die Losung war. Sogleich bemächtigten sich die zwölf Spanier des Vitachuco, und die Indianer bemüheten sich vergebens, ihn zu retten.

Die Indianer werden zerstreuet,

Soto, welcher unter seinen Kleidern gewaffnet war, hatte befohlen, ihm ein Paar Pferde bereit zu halten. Gleich nach Ergreifung des Cacique, schwang er sich auf eines, und rannte auf die Indianer los, welche nun ihre Waffen ergriffen hatten, und ihn muthig empfingen. Es wurde ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen, als wornach sie am meisten zieleten, weil sie sich einbildeten, daß die Erlegung dieser Thiere ihnen vortheilhafter wäre, als der Menschen. So bald sein Edelknabe das Pferd fallen sah, so gab er ihm seines; und die Indianer, welche ohne Piken den dreyhundert Pferden nicht widerstehen konnten, wurden zum Weichen gezwungen.

und viele in den Teich gejaget.

Als ihre Schlachtordnung einmal getrennet war: so fingen sie an, sich zu flüchten, einige in die Gehölze, und andere in den Teich. Ueber dreyhundert wurden auf der Ebene getödtet, und weit mehrere gefangen genommen. Derer, die sich in dem Teiche zu retten sucheten, waren über neunhundert; und da die Spanier denen, die in den Wald geflohen waren, nicht nachsetzen konnten, so sucheten sie die im Wasser zu zwingen, daß sie sich ergäben. Man schoß nur dann und wann auf sie, weil sie ohne dieß nicht entrinnen konnten, und

q) Ebendas. XXI Cap.

und man ihnen nicht viel Schaden zufügen wollte. Allein, sie wehreten sich tapfer, und verschossen alle ihre Pfeile auf die Spanier. Weil sie auch in dem Teiche nicht fußen konnten: so schwammen ihrer drey oder vier in einer Reihe zusammen, und hatte ein jeder einen von seinen Spießgesellen auf dem Rücken, welcher so lange schoß, als er noch Pfeile hatte. Auf diese Art stritten sie den ganzen Tag, ohne daß sich einer ergeben wollte. Als die Nacht herein brach: so berenneten die Spanier den Teich, und hielten allezeit zween und zween Reiter, und sechs und sechs zu Fuße, in einer kleinen Entfernung von einander, damit sie ihnen nicht in der Dunkelheit entwischen möchten. Höreten sie einen sich nähern, und er wollte sich nicht ergeben: so schossen sie auf ihn, damit er wieder zurück wich, und sie ihn durch Schwimmen abmatteten, daß er sich ergeben oder ersaufen müßte r).

Soto. 1539.

Endlich fingen doch, auf Ortis Zureden, die schwächsten an, sich einzeln heraus zu begeben. Da die andern sahen, daß man ihren Gefährten gut begegnete: so kamen mehrere, jedoch so ungern, daß verschiedene, die schon am Ufer waren, wieder ins Wasser sprangen, und ihrer viele über vier und zwanzig Stunden darinnen herum schwammen. Sieben wollten durchaus nicht heraus, und würden im Wasser gestorben seyn, wenn nicht der General befohlen hätte, sie mit Gewalt heraus zu schleppen. Zwölf gute Schwimmer fasseten sie also bey den Haaren, bey den Armen und Beinen und brachten sie auf die Art ans Ufer. Sie waren aber mehr todt, als lebendig, wie man sichs von Leuten vorstellen kann, die auf dreyßig Stunden im Wasser geschwommen und gefochten hatten. Man hatte Mitleiden mit ihnen, trug sie in den Flecken, und suchete sie zu erquicken. Da sie wieder ein wenig zurechte gebracht waren, ließ sie der General hohlen, und fragete: warum sie in dem kläglichen Zustande, worinnen sie sich befunden hätten, nicht dem Beyspiele ihrer Gefährten gefolget? Ihre Antwort war: sie hätten die Gefahr, die ihnen gedrohet, wohl gekannt; sich aber wegen derer Bedienungen, die ihnen Vitachuco bey seinen Truppen gegeben, und aus Erkenntlichkeit für die gute Meynung, die er von ihrer Tapferkeit gehabt, für verbunden gehalten, zu zeigen, daß sie seiner Gnade nicht unwürdig gewesen, und er sich in ihrer Wahl nicht geirret hätte: außerdem hätten sie ihren Kindern ein Beyspiel der Treue und des Muthes hinterlassen, und alle andere Hauptleute durch ihre Tapferkeit unterrichten wollen; sie wären also zu beklagen, daß sie nicht ihre Pflicht gethan, und das Mitleiden, welches man mit ihnen gehabt, wäre in Ansehung ihrer Ehre grausam; man würde ihnen die größte Gnade erweisen, wenn man ihnen das Leben nähme; denn da sie nicht in dem Dienste ihres Cacique gestorben wären, so müßten sie sich schämen, sich noch weiter auf der Welt und vor ihm sehen zu lassen.

Muth derselben.

Der General bewunderte ihre Antwort, begegnete ihnen höflich, und gab den meisten Gefangenen, nachdem er sie einige Tage bewirthet hatte, die Freyheit, mit dem Ermahnen, ihre Freunde und Landesleute zu versichern, daß er mehr ihr Freund, als ihr Feind zu seyn wünschete. Dem Cacique und dessen gefangenen Hauptleuten stellete er ihre Treulosigkeit und Verrätherey vor, wodurch sie den Tod verdienet hätten: gleichwohl gedächte er es ihnen zu verzeihen, wofern sie nur künftig die Gewogenheit erkennen wollten, die er für sie hätte. Darauf nahm er den Vitachuco insbesondere vor, und suchete ihn, durch allerhand Mittel zu bewegen, daß er seinen Haß fahren ließe: allein vergebens; und alle Freundschaftsbezeugungen vermehreten nur dessen Widerwillen gegen die Spanier s).

Vitachuco ist nicht zu gewinnen.

Viele

r) Am angef. Orte XXII Cap.

s) Ebendas. XXIII Cap.

Soto. 1539.

Neue Verrätherey und Tod desselben.

Viele von denen Indianern, die man aus dem Teiche gefangen genommen hatte, waren als Sclaven unter die Spanier vertheilet worden, theils damit man sie wegen ihrer Untreue bestrafen, theils auch desto besser im Zaume halten möchte. Dieses konnte Vitachuco nicht gelassen mit ansehen, sondern war auf einen neuen Anschlag wider die Spanier bedacht. Er schmeichelte sich, daß diese Gefangenen, welche die herzhaftesten unter seinen Leuten gewesen, das allein ausrichten würden, was sie zusammen nicht hatten werkstellig machen können. Er gab vier jungen Indianern, die man ihm zu seiner Aufwartung gelassen hatte, Befehl, sie sollten den vornehmsten Gefangenen seinen Anschlag eröffnen, und ihnen andeuten, daß sie solchen auch den übrigen heimlich kund machen möchten. Dieser bestund darinnen, es sollte ein jeder seinen Herrn umbringen, und sich den dritten Tag zu Mittage um Tischzeit dazu fertig halten. Er selbst wollte zu eben der Stunde dem Generale das Leben nehmen, und wenn er mit ihm handgemein seyn würde, zur Losung ein so großes Geschrey erheben, daß es die ganze Stadt hören sollte. Es wurde solches allen Gefangenen so heimlich hinterbracht, daß niemand das geringste von einer neuen Verrätherey muthmaßete. Als der Tag kam, und der Cacique mit dem Generale abgespeiset hatte: so reckete er seinen ganzen Leib, wandte sich von einer Seite zur andern, schloß die Fäuste, streckete seine Arme aus, und zog sie wieder zurück, so daß er sie hinten bis auf die Schultern brachte, und schüttelte sie mit solcher Gewalt, daß die Knochen davon knacketen, welches die ordentliche Gewohnheit der Indianer ist, wenn sie etwas unternehmen wollen, wozu Kraft und Stärke gehöret. Darauf erhob er sich mit einem solchen Trotze auf seine Füße, dergleichen man sich nicht einbilden kann, drängte sich an den General, fassete ihn mit dem linken Arme um den Hals, und versetzete ihm mit der rechten Hand einen so starken Faustschlag in das Gesicht, daß er ihn zu Boden warf. Er fiel auf ihn, und erhob ein so starkes Geschrey, daß man es auf eine Viertheilmeile weit hörete. Die Officier, welche mit an der Tafel gewesen waren, und die Wuth des Caciquen sahen, durchbohreten ihn mit zehn oder zwölf Stichen, daß er, voller Bosheit seinen Vorsatz noch nicht ausgeführet zu haben, seinen Geist mit Fluchen und Lästern aufgab. Ohne die Officier würde er den General durch einen andern Schlag vollends umgebracht haben. Denn derjenige, welchen er ihm versetzet hatte, war schon so stark, daß Soto in einer halben Stunde nicht wieder zu sich selbst kommen konnte. Das Blut gieng ihm aus Augen, Maul und Nase, und ihm waren dabey einige Zähne ausgeschlagen worden. t).

Folgen davon.

Als man Vitachuco schreyen hörete: so griff gleich jeder Indianer den Spanier an, bey welchem er dienete, einige mit Feuerbränden, andere mit Kochtöpfen und Kesseln, oder was sie sonst den Augenblick in der Hand hatten. Sie richteten damit aber nicht so viel aus, als sie wohl gewünschet hätten. Vielen wurden zwar Arme und Beine zerschlagen, die Nasen zerquetschet, das Gesicht verbrannt, oder ihnen sonst eine Wunde beygebracht; in allem aber doch nur viere wirklich getödtet. Sie kamen einander zu Hülfe, und macheten alles nieder, was sie von Wilden antrafen, zumal da sich das Gerücht ausbreitete, der Cacique hätte den General übel zugerichtet, und man über dieses den allgemeinen Aufstand sah. Indessen fanden sich doch einige, die es sich für schimpflich hielten, zu gestehen, daß sie geschlagen worden, und für unanständig, Sclaven das Leben zu nehmen. Sie ließen sie also lieber von andern Indianern, die bey dem Heere dieneten, niedermachen, oder übergaben

t) Ebendas. XXIV Cap.

gaben sie den Provosen, die sie mit Pertuisanen mitten auf dem großen Platze niederstießen. Hier trieb sie die Verzweifelung, noch so viel Schaden zu thun, als in ihrem Vermögen war. Unter andern hatte Saldagna seinem Sclaven einen Strick um den Hals gebracht, und wollte ihn also der Wacht übergeben. Als dieser Wilde aber auf den Platz kam, und sah, was daselbst vorgieng: so gerieth er in eine solche Wuth, daß er mit der einen Hand seinem Herrn den Hals anpackete, und mit der andern zwischen die Beine griff, ihn umkehrete, und dergestalt auf den Kopf stürzete, daß er ganz betäubet davon wurde. Er sprang ihm so gleich mit beyden Füßen so grimmig auf den Bauch, daß er solchen würde zertreten haben, wofern nicht einige Spanier mit bloßen Degen auf ihn zugestürzet wären. Der Indianer aber riß seinem Herrn den Degen weg, und hielt sie dergestalt von sich ab, daß man ihn zuletzt erschießen mußte. Es würden diese Wilden noch mehr ausgerichtet haben, wofern sie nicht größtentheils gebunden und gefesselt gewesen wären. So aber hatten sie selbst den größten Nachtheil davon; und es mußten ihrer über neunhundert, der Kern von des Vitachuco streitbaren Leuten, seinen Anschlag mit dem Tode büßen u).

Soto. 1539.

Die Spanier rücken nach Ossachile.

Nach diesem Blutbade blieb der General noch vier Tage in Vitachuco, um sich und die andern verwundeten Spanier wiederum heilen zu lassen, worauf er seinen Marsch nach Ossachile fortsetzete. Den ersten Tag legete er vier Meilen zurück, und lagerte sich an einem großen Flusse, welcher beyde Provinzen von einander schied. Weil man aber durch solchen nicht waden konnte: so ließ er bey einiger Widersetzung der Indianer eine Brücke darüber schlagen. Man gieng hinüber, und fand das Land mit Hirse und allerhand Hülsenfrüchten besäet, sah auch hin und wieder einige Häuser bis an den Hauptflecken. Dieser Ort hieß, wie gewöhnlich, nach dem Namen seines Cacique, Ossachile, und bestund aus ungefähr zweyhundert Feuerstätten. Er lag zehn Meilen von Vitachuco in einer angenehmen Ebene. Anfänglich getraueten sich die Einwohner des Landes nicht, den Spaniern die Spitze zu biethen. Als sie solche aber auf ihren besäeten Feldern sahen: so griffen sie dieselben hier und da an, und nöthigten sie vier Meilen weit, fast beständig zu fechten. Weil die Spanier Ossachile verlassen, und den Cacique mit allen seinen Leuten entwichen fanden: so schicketen sie einige gefangene Indianer an ihn, daß er Freundschaft mit ihnen machen möchte. Er gab aber darauf keine Antwort; und die Abgeschickten kamen auch nicht wieder zurück. Indessen hielten sich doch die Truppen zween Tage in diesem Lande auf, und macheten viele Gefangene, die ihnen nachher gewogen wurden, und gute Dienste leisteten x).

 Der

u) Ebendas. XXV Cap.
x) Ebendas. XXVI Cap.

Soto. 1539.

Der III Abschnitt.

Begebenheiten des Soto in der Provinz Apalache.

Ankunft der Truppen in Apalache. Sie gehen über einen Morast. Ihr Marsch bis nach dem Hauptorte. Beschaffenheit des Landes. Entdeckung der Küste. Dreyßig Lanzen werden nach Hirriga geschickt. Capasi wird gefangen. Er will seine Unterthanen unter das Joch bringen und rettet sich. Fernerer Marsch der dreyßig Lanzen. Fortsetzung desselben. Ihre Ankunft zu Hirriga. Ausführung der Befehle des Generales. Vorfälle in den Gegenden um Hirriga. Abmarsch von diesem Orte. Fortsetzung des Marsches. Entdeckung der Küste. Man schicket einen Bericht davon nach Havana. Kühnheit eines Indianers. Man will die Spanier hinführen, wo Gold und Silber ist. Einige besondere Gefechte. Fruchtbarkeit von Apalache.

Ankunft der Truppen in Apalache.

Auf die Versicherung, welche die Spanier erhielten, sie wären nicht weit von der Provinz Apalache, wovon man ihnen so viele Wunderdinge erzählet hatte, bathen sie den General, er möchte sie dahin in die Winterquartiere führen; welches er ihnen denn leicht bewilligte. Sie marschireten also nach Apalache, und legeten zwölf Meilen in dreyen Tagen zurück, ohne einen Wohnplatz anzutreffen. Den vierten zu Mittage kamen sie bey einem Moraste an, der eine halbe Meile breit und nicht zu übersehen war. Außer dem hatte er an beyden Seiten einen mit Strauchwerke zwischen den großen Bäumen so verwachsenen Wald, daß man nur durch einen schmalen Weg hinzu kommen konnte, wo kaum zwo Personen neben einander zu gehen vermochten.

Bevor sie daselbst anlangeten, hatten sie sich auf einer Ebene gelagert: und weil es noch hoch am Tage war, so befahl der General zweyhundert Fußknechten nebst dreyßig Reitern, Erkundigung von dem Passe einzuziehen. Er schickete auch zwölf gute Schwimmer ab, den Morast zu erforschen, und die Oerter wohl zu bemerken, damit man sich den andern Morgen mit Zuverläßigkeit dahin begeben könnte. Allein, kaum kamen die Soldaten in den Wald, so macheten ihnen die Indianer den Paß streitig; und weil der Weg schmal war, so konnten nur die beyden vordersten von jeder Partey fechten. Es rücketen also die am besten bewaffneten zween Spanier vor, und ließen sich von zweenen Büchsenschützen und zweenen Armbrustschützen unterstützen. Sie griffen die Indianer mit dem Degen in der Faust an, trieben sie durch den Wald zurück, und nöthigten sie, in das Wasser zu springen. Hier hielten sie Stand, und es wurden auf beyden Seiten viele verwundet und getödtet, welches denn verhinderte, daß man den Morast nicht untersuchen konnte. Man meldete es dem Generale, der denn mit seinen besten Leuten heran kam, worauf sich das Gefecht von neuem anhob, und man bis an den Gürtel im Wasser stritt. Endlich trieben doch die Spanier die Indianer hinüber, und fanden dabey zugleich, daß man den Morast bis auf die Mitte durchwaden könnte, wo man etwan vierzig Schritte lang auf Stücken Holz übergieng. Sie sahen auch auf der andern Seite des Morastes einen dicken Wald, durch den nur ein enger Weg führete, und hatte man in allem, so wohl durch die Waldungen auf beyden Seiten, als durch den Morast selbst, etwan anderthalb Meilen. So bald der General den Weg verkundschaftet hatte, kehrete er wieder zurück zu seinen Truppen, und munterte sie auf, die morgenden Schwierigkeiten, bey der Durchmarschirung, zu überwinden y).

So

y) Histor. del Florida, Parte I. Lib. III. cap. I.

Soto. 1539.

So bald der General seine Befehle gestellet hatte, so nahm jeder Soldat gekochten Hirse auf einen Tag; und es marschireten ungefähr zweyhundert der Tapfersten voran. Weil sie Willens waren, die Wilden zu überrumpeln: so giengen sie zwo Stunden vor Tage in aller Stille ab, und kamen ohne Widerstand über die Brücke, welche die Indianer nicht besetzet hatten, in der Meynung, die Spanier würden sich in der Nacht nicht durch die Gehölze wagen. Als sie aber mit anbrechendem Tage solche schon übergegangen sahen: so rückten sie mit großem Geschreye und voller Wuth an, um ihnen noch eine Viertelmeile von dem Moraste streitig zu machen, wo sie hindurch mußten. Die Spanier empfingen sie unerschrocken und trieben sie bald aus dem Wasser in den jenseitigen Wald, wo sie solche einschlossen. Funfzig von ihnen besetzeten den engen Weg, und die andern macheten eine Esplanade oder Ebene, worauf sich die ihnen nachkommenden Truppen lagern konnten. Da die Indianer ihnen nicht beyzukommen, oder auf sie zu schießen vermochten: so sucheten sie, dieselben durch Schreyen zu erschrecken, und ließen sie die ganze Nacht vor ihrem Geheule nicht schlafen. Mit anbrechendem Tage marschireten die Spanier durch den engen Weg weiter, und jageten die Indianer nur Schritt vor Schritt vor sich her. Sie kamen darauf in einen lichtern Wald, wo sich die Indianer mehr ausbreiten konnten, und ihnen also auf allen Seiten mehr zu schaffen macheten. Die Pferde konnten nur an gewissen Orten ein wenig rennen; und dieses machete die Wilden desto kühner; wie denn auch die unglaubliche Geschwindigkeit, womit sie ihre Pfeile abdrückten, den Spaniern sehr nachtheilig fiel; denn ehe solche einmal laden und schießen konnten, hatten sie schon sechs- bis siebenmal geschossen. Die Oerter, wo die Pferde rennen konnten, waren kleine Anhöhen, welche die Wilden aber mit langen Stücken Hölzern beleget, und dadurch beschwerlich gemacht hatten: an denen aber, wo sie unmöglich hinkommen konnten, hatten sie Eingänge und Ausgänge gemacht, damit sie die Spanier anzwacken, und diese ihnen nichts thun könnten. Diese Anstalten waren einige Tage vorher bewerkstelliget, und an eben dem Orte war Narvaez zehn oder zwölf Jahre vorher aufgerieben worden. Die Indianer droheten auch schon des Soto Leuten ein gleiches Schicksal: allein, diese kamen endlich nach einem so verdrießlichen Marsche von zwo Meilen, wo sie sich mehr vertheidigen mußten, als sie angreifen konnten, auf das freye Feld, wo sie gewonnen Spiel hatten. Sie marschireten noch zwo Meilen bis sie an die gesäeten Felder kamen, und begegneten keinem Indianer, den sie nicht entweder gefangen nahmen oder niedermacheten z).

Sie gehen über den Morast.

Der General lagerte sich darauf bey einem Dorfe: die Wilden aber beunruhigten ihn die ganze Nacht hindurch, daß sich jeder auf seiner Hut halten mußte. Als der Tag angebrochen, so marschireten die Spanier durch besäete Felder, welche sich auf zwo Meilen weit erstrecketen. Man traf daselbst viele einzeln stehende Häuser an, welche nicht das Ansehen eines Dorfes hatten. Die Indianer, welche in diesen Häusern waren, fielen grimmig auf die Spanier los, und sucheten sie zu tödten. Diese aber trieben sie mit ihren Lanzen durch die Felder, und stießen sie nieder, wodurch sie gleichwohl dieselbigen nur noch muthiger macheten. Nach diesen zwoen Meilen gelangeten sie an einen sehr tiefen Bach, wo sich die Indianer verschanzet hatten, und die Spanier zu schlagen dachten. Allein, es gieng anders, als sie sich eingebildet. Die Spanier hieben ihr Pfahlwerk nieder, und jageten sie, ungeachtet ihres tapfern Widerstandes, dennoch hinaus. Sie marschireten darauf

Marsch bis nach dem Hauptorte.

z) Ebendas. II Cap.

Soto. 1539.

darauf noch zwo Meilen ohne sonderliche Beunruhigung von den Indianern, und lagerten sich auf einer Ebene, wo sie ein wenig Ruhe zu haben hoffeten. Allein, so bald es dunkel geworden war, hielten die Indianer sie in beständigem Lärme. Den Morgen, da die Truppen weiter marschireten, erfuhr man von den Gefangenen, daß man nur noch zwo Meilen von dem Hauptorte wäre, und der Cacique daselbst mit einer großen Anzahl seiner Unterthanen die Spanier erwartete. Der General ließ so gleich zweyhundert Reiter mit hundert Fußknechten voraus gehen, und rückete auf den Ort zu. Bey seiner Ankunft fand er ihn verlassen, und den Cacique geflohen. Auf die Nachricht, daß er noch nicht weit seyn könnte, ließ er ihn zwo Meilen umher suchen, und alles gefangen nehmen oder niederhauen, was man antraf. Capasi aber war nirgend zu finden. So hieß der Cacique von Apalache; und er ist der erste, welcher nicht den Namen seiner Provinz geführet hat. Der General, welcher verzweifelte, daß er ihn fangen würde, kam wieder zu seinem Heere, welches in dem Hauptorte lag, der aus zweyhundert und funfzig Häusern bestund. Soto nahm des Capasi seines ein, welches an dem Ende des Ortes und etwas höher lag, als die andern.

Beschaffenheit des Landes.

Die Provinz Apalache hat, außer einer großen Anzahl hin und wieder zerstreueter Wohnungen, viele Dörfer von funfzig und sechzig Feuerstäten jedes, welche eine und zuweilen auch wohl zwo oder drey Meilen von einander entfernet sind. Die Lage des Landes ist angenehm. Man findet daselbst viele Teiche, worinnen man das ganze Jahr fischet; und die Einwohner haben einen Vorrath von Fischen zu ihrer Nahrung. Das Land ist auch sonst noch an andern Sachen fruchtbar *a*). Soto schickete die Hauptleute Tinoco, Vasconcelo und Aniasco aus, von demselben und den benachbarten Gegenden Erkundigung einzuziehen. Zween von ihnen giengen auf verschiedenen Wegen weiter vor gegen Norden, und kamen nach acht oder neun Tagen mit dem Berichte zurück, sie hätten viele sehr volkreiche Dorfschaften gesehen; das Land wäre fruchtbar, und hätte weder Gehölze noch Moräste. Aniasco hingegen berichtete, es wäre in dem Lande sehr übel zu marschiren; es wären nur Wälder und sumpfichte Oerter da; und je weiter man hinein käme, desto beschwerlicher würden die Wege *b*).

Entdeckung der Küste.

Als Aniasco zur Entdeckung der Küste abgieng: so nahm er unter andern auch einen tapfern und erfahrenen Soldaten, Arias Gomez, mit, welcher sehr gut schwimmen konnte. Arias war in der Barbarey ein Sclav gewesen, und hatte die Landessprache so gut gelernet, daß ihn die Mauren mit denen er redete, für keinen Fremden hielten, als er den Händen der Ungläubigen entfloh, und sich zu den Christen auf die Gränzen begab. Aniasco gieng mit seinen Gefährten gegen Mittag, und wurde von einem Indianer geführet, welcher sich freywillig dazu erboth, und ihnen viele Freundschaft bezeugete. Sie legeten in zweenen Tagen zwölf Meilen zurück, giengen über zween kleine Flüsse, und kamen glücklich nach dem Flecken Aute, den sie verlassen und mit allerhand Lebensmitteln angefüllet fanden. Sie nahmen davon auf vier Tage mit sich, und setzeten ihren Marsch auf einem schönen Wege fort.

Endlich

a) Am angeführten Orte III Cap.

b) Nugnez saget in seinen Commentarien fast eben das, und setzet noch hinzu, die Provinz Apalache sey voller Moräste, mit Gehölzen bedecket, unfruchtbar und schlecht bevölkert. Dieses ist auch, setzet Garcilasso de la Vega hinzu, von denen am Meere gelegenen Orten wirklich wahr, aber nicht

Soto. 1539.

Ihr Wegweiser will sie umkommen lassen.

Endlich aber fiel es ihrem Wegweiser ein, er thäte wohl unrecht, daß er sie so treulich führete. Solches nun wieder gut zu machen, brachte er sie in Wälder, wo viele große umgefallene Bäume lagen, und keine Bahne war. Er ließ sie auch durch gewisse Oerter gehen, die ohne Gehölze, aber so voller Koth waren, daß weder Pferde noch Menschen herauskommen konnten. Was ihnen am meisten beschwerlich fiel, war die große Menge von dicken Dornen und Diesteln, wodurch sie mußten. Gleichwohl marschireten sie fünf Tage auf diesem beschwerlichen Wege. Da sie aber keine Lebensmittel mehr hatten: so mußten sie wieder nach Aute zurück kehren, da sie denn noch neue Beschwehrlichkeiten unterweges ausstehen, und vier Tage lang von nichts, als Wurzeln, leben mußten. Sie erquicketen sich zu Aute ein wenig, nahmen auf fünf Tage Lebensmittel mit sich, und setzeten ihren Weg durch noch beschwerlichere Wege fort, als die erstern. Da sie sich einstens in der Nacht in einem Gehölze bey einem großen Feuer ausruheten: so nahm ihr indianischer Wegweiser, welcher es überdrüßig war, daß es so lang währete, ehe sie umkamen, einen Feuerbrand, und schlug einen Soldaten damit ins Gesicht. Die andern, welche diese Frechheit sahen, würden ihn ohne Zweifel getödtet haben, wenn es Aniasco nicht verhindert hätte, welcher ihnen vorstellete, sie könnten ihn itzo nicht entbehren, und müßten also etwas durch die Finger sehen. Der Indianer wurde dadurch nur verwegener, und begegnete noch einigen andern eben so übel, daß man ihn endlich nach vielen Schlägen fesseln mußte. Da er sich also außer Stande sah, ihnen zu schaden, oder zu entfliehen: so fiel er voller Verzweifelung über denjenigen her, der ihn bewachete, riß ihn nieder, und trat ihn mit Füßen. Man stach mit Degen und Lanzen auf ihn, konnte ihm aber wenig damit schaden; so daß sie fast glaubeten, er könnte sich fest machen; daher sie ihn denn einem Hunde zum Zerreißen überließen. Allein, auch diesem riß er den Rachen von einander, da man ihn denn noch endlich mit vielen Stößen todt machete.

Sie gelangen endlich an das Meer.

Nach diesem setzeten sie ihren Weg fort, und befahlen einem andern Indianer, den sie auf ihrer Rückkehr nach Aute gefangen hatten, bey Lebensstrafe, er sollte sie treulich führen. Dieser hatte sich bisher taub gestellet, weil ihm der andere mit dem Tode gedrohet hatte, so bald er ihnen dienen würde. Als er sich aber nunmehr von seinem Gefährten befreyet sah: so gab er ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß er sie an das Meer führen wollte, wo Narvaez seine Schiffe gebauet hätte; sie müßten aber erst wieder nach Aute zurück gehen, weil es sonst unmöglich wäre, dahin zu gelangen, ungeachtet sie die Wellen brausen höreten. Er hielt auch sein Wort; und sie kamen nach zwölf Meilen von Aute an das Ufer eines großen Meerbusens, an welchem sie hingiengen, und endlich den Ort erreicheten, wo Narvaez ausgestiegen war. Sie fanden daselbst noch viele Merkmaale und Spuren davon, konnten aber doch nirgend, wie fleißig sie auch sucheten, von ihm selbst einige Nachrichten irgendwo antreffen, dergleichen sonst die ersten Entdecker zu hinterlassen pflegen. Sie folgeten der Küste dieses Busens bis an das Meer, welches nur noch drey Meilen davon entfernet war. Darauf traten zwölf gute Schwimmer in halb gestrandete Barken, und erforscheten die Einfahrt in den Busen, welche sie vermögend fanden, große

nicht von denen, welche der General entdecken ließ. Da des Nuguez Nachrichten größtentheils von Indianern herrühren: so glaubet er, sie hätten boshafter Weise ihr Land schlechter beschrieben, als es in der That ist, damit sie den Spaniern die Lust benähmen, solches zu erobern. Am angef. Orte IV Cap.

Soto. 1539.

se Schiffe zu tragen. Sie kehreten mit dieser Entdeckung wieder zu dem Generale zurück c).

Dreyßig Lanzen werden nach Hirriga geschickt.

Unterdessen legete Soto, welcher den Winter heran rücken sah, seine Leute in die Winterquartiere. Er ließ Lebensmittel zusammen bringen, und Häuser bauen, damit seine Leute desto bequemer wohnen könnten. Er befahl auch, die Stadt Apalache zu befestigen, damit er vor den Anfällen der Wilden sicher wäre, und schickete einige Indianer mit Geschenken an den Capasi, um ihn zum Frieden zu bewegen. Dieser Cacique aber wollte von nichts hören, und verschanzete sich in einem sehr beschwerlichen Walde. Da Soto alle Hoffnung verlor, ihn zu gewinnen: so befahl er dem zurückgekommenen Aniasco, mit dreyßig Lanzen nach Hirriga zu gehen, und den Caldero von da abzurufen, welcher daselbst nichts mehr zu thun hatte. Dieses war ein beschwerlicher und gefährlicher Marsch von ungefähr ein hundert und funfzig Meilen. Nichts destoweniger traten sie ihn den 20sten des Weinmonates 1539 an. Sie kamen glücklich über den apalachischen Morast, und bis nach Ossachile, wo sie gegen Abend Halte macheten, und darauf zu Mitternacht vor diesem Orte vorbey ritten, aus Furcht, sie möchten sonst gesehen werden. Sie setzeten ohne Schwierigkeit über den Fluß gleiches Namens, und gelangeten nach **Vitachuco**, welches sie ganz verlassen, und die Häuser völlig zerstöret, auf den Gassen aber noch die neulich Ermordeten liegen fanden. Die Indianer zerstöreten diesen Ort, in der Meynung, er sey unglücklich. Sie ließen auch die Todten unbegraben, weil sie solche als elende Leute ansahen, die ihr Vorhaben nicht hatten ausführen können, und den Thieren zum Raube seyn müßten, welches ordentlicher Weise die Strafe für diejenigen war, die im Kriege unglücklich gewesen. Hinter Vitachuco trafen die dreyßig Spanier zween Indianer an, wovon sich ihnen einer mit gespanntem Bogen entgegen stellete. Weil sie es aber nicht für gut befanden, einen unter ihnen verwunden zu lassen: so ritten sie nicht auf ihn zu, sondern neben ihm vorbey. Der Indianer schalt sie mit vielem Stolze, und großen Drohungen feige Memmen, die sich nicht getrauet hätten, ihn anzugreifen. Durch sein Großthun, und auf sein Rufen kamen andere Indianer herbey, und wollten ihnen den Weg verrennen. Sie brachen aber durch und erreicheten eine Ebene, wo sie sich ein wenig ausruheten, nachdem sie diesen Tag, welches der dritte von ihrem Marsche war, siebenzehn Meilen zurückgeleget hatten. Den vierten ritten sie eben so viel Meilen. Da sie merketen, daß man ihren Marsch ausgespühret hatte, und solchen den andern melden wollte, damit sie ihnen die Pässe versperreten: so eileten sie, was sie konnten, hohleten einige Bothen ein, und stießen sie nieder. Jedoch hatten sich schon viele an dem Flusse **Ocaly**, welchen sie wider Vermuthen sehr angelaufen und schnell fanden, gesetzet, daß sie also keine Zeit zu verlieren hatten, hinüber zu gehen, wofern sie nicht hier ihren gewissen Tod finden wollten. Man machete also alle nöthige Anstalten dazu, und verfertigte von abgehauenen Zweigen Flöße, um das Geräthe hinüber zu bringen, wenn die Pferde und Menschen hindurch geschwommen wären d).

Capasi wird gefangen.

Indem diese dreyßig Reiter also nach Hirriga zu kommen beschäfftiget waren, suchete Soto, wie er den Cacique **Capasi** habhaft werden könnte, weil er glaubete, daß es ihm alsdann leicht seyn würde, die andern zu Paaren zu treiben. Er erfuhr, daß solcher acht Meilen von dem Heere in einem dicken Walde war, wo er so wohl, wegen der Lage des Ge-

c) Am angef. Orte, V Cap. d) Am angef. Orte VI Cap.

Ortes, als der Moräste, und derer Leute, die er zur Vertheidigung bey sich hatte, sicher zu seyn dachte. Um sich also seiner zu bemächtigen, nahm der General so viel Soldaten, als er brauchete, und kam in dreyen Tagen, nach vieler Beschwerlichkeit, an den Ort des Waldes, welchen die Indianer befestiget hatten. Es war ein Verhau, wozu man nur durch einen sehr engen Weg, eine halbe Meile lang, kommen konnte. Alle hundert Schritte war ein gutes Pfahlwerk, welches wohl vertheidiget wurde. Als Soto bey solchem anlangete: so fand er Leute, welche entschlossen waren, ihm den Eingang zu verwehren, und er ließ sie so gleich angreifen. Wegen des engen Weges aber konnten nur die erstern fechten: doch drangen sie, mit dem Degen in der Faust, durch das erste und zweyte Pfahlwerk, welches sie niederrissen. Ungeachtet einige von ihnen durch die Pfeile der Indianer verwundet wurden, so stürmeten sie doch auch die andern, und kamen endlich Fuß vor Fuß bis an den Ort, wo Capasi war. Als die Indianer ihren Cacique in Gefahr sahen: so verdoppelten sie ihre Kräfte, fochten voller Verzweifelung, und stürzeten sich blindlings in die Degen und Lanzen. Die Spanier verloren den Cacique nicht aus dem Gesichte, aus Furcht, er möchte ihnen entwischen. Als endlich die Wilden keine Pfeile mehr hatten, und es ihnen auch an anderem Gewehre fehlete: so gaben sie nach, und wurden fast insgesammt niedergehauen. Bey Erblickung dieses Blutbades befahl ihnen der Cacique, welcher sah, daß die noch übrigen ihn doch nicht vertheidigen konnten, sie sollten sich ergeben; und den Augenblick fielen sie vor dem Generale auf die Knie, und beschwuren ihn mit thränenden Augen, er möchte doch ihres Herrn verschonen, und ihnen lieber das Leben nehmen lassen, als solchem ein Leid zufügen. Soto wurde von dieser Großmuth gerühret, und ließ sich bewegen, unter der Bedingung, daß sie gehorsam bleiben sollten. Capasi begrüßete den General, der ihn sehr höflich empfing, und sich freuete, daß er ihn in seiner Gewalt hatte. Der Cacique wurde von einigen Indianern unterstützet, die ihm gehen halfen, weil er außerordentlich dick war. Er konnte für sich allein keinen Schritt thun, noch sich auf seinen Füßen erhalten, so daß man ihn auf einem Tragsessel überall hintrug, wohin er wollte: und in seinem Hause kroch er auf allen vieren. Diese Schwere war Ursache, daß er sich nicht weit entfernen konnte e).

Soto. 1539.

Er will seine Unterthanen bändigen,

Nachdem Capasi also gefangen worden: so kehrete der General wieder nach seinem Quartiere, in der Hoffnung, die Indianer würden nunmehr seine Truppen in Ruhe lassen. Es geschah aber gerade das Gegentheil. Sie waren über des Cacique Gefangenschaft erzürnet; und da sie ihn nicht mehr bewachen durften, so richteten sie mehr Unordnung an, als vorher. Soto beschwerete sich darüber beym Capasi, daß seine Unterthanen die gute Begegnung nicht erkenneten, die man ihm erwiese, da sie sich doch in Ansehung ihrer selbst anders bezeugen sollten. Er hätte ihnen weder ihre Güter geraubet, noch ihre Felder verheeret; und er würde auch nicht erlaubet haben, daß man einen verwundet oder getödtet hätte, wofern sie ihn nicht angegriffen hätten. Der Cacique möchte ihnen also befehlen, daß sie seinen Truppen nicht mehr nachstelleten; sonst würde er einen öffentlichen Krieg wieder sie führen, und alles mit Feuer und Schwerdte verheeren; er sollte endlich erwägen, daß, wenn in dem Stande, worein ihn das Glück gesetzet hätte, die Indianer den Spaniern so grausam begegneten, sie dieselben nöthigen könnten, etwas hartes wider ihn vorzunehmen. Capasi antwortete, die Aufführung seiner Unterthanen misfiele ihm um so viel

e) Ebendas. VII Cap.

Soto. 1539.

viel mehr, weil er seit seiner Gefangenschaft schon an sie geschickt, und ihnen befohlen hätte, den Spaniern nichts zu thun: sie hielten aber seine Bothschaften für verdächtig, und könnten nicht glauben, daß man ihm so begegnete, sondern bildeten sich vielmehr ein, er läge in Fesseln, und wäre allerhand Beschimpfungen ausgesetzet; er bäthe also den General, einigen von seinen Leuten zu befehlen, daß sie ihn sechs Meilen vom Lager in einen Wald begleiten möchten, wo er die tapfersten von seinen Unterthanen finden würde, die er mit Namen rufen wollte: sie würden alsdann zu ihm kommen, und da wollte er ihnen das gute Bezeugen der Spanier gegen ihn erzählen, da sie denn von allen Feindseligkeiten abstehen würden; und das wäre das einzige Mittel, sie zu bändigen.

und flüchtet sich.

Der General ließ ihn also von einer Compagnie Reuter und Fußknechten bis an den Ort begleiten, wo er versichert war, daß sich seine Unterthanen befänden, und befahl ihnen, auf den Cacique wohl Acht zu haben. Capasi ließ so gleich drey von seinen Leuten dahin gehen, welche bald mit zwölf andern zurück kamen. Er befahl ihnen, sie sollten den vornehmsten seiner Unterthanen melden, daß sie morgen zu ihm kämen, weil er ihnen etwas zu eröffnen hätte, welches ihre Ehre und ihre Wohlfahrt beträfe. Die Indianer giengen mit diesem Befehle so gleich wieder in den Wald; und die Spanier waren mit dem Betragen des Cacique zufrieden. Indessen stelleten sie doch überall gute Schildwachten aus. Allein, nachdem es Tag geworden: so fanden sie keinen Cacique, und auch keinen von denen Indianern mehr, die ihn begleitet hatten. Sie erstauneten über diese Begebenheit, und frageten einander, wie das zugienge? Man glaubete, es müßte ihn ein böser Geist weggeführet haben, weil die Schildwachten versicherten, sie hätten die ganze Nacht über gewachet. Es ist aber wohl gewiß, daß sie aus gar zu großer Müdigkeit eingeschlafen; da denn der Cacique seine Gelegenheit ersehen, und auf allen vieren ohne Geräusch davon gekrochen, bis er einige von seinen Unterthanen im Hinterhalte angetroffen, die ihn denn geschwind weiter gebracht, und sich nicht ferner um die Spanier diesen Tag bekümmerten. Ungeachtet nun der General über die Nachläßigkeit seiner Befehlshaber unwillig war: so stellete er sich doch, als wenn er ihrem Berichte Glauben beymäße, daß die Indianer große Zauberer wären, und Wunderdinge thun könnten *f*).

Fernerer Marsch der dreyßig Lanzen.

Inzwischen waren die dreyßig Reiter unter beständigem Scharmützeln mit den Indianern über den Ocaly gegangen, und nahmen ihren Weg nach der Stadt dieses Namens, aus welcher die Einwohner, bey ihrer Einrückung, entflohen. Sie wollten da selbst die Nacht über ausruhen. Weil sie aber merketen, daß ein Haufen Indianer angezogen kam: so macheten sie sich eiligst davon. Sie ritten diesen Tag, welches der sechste von ihrem Marsche war, zwanzig Meilen; und den folgenden Tag eben so weit, da ihnen aber einer von ihren Gefährten, wegen der ausgestandenen Beschwehrlichkeiten, krank wurde, und auf dem Pferde starb. Gegen Abend kamen sie bey dem großen Moraste an, welchen sie so aufgeschwollen fanden, daß die Gewässer desselben, die mit Gewalt heraus und hinein giengen, Aerme von der See zu seyn schienen *g*).

Fortsetzung desselben.

Sie brachten die Nacht voller Unruhe, sie möchten überfallen werden, an demselben zu, und verloren noch einen ihrer Gefährten, durch einen plötzlichen Tod. Mit anbrechendem Morgen sahen sie, daß das Wasser etwas gefallen war. Sie macheten die schlechte und schmale Brücke in demselben ein wenig wieder zurechte, sattelten ihre Pferde ab, und tru-

f) Ebendas. im VIII Cap.

g) Ebendas. IX Cap.

trugen das Zeug davon hinüber. Weil die Pferde selbst auf solcher nicht gehen konnten; so sollten sie hindurch schwimmen. Es kostete ihnen aber viel Mühe, ehe sie solches werkstellig machen konnten, indem sie durchaus nicht hindurch wollten, obgleich einige gute Schwimmer solche vorn an den Halftern zogen, und andere hinter her peitscheten. Sie hatten einige Stunden mit ihnen im Wasser zu thun, und brachten sie nur erst nach drey Uhr Nachmittages völlig hindurch. Es war ein Glück, daß sich keine Indianer da herum merken ließen, weil sie sonst gewiß verloren gewesen seyn würden. Sie ruheten sich die Nacht über auf einer Ebene ein wenig aus, und ritten vor Anbruche des Tages weiter, da sie denn einige Indianer auf dem Wege antrafen, welche sie niederstießen. Sie ritten diesen Tag dreyzehn Meilen, und blieben die Nacht wieder auf einer Ebene. Ehe die Sonne aufgieng, brachen sie auf, und marschiereten bey frühem Morgen bey Urribaracuxi vorbey. Dieses war der zehnte Tag ihrer Reise, an welchem sie funfzehn Meilen zurückgelegeten, und einen Theil der Nacht drey Meilen von Mucozo zubrachten. Nach Mitternacht begaben sie sich wieder auf den Marsch; und da sie zwölf Meilen zurück geleget, so wurden sie an der Seite in einem Gehölze ein Feuer gewahr. Einer unter ihnen, Namens Moron, welcher eine so zarte Nase hatte, als ein Spürhund nur immer haben mag, und daher auch vielfältig durch seinen Geruch die Indianer, wie die Hunde das Wild aus ihrer Witterung, ausspührete, hatte solches über eine Meile weit vorher gerochen, und ihnen gemeldet. Sie ritten gerade auf dasselbe zu, und fanden einige Indianer mit ihren Weibern und Kindern da herum sitzen, welche Fische briethen. Es waren des Mucozo Unterthanen, und also ihre Freunde. Gleichwohl sprengeten sie auf sie zu, und nahmen ihrer neunzehn davon gefangen. Sie ließen sich auch ihre Fische gut schmecken, und kehreten sich nicht daran, ob gleich die Indianer nach Ortis schrien, und sie an die guten Dienste erinnerten, welche sie demselben erwiesen hatten. Bey einem solchen Verfahren, das sie nicht anders zu bemänteln wußten, als damit, man wüßte noch nicht, ob ihr Herr den Frieden gehalten hätte, und wollte also einige von seinen Unterthanen zur Sicherheit haben, getraueten sie sich nicht nach Mucozo, sondern nahmen einen Umweg bis nach Hirriga *h*).

Soto. 1539.

Ihre Ankunft zu Hirriga.

Als sie eine halbe Meile davon an einen kleinen Morast gekommen waren: so entdecketen sie einige Pferdespuhren, worüber sie ungemein erfreut wurden. Denn sie befürchteten, Calderon möchte mit seinen Leuten ein Unglück gehabt, oder sonst aus andern Ursachen seinen Posten verlassen haben, weil sie noch nichts von ihrem fortdaurenden Aufenthalte daselbst hatten merken können. Ihre Pferde selbst schienen dadurch munterer zu werden, und eileten, daß sie mit der Sonnen Untergange Hirriga vor Gesichte hatten. Es kamen gleich einige Reiter heraus, welche auf Kundschaft um den Ort ritten, und mit eingelegeten Lanzen, Paar und Paar giengen. Aniasco und seine Gefährten, welche sie wahrnahmen, stelleten sich in eben die Ordnung, und eileten ihnen in kurzem Galoppe entgegen. Bey dem Lärmen, das dadurch entstund, kam Calderon und die übrige Besatzung aus dem Orte, und empfingen sie mit großen Freudensbezeugungen. Ihre erste Frage aber war nicht, was der General und seine Leute macheten, sondern ob sich in der Provinz Apalache viel Gold befände.

h) Historia del Florida, III Buch, X Cap.

Soto. 1539.

Der ganze Marsch, welchen Aniasco mit seinen Leuten gethan, hatte eilf Tage gewähret, wovon sie zween zugebracht, über den Ocaly und den großen Morast zu gehen, in den andern aber über ein hundert und funfzig Meilen zurück geleget hatten. So bald er erfuhr, daß Mucozo den Frieden nicht gebrochen: so schickete er die Gefangenen zurück, und ließ ihm melden, er möchte in ihr Quartier kommen, und Leute mitbringen, welche die Lebensmittel und andere Sachen wegtragen könnten, die man ihm schenken wollte, weil man wegmarschiren müßte. Mucozo kam auch den dritten Tag darnach an; und da er nicht so vom Golddurste geplaget wurde, daß er darüber die Menschenliebe hätte vergessen sollen, so erkundigte er sich gleich, wie sich der General und ihre übrigen Landesleute befänden, und wie es ihnen ergangen wäre? Er blieb vier Tage da, und unter der Zeit schaffeten seine Leute einen großen Vorrath von Lebensmitteln, Takelwerke, und anderm Schiffsgeräthe, Kleidungsstücken und Gewehre hinweg *i*).

Ausführung der Befehle des Generales.

Nachdem Mucozo damit fertig war: so suchete man die Befehle des Generales ins Werk zu richten. Sie enthielten, Aniasco sollte die in der heil. Geistes Bay gelassenen Brigantinen nehmen, und an der Küste gegen Westen bis nach dem Meerbusen Aute damit hinfahren, welchen er selbst entdecket hätte. Arias aber sollte mit der Caravelle nach Havana gehen, und der Gemahlinn des Generales Nachricht von ihm und seiner Entdeckung überbringen, auch sonst noch andere Sachen daselbst ausrichten. Beyde nahmen Abschied vom Calderon, welcher auch seinem Befehle gemäß sich zum Abmarsche von Hirriga anschickete, um zu dem Generale zu stoßen *k*).

Vorfälle in den Gegenden um Hirriga.

Bey seinem Aufenthalte zu Hirriga hatten seine Leute viele Gärten angeleget, worinnen sie Rüben, Lactuke und andere Küchengewächse gesäet hatten. Die Indianer fingen auch einige Spanier, und zwar durch ihre eigene Schuld, welches so zugieng. Es hatten die Wilden an dem Ufer der heil. Geistesbay große mit getrockneten Steinen verschlossene Oerter angeleget, um die Rochen und andere Fische zu fangen, welche in diese Oerter kamen, wenn die Fluth anlief, und hernach, wenn sie sich zurück zog, und es Ebbe war, fast ganz im Trockenen daselbst blieben. Diese Fischerey war groß; und Calderons Soldaten genossen derselben nebst den Indianern. Eines Tages bekamen **Lopes** und Galvan Lust, ohne Befehl des Hauptmannes zu fischen. Sie setzeten sich in ein Fahrzeug, und nahmen ihres Befehlshabers Pagen, **Mugnos**, mit sich. Indem sie fischeten: so kamen einige Indianer in kleinen Kähnen, und sageten halb auf Indianisch, halb auf Spanisch, sie müßten an dem Fischfange Theil haben. Lopes, welcher ungestüm war, sagete, man wollte sie den Hunden vorwerfen, sie hätten nichts mit ihnen zu theilen; und legete zugleich die Hand an seinen Degen, und verwundete einen Indianer, der ihm etwas zu nahe kam. Die andern entrüsteten sich darüber, fielen über die drey Spanier her, schlugen den Lopes mit ihren Rudern todt, ließen Galvan für todt liegen, und nahmen Mugnos mit sich, dem sie, wegen seiner Jugend, nichts thaten. Einige Soldaten von der Besatzung, die nicht weit davon waren, und den Lärm höreten, eileten hinzu: sie kamen aber zu spät, und konnten nur Galvanen beyspringen, daß er ein wenig wieder zu sich selbst kam. Einige Zeit darnach fingen die Indianer aus eben der Ursache noch einen Soldaten, welcher bey der Ebbe an dem Fuße eines Waldes zwischen der Stadt Hirriga und der heil. Geistesbay Meerkrebse fing. Als ihn die in dem Gehölze versteckten Indianer allein sahen: so näher-

i) Ebendas. XI Cap. *k*) Ebendas. XII Cap.

Soto. 1539.

herten sie sich ihm, und sageten ganz freundlich: man müßte den Fang theilen. Vintimilla, so hieß der Soldat, gedachte, sie zu schrecken, und antwortete ihnen trotzig, er hätte nichts mit ihnen zu theilen. Die Indianer verdroß es, daß sich ein einziger Kerl unterfinge, so trotzig gegen sie zu thun, da sie doch ihrer zehn oder zwölf waren. Sie packten ihn also an, und führeten ihn fort: doch thaten sie ihm nichts zu Leide. Mugnos und Vintimilla lebeten zehn Jahre unter ihnen, und konnten hingehen, wohin sie wollten. Endlich aber entflohen sie ihnen, da sich ein christliches Schiff, welches von den Unterthanen des Hirriga verfolget, und durch einen Sturm ergriffen wurde, in die heil. Geistesbay begeben mußte. So bald sich der Sturm geleget hatte, fuhr es wieder hinaus auf die See, und die Indianer fingen an, ihm wieder nachzusetzen. Vintimilla und Mugnos, welche sie begleiteten, waren in einem Fahrzeuge allein; und weil sie willens waren, zu entrinnen, so both ihnen das Glück eine schöne Gelegenheit dazu. Es erhob sich ein Nordwind: und weil die Indianer befürchteten, er möchte sie zu weit in das Meer treiben, wenn er stärker würde, so eileten sie wieder an das Land. Die beyden Spanier stelleten sich, als wenn sie ein gleiches thäten, aber nicht recht wider den Wind fortkommen könnten. Da sie nun sahen, daß sich die Indianer von ihnen entferneten: so wandten sie ihr Fahrzeug, und ruderten nach dem Schiffe zu, welches sie aufnahm *l*).

Abmarsch von da.

Nachdem Aniasco und Arias abgegangen waren: so nahm auch Calderon mit funfzig Mann zu Fuße und siebenzig zu Pferde den Weg nach Apalache, und kam den zweyten Tag beym Mucozo an. Der Cacique gieng ihnen entgegen, bewirthete sie wohl, und begleitete sie bis an die Gränzen seines Gebiethes, wo er auf das zärtlichste von ihnen Abschied nahm. Die Spanier setzeten ihren Marsch fort bis an den großen Morast, ohne daß ihnen etwas merkwürdiges begegnete, als daß sie zuweilen von Indianern angefallen wurden *m*).

Fortsetzung des Marsches.

Sie blieben die ganze Nacht an dem Ufer des Morastes, und giengen den folgenden Tag ohne Widerstand hinüber, und eileten mit großen Märschen durch die Provinz Acuera. Sie kamen endlich nach Ocaly, welches sie verlassen fanden, so wie auch Ossachile, woraus sie eben so, als aus dem vorigen Orte, Lebensmittel mitnahmen. Sie setzeten ihren Marsch durch ein wüstes Land zwischen Ossachile und dem apalachischen Moraste fort, ohne daß die Wilden sie weiter angriffen, als ein einziges mal. Da sie an das Gehölze gekommen waren, welches den Morast umgiebt: so blieben sie die Nacht über auf der benachbarten Ebene; und mit anbrechendem Tage giengen sie durch den engen Paß, und durch das Wasser bis an die Brücke, die sie ein wenig ausbesserten. Das Fußvolk gieng hinüber, und die Pferde schwammen glücklich daselbst durch, wo es am tiefsten war. Da man aber nunmehr durch den übrigen Morast vollends dringen wollte, und die vordersten Reiter jeder einen Mann hinter sich auf dem Pferde hatte: so brachen die im Hinterhalte liegenden Indianer alle zu gleicher Zeit auf einmal los, griffen sie mit großem Geschreye an, verwundeten und tödteten einige. Die Pferde bäumeten sich in dem Wasser und Moraste, und warfen die hinter den Reitern sitzenden herunter, daß also eine große Unordnung unter den Spaniern entstund, und sie befürchteten, insgesammt niedergehauen zu werden. Weil es ihnen aber glückete, einen von den indianischen Hauptleuten tödtlich zu verwunden: so wurden die andern Indianer dadurch etwas scheu, und ließen allmählich nach, wodurch die Spa-

l) Ebendas. XIII Cap. *m*) Ebendas. XIV Cap.

Soto. 1539. Spanier aus dem Moraste kamen, und sich von dem engen Passe des andern Waldes zum Meister macheten, wo sie die Nacht blieben, und ihre Verwundeten verbanden. Den Morgen trieben sie die Indianer vor sich her bis zu einem andern Walde, ungefähr zwo Meilen weit, welcher nicht so dicht war. Die Indianer hatten daselbst auf beyden Seiten ein gutes Pfahlwerk gemacht, und schossen darauf mit gutem Erfolge auf die Spanier, ohne daß ihnen solche etwas anhaben konnten. Diese eileten indessen dennoch muthig hindurch, bis sie auf ein weites Feld kamen, wo sich die Indianer vor ihrer Reiterey fürchteten, und sie nicht weiter angriffen. Sie lagerten sich fünf Meilen davon auf einer Ebene, wo sie die ganze Nacht unter allerhand Drohungen von den Indianern zubrachten. Den Morgen setzeten sie ihren Marsch fort, und kamen an einen tiefen Bach, der auf der andern Seite mit Pfählen besetzet war. Sie setzeten hindurch, hieben die Pfähle nieder, ungeachtet die Indianer solche muthig vertheidigten, und viele von ihnen verwundeten. Als sie aber die Ebene erreichet hatten: so hatten sie wiederum ein wenig Ruhe; indem sich die Indianer nur bloß getraueten, sie in den Gehölzen und Gebüschen anzugreifen, wo sie die Pferde nicht so brauchen konnten. Indessen wunderten sie sich doch, da sie so nahe an Apalache waren, daß ihnen niemand daraus zu Hülfe kam, und sie auch keine Spur sahen, woraus sie schließen konnten, daß Spanier in der Nähe wären. Sie rücketen also sacht hinan, und ritten endlich mit der Sonnen Untergange hinein, wo sie mit so viel größern Freuden empfangen wurden, weil man sie schon wirklich, nach denen vielen Berichten, welche die Indianer von ihren Niederlagen ausbreiteten, für verloren geschätzet hatte. Es starben auch nach einigen Tagen noch zwölfe von ihnen an ihren Wunden n).

Entdeckung der Küste. Als Calderon daselbst ankam: so war Aniasco schon vor sechs Tagen angekommen, welcher zu Aute ans Land gestiegen war, ohne daß er etwas merkwürdiges angetroffen. Man hatte zwölf Tage vor seiner Ankunft daselbst zwey Fähnlein, eines zu Fuße, und das andere zu Pferde dahin geschickt, welche alle vier Tage abgelöset wurden. Man brachte die beyden Schiffe allda in Sicherheit, und gedachte, die Winterquartiere vergnügt zuzubringen. Der General aber befahl dem Hauptmanne **Maldonado**, er sollte die beyden Brigantinen nehmen, und damit an der Küste hundert Meilen gegen Westen hinfahren, die daselbst befindlichen Bayen, Häfen und Flüsse genau beobachten, und innerhalb zweenen Monaten zurück kommen, und einen getreuen Bericht davon abstatten. Maldonado begab sich also nach dem Meerbusen Aute; und kam, nachdem er längst der Küste hingefahren war, in der vorgeschriebenen Zeit wiederum zurück. Er berichtete, er hätte sechzig Meilen von dem Meerbusen einen Hafen entdecket, welchen man Achussi nennete. Dieser Hafen wäre sehr schön, und vor allen Winden sicher; er könnte viele Schiffe enthalten, und hätte einen so guten Grund, daß man leicht dicht an das Land kommen könnte. Er brachte von da zween Indianer mit, worunter der eine ein Cacique war, die er auf eine sehr unredliche Weise gefangen hatte. Als er in den Hafen eingelaufen war: so bathen ihn die Einwohner höflich, er möchte an das Land steigen, und versprachen, ihm Lebensmittel zu geben. Maldonado, welcher ihnen nicht trauete, wollte ihre Anerbiethung nicht annehmen: die Indianer aber, welche sein Mistrauen merketen, sucheten, ihm solches zu benehmen, indem sie selbst ohne Bedenken zween und zween, oder viere und viere auf die Schiffe kamen, und ihnen alles brachten, was sie nöthig hatten. Nach und nach bekamen die Spanier Muth,

n) Ebendas. XV Cap. o) Ebendas. XVI Cap.

Soto. 1540.

Muth, und erforscheten den Hafen. Nachdem sie nun alles eingenommen, was sie brauchten, und gethan hatten, was sie sollten: so giengen sie wieder unter Segel, und nahmen die beyden Indianer, welche denen Freundschaftsbezeugungen getrauet, die man einander gegeben hatte, verrätherischer Weise mit o).

Man schicket einen Bericht davon nach Havana.

Die Spanier vernahmen die Entdeckung des Hafens Achussi, und der ganzen Küste mit Vergnügen. Es schien ihnen, sie könnten nun endlich in Florida wohnhaft werden, weil sie nunmehr einen Hafen gefunden, wo die Schiffe mit allen nöthigen Sachen zu einem Wohnsitze, anländen könnten. Maldonado erhielt daher Befehl, mit den beyden Brigantinen nach Havana zu des Generales Gemahlinn, **Isabella von Bovadilla**, zu gehen, und ihr und der ganzen Insel Cuba die Zeitung von allem, was vorgegangen, zu überbringen. Man befahl ihm auch, er sollte im Weinmonate des folgenden 1541sten Jahres p), sich mit den Brigantinen, des Arias Caravelle, und einigen andern mit Gewehre, Pulver und Bleye, und anderm Kriegesgeräthe beladenen Schiffen, wieder nach dem Hafen Achussi begeben, und den Arias zugleich mit sich zurück bringen. Der General hatte solches befohlen, weil er glaubete, daß er zu der bestimmten Zeit das Innere des Landes würde entdecket, und seine Maaßregeln genommen haben, sich daselbst zu setzen, worauf er sich denn nach dem Hafen Achussi begeben wollte. Vorher aber mußte man sich dieses Hafens bemächtigen, weil solches bey den Gedanken, sich in Florida wohnhaft niederzulassen, unumgänglich nöthig war. Maldonado gieng also nach Havana ab, wo man seine Nachrichten mit Vergnügen anhörete, und zur Ausführung der Absichten des Generales alles mögliche beyzutragen, sich befliß q).

Kühnheit eines Indianers.

Unterdessen lebeten die Spanier in Apalache nicht gar zu sicher; weil die Indianer in den Gegenden da herum überall im Hinterhalte lagen, und ihnen auflaureten. Eines Tages setzete sich Aniasco selb sieben zu Pferde; und es fiel ihnen ein, etwas um die Stadt zu reiten. Sie hatten kein anderes Gewehr bey sich, als ihre Degen, außer **Pegado**, welcher eine Lanze führete. Als sie so sacht fortritten, wurden sie eines Indianers gewahr, welcher nebst seinem Weibe, auf einer Ebene bey einem Gehölze, kleine Bohnen sammelte. Sie ritten gleich gerade auf sie zu. Da die Frau vor Schrecken nicht entfliehen konnte: so nahm sie der Indianer, trug sie in den Wald, warf sie in das erste Gebüsche, und stieß sie mit Gewalt weiter hinein. Darauf kam er dreust wieder an den Ort, wo er seinen Bogen gelassen hatte, und gieng mit so vieler Unerschrockenheit auf die Spanier zu, als wenn er nur wider einen zu fechten hätte. Sie erstauneten über diese That; und weil sie glaubeten, es wäre eine Schande, wenn ihrer sieben einen einzigen tödteten: so wollten sie ihn nur fangen. Sie stürzeten auf ihn so geschwind zu, daß er nicht Zeit hatte, ein einziges mal zu schießen. Er wurde nieder geritten, und sie riefen ihm zu, er sollte sich ergeben. Allein, je mehr sie ihm zuredeten, desto mehr Herz zeigete er. Denn ob er gleich auf der Erde lag: so verwundete er sie doch alle mit seinen Pfeilen an den Beinen, und stieß ihren Pferden damit in den Bauch. Endlich kam er unter deren Füßen wieder auf, nahm seinen Bogen in beyde Hände, und gab dem Pegado einen so starken Schlag damit vor den Kopf, daß er ganz betäubet wurde, und ihm das Blut stromweise über das Gesicht lief. Dieser gerieth darüber in Wuth, spornete sein Pferd an, und stieß den Indianer mit seiner Lanze todt darnieder. Die Spanier besahen indessen ihre Pferde, und fanden, daß sie ins-

p) Man war damals zu Ende des Hornungs 1540.

q) Am angef. Orte III Buch, XVII Cap.

Soto. 1540.

insgesammt leicht verwundet waren; wie sie sich denn auch schämeten, daß ein einziger Mensch ihnen so viel zu schaffen gemacht hatte r).

Man will die Spanier hinführen, wo Gold und Silber ist.

Während dieser Winterquartiere entschloß sich Soto, nach denen Ländern von Florida zu gehen, welche gegen Westen zu liegen. Er erkundigte sich daher bey allen Indianern, die in seinem Heere waren, wie auch bey denen, die man täglich, als gefangen einbrächte, ob sie keine Kenntniß von den westlichen Gegenden des Landes hätten. Unter diesen führete man ihm einen jungen Menschen von ungefähr siebenzehn Jahren zu, welcher bey Indianern gewesen, die oftmals sehr weit in Florida hinein gegangen, Waaren umzutauschen. Er meldete ihm, er kennete nur diejenigen Länder, wo er mit seinen Herren gewesen, und er wollte die Truppen in zehn bis zwölf Tagen dahin führen. Der General gab ihm so gleich einen Soldaten in Verwahrung, damit er nicht entwischen sollte: er hatte aber dazu so wenig Lust, daß er sich vielmehr in allem nach ihren Sitten bequemete, und man ihn für einen gebohrenen Spanier hätte halten sollen. Wenig Tage darnach ergriff man einen andern, welcher ihn kannte, und dasjenige bestätigte, was er gesaget hatte. Er erboth sich auch, die Spanier in diejenigen Provinzen zu führen, welche er besuchet hätte, und die von einem sehr weiten Umfange wären. Als man ihn aber fragete, ob sich in solchen Gegenden Gold, Silber und Edelgesteine fänden, und man ihm alle diese Dinge zeigete, um es ihm desto begreiflicher zu machen, was man von ihm zu wissen verlangete: so bezeugete er, daß es in Cofaciqui Erzt gäbe, das dem gelben und weißen glich, welches man ihm wies; die Kaufleute, denen er gedienet, handelten solches ein, und setzeten es in andern Ländern wieder um; man träfe auch in Cofaciqui eine große Menge Perlen an, und zeigete dieserwegen eine unter den Edelgesteinen, die man ihm wies. Die Spanier waren voller Freuden über diese Zeitung und dachten nur bloß auf Mittel, nach Cofaciqui zu gehen, und sich der Reichthümer dieses Landes zu bemächtigen s).

Einige besondere Gefechte.

Eines Tag gieng eine Partey von funfzig Mann zu Fuße und zwanzig zu Pferde aus dem Lager, um eine Meile von da große Hirse zu holen, wo sie auch so viel sammelten, als sie braucheten. Sie legeten sich darauf in Hinterhalt, um einige Indianer zu erhaschen, und stelleten eine Schildwacht dazu aus. Diese meldete ihnen so gleich, es ließe sich ein Indianer blicken, der überall herum sähe, als ob er etwas vorhätte. Den Augenblick eilete Diego von Soto mit seinem Pferde auf ihn zu. Als der Indianer sah, daß er nicht entfliehen konnte: so suchete er nur einen Baum zu gewinnen, welches ihre ordentliche Zuflucht ist, machete seinen Bogen zurechte und erwartete seinen Feind festen Fußes in der Nähe, da er ihn treffen konnte. Weil nun Soto nicht unter den Baum kommen konnte: so ritt er vorbey, und gedachte dem Indianer mit der Lanze eines zu versetzen. Dieser aber wehrete den Stoß ab, und schoß so gleich darauf das Pferd, daß es nach einigen Schritten todt nieder fiel. **Velasques** eilete seinem Gefährten zu Hülfe, ritt auf den Indianer zu und wollte ihn ebenfalls mit der Lanze niederstoßen: doch auch diesen Stoß schlug der Indianer aus, und schoß dafür dessen Pferd nieder. So gleich eilcten sie beyde mit den Lanzen auf ihn zu: er erwartete ihr aber nicht, sondern floh davon, und rief ihnen mit einer verächtlichen Mine zu; sie sollten einzeln und zu Fuße kommen, so wollte man sehen, wer Sieger würde.

Nicht

r) Ebendas. XVIII Cap.

s) Ebendas. XIX Cap.

Soto. 1540.

Nicht lange nach diesem Vorfalle ritten Rodriguez und Nelves aus, um aus einem Walde bey der Stadt Früchte zu hohlen. Als sie dahin gekommen waren: so saßen sie ab, und stiegen auf einen Baum, solche zu brechen. Die Indianer, welche im Hinterhalte waren, wurden ihrer gewahr, und schlichen hinzu, sie zu überfallen. Nelves, welcher sie sah, sprang von dem Baume, und eilete nach seinem Pferde, bekam aber einen Schuß von einem Pfeile, welcher ihn darnieder stürzete. Rodriguez hingegen wurde wie ein Vogel von dem Baume geschossen, und ihm hernach der Kopf abgehauen. Nelves wurde noch von einigen Reitern hinweg gebracht: er starb aber bald darauf. Eines von denen Pferden, die bey dem Geräusche schüchtern nach dem Lager liefen, war auch verwundet, und fiel den Tag darauf um. Garcilasso de la Vega erzählet diese Begebenheiten, um zu zeigen, daß diese Wilden ihrem Manne stehen, daß sie muthig, herzhaft und trotzig sind; daß sie stets auf ihrer Hut und zum Fechten bereit gewesen, auch den Spaniern bey ihrem Aufenthalte in Apalache viel zu schaffen gemacht haben.

Fruchtbarkeit des Landes.

Sonst hat diese Provinz einen Ueberfluß an Hirse, Kürbissen und andern Küchengewächsen. Man findet daselbst verschiedene Arten von Pflaumen und Nüssen, nebst einer solchen Menge Eicheln, daß sich große Heerden davon mästen könnten, wenn die Einwohner Vieh hielten. Kurz, das Land ist so fruchtbar, daß die Truppen die fünf Monate über, die sie darinnen lagen, überflüßig zu leben hatten; und sie braucheten sich deswegen nicht über eine Meile von dem Lager zu entfernen. Ueber dieses giebt es in dem Lande viele weiße Maulbeerbäume, sehr gute Weiden, vortreffliches Wasser, Teiche voller Fische, Wiesen voller Kräuter, deren Bluhmen gut für das Vieh, und allein vermögend sind, solches zu ernähren *t*).

Der IV Abschnitt.

Begebenheiten der Spanier in verschiedenen Provinzen von Florida.

Abmarsch von Apalache. Gefecht zwischen sieben Spaniern und so vielen Indianern. Ankunft in der Provinz Altapaha und Achalaque. Cacique Cosa und seine Provinz. Cosaqui empfängt die Spanier. Empfiehlt seinem Feldhauptmanne, sich an Cosaciqui zu rächen. Marsch der Truppen. Sie wissen nicht, wo sie weiter hin sollen. Man schicket einige auf Entdeckung aus. Begebenheit in der Wüsten. Erfolg der auf Entdeckung ausgeschickten Hauptleute. Ankunft des Generales in Cosaciqui. Entdeckung des Landes. Abgeschickte aus demselben. Aufführung der Frau von Cosaciqui. Das Heer geht über den Fluß. Man schicket zu der Mutter der Frau von Cosaciqui. Tod eines indianischen Herrn. Rückkunft der Abgeschickten. Metall, das man in Cosaciqui findet. Tempel, worinnen man die vornehmsten Einwohner begräbt. Hauptort Talomeco. Abreise aus Cosaciqui. Vorfälle auf dem Marsche nach Chovala. Großmuth der Frau von Cosaciqui. Begebenheit der Truppen in der Wüsten.

Abmarsch von Apalache.

Nachdem Maldonado nach Havana geschickt war: so brach der General zu Ende des März im 1540sten Jahre von Apalache auf, und nahm seinen Weg gegen Norden. Er marschirete drey Tage lang, ohne von jemanden angegriffen zu werden, und legete sich in einen Flecken, der von einem Moraste fast verschlossen wurde, welcher über hundert Schritte breit war, und wo man bis an die Knie hinein sank. Man gelangete aber auf Stücken Holz, die wie eine Brücke in dem Moraste lagen, zu dem Flecken, welcher auf einer Höhe

t) Am angef. Orte XX Cap.

Soto. 1540.

Höhe lag, von da man viele Dörfer hin und wieder in einem angenehmen Thale sieht. Die Truppen hielten sich drey Tage lang in diesem Orte auf, welcher noch zu Apalache gehörete.

Gefecht zwischen sieben Spaniern und so vielen Indianern.

Unter der Zeit giengen fünf von der Leibwacht des Generales, nebst Aguilera und Moreno aus, die Dörfer des Landes zu besehen. Die von der Leibwacht trugen ihre Hellebarden, und die andern ihre Degen. Aguilera hatte auch noch eine Rondtartsche und Moreno eine Lanze. Sie giengen über den Morast, und kamen auf eine mit Hirse besäete Ebene, wo ihnen, etwan zweyhundert Schritte vom Lager, ungefähr funfzig Indianer aufstießen. Als solche sahen, daß sie zu Fuße und nur ihrer sieben waren: so sonderten sich gleich eben so viel von dem Haufen ab, und kamen auf sie zu. Da die Spanier weder Flinten noch Armbrüste bey sich hatten, um sie zurück zu treiben: so konnten die Indianer sich ihnen nach Bequemlichkeit nähern. Sie griffen sie muthig an, und schossen mit ihren Pfeilen auf sie, wie auf wilde Thiere, die in einen Fallstrick gerathen, da indessen die andern Indianer still stunden, und nur Zuschauer abgaben. Die Spanier, welche ihnen nicht gewachsen zu seyn glaubeten, riefen so gleich: ins Gewehr! und die Soldaten, welche solches höreten, eileten aus dem Flecken durch den Morast ihnen zu Hülfe. Sie kamen aber zu spät, und fanden die von der Leibwacht schon jeden von zehn oder zwölf Pfeilen erleget, und den beyden andern war gleichfalls übel mitgespielet worden. Moreno hatte einen Schuß in der Brust, der ihm bis an die Schulter hinauf gieng, und starb, da er verbunden wurde. Aguilera, welcher sich muthig gewehret und mit seiner Rondtartsche geschützet hatte, war von zweenen Pfeilen an den Schenkeln verwundet, und der Leib ihm ganz braun und blau; der Kopf auch ebenfalls verwundet. Denn da die Indianer keine Pfeile mehr gehabt, so hatten sie seine Rondtartsche genommen, und ihn damit wacker abgebläuet. Als sie indessen den Beystand sahen: so ließen sie ihn liegen und flüchteten davon u).

Ankunft in der Provinz Altapaha,

Der General brach von diesem Orte auf, und begab sich nach den Gränzen der Provinz Altapaha. Er hatte solche selbst mit hundert und funfzig Mann sowohl zu Pferde, als zu Fuße verkundschaftet, und kam den dritten Tag in den ersten Ort dieses Landes. Die meisten Einwohner hatten sich von da hinweg begeben, so daß man nur ihrer sechse fing, worunter zween Hauptleute waren. Man führete sie zum Generale, damit er von ihnen einige Kenntniß des Landes erführe. Kaum aber kamen sie vor ihn, so frageten sie ihn dreust, ob er Krieg zu führen oder Friede zu machen käme? und er ließ ihnen melden, er verlangete nur Frieden nebst einigen Lebensmitteln, damit er weiter gehen könnte. Sie antworteten, man würde sie nicht aufhalten, das Ansinnen wäre billig, und könnte ihnen leicht gewähret werden, und man würde die Truppen überall gütig aufnehmen. Sie schicketen auch gleich zwey von ihren Leuten zu dem Cacique, solches zu berichten, und befohlen ihnen, allen denen, die sie anträfen, zu melden, daß die Spanier nur durchmarschireten, und nichts verheeren würden, daher sie solche auch nicht anfallen sollten. Der General schöpfete hieraus gute Hoffnung, daß alles nach seinem Wunsche gehen würde, und setzete die beyden Hauptleute in Freyheit. Sie riethen ihm, seinen Marsch nach einem Flecken zu nehmen, der besser wäre, als der Ort, wo er sich befände. Soto ließ sich bereden, und wurde daselbst mit großen Freudensbezeugungen aufgenommen. Der Cacique kam zu ihm, und die geflüchteten Einwohner stelleten sich wiederum ein; und alles lebete drey Tage über ruhig.

u) Histor. del Florida Lib. IV. cap. I.

ruhig. Nach solchen marschireten sie zehn Tage längst dem Flusse hin, wo sie schöne Maulbeerbäume sahen, und bemerketen, daß die Einwohner freundlich und gesellig waren; daher sie denn auch auf beyden Seiten einander kein Leid zufügeten, und die Spanier bloß mit dem Nothwendigen zufrieden waren.

Soto. 1540.

Aus Altapaha rücketen sie in Achalaque, eine arme und unfruchtbare Landschaft, wo man nur Greise antraf, wovon die meisten ein schlechtes Gesicht hatten, oder gar blind waren. Die Spanier, welche keine junge Leute sahen, befürchteten, solche möchte ihnen auflauren. Sie erkundigten sich daher sorgfältig darnach, und vernahmen, daß es wirklich keine darinnen gäbe, ohne daß sie sich um die Ursache davon viel bekümmerten; denn sie dachten nur bloß an Cofaciqui, wo sie sich zu bereichern vermeyneten. Sie thaten große Märsche, und kamen, weil das Land schön, ohne Flüsse und Waldungen ist, innerhalb fünf Tagen hindurch. Man beschenkete den Cacique desselben, so wie den von Altapaha, und einige andere, welche mit ihnen Bündniß gemacht, mit einem Paar Schweinen, dergleichen man über hundert mitgebracht, weil Florida zu deren Mastung bequem war. Sie dieneten auf dem Marsche bey vielerley Gelegenheiten, und man gab allezeit eine Sau und einen Eber, damit sie sich vermehren möchten x).

und Achalaque.

Wenn der General aus einer Provinz in die andere marschirete: so pflag er allezeit selbst auf Erkundigung auszureiten, oder ließ seine Ankunft voraus melden. Er schickete also auch zu dem Cacique von Cofa, um ihn zu einem Bündnisse zu bewegen. Cofa und seine Unterthanen ließen sich solches gern gefallen, und wünscheten, sie mit nächstem zu sehen. Die Spanier verdoppelten ihren Marsch und kamen den vierten Tag nach ihrem Aufbruche von Achalaque an den ersten Ort von Cofa, wo der Cacique mit seinen vornehmsten Unterthanen ihrer erwartete, und sie höflichst empfing. Sie blieben fünf Tage in dem Lande, welches sehr gut zur Viehzucht und sehr fruchtbar an großer Hirse ist. Es hat grosse Wälder, schöne Flüsse, fruchtbare Ebenen und Gebirge, und vornehmlich sehr gesellige Einwohner. Man gab dem Cacique, zum Zeichen des Vertrauens und der Hochachtung gegen ihn, die einzige Canone in Verwahrung, welche die Spanier bey sich führeten, nachdem sie ihm erst die Wirkung derselben an einer starken Eiche gezeiget, die sie damit umschossen. Er begleitete sie einige Tage, und schickete zu seinem Bruder Cofaqui, ihm die Annäherung des Heeres zu melden, und solches zu einer geneigten Aufnahme in seine Länder zu empfehlen. Soto ließ zugleich um dessen Bündniß anhalten, und kam nach einem sechstägigen Marsche an dessen Gränzen y).

Cacique Cofa und seine Provinz.

So bald Cofaqui vernommen, daß die Spanier nach seinen Ländern kämen: so machete er alles zurechte, sie anständig zu empfangen. Er schickete ihnen viere von seinen angesehensten Leuten, in Begleitung vieler andern entgegen, sie seiner Unterthänigkeit zu versichern. Soto empfing sie mit großen Liebkosungen, und kam mit ihnen nach dem ersten Orte, welcher Cofaqui hieß. Bey seiner Ankunft gieng ihm der Cacique im Gefolge vieler seiner Unterthanen, die mit ihren Bogen, mit Federn und Mänteln von Marderfellen geschmücket waren, entgegen. Er wies ihnen die Quartiere an, und begab sich mit den Seinigen, um ihnen nicht beschwerlich zu fallen, in ein benachbartes Dorf. Den andern Morgen aber kam er wieder zu dem Generale, und fragete ihn, ob er sich bey ihm aufhalten, oder weiter marschiren wollte, damit er seine Anstalten darnach machen könnte?

Cofaqui empfängt die Spanier.

x) Ebendas. II Cap.

y) Ebendas. III Cap.

Soto. 1540.

Soto antwortete, er wollte nach Cofaciqui gehen, und sich nirgend aufhalten, bevor er in diesem Lande gewesen wäre. Hierauf erwiederte der Cacique; es wäre solches von seinem Lande nur durch eine Wüste von sieben Tagereisen abgesondert; er böthe ihm dazu Lebensmittel und Kriegesleute an, und er dürfte nur befehlen, es sollte so gleich ausgerichtet werden. Der General nahm sein Anerbiethen mit Vergnügen an, und innerhalb vier Tagen hatte man viertausend Mann zur Bedeckung des Heeres, und eine gleiche Anzahl zu Fortbringung der Lebensmittel und des Geräthes beysammen. Eine so große Menge Indianer machete, daß die Spanier mehr auf ihrer Hut stunden, als jemals, damit sie nicht von ihnen überfallen würden. Allein, diese dachten nicht daran, sondern sucheten ihre Freundschaft immer mehr und mehr zu gewinnen, damit sie sich desto besser an den Einwohnern in Cofaciqui rächen könnten, mit denen sie Krieg führeten.

Empfiehlt seinem Feldhauptmanne, sich an Cofaciqui zu rächen.

In dieser Absicht ließ auch der Cacique wenig Tage vor der Spanier Aufbruche seinen obersten Feldhauptmann Patofa rufen, und empfahl ihm ernstlich, der Spanier Freundschaft zu erhalten, und unter deren Schutze sich an den Feinden ihres Landes zu rächen. Patofa, welcher von Natur wohl gebildet war, und in seinem Gesichte etwas großes zeigete, legete bey Erhaltung dieses Befehles seinen Mantel von Katzenfellen ab, nahm einen Palmzweig, welchen ihm einer von seinen Bedienten nachtrug, und machete vor seinem Herrn viele Capriolen und Sprünge, mit so vieler Anmuth, daß er bewundert wurde. Darauf gieng er mit dem Palmzweige in der Hand zu seinem Cacique, machete ihm ein Compliment fast auf spanische Art, und versicherte ihn, daß er sein Leben in seinem Dienste aufopfern, und alles thun wollte, ihn an seinen Feinden auf eine ausnehmende Art zu rächen. Der Cacique wollte ihm dafür schon im Voraus seine Erkenntlichkeit bezeugen, und nahm einen Mantel von Marderfellen, den er trug, und die Spanier auf zweytausend Ducaten schätzeten, von seinen Schultern, und hing ihn dem Patofa um, welches unter den Indianern eine der größten Ehre war, die ein Unterthan erhalten konnte z).

Marsch der Truppen.

Cofaqui begleitete den General zwo Meilen; und befahl dem Patofa von neuem, den Spaniern zu gehorchen, und sich zu erinnern, daß er sich zu etwas großem anheischig gemacht hätte. Die Indianer und Spanier bildeten zwey abgesonderte Heere, und marschireten den ganzen Tag so, mit eines jeden Feldobersten an der Spitze, und dem Geräthe, nebst dem Trosse in der Mitte. Als die Nacht anbrach: so theileten die Indianer Lebensmittel unter die Spanier aus. Die beyden Heere lagerten sich, stelleten Wachten aus, und hielten sich dergestalt auf ihrer Hut, als ob sie zwey feindliche Heere gewesen wären. Nach Verlaufe zweener Tage, kam man in guter Ordnung an eine Wüste, welche die Provinzen Cofaqui und Cofaciqui von einander absonderte. Die Spanier marschiereten sechs Tage ohne große Beschwerlichkeit, durch diese Wüste, weil die Gehölze und die Wege leicht waren. Außer einigen Bächen giengen sie auch über zween sehr breite Flüsse, die aber nicht tief, jedoch so schnell waren, daß sie viele Pferde in eine Reihe zusammen kuppeln mußten, um der Heftigkeit des Stromes zu widerstehen, und den Durchgang der Truppen zu erleichtern, welche sich nicht aufrecht erhalten konnten, wofern die Pferde nicht erst dessen Gewalt brachen. Den siebenten Tag zu Mittage befanden sie sich am Ende des Weges, dem sie bisher gefolget waren, und trafen nur Fußsteige an, die hier und da in den Wald hinein giengen, und sich fast eben so bald wieder verloren.

Weil

z) Ebendas. IV Cap.

Soto. 1540.

Sie wissen nicht, wo sie weiter hin sollen.

Weil sie also nicht wußten, welchen Weg sie nehmen sollten: so fing der General an, einigen Argwohn wider die Wilden zu haben. Er sagete zum Patofa, er hätte sie unter dem Scheine der Freundschaft wollen umkommen lassen; es wäre nicht glaublich, daß unter den achttausend Indianern, die er führete, nicht ein einziger den Weg wissen sollte, da sie doch stets mit denen von Cosaciqui Krieg führeten. Patosa antwortete, er wäre niemals so weit gekommen, und auch keiner von seinen Leuten; man könnte die Scharmützel, die unter ihnen vorfielen, keinen Krieg nennen; es schlügen sich nur einige Parteyen, die in der Wüste auf die Jägd und den Fischfang gegangen, wobey auf beyden Seiten einige blieben oder gefangen genommen würden; weil die von Cosaciqui beständig den Vortheil gehabt, so fürchteten sie sich vor ihnen, und hätten sich nicht unterstanden, in ihr Land zu gehen, daß also weder er, noch seine Leute wüßten, wo sie wären; er bäthe, man möchte andere Gedanken von ihnen fassen, als man von ihnen zu hegen sich merken ließe. Die Cosaquier wären zu keiner Niederträchtigkeit fähig; der Cacique und er wären viel zu edel gesinnt, als daß sie eine so schändliche Verrätherey gegen sie begehen sollten; man könnte zur Versicherung dessen, was er sagete, so viel Geisel nehmen, als man wollte; und er böthe selbst seinen Kopf dar, nebst aller seiner Soldaten ihrem, welche sich blindlings für des Cacique und für ihre eigene Ehre aufopfern würden.

Man schicket einige auf Entdeckungen aus.

Soto wurde von dieser Rede gerühret und befürchtete, es möchte dieser Befehlshaber zu Bezeugung seiner Unschuld etwas vornehmen, welches einige Verdrießlichkeiten nach sich ziehen könnte. Er entschuldigte sich also, daß er ganz und gar nicht glaubete, als wenn sie die Spanier boshafter Weise irre geführet hätten, sondern itzo vielmehr von dem Gegentheile überredet wäre. Man rief darauf den Indianer, den man aus Apalache mitgenommen, und der sie bisher so sicher geführet hatte, sich aber auch itzo nicht weiter zu helfen wußte, und sich damit entschuldigte, daß er lange nicht nach Cosaciqui gekommen wäre. Sie mußten also ihren Marsch auf gut Glück fortsetzen, und kamen gegen Abend bey einem großen Fluße an, worüber keine Fuhrt war. Man hatte nichts zum Uebersetzen, und die Lebensmittel aufgezehret, welches denn ihr Uebel verdoppelte, daß sie die Nacht in großer Bestürzung zubrachten. Mit Anbruche des Tages versprach ihnen der General, er wollte nicht eher weiter marschiren, als bis man einen Weg ausfündig gemacht hätte. Er befohl also den Hauptleuten Gusman, Vasconcello, Aniasco und Tinoco, es sollte ein jeder mit seinen Leuten auf Erkundigung ausgehen, einige an dem Flusse hinauf, die andern hinunter, alle aber eine Meile weit in das Land hinein, und innerhalb fünf Tagen wieder zurück kommen, und Bericht abstatten, was sie entdecket hätten. Aniasco gieng mit dem indianischen Feldhauptmanne und dem indianischen Wegweiser, nebst tausend Indianern den Fluß hinan. Die andern Hauptleute hatten eben so viel bey sich, damit sie sich desto besser ausbreiten könnten.

Indessen stund Soto am Ufer des Flusses großen Hunger aus, und aß mit seinen Leuten ordentlicher Weise nur dasjenige, was ihm die Indianer brachten. Diese giengen des Morgens aus, Lebensmittel zu suchen, und kamen des Abends mit Kräutern, Wurzeln, Vögeln, Fischen, kurz, was sie nur eßbares finden konnten, wieder zurück, welches sie denn treulich mittheileten. Weil aber der General wohl sah, daß dieses nicht zureichen würde: so ließ er einige Schweine schlachten, wovon jeder Spanier ein halb Pfund, und die Indianer auch ihr Antheil bekamen a).

a) Ebendas. V und VI Cap.

Soto. 1540.

Begebenheit in der Wüsten.

Den fünften Tag, da das Heer in der Wüste marschirete, lief einer von denen Indianern, welche für die Lebensmittel sorgen mußten, davon. Patofa, welcher Nachricht davon erhielt, ließ ihm nachsetzen. Man bekam ihn wieder, und brachte ihn gebunden vor den Feldhauptmann, welcher ihm seine That verwies, und solche an ihm, andern zum Beyspiele, nachdrücklich bestrafen wollte. Er ließ ihn also an einen Bach führen, und viele Spitzruthen eines Armes lang bringen. Man mußte das Wasser trübe machen, und er befahl dem Missethäter, sich hinein zu legen, und es auszusaufen. Viere von den stärksten Indianern hatten Befehl, die Ruthen zu nehmen, und aus vollen Kräften auf ihn zu hauen, wenn er zu saufen aufhörete. Der arme Mensch soff, so viel er konnte. Wenn er aber Athem hohlete, so gab man ihm so viel Streiche, daß man ihn zwang, fortzufahren. Er würde sich haben zu Tode saufen müssen, wofern ihm nicht noch die Vorbitte des Generales zu Statten gekommen wäre, die er für ihn beym Patofa einlegete *b*).

Erfolg, der auf Entdeckung ausgeschickten Hauptleute.

Hatten aber die im Lager Hunger auszustehen: so litten die auf Entdeckung ausgeschickten Befehlshaber noch mehr. In den fünf Tagen brachten sie drey ohne Essen zu. Sie waren auch in ihren Entdeckungen nicht glücklich, außer Aniasco, welcher ein Dorf an dem Ufer des Flusses antraf. Es befanden sich nicht viel Leute darinnen, aber desto mehr Vorrath an Lebensmitteln. Die Leute des Patofa und Aniasco waren darüber sehr erfreut, und stiegen auf die höchsten Häuser, da sie denn dießseits und jenseits des Flusses viele Wohnplätze sahen. Sie schicketen um Mitternacht vier Reiter an den General, ihm von dem, was sie gefunden, Meldung zu thun, und zur Versicherung dessen, was sie sageten, mußten sie Hülsen von dem groben Hirse und Kühhörner mitnehmen. Bis hieher hatten sie noch keine Kühe in Florida gesehen, ob sie gleich frisch Fleisch davon gefunden; und die Indianer hatten ihnen nicht sagen wollen, wo sie solches herbekämen. Man vernahm noch in eben der Nacht, daß dieses Dorf schon zu der Provinz Cofaciqui gehörete. Des Patofa Leute fielen daher so gleich über die Einwohner her, und tödteten ohne Ansehung des Alters und Geschlechtes alles, was sie bekommen konnten, und nahmen die Köpfe davon mit, um sie ihrem Cacique zum Beweise ihrer Rache an seinen Feinden zu bringen. Sie plünderten den Tempel, woselbst die Reichthümer des Ortes waren, und verwüsteten alles. Diese Unordnung dauerte bis an den Morgen. Da aber Aniasco und Patofa befürchteten, es möchten sich die Einwohner der benachbarten Oerter versammeln, und sie überfallen, wenn sie länger da blieben: so brachen sie gegen Mittag auf, um wieder zu dem Generale zu stoßen *c*).

Ankunft des Generales in Cofaciqui.

Dieser brach auf die erhaltene Nachricht von des Aniasco Entdeckung ebenfalls so gleich auf; und der Hunger trieb sie so geschwind fort, daß sie in anderthalb Tagen zwölf Meilen zurück legeten, und in dem Orte ankamen, wo der gemeldete Vorrath war. Sie erquicketen sich daselbst sieben Tage lang; und unter der Zeit kamen auch die andern ausgeschickten Hauptleute, ganz verhungert und abgemattet, wiederum zurück, ohne daß sie etwas entdecket, oder einen Indianer gefangen hatten. Inzwischen breitete sich Patofa mit seinen Leuten vier Meilen umher aus, tödtete ohne Unterschied Männer und Weiber, verheerete und plünderte alles, wo er nur hinkommen konnte. Der General, welcher befürchtete, es möchten diese Wilden ihre Rache noch weiter treiben, und solches seinen Absichten schädlich werden, ließ den Patofa bitten, seinen Völkern Einhalt zu thun. Er gehorche-

b) Ebendas. VII Cap.

c) Ebendas. VIII Cap.

Soto. 1540.

horchete, und bey seiner Zurückkunft beschenkete ihn der General, dankete ihm für seine guten Dienste, und bath ihn, nicht weiter zu gehen, sondern zu seinem Cacique zurück zu kehren, und ihm auch einige Geschenke von dem Generale zu überbringen. Patosa, welcher Ehre genug erworben, und seinen Herrn sattsam gerächet zu haben, glaubete, kehrete mit Vergnügen wieder nach Hause. Der General blieb noch zween Tage in dem Lager, und marschirete darauf längst dem Flusse weiter; wo er sich nach Verlaufe dreyer Tage an einem Orte lagerte, der voller Maulbeerbäume und anderer fruchtbaren Bäume stund.

Entdeckung des Landes.

Nachdem man das Lager daselbst geschlagen: so befahl er Aniasco, er sollte mit dreyßig Mann zu Fuße, den Weg, den man bisher gehalten, weiter fortgehen, und versuchen, ob er etliche Indianer einbringen könnte, damit man einige Kenntniß von dem Lande und dessen Cacique erhielte. Er empfahl ihm auch, alles sorgfältig anzumerken, damit das Heer desto sicherer marschiren könnte, und verließ sich übrigens auf seine Einsicht, seine Klugheit und sein Glück. Aniasco gieng mit seinen Leuten kurz vor der Nacht in der Stille aus dem Lager ab. Nach zwoen Meilen ungefähr höreten sie ein verwirrtes Geräusch, als aus einem Dorfe. Sie setzeten ihren Marsch weiter fort, und das Getöse wurde deutlicher, so daß sie schließen konnten, sie müßten nicht weit mehr von einem Flecken seyn. Sie schicketen sich also an, einige Indianer zu fangen, und schlichen sich in aller Stille um die Wette, gerade nach dem Dorfe. Sie sahen es auch bald, aber jenseits des Flusses. Weil sie nun keine Ueberfuhrt finden konnten, wie sehr sie auch sucheten: so kehreten sie wieder um und kamen noch vor Tage zu dem Generale. Auf ihren Bericht, nahm Soto, so bald die Sonne aufgieng, hundert Reiter und eben so viel Mann zu Fuße, um den Flecken zu verkundschaften. Als er dahin kam, wo die Schiffe über zu fahren pflegen: so riefen Ortis und der indianische Wegweiser den Einwohnern zu: man käme, mit ihrem Cacique ein Bündniß zu schließen, und die Leute, die sie sähen, wären von dem Gefolge des Abgesandten. Die Wilden erstauneten über das, was sie höreten und sahen, und eileten geschwind wieder in den Flecken, die Nachricht zu überbringen d).

Abgeschickte aus demselben.

Sechs der vornehmsten Indianer des Ortes setzeten sich darauf mit einigen andern in ein Fahrzeug, und giengen an das andere Ufer. Als sie vor den General kamen: so wandten sie sich erst gegen Morgen, und bezeugeten der Sonne ihre Ehrerbiethung, darauf gegen Abend, dem Monde und hernach erst beugeten sie sich vor dem Soto, der mit vieler Ernsthaftigkeit auf einem Stuhle saß, welchen man stets für ihn bereit hielt, und überall mitnahm, damit er die Gesandten gehörig empfangen könnte, die man etwan an ihn abschicken möchte. Sie frageten ihn nach der Gewohnheit des Landes, ob er Krieg oder Frieden wollte; und er antwortete ihnen, Frieden und ihr Bündniß, nebst Fahrzeugen, über den Fluß zu gehen. Er bath sie, ihm den Durchzug durch ihre Länder zu verstatten, und Lebensmittel zu geben, damit er weiter gehen könnte. Die Indianer erwiederten, sie nähmen den Frieden an: sie setzeten aber hinzu, es wären nicht viel Lebensmittel im Lande, weil ein Sterben unter ihnen gewesen, da sich viele in die Wälder begeben und nicht gesäet hätten. Doch wollten sie thun, was sie könnten; sie hätten eine junge Frauensperson zu ihrer Gebietherinn, die eben so klug, als großmüthig wäre, welcher sie Bericht abstatten, und ihm ihre Antwort wieder melden wollten. Sie begaben sich dar-

auf

d) Ebendas. IX Cap.

Soto. 1540.

auf wieder nach ihrem Orte, und meldeten ihrer Prinzeßinn, was ihnen war aufgetragen worden.

Aufführung der Frau von Cofaciqui.

Kaum hatte sie solches gehöret, so befahl sie, ihr ein Fahrzeug fertig zu halten, in welchem sie nebst acht ihrer vornehmsten Frauenspersonen auf das schönste geschmückt, im Gefolge der vorigen sechs Indianer in einem andern Schiffe, hinüber zu dem Generale fuhr. Sie bestätigte ihm, was ihre Gesandten gesaget hatten: doch both sie ihm die Hälfte von denen Lebensmitteln an, die sie in ihren Vorrathshäusern hätte; sie wollte auch zur Einquartirung seiner Leute alle Anstalten machen; und morgen sollten Flöße und Fahrzeuge zu Ueberführung derselben in Bereitschaft seyn e). Indem sie also mit dem Generale redete: so reihete sie eine Schnur großer Perlen, die ihr dreymal um den Hals, und bis hinunter auf den Gürtel gieng, eine nach der andern ab, und machete dem Ortis ein Zeichen, er sollte sie nehmen und dem Generale geben. Weil ihr solcher aber meldete, sie würden noch einmal so schön seyn, wenn sie selbst ihm solche überreichete: so antwortete sie, die Sittsamkeit ihres Geschlechtes verböthe ihr solche Freyheit. Soto, welcher sich das, was sie sagete, erklären lassen, sagete: ihre Hand würde wirklich den Werth des Geschenkes erhöhen; und da es ein Zeichen des Friedens seyn sollte, so wäre es nicht wider den Wohlstand, noch wider die Ehre ihres Geschlechtes. Dieses machete sie denn so dreust, daß sie ihre Perlen dem Generale mit einer besondern Annehmlichkeit überreichete; welcher denn zugleich einen schönen Rubin von seinem Finger zog und ihr ansteckete. Die Spanier, schreibt Garcilasso, waren voller Verwunderung über sie, und von ihrer Schönheit und ihrem Verstande dergestalt eingenommen, daß sie sich auch nicht einmal nach ihrem Namen erkundigten.

Das Heer geht über den Fluß.

Man machete darauf alle Anstalten zu der Ueberfahrt über den Fluß, welchen die Matrosen für eben denjenigen hielten, der an der Küste St. Helena heißt. Die Indianer macheten eine so große Anzahl Flösse, und brachten so viele Fahrzeuge herbey, daß man den andern Tag bey guter Zeit hinüber kam. Jedoch ersoffen den Spaniern dabey einige Pferde, weil sie gar zu sehr eileten. Die vornehmsten wurden in den Flecken verleget, und für die andern außerhalb demselben Hütten von Baumzweigen gemacht f).

Man schicket zu der Mutter der Frau von Cofaciqui.

Den Morgen darauf erkundigte sich Soto sorgfältig nach der Beschaffenheit der Provinz Cofaciqui, und erfuhr, daß das Erdreich sehr gut zum Feldbaue, und zur Viehzucht wäre. Er vernahm über dieses, daß die Mutter der Frau des Landes eine Witwe wäre, und zwölf Meilen von dem Orte lebete. Ihre Tochter ließ sie, auf Ansuchen des Generales, durch zwölf von den vornehmsten Indianern zu sich bitten. Allein, sie wollte nicht kommen, beschuldigte ihre Tochter einer Leichtsinnigkeit, und bezeugete viel Verachtung gegen die Spanier. Auf diese Nachricht befahl der General dem Aniasco, er sollte mit dreyßig Mann zu Fuße längst dem Flusse hinunter nach dem Orte gehen, wo sie sich aufhielte, und sie mit aller Freundlichkeit in das Lager zu bringen suchen. Die Frau von Cofaciqui gab ihm zum Wegweiser einen jungen Indianer von vornehmem Stande mit, der von einigen Bedienten begleitet wurde. Sie hatte ihm aufgetragen, er sollte, wenn sie bald an Ort und Stelle wären, vorausgehen, und ihrer Mutter die Ankunft der Spanier melden, auch sie ersuchen, freywillig mit ins Lager zu kommen, wo sie alle Ehre und alles Vergnügen haben würde. Dieser junge Herr sah wohl aus, und besaß viel Geschicklichkeit. Er war von der

e) Ebendas. X Cap.

f) Ebendas. XI Cap.

der Mutter der Frau von Cofaciqui erzogen worden, und deswegen bey ihr sehr in Gnaden, daß man daher hoffen konnte, er würde sie den Spaniern geneigter machen; zumal da er selbst deren Freundschaft zu gewinnen suchete, und ein Vergnügen bezeugete, ihnen zu dienen g).

Soto. 1540.

Tod eines indianisch. Herrn

Nachdem Aniasco und seine Gefährten ungefähr drey Meilen bey der größten Sonnenhitze marschiret waren: so ruheten sie sich unter großen Bäumen ein wenig aus. Hier fing der junge indianische Herr, welcher sie bisher auf eine angenehme Art von Cofaciqui und dessen benachbarten Ländern unterhalten hatte, auf einmal an, in tiefe Gedanken zu gerathen, stützete seinen Kopf auf den Arm, und seufzete von einer Zeit zur andern. Man wollte ihn aber nicht um die Ursache seiner Bekümmerniß befragen, damit man ihn nicht noch mehr kränkete. Er hörete auch bald ein wenig auf zu seufzen, nahm seinen Köcher, und zog einen Pfeil nach dem andern heraus. Sie waren überaus schön; weil die vornehmsten Floridaner darinnen eine Ehre suchen, und sie ihnen mit zum Putze dienen. Die Spanier betrachteten sie, und lobeten sie. Unterdessen aber zog der Indianer, da er merkete, daß man nicht Acht auf ihn hatte, ganz sacht einen heraus, dessen Spitze von einem Feuersteine, und gleich einem Dolche war. Er stieß ihn sich in den Hals, ehe es jemand wahrnahm, und fiel todt darnieder. Die Spanier erschracken über diesen Zufall, und ärgerten sich, daß sie solchem nicht hatten vorbeugen können. Sie riefen seine Leute, und frageten sie, was ihn doch zu diesem Selbstmorde könnte bewogen haben. Sie antworteten, sie glaubeten, er hätte gedacht, der Dienst, welchen er den Spaniern erwiesen, würde der Frau sehr unangenehm seyn, zu der er sie führete; es stünde zu glauben, daß sie sich sehr darüber ärgern würde, weil sie nicht gleich auf das erstemal gekommen wäre; und er erkennete also die Liebe sehr schlecht, die sie für ihn gehabt; dabey hätte er sich aber auch eingebildet, daß er bey ihrer Tochter in Ungnade gerathen würde, wenn er das nicht thäte, was sie ihm aufgetragen hätte; und da er also gesehen, daß er entweder der Mutter oder der Tochter misfallen müßte, so hätte er lieber den Tod erwählet.

Rückkunft der Abgeschickten.

Die Spanier fanden diese Muthmaßungen wahrscheinlich, und setzeten ihre Reise fort. Sie frageten die Bedienten des verstorbenen Indianers, ob sie wüßten, wo sich die Frau aufhielte, und wie weit es noch dahin wäre. Sie gestunden ihnen aber aufrichtig: ihr Herr allein hätte solches nur gewußt: doch wollten sie sich bemühen, solche ausfündig zu machen. Man marschirete also noch vier Meilen weiter, und fing einen Indianer nebst dreyen Weibespersonen, die ihnen sagen sollten, wo sich die Mutter der Frau von Cofaciqui aufhielt. Allein, diese wußten wohl, daß sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt verlassen hatte, nicht aber, wo sie itzt anzutreffen wäre: gleichwohl meyneten sie, es müßte solche in der Nähe seyn. Die Spanier, welche sich eben keiner unnöthigen Gefahr aussetzen wollten, und glaubeten, daß ihnen diese Frau, die so viel Abneigung gegen sie bezeugete, doch nicht viel nützen würde, hielten es für das Beste, daß sie wieder zurück kehreten. Drey Tage darnach erboth sich ein Indianer, er wollte sie zu Wasser dahin führen. Aniasco fuhr mit zwanzig Mann auf zweyen Fahrzeugen ab, kam aber nach sechs Tagen, und vielen ausgestandenen Beschwerlichkeiten eben so fruchtlos wieder, weil sich die Frau in einen Wald begeben, woraus man sie schwerlich bringen konnte, so bald sie erfahren, daß die Spanier sie von neuem sucheten h).

Wäh-

g) Ebendas. XII Cap. h) Ebendas. XIII Cap.

Soto. 1540.

Metall, das man in Cofaciqui findet.

Währender Reise des Aniasco erkundigten sich die andern Spanier, welche insgesammt hoffeten, in Cofaciqui ihr Glück zu machen, sorgfältig nach denen Reichthümern, die man darinnen anträfe. Der General ließ die beyden jungen Indianer rufen, die man ihm in Apalache zugeführet hatte. Er schickete sie nach der Frau von Cofaciqui, und ließ sie ersuchen, sie möchte doch Perlen nebst dem gelben und weißen Metalle bringen lassen, welches die Kaufleute eingetauschet, denen sie gedienet hatten. Sie ließ auch so gleich solches Metall aufsuchen, und man brachte Kupfer von einer starken Goldfarbe, nebst gewissen weißen Tafeln, wie Silber, eine Elle lang und breit, drey bis vier Finger dick, und insgesammt sehr leicht. Wenn man sie aber rieb: so wurden sie, wie ein sehr trockener Erdklos, zu Staube. Dabey ließ sie den Spaniern sagen, es fänden sich zu Ende des Fleckens in einem Tempel, wo man die vornehmsten Einwohner begrübe, allerhand Arten von Perlen im Ueberflusse: sie könnten so viele davon nehmen, als sie wollten: wenn sie daran noch nicht genug hätten, so würden sie eine Meile davon in dem Hauptorte des Landes, wo sich ihre Vorfahren aufgehalten, einen andern Tempel antreffen, worinnen sie gleichfalls eine große Menge derselben sehen würden: sie überließe solche ihrer Willkühr; und über dieses könnten sie auch viele durch die Fischerey im Lande bekommen. Diese Nachricht tröstete die Spanier noch über ihre fehlgeschlagene Hoffnung, Gold und Silber zu finden: jedoch glaubeten auch einige, es müßte in dem Kupfer viel Gold stecken: sie konnten es aber nicht probiren i).

Tempel, worinnen man die vornehmsten Einwohner begräbt.

Da man von dem Reichthume des Tempels wußte, worinnen die vornehmsten Einwohner begraben wurden: so ließ man solchen so gleich bewachen; und nach des Aniasco Zurückkunft begab sich der General mit seinen vornehmsten Hauptleuten dahin. Sie fanden in diesem Tempel große hölzerne Kisten, woran nur die Schlösser fehleten. Es stunden solche an den Mauern herum auf Bänken, zween Fuß hoch von der Erde, und hielten die so gut einbalsamirten Leichen in sich, daß sie nicht rochen. Außer diesen großen Kisten fanden sich auch noch einige kleinere und sehr hübsch gemachte Körbe von Schilfe daselbst. Diese letztern Kisten waren voller Manns- und Frauenskleider, und die Körbe mit allerhand Perlen angefüllet. Die Spanier freueten sich über so viele Reichthümer; denn es waren mehr als tausend Maaß Perlen da. Sie wogen zwanzig Maaß davon, und nahmen nur in allem zwey Maaß mit eben so viel Perlensaamen, die sie nach Havana schicketen. Der General wollte nicht, daß man sich viel damit belästigen sollte; und er hätte auch die übrigen wieder in die Körbe legen lassen, wenn man ihn nicht gebethen hätte, solche auszutheilen. Er gab also den Soldaten ganze Hände voll, mit dem Befehle, Rosenkränze daraus zu machen, wozu sie dienlich waren.

Hauptort Talomeco.

Dieser Schatz machete sie begierig, auch den in dem Hauptorte des Landes zu sehen, wo die Caciquen selbst begraben wären. Soto nahm also zween Tage darnach dreyhundert Mann von seinen vornehmsten Truppen, und gieng damit nach diesem Orte, welcher Talomeco hieß. Der Weg von dem Lager bis dahin, war mit Bäumen bedeckt, wovon ein Theil Früchte trug; und es schien, man spazierete in einem Baumgarten. Sie kamen also mit Vergnügen daselbst an, fanden ihn aber, wegen des Sterbens, verlassen. Talomeco war ein schöner Ort, und zeigete genugsam, daß er der Sitz der Caciquen gewesen. Er lag auf einer kleinen Anhöhe bey dem Flusse, und bestund aus fünfhundert wohlgebaue-

i) Ebendas. XIV Cap.

baueten Häusern. Der Herren ihres erhob sich über die Stadt, und ward schon von weitem gesehen. Es war auch viel größer, viel stärker, und viel angenehmer, als die andern. Gerade demselben gegen über lag der Tempel, worinnen die Särge der Caciquen stunden. Er war voller Reichthümer, und auf eine prächtige Art gebauet *k*). Der General aber ließ nichts davon nehmen, sondern begnügete sich nur, sie gesehen zu haben, und kehrete wieder nach seinem Lager zurück *l*).

Soto. 1540.

Abreise aus Cofaciqui.

So bald er daselbst angekommen, zog er von den benachbarten Ländern Erkundigung ein; und nachdem man ihn versichert hatte, daß sie fruchtbar und bevölkert wären: so befahl er seinen Leuten, sich marschfertig zu halten, und nahm Abschied von der Frau von Cofaciqui. Weil sie aber nicht Lebensmittel genug hatten: so mußten sie sich theilen; und drey von den Hauptleuten mit zweyhundert Mann zu Fuße und hundert zu Pferde zwölf Meilen in das Land hinein, an der Seite des Weges nach Chovala, wo man hinmarschiren wollte, gehen, um daselbst aus einem Flecken groben Hirse zu hohlen, und damit wieder zu dem Heere zu stoßen.

Vorfälle auf dem Marsche nach Chovala.

Diese Hauptleute brachen so gleich auf; und der General nahm den Weg, den er beschlossen hatte. Er kam innerhalb acht Tagen nach Chovala, welches an die Provinz Cofaciqui gränzet, und die Hauptleute in den Flecken, wo sie die Hirse hohlen sollten. Sie fanden daselbst einen großen Vorrath davon, und nahmen so viel, als sie nöthig zu haben glaubeten. Sie eileten, um wieder zu dem Generale zu stoßen; und weil einige befürchteten, unterwegens Mangel zu leiden, indem sie nicht wußten, wie weit sie von ihm entfernet waren: so marschireten sie geschwinder, als es die Hauptleute, wegen einiger kranken Pferde, zugeben wollten. Hierüber wäre es beynahe zu einiger Meuterey gekommen, die aber noch glücklich beygeleget wurde; und sie erreicheten endlich den General, welcher seit zween Tagen in einem Thale der Provinz Chovala ihrer erwartete, welches auf dem Wege, den sie genommen hatten, fünf Meilen entfernet war. Sie marschireten fast beständig durch ein ebenes Land dahin, welches alle drey bis vier Meilen von kleinen Flüssen durchschnitten wurde. Sie trafen auch einige Berge mit sehr angenehmen Abhängen und voller schönen Viehweiden an. Uebrigens war der Weg von Apalache bis nach Chovala ungefähr sieben und funfzig Tagereisen, und fast immer gegen Norden oder Nordost. Es war merkwürdig, daß sie in denen Dörfern, welche unter der Frau von Cofaciqui stunden, viele indianische Sclaven aus andern Ländern antrafen, welche diejenigen, die auf die Jagd und Fischerey giengen, zu Gefangenen macheten. Diese Sclaven dieneten zum Feldbaue, und man hatte sie sehr gemishandelt, damit sie nicht entfliehen sollten. Denn einigen waren die Sehnen an der Kniekehle, und andern über der Ferse zerschnitten *m*).

Großmuth der Frau von Cofaciqui.

Die Spanier hielten sich vierzehn Tage in dem Hauptorte Chovala auf, welcher zwischen einem Flecken und einem sehr schnellen Strome lag. Sie wurden daselbst sehr wohl aufgenommen; weil die Provinz unter der Frau von Cofaciqui stund. Sie brachen darnach auf, und marschireten den ersten Tag durch besäete Felder; die fünf andern aber durch unbewohnete Gebirge, welche voller Eichen, Maulbeerbäume, und schönen Viehweiden waren. Die Frau von Cofaciqui hatte es nicht dabey bewenden lassen, daß sie den Spa-

k) Die Beschreibung desselben wird unten in dem IX Abschnitte von den Sitten und Gebräuchen der Floridaner vorkommen.

l) Ebendas. XV Cap.

m) Ebendas. XVII Cap.

Soto. 1540.

Spaniern Wegweiser bis nach Chovala mit gegeben; sondern auch den Einwohnern dieser Provinz befohlen, ihnen so viel Lebensmittel zu schaffen, als sie verlangeten, und ihnen so gar Indianer zu geben, die ihnen die zwanzig Meilen über dienen sollten, welche sie durch die Gebirge marschiren mußten, ehe sie nach Guachule kamen. Damit auch alles desto ordentlicher zugienge: so ließ sie die zum Dienste bestimmten Indianer von vier der vornehmsten des Landes führen, denen sie noch über dieses anbefohlen hatte, sie sollten, so bald sie in das Land Guachule kämen, als ihre Gesandten, voraus gehen, und den Cacique desselben ersuchen, die Spanier in seinen Staaten günstig aufzunehmen, und wofern er sich dessen weigerte, ihm den Krieg von ihr anzukündigen. Der General wußte hiervon nichts, und erfuhr solches erst, da man aus den Gebirgen heraus war, und die vier Indianer um Erlaubniß bey ihm anhielten, voraus zu gehen, und ihre Bothschaft auszurichten n).

Begebenheit der Truppen in der Wüste.

Den Tag, da die Truppen aus Chovala ausmarschireten, vermisseten sie drey Sclaven, wovon zween Negern, und der dritte ein Maur war. Die Liebe zu den Weibespersonen hatte sie vielmehr, als eine übele Begegnung, bewogen, davon zu laufen, und unter den Indianern zu bleiben, welche so vergnügt darüber waren, sie bey sich zu haben, daß man sie niemals wieder finden konnte, wie viel Mühe man sich auch gab. Zween Tage nach dieser Flucht, da die Truppen durch die Wüste marschireten, wurde einer von den stärksten Soldaten, Juan Terron, des vielen Tragens überdrüßig; und weil er seinen Ranzen unnöthiger Weise beschweret zu haben glaubete: so nahm er ungefähr sechs Pfund Perlen heraus, und bath einen seiner Freunde unter den Reitern, er sollte sie nehmen. Da sich solcher dafür bedankete, und ihm rieth, er möchte sie doch selbst behalten, oder mit nach Havana schicken, um sich Pferde dafür zu kaufen, damit er nicht mehr zu Fuße gehen dürfte: so wurde Terron dadurch so aufgebracht, daß er sagete: sie sollen nicht weiter gehen. Darauf streuete er sie so gleich umher in das Gras und Gebüsche auf beyden Seiten. Man erstaunete über diese Narrheit. Denn die Perlen waren so groß, wie Nüsse, und hatten ein sehr schönes Wasser. Weil sie auch noch nicht gebohret waren: so schätzete man sie über sechstausend Ducaten am Werthe, und las ungefähr noch dreyßig davon wieder auf, die den Verlust der andern desto mehr bedauern ließen o).

Der

n) Ebendas. XVIII Cap.

o) Ebendas. XIX Cap.

Der V Abschnitt.

Aufnahme der Spanier in verschiedenen Provinzen von Florida.

Wie die Caciquen von Guachule und Ichi sie aufnehmen. Art der Indianer, die Perlen aus der Muschel zu bringen. Aufnahme der Spanier in Acoste und Coza. Höflichkeit des Cacique Coza. Abmarsch der Truppen. Aufnahme des Generales von Tascaluza. Verstellete Freundschaft desselben. Man kömmt nach Mauvila. Beschreibung dieses Ortes. Entdeckung einer Verrätherey in Mauvila. Entschließungen des Rathes des Cacique. Gefecht bey Mauvila. Verzweifelung eines Indianers. Zustand der Spanier nach dem Gefechte. Verlust der Indianer. Bezeugen der Truppen nach dem Gefechte. Absichten des Generales. Meuterey einiger Soldaten. Eintritt der Spanier in Chicaza. Sie gehen über den Fluß. Gefecht bey Chicaza. Erfindung wider die Kälte.

Aufnahme von dem Cacique zu Guachule,

Da die Spanier durch die Wüste waren: so rücketen sie in den Hauptort von Guachule ein, welcher zwischen vielen Bächen lag, die von den umherliegenden Bergen kommen, und die Stadt auf allen Seiten umgeben. Der Cacique dieses Landes kam, in Begleitung von fünf hundert, nach ihrer Art, herrlich geschmückten Indianern, dem Generale auf eine halbe Meile entgegen, und führete ihn mit vielen Freundschaftsbezeugungen in seinen Flecken, der aus dreyhundert Feuerstäten bestund. Er versah die Spanier, auf die Empfehlung der Frau von Cofaciqui, mit allen Nothwendigkeiten; und der General hielt sich vier Tage lang bey ihm auf.

und dem zu Ichi.

Darauf nahm er seinen Marsch nach der Provinz Iciaha, oder Ichi, und kam, da er alle Tage fünf Meilen marschirete, den sechsten in dem Hauptorte derselben an. Um dahin zu gelangen, gieng er an vielen Bächen längst hinunter, die von Guachule kommen, sich in einiger Entfernung von da mit einander vereinigen, und einen so mächtigen Fluß machen, daß er in der Provinz Iciaha, welche von der andern dreyßig Meilen entfernet liegt, größer ist, als der Guadalquivir bey Sevilla. Der Hauptort in Iciaha gleiches Namens, liegt an der Spitze einer Insel von mehr als fünf Meilen im Umfange. Der Cacique derselben gieng dem Generale bey seiner Annäherung entgegen, und ließ ihn mit vielen Freudenbezeugungen empfangen. Man bewirthete die Spanier auf das Beste, und bemühete sich, ihnen allen guten Willen zu erweisen. Der General erkundigte sich, nach seiner Gewohnheit, was man in dem Lande besonders fände; und der Cacique meldete ihm, dreyßig Meilen von seinem Orte fänden sich Bergwerke von dem gelben Metalle, wornach er fragete; und wenn er Leute dahin schicken wollte, so wollte er sie sicher hin und wieder her führen lassen. Villalobos und Silvera erbothen sich, diese Reise zu thun, und giengen, auf des Generales Einwilligung, auch so gleich mit einigen indianischen Wegweisern ab p).

Art der Indianer, die Perlen aus den Muscheln zu bringen.

Den andern Morgen besuchete der Cacique den General, und gab ihm eine Schnur Perlen, ungefähr zwo Klafter lang. Dieses Geschenk hätte ohne Zweifel für schön können gehalten werden, wenn die Perlen nicht gebohret gewesen wären. Denn sie waren insgesammt gleich, und so groß, wie die Nüsse. Soto gab ihm zur Erkenntlichkeit dafür einige Stücken Sammet und Tuch, welche von den Indianern besonders hoch geschätzet wurden. Er fragete ihn, wo die Perlen gefischet würden, und vernahm zur Antwort, daß es

p) Histor. del Florida, Part. II. Lib. I. cap. I.

Soto. 1540.

in seiner Provinz geschähe; es befände sich in dem Tempel zu Iciaha, wo seine Vorfahren begraben wären, deren eine große Anzahl, und man möchte so viel davon nehmen, als man wollte. Der General wollte sich dieser Anerbiethung nicht zu Nutze machen, sondern erkundigte sich bloß, wie sie die Perlen aus den Schalen bekämen. Das sollte er morgen selbst sehen, antwortete ihm der Cacique, und befahl darauf so gleich, es sollten vier Fahrzeuge auf die Perlenfischerey ausgehen, und gegen Morgen zurück kommen. Unterdessen ließ er viel Holz am Ufer verbrennen, und ein großes Kohlfeuer machen, worauf man bey der Zurückkunft der Fahrzeuge die Muscheln legete, welche sich denn von der Hitze eröffneten. Man traf bey der Eröffnung der ersten zehn oder zwölf Perlen von der Größe einer Erbse an, die man dem Cacique und dem Generale brachte, welche mit zu sahen, und sie sehr schön fanden, nur das ihnen daß Feuer etwas von ihrem Glanze entzogen hatte. Bald nach der Tafel brachte ihm ein Soldat, der von denen Muscheln gegessen, welche die Indianer gefischet hatten, eine sehr schöne Perl von einer lebhaften Farbe, die er unter dem Essen zwischen die Zähne bekommen hatte, und von den Kennern auf vier hundert Ducaten geschätzet wurde, weil sie nichts von ihrem Glanze durch das Feuer verloren hatte.

Einige Tage darnach kamen diejenigen, die auf Entdeckung ausgegangen waren, zurück, und berichteten, die Bergwerke wären Kupfer von einer sehr hohen Farbe; wenn man sorgfältig suchete, so würde man vermuthlich auch Gold und Silber antreffen; übrigens wäre das Land, wodurch sie gegangen wären, gut zur Viehzucht und zum Feldbaue; in denen Flecken, wo sie durchgegangen, hätte man sie gut aufgenommen, und so gar alle Nacht, nachdem man sie gut bewirthet gehabt, ein Paar hübsche, junge, artige Mägdchen geschickt, bey ihnen zu schlafen: sie hätten sie aber nicht angerühret, aus Furcht, die Indianer möchten sich den andern Morgen dafür rächen q).

Aufnahme der Spanier in Acoste

Den folgenden Tag nach ihrer Zurückkunft brach man von Iciaha auf, und marschirete längst der Insel hin. Fünf Meilen von da, wo sich der Fluß dieses Landes mit dem Flusse desjenigen vereiniget, in welches man kam, trafen sie den Hauptort von Acoste gleiches Namens an. Der Cacique desselben empfing sie anfänglich ganz anders, als seine Nachbarn. Denn als sie in Acoste einrückenten: so hatte er über funfzehnhundert Mann in den Waffen, lauter herzhafte und streitbare Mannschaft, welche den ganzen Tag in den Waffen blieben, und den Spaniern mit so vielem Stolze und Uebermuthe begegneten, daß man vielmal bereit war, handgemein zu werden: der General aber hinderte es, damit man den Frieden nicht bräche, den man seit dem Ausmarsche aus Apalache beobachtet hätte. Man gehorchete, und blieb die ganze Nacht im Gewehre, so wie auch die Wilden, welche den Morgen höflicher, und nicht mehr so mistrauisch waren. Der Cacique kam in Begleitung seiner vornehmsten Unterthanen, und both den Spaniern, auf eine verbindliche Art, grobe Hirse an, welche sie annahmen, und sogleich über den Fluß und aus dem Lande giengen, auch froh waren, daß es noch ohne Streit abgelaufen.

und Coza.

Sie rücketen in die Provinz Coza, deren Einwohner sie geneigt aufnahmen, und ihnen von einem Flecken zum andern Wegweiser gaben. Coza ist eine Provinz von hundert Meilen queer hindurch. Das Erdreich derselben ist gut, und das Land sehr bevölkert. Denn die Spanier giengen in einem einzigen Tage, ohne die Dörfer auf beyden Seiten ihres Weges zu rechnen, durch zehn oder zwölf kleine Flecken, deren Einwohner ihnen alle

q) Am angef. Orte II Cap.

Soto. 1540.

alle Freundschaft erwiesen, und sie von einem Orte zum andern, ihren ganzen Marsch über, begleiteten, welcher vier bis fünf Meilen in einem Tage war. Der Cacique, welcher an dem andern Ende der Provinz seinen Sitz hatte, schickete alle Tage zu dem Generale, und ließ ihn wegen seiner Ankunft bewillkommen, und ihn ersuchen, sich nach seiner Bequemlichkeit zu nähern; er erwartete ihn in dem Hauptorte, woselbst er mit seinen Truppen gut würde aufgenommen werden. Die Spanier kamen auch, nach einem Marsche von drey oder vier und zwanzig Tagen, glücklich an diesem Orte an. Der Cacique gieng ihnen mit mehr, als tausend sehr wohl gebildeten und sehr schön geputzten Indianern, wovon die meisten Marderfelle umhatten, auf eine Meile entgegen, und hohleten sie also in ihren Wohnplatz. Er bestund aus fünfhundert Häusern, und lag an den Ufern eines Flusses. Sie hielten sich daselbst ungefähr zehn oder zwölf Tage auf, und erhielten allerhand Zeichen einer grossen Freundschaft r).

Höflichkeit des Cacique.

Eines Tages, da der Cacique Coza mit Soto und seinen vornehmstem Befehlshabern gespeiset hatte, sagete er zu ihnen: er wünschete, wofern sie sich in dem Lande niederzulassen gedächten, daß sie seine Provinz vor andern dazu erwählen möchten; sie hätten nur erst die unfruchtbaresten Gegenden davon gesehen; er versicherte sie, das Erdreich wäre gut, und der Aufenthalt angenehm, wie sie es selbst finden würden, wenn sie es ganz besehen wollten: sie könnten sich die beste Gegend davon erwählen, und eine Stadt und Flecken darinnen bauen, und sie bevölkern: sollten sie solches aber nicht annehmen wollen; so bathe er, daß sie wenigstens den herannahenden Winter bey ihm zubringen möchten, da sie sich denn von allem mit Muße besser unterrichten könnten. Der General dankete ihm für seine Anerbiethung, und bath, diese gute Gesinnung gegen ihn zu erhalten; er könnte nicht eher an eine Niederlassung gedenken, als bis er sich eines guten Hafens versichert hätte, wo die Schiffe aus Spanien mit den dazu gehörigen Nothwendigkeiten einlaufen könnten; er würde sich indessen seines Erbiethens zu Nutze machen, und bald wieder zurück kommen. Der Cacique bezeugete sich sehr vergnügt darüber, welcher etwan sechs bis sieben und zwanzig Jahre alt seyn mochte, wohlgebildet, vernünftig und sanftmüthig war. Er begleitete die Spanier bis an die Gränzen seines Landes.

Abmarsch der Truppen.

Sie kamen innerhalb fünf Tagen bis an den Flecken Talisse, welcher der Schlüssel davon ist. Er war wohl umpfählet, mit sehr guten Wällen, oder Erhöhungen von Erde versehen, und einem Flusse umgeben. Er erkannte den Cacique Coza nicht recht für seinen Herrn, weil ein benachbarter Cacique das Volk wider ihn aufzuwiegeln suchete. Gleichwohl führete Coza keinen Krieg mit ihm. Allein Tascaluza, so hieß dieser Cacique, war betrügerisch, verwegen und unternehmend, und mochte gern Händel anstiften. Coza, welcher solches seit langer Zeit wußte, begleitete daher den General um so viel lieber mit vielen Kriegsleuten, damit er die Einwohner in der Furcht und im Gehorsame erhielt. Bey dem Ausmarsche der Spanier aus Coza hatte sich einer von den gemeinen Leuten verstecket, damit er ihnen nicht folgen dürfte. Man vermissete ihn nur erst zu Talisse, und versuchete, ihn wieder zurück zu bringen, aber vergebens, und er wollte bey den Indianern bleiben. Der General wandte sich dieserwegen an den Cacique, daß er ihn ausliefern möchte: doch dieser entschuldigte sich damit, er könnte niemand aus seinem Lande vertreiben, der daselbst Schutz

r) Ebendas. III Cap.

Soto. 1540. Schutz suchete, und es wäre doch billig, daß einer da bliebe, da sie alle nicht hätten da bleiben wollen s).

Des Generales Aufnahme von Tascaluza.

Bey dem Aufenthalte des Generales zu Talisse kam des Cacique Tascaluza Sohn zu ihm. Dieses war ein junger Mensch von ungefähr achtzehn Jahren, aber so groß, daß er alle Spanier und alle Indianer bey dem Heere, fast um die Hälfte übertraf. Er hatte viele ansehnliche Leute in seinem Gefolge, und kam, als ein Gesandter, dem Generale die Freundschaft von seinem Vater, und dessen Land anzubiethen. Soto empfing ihn höflich; und da er ihm bezeugete, daß er selbst zum Tascaluza gehen wollte, so meldete ihm solcher, sein Vater wäre nur zwölf Meilen von dem Lager, und man könnte durch zween Wege dahin kommen, welche er möchte besehen lassen, da man denn durch den einen hin, und auf dem andern wieder her marschiren, und alsdann den angenehmsten wählen könnte. Villalobos erboth sich zu dieser Untersuchung; und nach seiner Zurückkunft nahm man vom Coza Abschied, und gieng mit Flößen über den Fluß Talisse. Nach einem dreytägigen Marsche gelangete man in das Gesicht eines kleinen Dorfes, wo Tascaluza der Spanier erwartete. Er war ihnen entgegen gegangen, und hielt sich auf einer Anhöhe auf, um sie desto besser zu sehen. Es stunden auf hundert der vornehmsten Indianer um ihn herum, da er auf einem hölzernen zween Fuß hohen Stuhle saß, der ohne Armlehne und Rücklehne, und ganz aus einem Stücke war. Bey diesem Stuhle stund ein Indianer mit einer Fahne vom Gemsenfelle mit drey blauen Queerstreifen, von der Gestalt einer Reiterstandarte. Die Spanier erstauneten darüber, weil sie noch keine Fahne unter den Indianern gesehen hatten.

Verstellete Freundschaft desselben.

Tascaluza war etwan vierzig Jahre alt, und über zween Fuß höher, als die, welche ihn begleiteten, so, daß er ein Riese zu seyn schien. Er war auch nach Verhältniß dick, wohl gewachsen, ein schöner Mann von einem edlen und stolzen Wesen. Es näherten sich ihm einige Officier: er that aber, als ob er sie nicht sähe. Bey der Ankunft des Generales hingegen stund er auf, und gieng ihm einige Schritte entgegen. Sie unterredeten sich unter der Zeit, daß die Truppen einquartiret wurden; und darauf gab er dem Generale, welcher bey seiner Annäherung abgestiegen war, die Hand, und führete ihn in die für ihn zubereitete Wohnung. Man ruhete zween Tage lang in dem Dorfe aus, und machete sich den dritten wieder auf den Marsch. Tascaluza wollte ihn, unter dem Vorwande der Freundschaft, auf dem Marsche durch seine Lande begleiten, und der General ließ ein Pferd für ihn suchen, so wie er es bisher mit allen Caciquen gehalten hatte. Man konnte aber keines recht für ihn finden, und auch bey dem aller größten hingen ihm die Beine fast auf die Erde, nachdem man ihn darauf gesetzet hatte. Man gab ihm einen scharlachenen Rock, und eine Kappe von eben der Farbe. Den dritten Tag, da man in einem jeden vier Meilen marschirete, kam man endlich in der Hauptstadt an, die man, wie gewöhnlich, nach dem Namen ihres Herrn und des Landes, Tascaluza nannte. Sie war groß und stark, weil sie mitten in einer Halbinsel lag, die von dem Flusse gebildet wird, welcher bey Talisse vorbey geht, und hier viel größer und schneller ist. Den andern Morgen gieng man über den Fluß. Weil man aber nicht Flöße genug hatte: so brachte man fast den ganzen Tag damit zu, und lagerte sich eine halbe Meile von da, in einem angenehmen Thale. Hier vermisseten sie Villalobos und einen andern Reiter, ohne daß man wissen

s) Ebendas. IV Cap.

wissen konnte, wo sie hingekommen wären. Man muthmaßete nur, sie möchten sich etwas entfernet haben, und von den Indianern seyn erschlagen worden. Denn Villabos pflag gern aus dem Lager zu reiten, und im Lande herum zu schweifen. Die Freundschaft des Cacique schien den Spaniern nicht mehr recht aufrichtig zu seyn, zumal seine Leute, als sie sich bey ihnen nach ihren verlorenen Gefährten erkundigten, ihnen trotzig zur Antwort gaben: sie wären nicht schuldig, ihnen Rechenschaft davon zu thun, da sie solche nicht in Verwahrung gehabt. Der General wollte es für itzt nicht weiter treiben, sondern verschob seine Rache bis zur bequemern Zeit t).

Soto. 1540.

Man kömmt nach Mauvila.

Den andern Morgen schickete er ein Paar erfahrene Reiter, **Gonzal Quadrado Charamillo**, und **Diego Vasques**, nach **Mauvila**, welches anderthalb Meile von dem Lager war, um diesen Flecken zu verkundschaften, und seiner daselbst zu erwarten. Er selbst nahm hundert Mann zu Fuße, und eben so viel zu Pferde, um mit dem Cacique den Vortrab auszumachen. Das übrige Heer folgete ihm spät nach, und zerstreuete sich weit herum, weil es glaubete, es hätte nichts zu befürchten. Der General kam um acht Uhr des Morgens zu Mauvila an, welches aus achtzig Häusern bestund, in deren einigen man funfzehnhundert, in andern tausend, und in den kleinsten ungefähr sechshundert Personen beherbergen konnte. Diese Häuser hatten indessen nur ein Hauptgebäude, oder ein Hauptzimmer, und jedes Hauptzimmer ist wie ein großer Saal mit einigen kleinen Nebenzimmern; denn das ist der Indianer Art zu bauen. Sonst waren die Häuser, weil Mauvila ein Gränzort ist, stark und schön, und zeigeten die Macht des Cacique genugsam an. Die meisten gehöreten auch ihm zu, und die andern seinen vornehmsten Unterthanen. Der ganze Flecken lag in einer sehr angenehmen Gegend, und war mit einem sehr hohen Walle umgeben, der mit großen Stücken Holz verpallisadiret war, die man in die Erde gestecket, und mit großen Querbalken von außen versehen hatte, welche inwendig mit starken Seilen zusammen geheftet waren. Das Obertheil der Stücken Holz war mit einer fetten und mit langem Strohe vermischten Erde überzogen, welches den leeren Raum zwischen den Stücken Holz dergestalt ausfüllete, daß es eine Mauer zu seyn schien. Alle funfzig Schritte stunden Thürme, welche acht Mann enthalten konnten, mit Zinnen vier bis fünf Fuß hoch von der Erde. Es waren nur zwey Thore in Mauvila, eines gegen Morgen, und das andere gegen Abend, und in der Mitte ein großer Platz, der mit den vornehmsten Häusern umringet war. So bald sie auf demselben angekommen, stieg der Cacique ab, und rief Ortis, um ihm die Wohnung des Generales und seiner Befehlshaber anzuzeigen. Er sagete zu ihm, die Bedienten sollten das nächste Haus einnehmen, und die Truppen sich außerhalb lagern, wo man sehr gute Hütten für sie gemacht hätte. Der General antwortete, er müßte erst seine andern Leute erwarten. Der Cacique gieng darauf in das Haus, wo sein Kriegesrath war; und der General blieb mit den Soldaten auf dem Platze, welche ihre Pferde außerhalb dem Flecken schicketen.

Beschreibung dieses Ortes.

Entdeckung einer Verrätherey daselbst.

Indem dieses vorgieng, kam Quadrado, welcher von Mauvila Erkundigung eingezogen hatte, zum Generale, und meldete ihm, man dürfte dem Cacique nicht trauen; er befürchtete eine Verrätherey; es befänden sich in den Häusern des Fleckens wohl auf zehn tausend Mann, lauter junge und wohl bewaffnete Leute; viele Häuser wären voller Gewehr;

t) Ebendas. V Cap.

Soto. 1540.

wehr; man sähe keine Kinder, sondern nur junge Weibespersonen da, welche fechten könnten; die Einwohner wären frey, und ohne Unruhe, eine Viertelmeile von der Stadt hätten sie alles verheeret, welches zu erkennen gäbe, daß sie Lust hätten, zu fechten; sie zögen alle Morgen hinaus auf das Feld, und macheten ihre Uebungen in sehr guter Ordnung; er wäre also der Meynung, man möchte etwas auf seiner Hut seyn. Der General befahl so gleich, man sollte seinen Leuten unter der Hand davon Nachricht geben, damit sie sich, im Falle eines Lärmes, fertig hielten; und Quadrado sollte solches auch den noch zurückgebliebenen melden *u*).

Entschließungen des Rathes des Cacique.

Als der Cacique in das Haus trat, wo ihn sein Kriegesrath erwartete: so sagete er zu seinen Hauptleuten, man hätte keine Zeit zu verlieren, und man müßte sich geschwinde entschließen, ob man die Spanier, die in dem Flecken wären, erwürgen, oder so lange warten wollte, bis sie erst alle beysammen wären; er zweifelte an dem Erfolge der Unternehmung nicht, man möchte sich auch entschließen, wozu man wollte; weil sie nur mit einer kleinen Anzahl verzagter und ungeschickter Leute zu thun hätten; sie möchten also dreust heraus sagen, was sie für gut befänden. Die Meynungen des Rathes waren getheilet. Einige behaupteten, man sollte mit Angreifung der Spanier nicht so lange warten, bis sie beysammen wären, weil ihre Erlegung alsdann desto schwerer seyn würde. Andere sageten: es würde niederträchtig seyn, wenn man sie angriffe, da ihrer noch so wenig wären; man müßte so lange warten, bis sie sich alle zu Mauvila befänden; und alsdann würde mehr Ehre dabey seyn, sie zu überwinden. Hierauf erwiederten die ersten, man dürfte nichts wagen; wenn die Spanier beysammen wären, so würden sie sich desto muthiger wehren, und könnten einige Indianer tödten; der Tod ihrer Feinde würde ihnen viel zu theuer zu stehen kommen, wenn er ihnen das Leben einiger von den Ihrigen kosten sollte: es wäre also am besten, sie ohne weitere Berathschlagung anzugreifen. Diese Meynung behielt die Oberhand; und es wurde beschlossen, man wollte eine Gelegenheit zum Zanke suchen, und wenn man solche nicht fände, sie so angreifen.

Anfang des Gefechtes bey Mauvila.

Indem dieses vorgieng, wurde dem Generale gemeldet, die Tafel wäre fertig. Er befahl also, dem Cacique, welcher beständig mit ihm gespeiset hatte, solches zu melden. Ortis gieng demnach zu dessen Wohnung: es wurde ihm aber der Eintritt versaget, und man antwortete ihm, Tascaluza wäre ausgegangen. Er kam zum andern male wieder, und erhielt eben die Antwort. Das dritte mal sagete er: Tascaluza möchte zur Tafel kommen, wenn es ihm beliebete, sie wäre fertig. Hierauf antwortete ein Indianer, der wie ein Officier aussah, er wunderte sich, wie Räuber sich unterstünden, ihren Herrn mit so weniger Ehrerbiethung zu nennen, und ihm nicht seine gebührenden Titel zu geben: er schwüre bey der Sonne, es sollte diesen Schurken ihr Uebermuth noch das Leben kosten, und man müßte gleich anfangen, sie deswegen zu züchtigen. Kaum hatte er solches ausgesagt, so kam ein anderer, welcher ihm Bogen und Pfeile gab, das Gefecht anzufangen. Der Wilde warf so gleich die Zipfel von seinem Mantel über die Schulter, machete seinen Bogen zu rechte, und wollte unter einen Haufen Spanier schießen, der sich auf der Straße befand. Gallego, der sich von ungefähr an der Thüre befand, aus welcher der Indianer gekommen war, und diese Verrätherey sah, gab ihm einen solchen Hieb über die Schulter, daß er ihn bis auf das Eingeweide zerspaltete.

u) Ebendas. VI Cap.

tete. Der Wilde fiel todt darnieder, da er eben abdrücken wollte. Er hatte beym Heraussehen schon allen Indianern befehlen, die Spanier anzugreifen. Sie fielen daher in volle Wuth auf sie, und trieben sie über hundert Schritte aus dem Flecken. Es fand sich ein angesehener junger Mensch, von etwan achtzehn Jahren darunter, welcher sich den Gallego ausersah, und wohl sechs bis sieben Pfeile auf ihn schoß, aber vergebens. Voller Verdruß darüber drängete er sich dergestalt an ihn hinan, daß er ihm drey bis vier Schläge mit seinem Bogen über den Kopf gab, daß das Blut darnach gieng. Gallego aber durchstieß ihn mit seinem Degen, daß er todt darnieder fiel. Man glaubete, es wäre der Sohn des erschlagenen indianischen Hauptmannes, und habe er den Tod seines Vaters rächen wollen. Die Reiter, welche ihre Pferde außerhalb Mauvila geschickt, eileten geschwind zu ihnen. Sie konnten sich aber nicht alle auf solche schwingen, und schnitten ihnen nur die Leinen ab, damit sie der Wuth der Wilden entfliehen könnten. Denn es hatten solche zwo Schaaren gemacht, wovon die eine auf die Pferde, und die andere auf die Spanier gieng x).

Fortsetzung desselben.

Die Reiter, welche hatten aufsitzen können, eileten dem Fußvolke zu Hülfe, welches sehr bedrängt war, und trieben die Indianer wieder in ihre Festungswerke hinein. Weil sie aber nicht selbst, ohne großen Nachtheil, mit hinein dringen konnten: so fielen die Indianer so plötzlich wieder heraus, daß auch ihrer viele von den Mauern sprangen, und sich der Lanzen einiger Reiter bemächtigten. Sie erhielten aber keinen sonderlichen Vortheil; und die Spanier wußten sie listig heraus auf das Feld zu ziehen, wo sie mit den Pferden vieles wieder sie ausrichten konnten. Es wurden auf beyden Seiten ihrer viele verwundet und erleget; und da die Indianer sahen, daß ihnen die Pferde den Sieg entrissen, so zogen sie sich in den Flecken, und verschlossen dessen Thore. Der General aber befahl den Reitern, welche besser gerüstet waren, abzusitzen, und solche aufzuschlagen. Dieses geschah bey einer tapfern Gegenwehr der Indianer. Sie drangen mit hellen Haufen hinein; und da die Thore nicht weit genug waren, so riß das Fußvolk auch ein Stück von dem Pfahlwerke um, und drang so in den Flecken. Die Indianer fochten voller Verzweifelung auf den Straßen, und sucheten, die Häuser zu erreichen, um sich daraus desto sicherer zu vertheidigen. Die Spanier aber legeten Feuer an, wodurch solche, weil sie meistentheils von Strohe waren, bald in völligen Brand geriethen. Als die Indianer noch einen großen Theil der Ihrigen dadurch umkommen sahen: so bothen sie die Weiber mit zum Gefechte auf, wovon schon ein Theil an der Seite ihrer Männer stritt. So bald man sie aber mit zum Gefechte rief: so eileten sie in voller Wuth mit Bogen und Pfeilen, mit Degen, Hellebarden, und Partisanen, welche die Spanier hatten fallen lassen, und allerhand andern Waffen, hinzu, welche sie geschickt zu führen wußten. Sie stelleten sich an die Spitze der Ihrigen, und sucheten mehr, zu sterben, als zu siegen.

Indessen kamen die übrigen Spanier auch allgemach herbey; und da sie das Getümmel von weitem höreten: so muthmaßeten sie leicht, daß es etwas geben müßte, und eileten nunmehr eben so sehr, als sie erst gezaudert hatten. Es wurde auch das Gefecht auf dem Felde eben so blutig, als es in dem Flecken war. Denn da die Indianer sahen, daß ihnen ihre Anzahl selbst in einem so kleinen Orte schadete, und sie ihre Geschicklichkeit nicht recht brauchen konnten: so sprangen sie Schaarenweise von der Mauer hinunter, und eile-

x) Ebendas. VII Cap.

Soto. 1540. eileten auf das Feld wider die ankommenden Spanier. Sie hatten aber daselbst nicht mehr Glück, als in dem Flecken. Der Vortheil, welchen sie über die Fußvölker erhielten, wurde ihnen durch die Reiter wieder genommen, die sie mit ihren Pferden leicht überwältigten, und mit den Lanzen niederstießen. Bisher waren, außer einigen wenigen, noch keine Reiter mit ihren Pferden in den Flecken gekommen. Nunmehr aber drangen viele kleine Geschwader hinein, rannten die Straßen durch, und tödteten alles, was sie von Indianern antrafen. Sie rannten so gar einige Spanier mit nieder, welche zu Fuße fochten, und macheten endlich durch eine völlige Niederlage der Indianer dem Gefechte ein Ende, welches auf neun Stunden, bis lange nach Untergange der Sonnen, gedauret hatte, und wobey der General selbst in den Schenkel verwundet worden y).

Verzweifelung eines Indianers.

Nach Endigung des Gefechtes fand sich in Mauvila noch ein Indianer, welcher so hitzig wider die Spanier gefochten hatte, daß er nicht wahrgenommen, was für ein Blutbad unter den Seinigen angerichtet worden. Als aber die Wuth, womit er gefochten hatte, ein wenig vorbey war, und er sah, in was für Gefahr er sich bey dem Unglücke seiner Partey befand: so eilete er nach dem Walle, um zu sehen, ob er das Feld erreichen könnte. Da er aber die spanische Reiterey und ihr Fußvolk überall herum vertheilet sah: so verlor er alle Hoffnung zur Flucht. Er nahm also die Sehne von seinem Bogen, knüpfete das eine Ende an den Ast eines Baumes, welchen man zwischen den Pfählen hatte stehen lassen, und das andere sich um den Hals, sprang von dem Walle hinunter und erdrosselte sich also selbst z).

Zustand der Spanier nach dem Gefechte.

Den Tag nach dem Gefechte, ließ man die Todten begraben, und die Verwundeten verbinden: es starben aber ihrer viele noch vorher. Denn man fand siebenzehnhundert und siebenzig gefährliche Wunden, ohne der leichten zu erwähnen. Es waren fast alle Soldaten verwundet, und ihrer viele zehn bis zwölfmal. Man hatte nur einen Feldscheerer, der noch dazu sehr langsam und ungeschickt war; und es fehlete an allem, was nöthig war. Man hatte weder Lebensmittel noch Kleidung, noch Geräth, weil alles in Feuer mit aufgegangen war. Die noch am stärksten waren, macheten Hütten für ihre schwächern Gefährten; sie schnitten die erschlagenen Wilden auf, und macheten von deren Fette eine Wundsalbe. Sie nahmen die Hemden von ihren todten Gefährten, oder auch wohl das Futter aus ihren Hosen, und macheten Bandagen und Schabsel für die Wunden daraus. Man zog die getödteten Pferde ab, und gab deren Fleisch den Schwächsten zu essen. Andere hielten Wache, um sie vor einem Ueberfalle der Indianer zu sichern; und so brachten sie vier Tage zu, ehe die gefährlichsten Wunden alle verbunden waren. Indessen starben ihrer doch noch viele; und es kostete ihnen dieses Gefecht zwey und achtzig Mann, außer fünf und vierzig Pferden, die man als die vornehmste Stärke des Heeres bedauerte tz).

Verlust der Indianer.

Die Indianer verloren beynahe eilftausend Menschen. Man tödtete ihrer in den Gegenden um Mauvila zweytausend fünfhundert, unter denen der Sohn des Cacique war; und in dem Flecken über dreytausend, außer einer gleichen Anzahl, die verbrannten. Denn in einem einzigen Hause waren auf tausend Weiber erstickt. Vier Meilen um den Ort in den Gehölzen, Bächen, und andern dergleichen Oertern fanden die Soldaten, die auf Par-

y) Ebendas. VIII Cap.

z) Ebendas. IX Cap.

tz) Ebendas. X Cap.

Parteren ausgiengen, über zweytausend Wilde, die theils schon todt, theils doch tödtlich verwundet waren. Es wußte aber niemand, wo der Cacique hingekommen wäre. Einige versicherten, er hätte zaghafter Weise die Flucht genommen, andere aber, er wäre mit verbrannt worden *a*).

Bezeugen der Truppen nach dem Gefechte.

Man mußte sich einige Wochen wegen der Heilung der Verwundeten in den Hütten kümmerlich behelfen. Diejenigen, welche sich besser befanden, ritten vier Meilen umher, Lebensmittel in den Dörfern zu suchen, wo sie viele Hirse, und eine Menge verwundeter Indianer antrafen, ohne daß sie jemand sahen, der für sie sorgete. Sie vernahmen nur, daß des Nachts einige kämen und ihnen Hülfe leisteten, und hernach den Tag über sich in die Wälder verstecketen. Man suchete also einige Gefangene zu bekommen, um zu erfahren, was im Lande vorgienge. Die Reiter brachten auch achtzehn bis zwanzig Indianer ein, welche aussageten, es fände sich niemand, welcher die Waffen führen könnte, da die streitbaresten von ihnen, in dem Gefechte geblieben wären. Man glaubete solches leicht, weil man auch wirklich nach diesem Vorfalle nicht weiter beunruhiget wurde.

Absichten des Generales.

Unter der Zeit vernahm Soto, daß Maldonado und Arias Schiffe brächten, und die Küste glücklich entdecketen. Er erfuhr auch von den Gefangenen, daß das Meer und die Provinz Achussi, wohin er zu gehen wünschete, nicht dreyßig Meilen weit von Mauvila wären. Diese Nachricht erfreuete ihn, in der Hoffnung, seiner Reise ein Ende zu machen, und sich in Achussi zu setzen; denn er war entschlossen, eine Stadt an dem Hafen zu bauen, welcher den Namen dieser Provinz führete, wo er alle Schiffe aufnehmen wollte, und eine andere, zwanzig Meilen weit im Lande anzulegen, damit er die Einwohner nöthigte, die katholische Religion anzunehmen, und sie nach und nach unter die spanische Bothmäßigkeit brächte. In Betrachtung einer so guten Zeitung, und weil man aus dem Lager leicht nach Achussi kommen konnte, gab er dem Cacique dieser Provinz, welchen er seit einiger Zeit bey sich gehabt hatte, die Freyheit, und ersuchete ihn, den Spaniern seine Freundschaft zu erhalten, welche nicht säumen würden, in sein Land zu kommen. Der Cacique versprach solches, und reisete vergnügt ab.

Meuterey einiger Soldaten.

Allein, alle Anschläge des Generales gedachte Provinz zu bevölkern, wurden zu Wasser. Es fanden sich unter den Truppen einige Soldaten, welche Peru hatten erobern helfen. Weil ihnen nun diejenigen Reichthümer im Kopfe steckten, die man daselbst gewonnen hatte, und sie sahen, daß sie nicht dergleichen in Florida zu hoffen hatten: so konnten sie sich unmöglich entschließen, sich allda zu setzen. Sie waren über dieses der Beschwerlichkeiten überdrüßig, und durch das letzte Gefecht abgeschrecket worden, und sageten, man hätte keine Hoffnung, so wilde und so kriegerische Völker, als die Einwohner der weiten Landschaften waren, die sie täglich entdecketen, jemals zu bändigen; sie liebeten ihre Freyheit zu sehr, und würden eher ihr Leben lassen, als sich dem spanischen Joche unterwerfen; bey allem dem wären ihre fruchtbaresten Länder nicht der Mühe werth, daß man sich so unglücklicherweise abzehrete: und weil man kein Gold noch Silber darinnen fände, so müßte man, wenn man an die Küste gekommen wäre, nach Peru oder Mexico gehen, wo es jedermanne leicht seyn würde, ein ansehnliches Glück zu machen. Diese Reden wurden dem Generale hinterbracht. Weil er ihnen aber keinen Glauben beymessen wollte, wofern er solche nicht selbst hörete; so gieng er des Nachts in verstellter Kleidung ganz allein herum. Er

a) Ebendas. XI Cap.

Soto. 1540.

hörete darauf, daß ein Kriegeszahlmeister und andere Befehlshaber schwuren, sie wollten bey ihrer Ankunft in Achussi, wenn sie daselbst Schiffe fänden, damit nach Neuspanien segeln, und sie wären es müde, sich zur Eroberung eines elenden Landes aufzuopfern. Soto glaubete daher, seine Leute würden bey der ersten Gelegenheit aus einander gehen, und er würde des Pizarro Schicksal haben, welcher mit dreyzehn Soldaten auf der Insel Gorgonne blieb: nach diesem würde es ihm unmöglich fallen, neue Truppen anzuwerben, weil er seine Mühe, seine Ehre, seine Gewalt und auch sein Vermögen würde verloren haben. Alle diese Betrachtungen bewogen den General, welcher auf seine Ehre hielt, übereilte und verzweifelte Entschließungen zu fassen. Damit also die Soldaten das nicht ausführen könnten, was sie sageten: so gab er mit solcher Verschlagenheit Befehle, daß man noch weiter in das Land hinein gieng, damit er sich von der Küste desto mehr entfernete *b*).

Eintritt der Spanier in Chicaza.

So bald die Truppen demnach im Stande waren, zu marschiren: so brachen sie von Mauvila auf, und kamen nach dreyen Tagen in die Provinz Chicaza, durch unbevölkerte, aber sehr angenehme Oerter. Der erste Flecken, welchen sie auf der Seite antrafen, lag an einem großen, tiefen und mit hohen Ufern versehenen Flusse. Der General schickete so gleich hinein, und ließ um ein Bündniß ansuchen. Man antwortete ihm aber trotzig, man wollte Krieg. Die Spanier fanden auch wirklich bey ihrer Annäherung eine Schaar von etwan funfzehnhundert Mann, welche sie angriff. Nach einigen Scharmützeln aber zog sie sich gegen den Fluß zurück, in dem Vorsatze, dessen Uebergang zu vertheidigen. Allein, die Spanier giengen ihnen dergestalt in die Hacken, daß sie ins Wasser sprangen, und theils hinüber schwammen, theils in Kähnen hinüber setzeten, um ihre anderen Truppen zu erreichen, welche wohl achttausend Mann ausmachen mochten. Sie hielten die andere Seite des Flusses ungefähr zwo Meilen lang besetzet, und sucheten muthig zu verhindern, daß man nicht hinüber gienge. Sie brachten die Nacht auf Fahrzeugen zu, und kamen damit oft herüber, die Spanier anzufallen, welche es endlich müde wurden, und heimlich an Oertern, wo sie ausstiegen, einige Gräben macheten, wo sie Armbrustschützen und Büchsenschützen hinein stelleten. Diese mußten auf sie schießen, so bald sie sich etwas von ihren Fahrzeugen entfernet hatten, und sie darauf mit dem Degen in der Faust angreifen. Dadurch hielt man sie ab, daß sie sich nicht mehr so kühn wageten, nachdem sie dreymal zurück getrieben worden.

Sie gehen über den Fluß.

Indessen verwehreten sie doch den Spaniern den Uebergang nachdrücklich: und da Soto kein anderes Mittel sah, so befahl er hundert von seinen Leuten, die sich auf das Zimmerwerk verstunden, eine Meile von dem Lager in einen Wald zu gehen, und da zwo große Barken zu machen, worauf viele Leute auf einmal übergehen könnten. Innerhalb zwölf Tagen waren sie damit zu Stande, und man ließ sie von Pferden und Mauleseln auf Blockwagen nach einem Orte bringen, wo man bequem über den Fluß gehen konnte. Es setzeten sich zehn Reiter und vierzig Mann zu Fuße in jede, und ruderten hinüber. Allein, fünfhundert Indianer, welche auf Entdeckung ausgegangen waren, und das Geräusch höreten, eileten hinzu, schossen mit Pfeilen auf sie, und macheten ihnen die Anländung überaus schwer. Gleichwohl kamen sie endlich, wiewohl meistentheils verwundet, an das Ufer, und trieben die Wilden von da zurück. Die andern konnten darauf etwas geruhiger übersetzen. Als die Indianer ihre Feinde also zunehmen sahen: so zogen sie sich in einen Wald und

b) Ebendas. XII Cap.

und von da nach ihrem Hauptlager, welches ihnen zu Hülfe anrückete. Auf die Nachricht aber, daß die Spanier fast alle schon herüber gegangen wären, eileten sie wieder nach ihrem alten Stande, wo sie sich zu verpallisadiren sucheten. Doch die Spanier setzeten ihnen muthig nach, und bemüheten sich, sie daran zu verhindern, da sie sich denn in der Nacht zurück zogen c).

Soto. 1541.

Gefecht bey Chicaza.

Die Spanier setzeten darauf ihren Marsch fort, und kamen nach vier Tagen durch eine mit Dörfern gleichsam besäete Ebene nach dem Hauptorte Chicaza. Dieser Flecken hatte zweyhundert Feuerstäte, und lag auf einem Hügel, der sich von Norden gegen Süden erstrecket. Er ward von vielen kleinen Bächen gewässert, die mit Haseln, Eichen und andern dergleichen Bäumen besetzet waren. Soto rückete daselbst im Christmonate 1540 mit seinen Leuten ein; und weil er ihn verlassen fand, so nahmen sie daselbst ihre Winterquartiere. Sie baueten sich auch noch, zu mehrerer Bequemlichkeit, Häuser von Holze und Stroh, welches sie in den benachbarten Dörfern aufsucheten. Der General schickete einige von den gefangen genommenen Indianern mit Geschenken an den Cacique, ihn zur Freundschaft und zu einem Bündnisse zu bewegen. Der Cacique hielt ihn auch mit der Hoffnung dazu hin, und sandte ihm dagegen Früchte, Fische und Wildprät. Indessen kamen doch alle Nacht Indianer, die Spanier anzuzwacken, zogen sich aber so gleich wieder zurück, so bald sie dieselbigen nur ansichtig wurden, um sie durch eine verstellte Zagheit und Furcht desto nachläßiger zu machen, und sie um so viel eher zu überwinden, wenn sie dieselben nun wirklich angriffen. Sie schämeten sich aber dieser Verstellungen bald, und entschlossen sich, zu Ende des Jenners 1541, den Spaniern Proben ihrer Tapferkeit, durch deren gänzliche Aufreibung zu geben. Sie rücketen in einer Nacht, da ihnen der Nordwind günstig war, in dreyen Haufen bis auf hundert Schritte von den spanischen Schildwachten an. Der Cacique befand sich an der Spitze des mittelsten, und führete den ganzen Angriff, welcher mit einem entsetzlichen Geschreye und Fackeln in der Hand auf den Flecken geschah. Diese Fackeln, welche von Wachse zu seyn schienen, waren von einem gewissen Kraute gemacht, welches in diesem Lande wächst, und wenn es wie ein Strick zusammen gedrehet und angezündet wird, gleich einem Dochte fort glimmet, und eine sehr helle Flamme giebt, wenn es bewegt oder geschüttelt wird. Außer diesen Fackeln, welche ihnen bey dem Gefechte dieneten, zündeten sie auch an den Enden ihrer Pfeile dieses Kraut an, womit sie auf den Flecken schossen, und solchen ohne Mühe leicht in Brand steckten, welchen der Wind bald zu der größten Feuersbrunst aufblies. Ein so unversehener und außerordentlicher Angriff, setzete die Spanier in Erstaunen, und zugleich in eine entsetzliche Verwirrung. Vor Bestürzung wußte keiner, wo er zu erst hin oder was er ergreifen sollte. Endlich kam Soto zu Pferde, und eilete mit zehn bis zwölf Reitern, deren Pferde nur halb oder gar nicht gesattelt waren, zum Flecken hinaus, um den Feinden die Spitze zu biethen. Indessen rücketen einige Indianer in den Flecken und macheten alles nieder, was ihnen vorkam. Vierzig bis funfzig spanische Fußknechte erschracken über diese grausame Wuth, und nahmen verzagter Weise die Flucht. Tovar eilete ihnen mit dem Degen in der Faust nach, und rief ihnen zu, sie sollten wieder umkehren; aber vergebens, bis ihnen endlich Gusman mit dreyßig andern Soldaten den Weg verrennete, und sie also wider den Feind trieb. Da sich nun auch noch andere um den General gesammelt hatten: so drang man in die Schaar

c) Ebendas. XIV Cap.

Soto. 1541.

Schaar des Cacique hinein, wider den er focht. Er hätte daselbst bald höchst unglücklich seyn können. Denn da er sich in seinen Steigbügeln erhob, um einem angesehenen Indianer vollends den Rest zu geben: so drehete sich der Sattel, dessen Gurt man in der Eile nicht fest geschnallet hatte, mit ihm herum, und er fiel mitten unter die Feinde. Man eilete ihm aber plötzlich zu Hülfe, drang blindlings unter die Indianer, und brachte ihn wieder zu Pferde, durch welchen Anfall denn solche zu weichen anfingen, und da sie immer mehr Spanier herzu eilen sahen, sich endlich völlig zurück zogen. Man konnte sie der Dunkelheit wegen nicht weit verfolgen; und der General rückete wieder in den Flecken, um die Unordnung zu betrachten, welche die Wilden in den beyden Stunden des Gefechtes angerichtet hätten. Er fand vierzig Soldaten erschlagen, nebst vielen verwundeten, und funfzig todten Pferden, wovon einige, die man nicht hatte losmachen können, an den Krippen verbrannt waren. Dieses Schicksal hatten auch die meisten Schweine gehabt; welche sie noch bey sich führeten: doch waren noch einige dem Feuer entlaufen *d*).

Verrichtungen der Spanier nach dem Gefechte.

Drey Tage darnach befahl der General, aus Furcht vor einem neuen Ueberfalle, weil die Feinde nur etwan hundert Mann verloren hatten, eine Meile weiter zu rücken, und einen Flecken zu bauen, welchen sie **Chicacilla** nannten. Sie legeten daselbst auch, so gut sie konnten, eine Schmiede an, und verfertigten sich Lanzen und anderes Gewehr, welches sie braucheten. Die Indianer kamen auch wirklich nach einigen Tagen wieder, sie mit stärkerer Macht anzugreifen. Es fiel aber ein so starker Regen, daß sie zurück weichen mußten. Die Spanier, welche von neuem in eine Feuersbrunst zu gerathen befürchteten, rücketen aus ihrem Wohnplatze hinaus, und stelleten hin und wieder Schildwachten. Gleichwohl kamen die Indianer alle Nacht wieder, und tödteten auch einige Soldaten. Soto, welcher sich vor ihren Anfällen in Sicherheit setzen wollte, schickete alle Morgen einige Parteyen Reiter und Fußvolk aus, welche alle Indianer, die sie antrafen, niederhieben, und nur erst bey der Sonnen Untergange mit der Versicherung zurück kamen, man würde vier Meilen umher keine lebendige Seele antreffen. Es war aber etwas erstaunliches, daß kaum vier oder fünf Stunden darnach, schon wieder feindliche Schaaren sich zeigeten, und mit den Spaniern scharmützelten *e*).

Erfindung wider die Kälte.

Ungeachtet dieser beständigen Anfälle von den Indianern blieben die Spanier dennoch bis zu Ende des März in ihrem Posten. Sie hatten viel von der Kälte auszustehen, weil sie die Nächte meist im Gewehre zubrachten, und viele von ihnen keine Schuhe und Strümpfe hatten, auch nur schlechte Bockslederne Hosen trugen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden ihrer also noch viele darauf gegangen seyn, wofern nicht Juan von Vego ein Mittel dawider erfunden hätte. Er sah, daß viel sehr gutes Stroh in der Nähe war, und fing also an, sich eine Matte zu flechten, welche vier Finger dick, und nach Verhältniß lang und breit war. Von dieser Matte dienete ihm die eine Hälfte zur Matratze, und die andere zur Decke. Er erkannte, daß ihn diese Erfindung wider die Kälte schützete; und machete geschwind noch viele andere dergleichen Matten, für die andern Soldaten, die ihm arbeiten halfen; indem ein jeder Hand mit anlegete. Man trug solche in die Wachen und auf die Waffenplätze, wodurch die Spanier denn der Kälte leicht widerstunden. Außer denen Unruhen und Beschwerlichkeiten, welche ihnen die Wilden verursacheten, brachten sie den Winter noch vergnügt genug zu; denn sie hatten Früchte und groben Hirse im Ueberflusse, und es fehlete ihnen nichts an den Nothwendigkeiten des Lebens *f*).

Der

d) Ebendas. XV Cap. *e*) Ebendas. XVI Cap. *f*) Ebendas. XVII Cap.

Der VI Abschnitt.

Soto. 1541.

Fernere Verrichtungen der Spanier in einigen Provinzen von Florida.

Abzug aus Chicaza. Festung Alibamo. Angriff derselben. Spanier sterben aus Mangel des Salzes. Sie kommen nach Chisca; machen Friede mit dem Cacique. Verfälle auf ihrem Marsche nach Casquin. Sie halten einen Umgang auf des Cacique Ansuchen, Regen zu erbitten. Marsch nach Capaha. Beschreibung des Hauptortes. Der Cacique begiebt sich hinweg. Unordnung, welche die Casquiner in dem dasigen Tempel machen. Verfolgung des Cacique. Die Casquiner fliehen. Soto machet Friede mit Capaha. Der Cacique kömmt zu ihm. Friede zwischen Casquin und Capaha. Rangstreit unter ihnen. Die Spanier lassen Salz suchen. Sie marschiren nach Quiguate. Sie kommen nach Colima, machen Salz und gehen nach Tula. Einwohner daselbst. Gefecht eines Indianers wider vier Spanier. Aufbruch von Tula. Winterquartiere in Utiangue. List des dasigen Cacique. Entdeckung der Provinz Naguatex.

Der General und seine Hauptleute brachen, nach einem viermonatlichen Aufenthalte in der Landschaft Chicaza, zu Anfange des Aprils im 1541sten Jahre, mit Vergnügen auf, und marschireten den ersten Tag vier Meilen durch ein mit vielen Dörfern, jedes von funfzehn bis zwanzig Häusern, bevölkertes Land. Sie lagerten sich eine Viertelmeile von diesen Wohnplätzen, in der Meynung, endlich ein wenig Ruhe zu genießen: allein, es lief anders. Denn nachdem die auf Kundschaft ausgeschickten Bothen meldeten, es befände sich dicht bey dem Lager eine Festung, worinnen ungefähr viertausend Mann zu seyn schienen: so gieng der General so gleich mit funfzig Reitern aus, solche zu verkundschaften. Bey seiner Zurückkunft sagete er zu seinen Hauptleuten, man müßte noch vor Nacht alle Wilden daraus verjagen, weil man sonst vor ihnen nicht sicher seyn würde, indem sie ihnen mit gar zu viel Verachtung und Hochmuthe trotzeten.

Abzug aus Chicaza.

Alle Befehlshaber billigten die Meynung des Generales, welcher einen Theil des Heeres im Lager ließ, und mit dem andern nach der Festung marschirete, die man Alibamo nannte. Sie war ein Viereck mit vier Pfahlwerken, jedes vierhundert Schritte lang und noch zwey andern inwendig. Das erste von allen hatte drey so niedrige Thore, daß ein Reiter nicht hinein kommen konnte; eines in der Mitte, und die andern in den Ecken. Diesen Thoren gerade gegen über waren in jedem Pfahlwerke drey andere, damit, wenn man die erstern gewann, sie sich in den folgenden vertheidigten. Die Thore des letztern Pfahlwerkes giengen auf einen kleinen Fluß, welcher schlechte Brücken hatte, und an einigen Orten sehr tief und mit so hohen Ufern versehen war, daß man zu Pferde fast nicht hinüber konnte. Die Indianer hatten auch diese Festung so gebauet, damit sie sich wider die Pferde sichern könnten, und die Spanier nöthigten, zu Fuße zu fechten.

Festung Alibamo.

Als man sich diesem Orte näherte: so befahl der General hundert von den am besten bewaffneten Reitern abzusitzen; und nachdem er drey Haufen daraus gemacht, so befahl er anzugreifen, und das Fußvolk sollte sie unterstützen. Die Belagerten thaten so gleich mit hundert Mann aus jedem Thore einen Ausfall. Sie hatten große Federn auf ihren Köpfen, und das Gesicht und die Arme streifenweise mit verschiedenen Farben gemalet, damit sie desto fürchterlicher aussehen möchten. Anfänglich verwundeten sie einige Spanier mit ihren Pfeilen. Diese aber giengen ihnen so dicht auf den Leib, daß sie ihnen die Mittel benahmen, sich ihrer Pfeile zu bedienen, und trieben sie fechtend bis nach den Thoren. Sie zwan=

Angriff derselben.

Soto. 1541. zwangen sie, eiligst hinein zu flüchten. Weil aber solche eng waren, und nur ihrer zween neben einander hindurch konnten: so hieb man ihrer viele nieder, und drang mit ihnen zugleich hinein, wo noch eine große Menge über die Klinge springen mußte. Die Indianer verließen in voller Unordnung ihre Festung. Einige sprangen über das Pfahlwerk und geriethen denen Reitern in die Hände, welche nicht abgestiegen waren, und sie mit ihren Lanzen darnieder stießen. Andere giengen über die Brücken: sie drängeten sich aber dergestalt, daß sie einander in das Wasser stürzeten. Viele, welche die Brücke nicht erreichen konnten, sprangen in den Fluß, schwammen hinüber, und stelleten sich an der andern Seite in Schlachtordnung. Der General, welchen ihr Widerstand verdroß, gieng oberhalb der Festung, wo man den Fluß durchwaden konnte, hinüber, zog die Reiterey an sich, und verfolgete sie bis in die Nacht. Es blieben ihrer, die in der Festung mitgerechnet, auf zwey tausend Mann, von den Spaniern hingegen nur ihrer drey: doch hatten sie so viele Verwundete, daß sie zu deren Verbindung vier Tage in der Festung still liegen mußten *g*).

Spanier sterben aus Mangel des Salzes.

Außer diesem kleinen Verluste, welchen die Spanier erlitten, büßeten sie desto mehrere aus Mangel des Salzes ein. Anfänglich ergriff ein bösartiges Fieber diejenigen, welche es zu essen am nöthigsten hatten. Das Eingeweide verfaulete ihnen dergestalt, daß sie nach vier oder fünf Tagen so übel rochen, daß man den Gestank von ihnen auf funfzig Schritte weit nicht ertragen konnte. Dieses Uebel nahm sie nach einigen Tagen ohne Hülfe hin. Die andern, welche sich über einen so seltsamen Zufall wunderten, nahmen mit gutem Glücke zu dem Verwahrungsmittel der Indianer ihre Zuflucht, welche sich vor solcher Fäulniß vermittelst eines gewissen Krautes sichern, welches sie verbrennen, und die Asche davon unter ihre Speisen mischen. Diejenigen, welche dieses Mittel verachteten, giengen unglücklicher Weise darauf, und es half ihnen in der Krankheit selbst nichts mehr, so daß innerhalb einem Jahre, da es ihnen an Salze fehlete, über sechzig also starben *h*).

Sie kommen nach Chisca.

Als die Spanier von Alibamo wieder aufbrachen: so marschireten sie durch eine Wüste stets gegen Norden, um sich immer mehr und mehr von der See zu entfernen; und nach Verlaufe dreyer Tage wurden sie den Hauptort von Chisca gleiches Namens gewahr. Er lag dicht an einem Flusse, welchen die Indianer Chucagua nennen, und der größte unter allen war, welche die Spanier bisher gesehen hatten. Die Einwohner in Chisca, welche von der Ankunft der Truppen keine Nachricht gehabt, weil sie mit ihren Nachbaren im Kriege waren, erstauneten sehr darüber. Die Spanier plünderten sie, und macheten ihrer viele gefangen. Die übrigen entflohen, theils in den Wald, theils in das Haus des Cacique, welches auf einer Höhe lag, und den ganzen Ort bestreichen konnte. Dieser Herr war alt und damals schwach und krank, daß er darnieder lag. Er war klein von Gestalt, und sah so elend aus, daß man dergleichen im ganzen Lande noch nicht gesehen hatte. Gleichwohl sprang er bey dem Lärmen und der Nachricht, daß man seine Unterthanen

g) Histor. del Florida, Part. II. Lib. II. c. I.

h) Ebendas. II Cap.

i) Wir müssen hier anzeigen, wie Soto, nach des Garcilasso de la Vega Berichte mit allen den Caciquen habe sprechen und unterhandeln können, da ihre Sprachen nicht einerley, sondern ganz von einander unterschieden gewesen. „Er hatte „dazu, saget er, dreyzehn bis vierzehn Dolmetscher. „Diese stelleten sich, wenn man mit den Caciquen „zu unterhandeln hatte, in eine Reihe, so wie sie „einer

terthanen plünderte und gefangen nähme, auf, ergriff eine Streitaxt, eilete aus seiner Wohnung und drohete allen denjenigen den Tod, die dergleichen in seinen Landen vorgenommen. Seine Weiber und Bedienten aber nebst einigen von seinen zu ihm geflüchteten Unterthanen hielten ihn zurück, und stelleten ihm die Unmöglichkeit, sich itzo zu rächen, vor, da es besser seyn würde, die Feinde durch eine scheinbare Freundschaft zu berücken. Chisca ließ sich endlich bewegen: er war aber wider das Unrecht, welches ihm die Spanier zugefüget hatten, so aufgebracht, daß er die Gesandten des Generales, welche um Frieden ansucheten, anfänglich durchaus nicht anhören wollte, sondern ihm den Krieg ankündigte.

Soto. 1541.

Soto ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er schickete andere an ihn, welche die vorgegangene Unordnung entschuldigen und von neuem um Friede anhalten mußten. Er wurde um so viel mehr bewogen, diesen Schritt zu thun, weil er sah, daß seine Truppen des unaufhörlichen Fechtens überdrüßig waren, und sich in weniger, als drey Stunden, schon über viertausend wohl bewehrte Mann, zu dem Cacique begeben, auch vermuthlich deren noch mehrere kommen würden; über dieses auch die Lage des Ortes den Indianern sehr vortheilhaft, und den Spaniern nachtheilig wäre, weil sich viele Gehölze da herum befanden, wo sie ihre Pferde nicht so brauchen konnten. Endlich so sah auch Soto, daß er, ohne etwas zu gewinnen, sich von Tage zu Tage nur mehr durch den Krieg schwächete, und zu Grunde richtete. Die versammelten Indianer hingegen hatten ganz andere Absichten; und es hielt schwer, ehe man sie alle dahin bringen konnte, daß sie den Frieden dem Kriege vorzogen. Doch die Betrachtung, daß ihnen gegenwärtig der Krieg mehr schaden, als die Ausführung ihrer Rache nützen könnte, behielt endlich die Oberhand, und der Cacique verbiß seinen Zorn. Er fragete die Abgeschickten des Generales, was sie vermittelst des Friedens wollten, wozu sie so viel Lust bezeugeten? Sie antworteten, ein ruhiges Quartier in dem Flecken und Lebensmittel, damit sie weiter gehen könnten. Chisca bewilligte ihnen solches unter der Bedingung, sie sollten seine Unterthanen, die sie gefangen genommen, wieder loslassen, alle gemachte Beute wieder heraus geben, und nicht in sein Haus kommen; welches sie denn gern eingiengen, zumal da es ihnen nicht an Indianern zur Bedienung fehlete, und die Beute einige schlechte Gemsenfelle und Mäntel von geringem Werthe waren. Die Spanier legeten sich also in die von den Einwohnern verlassenen Häuser, und blieben daselbst sechs Tage lang, ihre Kranken zu besorgen. Den letzten Tag erhielt Soto Erlaubniß, den Cacique zu sprechen *i*), wo er ihm denn für die Willfährigkeit, seine Truppen aufzunehmen, dankete, und darauf den andern Morgen seine Entdeckung fortsetzete *k*).

machen Friede mit dem Cacique.

Die Truppen marschireten den Fluß hinauf, und kamen in vier Tagen, da sie der Kranken wegen nur zwölf Meilen zurück geleget, an einen Ort, wo man über das Wasser gehen konnte, weil es leicht war, da hinan zu kommen, und er anderwärts auf beyden Seiten mit einem sehr dicken Gehölze besetzet, und das Ufer so steil war, daß man weder hinauf,

Vorfälle auf ihrem Marsche nach Casquin.

„einer des andern Sprache verstunden; und die „Reden giengen also von einem zum andern bis „auf Ortis, welcher zuletzt stund, und was gesa„get worden, dem Generale meldete. Es fiel also „unsern Leuten sehr schwer, sich von den besondern „Umständen derer Länder zu unterrichten, wodurch „sie giengen. Die Indianer hingegen, die bey dem „Heere waren, hatten nicht viel Mühe, spanisch zu „lernen, und konnten sich auch innerhalb drey bis „vier Monaten darinnen erklären„. Am angef. Orte.

k) Ebendas. III Cap.

Soto. 1541. auf, noch hinunter steigen konnte. Sie blieben daselbst stehen, um sich Barken zu machen; und sahen bey ihrer Ankunft ungefähr sechstausend wohl bewaffnete Indianer mit vielen Fahrzeugen an dem andern Ufer, welche ihnen den Uebergang streitig machen zu wollen schienen. Den folgenden Tag aber kamen viere von den angesehensten unter dem Hausen, im Namen ihres Cacique, zu dem Generale und verlangeten den Frieden und seine Freundschaft. Soto nahm sie mit Vergnügen an, und fertigte sie wohl zufrieden ab. Daher dieneten ihm auch diese vier Caciquen die zwanzig Tage über, da die Spanier an dem Ufer des Flusses blieben, nach allen Kräften bey ihrem Cacique. Gleichwohl war es nicht möglich, ihn zu bewegen, daß er in das Lager kam; und er entschuldigte sich stets auf eine oder die andere Art. Man glaubete auch, er habe nur aus Furcht zu dem Generale geschickt, um zu verhindern, daß seine Provinz nicht verheeret würde; weil die Zeit der Erndte heran kam, und solche sehr schön zu werden schien. Die Spanier verfertigten in vierzehn Tagen zwo Barken, weil jedermann daran arbeitete, und bewacheten sie Tag und Nacht, damit die Indianer sie nicht verbrennen möchten, welche von allen Seiten in Fahrzeugen herbey kamen, sich den Spaniern mit großem Geschreye näherten, und sie mit Pfeilen bedecketen. Sie wurden aber stets mit Flintenschüssen aus der Verschanzung zurück getrieben. Endlich brachten die Spanier vier Barken ins Wasser, welche hundert und funfzig Soldaten, nebst dreyßig Reitern halten konnten. Sie ruderten in Gegenwart des Feindes hinüber, welcher verzweifelte, sie verhindern zu können; daher denn jeder wieder in seinen Flecken eilete. Es setzeten also die übrigen vollends hinüber, zerschlugen ihre Barken wieder, und nahmen das Eisenwerk davon auf künftigen Nothfall mit sich, wie sie es schon bisher gethan hatten. Den fünften Tag von ihrem Marsche durch unbevölkerte Oerter, entdecketen sie auf einer Anhöhe einen Flecken von ungefähr vierhundert Feuerstäten an dem Ufer eines großen Flusses. Sie sahen auch, daß die Felder umher mit grobem Hirse und einer Menge fruchttragender Bäume bedecket waren. Die Einwohner dieses Ortes, welche von ihrem Anmarsche Nachricht hatten, kamen ihnen entgegen, und gaben sich und ihre Güter unter des Generales Schutz. Einige Zeit darnach kamen zween im Namen des Cacique, das zu bekräftigen, was die andern gesaget hatten.

Die Provinz, der Hauptort und Cacique derselben hießen **Casquin**. Die Spanier hielten sich sechs Tage lang in dem Flecken auf, weil sie viel Lebensmittel daselbst fanden; und nach einem zweytägigen Marsche kamen sie an kleine Dörfer, wo der Herr des Landes seinen Sitz hatte. Sie waren vier Meilen von dem Hauptorte entfernet, wenn man den Fluß hinauf geht. Der Cacique kam in Begleitung seiner vornehmsten Befehlshaber aus diesen Dörfern heraus, und empfing den General, dem er seine Freundschaft und sein Haus anboth. An einer Seite desselben waren noch zehn bis zwölf andere, worinnen die Familie des Cacique mit seinen Weibern und Bedienten wohnete. Soto nahm die Freundschaft an: doch wollte er dem Cacique in seinem Hause nicht beschwerlich fallen, und legete sich also in den Garten, wo die Einwohner geschwind Hütten von Zweigen macheten *l*).

Der Cacique ersuchet sie, Gott um Regen zu bitten.

Man befand sich damals eben in dem Monate May. Das Heer hatte sich drey Tage zu **Casquin** aufgehalten, als der Cacique in Begleitung seiner angesehensten Unterthanen zu dem Generale kam und sagete: weil die Spanier stets die Indianer besieget hätten, so müßte er glauben, sie würden von einem größern Gotte begnadiget, als der ihrige; er

l) Ebendas. IV Cap.

Soto. 1541.

er wäre also mit seinen vornehmsten Unterthanen gekommen, den General zu ersuchen, daß er seinen Gott um Regen bitten möchte, weil die Früchte des Landes solchen höchstnöthig braucheten. Soto antwortete: er und seine Leute wären zwar große Sünder, gleichwohl wollten sie Gott bitten, der ein Vater der Barmherzigkeit wäre, daß er regnen ließe. Zu gleicher Zeit befahl er, man sollte aus der höchsten Fichte, die man im Lande finden würde, ein Kreuz machen. Man wählete auch wirklich eine so hohe und so dicke dazu, daß selbst, nachdem sie schon zugehauen worden, hundert Mann noch Mühe hatten, sie aufzuheben. Es wurde innerhalb zween Tagen daraus ein Kreuz gemacht, und solches auf einen erhabenen Ort an dem Ufer des Flusses gesetzet. Nach diesem ordnete Soto einen Umgang auf den folgenden Tag an; und damit man nicht überfallen würde, so mußte ein Theil des Heeres im Gewehre stehen.

Sie halten deswegen einen Umgang.

Der Cacique und der General giengen bey dem Umgange neben einander, und ihnen folgeten viele Spanier und Indianer, welche ungefähr tausend Mann ausmacheten. Die Priester nebst den Ordensleuten giengen voran, und sangen ihre Litaneyen, welche die Soldaten beantworteten. In dieser Ordnung kamen sie dahin, wo das Kreuz stund, woselbst sie so gleich auf die Knie fielen, und nach einigen Gebethen solches mit vielem Eifer und vieler Demuth verehreten; die Geistlichen zuerst, darauf Soto, der Cacique und die übrigen Spanier und Indianer, die bey dem Umgange gewesen. An der andern Seite des Flusses, stunden wohl auf funfzehn bis zwanzigtausend Personen von allerhand Alter und Geschlechte. Sie hoben die Augen und Hände gen Himmel, und zeigeten durch ihre Geberden, daß sie Gott bäthen, den Christen ihre Bitte zu gewähren. Man hörete auch unter ihnen ein Geheule, als von Leuten, welche weineten, um den Himmel zu bewegen, daß er ihnen dasjenige geben möchte, was sie bäthen. Die Spanier hatten viel Vergnügen darüber, daß sie ihren Schöpfer also erkannt, und das Kreuz in Ländern verehret sahen, wo vordem das Christenthum unbekannt gewesen. Die Geistlichen stimmeten darauf das **Herr Gott, dich loben wir an**, und die Spanier giengen mit den Indianern in eben der Ordnung wieder in das Dorf. Diese Ceremonie währete vier starke Stunden lang; und in der folgenden Nacht fing es an zu regnen, welches die Indianer denn derselben allein zuschrieben *m*).

Marsch der Truppen nach Capaha.

Nachdem sich nun die Truppen neun bis zehn Tage lang in den Dörfern ausgeruhet hatten: so wollten sie ihre Entdeckung fortsetzen. Casquin bath den General um Erlaubniß, daß er ihn mit einigen Kriegesleuten, und andern zur Fortbringung der Lebensmittel, begleiten durfte, weil man durch Gegenden müßte, wo man keine Wohnungen anträfe. Der General ließ sich solches gefallen, und der Aufbruch geschah nach der Provinz Capaha. Die Caciquen derselben waren mit denen von Casquin stets im Kriege gewesen, und daher auch die beyden itzigen einander feind. Weil der von Capaha der mächtigste war: so hatte er stets den Vortheil vor dem andern gehabt, welcher sich innerhalb den Gränzen seines Landes gehalten, und sich nicht hinaus gewaget hatte, aus Furcht, den Cacique Capaha zu erzürnen. Als er aber itzt eine Gelegenheit sah, sich aus seinem Zwange zu ziehen, und an seinem Feinde vermittelst der spanischen Truppen zu rächen: so nahm er fünftausend wohlgerüstete und streitbare Männer, außer denen dreytausend Indianern, welche zu Fortbringung der Lebensmittel bestimmet, und auch gut bewaffnet waren. Er zog in guter Ord-

m) Ebendas. V Cap.

Soto. 1541.

Ordnung unter dem Vorwande einigen Hinterhalt zu entdecken, und einen guten Posten zum Lager für beyde Heere auszusuchen, vorher. Die Spanier marschireten eine Viertelmeile von ihm entfernet, und lagerten sich darauf in sehr guter Ordnung. Man marschirete drey Tage lang auf solche Art, und kam den vierten bey guter Zeit an einen Morast, welcher die Provinzen Casquin und Capaha von einander unterschied, und dessen Grund am Rande so schlecht, und das Wasser in der Mitte so tief war, daß man über zwanzig Schritte weit schwimmen mußte. Das Fußvolk gieng auf schlechten hölzernen Brücken, und die Pferde schwammen hinüber. Man brachte aber fast den ganzen Tag damit zu, und konnte nur noch eine halbe Meile weit kommen, wo man sich auf sehr angenehmen Weiden lagerte. Nach dreyen Tagen kamen sie auf eine Anhöhe, von da sie den Hauptort Capaha wahrnahmen, welcher wohl befestiget war.

Beschreibung des Hauptortes.

Dieser Flecken lag auf einem kleinen Hügel, und hat einige fünfhundert gute Häuser nebst einem Graben, welcher zehn bis zwölf Faden tief, und an den meisten Orten funfzig, und an andern vierzig breit war. Hierzu muß man noch setzen, daß er, vermittelst eines Canales, den man von dem Orte bis an den Chûcagua gezogen hat, voller Wasser ist. Dieser Canal ist drey Meilen lang, hat wenigstens eine Pike hoch Wasser, und ist so breit, daß zwey große Fahrzeuge leicht neben einander hinauf und herunter fahren können. Der Graben, welcher von diesem Canale angefüllet wird, umgiebt die Sadt, außer an einem Orte, welcher durch ein Pfahlwerk von großen in die Erde gesteckten Balken verschlossen wird, die mit andern Queerhölzern befestiget, und mit fetter Erde und Strohe überzogen sind. Uebrigens fand man in diesem Graben, und in diesem Canale eine solche Menge Fische, daß alle Spanier und Indianer, die bey dem Generale waren, so viel daraus fischeten, als sie wollten, und es doch nicht schien, daß man einen einzigen daraus genommen hätte.

Der Cacique begiebt sich hinweg.

Der Cacique Capaha war in dem Orte, als die Indianer solchen entdecketen. Weil es ihm aber an Leuten fehlete, sich zu vertheidigen: so zog er sich auf eine Insel, welche der Fluß Chûcagua machet. Diejenigen von seinen Unterthanen, welche Fahrzeuge haben konnten, folgeten; die andern sucheten die Gehölze, und die übrigen blieben in dem Orte. Gleichwohl flüchteten sich noch einige, weil die aus Casquin befürchteten, es möchten ihnen des Capaha Leute eine Falle geleget haben, und sich erinnerten, daß sie vielfältig von ihnen überwunden worden; daher sie nur erst den andern Morgen in den Flecken einrückten. Als sie aber nun versichert waren, daß sich keine Gefahr dabey befände: so eileten sie haufenweise nach dem Orte, tödteten über fünfhundert Einwohner, nahmen ihnen, zum Zeichen ihres Sieges, die Hirnschale ab, und plünderten den Flecken, besonders die Häuser des Cacique. Sie nahmen außer vielen jungen Leuten, auch zwey von seinen Weibern gefangen, die sehr schön waren, und sich bey dem Lärmen und der Bestürzung, wegen der Ankunft der Feinde, mit den andern nicht hatten retten können u).

Unordnung der Casquiner in dem dasigen Tempel.

Nachdem Casquins Unterthanen die Stadt geplündert hatten: so riefen sie einander, und in der Meynung, den Cacique grausam zu kränken, welcher stolz und hochmüthig war, giengen sie in den Tempel, wo die Begräbnisse seiner Vorfahren waren, und entführeten daraus allen Reichthum. Sie warfen die Siegeszeichen um, welche man von ihrem Raube errichtet hatte, zerbrachen die Särger, und streueten die Knochen überall herum,

u) Am angef. Orte VI Cap.

um. Aus Wuth traten sie solche mit Füßen, nahmen die Köpfe ihrer Landesleute, welche auf Lanzen an den Thüren des Tempels stecketen, herunter, und stecketen dafür diejenigen auf, welche sie den Einwohnern abschlugen. Kurz, sie unterließen nichts, was nur ihre Feinde auf das empfindlichste kränken konnte. Sie wollten so gar den Tempel und die Häuser des Cacique in Brand stecken, und wurden bloß durch die Furcht, Soto möchte nicht damit zufrieden seyn, davon abgehalten. Er kam bey diesen Unordnungen an; und da er vernahm, daß sich der Cacique hinweg begeben hatte, so schickete er einige von seinen gefangenen Unterthanen an ihn, und ließ ihm den Frieden und seine Freundschaft antragen. Allein, der Cacique bezeugete nichts, als eine Begierde, sich wegen des ihm zugefügeten Unrechtes zu rächen, und zog dieserwegen seine Völker zusammen. Der General befahl daher seinen Leuten und den Indianern, sich fertig zu halten, nach der Insel zu marschiren. Casquin aber ersuchete ihn, noch drey bis vier Tage zu warten, damit er Fahrzeuge auf dem Chûcagua könnte kommen lassen, welcher auch durch sein Land gieng; wie er denn so gleich Befehl gab, sechzig derselben herbey zu schaffen. Indessen schickete Soto alle Tage zum Capaha, in der Absicht, Friede zu machen. Weil er aber daran verzweifelte, und wußte, daß sich die Fahrzeuge näherten: so nahm er sie mit seinen Truppen an, und begab sich nach der Insel, wohin sich Capaha geflüchtet hatte.

Soto. 1541.

Verfolgung des Cacique.

Die Casquiner folgeten dem Generale so gleich; und damit sie die Länder ihres Feindes desto besser verheeren möchten: so breiteten sie sich ungefähr eine halbe Meile weit auf ihrem Marsche aus. Sie fanden viele Sclaven in ihrer Provinz, denen man die Sehnen über dem Riester des Fußes zerschnitten hatte, damit sie nicht entlaufen könnten. Dieselben schicketen sie wieder in ihr Land zurück, mehr um ihren Sieg dadurch anzuzeigen, als daß sie einigen Nutzen von ihnen zu gewarten hätten. Darauf kamen sie nebst den Spaniern, nach der Insel, welche der Chûcagua bildet, worauf sich der Cacique mit guten Pfählen verschanzet hatte, und wo es schwer war, ihn wegen der dasigen Gehölze, und der tapfern Leute, die er um sich hatte, zu fangen. Gleichwohl ließ der General zweyhundert Spanier in zwanzig Fahrzeuge und dreytausend Indianer in die andern einschiffen, und befahl, die Insel anzugreifen. Sie stiegen an das Land, und rissen die ersten Pfähle um. Sie trieben den Feind bis zu dem andern Pfahlwerke, welches denn die Weiber und Dienstleute, die auf der Insel waren, dergestalt erschreckete, daß sie sich mit großem Geschreye zu Schiffe begaben, und längst dem Flusse hinunter fuhren. Diejenigen aber, welche das zweyte Pfahlwerk vertheidigten, stritten wie die Löwen, und so verzweifelt, daß sie die Spanier und Casquiner hinderten, weiter zu dringen o).

Die Casquiner fliehen.

Da die Leute des Capaha den Angriff ausgehalten hatten: so bekamen sie Herz, und riefen ihnen zu, sie wären Memmen; sie sollten doch weiter dringen, und sie gefangen nehmen, weil sie so übermüthig gewesen wären, und ihren Cacique beleidiget hätten; sie wollten es ihnen schon gedenken, und dereinst wieder einbringen. Diese Worte erschrecketen die Casquiner, welche sichs erinnerten, daß sie vielmals von denen waren überwunden worden, die sie itzt angegriffen. Sie stunden also von dem Gefechte ab, und flohen nach ihren Fahrzeugen, ohne daß das Bitten des Generales, noch die Drohungen des Cacique sie zurück halten konnten. Sie schiffeten sich also in der größten Unordnung ein, und wollten auch die Schiffe der Spanier mitnehmen, damit ihnen die Feinde auf solchen nicht nachsetzen

o) Ebendas. VII Cap.

Soto. 1541. setzen könnten: sie wurden von einigen Spaniern, die sie bewacheten, daran verhindert. Nach einer so schimpflichen Flucht erkannten die Spanier gar wohl, daß sie der Menge der Feinde nicht widerstehen könnten, weil es ihnen an Pferden fehlete, und sie fingen also an, sich in sehr guter Ordnung zurück zu ziehen. Die Indianer fielen auch so gleich auf sie, so bald sie wahrnahmen, daß ihrer nur so wenig waren. Capaha aber, welcher vernünftig war, und die Gewogenheit des Generales gewinnen wollte, damit er, durch seine Vermittelung die Casquiner abhielte, daß sie sein Land nicht weiter verwüsteten, rief seinen Unterthanen zu, und verboth ihnen, den Spaniern etwas zu thun. Sie zogen sich also mit guter Art zurück, und die Spanier waren mit des Cacique Aufführung sehr wohl zufrieden, ohne welche sie würden in Stücke zerhauen worden seyn.

Soto machet Friede mit Capaha.

Den andern Morgen kamen viere von den vornehmsten Indianern zum Generale, welche Friede mit ihm machen wollten, und ihm ihre Dienste nebst ihrer Freundschaft anbothen, zugleich aber ihn auch ersucheten, er möchte nicht zulassen, daß ihre Feinde noch mehr Unordnung in dem Lande anrichteten. Sie bathen ihn auch, wieder nach Capaha zurück zu kehren, wo ihr Cacique selbst zu ihm kommen wollte. Der General erwiederte: ihr Cacique möchte kommen, wenn es ihm beliebete, er sollte wohl aufgenommen werden; er nähme seine Freundschaft mit Vergnügen an, und wollte schon verhindern, daß seine Länder nicht weiter verheeret würden; ihr Cacique wäre selbst viel Schuld daran, weil er stets den Frieden ausgeschlagen hätte: es möchte indessen auf beyden Seiten alles vergessen und vergeben seyn. Die Abgeordneten kehreten vergnügt zurück: Casquin aber war sehr verdrüßlich darüber; denn er hätte gern gesehen, daß sein Feind halsstarrig geblieben, und durch die fremden Truppen also seinen Untergang gefunden hätte. Der General nahm auch gleich den Weg wieder zurück nach dem Flecken, und ließ ausrufen, es sollte kein Spanier noch Indianer etwas vornehmen, welches den Indianern zum Nachtheile gereichete. Bey seiner Ankunft in Capaha befahl er den Casquinern, wieder in ihr Land zu kehren, und von ihnen nur so viel da zu lassen, als der Cacique zu seiner Bedienung brauchete, welcher das Heer nicht verlassen wollte.

Der Cacique kömmt zu ihm.

Den andern Morgen um acht Uhr sah man den Cacique **Capaha**, in Begleitung von hundert seiner vornehmsten und nach ihrer Art, trefflich geputzten Unterthanen, ankommen. So bald er in den Flecken trat, gieng er nach dem Tempel, wo er seinen Unwillen verbiß, die Knochen seiner Vorfahren, welche die Casquiner auf die Erde herumgestreuet hatten, selbst auflas, und, nachdem er sie geküsset hatte, wieder in ihre Särger legete. Darauf begab er sich nach des Generales Quartiere, welcher ihm entgegen gieng, und mit vieler Höflichkeit aufnahm. Der Cacique versicherte ihn, daß er sich und seine Provinz unter seine Bothmäßigkeit begäbe. Er war ungefähr fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahre alt, wohl gebildet, und von gutem Verstande. Der General erkundigte sich nach der Beschaffenheit seiner Provinz; und nachdem er ihm Nachricht davon gegeben, so brach er wieder den Cacique Casquin los, welcher gegenwärtig war. Er sagete zu ihm: er könnte nunmehr zufrieden seyn, daß er dasjenige gesehen, was er sich wohl nie eingebildet, und von seiner eigenen Macht zu hoffen wohl nie getrauet hätte; er hätte sich endlich an seinem Feinde gerächet, und die Schande ausgelöschet, die er in dem Kriege gehabt, doch hätte er, die Wahrheit zu sagen, solches der Tapferkeit der Spanier zu danken, wel-

welche bald aus der Provinz marschiren würden, und alsdann würde man sich aller der erlittenen Beleidigungen wieder erinnern p).

Soto. 1542.

Friede zwischen Casquin und Capaha.

Da der General den Haß der Caciquen wußte, und leicht erachten konnte, daß sich, nach seinem Abmarsche, der Krieg unter ihnen wiederum heftig entzünden würde: so bezeugete er ihnen, wie nahe es ihm gienge, daß sie sich einander so aufreiben wollten, und entschloß sich, zu versuchen, ob er sie nicht vergleichen könnte. Er forderte es so gar, als ein Zeichen ihres Gehorsames von ihnen, daß sie mit einander friedlich lebeten, und ihre vorige Feindschaft vergäßen. Capaha antwortete, er wäre von Herzen bereit, mit Casquin Friede zu machen; und hierauf mußten sich beyde Caciquen umarmen: doch sah man es ihnen an, daß solches mit einigem Zwange geschah.

Rangstreit unter ihnen.

Der General behielt sie beyde zur Tafel. Als sich aber Casquin zur Rechten desselben setzete: so stellete ihm Capaha höflich vor, diese Stelle gehörete ihm, als dem Angesehensten, und Mächtigsten, der zugleich auch von einer erlauchtern Herkunft wäre. Soto, welcher von diesem Wortwechsel die Ursache wissen wollte, sagete, als er solche erfuhr: Capaha möchte, ohne Acht auf die Vorzüge zu haben, welche einer vor dem andern hätte, gegen Casquins graue Haare einige Ehrerbiethung hegen, und ihm die vornehmste Stelle einräumen; und es wäre ein Ruhm für einen jungen wohlgezogenen Herrn, wenn er die Alten in Ehren hielte. Capaha erwiederte, wenn Casquin sein Gast wäre, so würde er ihm gern, ohne auf sein Alter Acht zu haben, die Oberstelle einräumen: da er aber an der Tafel eines dritten speisete, so dürfte er seinem Range nichts vergeben; und wenn er nicht über seine Ehre hielte, so würden alle seine Unterthanen darüber murren: wollte also der General, daß er mit ihm speisen sollte, so möchte er zulassen, daß er seinem Stande und der Ehre seiner Vorfahren nichts vergäbe; sonst würde es ihm vortheilhafter seyn, wenn er hingienge, und mit seinen Soldaten speisete, die ihn um so viel mehr lieben würden, wenn sie sein Betragen erführen. Casquin, welcher den Capaha besänftigen wollte, und erkannte, daß er Recht hatte, stund auf, und sagete zum Generale: Capaha verlangete nichts, als was höchst billig wäre; er bäthe ihn also, er möchte denselben seinen Platz einnehmen lassen; er für sein Theil schätzete sichs für eine Ehre, mit an seiner Tafel zu seyn, er möchte auch sitzen, wo er wollte. Bey diesen Worten gieng er an die linke Seite des Generales, und besänftigte dadurch den Cacique Capaha, welcher die ganze Tafel über keine Empfindlichkeit mehr bezeugete. Die Spanier aber verwunderten sich über das Verfahren dieser beyden Herren, weil sie niemals geglaubet hatten, daß auch Wilde in dieser Art von Ehre so zärtlich wären.

Nach aufgehobener Tafel brachte man die beyden Weiber des Capaha, welche man den Tag vorher, nebst andern Gefangenen, in Freyheit gesetzet hatte. Der Cacique empfing diese beyden Frauenspersonen sehr höflich, und ersuchete darauf den General, er möchte sie für sich nehmen, oder wenigstens einigen von seinen Officieren geben, weil sie weder in seinem Hause noch in seinem Lande bleiben dürften. Der General, welcher dieses Geschenk nicht ausschlagen wollte, aus Furcht, er möchte dem Cacique dadurch misfallen, dankete ihm auf das verbindlichste dafür. Sie waren beyde sehr schön: man glaubete aber, der

p) Ebendas. VIII Cap.

Soto. 1541.

der Cacique hätte sie im Verdachte, daß sie von dem Feinde beflecket worden, bey dem sie gefangen gewesen q).

Die Spanier lassen Salz suchen.

Weil das Sterben unter den Spaniern, wegen Mangel des Salzes, noch nicht nachließ: so erkundigte sich der General, wo man dergleichen antreffen könnte. Zum Glücke fanden sich acht Indianer da, welche durch die Provinzen damit handelten. Sie sageten, es fände sich welches in den Gebirgen vierzig Meilen von Capaha. Sie versicherten auch, man träfe daselbst das gelbe Erzt, nämlich Gold, an, wovon man mit ihnen geredet hätte. Die Spanier erfreueten sich über diese Zeitung, und Moreno und Silvera erbothen sich, mit den Indianern dahin zu gehen, und die Wahrheit davon zu erforschen. Der General schickete sie so gleich mit dem Befehle ab, die Beschaffenheit des Landes zu beobachten, wodurch sie gehen würden, und Capaha ließ sie von Indianern begleiten, und gab ihnen Perlen, Bocksfelle und kleine Bohnen mit, Gold und Salz dafür einzutauschen. Nach Verlaufe von eilf Tagen kamen sie mit sechs Lasten Salz, wie Crystallstein, zurück. Sie brachten auch sehr gelbes Kupfer mit, und sageten, das Land woher sie kämen, wäre sehr unfruchtbar, und schlecht bevölkert.

Sie marschiren nach Quiguate.

Auf diesen Bericht nahm Soto den Weg nach Casquin, um von da gegen Abend zu gehen; denn von Mauvila hatte er sich stets gegen Norden gehalten, um sich von dem Meere zu entfernen. Er ruhete fünf Tage zu Casquin aus, darauf marschirete er viere längst dem Flusse hinunter, durch ein fruchtbares und bevölkertes Land, und kam nach der Provinz Quiguate. Der Cacique und seine Unterthanen kamen ihm entgegen, und empfingen ihn höflich. Den Morgen aber bath man ihn, er möchte bis nach dem Hauptorte gehen, wo er besser würde bedienet werden. Der General glaubete, was man ihm sagete, und setzete seinen Marsch noch fünf Tage längst dem Flusse hinunter fort, durch Oerter, die einen Ueberfluß an Lebensmitteln hatten, und kam den fünften Tag nach dem Hauptorte Quiguate, wovon die Provinz den Namen hatte. Diese Stadt war in drey Vierthel abgetheilet. Die Spanier nahmen zwey davon ein, und die Indianer das dritte, wo das Haus des Cacique war. Diese Wilden liefen zween Tage nach der Ankunft weg, ohne daß man die Ursache davon wußte, und kamen nach zweenen Tagen wieder zurück, um Verzeihung wegen ihres Fehlers zu bitten. Der Cacique entschuldigte sich, er hätte noch in eben dem Tage wieder zu kommen gedacht: man glaubete aber, er wäre nur aus Furcht, die Spanier möchten bey ihrem Abmarsche den Ort und die grobe Hirse in Brand stecken, zurück gekehret. Denn vermuthlich war er in einer bösen Absicht weggegangen, weil seine Unterthanen bey ihrer Flucht alles Böse thaten, was sie nur thun konnten. Sie legeten sich in Hinterhalte, und verwundeten zween bis drey Spanier: gleichwohl wollte der General nicht mit ihnen brechen r).

Sie kommen nach Colima.

Die Spanier hielten sich sechs Tage zu Quiguate auf. Den siebenten rücketen sie wieder aus; und nach einem fünftägigen Marsche giengen sie längst dem Flusse hinunter, und kamen an den Hauptort der Provinz Colima. Der Cacique empfing Soto mit großen Freundschaftsbezeugungen; und die Spanier waren sehr erfreut darüber; denn man hatte ihnen Furcht eingejaget, die Einwohner in Colima vergifteten ihre Pfeile. Sie verzweifelten, ihnen widerstehen zu können, weil diese Wilden, ohne sich eben der vergifteten Pfeile zu bedienen, so schon stark genug in den Gefechten waren. Man erfuhr aber mit Ver-

q) Ebendas. IX Cap. r) Ebendas. X Cap.

Soto. 1541.

Vergnügen, daß sie keine vergifteten Pfeile abschössen, und man schätzete ihre Freundschaft deswegen desto höher, welche aber gleichwohl nicht lange dauerte. Denn zween Tage nach Ankunft der Truppen traueten sie ihnen nicht mehr, und zogen sich mit ihrem Cacique in das Gehölze. Die Spanier blieben darauf noch einen Tag in dem Flecken Colima, wo sie Lebensmittel zusammen brachten, und von da ihren Marsch durch fruchtbare Felder und angenehme und leicht zu passirende Waldungen fortsetzeten, und nach vier Tagen an das Ufer eines Flusses kamen, wo sie sich lagerten.

machen Salz.

Einige Soldaten spatzireten an dem Ufer des Flusses herum, und wurden daselbst eines himmelblauen Sandes gewahr. Der eine darunter nahm etwas davon auf, kostete solchen, und schmeckete, daß er salzicht war. Er meldete es seinen Gefährten, und sagete, er glaubete, man könnte Salpeter daraus verfertigen, woraus sehr gutes Pulver werden würde. In dieser Absicht sammelten sie den Sand, und beflissen sich, nur solchen zu nehmen, welcher himmelblau zu seyn schien. Als sie desselben genug hatten: so warfen sie ihn ins Wasser. Sie wuschen ihn, und drucketen ihn darauf zwischen den Händen aus. Darauf ließen sie ihn bey einem großen Feuer backen, und er verwandelte sich in ein etwas gelbes Salz, welches aber sehr geschickt zum Salzen war. Die Spanier erfreueten sich über diese neue Erfindung, hielten sich acht Tage lang allhier auf, und macheten dessen einen ziemlichen Vorrath. Allein, einige aßen zu viel davon, und bekamen dadurch die Wassersucht.

u. gehen nach Tula.

Sie marschireten darauf zween Tage lang, um aus diesem Lande zu kommen, welches sie die Salzprovinz hießen. Von da giengen sie nach der Provinz Tula. Drey Tage lang führete sie der Weg durch ein unbevölkertes Land; und den vierten zu Mittage lagerten sie sich auf einer sehr angenehmen Ebene, eine halbe Meile von dem Hauptorte, wohin der General noch nicht gehen wollte, weil seine Leute zu abgemattet waren. Den andern Morgen aber nahm er sechzig Mann zu Fuße, nebst hundert Reitern, und besichtigte den Ort, welcher auf einem ebenen Lande zwischen zweenen Bächen lag. Die Einwohner, welche nichts von seiner Ankunft wußten, griffen zun Waffen. Als sie ihn sahen, zogen sie wider ihn aus, und wurden von vielen Weibern unterstützet, welche sehr tapfer fochten. Die Spanier trieben sie wieder in den Flecken, und drangen zu gleich mit hinein, wo das Gefecht erst recht hitzig wurde. Denn die Indianer, und vornehmlich die Indianerinnen stritten ganz verzweifelt, und zeigeten, daß sie insgesammt der Knechtschaft den Tod vorzögen. Weil darüber nun der Abend herein brach: so ließ Soto zum Abzuge blasen, und war verdrüßlich, daß er so viel Verwundete hatte s).

Einwohner daselbst.

Den andern Morgen rücketen die Spanier in den Hauptflecken Tula ein. Weil sie ihn verlassen fanden: so nahmen sie daselbst Quartier, und gegen den Abend schickete der General auf allen Seiten Reiter auf Entdeckung aus. Sie fingen einige Indianer, welche Schildwache stunden: sie konnten aber wegen derer Sachen, die sie frageten, keine Antwort erhalten, noch sie sonst aus der Stelle bringen, weil sie sich auf die Erde nieder legeten, und fortschleppen ließen. Die Spanier fanden in Tula viele mit den Haaren zubereitete Kuhfelle, und bedieneten sich derselben anstatt der Deckebetten. Sie trafen daselbst auch noch ungegerbete Felle und Kuhfleisch an, ohne daß sie Kühe gesehen hatten, oder entdecketen, woher sie so viel Felle konnten gebracht haben. Die Mannspersonen in dieser Pro-

s) Ebendas. XI Cap.

Soto. 1541. Provinz, sind so wohl, als die Frauenspersonen, sehr ungestalt. Sie haben einen langen und außerordentlich spitzigen Kopf, welchen man ihnen gleich von ihrer Geburt an, bis in ihr neuntes oder zehntes Jahr also bildet. Sie haben auch ein sehr häßliches Gesicht, weil sie sich solches mit spitzigen Kieselsteinen zerritzen, und besonders die Lippen, welche sie schwärzen, wenn sie solche zerschlitzet haben. Sie machen sich also so entsetzlich, daß man sie fast nicht ohne Schrecken ansehen kann. Man setze noch hinzu, daß ihr Gemüth noch schlechter beschaffen ist, als ihr Leib.

In der vierten Nacht, da die Spanier in Tula waren, näherten sich die Indianer kurz vor Anbruche des Tages in so großer Anzahl, und mit so wenigem Geräusche, daß die Schildwachten sie nicht eher merketen, als bis sie über sie herfielen. Sie griffen anfänglich das Lager an dreyen Orten an, und drangen so grimmig und plötzlich in das Quartier der Armbrustschützen, daß sie ihnen nicht Zeit ließen, ihre Rüstungen zu rechte zu machen, sondern sie zwangen, sich in Unordnung nach Gusmans Posten zu begeben. Dieser rückete so gleich aus, und die Wilden stritten um so viel heftiger mit ihm, weil sie glaubeten, daß er ihnen den Sieg entriß. Auch an andern Orten schlug man sich muthig, und man hörete überall nichts als ein Geschrey. Ueber dieses war die Verwirrung so groß, daß man eben so bald auf die von seiner Partey, als auf die andern traf. Die Spanier nahmen also gleich zu ihrer Losung das Wort, St. Jacob, und die Indianer Tula, welche meistentheils große lange Prügel hatten, womit sie den Spaniern derbe Streiche versetzeten. Mit anbrechendem Tage endlich ließ das Gefecht nach, und die Wilden eileten in die Gehölze, worüber die Spanier sehr vergnügt waren, welche viele Verwundete und vier Todte hatten t).

Gefecht eines Indianers wider vier Spanier.

Nach dem Gefechte giengen einige Spanier nach ihrer Gewohnheit hinaus, die Todten und Verwundeten zu besichtigen. **Caspar Caro**, welcher in dem Gefechte ein Pferd verloren hatte, ritt eines von einem seiner Freunde, um seines zu suchen, welches Feld ein gelaufen war. Caro fand sein Pferd wieder, und kam, da er es vor sich herjagete, auf die Wahlstatt, woselbst er vier Fußknechte antraf, wovon einer, Namens Salazar, seine Geschicklichkeit im Reiten zeigen wollte, und auf das Pferd sprang, welches Caro jagete. Indem solches geschah, rief **Juan von Carranza**, einer von den vier Fußknechten, er hätte einen Indianer nahe in dem Gebüsche bey ihnen gesehen. Die Reiter ritten auch so gleich hinzu, der eine von der einen, der andere von der andern Seite, damit er nicht entwischen könnte. Carranza lief dahin, wo er ihn gesehen hatte, und ihm folgeten seine Gefährten, wovon der eine geschwind hinter ihm, der andere aber sacht nachkam. Der Indianer, welcher sich auf allen Seiten berennet sah, gieng aus dem Gebüsche hervor, und lief auf den Carranza mit einer Streitaxt zu, die er bey dem Angriffe der Armbrustschützen erbeutet hatte. Diese Axt war sehr scharf, und hatte einen sehr langen Handgriff. Der Indianer fassete sie mit beyden Händen, und gab dem Carranza einen so starken Hieb damit auf die Rundtartsche, daß er die Hälfte davon herunter schlug, und ihn dergestalt in den Arm verwundete, daß er nicht mehr fechten konnte. Darauf gieng er blindlings auf den andern Soldaten los, und begegnete ihm eben so. Salazar, welcher zu Pferde war, und sah, daß seinen Gefährten so übel mitgespielet ward, griff den Indianer grimmig an, welcher aus Furcht vor dem Pferde, zu einer Eiche lief, die da stund. Salazar verfolgete ihn, und ritt so nahe hinan, als er konnte, hieb auch mit dem Degen einigemale nach ihm,

t) Ebendas. XII Cap.

ihm, aber vergebens, dagegen versetzete ihm der Indianer einen solchen Hieb mit der Streitart auf die Schulter des Pferdes, daß er sie zerspaltete. Indessen kam Gonzalo Silvestre an, welcher langsam nachschlich, in der Meynung, seine Gefährten würden den Indianer leicht überwältigen. So bald er nahe genug war, gieng der Wilde ganz trotzig gerade auf ihn zu, that aus aller seiner Kraft einen starken Streich nach ihm. Silvestre aber wich solchem so geschickt aus, daß die Streitaxt auf seiner Rundtartsche nur abglitschete, und gab dem Indianer so gleich einen Querhieb mit seinem Säbel, welcher ihm die linke Faust wegnahm, und ihn zugleich an der Brust, im Gesichte und an der Stirne verwundete. Hierüber stürzete der Indianer in der grimmigsten Wuth auf ihn: allein, Silvestre schlug seine Rundtartsche vor, und gab ihm noch einen so starken Hieb in die Seite, daß er todt darnieder fiel u).

Soto. 1541.

So lang sich die Spanier zu Tula aufhielten, thaten sie verschiedene Streifereyen durch die Provinz, und fanden sie sehr bevölkert. Sie fingen viele Indianer, konnten aber keinen, weder durch Gewalt, noch durch Güte mit in das Lager bringen, sondern mußten sie lassen, wo sie waren, oder todtschlagen, welches auch mit allen denen geschah, welche tüchtig zum Streiten waren. Gleichwohl brachte Serrano eine Indianerinn mit List ins Lager: sie war aber so wild, daß, wenn er sie an ihre Schuldigkeit erinnerte, sie ihm einen Topf, einen Feuerbrand, oder was sie sonst in die Hände bekam, an den Kopf warf. Sie wollte, man sollte sie nach ihrem Willen schalten und walten lassen, oder sie umbringen; und sie sagete, sie wäre nicht zum Gehorchen gebohren. Daher ließ ihr Herr sie auch alles nach ihrem Kopfe machen: nichts desto weniger lief sie bey Gelegenheit davon. Man bringt mit dem bloßen Namen Tula die Kinder zum Schweigen, wenn sie weinen, und die wilde Gemüthsart der Einwohner machet sie bey ihren Nachbaren so furchtbar. Als die Spanier aus diesem Lande giengen: so nahmen sie einen Knaben von neun bis zehn Jahren mit. Wenn nun die Kinder in denen Flecken, die sie nachher entdecketen, und wo sie gut aufgenommen wurden, kleine Haufen macheten, um wieder einander zu streiten: so befohlen die Spanier dem jungen Indianer aus Tula, er sollte sich eine von den Parteyen erwählen. Diejenigen, zu deren Haufen er trat, macheten ihn so gleich zu ihrem Hauptmanne. Er stellete sie in Ordnung, und griff mit großem Geschreye die Gegenpartey an, welche er so gleich zum Weichen zwang, wenn er Tula rief. Darauf befahlen sie ihm, er sollte zu den Ueberwundenen treten, und die Sieger zurück treiben. Er gehorchete; und so bald er anfing, Tula zu rufen: so kehreten sie den Rücken, so daß er stets den Sieg erhielt, er mochte sich auch hinwenden, wohin er wollte.

Wildheit und Furchtbarkeit der Einwohner in Tula.

Nachdem sich die Spanier zwanzig Tage zu Tula, wegen ihrer Verwundeten, aufgehalten hatten: so marschireten sie fort, und kamen nach Verlaufe zweener Tage, in das Land Utiangue, in der Meynung, den Winter daselbst zu zu bringen, welcher herankam. Sie marschireten vier Tage durch diese Provinz, und fanden das Land sehr gut, aber schlecht bevölkert, und die Einwohner kühn. Denn auf dem Marsche zwacketen sie die Spanier von halbe Meile zu halbe Meile beständig an. Sie schossen erst in einer ziemlichen Entfernung eine Menge Pfeile auf sie, und darauf nahmen sie die Flucht. Auf freyem Felde trieben die Reiter sie leicht aus einander. So bald aber nur ihrer zwanzig oder fünf und zwanzig wieder beysammen waren: so fielen sie die Spanier von neuem an. Sie versteckten sich

Aufbruch von Tula.

u) Ebendas. im XIII Cap.

Soto. 1541.

sich auch zuweilen unter die großen Kräuter, um sie desto besser zu überfallen: es gelang ihnen aber nichts, und sie wurden beständig geschlagen. Die Truppen kamen endlich nach dem Hauptorte, welcher den Namen der Provinz führete, und legeten sich da hinein, weil er verlassen war. Der General schickete Indianer des Landes an die Einwohner dieses Ortes: sie wollten aber weder Friede, noch Bündniß mit den Spaniern. Die Völker in der Provinz Utiangue sind kühn, stolz, verwegen, und weit besser gebildet, als die in Tula; denn sie haben weder ein verunstaltetes Gesicht noch einen Misgeburtskopf.

Winterquartiere zu Utiangue.

Da Soto und seine Befehlshaber gesehen, daß es Lebensmittel in dem Flecken Utiangue gab, welcher in einer fruchtbaren Ebene lag, die auf der einen und andern Seite von einem Bache gewässert wurde, umher gute Weiden hatte, und von einem Pfahlwerke verschlossen war: so entschlossen sie sich, daselbst ihre Winterquartiere zu nehmen. Denn außer dem, daß es schon in der Mitte des Weinmonates 1541 war, so wußten sie auch nicht, ob sie anderswo eben so viel Bequemlichkeiten, als in diesem Orte antreffen würden. Sie befestigten ihn also und sammelten sich einen Vorrath von Holze, groben Hirse, gedörrten Trauben, Pflaumen und andern Früchten, die sie im Ueberflusse antrafen. Sie erlegeten auch auf der Jagd viele Kaninichen, Hirsche und Rehe, worauf sie einander zu Gaste bathen; und sie würden es in Spanien nicht besser gehabt haben. Es ist wahr, der Winter war daselbst rauh, und es schneyete so stark, daß sie anderthalb Monate lang nicht ausgehen konnten x).

List des dasigen Cacique.

Der Cacique, welcher wußte, daß die Spanier ihre Winterquartiere zu Utiangue hielten, entschloß sich, sie von da zu verjagen. Er suchete daher, den General durch Leute hinzuhalten, die er in der Nacht an ihn abschickete, und welche ihn versicherten, ihr Cacique würde bald zu ihm in den Flecken kommen. Unter diesem Vorwande aber hatten sie Befehl, Erkundigung von der Beschaffenheit der Truppen einzuziehen, damit man auf ihren Bericht, sich über die Mittel berathschlagen könnte, wie man sie sicher angreifen möchte. Die Spanier, welche kein Mistrauen auf diese Leute setzeten, zeigeten ihnen die Pferde, die Waffen und die Wachten, die sie in dem Orte hatten. Weil indessen Soto von der Absicht der Wilden Nachricht erhielt: so sagete er zu ihren Abgeordneten: sie sollten nur des Tages nach Utiangue kommen. Sie beharreten aber darauf, des Nachts zu kommen; und man glaubete also, man müßte sie mit Gewalt gehorchen lehren, weil die Gelindigkeit nichts bey ihnen verfinge. Daher tödtete Bartholomäus von Argote, welcher Befehl von dem Generale hatte, als er des Nachts die Wache in dem Thore hatte, einen von diesen Abgeordneten, welcher hinein wollte, um mit dem Befehlshaber zu reden. Dieses wurde von jedermann gebilliget; und die Indianer, welche erkannten, daß ihre Absicht entdecket seyn müßte, schicketen nicht mehr.

Entdeckung der Provinz Naguatex.

Währender Winterquartiere bewacheten einige von den Truppen Utiangue, und die andern giengen, nachdem der Schnee geschmolzen war, zum Theile aus, Indianer zu fangen, weil man Dienstleute brauchete. Weil sie aber nach sieben bis acht Tagen Herumstreifen, nur mit wenigen Gefangenen zurück kamen: so wählete der General zweyhundert und funfzig Mann, sowohl zu Pferde als zu Fuße, und gieng zwanzig Meilen weit in das Land

x) Am angef. Orte XIV. Cap.

land bis Naguatex, einer bevölkerten und fruchtbaren Provinz. Er überrumpelte vor Anbruche des Tages in diesem Lande ein Dorf, worinnen sich der Cacique aufhielt. Er nahm daselbst eine ziemlich große Anzahl Manns- und Weibespersonen gefangen, und kam damit wieder nach Utiangue, wo das übrige Heer schon anfing, seinetwegen besorget zu seyn, weil er über vierzehn Tage ausblieb y).

Soto. 1542.

Der VII Abschnitt.

Entdeckung vieler Provinzen und Zubereitung der Spanier zu ihrer Rückkehr nach Mexico.

Eintritt der Truppen in Naguatex. Der Cacique schicket zu ihnen. Gusmans Flucht. Er will nicht wieder zurück. Provinz Guacane. Marsch nach der Provinz Anilco. Landschaft Guachoia; deren Cacique suchet die Spanier zu gewinnen. Rache des Guachoia. Rückkehr des Generales nach Guachoia. Er schicket sich zur Reise nach Mexico. Soto stirbt. Sein Leichenbegängniß. Entschließung der Truppen nach seinem Tode. Ein junger Indianer will sich mit seinem Herrn nicht begraben lassen. Ankunft der Spanier zu [illegible]che. Sie werden irre geführet. Hinrichtung ihres Wegweisers. Kühhirtenprovinz. Begebenheiten darinnen. Rückkehr der Spanier nach dem Chûcagua. Ihre Begebenheiten. Sie bemächtigen sich Aminoia. Betragen zweener Caciquen gegen die Spanier. Verbindung einiger Caciquen. Zank des Guachoia und des Statthalters des Anilco. Indianischer Kundschafter. Rüstungen der verbundenen Caciquen. Austretung des Chûcagua. Man schicket nach Anilco. Aufführung der Spanier bey der Austretung des Flusses. Zeitung von Fortsetzung der Verbindung. Abgeschickte von den Verbundenen. Zubereitungen der Spanier, sich einzuschiffen.

Eintritt der Truppen in Naguatex.

Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte zu Utiangue brach der General zu Anfange des Aprils im 1542sten Jahre von da auf, und marschirete nach Naguatex, dem Hauptorte der Provinz gleiches Namens. Er gieng in sieben Tagen zwey oder drey und zwanzig Meilen durch sehr bevölkerte Gegenden bis dahin. Es begegnete ihm nichts merkwürdiges unterwegens, und man kam glücklich an dem Orte an, welchen man verlassen fand. Man hielt sich vierzehn Tage lang daselbst auf, durchstreisete unterdessen die ganze Provinz und hohlete die nöthigen Lebensmittel ohne sonderlichen Widerstand der Einwohner.

Der Cacique schicket zu ihnen.

Die Spanier waren nun sechs Tage zu Naguatex, als sich der Cacique entschuldigen ließ, daß er nicht in dem Flecken geblieben wäre, sie darinnen mit Ehren zu empfangen. Er ließ auch sagen, er schämete sich wegen seiner Aufführung so sehr, daß er sich itzt nicht getrauete, sie zu besuchen: doch würde er nicht unterlassen, seine Schuldigkeit zu beobachten, so bald er sich nur ein wenig wieder gefasset hätte; indessen würde er seinen Unterthanen befehlen, dem Generale genau zu gehorchen, weil er ihn für seinen Herrn erkennete. Der General antwortete, der Cacique könnte versichert seyn, daß man ihn gern sehen, und wohl aufnehmen würde. Die Abgeordneten kehreten vergnügt zurück; und den andern Morgen sehr früh kamen andere, welche vier von den vornehmsten Indianern mit mehr als fünfhundert Leuten zum Dienste brachten. Sie sageten zu dem Generale: sie stelleten ihm hier die angesehensten Personen der Provinz zu seinem Dienste dar; und er könnte sie bis zu der Ankunft des Cacique zu Geiseln behalten. Soto befahl also, man sollte keinen Indianer mehr gefangen nehmen. Der Cacique aber kam nicht zum Vorscheine; und man

y) Ebend. XV Cap.

Soto. 1542.

man glaubete, er hätte bloß geschickt, damit seine Länder nicht verheeret, und seine Unterthanen nicht gefangen genommen würden. Indessen dieneten doch die Indianer den Truppen eifrig, und hatten keine andere Absicht, als ihnen zu gefallen. Der General, welcher ihre Zuneigung erkannte, erkundigte sich bey ihnen, nach der Beschaffenheit des Landes, und marschirete darauf in Begleitung vieler andern Indianer, welche ihm der Cacique mit Lebensmitteln schickete, nach einer andern Provinz z).

Gusmans Flucht.

Als man zwo Meilen marschiret war: so vermissete man Diego Gusman, einen tapfern Soldaten, aber großen Spieler, welcher mit allen Sachen wohl versehen nach Florida gekommen war. So gleich ließ der General Halte machen, und die vornehmsten Indianer gefangen nehmen, bis man Nachricht von ihm hätte. Man erkundigte sich bey den Spaniern, wo er wohl seyn möchte; und es fand sich, daß er den Abend vorher noch im Quartiere gewesen; daß er vier Tage zuvor sein Geräth und seine Waffen mit Karten a) verspielet hätte: da er sich bey dem Spiele erhitzet, so hätte er auch noch eine sehr liebreizende Indianerinn von ungefähr achtzehn Jahren verspielet, welche ihm bey der Austheilung der in Naguatex gemachten Gefangenen zugefallen war; er hätte alles, was er verloren, bezahlet: wegen des Mägdchens aber hätte er zu demjenigen, der es ihm abgewonnen, gesaget, er wollte es ihm in vier oder fünf Tagen schicken; indessen hätte er doch sein Wort nicht gehalten; und es wären weder er, noch die Indianerinn zu sehen. Man muthmaßete also, er hätte sich aus Scham, daß er sein ganzes Geräth, und dieses junge Mägdchen, welches er liebete, verspielet hätte, zu den Wilden begeben. Man zweifelte in der That nicht weiter daran, als man erfuhr, daß diese Indianerinn des Cacique Tochter wäre. Soto, welcher Gusmanen hochschätzete, befahl daher den vornehmsten Indianern, sie sollten ihn geschwind wieder zurück schaffen; sonst würde er glauben, sie hätten ihn umgebracht, und zur Bestrafung einer so schändlichen That genöthiget seyn, sie mit allen ihren Leuten hinrichten zu lassen. Diese armen Indianer schicketen aus Furcht, ihr Leben zu verlieren, eiligst dahin, wo sie dachten, daß man von Gusman Nachricht erhalten könnte; und ihre Bothen, die noch in eben dem Tage zurück kamen, berichteten, er wäre bey dem Cacique, und hätte ihnen zugeschworen, er wollte nicht wieder zu den Spaniern zurück kehren. Der General erwiederte darauf: er könnte solches nicht glauben, und sie hätten ihn ganz gewiß ermorden lassen. Hierauf nahm einer von ihnen das Wort, und sagete mit einem Tone, welcher keinen Gefangenen anzeigete: sie hätten zu viel Herz, als daß sie lügen sollten: damit er aber von dem, was man ihm berichtet hätte, desto gewisser überzeuget würde, so bäthen sie ihn, er möchte einen von ihnen frey lassen, damit er zu den Indianern gienge; sie betheuerten ihm, sein Reiter sollte sich mit ihrem Gefährten wieder zurück begeben, oder seine letzte Entschließung melden; er möchte sich nur die Mühe geben, und ihm durch einen Brief befehlen lassen, er sollte wieder zurück kommen, oder durch ein Handbriefchen antworten; und daraus würde man sehen, daß der Reiter noch lebete. Sie setzeten hinzu, wenn ihr Gefährte nicht so wiederkäme, als sie es sageten, so unterwürfen sich die drey andern, das Leben zu verlieren: sie hätten aber eine so hohe Meynung von der Klugheit des Generales, daß sie überzeuget wären, er würde seine Rache nicht an andern, als an ihnen auslassen, und er würde auch niemals zulassen, daß drey Personen für einen

z) Histor. del Florida Part. II. Lib. III. cap. I.

a) Sie waren, in Ermangelung anderer, von Leder gemacht.

einen Soldaten stürben, welcher schändlicher Weise davon gelaufen, ohne daß er von einem einzigen Einwohner der Provinz dazu gezwungen worden. Soto und seine Hauptleute waren mit dem Indianer einstimmig, und befahlen ihm, er sollte zu Gusmanen gehen, und Gallego, welcher sein guter Freund war, sollte ihm seine Gedanken wegen seiner schlechten Aufführung schreiben, und ihn bewegen, daß er wieder zurück käme; man wollte ihm alle sein Zeug und Geräthe wiedergeben, und mit einem Worte, es sollte ihm an nichts fehlen.

Soto. 1542.

Der Indianer reisete so gleich mit des Gallego Schreiben, und des Generales Befehle ab, welcher den Cacique bath, er möchte ihm seinen Soldaten wieder zurück schicken, oder er versicherte, er wollte alles mit Feuer und Schwerdte aufreiben, und alle Indianer hinrichten lassen, die in seiner Gewalt wären. Als Gusman das gesehen hatte, was man von ihm verlangete: so kritzelte er seinen Namen mit Kohle, um zu erkennen zu geben, daß er noch lebete, und bath den Abgeschickten, die Spanier zu versichern, er würde nicht wieder zu ihnen kommen. Der Cacique antwortete auch so gleich: da es Gusmanen frey stünde, in seinen Landen zu bleiben, so zwänge er ihn auch nicht, hinaus zu gehen; er würde ihm stets in Ansehung der Gefälligkeit, die er ihm erwiesen hätte, daß er ihm seine Tochter wieder gebracht, sehr höflich begegnen, und sich so gegen die Spanier aufführen, die sich in seinem Lande setzen würden, daß Soto niemals deswegen würde gelobet werden, daß er die Unterthanen eines Herrn hinrichten lassen, welcher seine Leute freundschaftlich aufnähme: gleichwohl möchte er es halten, wie es ihm beliebete. Der General, welcher Gusmans Hartnäckigkeit kannte, und sah, daß der Cacique als ein rechtschaffener Mann redete, gieng nicht weiter; sondern ließ die vornehmen Indianer mit den Dienstleuten los, nachdem sie ihn bis an eine andere Provinz begleitet hatten *b*).

Er will nicht wieder zurück.

Die Spanier giengen fünf Tage queer durch das Land Naguatex, und kamen nach der Provinz Guacane, deren Völker von ihren Nachbarn sehr unterschieden sind. Die von Naguatex waren sanftmüthig, höflich und Freunde der Spanier; und die Einwohner in Guacane wild, und ihre geschworenen Feinde. Sie wollten durchaus kein Bündniß mit ihnen machen, sondern bezeugeten bey allen Gelegenheiten, daß sie sie hasseten, und bothen ihnen vielmals eine Schlacht an. Die Spanier aber schlugen solche beständig aus, weil sie schon mehr, als die Hälfte, von ihren Pferden verloren hatten, und die andern der Wuth der Feinde nicht gern aussetzen wollten. Damit sie auch keine Gelegenheit hätten, mit ihnen zu einem Gefechte zu kommen, so verdoppelten sie ihren Marsch, und giengen innerhalb acht Tagen durch die Provinz Guacane. Man sah in diesem Lande auf den meisten Häusern hölzerne Kreuze, weil die Einwohner dieser Provinz von denen großen Dingen gehöret hatten, welche Nugnez und seine Gefährten im Namen Christi in denen Gegenden von Florida gethan hatten, wo sie sich aufgehalten, so lang sie in der Indianer Macht gewesen. Gleichwohl sind Nugnez und seine Gefährten nicht bis in Guacane und viele andere Provinzen gekommen, wo ihr Ruhm bekannt gewesen *c*).

Provinz Guacane.

Der General marschirete durch Guacane, in der Absicht, nach dem Chúcagua durch einen andern ganz unterschiedenen Weg zurück zu kehren, als den er genommen hatte, und einen weit längern Umweg zu nehmen, um auch andere Provinzen zu entdecken. Er hatte die Absicht, sich in Florida zu setzen, ehe noch die Krankheiten und Gefechte seine Leute vollends aufrieben.

Absichten des Generales.

b) Am angef. Orte, II Th. III Buch, 2 Cap.

c) Ebendas. III Cap.

Soto. 1542.

aufrieben. Es war über dieses verbrießlich, daß er keinen Nutzen von der Mühe haben sollte, die er sich alle Tage genommen und noch nahm, neue Entdeckungen zu machen. Er wünschete daher eifrig, daß Florida, welches weitläuftig und fruchtbar ist, von den Spaniern, und besonders von denjenigen bewohnet würde, die ihn begleiteten. Er stund in den Gedanken, daß, wenn er stürbe, ohne eine Niederlassung angefangen zu haben, in vielen Jahren solche tapfere Leute nicht wieder zusammen kommen würden, als die Seinigen. Es gereuete ihn also, daß er sich in der Provinz Achussi nicht gesetzet hätte; und er wünschete eifrig, diesen Fehler zu verbessern. Weil er aber von der See weit entfernet war, und sah, daß er viel Zeit verderben müßte, einen Hafen zu suchen: so hatte er sich entschlossen, bey seiner Ankunft beym Chucagua, eine Stadt an dem Ufer dieses Flusses zu bauen, und zwo Brigantinen zu machen, welche auf dem Flusse bis ins Meer hinaus gehen sollten, damit sie den Einwohnern in Mexico, Cuba und andern Landen meldeten, man hätte in Florida große Gegenden entdecket, die an allen Sachen einen Ueberfluß hätten. Er hoffete, dadurch würden die Spanier von allen Seiten herbey kommen, und dasjenige mitbringen, was zu einem Wohnplatze nöthig wäre.

Marsch nach Anilco.

Er marschirete also von Guacane noch durch sieben andere Länder, um nach dem Chicagua zu kommen. Weil er aber große Märsche that: so erkundigten sich die Spanier nicht nach den Namen dieser Provinzen, wovon ihrer viere sehr angenehm und voller Lebensmittel, die andern drey aber weder fruchtbar noch lieblich waren, so daß man auch glaubete, die Wegweiser hätten die Truppen durch die schlechtesten Oerter geführet. Der General wurde überall gut aufgenommen, und man kam glücklich durch diese Provinzen, welche wenigstens hundert und zwanzig Meilen queer durch haben konnten. Endlich gelangeten sie an die Gränzen des Landes Anilco, und hatten noch dreyßig Meilen bis zu dem Hauptorte gleiches Namens. Er lag an dem Ufer eines großen Flusses und hatte ungefähr vierhundert gute Häuser, mit einem schönen Platze in der Mitte. Das Haus des Cacique stund auf einer Höhe, welche den Flecken bestrich. Dieser Herr befand sich bey Ankunft der Truppen vor demselben an der Spitze von funfzehnhundert Mann, dem Kerne seiner Unterthanen. Die Spanier, welche die Stellung der Indianer sahen, macheten Halt, um die hinten nachkommenden Soldaten zu erwarten, und stelleten sich geschwind in Ordnung. Indessen befahl Anilco, es sollten die Weiber zurück gehen, und ein jeder das Beste von seinen Sachen in Sicherheit bringen; und zu gleicher Zeit rückete das spanische Heer an, mit ihnen zu schlagen. Allein, die Wilden wichen, ohne einen Pfeil abzudrücken. Einige begaben sich in die Stadt, die meisten giengen auf Schiffen und Flößen über den Fluß, und einige schwammen auch hinüber. Denn sie waren nicht Willens, zu fechten, sondern nur die Spanier etwas aufzuhalten, damit die in dem Flecken ihre Sachen desto leichter wegbringen könnten. Als die Spanier die Indianer fliehen sahen: so eileten sie ihnen nach, ergriffen einige an dem Ufer des Flusses, und nahmen viele Weiber und Kinder in dem Flecken gefangen, welche nicht hatten entwischen können. Darauf ließ der General dem Cacique Friede und Freundschaft anbiethen: er wollte aber nichts darauf antworten, sondern machete den Abgeordneten nur mit der Hand ein Zeichen, sie sollten sich hinweg begeben. Die Spanier legeten sich in die Stadt, wo sie vier Tage blieben. Darauf marschireten sie vier Tage durch unbevölkerte Länder, und kamen in das Land Guachoia d).

Der

d) Am angef. Orte, IV Cap.

Soto. 1542.

Guachoia.

Der erste Wohnplatz, den sie antrafen, war der Sitz des Cacique gleiches Namens. Er lag an dem Ufer des Chúcagua auf zwoen Höhen, die nur durch einen ebenen Grund von einander abgesondert waren, welcher der Stadt zu einem Marktplatze dienete, die etwan aus dreyhundert Feuerstäten bestund, wovon die eine Hälfte auf einem von diesen Hügeln und die andere auf dem andern lag. Das Haus des Cacique stund auf dem höchsten von beyden. Man überrumpelte Guachoia, weil die von Anilco, welche mit denen von Guachoia im Kriege waren, ihnen von dem Marsche der Spanier keine Nachricht gegeben. Der Cacique und seine Unterthanen erstauneten über den Anblick des Heeres; und da sie sahen, daß sie dawider nicht bestehen konnten, so flohen sie nach dem Chúcagua, über welchen sie mit ihren Weibern, Kindern und besten Sachen giengen. Die Spanier bemächtigten sich der Stadt, wo sie sich einquartiereten, weil viele Früchte und grober Hirse da war e).

Deren Cacique suchet die Spanier zu gewinnen.

Nachdem sie sich drey Tage in Guachoia erquicket hatten: so erhielten sie eine Gesandschaft von dem Cacique desselben. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß sich Anilco geweigert, mit den Spaniern Friede zu schließen, und wollte sich daher der Gelegenheit zu Nutze machen, welche ihm das Glück darboth, sich an seinem Feinde zu rächen. Er schickete also viere von den Vornehmsten seiner Provinz, mit vielen andern, welche Früchte und Fische trugen, an den General. Sie bathen ihn, es ihrem Cacique zu verzeihen, daß er ihrer in Guachoia nicht erwartet, und sie anständig empfangen hätte: sie wären ihm gar zu unerwartet gekommen, itzo erkennete er ihn für seinen Herrn, und würde sich, wenn er Erlaubniß dazu erhielte, in einigen Tagen selbst einstellen. Soto nahm solches mit Vergnügen an, und versicherte, daß ihm des Cacique Freundschaft lieb seyn würde. Darauf schickete der Cacique die drey Tage über, ehe er ankam, täglich sieben bis acht Personen an den General, ihm seine Aufwartung zu machen, und sich, vermittelst derselben, zu erkundigen, ob die Spanier noch bey ihrer Gesinnung blieben, und ob er klug thun würde, wenn er zu ihnen gienge. Da er nun erfuhr, daß man ihm gut begegnen würde, so begab er sich mit seinen vornehmsten Unterthanen, insgesammt, nach ihrer Landesart, mit schönen Federn geschmücket, nach des Generales Quartiere, welcher ihm bis an die Hausthüre entgegen gieng, und ihn in einen Saal führete, wo er sich mit ihm von den benachbarten Provinzen unterredete. Unter diesem Gespräche nieszete der Cacique; und so gleich neigeten sich die Indianer von seinem Gefolge, die an den Wänden des Saales umher stunden, tief und strecketen die Arme aus. Sie bezeugeten dem Cacique auch ihre Ehrerbiethung auf noch andere Art, und sageten, die Sonne wäre mit ihm, erleuchtete, vertheidigte und erhielt ihn. Der Cacique speisete mit Soto; und weil er listig war, so ließ er sich unter andern einst gegen ihn heraus, er sollte wieder nach Anilco gehen, welches an allen Arten von Bequemlichkeiten einen Ueberfluß hätte; er wollte ihn mit seinen meisten Unterthanen dahin begleiten; er versprach, zur Erleichterung des Ueberganges über den Fluß, welcher den Namen dieses Landes führete, achtzig Fahrzeuge kommen zu lassen, welche sieben Meilen auf dem Chúcagua bis an die Mündung des Anilco, welcher in diesen Fluß fällt, hinunter fahren sollten; hernach könnte man leicht durch den Anilco bis an die Stadt gleiches Namens hinauf kommen; es wären überhaupt in allem nicht über zwanzig Meilen, und unterdessen, daß die Schiffe hinunter giengen, und wieder herauf führen, würden

e) Ebendas. V Cap.

Soto. 1542.

würden die übrigen Völker zu Lande dahin marschiren können, und alle zusammen da ankommen, wo man es wünschete. Der General ließ sich überreden, weil er gern wissen wollte, ob ihm die Provinz Anilco zu seinen Absichten bequem seyn würde. Er wollte sich übrigens zwischen diesem Lande und Guachoia ruhig setzen, in der Meynung, es würde ihm solches vortheilhaft seyn, Nachrichten aus Mexico zu erhalten, wohin er schicken wollte.

Rache desselben.

Guachoia aber hatte besondere Absichten, die man nicht wußte. Er gedachte, sich vermittelst der Spanier an dem Cacique Anilco zu rächen, welcher bey allen Gefechten den Sieg über ihn erhalten hatte. Als er daher den General bewogen, wieder nach der Provinz Anilco zurück zu kehren: so ließ er alle Fahrzeuge kommen, die er versprochen hatte. Soto befahl also einem von seinen Hauptleuten, sich mit seinem Fähnlein und viertausend Indianern auf solche zu begeben, und den Fluß hinunter zu gehen. Der General gieng auch selbst mit allen andern Spaniern, und Guachoia mit zweytausend von seinen Unterthanen, in Begleitung eines großen Trosses, zu Lande dahin, und sie kamen alle zu gleicher Zeit vor Anilco, wo der Cacique damals nicht war. Nichts destoweniger macheten ihnen die Einwohner den Uebergang über den Fluß streitig. Weil sie aber sahen, daß es ihnen unmöglich war, weiter zu widerstehen: so nahmen sie die Flucht und verließen den Ort. Des Guachoia Unterthanen rücketen voller Wuth hinein, plünderten und verheereten den Tempel, worinnen das Begräbniß der Herren des Landes und des Anilco Reichthümer waren. Es befanden sich auch die Waffen und Fahnen darinnen, welche des Anilco Unterthanen ihren Nachbaren abgenommen hatten, und an den Thüren sah man die Köpfe der vornehmsten aus Guachoia auf Lanzen stecken. Sie nahmen diese Köpfe weg, und stecketen einige von denen aus Anilco dafür auf. Sie eigneten sich die Fahnen wieder zu, kehreten die Särger um, traten die Todten mit Füßen, und tödteten alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes. Vornehmlich übeten sie ihre Wuth an den Säuglingen und Greisen aus. Sie rissen diesen erstlich ihre Kleider ab, und nahmen ihnen darauf durch viele Pfeilschüsse das Leben, wobey sie gemeiniglich nach denen Theilen zieleten, welche den Unterschied des Geschlechtes ausmachen. Die Kinder nahmen sie bey einem Beine, schmissen sie in die Luft und schossen darnach, ehe sie wieder herunter fielen *f*).

Rückkehr des Generales nach Guachoia.

Da Soto von diesen Grausamkeiten hörete: so war er sehr böse darüber, weil seine Absicht, warum er wieder nach Anilco zurück gekehret, derselben ganz entgegen war. Er suchete also, dieser Unordnung so gleich Einhalt zu thun, tadelte den Cacique, wegen dieses Verfahrens, und ließ durch die Dolmetscher kund machen, es sollte niemand bey Lebensstrafe Feuer anlegen, noch den Unterthanen des Anilco weiter übel begegnen. Weil er aber doch nichts destoweniger befürchtete, des Guachoia Unterthanen möchten ingeheim alles dasjenige ausüben, was ihnen die Wuth eingäbe: so marschirete er aus Anilco, und nahm seinen Marsch nach dem Flusse zu, mit dem Befehle an die Spanier, die Indianer geschwind voraus gehen zu lassen, damit sie nicht hinten nach noch Unheil anrichteten. Er schiffete sich mit allen Truppen ein, um wieder nach Guachoia zu gehen. Kaum aber hatte man eine Viertelmeile zurück geleget, so sah man Anilco in Feuer aufgehen. Denn die Wilden hatten boshafter Weise, da ihnen verbothen worden, den Ort abzubrennen, glühende Kohlen in die Winkel des Hauses geleget, welche nur von Strohe waren, so daß sie bey dem geringsten Hauche des Windes Feuer fingen, und in einem Augenblicke alles

f) Am angef. Orte, VI Cap.

Soto. 1542.

alles im Brande stund. Der General wollte wieder zurück eilen, damit nicht der ganze Ort darauf gienge. Da er aber sah, daß die Indianer aus der Nachbarschaft hinzu eileten: so setzete er seinen Lauf nach Guachoia fort.

Er schicket sich zur Reise nach Mexico.

Hier überließ Soto die Sorge für die Truppen seinen Hauptleuten, und beschäfftigte sich ganz allein mit seinen Absichten. Er befahl also, tüchtiges Holz zum Schiffbaue zu fällen, Taue, Takelwerk, Harz oder Theer und Eisenwerk zusammen zu bringen, damit man Brigantinen bauen könnte. Weil er auch hoffete, daß ihm Gott zur Ausführung dessen, was er wünschete, das Leben fristen würde: so hatte er sich schon die Befehlshaber und Soldaten ausersehen, auf die er sich am meisten verlassen konnte, und denen er die Anführung der Schiffe vertrauen wollte, die nach Mexico gehen sollten. Er hatte auch beschlossen, er wollte nach Abgang der Brigantinen mit des Cacique Guachoia Fahrzeugen nach der andern Seite des Flusses, in das Land **Quigualtanqui** gehen. Er wußte, daß diese Provinz fruchtbar und bevölkert war, und der Hauptort, welcher aus fünfhundert Häusern etwan bestund, nicht weit von dem Lager läge. Er hatte auch schon an den Cacique des Landes geschickt, welcher sich da aufhielt. Allein, dieser hatte den Abgeschickten trotzig geantwortet: er verlangete keinen Frieden mit den Spaniern, sondern wollte sie alle zusammen ausrotten: sie wären Landstreicher und Räuber, die man an die höchsten Bäume hängen müßte, damit sie den Vögeln zum Raube dieneten: er hätte es bey der Sonne und dem Monde geschworen, mit einer so abscheulichen Nation keinen Bund zu machen. Soto ließ mit Mäßigung darauf antworten, und nöthigte ihn dadurch, seine Sprache und Gedanken etwas zu ändern. Da er aber gleichwohl Nachricht erhielt, daß alle Anscheinungen der Freundschaft dieses Cacique betrüglich wären, und er mit den Caciquen der benachbarten Provinzen eine heimliche Verbindung wider die Spanier hätte: so stund er auf seiner Hut, in der Hoffnung, diese Verrätherey dereinst zu züchtigen. Denn er hatte noch sechshundert Mann, so wohl Reiterey als Fußvolk unter sich, welche er nach **Quigualtanqui** zu führen, entschlossen war, wo er den noch übrigen Sommer und den folgenden Winter so lange bleiben wollte, bis er den Beystand erhalten, welchen er von Mexico erwartete, und man ihn leicht durch den Chucagua hinauf schicken konnte, welcher alle Fahrzeuge zu tragen vermögend war *g*).

Soto stirbt.

Als Soto nur an die Mittel dachte, sich niederzulassen, und einigen Nutzen aus seinen Arbeiten zu ziehen: so wurde er den 20sten des Brachmonates 1542 von einem Fieber angegriffen, welches anfänglich nicht viel zu bedeuten hatte, bald aber tödtlich wurde. Er ließ also seine Befehlshaber zusammen berufen, und ernannte in ihrer Gegenwart **Ludwig von Moscoso von Alvarado** zum Generale, und befahl ihnen, im Namen des Kaisers, solchem zu gehorchen, bis ihnen seine Majestät einen andern Befehl schickete. Er nahm hierüber einen förmlichen Eid von ihnen, und setzete hinzu, Moscoso hätte alle Eigenschaften eines großen Feldherrn. Nach diesem ließ er von seinen liebsten Soldaten drey und drey, und von den andern je dreyßig und dreyßig vor sich kommen, und nahm von ihnen Abschied. Er brachte fünf Tage damit zu, und den siebenten gab er seinen Geist auf, da er zwey und vierzig Jahre alt war, und über hundert tausend Ducaten auf die Eroberung von Florida gewandt hatte. Er war zu Villa Nueva de Barca Rotta aus einer guten adlichen Familie gebohren; hatte eine etwas mehr, als mittelmäßige Gestalt, ein lächeln-

g) Am angef. Orte, VII Cap.

Soto. 1542.

chelndes und etwas braunes Gesicht, sonst war er ein sehr guter Reiter, wachsam, geschickt, hurtig, ehrliebend, geduldig bey Beschwerlichkeiten, streng bey Bestrafung der Fehler wider die Kriegeszucht, aber leicht in Verzeihung anderer, liebreich und freygebig gegen die Soldaten, tapfer und kühn, als irgend einer von denen, die nach der neuen Welt gekommen waren *h*).

Dessen Leichenbegängniß.

Die Spanier, welche den verstorbenen Soto herzlich liebeten, waren sehr misvergnügt darüber, daß sie ihm nicht ein anständiges Leichenbegängniß halten konnten. Sie hatten zu befürchten, daß, wenn sie ihn mit einem Prunke begrüben, die Indianer, welche den Ort seines Begräbnisses wüßten, ihn wieder ausgraben, und an seinem Leichname alle Unmenschlichkeiten ausüben möchten, welche ihnen der Haß nur eingäbe; wie sie es schon wirklich mit vielen Soldaten so gemacht hatten. Damit dieselben also solchen nicht erführen, so entschlossen sie sich, ihm bey Nacht die letzte Pflicht zu erweisen. Sie erwähleten dicht bey Guachoia einen Ort auf einer Ebene, wo viele Gruben waren, welche die Einwohner desselben gemacht hatten, Erde daraus zu hohlen; und legeten den Leichnam ihres Generales in eine von diesen Gruben. Den andern Morgen sprengeten sie zu desto besserer Verhehlung seines Begräbnisses das Gerücht aus, der General befände sich besser. Sie setzeten sich, zu Bezeigung ihrer Freude darüber, zu Pferde, und tummelten solche, als bey öffentlichen Lustbarkeiten, auf dem Grabe herum, damit man nicht erkennen möchte, daß solches erst frisch verscharret wäre. Sie befahlen so gar, man sollte alle Gruben vor ihrem Wettrennen mit des Generales seiner gleich machen, und eine Menge Wasser darüber sprengen, unter dem Vorwande, daß die Pferde keinen Staub machen. Ungeachtet aller dieser Vorsicht und aller dieser Erdichtungen aber, muthmaßeten die Indianer doch, daß Soto todt wäre, und hier begraben läge. Denn, wenn sie über die Gruben giengen, so stunden sie auf einmal stille, und merketen mit den Augen den Ort des Begräbnisses. Die Spanier fingen darauf wieder an, wegen des Leichnames in Furcht zu seyn, und verabredeten, sie wollten ihn wieder ausgraben, und zu seinem Grabe den Chucagua machen, dessen Tiefe sie vorher erforschen wollten. Es stelleten sich daher einige den Abend, als wenn sie zu fischen gedächten, damit sie den Fluß erforschen könnten, und sie berichteten, daß er in der Mitte neun Faden Wasser hätte. Man beschloß so gleich, des Soto Leichnam daselbst zu versenken. Weil aber kein Stein in der Provinz war, damit man ihn hätte zu Grunde bringen können: so fällete man eine sehr große Eiche, die man auf der einen Seite Mannshoch sägete und aushöhlete. Die Nacht darauf wurde Soto in aller Stille ausgegraben, und in die ausgehöhlete Eiche geleget, die man oben mit einem Deckel vernagelte. Man brachte ihn auf den Fluß an den ausgeforschten Ort, und er sank so gleich unter. **Carmona** und **Coles**, welche diesen besondern Umstand erzählen, setzen hinzu: als die Wilden den General nicht mehr gesehen, so hätten sie sich erkundiget, wo er wäre, und da hätte man ihnen gesagt, Gott hätte ihn hohlen lassen, um ihm etwas grosses anzubefehlen, welches er bey seiner Zurückkunft in kurzem ausführen würde *i*).

Entschließung der Truppen nach seinem Tode.

Nach des Generales Ableben hatte auch nicht ein einziger von seinen Befehlshabern das Herz, die Absicht auszuführen, die er gehabt hatte, sich in Florida zu setzen. Selbst diejenigen, die am meisten zur Entdeckung vieler Provinzen beygetragen, hatten keine Lust dazu. Sie entschlossen sich also, dieses Land zu verlassen, worinnen nur bloß die Liebe und Ach-

h) Ebendas. VIII Cap. *i*) Ebendas. IX Cap.

Moscoso. 1542.

Achtung für ihren General sie bisher noch gehalten hatte. Aniasco, welcher sich einbildete, ein guter Geographus zu seyn, erboth sich, die Truppen insgesammt nach Mexico zu führen. Er schmeichelte sich, sie leicht dahin bringen zu können, und dachte nicht an die Wälder und Wüsten, wo er durch mußte, ehe er dahin kam. Die andern Spanier glaubeten ebenfalls, es würde sie nichts auf ihrem Marsche aufhalten, weil die Begierde, die sie hatten, ihre Eroberung zu verlassen, ihnen alles leicht vorstellete, und sie Florida hasseten, weil sie kein Gold und Silber darinnen fanden. Ueber dieses hatten die Indianer ein Gerücht ausgebreitet, nicht weit von dem Orte, wo das Heer stünde, befänden sich andere Spanier, welche die Provinzen unter sich brächten, die gegen Abend lägen. Diesem Gerüchte glaubeten sie, und sageten, das wären Truppen aus Mexico, zu denen man stoßen wollte, um ihnen ihre Absichten ausführen zu helfen. Sie brachen hierauf den 4ten oder 5ten des Heumonates aus Guachoia auf, und nahmen ihren Weg nach Abend. Sie bildeten sich ein, sie würden gerade nach Mexico kommen, wenn sie dieser Linie folgeten, ohne zu erwägen, daß sie nicht unter einerley Höhe waren. Sie thaten über hundert Meilen weit große Märsche durch neue Provinzen, nach deren Namen und Beschaffenheit sie sich aber nicht erkundigten: es ist aber gewiß, daß sie nicht so fruchtbar waren, als die vorigen *k*).

Ein junger Indianer will sich mit seinem Herrn nicht begraben lassen.

Als sie aus Guachoia ausmarschireten: so folgete ihnen ein junger wohlgebildeter Indianer von sechzehn bis siebenzehn Jahren. Die Bedienten des Generales Moscoso, zu denen er sich geschlagen hatte, wollten ihn nach Verlaufe einiger Zeit nicht weiter mitnehmen. Als sie aber sahen, daß sie ihn nicht loswerden konnten: so befürchteten sie, er möchte ein Spion seyn, und gaben ihrem Herrn davon Nachricht. Ortis mußte ihn also fragen, was ihn nöthigte, von seinen Freunden und Verwandten zu gehen, und Fremden nachzufolgen? Er antwortete: sie sähen einen armen jungen Menschen vor sich, der von seiner Kindheit an von seinen Aeltern verlassen worden, und den ein vornehmer Herr des Landes aus Erbarmung zu sich genommen, und mit seinen Kindern habe erziehen lassen. Da nun dieser Herr itzt auf den Tod krank läge: so hätte man ihn erwählet, daß er lebendig mit ihm sollte begraben werden; weil man sagete, er wäre dergestalt von ihm geliebet worden, daß er ihn in die andere Welt begleiten müßte, damit er ihm aufwartete. Er für sein Theil gestünde es, daß er diesem Herrn sehr verbunden wäre, aber doch nicht so sehr, daß er sich lebendig mit ihm sollte in das Grab legen lassen. Um nun einem so verdrießlichen Tode zu entgehen, wäre er den Truppen gefolget, und wollte lieber ein Sclav seyn, als so grausam sterben. Der General befahl demnach, daß man ihn immer mitnehmen möchte *l*).

Ankunft der Spanier in Auche.

Die Spanier kamen also nach einem Marsche von mehr, als hundert Meilen, in die Provinz Auche. Der Cacique derselben nahm sie mit großen Freundschaftsbezeugungen, dem Ansehen nach, auf. Sie ruheten zween Tage lang in dem Hauptorte aus, wo sie sich nach dem Wege erkundigten, den sie nehmen müßten, und erfuhren, zwo Tagereisen von der Stadt wäre eine Wüste, wozu man vier Tage brauchete, hinüber zu gehen. Der Cacique gab ihnen also Leute, welche auf sechs Tage groben Hirse für sie tragen mußten, und einen Wegweiser mit, dem er befahl, sie durch den kürzesten Weg bis zu den bewohnten Ländern zu führen.

Sie

k) Ebendas. X Cap. *l*) Ebendas. XI Cap.

Moscoso. 1542.

Sie werden irre geführet.

Sie brachen also mit diesen Indianern von Auche auf, und kamen glücklich in die Wüste, durch welche sie auf einer großen Straße marschireten, die nach und nach, so schmal wurde, daß sie sich endlich ganz verlor. Nichtsdestoweniger giengen sie sechs Tage lang fort, ohne einen gewissen Weg zu halten, weil ihnen der Wegweiser weiß machete, er führete sie so, um in die Richte zu gehen. Da sie aber sahen, daß sie nicht aus den Gehölzen heraus kamen, und sie schon in dreyen Tagen nichts anders, als Kraut und Wurzeln gegessen: so gaben sie auf ihren Wegweiser genauer Acht, und merketen endlich, daß er sie, boshafter Weise, bald gegen Norden, bald gegen Abend, darauf gegen Morgen, und zuweilen gegen Mittag, führete. So gleich ließ der General den Indianer befragen, was ihn bewogen hätte, die Spanier acht Tage lang so herum zu führen, da er ihnen doch zu Auche versprochen, er wollte sie in vier Tagen aus der Wüste bringen? Anfänglich antwortete er so wenig vernünftiges darauf, daß Moscoso, welchen es verdroß, daß er seine Truppen in einem so erbärmlichen Zustande sehen mußte, befahl, die Windspiele auf ihn anzuhetzen. Als er nun aber sah, daß er von Hunden sollte zerrissen werden: so bath er, man sollte die Hunde nur wegthun, er wollte alles sagen, was er bisher verschwiegen hätte. Er bekannte darauf, er hätte alles auf Befehl des Cacique gethan, welcher sich zu schwach befunden, sie öffentlich zu bestreiten, und sie daher mit List aufreiben wollen, da er ihm denn große Belohnungen versprochen, wenn er sie so führen würde, daß sie insgesammt in den Gehölzen verhungerten, wofern er es aber nicht thäte, den grausamsten Tod gedrohet hätte. Sein Fehler wäre also zu entschuldigen, und um so viel mehr zu verzeihen, weil sie selbst sich nicht besser nach dem Wege gleich anfangs erkundiget hätten; er würde ihnen alles bekannt und sie richtig geführet haben: er wollte es auch noch itzo thun, und sie in kurzer Zeit wieder aus der Wüste bringen, wenn sie ihm nur das Leben schenketen.

Hinrichtung ihres Wegweisers.

Der General und seine Befehlshaber waren über diese Verrätherey so ungehalten, daß sie seine Entschuldigungen nicht annahmen, und glaubeten, man dürfte sich nicht weiter auf ihn verlassen. Sie hetzeten also die Hunde auf ihn, die ihn so gleich zerrissen, und fraßen. Den Augenblick darauf aber waren sie verdrüßlich darüber, und sahen sich in größerer Noth, als da sie ihn noch hatten; denn sie wußten nicht, wo sie einen andern Wegweiser hernehmen sollten, weil die Indianer, die sie zum Dienste gehabt, schon alle nach Auche zurück geschickt waren. Weil sie nun erkannten, daß sie entweder umkommen, oder aus dem Gehölze hinaus müßten: so nahmen sie ihren Marsch nach Abend, und marschireten drey Tage ohne das geringste zu essen, nachdem sie schon drey Tage nichts anders, als Wurzeln, gegessen hatten. Darauf entdecketen sie von einem kleinen Gebirge bewohnete, aber unfruchtbare Länder. Die Einwohner hatten die Flucht genommen, und ihre hin und wieder auf dem Felde zerstreueten elenden Hütten verlassen m).

Kühhirtenprovinz.

Als die Truppen daselbst ankamen: so fanden sie frisches Kuhfleisch, womit sie ihren Hunger stilleten. Sie nannten dieses Land die Kühhirtenprovinz, wegen der Menge Kühhäute, die man daselbst antraf: doch konnten sie dergleichen Vieh nicht lebendig finden, noch entdecken, wo die Indianer dieses Landes solches herbekämen.

Begebenheiten darinnen.

Indem die Spanier auf einer Ebene dieser Provinz hielten: so kam ein Indianer mit großen Federn auf dem Kopfe, dem Bogen in der Hand, und dem Köcher auf dem Rücken, aus einem Walde, dicht bey dem Lager, heraus. Die Spanier ließen ihn, in der Meynung, er wäre ein Ab-

m) Ebendas. XII Cap.

Moscoso. 1542.

Abgeschickter des Cacique an den General, hinankommen. Einige funfzig Schritte von ihnen legete er einen Pfeil auf seinen Bogen, und schoß auf einen Haufen Soldaten, die ihn ansahen: es wurde aber doch niemand darunter verwundet, indem sich einige auf die Erde gelegt, und andere aus einander begeben hatten. Der Pfeil aber traf auf einige Indianerinnen, welche ihren Herren das Essen bereiteten. Er fuhr einer in den Rücken, und gieng gerade durch und durch, traf auch noch einer andern in die Brust, und blieb ihr in dem Leibe stecken. Sie fielen beyde todt nieder. Der Wilde aber lief, was er konnte, wieder nach dem Walde, doch wurde er von einem Reiter eingeholet, und niedergehauen.

Drey Tage darnach kamen zween prächtig geschmückte Indianer früh Morgens, ungefähr zweyhundert Schritte vom Lager, und giengen da bey einem Nußbaume spatzieren, der eine auf der einen und der andere auf der andern Seite, damit sie nicht überfallen würden. Moscoso verboth, man sollte ihnen nichts thun; sie wären Narren, und tollkühn, die man müßte gehen lassen. Sie spatziereten also bis an den Abend, da die auf Kundschaft ausgeschickten Reiter wieder zurück kamen. Unter diesen fand sich noch ein größerer Thor, welcher ihre Thorheit bestrafen wollte. Er ritt also auf sie zu, und derjenige von den Indianern, auf dessen Seite er ankam, gieng gerade auf ihn zu, da inzwischen der andere unter dem Baume blieb. Als ihm der Spanier nahe genug war: so schoß er seinen Pfeil mit solchem Nachdrucke ab, daß er ihm durch sein Panzerhemde fuhr, und den linken Arm durch und durch bohrete, so, daß er den Zügel nicht mehr halten konnte. Seine Gefährten eileten so gleich hinzu: die beyden Indianer aber erwarteten diese größere Anzahl nicht, sondern eileten nach dem Gehölze.

Nach diesen Vorfällen marschireten sie über dreyßig Meilen durch diese Provinz; und als sie hindurch waren, so entdecketen sie gegen Abend hohe Gebirge und dicke Wälder, welche Wüsten waren. Man wollte nicht weiter gehen, bevor man einen gewissen Weg hätte, der sie in ein bewohntes Land führete. Es wurden also einige auf Entdeckungen ausgeschickt, welche nach vierzehn Tagen zurück kamen, und berichteten, das Land würde immer schlechter, je weiter man käme, und sie hätten über dreyßig Meilen hin, es unfruchtbar und schlecht bevölkert gefunden n).

Rückkehr der Spanier nach dem Chûcagua

Auf diesen Bericht verloren die Spanier alle Hoffnung, auf ihrem Wege nach Mexico zu kommen. Sie fasseten also den Entschluß, wieder nach dem Chûcagua zurück zu gehen; weil sie glaubeten, es wäre das sicherste Mittel, aus Florida zu kommen, daß sie diesen Fluß hinunter, und von da in den mexicanischen Meerbusen giengen. Sie wandten sich also nach der linken Hand um, und hielten sich gegen Mittag, wobey sie bedacht waren, sich mit keinen Indianern, ohne Noth einzulassen, und dieserwegen nicht die geringste Unordnung auf ihrem Marsche zu begehen, damit sie die Indianer nicht reizen möchten. Nichts destoweniger wurden sie doch beständig angezwacket, und konnten sich vor allen Hinterhalten nicht genugsam hüten. Sie verloren in der Kühhirtenprovinz fast mehr Leute und Pferde, als in allen denen, wodurch sie bisher gegangen waren.

Ihre Begebenheiten.

Endlich kamen sie hindurch, und giengen mit großen Märschen noch durch andere, nach deren Namen sie sich nicht erkundigten, wobey sie sich stets gegen Mittag hielten. Weil sie aber glaubeten, daß sie tiefer hinunter giengen, als sie sollten, um nach Guachoia zu

n) Ebendas. XIII Cap.

Moscoso. 1542.

zu kommen, wohin sie wieder zurück kehren wollten: so wandten sie sich nach Morgen, jedoch so, daß sie sich stets ein wenig gegen Norden lenketen. Man war damals in der Mitte des Herbstmonates, und sie hatten schon über drey Monate marschiret, ohne daß sie noch einen Tag oder eine Nacht Ruhe gehabt hatten. Die Indianer stelleten ihnen auf allerhand Art nach. Eines males krochen einige auf allen vieren bis an das Lager, wo sie auf die Pferde schossen, und zwo Schildwachten tödteten. Wenig Tage darnach legeten sich zwölf Reiter, und eben so viel Fußknechte, welche Leute zu ihrer Bedienung brauchten, in Hinterhalt, um einige von denen Indianern zu fangen, welche nach dem Aufbruche der Truppen kamen, dasjenige wegzuhohlen, was sie zurück gelassen hatten. Sie fingen auch ihrer vierzehn, welche sie unter sich theileten. Als sie aber wieder zu dem Heere stoßen wollten: so war einer von den Reitern nicht zufrieden, daß er nur zween Indianer hätte, und bath seine Gefährten, sie möchten noch einen für ihn fangen. Sie sahen auch bald einen. Da sie ihn aber greifen wollten: so erschoß er ihnen zwey Pferde, und verwundete das dritte, wobey er niedergehauen wurde. Sie hatten auf ihrem Marsche nach Guachoia bis zu Ende des Weinmonates ziemlich gut Wetter. Darauf aber fing es an, wegen des vielen Regens, verdrießlich zu werden, und sie mußten oftmals durch und durch naß ihr Nachtlager nehmen, und mit Gefahr ihres Lebens, einige Lebensmittel suchen. Die Beschwerlichkeiten des Marsches verdoppelten sich so, wie der Winter heranrückete. Der Schnee und Regen schwelleten die Bäche und Flüsse dergestalt auf, daß sie oft sieben bis acht Tage zubringen mußten, ehe sie über einen hinüber gehen konnten, weil sie Flöße dazu braucheten, und das Holz vielmals erst von weitem hohlen mußten. Es wurden auch ihrer viele krank, und es vergieng fast kein Tag, daß nicht ihrer zween oder drey starben. Endlich kamen sie in den letzten Tagen des Windmonates 1542 an den Ufern des Chůcagua an, nachdem sie einen Marsch von mehr, als dreyhundert und funfzig Meilen, gethan hatten o).

Sie bemächtigen sich Aminoia.

Sie befanden sich noch sechzehn Meilen von dem Flecken Guachoia, und trafen da zween andere dicht neben einander an, welche man Aminoia, von dem Namen der Provinz, hieß. Diese Flecken waren jedes von zweyhundert Häusern, und mit einem Graben umschlossen, dessen Wasser aus dem Chůcagua kam, und aus einem jeden von diesen Flecken eine Insel machete. Moscoso, welcher noch außer siebenzig Pferden, ungefähr dreyhundert Mann zu Fuße hatte, entschloß sich, sich derselben zu bemächtigen, und den noch übrigen Winter allda zu zu bringen. Er griff sie also, einen nach dem andern so herzhaft an, daß die Indianer sie ohne Widerstand verließen. Einen davon zerstörete man, und schaffete die Lebensmittel und andere Sachen daraus, welche man brauchete, nach dem andern, damit man, im Falle eines Lärmes, gleich beysammen wäre. Darauf befestigten sie diesen Posten, und setzeten ihn innerhalb vier und zwanzig Tagen in einen guten Vertheidigungsstand.

List einer Indianerinn.

Als die Spanier in diesen Flecken einzogen: so fragete sie eine alte Indianerinn, die sich nicht hatte retten können: wo sie hinwollten? Sie sageten ihr: in die Winterquartiere. Darauf erwiederte die Indianerinn: sie würden hier schlecht ankommen; denn der Fluß pflegte alle vierzehn Jahre so stark auszutreten, daß die Einwohner genöthiget wären, sich oben auf die Häuser hinauf zu begeben; und das gegenwärtige Jahr wäre wieder das vierzehn-

o) Ebendas. XIV Cap.

zehnte, da der Flecken ordentlicher Weise unter Wasser gesetzet würde. Die Spanier merketen die Absicht dieser guten Frau, und lacheten nur darüber. Sie ließen es sich daselbst recht wohl seyn, weil sie einen reichen Vorrath von allerhand Lebensmitteln fanden, und auch von den Wilden, weder bey Tage noch Nacht gestöret wurden.

Moscoso. 1543.

Da Moscoso sah, daß seine Leute ihre Kräfte meist wieder erhalten hatten, und der Jenner des 1543sten Jahres vergangen war: so befahl er, man sollte Holz fällen, Brigantinen zu bauen, und Taue, Segel und andere zu seiner Absicht nöthige Dinge zurechte machen. Inzwischen starben noch wohl ihrer sechzig, unter deren Anzahl sich auch Ortis, Tovar, und Vasconcello befanden p).

Betragen zweener Caciquen gegen die Spanier.

Sobald sich das Gerücht ausbreitete, die Spanier wären zurück gekommen und brächten den Winter in Aminoia zu: so befürchtete Anilco, des Guachoia Unterthanen möchten unter ihrem Schutze noch einmal wiederkommen, und in seinen Landen ihre Grausamkeit ausüben. Er schickete also zu dem Generale, und ließ ihn seines Gehorsames versichern, und sich zu allen Diensten erbiethen. Derjenige, welchen Anilco abschickete, war sein Statthalter, oder Generallieutenant, und hatte, außer zweyhundert Indianern zum Dienste, noch zwanzig von den angesehensten seiner Provinz bey sich, welchen zwanzig andere mit Früchten und Weidwerke folgeten. Er richtete das, was ihm aufgetragen worden, sehr gut aus, und vergaß nichts, den Moscoso zu gewinnen, welcher ihn mit den Seinigen sehr höflich aufnahm, und den Anilco seiner Gewogenheit versichern ließ. Sie blieben insgesammt bey den Spaniern, und bezeugeten denselben durch ihre treuen Dienste ihre Gewogenheit.

Zween Tage nach ihrer Ankunft traf auch Guachoia mit vielen von seinen Unterthanen, welche Früchte und Fische mitbrachten, daselbst ein, um sein Bündniß mit den Spaniern zu bestätigen. Der General empfing ihn sehr wohl: die Gegenwart des von Anilco abgeschickten Hauptmannes aber, und die Ehre, die man demselben erwies, waren ihm ein tödtlicher Schmerz. Gleichwohl verbiß er sein Misvergnügen, und entschloß sich, solches nur bey Gelegenheit zu bezeugen. Beyde Caciquen eiferten inzwischen recht, wer den Spaniern am meisten Dienste und Freundschaft erweisen könnte. Besonders aber that solches des Anilco Statthalter, welcher ohne dieses vieles an sich hatte, welches ihn liebenswürdig machete. Er war dienstfertig, getreu, hielt sein Wort genau, kam mit einer guten Art allem dem, was man brauchete, zuvor, und gab so gar mehr, als man sich zu fordern getrauete. Weil die Spanier an Erbauung ihrer Brigantinen, deren sie sieben nöthig hatten, fleißig arbeiteten: so lieferte er ihnen außer vielen Tauen und anderem dazu nöthigen Takelwerke, mehr alte und neue Mäntel, als sie billiger Weise verlangen konnten, weil man fast keine in der Provinz fand. Die neuen Mäntel dieneten, Segel daraus zu machen, und die alten, die Schiffe damit zu kalfatern. Diese Mäntel sind von einer gewissen Art Kraut, wie Pappeln. Dieses Kraut hat Fäden, wie der Flachs. Die Indianer machen auch Garn daraus, und geben diesen Mänteln eine Farbewas für eine sie wollen q).

Verbindung einiger Caciquen.

Unterdessen, daß die Spanier an ihren Brigantinen arbeiteten, war Quigualtanqui bedacht, wie er sie gänzlich aufreiben möchte. Denn er glaubete steif und fest, sie würden in ihrem Lande die Vortrefflichkeit der entdeckten Länder erzählen, und alsdann in größerer

p) Ebendas. XV Cap.

q) Ebendas. XVI Cap.

Moscoso. 1542.

serer Anzahl wiederkommen, sich darinnen fest setzen, und die eigentlichen Herren daraus verjagen. In dieser Absicht schickete er so gleich zu zehnen von den benachbarten Caciquen an beyden Ufern des Chucagua, und suchete sie zu seinem Vorhaben zu gewinnen. Er ließ sie ermahnen, den Haß zu ersticken, den sie gegen einander hätten, und sich wider ihren gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Wenn sie diese Gelegenheit verabsäumeten, die ihnen das Glück darböthe: so würde er zum Voraus das Elend beweinen, wovon sie würden beschweret werden. Die Spanier giengen nur zurück, damit sie desto stärker wiederkommen, sie überwältigen und in eine elende Sclaverey bringen könnten. Die Caciquen traten des Quigualtanqui Verhaben mit Vergnügen bey. Sie verabredeten mit einander, es sollte ein jeder in seiner Provinz Völker und Barken, zusammen bringen, damit sie die Feinde zu Wasser und Lande angreifen könnten; und um ihnen allen Argwohn zu benehmen, sollte jeder insbesondere sich stellen, als ob er ihre Freundschaft suchete. Quigualtanqui schickete zuerst an Moscoso und die andern folgeten nach. Indessen glaubete Anilco, welcher dieser Verschwörung nicht hatte beytreten wollen, er müßte Ehrenhalber den Spaniern davon Nachricht geben, und befahl daher seinem Statthalter, dem Generale die Verrätherey zu entdecken und ihn zu versichern, es sollte nichts vorgehen, wovon er ihm nicht Meldung thun wollte. Seit dieser Entdeckung hatten die Spanier eine besondere Hochachtung für den Anilco und seinen Statthalter. Gleichwohl wollte der Cacique niemals ins Lager kommen, sondern entschuldigte sich stets mit seiner schlechten Gesundheit: in der That aber trauete er den Spaniern nicht. Man weis nicht recht, ob Guachoia mit in die Verbindung getreten: man muthmaßet es aber, weil es ihn verdroß, daß man des Anilco Statthalter so viel Hochachtung und Ehre erwies r).

Zank des Guachoia und des Statthalters des Anilco.

Guachoia hatte schon seit langer Zeit daran gearbeitet, wie er diesen Gesandten bey den Spaniern schwarz machen möchte. Da er aber sah, daß er sich nur unnütze Mühe gab: so brach er auf einmal los, und sagete zu dem Generale in Gegenwart vieler Befehlshaber: er hätte es schon lange mit Verdrusse angesehen, daß man dem Statthalter des Anilco so viel Ehre erwiese; er hätte stets gedacht, man müßte diejenigen ehren, die am meisten Ansehen und hohe Herkunft hätten: gleichwohl macheten es die Spanier ganz anders, weil sie nur den Statthalter des Anilco hoch schätzeten, der weder Vermögen, noch Macht, noch adliche Herkunft hätte, und welcher nur als ein Unterthan angesehen zu werden verdienete; er für seine Person hätte Unterthanen, welche denjenigen, dem sie so viel Zeichen der Hochachtung erwiesen, in allem überträfen; er ersuchete sie also, ein wenig zu erwägen, was sie thäten, und überzeuget zu seyn, daß es lauter List wäre, was der Statthalter thäte, und auf nichts weiter abzielete, als sie zu berücken. Der Statthalter des Anilco hatte alles das, was man wider ihn sagete, geduldig angehöret, und antwortete darauf, ohne daß er darüber entrüstet zu seyn schien: man würfe ihm seine Herkunft mit Unrechte vor; da seine Vorfahren Caciquen gewesen, so gäbe er keinem an Adel etwas nach; er gestünde es, daß ihm sein Vater kein großes Vermögen hinterlassen hätte; er hätte aber diesen Abgang durch seinen Muth ersetzet, weil er in dem Kriege, den er wider Guachoia und andere Herren geführet, so viel gewonnen, daß er seinem Stande gemäß davon leben könnte; er könnte sich also itzo unter die Zahl derer Reichen rechnen, welche man so hochachten müßte, wie sein Feind sagete; und ein Unterthan, wie er, würde allezeit einen Cacique, wie Guachoia, über-

r) Ebendas. XVII Cap.

Moscoso. 1543.

überlegen seyn; bey dem allen wäre er eigentlich kein schlechter Unterthan, weil ihn Anilco nicht dafür ansähe, sondern für einen seiner nächsten Anverwandten hielte; und in der Absicht hätte er ihn auch zu seinem Generalstatthalter in der Provinz gemacht; er hätte darauf viele Schlachten gewonnen, den Vater des Guachoia geschlagen, und viele andere Hauptleute; selbst nachher, da Guachoia seinem Vater gefolget wäre, hätte er dessen ganze Macht zu Grunde gerichtet, und ihn selbst, nebst seinen beyden Brüdern und den Vornehmsten seiner Provinz gefangen genommen; damals hätte er ihm sein Land ohne Mühe nehmen, und sich zueignen können, weil ihm niemand würde widerstanden haben; er hätte das aber nicht thun mögen, sondern vielmehr ganz besondere Sorge für ihn getragen, so lange er gefangen gewesen wäre; er wäre so gar Bürge geworden, damit er, seine Brüder und seine Unterthanen wieder in Freyheit gekommen; weil aber Guachoia sein Wort nicht gehalten, so wartete er nur auf den Auszug der Truppen, um ihn dafür zu züchtigen; die Kühnheit, die er itzo gehabt, ihn für einen listigen und betrüglichen Menschen auszugeben, sollte ihm alsdann theuer zu stehen kommen; und er wollte ihn lehren, ein andermal ihm nicht so verwegen seine Ehre anzugreifen; es würde auch nur auf Guachoia ankommen, ob sie gleich auf der Stelle ihrer beyder Zwistigkeiten ausmachen wollten; sie dürften dazu nur beyde in ein Schiff treten, und sich auf dem Flusse schlagen; wenn ihn Guachoia erlegete, so würde er seinem Hasse genugthun, und wegen des Misvergnügens gerächet seyn, welches ihm die Spanier gemacht, daß sie seinem Feinde so viel Ehre erwiesen; wenn er in dem Kampfe obsiegete, so würde er zeigen, daß eines Menschen Verdienste nicht in dem großen Reichthume, noch in dem Besitze vieler Unterthanen, sondern in der Tugend, und einem großen Muthe bestünde. Guachoia antwortete darauf nichts, und man las seine Beschämung und Verwirrung auf seinem Gesichte. Moscoso und die Spanier aber bekamen noch eine größere Hochachtung für des Anilco Statthalter, und erzeigeten ihm täglich mehr Ehre [r].

Da der General in Erwägung zog, wenn der Haß dieser beyden Personen sie antriebe, einander zu bekriegen, so würden sie ihm nichts mehr zu seinen Brigantinen liefern: so suchete er, sie zu versöhnen; und sie waren auch aus Freundschaft zu ihm bereitwillig dazu. Vier Tage nach der gestifteten Versöhnung wollte des Anilco Statthalter wieder in seine Provinz gehen. Der General, welcher dem Cacique Guachoia nicht recht trauete, und befürchtete, er möchte ihm auflauern lassen, um sich an ihm zu rächen, befahl dreyßig Reitern, zu seiner Bedeckung mit zu gehen, bis er außer Gefahr wäre. Der Statthalter schlug solche anfangs höflich aus, und gab zu erkennen, daß Guachoia eben nicht sehr zu fürchten wäre: doch nahm er sie endlich noch, aus Gefälligkeit für den General, an. Er kam aber nachher noch oftmals nur bloß mit zehn oder zwölf Indianern an, und gieng auch so wieder zurück.

Indianische Kundschafter.

Indessen schickete **Quigualtanqui** und die andern Caciquen von seiner Partey bey Tage und bey Nacht einige mit Geschenken an den General. Diesen Abgeschickten aber war zugleich aufgetragen, alles auszukundschaften, wie es bey den Spaniern gienge und stünde, damit man sich dessen bey Gelegenheit bedienen könnte. Der General war davon benachrichtiget, und verboth also den indianischen Abgeordneten, sie sollten nicht mehr bey Nacht

[r] Ebendas. XVIII Cap.

Moscoso. 1543.

Nacht in das Lager kommen. Allein, sie kehreten sich nicht daran. Weil man nun auf den Wachten des Generales Verboth wußte; jedoch erfuhr, daß sich einige einschlichen: so gab man um so viel genauer auf sie Acht. Die Schildwacht wurde auch einst beym Mondenscheine gewahr, daß ein Paar dergleichen wohlgerüstete Indianer auf einem Baume, der ihnen zur Brücke dienete, über den Graben giengen. Man ließ sie heran kommen; und als sie durch das Thor gehen wollten: so gab der Soldat dem ersten mit dem Degen einen solchen Hieb über das Gesicht, daß er zur Erde stürzete. Er stund aber bald wieder auf, nahm seinen Bogen, und ergriff die Flucht. Der Gefährte des Verwundeten eilete wieder über die Brücke und machete Lärm, unterdessen der andere ins Wasser sprang und hinüber schwamm, wo ihn die zusammengelaufenen Indianer fortführeten. Den andern Morgen kamen vier von den vornehmsten und beschwereten sich, daß man den Frieden bräche, und einen von den angesehensten Leuten des Landes übel zugerichtet hätte; und den Abend kamen noch vier andere, welche berichteten, daß er gestorben wäre, und daher verlangeten, der Spanier sollte wieder sterben. Der General entschuldigte sich, es wäre nicht auf seinen Befehl geschehen, doch hätte der Soldat seine Pflicht gethan, und könnte dafür nicht bestrafet werden; sie hätten sich das Unglück selbst zuzuschreiben, und sollten sich nicht einzuschleichen suchen, sondern kommen, wie sichs gehörete und gebührete. Mit dieser Antwort kehreten die Abgeordneten sehr misvergnügt zurück. Die Caciquen aber sucheten, ihren Unwillen noch etwas zu verbergen, und auf bequemere Gelegenheiten zu warten, ihren Anschlag auszuführen *t*).

Rüstung der verbundenen Caciquen.

Unterdessen arbeiteten die Spanier stark an ihren Brigantinen, wozu ihnen des Anilco Statthalter allen Vorschub that, ohne welchen sie sonst nimmermehr würden zu Stande gekommen seyn. Quigualtanqui und die verbundenen Caciquen zogen inzwischen auch jeder in seinem Lande Mannschaft zusammen, und rüsteten sich, dreyßig bis vierzigtausend Mann auf den Beinen zu haben, in den Gedanken, alle Spanier zu erschlagen, oder das Holz zu verbrennen, welches man zu den Schiffen zusammen gebracht hatte. Sie glaubeten, sie könnten einen beständigen Krieg wider sie führen, wenn sie sie verhinderten, aus ihrem Lande zu kommen, und sie würden sie um so viel leichter ausrotten, weil ihrer nur noch eine kleine Anzahl wäre, und sie nicht viel Pferde mehr hätten. Die Wilden wünscheten mit Ungeduld den Tag, der zum Angriffe angesetzet, und in der That sehr nahe war; wie man es durch einige Indianerinnen erfuhr, welche bey spanischen Befehlshabern dieneten. Einige Abgeordnete der Caciquen hatten sie darauf, als auf den Tag ihrer Befreyung von der Dienstbarkeit vertröstet; und sie hatten solches ihren Herren eröffnet. Man glaubete solches um so viel leichter, weil man über dem Flusse hin und wieder Feuer sah, und des Nachts ein Lärmen hörete.

Austretung des Chücagua.

Es wurden alle Anstalten zu einer muthigen Vertheidigung gemacht: zum Glücke aber trat der Chücagua aus. Er fing ungefähr den 10ten März 1543 an, und füllete nach und nach sein Bette voll, und gleich darauf trat er heftig aus seinen Ufern, überströmete das Feld, welches alsobald unter Wasser gesetzet wurde, weil es weder Berge noch Hügel hat. Den 18ten März drang es durch die Thore von Aminoia, und in zweenen Tagen darnach konnte man nicht anders, als mit Kähnen, durch die Straßen fahren. Den 20sten April

t) Ebendas. XIX. Cap.

Moscoso. 1543.

April war die Ueberschwemmung am größten; denn das Wasser bedeckete das Gefilde auf zwanzig Meilen umher, welches itzt ein großer See zu seyn schien, worinnen man nur bloß einige von den höchsten Bäumen hervorragen sah. Den Spaniern fiel hierbey dasjenige ein, was die alte Indianerinn ihnen bey ihrem Eintritte in Aminoia vorher gesaget hatte u).

Man schicket nach Anilco.

Während der Austretung des Flusses schickete man zwanzig Soldaten nebst einigen indianischen Ruderern in vier Barken, die an einander gebunden waren, damit sie nicht umfielen, wenn sie über die im Wasser stehenden Bäume weggiengen, nach Anilco, welches zwanzig Meilen von Aminoia lag. Sie sollten den Cacique ersuchen, daß er dem Generale Takelwerk, Theer, und alte Mäntel zu den Brigantinen schicken möchte. Silvester führete sie, welchem der Cacique besondere Verbindlichkeit hatte. Denn als des Guachoia Unterthanen den Flecken Anilco, wie oben gedacht worden, verheereten: so fing Silvester einen Indianer von zehn bis dreyzehn Jahren, welcher des Cacique Sohn war. Er nahm ihn mit sich und brachte ihn wieder nach Aminoia, wo der Cacique erfuhr, daß sein Sohn, welchen er so sehr gesuchet hatte, bey den spanischen Truppen wäre. Er ließ ihn so gleich absordern; und Silvester lieferte ihn auch auf eine verbindliche Art den Augenblick aus. So bald nun Silvester mit seinen Leuten zu Anilco angekommen waren, so ließ ihn der Cacique zu sich bitten, und behielt ihn bey sich in seiner eigenen Wohnung, so lange sich seine Gefährten in dem Orte aufhielten. Er befahl seinem Statthalter, ihnen alles zu schaffen, was sie verlangeten. Als sie solches erhalten hatten: so umarmete er Silvestren zum Abschiede, und bath ihn, den General seiner Freundschaft zu versichern, und ihm zu melden, es sollte nichts vorgehen, wovon er ihm nicht so gleich Nachricht ertheilen wollte x).

Verrichtung der Spanier beyder Austretung des Flusses.

Die Austretung des Flusses dauerte vierzig Tage, bey welcher sich die Spanier auf erhabene Oerter begaben, wo sie an ihren Fahrzeugen arbeiteten. Weil es ihnen aber an Kohlen fehlete, das Eisenwerk zu schmieden: so macheten sie welche von den Gipfeln derer Bäume, die über dem Wasser hervor rageten. So lange das Wasser die Gefilde bedeckete, ließen sich die Leute der Caciquen nicht sehen; weil ein jeder geschwind nach Hause geeilet war, seine Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Indessen schicketen doch Quigualtanqui und die andern Herren, um ihre böse Absicht desto besser zu verhehlen, beständig an den General, welcher sich stellete, als ob er nichts davon wüßte, jedoch allezeit auf guter Hut stund. Zu Ende des Aprils nahm das Wasser nach und nach ab, und fiel eben so lange, als es angewachsen war; so daß es zu Ende des Mayes wieder in sein Bette trat. Die Caciquen fingen darauf wieder an, ins Feld zu kommen, und waren entschlossen, ihre Unternehmung eiligst auszuführen.

Zeitung von Fortsetzung des Bündnisses.

Indessen kam der Statthalter des Anilco, welcher davon Nachricht hatte, zum Generale, und eröffnete ihm: es würden ehester Tagen jeder Cacique insbesondere zu ihm schicken; ein jeder Abgeordnete würde, das und das zu ihm sagen, und ihm die und die Geschenke bringen; einige würden des Morgens und andere gegen Abend kommen; dieses würde vier ganzer Tage anhalten, und unter der Zeit würde man die Truppen vollends zusammen bringen, und darauf ihn anfallen; ihre Absicht wäre, alle Spanier auszurotten, oder wenigstens

u) Ebendas. XX Cap. x) Ebendas. XXI Cap.

Moscoso. 1543.

nigstens ihre Schiffe zu verbrennen, damit sie nicht fortkommen könnten, und also nach und nach elender Weise umkommen müßten. Er setzete hinzu: er erböthe sich, im Namen seines Cacique, ihnen zu Vermeidung dieses Unfalles, mit achttausend auserlesener Mann beyzuspringen, wodurch sie ihren Feinden leicht würden widerstehen können; wofern sie sich auch in seine Lande begeben wollten, so würde er sie mit Vergnügen aufnehmen; er würde daselbst vollkommen sicher seyn, und da sie sich nicht unterstehen würden, ihn daselbst anzugreifen, so könnte er auch mit Muße überlegen, was für Maaßregeln er nehmen wollte. Moscoso dankete dem Cacique für seine Anerbiethungen, er wollte ihn aber nicht in die Gefahr setzen, daß er seinetwegen von seinen Nachbarn sollte gehasset werden, weil er den Spaniern öffentlich beygesprungen. Er schlug auch die Zuflucht in sein Land aus, weil er im Begriffe war, nach Mexico abzugehen; und machete sich großmüthiger Weise zu allem gefaßt, was vorfallen könnte y).

Abgeordnete von den Verbündeten.

Im Anfange des Brachmonates kamen die Abgeordneten der Caciquen auf die angezeigete Art und Weise zu ihm. Sie wurden gefangen genommen, und jeder besonders wegen der Verschwörung befraget. Es verhehlete keiner, was man vorhatte, und wie man es ausführen wollte. Auf ihre Aussage ließ der General, ohne die andern zu erwarten, denen dreyßigen, die er hatte, eilig die rechte Hand abhacken. Diese armen Leute stunden solches mit so vieler Geduld oder Standhaftigkeit aus, daß, wenn kaum dem einen die Hand abgehacket war, der andere schon seine auf den Block legete. Diese Strafe zerriß die Verbindung, und die Indianer glaubeten, weil die Spanier Nachricht von der Unternehmung hätten, so würden sie auch auf ihrer Hut seyn. Jeder Cacique kehrete voller Verdruß, über ihr fehlgeschlagenes Vorhaben, in sein Land zurück. Weil sie aber doch fest darauf blieben, solches auf eine andere Art zu versuchen; und sie sich stärker zu Wasser als zu Lande befanden: so verabredeten sie, die Spanier anzugreifen, wenn sie den Fluß hinunter giengen.

Anstalten der Spanier zu ihrer Einschiffung.

Weil nun Moscoso und seine Hauptleute sahen, daß sie beständig würden angezwacket werden: so beschleunigten sie ihre Arbeit, und macheten die sieben Brigantinen fertig. Sie brachten Lebensmittel zusammen, und ließen sich von Guachoia und Anilco groben Hirse, Früchte und andere dergleichen Sachen geben. Sie schlachteten einige Schweine, und behielten nur anderthalb Dutzend, im Falle sie sich irgendwo am Meere setzeten. Sie bedieneten sich des Schmalzes zur Milderung des Harzes, womit sie ihre Schiffe kalfaterten. Außer diesen versahen sie sich mit kleinen Barken für die dreyßig Pferde, die sie noch hatten. Sie banden zwo und zwo von diesen Barken zusammen, damit die Pferde mit den Vorderfüßen in der einen und mit den Hinterfüßen in der andern stehen könnten. Eine jede Brigantine hatte auch eine von diesen Barken hinter sich hergehen, welche ihr anstatt der Schaluppe dienete. Sie brachten am Tage St. Johannis des Täufers die Brigantinen ins Wasser, schiffeten ihre Pferde ein, und ernannten die Hauptleute, welche die Schiffe führen sollten. Sie nahmen Abschied von Guachoia und Anilco, und empfahlen ihnen noch, mit einander friedlich zu leben z).

Der

y) Ebendas. XXII Cap.

z) Ebendas. XXIII Cap.

Moscoso.
1543.

Der VIII Abschnitt.

Rückkehr der Spanier aus Florida nach Mexico.

Einschiffung der Truppen. Schiffe von der Flotte der verbündeten Caciquen. Gefecht der Indianer auf dem Wasser. Begebenheiten der Spanier. Kriegeslist der Indianer. Verwegenheit eines Spaniers. Rückkehr der Indianer in ihr Land. Ankunft der Spanier in der See. Gefecht wider die Indianer an der Küste. Schifffahrt der Spanier. Begebenheit zwoer Caravellen. Man läßt den General suchen, und das Land entdecken. Die Spanier erkennen, daß sie in Mexico sind. Ankunft der Spanier zu Panuco und ihre Uneinigkeit. Aufnahme der Spanier in Mexico. Sie gehen aus einander. Maldonado und Arias suchen Soto.

Einschiffung der Truppen.

Moscoso bestieg die erste Brigantine oder Caravelle; **Alvarado** und **Mosquera** die zweyte, **Aniasco** und **Viedma** die dritte, **Gusman** und **Gaita** die vierte; **Tinoco** und **Cardeniosa** die fünfte; **Calderon** und **Franz Osorio** die sechste; und **Vega** nebst **Garcia** die siebente. Jede hatte sieben Ruderbänke, und zween Hauptleute, damit, wenn der eine aussteigen müßte, den Feinden die Spitze zu biethen, der andere in dem Schiffe bliebe, die nöthigen Befehle zu stellen. Mit ihnen schiffeten sich noch ungefähr dreyhundert und funfzig Mann von den tausend ein, welche nach Florida gegangen waren, und einige dreyßig Indianer und Indianerinnen von achthundert, die man aus verschiedenen Provinzen mitgenommen hatte. Weil diese armen Leute von ihrer Heimath entfernet und der Spanier gewohnet waren: so wollten sie dieselben nicht verlassen. Sie fuhren den Abend am Tage Petri und Pauli ab, und segelten und ruderten, um desto geschwinder fortzukommen. Die Nacht und der Tag, da sie an des Guachoia Provinz hinsegelten, vergiengen, ohne daß der Feind sie anzwackete. Den zweyten Tag aber früh Morgens kam dessen Flotte zum Vorscheine, welche aus mehr als tausend der größten und besten Fahrzeuge bestund a).

Schiffe von der Flotte.

Die Größe einiger davon setzete die Spanier in Erstaunen. Sie sahen welche von fünf und zwanzig Ruderbänken, deren jedes ungefähr dreyßig Soldaten führete, ohne viele mit Pfeilen bewaffnete Ruderknechte zu rechnen, so daß in einigen wohl auf fünf und siebenzig bis achtzig streitbare Leute seyn mochten. In andern aber waren nicht so viel; denn sie wurden immer kleiner. Die kleinesten hatten vierzehn Ruderbänke, und alle zusammen, klein und groß, bestunden jedes aus einem Stücke. Ihre Ruder schienen sehr schön gemacht zu seyn. Sie waren ungefähr eine Klafter lang, wovon der größte Theil ins Wasser gieng; und wenn diese Schiffe mit aller Macht fuhren, so würde ein Pferd in vollem Galoppe Mühe gehabt haben, ihnen vorzukommen. Merkwürdig aber war es, daß die Feinde verschiedene Lieder sangen, welche nach Beschaffenheit ihrer traurigen oder freudigen Melodie macheten, daß sie in sehr guter Ordnung entweder langsam oder schnell ruderten, wie es nöthig war. Diese Lieder enthielten die Heldenthaten ihrer Vorfahren. Sie wurden durch das Andenken derselben zur Tapferkeit erreget, und dachten nur, den Sieg davon zu tragen. Diese Fahrzeuge waren auch inwendig und auswendig blau, weiß oder grün, roth oder mit andern Farben gemalet, nach der Phantasie eines jeden, dem sie gehöreten. Die Ruder selbst und die Federn, welche die Soldaten auf den Köpfen trugen, ihre Mützen, wie auch ihre Bogen und Pfeile waren von der Farbe der Schiffe. Weil der

a) Historia del Florida, Part. II. Lib. IV. cap. I.

Moscoso. 1543.

der Fluß sehr breit war und sie sich leicht ausbreiten konnten: so gab dieses einen sehr schönen Anblick. In ihren Liedern waren auch Schmähreden und Drohungen wider die Spanier; und zu Ende derselben erhoben sie ein großes Geschrey *b*).

Gefecht der Indianer auf dem Wasser.

Als sie den Spaniern einige Zeit gefolget waren: so theileten sie sich in drey Haufen. Die Truppen des Quigualtanqui setzeten sich an die Spitze: man konnte aber nicht recht erfahren, ob er sie selbst anführete; wiewohl man doch seinen Namen estmals in den Liedern erschallen hörete. Darauf rücketen alle Schiffe zur Rechten gegen das Ufer des Flusses und kamen voraus. Die von dem ersten Haufen griffen so gleich die Brigantinen an, giengen an das andere Ufer hinüber, und verwundeten viele Spanier durch ihre Pfeile. Dieser erste Haufen war nicht so bald zur Linken, so gieng er wieder zurück und nahm seinen vorigen Posten ein, wobey er sich gleichwohl stets den Caravellen näherte. Der zweyte Haufen, welcher vorüber fuhr, griff heftig an, kehrete zur Rechten wieder um und stellete sich an die Spitze des ersten. Der dritte gieng auf eben die Arbeit vorbey; und nachdem er eine Menge Pfeile abgeschossen, so kam er wieder zu seinen Leuten, und setzete sich vor den zweyten Haufen. Weil indessen die Caravellen nicht aufhöreten, zu rudern: so kamen sie an den Ort der Wilden, welche zuerst angegriffen hatten, und welche eben so wieder auf sie schossen. Die andern macheten es eben so die Reihe herum, und ermüdeten die Spanier den ganzen Tag sehr. So gar die Nacht über plageten sie dieselben; aber nicht so hartnäckig. Die Spanier vertheidigten sich gut, und setzeten Soldaten in die Barken, wo die Pferde waren, damit sie die Indianer zurück trieben, wenn sie solche tödten wollten. Weil aber die Indianer von weitem schossen, und den Spaniern beschwerlich fielen: so begaben sich solche wieder in die Caravellen, und gaben ihre Pferde preis, welche mit schlechten Häuten und einigen Schilden bedecket waren. Sie kamen auch innerhalb zehn Tagen alle bis auf acht um; und die Spanier selbst waren, ungeachtet ihrer Schilde, meist alle verwundet. Sie hatten nichts, als ihre Armbrüste, womit sie sich von ferne wehren konnten; denn aus ihren Flinten hatte man Nägel gemacht; weil sie schon lange kein Pulver mehr gehabt hatten *c*).

Begebenheiten der Spanier.

Nach einem zehntägigen Gefechte entferneten sich die Feinde von den Caravellen etwas über eine halbe Meile. Die Spanier ruderten fort, und entdecketen dreyhundert Schritte vom Ufer ein Dorf von ungefähr achtzig Häusern. Weil sie damals glaubeten, sie hätten schon zweyhundert Meilen zurück geleget, indem sich der Fluß weder auf der einen, noch auf der andern Seite krümmete; und weil sie dachten, sie wären schon nahe bey der See: so entschlossen sie sich, daselbst auszusteigen und die Pferde etwas zu erfrischen. Kaum aber waren hundert Mann damit an das Land gegangen, so nahmen die Einwohner die Flucht, zerstreueten sich auf dem ganzen Gefilde umher und riefen um Hülfe. Unterdessen kamen die ausgestiegenen Spanier in das Dorf, und fanden eine große Menge groben Hirse, gedörrte Früchte, viele auf mancherley Art gefärbte Gemsenfelle, nebst Mänteln von verschiedenen sehr wohl zubereiteten Fellen, und ein Stück von Marderfellen ungefähr acht Ellen lang und drey Viertheil breit. Dieses Stück war doppelt, auf beyden Seiten gleich und hin und wieder mit Quasten von Perlensaamen versehen. Man glaubete, es dienete den Indianern zur Standarte bey ihren Festen; denn zu nichts anderm

b) Am angef. Orte, III Cap.

c) Ebendas. IV Cap.

anderm konnte es, dem Anscheine nach, bestimmet seyn. Silvester hielt es für schön und nahm es für sich. Seine Gefährten versahen sich jeder mit dem, was daselbst befindlich war, einige mit Hirse und Früchten, andere mit Fellen. Sie kehreten eilig wieder nach ihren Schiffen, weil ein Haufen von den Indianern der Flotte, auf das Geschrey der Einwohner ans Land gestiegen und grimmig auf sie zukam. So sehr sie aber auch eileten, so mußten sie doch ihre Pferde im Stiche lassen, weil sie solche nicht einschiffen konnten, wofern sie nicht selbst ihr Leben in Gefahr setzen wollten. Da die Indianer also sahen, daß die Menschen ihnen entgangen waren: so ließen sie ihre Wuth an den Pferden aus, und erschossen solche insgesammt *d*).

Moscoso. 1543.

Die Spanier setzeten ihre Fahrt eifrig fort; und da die Indianer verzweifelten, zu ihrem Zwecke zu kommen, so nahmen sie ihre Zuflucht zur List. Sie stelleten sich, als ob sie von der Flotte ablassen wollten. Sie glaubeten, wenn die Spanier sie nicht mehr hinter sich herkommen sähen, so würden ihre Schiffe auch nicht mehr in so guter Ordnung beysammen bleiben, und alsdann könnten sie dieselben anfallen und vollends zerstreuen. Das geschah zum Theile, wie sie es sich eingebildet hatten. Eine von den Caravellen gieng aus ihrer Reihe und blieb etwas zurück. So gleich eileten die Indianer hinzu und suchten sich derselben zu bemeistern. Die andern, welche die Gefahr sahen, worinnen solche war, eileten mit aller Gewalt gegen den Strom wieder hinauf, ihr zu Hülfe. Sie fanden sie in großer Noth; denn einige Indianer waren bereits hinein gesprungen, und hatten sich derselben bemeistert. Bey Ankunft der Spanier aber eileten sie mit Verlust dreyßig Todten wieder zurück, doch führeten sie noch eine Barke mit fünf Schweinen davon. Die Spanier fuhren seitdem beständig in guter Ordnung: doch ruderten die Indianer immer hinter drein, in Hoffnung, es würde sich schon einmal wieder eines entfernen; und sie wurden darinnen auch nicht ganz betrogen.

Kriegslist der Indianer.

Stephan Agnez, der wie ein starker grober Bauer aussah, und das Glück gehabt hatte, noch in keinem Treffen verwundet zu werden, wollte etwas unternehmen, wodurch er sich zeigen könnte; denn bisher hatte er noch nichts merkwürdiges gethan. Er stieg also aus seiner Caravelle in die vor ihr her fahrende Barke, unter dem Vorwande, mit dem Generale zu reden, welcher vorher gieng. Agnez wurde von fünf jungen Spaniern begleitet, die er durch die Hoffnung, Ehre zu erjagen, gewonnen hatte. Als sie in der Barke waren: so entferneten sie sich von ihrer Caravelle, ruderten gerade auf die Indianer zu, griffen sie mit einem Geschrey: **darauf los!** an, und trieben die vordersten Indianer in die Flucht. Der General, welcher diese Verwegenheit sah, ließ so gleich zum Rückzuge blasen: allein, Agnez drang immer mehr auf die Feinde zu, und winkte, man sollte anrücken. Moscoso wurde darüber unwillig, und ließ vierzig Spanier Barken nehmen, diesen verrückten Kerl zurück zu hohlen. Sie eileten so gleich auf ihn zu; und die Indianer zogen sich nunmehr aus List weiter zurück, um sie desto mehr von ihren Caravellen abzulocken. Agnez setzete ihnen blindlings nach; und die abgeschickten folgeten ihm, damit sie ihn entweder zurück brächten, oder ihm doch wenigstens im Nothfalle beystehen könnten. Als die Indianer sie nun weit genug hatten, und ziemlich nahe bey sich sahen: so öffneten sie sich, wie ein halber Mond, und zogen sich langsamer zurück, damit sie die Spanier zwischen

Verwegenheit eines Spaniers.

d) Ebendas. V Cap.

Moscoso. 1543.

schen sich hinein brächten. Darauf griffen sie dieselben hitzig an, fasseten sie von der Seite, und stürzeten sie insgesammt ins Wasser, so daß von zwey und funfzig Spaniern nur ihrer viere davon kamen *e*).

Rückkehr der Indianer.

Nach dieser Niederlage zwacketen die Indianer den ganzen übrigen Tag und die folgende Nacht hindurch die Spanier an. Bey Aufgange der Sonne aber macheten sie noch ein großes Geschrey, ließen ihre Instrumente erklingen, um diesem Gestirne dadurch gleichsam für den erhaltenen Vortheil Dank zu sagen. Sie ließen darauf von der Nachsetzung der Caravellen ab, und begaben sich voller Freuden wieder in ihre Länder, wovon sie über vierhundert Meilen entfernet waren.

Ankunft der Spanier in See.

Als die Spanier nunmehr sahen, daß die Indianer sie nicht mehr verfolgeten; so glaubeten sie um so viel leichter, daß sie sich dem Meere näherten, weil der Chúcagua anfing, ungefähr vierzehn Meilen breit zu werden. Man sah an dem einen Ufer desselben so hohe Binsen, daß es schien, es wären Bäume; und vieleicht waren es auch welche. Man wollte sich aber nicht näher davon unterrichten, aus Furcht, man möchte auf Klippen gerathen, und weil niemand wußte, ob man schon in der See, oder noch auf dem Flusse wäre. In dieser Ungewißheit fuhren sie noch drey Tage fort, und den vierten des Morgens erkannten sie auf einmal die See. Sie fanden eine wüste Insel, wie diejenigen, welche die großen Ströme an ihren Mündungen zu machen pflegen. Weil sie aber nicht wußten, wie weit sie von Mexico entfernet seyn möchten: so entschlossen sie sich, ehe sie weiter giengen, ihre Brigantinen zu besichtigen. Sie fanden, daß solche keine Ausbesserung braucheten, und sucheten sich also nur drey Tage zu erfrischen, da sie denn ihre zehn übrigen Schweine vollends schlachteten *f*).

Gefecht wider die Indianer an der Küste.

In denen dreyen Tagen, da sie sich erfrischeten, sahen sie den letzten Tag zu Mittage aus einem Orte voller Binsen, sieben Fahrzeuge zum Vorscheine kommen, die auf sie zufuhren. In dem ersten befand sich ein großer und sehr schwarzer Indianer, von einem ganz andern Ansehen, als die mitten im Lande. Als er ziemlich nahe war: so stellete er sich vorn auf das Schiff, und sagete mit einem stolzen Tone, wie die Dolmetscher es erkläreten: sie wären Räuber, und er wüßte nicht, was sie an der Küste zu thun hätten. Sie sollten sich hinweg packen, oder er wollte ihnen ihre Schiffe verbrennen, und sie selbst jämmerlich zurichten. Er erwartete keine Antwort, sondern kehrete so gleich zurück. Die Spanier befürchteten bey Erwägung dieser Drohung, er möchte in der Nacht solche auszuführen suchen, weil alle Augenblicke einige Fahrzeuge kamen, sie in Augenschein zu nehmen. Sie entschlossen sich also, sie anzugreifen, und es mußten dazu hundert Mann in fünf Barken abgehen. Sie fanden eine große Anzahl Wilde hinter den Binsen mit wohlausgerüsteten Fahrzeugen. Gleichwohl fielen sie dieselben an, tödteten einige davon, und jageten die übrigen auseinander: doch litten sie selbst auch dabey nicht wenig *g*).

Schiffahrt der Spanier.

So bald sie wieder zu den Caravellen gekommen waren: so begaben sie sich zu Schiffe, aus Furcht, sie möchten von einer größern Macht überfallen werden. Sie giengen unter Segel: doch getraueten sie sich nicht in das Meer hinaus; denn sie wußten nicht, wo sie waren, noch welchen Weg sie nehmen sollten. Gleichwohl waren sie überzeuget, wenn sie die Küste gegen Abend hinführen, so würden sie glücklich nach Mexico kommen. Sie fan-

e) Ebendas. VI Cap.
f) Am angef. Orte, VII Cap.
g) Ebendas. VIII Cap.

fanden nach zweenen Tagen das Wasser noch süß, und wunderten sich, daß der Chúcagua so weit in die See hinausgieng. Sie hatten weder Compaß noch Seekarte, und Aniasco suchete diesem Mangel abzuhelfen, so gut er konnte. Die Matrosen aber, welche wußten, daß er keine sonderliche Kenntniß vom Seewesen hatte, lacheten nur darüber, und er selbst warf vor Verdruß seine Karte und seinen Compaß ins Meer. Nach sieben bis acht Tagen zwang sie ein Sturm, einen Schutz zu suchen. Als sich das Wetter geändert hatte, fuhren sie noch vierzehn Tage, und mußten fünf bis sechsmal Wasser einnehmen, weil sie keine große Gefäße dazu hatten. Sie getraueten sich nicht, nach den Inseln hinüber zu gehen, aus Furcht, sie möchten sich zu weit vom Lande entfernen. Nach Verlaufe dieser vierzehn Tage, kamen sie an fünf bis sechs kleine Inseln, die voller Seevögel waren, welche in der Erde nisteten. Sie nahmen welche davon und ihre Eyer mit. Die Vögel aber waren so fett, daß man sie nicht essen konnte, und hatten auch einen Seegeschmack. Den Tag darauf legete man in einer Gegend an, die wegen einer Menge von einander entferneter großer Bäume sehr angenehm war. Es stiegen einige Soldaten aus, am Ufer zu fischen, und fanden viele Theerbretter, welche die See ans Ufer getrieben hatte, und deren einige von acht bis vierzehn Pfund wogen. Diese waren den Spaniern eine große Freude; denn ihre Caravellen zogen Wasser, und sie konnten dieselben insgesammt damit ausbessern. Die acht Tage über, da sie sich in dieser Gegend erfrischeten, wurden sie dreymal von Indianern besuchet, welche mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, und sie empfingen jedesmal groben Hirse von ihnen. Sie giengen darauf wieder zu Schiffe, ohne sich einmal zu erkundigen, wie diese Gegend hieße. Sie fuhren beständig dicht am Lande, und hüteten sich, daß der Nordwind sie nicht hinaus in die See triebe. Zuweilen hielten sie sich drey bis vier Tage auf, zu fischen, und glaubeten beständig, sie wären nicht mehr weit von dem Flusse Palmas entfernet, wohin ihr ganzer Wunsch gieng h).

Moscoso. 1543.

Begebenheit zwoer Caravellen.

Die Spanier waren nun dreyßig Tage in See, als sich gegen Abend ein Nordwind erhob, welcher fünf Caravellen nöthigte, sich dem Lande zu nähern. Indessen wurde der Wind stärker, und Gaitans, wie auch des Alvarado Caravellen wurden von diesem Sturme gewaltig mitgenommen. Vornehmlich fehlete es nicht viel, daß nicht Gaitans Brigantine durch einen Windstoß, welcher ihr den Mast nahm, Schiffbruch gelitten hätte. Beyde Schiffe sahen sich also die ganze Nacht hindurch, und auch den folgenden Tag in einem kläglichen Zustande, indem sie gegen Mittag zu versinken dachten. Hier wurden sie der fünf andern, die einen Fluß erreichet hatten, und denselben hinauffuhren, ansichtig, und bemüheten sich, zu ihnen zu stoßen, aber vergebens. Die Gefahr nahm alle Augenblicke zu, und ihre Kräfte durch die Arbeit, solcher zu entgehen, eben so ab. Nachdem sie endlich sechs und zwanzig Stunden also zugebracht hatten: so entdecketen sie kurz vor der Nacht zwo Küsten, eine weiße zu ihrer rechten, und eine schwarze zu ihrer linken. Darauf sagete ein junger Bursche aus des Alvarado Schiffe; er wäre an dieser schwarzen Küste gewesen, ohne, daß er deren Namen wüßte; sie wäre voller Flintensteine, und gienge bis in die Gegenden von Vera Cruz; wenn sie ihre Schiffe dahin wendeten, so wären sie unfehlbar verloren; die weiße Küste wäre Sand, weich und eben, und man müßte noch vor Abend daselbst hinzukommen suchen. Alvarado ließ so gleich durch vieles Schreyen, Rufen und Winken Gaitans Caravelle, die man wegen der hohen Wellen oft kaum sehen konn-

h) Ebendas. IX Cap.

Moscoso. 1543.

konnte, andeuten, nicht nach der schwarzen Küste zu halten. Gaitan wollte aber durchaus dahin; und es mußten ihn seine eigenen Leute mit dem Degen in der Faust zwingen, nach der andern zu lenken, wo sie nach vieler Mühe endlich noch vor der Sonnen Untergange ankamen. So bald Gaitan merkete, daß die Caravelle aufstieß, so sprang er ins Wasser, beschädigte sich dabey aber die Schultern gewaltig. Seine Soldaten giengen nicht aus der Caravelle, welche die Fluth mit dem ersten Stoße auf das Land trieb. Bey der Zurückkunft der Wellen legete sie solche auf die Seite. Darauf sprangen die Soldaten in das Wasser; ein Theil lud die Caravelle aus, und sie brachten sie endlich völlig auf den Strand. Alvarado und Mosquera, welche auch zween Flintenschüsse weiter davon gestrandet hatten, brachten ihre Brigantine gleichfalls auf das Trockene *i*).

Man läßt den General suchen,

Nachdem die Spanier von beyden Caravellen kurz vor Nacht zusammen gekommen waren: so beschlossen sie, jemand an den General zu schicken, und ihm von ihrem Zustande Nachricht zu geben, und sich auch zu erkundigen, wie es mit den fünf andern Caravellen stünde. Als sie aber erwogen, daß sie seit sechs und zwanzig Stunden keine Ruhe gehabt, und nichts zu sich genommen hatten, und man dreyzehn bis vierzehn Meilen durch ein unbekanntes Land voller Feinde in dieser Nacht gehen müßte, wenn man zu ihm wollte: so macheten sie sich ein Bedenken, jemand abzuschicken. Es both sich aber **Quadrado Charamilla** von selbst dazu an, und **Franz Mugnos** gesellete sich zu ihm. Man gab ihnen Lebensmittel, und sie nahmen ihre Degen und Rundtartschen, und giengen in der ersten Stunde der Nacht ab. Weil sie den Weg nicht wußten: so hielten sie sich nahe bey dem Ufer des Meeres, in der Meynung, daß solches der sicherste Weg wäre.

und das Land entdecken.

Ihre Gefährten begaben sich inzwischen wieder nach ihren Brigantinen, und kamen, nachdem sie die Nacht ausgeruhet hatten, den Morgen wieder zusammen. Sie erwähleten Silvestern, Anton von Porras und Alonso Caluette, es sollte ein jeder mit zwanzig Mann, der eine gegen Mittag, der andere gegen Abend, und der dritte gegen Norden ausgehen, um zu entdecken, in welchem Lande man wäre: doch sollten sie sich nicht zu weit entfernen, damit man ihnen, im Falle der Noth beyspringen könnte. Diejenigen, welche nach Norden und Süden gegangen waren, kamen, nach einem Marsche von ungefähr anderthalb Meilen, die einen mit der Hälfte einer weißen irdenen Schüssel von Talavera *k*), und die andern mit einem Schüsselchen von gemalter Erde, wie man sie zu Malaga malet, zurück. Hieraus schlossen sie, das Land müßte von Spaniern bewohnet werden. Silvestre, welcher gegen Abend gegangen war, bestätigete solches bey seiner Rückkunft durch einen Indianer, welchen er gefangen hatte. Denn da er sich mit seiner Schaar ungefähr eine halbe Meile von der See entfernet hatte: so kam er auf eine kleine Anhöhe. Daselbst entdeckete er einen Teich süßes Wassers über eine Meile lang. Weil sie nun in diesem Teiche vier Fahrzeuge mit Indianern sahen, welche fischeten: so schlichen sie längst dem Wasser eine Viertheilmeile weit unter den Bäumen hin. Sie sahen sich überall um, und wurden auf dreyhundert Schritte weit von ihnen zween Indianer gewahr, welche Früchte unter einem Baume sammelten, den man Guajac nennte. So gleich legeten sie sich auf die Erde, die einen auf der einen, und die andern an der andern Seite. Sie krochen

i) Ebendas. X Cap.

k) Talavera la Reyna, eine Stadt in Neucastilien in Spanien, wo man gute irdene Gefäße machet.

Moscoso. 1543.

krochen so geschickt auf dem Bauche fort, daß sie, ohne entdeckt zu werden, die beyden Wilden umgaben. Darauf stunden sie auf, und liefen auf dieselben zu. Ungeachtet ihrer Geschwindigkeit aber entwischete ihnen doch einer, welcher davon schwamm. Den andern aber erhascheten sie, und eileten mit ihm und ihrer Beute geschwind wieder nach ihrem Quartiere, aus Furcht, es möchten die Einwohner des Landes zusammen kommen, und ihnen solche wieder abjagen. Denn sie hatten zugleich zween Körbe voller Guajacfrüchte, großen Hirse, einen calecutischen Hahn aus Mexico, und zweyen spanischen Hühnern, nebst etwas eingemachten von Magueystengeln erbeutet. Weil sie höreten, daß ihr Gefangener nur das Wort Brecos im Munde hatte, und sie solches nicht verstunden: so fragten sie ihn durch Zeichen und auf andere Art, wie das Land hieße. Der Indianer, welcher sie wohl verstund, ihnen aber nicht antworten konnte, wiederhohlete vergebens das Wort Brecos, in der Meynung, ihnen dadurch zu erkennen zu geben, daß er einem Spanier zugehörete, welcher **Christoph Brecos** hieß: der arme Mensch aber marterte sich vergebens, weil er den Namen Christoph vergessen hatte, und Brecos nicht verständlich war *l*).

Die Spanier erkennen, daß sie in Mexico sind.

Silvestre und seine Leute fanden bey ihrer Zurückkunft ihre Gefährten voller Freuden über die Entdeckung, welche die beyden andern Parteyen gemacht hatten. Die Freude aber vermehrete sich noch bey Erblickung der Beute, welche Silvestre mitbrachte. Der Feldscheerer, welcher die mexicanische Sprache verstund, und sie auch ein wenig redete, zeigete dem gefangenen Indianer Scheeren, und fragete, was das wäre? Der Wilde antwortete ihm Tiselas, anstatt Tixeras, welches auf spanisch eine Scheere heißt. Nunmehr da die Spanier höreten, daß sich dieser Indianer bemühete, spanisch zu reden, zweifelten sie nicht mehr, daß sie nicht nach Mexico gekommen seyn sollten. Sie ließen den Indianer durch den Feldscheerer fragen: wie der Namen des Landes hieße, wo sie sich befänden, und wie der Fluß hieße, welchen der General mit den fünf Brigantinen hinauf gefahren wäre? Er antwortete: das Land gehörete zu Panuco, wohin man zu Lande zehn Meilen hätte; der General wäre in den Fluß eingefahren, welcher den Namen dieser Stadt führete, die zwölf Meilen von seiner Mündung, und noch zwölfe von dem Orte, wo sie wären, entfernet läge; er gehörete einem Einwohner zu Panuco, Christoph Brecos, zu, etwas über eine Meile wäre ein Cacique, welcher lesen und schreiben könnte, und von einem Geistlichen erzogen wäre, der auch die Indianer die Grundsätze der christlichen Lehre lehrete, wenn man es verlangete, so wollte er zu diesem Cacique gehen, der geschwind zu ihnen kommen, und ihnen von allem Nachricht geben würde. Die Spanier freueten sich darüber, beschenketen den Indianer, und bathen ihn, er möchte zu dem Cacique gehen, und ihn ersuchen, daß er ihnen Dinte, Feder und Papier schickete. Der Wilde eilete dergestalt, daß er innerhalb vier Stunden wieder zurück kam. So bald der Cacique von dem, was auf der Küste seiner Provinz vorgefallen, Nachricht erhalten; so kam er selbst mit acht von seinen Unterthanen, die mit spanischen Hühnern, Brodte, Hirse, Früchten und Fischen beladen waren. Er brachte auch Dinte und Papier mit; denn er wußte sich sonderlich viel damit, daß er lesen und schreiben konnte. So bald er ankam, beschenkete er die Spanier mit dem, was seine acht Leute trugen, und both ihnen sein Haus an. Sie macheten ihm ein Gegengeschenk mit Gemsenfellen, und schicketen darauf einen Indianer

l) Ebendas. XI Cap.

Moscoso. 1543.

ner an den General mit Briefen; worinnen sie ihm ihren Zustand meldeten, und seinen Befehl erwarteten. Der Cacique besuchete sie alle Tage, so lange sie in seiner Provinz waren *m*).

Ankunft der Spanier zu Panuco,

Quadrado und Mugnos marschireten indessen die ganze Nacht, und kamen bey frühem Morgen an die Mündung des Panuco, wo sie vernahmen, daß der General und die Brigantinen den Fluß hinauf führen. Sie waren darüber so froh, daß sie ihre Reise, ohne auszuruhen, fortsetzeten, und sich geschwind zum Generale begaben, welcher befürchtete, die beyden Caravellen hätten Schiffbruch gelitten, und daher sehr vergnügt war, als er sie ankommen sah. Den andern Morgen erhielt er auch durch den abgeschickten Indianer das Schreiben, worauf er sogleich befahl, sie sollten zu ihm nach Panuco kommen. Man empfing sie daselbst mit großen Freundschaftsbezeugungen; und es waren ihrer in allem noch etwan dreyhundert Mann, aber so elend und abgezehret, daß es zu erbarmen war. Der Statthalter zu Panuco gab dem Unterkönige, Anton von Mendoza, welcher sich zu Mexico aufhielt, Nachricht von ihrer Ankunft. Mendoza stellete auch so gleich Befehl, sie mit allem wohl zu versehen, und wenn sie sich ausgeruhet und völlig wieder erhohlet hätten, zu ihm zu bringen.

und ihre Uneinigkeit.

Da inzwischen die meisten von ihnen sahen, daß die Einwohner zu Panuco nur von demjenigen lebeten, was die Erde hervorbringt, daß sie nur Pferde hielten, um sie an Auswärtige zu verkaufen; daß sie insgesammt arm und das Land elend wären: so fingen sie an, das sehr fruchtbare Florida zu bedauern, welches sie verlassen hatten, worinnen sie sich auf so mancherley Art reichlich hätten ernähren können. Ihr Misvergnügen wuchs, wenn sie an die Menge Perlen dachten, die sie gesehen hatten, und ihnen die Hoffnung einfiel, womit sie sich insgesammt geschmeichelt, daß ein jeder von ihnen eine große Provinz in Florida gewinnen könnte. Sie verflucheten dieserwegen ihre Aufführung, und schalten sich für feige Memmen, daß sie sich nicht daselbst niedergelassen, und für niederträchtige Seelen, die sich nicht geschämet, hieher zu kommen, und ihr Brodt von armen Leuten zu betteln; es würde rühmlicher gewesen seyn, in Florida zu sterben, als in Mexico, wie Schurken, zu leben. Diese Betrachtungen macheten vornehmlich diejenigen, welche gerathen hatten, man möchte Florida nicht verlassen. Da sie sich also, durch das Verschulden ihrer Hauptleute, welche die Truppen bewegen, nach Mexico zu gehen, in Armuth sahen, so wurden sie so aufgebracht wider sie und wider diejenigen, welche ihre Meynung unterstützet hatten, daß sie dieselben mit dem Degen überliefen, einige verwundeten und tödteten, so, daß sie sich nicht mehr durften sehen lassen. Man suchete sie zu versöhnen, aber vergebens; und da die Uneinigkeit mehr und mehr zunahm, so meldete der Statthalter solches dem Mendoza, welcher befahl, ihm die Spanier zehn und zehn, oder zwanzig und zwanzig nach Mexico zu schicken, und zwar allezeit solche, die von einerley Partey wären, welches genau beobachtet wurde *n*).

Da

m) Ebendas. XII Cap.

n) Ebendas. XIII Cap.

o) Ebendas. XIV Cap.

p) Garcilasso de la Vega erzählet, um die hohe Einbildung dieser Leute zu zeigen folgendes Geschichtchen. „Einer von ihnen gieng mit sehr elenden Fellen bekleidet, eines Tages durch die Straßen „in Mexico. Es sah ihn ein reicher Bürger, und „hatte Mitleiden mit ihm. Er rief ihn an, und „sagte, wofern er bey ihm in Dienste zu treten „wünschete, so wollte er ihm einen sehr guten Ge„halt geben, und ihn auf eines von seinen Gütern bey

Moscoso. 1543.

Aufnahme der Spanier in Mexico.

Da sich das Gerücht ausgebreitet hatte, daß die Spanier, welche aus Florida kämen, nach Mexico giengen: so liefen die Einwohner des Landes von allen Seiten herzu. Sie beherbergeten und bewirtheten sie höflichst bis nach Mexico. In diesem Orte selbst wurden ihnen alle Gefälligkeit und Wohlgewogenheit erwiesen. Man kleidete sie anständig, und versah sie mit allem, was sie braucheten. Der Unterkönig ließ Officier und Gemeine mit an seiner Tafel speisen, weil sie alle gleichen Antheil an den Beschwerlichkeiten der Entdeckung gehabt, und daher auch gleiche Gewogenheiten spühren müßten. Er wollte sie auch gern mit einander wieder versöhnen: es wollte ihm aber nicht recht gelingen. Sie schlugen sich oft mit einander, und es wurden so gar einige getödtet. Ihr Verdruß, Florida verlassen zu haben, wurde fast täglich größer, da sie sahen, wie hoch man hier die Perlen und das Pelzwerk schätzete, welches sie da im Ueberflusse hätten haben können. Um solchen etwas zu mildern, und sie ein wenig zu beruhigen, versprach ihnen der Unterkönig, er wollte selbst einen Zug nach Florida thun, und sie bey demselben gebrauchen. Er both unterdessen einigen Geld, andern Bedienungen, so lange an, bis er mit seinen Anstalten und Zurüstungen zur Eroberung dieses Landes fertig werden könnte o).

Sie gehen aus einander.

Einige nahmen seine Anerbiethungen an, und blieben in Neuspanien, wo sie sich endlich, weil aus seinem Unternehmen nichts wurde, häuslich niederließen. Andere begaben sich nach Peru, woselbst sie noch große und reiche Herren zu werden hoffeten p). Sie dieneten der Krone Spanien in denen Kriegen, die sie wider Giron und Pizarro daselbst führete: sie konnten aber doch niemals zu einem zugetheileten Stücke Landes mit eigenen Indianern kommen, dergleichen sie in Florida leicht hätten erhalten können. Andere kehreten wieder nach Spanien zurück, und wollten in ihrem Vaterlande lieber ein ruhiges und armes Leben führen, als in America reich seyn, wo sie so viel Beschwerlichkeiten ausgestanden, und dabey noch oben ein ihr Vermögen zugesetzet hatten. Viele traten auch in geistliche Orden, und büßeten also die Ungerechtigkeiten, die sie an den armen Wilden manchmal begangen hatten q).

Maldonado und Arias suchen Soto.

Damit wir die Geschichte von der Entdeckung von Florida vollends zu Ende bringen, so müssen wir auch noch ein Wort vom Maldonado sagen, welcher zu Ende des Hornungs 1540 nach Havana geschickt worden, um von da Lebensmittel und andere Bedürfnisse zu hohlen, und sich das Jahr darauf mit Arias in dem Hafen Achussi wiederum einfinden sollte. Maldonado kam den Befehlen des Generales genau nach. Er vereinigte sich mit Arias in Havana, wo sie zusammen drey Schiffe kaufeten, und sie so wohl, als eine Caravelle, und zwo Brigantinen mit allen zu einer Niederlassung nöthigen Sachen befrachteten. Darauf giengen sie unter Segel, und kamen glücklich nach Achussi. Weil sie aber den General daselbst nicht antrafen: so gieng der eine an der Küste gegen Westen, und der andere an der gegen Osten hin, um Nachricht von ihm zu erhalten. Sie blieben so lange in der See, bis das böse Wetter sie nöthigte, wieder nach Havana zurück zu kehren, ohne daß

„bey Mexico setzen, woselbst er sein Leben ruhig „und bequem hinbringen könnte. Der Spanier „antwortete ihm auf eine hochmüthige und stolze „Art: er wollte ihm eben dergleichen Vorschlag „thun: er hätte in Peru viel schöne Ländereyen; „wofern er ihn begleiten wollte, so wollte er ihm „eines von seinen schönsten Gütern zu verwalten ge„ben, in welchem er gewiß höchst glückselig leben „würde„.

q) Historia del Florida, Parte II. Lib. IV. c. XVI.

Moscoso. 1543.

daß sie etwas von ihm erfahren hatten. Gleichwohl verloren sie den Muth nicht, sondern begaben sich das folgende Frühjahr wieder in See. Der eine gieng an der mexicanischen Küste hin, und der andere bis nach den Ländern Bacallos. Weil sie aber noch nichts von ihm entdecken konnten, so nahmen sie ihre Fahrt wieder nach Havana. Sie liefen das Frühjahr 1543 von da wiederum aus, und waren entschlossen, entweder umzukommen, oder zu erfahren, wo der General hingekommen wäre. In dieser Absicht kamen sie in der Mitte des Weinmonates, nach vielen Beschwerlichkeiten, nach Vera Cruz. Sie erfuhren daselbst, daß Soto gestorben, und die meisten von ihren Gefährten umgekommen wären. So gleich kehreten sie nach Havana zurück, wo die Zeitung von diesem Unglücke des Generales Gemahlinn, Isabella von Bovadilla, dergestalt rührete, daß sie, wenig Tage darnach vor Kummer und Gram, ihren Geist aufgab r).

Sitten der Floridaner.

Der IX Abschnitt.

Sitten und Gebräuche der alten Floridaner.

Vorerinnerung. Ihre Religion. Ihre Gottheit Toia. Ihre Begriffe von einer obern. Sie bethen die Sonne an. Verehrung derselben. Deren Tempel. Tempel zu Talomeco. Aufopferung ihrer Erstgeburt. Verehrung eines Hirsches. Bußfest. Ihre Priester. Ihre Aufmunterung zur Rache wider ihre Feinde. Ihre Vorbereitung zum Kriege. Ihre Art, Krieg zu führen. Ihre Waffen. Weiber der Erschlagenen bitten um Rache. Ihre Trauer. Begräbniß ihrer Oberhäupter. Ihre Begriffe von einem andern Leben. Ihre Heirathen. Strafe der Ehebrecherinnen. Erziehung ihrer Kinder. Ihre Speise und Trank. Ihre Kleidung. Wie sie das Andenken ihrer Thaten erhalten.

Vorerrinnerung.

Man sieht sich genöthiget, hier alles dasjenige zusammen zu nehmen, was man von den Sitten und Gebräuchen einiger einzelnen Völker aus Florida aufgezeichnet findet, deren jedes sonst von den andern darinnen eben so wohl, als in der Sprache, kann unterschieden gewesen seyn. Damit man auch nicht den Floridanern überhaupt dasjenige zueigne, was nur bey einem Volke dieses Landes üblich gewesen: so wird man fleißig anmerken, wo ein oder der andere Gebrauch im Schwange gegangen.

Ihre Religion.

Die Völker in Florida sind Abgötter, und halten die Sonne und den Mond für Gottheiten, welche sie verehren, ohne daß sie ihnen Gebeth und Opfer bringen. Gleichwohl haben sie Tempel: sie bedienen sich derselben aber nur, ihre Todten darinnen beyzusetzen, und dasjenige darinnen einzuschließen, was sie kostbares in ihrem Leben gehabt haben. Sie stecken auch an den Thüren dieser Tempel dasjenige, was sie ihren Feinden abgenommen haben, als Siegeszeichen auf. Weiter saget Garcilasso de la Vega nichts von ihrer Religion s). Man könnte sie mit denen abgöttischen Völkern des Alterthumes vergleichen, welche alles anbetheten, was ihnen außerordentlich zu seyn schien; wenn es wahr ist, daß sie aus Aberglauben einen Pfeiler mit dem französischen Wapen angebethet, welchen der Hauptmann Ribaut auf einer Höhe errichtet hatte, da er diesen Theil des nordlichen America entdeckete. Sie brachten diesem Denkmaale Opfer; sie kröneten und schmückten es mit Bluhmen, und erwiesen ihm alle Zeichen einer hohen Verehrung.

Die

r) Ebendas. XVII Cap.

s) Histor. del Florida, P. I. Lib. I. cap. IV.

Sitten der Floridaner. Ihre Gottheit Toia.

Die Floridaner, saget Lescarbot, bethen unter dem Namen Toia, den Teufel an, oder vielmehr dasjenige böse Wesen, welches sie ihrer obern Gottheit entgegen setzen. Da sie überzeugt sind, daß ihnen diese letztere, wegen ihrer großen Güte, keinen Schaden zufügen kann: so bemühen sie sich, das andere Wesen zu besänftigen, wovon sie grausam gemartert werden, wie sie sagen t). Es giebt ihnen Schnitte in das Fleisch, erschrecket sie durch Gesichter, und erscheint ihnen von Zeit zu Zeit, um sie zu nöthigen, daß sie ihm Menschen opfern sollen. Doch kann man solches vielleicht eher für Betrügereyen ihrer Pfaffen, als Werke des bösen Geistes, halten.

Ihre Begriffe von einer obern.

Ein anderer Schriftsteller saget uns folgendes von der Religion der Floridaner in Carolina. „Sie bethen einen einzigen Gott, Schöpfer aller Sachen, an, welchem ihr „Oberpriester Opfer bringt: sie glauben aber nicht, daß sich solcher um die Geschäffte der „Menschen bekümmerte, als welche seine Sorgfalt nicht verdienen. Sie sagen, er bestelle „zur Welt Untergottheiten; das ist, er überlasse die Führung und Einrichtung der Dinge „auf Erden bösen und guten Geistern, denen die Priester von einem geringen Stande „Opfer bringen und andere Andachten leisten„ u).

Sie bethen die Sonne an.

Die Völker um die apalachischen Gebirge bethen die Sonne, als die Urheberinn des Lebens und Schöpferinn der ganzen Natur, an. Es scheint, daß sie noch einige dunkele Begriffe von einer allgemeinen Sündfluth behalten haben. Denn sie sagen: als die Sonne einmal ihren ordentlichen Lauf vier und zwanzig Stunden zurück gehalten habe, so wäre das Gewässer aus dem großen See Theomi dergestalt ausgetreten, daß es die Spitzen der höchsten Berge überschwemmet hätte, außer dem Olaimy, welchen die Sonne vor der allgemeinen Ueberschwemmung verwahret, weil sie sich daselbst mit ihren eigenen Händen einen Tempel gebauet, den die Apalachiten hernach als einen heiligen Ort angesehen, wohin sie gewallfahrtet, und wo sie diesem Gestirne ihre Andacht bezeuget haben. Alle diejenigen, welche diesen Ort erreichen konnten, wurden erhalten. Nach vier und zwanzig Stunden nahm die Sonne ihre erste Kraft wieder, und schickete das Gewässer in seine Gränzen; sie zertheilete die Dünste, welche dieses Gewässer auf der Erde ausgebreitet hatte. Zur Erkenntlichkeit für diese merkwürdige Befreyung haben die Apalachiten angefangen, die Sonne anzubethen, und solches für ihre Pflicht gehalten.

Verehrung derselben.

Ihr Gottesdienst, den sie der Sonne erweisen, besteht darinnen, daß sie dieselbe, wenn sie aufgeht, begrüßen und zu ihrem Lobe Lieder singen. Eben dieses thun sie auch des Abends, wenn sie untergeht. Außer dem stellen sie viermal des Jahres auf dem Gebirge Olaimy feyerliche Opfer und Räucherungen an. Sie bringen aber diesem Gestirne kein blutiges Opfer, weil sie glauben, daß demjenigen, welcher den Geschöpfen das Leben giebt, ein Dienst nicht angenehm seyn kann, der ihnen solches nimmt. Sie verbrennen also nur einiges Räuchwerk; man bringt den Priestern Geschenke, und singt dem Gestirne des Tages zu Ehren Lieder. Den Tag vor dieser Feyer begeben sich die Priester in die Einsamkeit auf den Berg, um sich desto besser dazu anzuschicken. Das Volk begiebt sich nur vor der Sonnen Aufgange dahin. Alles ist die ganze Nacht über von denen Feuern erleuchtet, die man auf dem Berge anzündet: die Andächtigen aber unterstehen sich nicht, sich

t) Purchas in seiner Samml. a. d. 306 S.
u) Beschreibung der englischen Colonien in Recueil de divers Voyages.

Sitten der Floridaner.

sich dem Tempel oder vielmehr der Grotte zu nähern, welche der Sonne gewidmet ist. Der Zutritt zu derselben ist nur den Priestern, welche man Juanaer nennet, erlaubet, und ihnen stellen die Andächtigen ihre Opfer und Geschenke zu, welche die Juanaer hernach an Stangen aufhängen, die zu beyden Seiten des Einganges gesetzet werden. Sie bleiben daselbst bis zu Ende der Ceremonie, worauf sie nach dem Willen dessen, der sie geschenket hat, ausgetheilet werden.

So bald die Sonne anfängt zu scheinen, fangen die Juanaer an, ihr Lob zu singen, und fallen dabey zu vielen malen auf die Knie. Nach diesem werfen sie Räucherwerk in das heilige Feuer, welches vor der Thüre des Tempel angezündet ist. Auf diese beyden Handlungen der Verehrung folget die dritte, welche eben so wesentlich dazu gehöret. Der Priester gießt Honig in einen hohlen Stein, welcher ausdrücklich zu diesem Gebrauche bestimmt ist, und vor einem steinernen Tische steht. Er verstreuet bey dem Steine vielen halbzerstoßenen und von seiner Hülse abgesonderten Mais. Dieser ist die Speise einiger Vögel, die man Tonatzulier nennet, und welche, nach der Meynung der Floridaner das Lob der Sonne singen. Unter der Zeit, da die Priester das Räucherwerk verbrennen, und zum Lobe der Sonne singen, wirft sich das Volk nieder auf sein Angesicht und verrichtet seine Andacht. Das Wesentlichste der Feyer geschieht zu Mittage. Alsdann stellen sich die Juanaer rund um den Tisch, verdoppeln ihr Singen und ihr Freudengeschrey; und wenn die Sonne anfängt, die Ränder des Tisches zu vergülden, so werfen sie alles, was sie von dem Räucherwerke noch übrig haben, in das Feuer. Hiermit endiget sich die Ceremonie noch nicht völlig. Nach der letzten Anzündung des Räucherwerks bleiben sechs durch das Loos erwählete Juanaer bey dem Tische und geben sechs Sonnenvögeln die Freyheit. Man bringt sie in Käfichten, damit sie zu der Ceremonie dienen können. Auf diese Befreyung der Vögel folget ein Umgang von den Andächtigen, welche mit Zweigen in der Hand den Berg hinunter gehen, und sich zu dem Eingange des Tempels begeben. Darauf waschen sich die Pilgrim das Gesicht und die Hände mit einem heiligen Wasser; und die ganze Ceremonie endiget sich mit Spielen, Tanzen und andern Lustbarkeiten.

Deren Tempel.

Der Tempel, welchen die Apalacher der Sonne gewidmet haben, ist eine von Natur in dem Felsen gemachte geräumige Grotte gegen Morgen desselben. Man saget, sie sey zweyhundert Schritte lang und eyrund; ihr Gewölbe erhebe sich auf sechs und zwanzig Fuß hoch, und es falle durch das Gewölbe, welches in der Mitte bis oben auf den Berg durchbrochen ist, genug Licht hinein, sie helle zu machen x).

Tempel zu Talomeco.

Bey andern Völkerschaften dieneten die Tempel zu Begräbnissen der Vornehmsten des Landes, wie man gesehen hat. Der zu Talomeco, als der merkwürdigste darunter, war über hundert Schritte lang und vierzig breit. Die Mauern waren nach Verhältniß hoch, und das Dach sehr erhaben, um den Mangel der Ziegel zu ersetzen, und damit das Wasser desto besser ablaufen möchte. Die Decke war von sehr dünnem gespaltenen Schilfe, wovon die Indianer Matten machen, welche den Tapeten von maurischen Binsen gleichen, und sehr schön anzusehen sind. Fünf oder sechs von diesen Tapeten werden über einander geleget, und hindern, daß der Regen nicht durchdringen, und die Sonne nicht in den Tempel scheinen kann, welches man auch bey den Häusern eben so gemacht hat.

Auf

x) *Rochefort* Histoire des Antilles, p. 185.

Sitten der Floridaner.

Auf dem Dache dieses Tempels waren viele Muschelschaalen von verschiedener Größe und von mancherley Fischen, die in eine sehr schöne Ordnung gestellet waren. Man begreift aber nicht, wie sie dahin gekommen, da diese Leute so weit von der See entfernet leben; man müßte sie denn aus den Flüssen und Strömen genommen haben, welche die Provinz bewässern. Von allen diesen Muschelschaalen war das Inwendige heraus gekehret, damit sie mehr Glanz hätten. Es war stets eine große Schaale von einer Meerschnecke zwischen zwo kleine Muschelschaalen gesetzet und ein Raum darzwischen gelassen, welche mit vielen Schnüren Perlen von verschiedener Größe in Gestalt der Bluhmenbinden ausgefüllet war, die von einer Muschelschaale zur andern giengen. Diese Perlenschnüre, welche oben von der Spitze des Daches an bis herunter giengen, nebst dem lebhaften Glanze der Perlmutter und anderer Muschelschaalen macheten eine sehr schöne Wirkung, wenn die Sonne darauf schien.

Der Tempel hatte Thüren, die seiner Größe gemäß waren. Man sah an dem Eingange zwölf hölzerne Bildsäulen von Riesengröße. Sie waren mit einem so wilden und so drohenden Gesichte und Wesen vorgestellet, daß die Spanier sie lange Zeit betrachteten. Man hätte sagen können, diese Riesen wären zur Vertheidigung des Einganges dahin gesetzet; denn sie stunden in zwo Reihen an beyden Seiten, und nahmen an Größe immer ab. Die erstern waren acht Fuß hoch, und die andern nach Verhältniß etwas kleiner, wie die Orgelpfeifen.

Sie hatten Waffen nach ihrer Größe; die erstern auf jeder Seite Keulen mit Kupfer beschlagen, welche sie aufgehoben, und in einer solchen Stellung hielten, als wenn sie den Augenblick auf diejenigen zuschmeißen wollten, die sich wageten, hinein zu gehen. Die zweyten hatten Streithämmer; die dritten eine Art von Ruder; die vierten kupferne Aexte, deren Schneiden von Feuersteinen waren. Die fünften hielten gespannete Bogen mit darauf gelegten Pfeilen zum Abdrücken fertig; und die letztern hatten sehr lange an beyden Enden mit Kupfer beschlagene Piken, in einer drohenden Stellung, so wie die andern: doch waren sie alle unterschieden und sehr natürlich.

Der Obertheil der Wände des Tempels inwendig war so, wie das Dach auswendig, geschmücket. Denn es fand sich eine Art von Kranze daran, die von großen Meerschneckenmuscheln gemacht war, welche in sehr schöner Ordnung stunden, und zwischen welchen man Perlenschnüre, wie Bluhmenbinden, sah, die von dem Dache abhingen. In dem Zwischenraume, zwischen den Muschelschaalen und Perlen, sah man in der Vertiefung eine Menge sehr schön zusammengeordneter bunter Federn von allerley Farben angeheftet. Außer dieser Ordnung, welche über dem Kranze herrschete, hingen von allen Orten des Daches viele Federn und Perlenschnüre, die von kaum merklichen Fäden gehalten wurden, welche oben und unten dergestalt angeheftet waren, daß diese Werke fast herunter zu fallen schienen.

Unter dieser Decke und diesem Kranze waren an den vier Seiten des Tempels rund herum zwo Reihen Bildsäulen über einander; die eine von Manns- und die andere von Frauenspersonen, von der ordentlichen Größe der Leute des Landes. Eine jede hatte ihre Bilderblende neben der andern, und bloß zur Zierde der Wände, die sonst zu kahl würden ausgesehen haben. Die Mannspersonen hatten insgesammt Waffen in den Händen, woran vier oder fünf Reihen Rollen von Perlen mit Quasten an den Enden waren, die von einem sehr

Sitten der Floridaner. sehr feinen Faden von mancherley Farben gemacht worden. Was die Bildsäulen der Weiber anbetrifft, so hatten sie nichts in Händen.

Unten an diesen Wänden waren sehr wohl gearbeitete hölzerne Bänke, auf welchen die Särger der Herren von der Provinz, und den Personen aus ihrer Familie bestunden. Zween Fuß hoch über diesen Särgen sah man in Bilderblenden in der Mauer die Bildsäulen derer daselbst begrabenen Personen. Sie waren so natürlich vorgestellet, daß man daraus urtheilen konnte, wie sie zur Zeit des Absterbens ausgesehen. Die Mannspersonen hatten Waffen in den Händen, die Frauenspersonen aber nichts.

Der Raum, welcher zwischen den Bildern der Todten, und den beyden Reihen Bildsäulen ist, welche unter dem Kranze anfangen, ist mit Schildern von verschiedener Größe besäet, welche aus Schilfe so stark geflochten sind, daß kein Bolzen von einem Armbrust, noch auch selbst eine Flintenklugel durchdringen kann. Diese Schilder sind insgesammt mit Perlen und Quasten von mancherley Farben geschmücket, welches viel zu ihrer Schönheit beyträgt.

In der Mitte des Tempels waren drey Reihen von Kisten auf abgesonderten Bänken. Die größten von diesen Kisten dieneten den mittelmäßigen, und diese wieder den kleinern zum Fußgestelle; und diese Pyramiden bestunden gemeiniglich aus fünf oder sechs Kisten. Weil zwischen einer und der andern Bank Raum war: so hinderte dieses nicht, von einer Seite zur andern zu gehen, und alles in dem Tempel zu besehen, was man wollte.

Alle diese Kisten waren voller Perlen; so daß die größten auch die größten Perlen enthielten, und so weiter bis auf die kleinesten, die nur mit dem Perlensamen angefüllet sind. Die Menge der Perlen war so groß, daß die Spanier gestunden, sie könnten, ob ihrer gleich über neunhundert Mann waren, und sie dreyhundert Pferde hatten, doch nicht zusammen alle die Perlen dieses Tempels auf einmal wegtragen. Man darf sich aber nicht so sehr darüber verwundern, wenn man erwägt, daß die Indianer der Provinz seit vielen Jahrhunderten alle die Perlen, die sie gefunden, in diese Kisten geleget, ohne eine einzige davon zu behalten.

Außer dieser unzählbaren Menge Perlen fand man auch viele Packe Gemsenfelle von allerhand Farben, ohne vieler anderen Kleider von Fellen mit Haaren, welche auf verschiedene Art gefärbet waren, und viele Katzenfelle, Marderfelle und andere zu gedenken, die eben so gut gegerbet waren, als an den besten Orten in Deutschland und Rußland.

Rund um diesen Tempel herum, welcher überall sehr sauber war, befand sich ein großes Magazin, welches man in acht Säle von einerley Größe abgetheilet hatte; welches ihm denn eine große Zierde gab. Die Spanier giengen in diese Säle hinein, und fanden sie voller Waffen. In dem ersten waren lange Piken mit einem sehr schönen Kupfer beschlagen, und mit Ringen von Perlen versehen, die drey bis viermal herum giengen. Der Ort, wo diese Piken die Schulter berühren, war mit gefärbten Gemsenfellen überzogen, und an den äußersten Enden waren Perlenquasten, die sehr viel zu ihrer Schönheit beytrugen.

In dem zweyten Saale waren Keulen, wie der Riesen ihre mit Ringen von Perlen und dazwischen mit bunten Quasten und Perlen umher versehen. In dem dritten fand man

N.° 20



B. Picart inv. — C. Duflos f.

OPFER, welches die FLORIDANER der SONNE mit einem HIRSCHE bringen.

T. XVI. A.





OPFER, welches die FLORIDANER der SONNE mit ihrer ERSTGEBUHRT bringen.



man Streithämmer, die eben so aufgeputzet waren; in dem vierten Spieße, welche gleich unter der Spitze und an den Handgriffen mit Quasten geschmücket sind; in dem fünften Arten von Ruder, die mit Perlen und Fransen gezieret waren; in dem sechsten sehr schöne Bogen und Pfeile. Einige Pfeile waren mit Feuersteinen bewehret, die vorn an der Spitze wie Pfrieme, oder wie Degen, wie die Eisen an den Piken, oder wie Dolchspitzen zweyschneidig zugeschärfet waren. Die Bogen waren mit verschiedenen glänzenden Farben, und mit Perlen an manchen Orten gezieret. In dem siebenten Saale fanden sich Rundtartschen, von Holze und Rindsleder, das von weitem hergebracht worden, die ebenfalls mit Perlen und bunten Quasten versehen waren. In dem achten sah man mit dergleichen Quasten und Perlensamen geschmückte Schilder, die sehr geschickt geflochten waren y).

Sitten der Floridaner.

Einige Völker in Florida opfern der Sonne oder vielmehr ihren Oberherren ihre Erstgeburt auf. Wenigstens ist es gewiß, daß diese grausame Gewohnheit oder Ceremonie, in Gegenwart eines ihrer Caciquen geschieht, welchen sie Paraußi nennen. Es wird vor demselben ein Block hingesetzet, worauf das Kind soll geopfert werden. Die Mutter des Kindes nahet sich diesem Blocke, hucket vor demselben nieder, und bedecket sich mit ihren Händen das Gesicht. Unter der Zeit, daß sie nun also weinet und seufzet, machen ihre Nachbarinnen einen Kreis, und singen und tanzen. Eines von den Weibern, welches das Kind trägt, tritt in die Mitte dieses Kreises mit demselben, und singt und tanzet eben so, wie die andern. Sie zeiget das Kind dabey dem Paraußi von ferne, dessen Lob sie anstimmet. Unterdessen nahet sich der Priester zwischen sechs andern geführet, um das Opfer zu verrichten, und muß das Kind allezeit ein Knabe seyn.

Aufopferung der Erstgeburt.

Eben diese Völker opfern der Sonne auch mit vielem Gepränge die Abbildung eines Hirsches. Sie nehmen dazu die Haut von dem allergrößten Hirsche, den sie nur finden können. Diese stopfen sie mit allerhand Kräutern aus, damit sie die ordentliche Gestalt eines Hirsches bekomme. Sie schmücken sie darauf mit Bluhmen und Früchten, und stellen sie auf den Gipfel des höchsten Baumes, so daß der Kopf gegen den Aufgang der Sonne gerichtet ist. Diese Ceremonie geschieht alle Jahre zu Ende des Hornunges. Sie wird stets mit Gebethen und Liedern begleitet, welche der Paraußi und einer von den obersten Juanaern selbst an der Spitze der Andächtigen anstimmet. Die Floridaner ersuchen die Sonne dadurch, daß sie doch die Früchte des Landes segnen, und dem Lande seine Fruchtbarkeit erhalten möchte. Die Hirschhaut bleibt auf dem Baume stecken bis das folgende Jahr z).

Verehrung eines Hirsches.

Sie haben noch ein anderes merkwürdiges Fest. Das Volk versammelt sich unter der Anführung eines Paraußi, um dem Toia seine Schuldigkeit abzustatten. Die Reisenden, welche nicht gewußt, was Toia eigentlich sey, haben es kurz heraus gesaget, es sey der Teufel, da es doch wohl seyn kann, daß sie eine besondere Gottheit darunter verstehen. Wenigstens scheint diese Ceremonie eine Bußhandlung zu seyn, wodurch sie die Gewogenheit dieser Gottheit zu erhalten glauben. Sie kommen auf einem großen Platze zusammen, welchen die Weiber den Tag vorher zurechte gemacht und geputzet haben. Wenn die Versammlung einen Kreis gemacht hat: so erscheinen in der Mitte des Kreises drey

Bußfest.

y) Histor. del Florida. Parte I. Lib. IV. cap. 16.
z) Purchas am angef. Orte.

Sitten der Floridaner.

drey Juanaer, die mit mancherley Farben vom Kopfe, bis auf die Füße gemalet sind, mit Trummeln, nach deren Klange sie tanzen und singen und außerordentliche Geberden machen. Die Versammlung antwortet chorweise auf das Singen dieser Priester, welche drey oder viermal herum tanzen, und darauf plötzlich auf einmal die Gesellschaft verlassen, und in den Wald fliehen. Daselbst wollen sie den Toia um Rath fragen. Diese geheimnißvolle Flucht unterbricht die Andacht: die Weiber aber setzen sie den ganzen Tag fort mit Heulen und Weinen. Sie schneiden ihre Töchter mit scharfen Muschelschiefern in die Arme, und sprengen das Blut, welches aus diesen Wunden fließt, unter dreymaliger Anrufung des Toia in die Luft. Zween Tage darnach kommen die Juanaer wieder aus dem Gehölze zurück, wohin sie sich begeben hatten, die Gottheit zu befragen, und tanzen an eben dem Orte, den sie so plötzlich verlassen hatten. Der Tanz endiget sich mit einer Mahlzeit, welche sie nach einem dreytägigen Fasten wohl nicht füglich Umgang haben können. Das Fasten aber war unumgänglich nöthig, weil sich die Götter nur denjenigen frey offenbaren, die solches beobachten. In diesem Zustande ist das Gehirn frey von denen Dünsten, welche die Speisen darinnen erregen, und nimmt die Eindrücke einer vermeynten Begeisterung desto leichter an *a*).

Ihre Priester.

Ihre Priester sind zugleich auch Aerzte, wie bey den andern Völkern in America, und noch über dieses die Räthe und Staatsbediente des Paraußti. Dieses dreyfache Amt ist mit einer Ernsthaftigkeit, Bescheidenheit und einer außerordentlichen Enthaltung begleitet. Bevor sie zum Priesterthume kommen, müssen sie durch die Prüfungen einer langen Zucht unter der Anführung anderer Priester gehen, welche sie in denen Geheimnissen der Religion unterrichten, die sie dereinst dem Volke beybringen sollen. Man übet sie durch Fasten, durch die Enthaltung, durch die Eingezogenheit, durch die Beraubung der sinnlichen Vergnügungen; und diese Zucht dauert drey Jahre lang. Sie tragen an ihrem Gürtel einen Beutel voller Arzeneykräuter und anderer Hülfsmittel. Sie kennen die Kraft dieser Hülfsmittel und die Eigenschaften der Kräuter ziemlich gut. Sonst bedienen sie sich des Brechens, des Schwitzens, und des Scarificirens. Sie wischen das Blut nicht ab, welches aus den Wunden fließt, die sie gemacht haben, sondern saugen es mit dem Munde, und oftmals auch mit einem Röhrchen aus. Die Floridaner glauben, das bloße Anrühren oder Anhauchen ihrer Priester oder Aerzte mache sie gesund. Der Priester begleitet seine Verrichtungen mit einigen Worten. Weil alle diese Hülfsmittel die Genesung noch nicht wirken: so schreibt er ein Bad vor; und wenn das Bad auch nichts fruchtet, so leget er den Kranken an die Thüre seiner Hütte mit dem Gesichte nach dem Aufgange der Sonne gekehret. Er beschweret dieses Gestirn, dem Kranken durch den sanften Einfluß seines Lichtes die Gesundheit wieder zu geben; und dieses ist das letzte Mittel, welches man brauchet. Diese Priester sind mit einem in ungleiche Streifen zerschnittenen Mantel bekleidet. Zuweilen ist diese Kleidung nach Art eines langen Rockes gemacht; alsdann befestigen sie ihn mit einem ledernen Gürtel, woran der Sack hängt, in welchem sie ihre Arzeneymittel verwahren. Sie gehen mit bloßen Füßen und Armen; auf dem Kopfe haben sie eine Mütze von Fellen, welche spitz ausgeht; und oftmals putzen sie den Kopf auch mit Federn aus *b*).

Die

a) Purchas und Lescarbot am angef. Orte.
b) *Correal* Voyages. Tom. I. p. 96.

Sitten der Floridaner.

Aufmunterung zur Rache.

Die Floridaner sind überaus rachgierig. Damit sie sich aber noch desto besser zur Rache aufmuntern: so halten sie gewisse Versammlungen, worinnen sich einer von ihnen an einen ziemlich entfernten Ort setzet. Ein anderer steht auf, nimmt einen Wurfspieß in die Hand, und stößt den ersten damit, so stark er kann, ohne daß sich derjenige, welcher gestoßen wird, nur im geringsten beweget. Der Wurfspieß geht aus einer Hand in die andere, so lange bis der Verwundete niederfällt. Alsdann heben ihn die Weiber, und die jungen Leute mit Weinen und Heulen auf, geben ihm Casine zu trinken, welches der ordentliche Trank der Kriegesleute ist, und tragen ihn in eine Cabane, wo man von neuem anfängt, um ihn herum zu weinen. Die Weiber und Mägdchen machen einige Hülfsmittel zu rechte, um den Verwundeten zu heilen; unterdessen trinkt die Versammlung, machet sich lustig, besingt die tapfern Thaten ihrer Vorfahren, und muntert sich auf, Rache an den Feinden auszuüben. Die ganze Ceremonie ist eine Erinnerung des Todes ihrer Landesleute. Derjenige, welchen sie verwunden, stellet ihnen die übeln Begegnungen vor Augen, die solche von ihren Feinden erhalten haben, und dieser Anblick giebt der ganzen Völkerschaft einen unermeßlichen Haß ein c).

Vorbereitung zum Kriege.

Bevor sie zu Felde ziehen, wendet sich der **Paraustí** oder Cacique gegen die Sonne, ruft sie an, und beschweret sie, ihm günstig zu seyn. Darauf nimmt er Wasser in einen hölzernen Löffel, und wirft solches, nachdem er viele Flüche wider den Feind ausgestoßen, auf solche Art in die Luft, daß es zum Theile auf seine Kriegesleute sprützet. Könntet ihr doch, saget er zu gleicher Zeit zu ihnen, das Blut eurer Feinde eben so versprützen! Er nimmt darauf zum andern male einen Löffel voll Wasser, gießt ihn auf das Feuer, welches neben ihm an der Seite ist, und wendet sich darauf wieder zu eben den Kriegesleuten, und saget zu ihnen: Möchtet ihr doch eure Feinde eben so geschwind vertilgen können, als ich dieses Feuer auslösche! Ein entsetzliches Geschrey und vielbedeutende Geberdungen begleiten diese beyden Handlungen. Man zieht darauf einen von den Pfaffen zu Rathe, wie der Feldzug ablaufen würde. Seine Geberdungen sind dabey so beschaffen, daß sie sich kaum beschreiben lassen. Er machet einen Kreis von allerhand unbekannten Figuren, leget in die Mitte desselben eine Rundtartsche oder einen von Rohre geflochtenen Schild, kniet auf denselben nieder, beugt und renket auf eine außerordentliche und ganz ungewöhnliche Art den Leib, Kopf und Arme mit vielen Verdrehungen und Verzerrungen der Augen und des ganzen Gesichtes. Nachdem er sich eine Viertelstunde ungefähr mit den gräßlichsten Verzückungen aller Gliedmaßen also ermüdet hat: so verläßt er diese gezwungene Stellung, in welcher der Geist ihm den Ausgang des vorhabenden Zuges soll geoffenbaret haben, springt auf einmal auf, und geht zu dem Cacique, um ihm dasjenige kund zu thun, was er erfahren hat. Er meldet ihm die Anzahl seiner Feinde, den Ort, wo sie sich gelagert haben, und den Erfolg des Gefechtes; und man will, daß solches ordentlich eintreffen soll d).

Art Krieg zu führen.

Ihre Kriege werden aber nicht aus einer unmäßigen Ehrsucht unternommen, wo einer sich zum Herrn der andern zu machen, oder seinen Nachbarn ihr Land zu entreißen gedenkt. Sie bringen auch nicht förmliche Kriegesheere auf die Beine, um einander öffent-

c) Lescarbot und Purchas am angeführten Orte.
d) Ebendaselbst.

Sitten der Floridaner.

fentliche Feldschlachten zu liefern; sondern sie stellen einander nur Hinterhalte, und suchen einander bey der Fischerey und auf der Jagd aufzulauern, und Abbruch zu thun. Sie [illegible] len einer nach des andern Dorfschaften, wenn sie erfahren, daß die streitbare Mannschaft nicht daheim ist, suchen solche auszuplündern, in Brand zu stecken, und Gefangene zu machen. Oftmals kömmt es dabey zu einem hitzigen Gefechte, wo auf beyden Seiten viele erschlagen und gefangen genommen werden. Diese wechselt man gegen einander aus, Kopf für Kopf, und wo welche übrig bleiben, da werden sie zu Sclaven gemacht, und ihnen die Sehnen an dem Riester des einen Fußes abgeschnitten, damit sie nicht davon laufen können. Steigt die Feindschaft unter zweenen Nachbarn auf das höchste: so rücken sie mit großen Schaaren einander in das Land, verwüsten die Felder, sengen und brennen, wie sie können, und ziehen sich wieder zurück e).

Ihre Waffen.

Sie bedienen sich Waffen von allerhand Art, Spieße, Keulen, Lanzen, Aexte und Streithämmer von Kupfer. Sie glauben, Bogen und Pfeile geben ihnen eine besondere Zierde, und daher tragen sie dieselben beständig auf der Jagd und im Kriege. Wie sie aber von einer sehr ansehnlichen Gestalt sind: so sind auch ihre Bogen sehr lang, und nach Verhältniß dick. Gemeiniglich sind sie von Eichen- oder andern dergleichen Holze, daher sie sich auch schwerlich krümmen lassen: doch haben diese Indianer eine solche Fähigkeit und Stärke, sie zu spannen, daß sie die Sehne derselben bis hinter die Ohren ziehen können, da sie ein anderer kaum bis an das Gesicht zu bringen vermag. Diese Sehne ist aus Hirschleder, und wird folgender Gestalt gemacht. Sie schneiden aus der Hirschhaut einen Riemen zween Finger breit, von dem Schwanze bis zum Kopfe. Darauf schaben sie das Haar weg von diesem Riemen, machen ihn naß, drehen ihn, und befestigen das eine Ende an einem Aste von einem Baume, und an das andere hängen sie ein Gewicht von hundert bis hundert und zwanzig Pfund; und diesen Riemen lassen sie da so lange trocknen, bis er wie eine dicke Darmseite wird. Damit sie sich auch nicht den linken Arm beschädigen, wenn sie die Sehne beym Schießen springen lassen: so bedienen sie sich einer Art halber Armschienen, von dicken Federn, welche den Arm von dem Knöchel bis an den Ellbogen bedecket, und mit einem ledernen Riemen befestiget ist, welcher einige mal um den Arm geht f).

Verwünsch. ihrer Feinde.

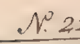
Sie nehmen ihren Feinden die Hirnschale und das Hauptthaar ab; und hängen die Arme und Beine derjenigen, die in ihren Gefechten erschlagen worden, an ausdrücklich dazu aufgerichtete Stangen. Sie versammeln sich rund um dieselben her, um die Flüche mit anzuhören, welche ein Juana wider ihre Feinde ausstößt. Vor diesem Pfaffen liegen drey Leute auf den Knien, die ein kleines Götzenbild in der Hand haben. Einer von diesen Leuten schlägt mit seiner Keule, so zu sagen, den Tact auf einen Stein, und antwortet auf die Verwünschungen des Pfaffen, unterdessen daß die beyden andern bey dem Geräusche ihrer Calebassen singen.

Weiber der Erschlagenen bitten um Rache.

Die Weiber derjenigen, welche im Kriege erschlagen sind, verfügen sich zu dem Cacique, ihn um Beystand anzuflehen. Sie stellen sich vor ihn mit thränenden Augen. Sie heulen und schreyen über den Verlust ihrer Männer, kauern vor ihm nieder, und beschweren ihn bey allem, was ihm lieb ist, solchen nicht ungerächet zu lassen, sondern die Feinde deswegen zur Strafe zu ziehen.

Sie

e) Garcil. de la Vega Histor. von Florida II Theil, III Buch, V Cap.
f) Ebendas. I Theil, I Buch, IV Cap.



B. Picart inv. — A. Duflos f.

Witwen aus FLORIDA, die ihre Haare auf das Grab ihrer Mænner streuen.





B. Picart inv. Cl. Duflos f.

FLORIDANERINNEN, die ihre Männer im Kriege verloren haben und ihre CACIQUEN um Beystand anflehen

T. XVI. D.



Sitten der Floridaner.

Ihre Trauer.

Sie begnügen sich aber nicht allein, ihre Thränen nur bloß vor dem Cacique auszuschütten, sondern sie wiedmen ihren Männern diesen Zoll der Liebe auch noch auf ihren Gräbern. Sie schneiden sich die Haare ab, und streuen solche auf denselben umher, nebst den Pfeilen, Köchern, Bogen, Spießen, Trinkschalen, und was sonst ihre Männer in ihrem Leben lieb gehabt und hochgehalten haben. So wie ihnen ihre Haare wiederum wachsen, nimmt auch ihre Trauer ab; und wenn sie wieder zu ihrer ersten Länge gekommen sind, das ist, wenn sie ihnen über die Schultern hinabhängen, so ist sie völlig aus; und alsdann mögen sie sich an andere wiederum verheirathen *g*).

Begräbniß ihrer Oberhäupter.

Sie begraben ihre Caciquen oder Parausti mit aller Pracht, die sie nur ausdenken können. Wenn sie keine Tempel haben, in welche sie dieselben setzen können, wie in einigen Landschaften geschieht: so stecken sie rund um das Grab herum Pfeile mit den Spitzen in die Erde, und setzen die Schale oben darauf, deren er sich zum Trinken in seinem Leben bedienete. Sie bringen drey Tage mit Weinen und Fasten auf diesem Grabe zu; und die Caciquen, seine Freunde und Anverwandten, kommen, ihm eben die Ehre zu erweisen. Sie schneiden sich ihm zu Liebe alle Haare vom Kopfe, welches das größte Zeugniß der Trauer ist. Darauf gehen alle Tage ausdrücklich dazu bestellte Klageweiber hinaus, und beweinen ihn sechs Monate lang, dreymal des Tages, als des Morgens, des Mittages und des Abends. Man verbrennet alles, was er in seinem Leben besessen hat; und eben das wird auch bey dem Tode ihrer Pfaffen beobachtet. Man begräbt sie in ihren Häusern, worauf man dieselben mit allem Geräthe darinnen verbrennet. Man saget, nachdem sie diese, ihrer Einbildung nach, heilige Leichname verbrannt hätten: so stießen sie die Knochen davon zu Pulver, und gäben sie, ein Jahr darnach, den Anverwandten zu trinken *h*). An einigen Orten begraben sie auch die Sclaven und liebsten Bedienten ihrer Herren, wie man in der obigen Erzählung schon angemerket hat.

Die in der Provinz Apalache balsamiren die Leichname ihrer verstorbenen Freunde und Anverwandten ein. Sie lassen sie fast drey Monate in dem Balsame liegen, worauf diese dadurch ausgetrockneten Leichen mit sehr schönen Fellen bekleidet, und in Särge von wohlriechendem Holze geleget werden. Die Verwandten verwahren diese Särge bey sich ganzer zwölf Monate lang. Darauf trägt man sie in einen nahgelegenen Wald, und begräbt den Verstorbenen an der Wurzel eines Baumes. Noch edler verfahren sie, wenn ihr Cacique gestorben ist. Wenn sie solchen einbalsamiret, mit allen seinem Schmucke bekleidet, mit schönen Federn und Halsbändern aufgeputzet: so verwahret man ihn drey Jahre, in dem Zimmer, wo er gestorben ist, und unter der Zeit leget man ihn in den gedachten hölzernen Sarg. Wenn diese Zeit um ist, so trägt man ihn in das Grab seiner Vorfahren, an dem Abhange des Berges Olaimy. Man läßt ihn in eine Kluft hinunter, deren Oeffnung man mit großen Kieseln verschließt, und man hängt an die Zweige der in der Nähe stehenden Bäume die Waffen, deren er sich in dem Kriege bedienet hat. Die nächsten Anverwandten pflanzen eine Ceder dabey, und unterhalten sie mit aller möglichen Sorgfalt. Geht sie aus, so setzet man so gleich eine andere dafür an die Stelle *i*).

Ihre Begriffe von einem andern Leben.

Die Apalachiten glauben die Unsterblichkeit der Seelen, und daß diejenigen, welche gut gelebet haben, gen Himmel geführet, und unter die Sterne gesetzet werden. Den Bösen

g) Purchas am angef. Orte. *h*) Ebendas.

i) Histoire des Iles Antilles p. 95.

Sitten der Floridaner.

Bösen weisen sie die Abgründe der höchsten Berge gegen Norden unter den Bären mitten unter Eise und Schnee an. Die andern Völker in diesen weitläuftigen Landen glauben ebenfalls eine Belohnung der Frommen und Bestrafung der Bösen nach diesem Leben. Sie nennen den Himmel Hamampascha, welches so viel, als die Oberwelt, heißt, und die Hölle Ucupacha, oder die Unterwelt. An diesem letztern Orte herrschet ein böser grausamer Geist, welchen sie Cupai nennen, zu welchem die Bösen kommen, und von dem sie gemartert werden *k*). Andere glauben eine Wanderung der Seele; und wenn jemand unter ihnen stirbt: so begräbt man Lebensmittel und einiges Geräth zu seiner Nothdurft mit ihm *l*).

Ihre Heirath.

Ordentlicher Weise heirathen die Floridaner nur eine Frau, welche verbunden ist, ihrem Manne treu zu bleiben, bey Strafe eines grausamen Todes oder sonst einer schimpflichen Züchtigung. Die Großen des Landes aber sind nicht eben an die Gewohnheit gebunden, nur eine Frau zu nehmen, sondern können deren so viel nehmen, als ihnen beliebt: jedoch ist nur eine die rechtmäßige, und die andern sind bloße Kebsweiber. Die Kinder, welche von diesen letztern gebohren werden, erben nicht so, wie die von der rechtmäßigen Frau, von den Gütern ihres Vaters *m*). Die Apalachiten verheirathen sich nicht außer ihren Familien. Die Ehen werden oftmals von den Aeltern in den zartesten Jahren ihrer Kinder geschlossen; und wenn die Kinder groß geworden sind, so halten sie dasjenige genehm, was ihre Aeltern geschlossen haben. Sie können sich in alle Grade verheirathen, die unter Bruder und Schwester sind.

Strafe der Ehebrecherinnen.

In den Provinzen Tascaluza und Coza hatte man ein Gesetz, welches bey Lebensstrafe geboth, daß, wenn jemand hinlängliche Anzeigungen hätte, daß ein Weib eine Ehebrecherinn wäre, er davon weiter Erkundigung einziehen, und sie bey dem Cacique oder, in seiner Abwesenheit, bey dem Richter des Ortes anklagen sollte. Dieser Richter stellete auf den ihm gethanen Bericht heimliche Untersuchung wider die angeklagte Person an, und bemächtigte sich derselben, wenn er sie schuldig befand. Darauf befahl er bey dem ersten Feste, das man anstellete, es sollten die Einwohner, wenn sie von Tische aufstünden, sich an einen gewissen Ort außer dem Dorfe begeben, und daselbst in zwo Reihen stellen. Nach diesem kamen die Richter; und zween davon traten an das eine Ende, und die beyden andern an das andere Ende dieser Reihen. Die erstern befahlen, man sollte ihnen die ehebrecherische Frau vorführen. Darauf sageten sie zu dem Manne, welcher gegenwärtig war, sie sey ihres bösen Lebens überführet, und er möge mit ihr nach der Schärfe des Gesetzes verfahren. Der Mann zog sie ganz nackend aus, und beschor sie mit einer Art von kieselsteinenen Scheermessern. Darauf gieng er, zum Kennzeichen, daß er sie verließ, mit ihren Kleidern fort, und überließ sie den Richtern. Zween davon befahlen der Missethäterinn so gleich, sie sollte durch die Leute hingehen, die in den beyden Reihen stünden, und ihr Verbrechen den beyden andern Richtern melden. Sie gehorchete; und so bald sie hinkam, so sagete sie zu ihnen, sie wäre des Ehebruches überzeuget, und zu der Strafe verdammet, womit die Gesetze dieses Verbrechen bestrafeten; man schickete sie zu ihnen, damit sie mit ihr machen sollten, was ihnen zum Besten ihrer Provinz beliebete. Die Rich-

k) Garcil. de la Vega am angef. Orte, II Th. III Buch, XI Cap.

l) Descript. des Colonies Angloises in dem Recueil de divers Voyages p. 184.

m) Garcilasso am angef. Orte, I Th. I Buch, II Cap.

Richter schicketen sie so gleich mit der Antwort zurück: es sey billig, daß die Gesetze, die man zur Erhaltung des öffentlichen Wohlstandes gemacht hätte, unverbrüchlich beobachtet würden; sie bestätigten also das Urtheil, welches man wieder sie gefället hätte, und befohlen ihr, künftig nicht wieder darein zu gerathen. Darauf kehrete sie wieder zu den ersten Richtern zurück, und die Leute, welche in den beyden Reihen stunden, pfiffen sie aus, und bemüheten sich, durch allerhand Schimpfreden ihre Schande zu vermehren. Indessen schry ihr das andere zusammen gelaufene Volk nach, warf sie mit Drecke, mit Erdklösen, mit Strohwischen, alten Hadern und dergleichen. Nach diesem verwiesen sie die Richter aus dem Lande, und stelleten sie den Händen ihrer Anverwandten zu, bey Strafe, sie in keinen Ort der Provinz einzulassen. Die Anverwandten nahmen sie und, und sobald ihr solche einen alten Mantel umgehängt, so brachten sie dieselbe an einen Ort, wo sie von keinem Indianer gesehen wurde. Die Richter erlaubeten dem Manne darauf, sich wieder zu verheirathen. Eigentlich ward diese Strafe nur in der Provinz Coza beobachtet. In der Provinz Tascaluzu aber bestrafete man sie noch schärfer. Die Gesetze dieses Landes verordneten, daß, wenn man zu einer ungebührlichen Zeit einen drey- oder viermal in ein Haus hinein- oder herausgehen sähe, und man argwohnete, das Weib möchte wohl eine Ehebrecherinn seyn, so mußte man solches dem Manne melden, und durch drey oder vier Zeugen beweisen, daß man nichts, als die Wahrheit vorbringe. Der Mann hörete die Zeugen, einen nach dem andern ab, mit entsetzlichen Verfluchungen wider den, welcher löge, und mit großem Segen zum Besten desjenigen, welcher die Wahrheit sagete. War nun die Frau ihrer Untreue sattsam überwiesen: so führete er sie hinaus vor den Flecken, band sie an einen Baum oder an einen in die Erde geschlagenen Pfahl, und erschoß sie mit Pfeilen. Darauf meldete er es dem Cacique, mit der Bitte, die Ankläger zu vernehmen, ob er nicht Recht gehabt, und ihn alsdann loszusprechen. Solches geschah. Fand sichs nun, daß er sich von dem Zorne übernehmen lassen, und zu voreilig in seiner Rache gewesen, da er noch nicht alle gehörige Beweise gehabt: so wurde er der Frauen Anverwandten übergeben, die ihn ebenfalls mit Pfeilen erschossen, und seinen Leichnam den Hunden und Vögeln auf dem Felde zur Speise ließen. Sonst aber ward er losgesprochen, und durfte sich wiederum verheirathen n).

Sitten der Floridaner.

Man giebt den Knaben, und besonders bey den Apalachiten, die Namen derer Feinde, welche sie erleget haben, oder derer Dörfer, die sie abgebrannt haben, oder auch der Gefangenen, die in ihren Diensten gestorben sind. Die Töchter führen den Namen ihrer verstorbenen Mütter, oder Großmütter; denn sie sehen dahin, daß nicht zwo Personen aus einerley Familie einerley Namen führen. Man versichert, die Männer hätten keinen Umgang mit ihren Weibern währender ihrer Schwangerschaft, so lange, bis sie niedergekommen wären. Sie essen so gar nicht einmal etwas von demjenigen, was sie in dieser Zeit angerühret haben. Die Mütter erziehen ihre Kinder, so wohl Knaben, als Mägdchen bis in das zwölfte Jahr, worauf die Knaben unter die Zucht der Väter kommen, die ihnen Bogen und Pfeile geben, und sie schießen lehren, da sie denn den Mäusen und Eidechsen auflauern o).

Kinderzucht.

n) Garcil. am angef. Orte, II Theil, I Buch, XIII Cap.
o) Ebendas. I Theil, III Buch, XIV Cap.

Sitten der Floridaner.

Denkmaale.

Einige von den Floridanern bedienen sich Denkbilder, die vorgefallenen Begebenheiten zu merken. Sie sind bedacht, ihre Kinder von denjenigen Dingen zu unterrichten, welche ihre Familie und ihr Vaterland angehen, damit das Andenken derselben von einem Geschlechte zum andern erhalten werde. An denen Orten, wo ein Gefecht vorgefallen, oder sich eine Völkerschaft gesetzet hat, errichtet man eine kleine steinerne Pyramide. Die Anzahl der Steine bezeichnet die Zahl der Todten oder der Stifter und derjenigen, welche den Ort zuerst bewohnet haben, wo sich dergleichen Pyramide befindet *p*).

Speise und Trank.

Die Floridaner haben kein Vieh, und halten auch keine Heerden. Sie essen anstatt des Brodtes nur groben Hirse, und anstatt der andern Speisen Fische und Hülsenfrüchte. Weil sie gleichwohl auf die Jagd zu gehen pflegen: so haben sie oftmals Wildprät. Denn sie erlegen mit ihren Pfeilen Hirsche, Rehe und Damhirsche. Sie schießen und fangen auch viel Geflügel, womit sie einander bewirthen, und deren Federn von mancherley Farben, ihnen zu ihrem Kopfputze dienen, und in Friedenszeiten die Edlen von dem Volke, im Kriege aber die Kriegesleute von denjenigen unterscheiden, welche keine Waffen führen. Sie trinken ordentlicher Weise nur Wasser; doch haben die Kriegesleute einen aus Hirse gemachten Trank, den sie Casine nennen; dessen man sich auch bey großen Feyerlichkeiten bedienet. Sie essen ihr Fleisch wohl gekocht, ihre Früchte recht reif, und ihren Fisch gut gebraten; und spotten derjenigen, die es nicht so machen.

Ihre Kleidung

Sie gehen meist nackend, und tragen nur eine Art von Bocksledernen oder Hirschledernen Höschen, die ihnen noch nicht bis auf die Hälfte des Schenkels gehen. Diese Höschen sind von mancherley Farbe, und dienen, dasjenige zu bedecken, was der Wohlstand will bedecket haben. Ihr Mantel ist eine Art von Decke, welche vom Halse bis auf die Waden geht. Er ist gemeiniglich von feinem Marder, und hat einen sehr angenehmen Muscusgeruch. Sie haben auch zuweilen welche von Katzen, Damhirschen, Hirschen, Bären und Löwen, ja auch Kuhfellen, die sie so gut zubereiten, daß man sich derselben wie eines Zeuges bedienen kann. Sie tragen lange Haare, und binden solche oben auf dem Kopfe zusammen. Ihre Mütze ist ein buntes Gewebe, welches sie auf der Stirne fest machen, so daß die Zipfel davon bis unter die Ohren hängen. Ihre Weiber gehen auch mit Fellen bekleidet, und haben meistentheils den ganzen Leib auf eine anständige Art bedecket *q*).



Das

p) Supplement à la Dissertat. sur les Cerem. relig. de l'Amerique p. 134.
q) Garcil. am angef. Orte, I Th. I Buch, IV Cap.

N°. 5



T. XVI. G.



Das XII Capitel.

Engländische Niederlassung in Virginien.

Reisen, Entdeckungen und Niederlassungen der Engländer in dem nordlichen America.

Einleitung.

Bishieher hatte America die Engländer noch nicht anders, als unter der verhaßten Eigenschaft der Seeräuber, gesehen. Ihre Nacheiferung aber wurde auf einmal edler; und sie waren endlich bedacht, sich daselbst niederzulassen. Die Geschichte ihres Fortganges bey der Bildung vieler Colonien wird nothwendiger Weise nach der Zeit ihrer Reisen und der Ordnung ihrer Unternehmungen abgetheilet.

Der I Abschnitt.

Niederlassung in Virginien.

Amidors und Barlow Reise. Gesellschaft von dem Ritter Raleigh gestiftet. Ursprung des Namens Virginien. Greenvills Reise. Erste Niederlassung der Engländer. Raleighs Reise. Whites Reise. Gosnolds Reise. Andere Reisen. In England entstehen zwo Gesellschaften. Johann Smiths Reise. Niederlassung in dem Flusse Puhatan. Stiftung von Jamestown. Abschilderung der Indianer des Landes. Es entstehen verschiedene Pflanzungen. Gates und Summers Schiffbruch. Smiths Rückkehr. Trauriger Zustand von Jamestown. Man will die Colonie verlassen. Neue Stadt Henrico. Geschichte der Prinzessinn Pocahontas. Sie vermählet sich mit einem Engländer. Smiths Bittschrift für sie an die Königinn. Wie ihr zu London begegnet wird. Ihr Tod. Yardlys Nachläßigkeit. Eifersucht der englischen Colonie auf die französische. Fortgang derselben. Salzgruben und Bergwerke. Wyats üble Verwaltung. Verdrießliche Folgen. Verschwörung der Indianer wider die Engländer. Ursache derselben. Die Engländer rächen sich. Die Colonie leidet darunter. Ordnung, die Karl I daselbst einführet. Baltimores Niederlassung. Neues Blutbad der Engländer. Berkeleys weise Regierung. Sein Tod. Unruhen in Virginien. Batt geht auf neue Entdeckungen. Bürgerlicher Krieg in Virginien. Jamestown brennet ab. Handlung daselbst im 1723 Jahre.

Amidors u. Barlows Reise. 1583.

Raleigh, Johann Smith und der ungenannte Virginier r), welcher die Geschichte seines Vaterlandes herausgegeben hat, sind die besten Quellen, woraus man wegen der Niederlassung der Engländer in Virginien Nachricht erhalten kann; denn man sieht gar wohl ein, daß die neuern Schriftsteller, sie mögen nun Fremde oder von eben der Nation seyn, dasjenige, was den Ursprung dieser schönen Colonie betrifft, nirgend anders herhaben können, als aus diesen ersten Berichten.

Man liest also in diesen Nachrichten, daß sich der Ritter Raleigh, welcher nicht allein durch das Beyspiel und den erstaunlichen glücklichen Fortgang der Spanier, sondern auch durch die Beobachtungen einiger Seefahrer von seiner Nation selbst, welche bereits nicht

r) Sie sind insgesammt in das Französische übersetzet.

Engländisch Niederlass. in Virginien.

nicht eben so glücklich ihr Heil versuchet hatten s), gereizet worden, im 1583sten Jahre entschloß, einige Entdeckungen auf seine eigenen Kosten zu unternehmen. Man meldet uns nicht, ob er einen gewissen Gegenstand gehabt habe; ob er sich gleich mehr als einen, nach denen Versuchen, die Sebastian Cabot schon in Englands Namen gemacht hatte, und nach den verschiedenen Fahrten der Franzosen gegen Norden des festen Landes, hat machen können. Nachdem er aber einige Privatpersonen zu London mit in seine Absichten gezogen, die durch ihren Reichthum etwas dazu beytragen konnten: so erhielt er im 1584sten Jahre den 25sten März offene Briefe von der Königinn, Elisabeth, wodurch alle Vortheile von der Unternehmung gänzlich seiner Gesellschaft überlassen wurden; und den Monat April des folgenden Jahres brachte er zwey kleine Fahrzeuge unter der Anführung der Hauptleute Philipp Amidors und Arthur Barlows in See.

Gesellschaft von Raleigh errichtet.

Nach einer glücklichen Schifffahrt, deren Ziel noch ungewiß zu seyn schien, legeten diese beyden Befehlshaber an der Einfahrt einer Bay vor Anker, welche die Einwohner des Landes Roenoke nenneten, und welche heutiges Tages zu der Statthalterschaft von Nordcarolina gehöret. Sie trieben daselbst einige Handlung mit den Indianern, damit sie Zeit bekämen, ihre Beobachtungen rund umher zu erstrecken. Sie waren vergnügt mit dem, was sie gesehen hatten, und eileten, solches in England zu erzählen.

Ursprung des Namens Virginia.

Sie berichteten, das Land, wo sie angeländet wären, böthe sehr vielerley vortreffliche Früchte dar; es hatte Bäume von allerhand Art und Thiere im Ueberflusse. Sie hatten daselbst kein Gold gesehen, die Felder aber schienen so fruchtbar zu seyn, die Himmelsluft so gelind, die Einwohner so umgänglich, daß so schöne Anscheinungen etwas glückliches versprachen; vornehmlich nach dem Beyspiele dessen, was den Spaniern in den beyden reichen Landschaften Mexico und Peru begegnet war. Sie hatten zween Indianer mitgebracht, welche schon anfingen, etwas Englisch zu reden, und den Begriff noch vermehreten, den man von ihrem Vaterlande gab. Der eine hieß Wanchiso und der andere Manteo. Die ganze engländische Nation gerieth über diese Abschilderung in Feuer. Die Königinn selbst wurde davon so gereizet, daß, ungeachtet des Krieges, den sie mit Spanien führete, sie dennoch denen, die dahin gehen wollten, mächtigen Beystand versprach; und damit sie solche durch ausnehmende Merkmaale ihres Schutzes aufmunterte: so verwilligte sie, daß das entdeckte Land ihr zu Ehren Virginia genannt wurde; „entweder weil sie noch eine Jungfer war, beobachtet der Geschichtschreiber, oder weil das „Land selbst, und seine Einwohner noch die Reinigkeit, den Ueberfluß und die Einfalt der „ersten Welt hatte„.

Greenvills Reise 1586.

Im Frühlinge des folgenden Jahres wurde der Ritter Richard Greenvill, einer von den vornehmsten Zugeselleten des Ritter Raleighs ernannt, sieben Schiffe zu führen, die mit Lebensmitteln, Gewehre und Kriegesbedürfnissen wohl versehen, und mit einer guten Anzahl freywilliger Leute befrachtet waren, welche daselbst einen Sitz anlegen sollten. Ob er gleich die beyden Indianer von Roenoke am Borde hatte: so hatte er doch Befehl, seine Entdeckung weiter zu treiben. Er hielt sich aber, da er zu Ende des Maymonates auf dieser Küste angekommen war, daselbst auf, um die Beschaffenheit des Erdbodens zu untersuchen. Er ließ Erbsen und Bohnen allda säen, und die kamen in einer Zeit von zweenen

s) Man sehe den XIII Band dieser Samml.

zweenen Monaten überaus wohl fort. Da ihn diese glückliche Erfahrung an dem Orte zu bleiben bewogen: so sammelte er nur Pelzwerk, einige Perlen und andere Sachen, die das Land hervor bringt. Hierauf vertrauete er achthundert Mann unter Ralph Lanes Anführung, der Treue und Redlichkeit der Indianer, und dachte weiter an nichts, als nach England zurück zu kehren.

Engländische Niederlassung in Virginien.

Kaum aber war er unter Segel gegangen, so vergaß dieser ungelehrige Haufen den Befehl, den er ihm gelassen hatte, sich in einer benachbarten Insel zu befestigen. Die Kühnesten verliefen sich unter die Indianer, und drangen so weit in das Land, daß sie durch diese Unbedachtsamkeit verdächtig, und einige von ihnen daselbst ermordet wurden. Alle andere sahen sich von eben dem Schicksale bedrohet. Nach diesen ersten Feindseligkeiten urtheileten die Indianer, die von Natur argwöhnisch und rachgierig sind, sie hätten sich keine Versöhnung mit denjenigen zu versprechen, die sie verschonet hatten, und dachten bloß darauf, wie sie ihnen schaden möchten. Lane ergriff die Partey, sie durch Geduld zu besänftigen, und schmeichelte sich, sie dadurch im Zaume zu halten, daß er ihnen die Ankunft eines mächtigen Beystandes von seiner Nation ankündigte. Diese List hatte den guten Erfolg, daß er Freyheit bekam, seine Entdeckungen längst der Küste fast auf hundert Meilen gegen Norden zu erstrecken. Da er aber daselbst keinen bequemen Hafen gefunden: so kam er wieder in die Bay Roenoke, ohne daß er bis an die Bay Chesapeak gedrungen war.

Erste Niederlassung der Engländer.

Er hielt sich den ganzen Winter hindurch dadurch ziemlich glücklich. Da er aber im Frühlinge den Beystand nicht erscheinen sah, welchen er erwartete; und da er anfing, von der Wildheit der Indianer alles zu befürchten: so sann er nur auf ein Mittel, wie er wegkommen könnte, als er vor Ende des Augusts das Vergnügen hatte, eine englische Flotte erscheinen zu sehen. Es war des Ritters Drake seine, die aus drey und zwanzig Schiffen bestund, welche die Königinn auf die americanischen Küsten schickete, um die spanischen Gallionen zu überfallen. Dieser Admiral hatte Befehl, nach der Bay Roenoke zu gehen, und der Colonie, die man daselbst sich befestiget zu haben glaubete, allen Beystand zu leisten, welchen sie brauchen würde. Er erstaunete, als er sie in einem so traurigen Zustande antraf. Lane bath ihn um eine Verstärkung von Leuten, um Lebensmittel, und um eine Fregatte, damit er im Stande wäre, einen andern Sitz zu suchen, wofern er durch einiges neues Unglück, dazu gezwungen seyn sollte. Der Admiral versagete ihm nichts. Indem er aber Lebensmittel und Kriegesbedürfnisse in der Fregatte überführen ließ: so verschlug ein grimmiger Sturm dieses Schiff so weit in die See, daß man die Hoffnung verlor, solches wieder zu sehen. Drake both Leuten, die von Beschwerlichkeit und Bekümmerniß ganz abgemattet waren, und diese Begebenheit, als eine Hinderniß ansahen, welche die Vorsehung ihrer Niederlassung entgegen stellete, vergebens ein anderes Fahrzeug an. Sie bathen den Admiral, er möchte sie auf seine Flotte nehmen; und weil er ihnen darinnen leicht willfahrete, so brachte solches die Gesellschaft um alle ihre Hoffnung.

Indessen bestrebeten sich die Zusammengesellten, neue Leute und Bedürfnisse abgehen zu lassen. Allein, außer den gewöhnlichen Schwierigkeiten hatten sie auch einige Zwistigkeiten unter sich, welche ihre Zurüstungen verzögerten. Endlich rüsteten sie vier große Fahrzeuge aus, und der Ritter Raleigh fassete den Entschluß, sie selbst zu führen. Da das

Raleighs Reise 1587.

Engländische Niederlassung in Virginien.

dasjenige, welches er besteigen sollte, vor allen andern fertig war: so gieng er allein unter Segel, voller Ungeduld seine geliebte Pflanzstadt zu besuchen. Er kam an das Vorgebirge Hattoras, ein wenig gegen Süden von der Gegend, wo sich die achthundert Mann gesetzet hatten. Nachdem er sie vergeblich gesuchet hatte: so ließen ihn sein Kummer und seine eigene Verlegenheit die Partey ergreifen, wieder umzukehren. Greenvill, welcher vierzehn Tage nach ihm abgegangen war, legete in der Roenokebay vor Anker, woselbst er nur noch schwache Spuhren von der Niederlassung fand. Seine erste Furcht war, es möchten die Engländer, die er da gelassen hätte, durch die Waffen der Indianer aufgerieben seyn. Manteo, welcher sich zeigete, ihn zu empfangen, wußte nicht, daß Drake da gewesen war, und sie an Bord genommen hatte. Allein, ob er gleich selbst nicht aussinnen konnte, wo sie hingekommen seyn möchten: so versicherte er doch so beständig, seine Völkerschaft hätte ihnen kein Leid zugefüget, daß Greenvill wieder ein Vertrauen bekam, und funfzig Mann auf eben die Insel setzete. Er ließ ihnen Wohnungen bauen, und gab ihnen Lebensmittel auf zwey Jahre; worauf er wieder nach England unter Segel gieng.

Whites Reise 1588.

Das folgende Jahr wurde Johann White mit dreyen Schiffen abgeschickt, die nicht allein mit Kriegesbedürfnissen und Lebensmitteln, sondern auch mit einer guten Anzahl Manns- und Frauenspersonen beladen waren, welche in der Pflanzstadt ordentlich werden sollten. Er hatte Befehl, selbst als Statthalter da zu bleiben, und alle seine Sorgfalt anzuwenden, die Gewogenheit der Indianer zu gewinnen. Als er zu Roenoke zu Ende des Heumonates ankam: so hatte er, wie Raleigh und Greenvill, den Verdruß, die Pflanzstadt verlassen zu finden. Manteo berichtete ihm, ein Theil von den funfzig Engländern wäre durch einen Ueberfall erschlagen worden, und die andern hätten die Flucht genommen. Der Boden, den sie gehabt hatten, war schon ganz mit Dornen und Disteln bedecket. White war von einer standhaften Gemüthsart. Er verlor den Muth nicht, sondern ließ den Wohnsitz wieder ausbessern, und war der erste, welcher da einzog. Sein Beyspiel ermunterte alle seine Leute, sich daselbst zu setzen. Manteo erhielt die heil. Taufe, nebst dem Titel eines Herrn von Assamupeack, welches der Namen einer indianischen Völkerschaft war. Diese Ehre, welche die Engländer seiner treuen Ergebenheit schuldig zu seyn glaubeten, dienete sehr viel, ihnen die benachbarten Indianer zu gewinnen. Man machete Friedensverträge und Bündnisse. Die Pflanzstadt, welche durch ein Oberhaupt und zwölf Räthe regieret wurde, die unter dem Namen des Statthalters und der Beysitzer der Stadt Raleigh in Virginien ein Collegium ausmacheten, nahm eine Gestalt an, die ihr ein Ansehen gab. Die Einigkeit wurde daselbst fest gestellet. Eine Engländerinn, Ananias Dares Eheweib, brachte eine Tochter zur Welt, welche Virginia genannt wurde. Die glückliche Geburt dieses ersten Kindes von einem christlichen Vater und einer christlichen Mutter, wurde mit großen Freuden gefeyret, und für ein deutliches ausnehmendes Merkmaal des himmlischen Schutzes über die neue Pflanzstadt gehalten.

Indessen nöthigte sie doch ein gerechtes Mistrauen wegen des Zukünftigen, ihren Statthalter wieder nach England zu schicken, damit er von da mehr Menschen und Lebensmittel hohlete. Hierzu war niemand fähiger; und da seine Geschicklichkeit in Ansehung der kleinen Umstände bey der Regierung nicht geringer war, so reisete er nicht eher ab, als bis er für die Sicherheit der Pflanzstadt gesorget hatte, die er aus hundert und funfzehn Personen bestehend

stehend hinterließ. Die Geschwindigkeit seiner Reise, und sein lebhaftes Anhalten zu London aber hinderten nicht, daß er nicht langsam abgefertiget wurde. Es vergiengen zwey ganzer Jahre, ehe er drey Schiffe erhalten konnte, womit er zu Ende des 1589sten Jahres von Plymouth abgieng. Man kannte noch keinen andern Weg, als den über die Antillen; oder es hatte wenigstens, ungeachtet derer Einsichten, die sich über die Schiffahrt auszubreiten anfingen, die alte Gewohnheit dergestalt die Oberhand behalten, daß man lieber einen Umweg von tausend Meilen nehmen, als die gerade Straße gehen wollte.

Englåndische Niederlassung in Virginien.

White, welcher durch so viele Hindernisse aufgehalten worden, kam nur erst in der Mitte des folgenden Augustmonates bey dem Vorgebirge Hattoras an. Er stieg daselbst an das Land, um Zeit zu gewinnen, weil er voller Ungeduld war, seine Pflanzstadt wieder zu sehen. Einige Aufschriften aber, die er an den Baumrinden fand, belehreten ihn, daß sie nach Croatan, einer von denen Inseln, gegangen wäre, welche die Straße bilden, zwanzig Seemeilen von Roenoke. Weil sie sonst keine Erklärung wegen des Bewegungsgrundes, warum sie weggegangen, gegeben hatte: so sah sich der Statthalter genöthiget, wieder an Bord zu gehen. Kaum war er daselbst mit allen seinen Leuten, so zerriß ein Sturm seine Ankertaue, wodurch er einige von seinen Ankern verlor, und seine drey Schiffe hinaus in die freye See getrieben wurden. In diesem traurigen Zustande hatte er kein anderes Hülfsmittel, als daß er wieder nach England gieng, ohne die Pflanzstadt gesehen zu haben; und da das Misvergnügen der Rheeder den neuen Aufwand, welcher nothwendig geworden war, auf andere Zeiten hatte verschieben lassen, so blieb das Unternehmen ausgesetzet. Darauf ließen die Verwirrungen, worein Raleigh, welcher die Seele davon war, unglücklicher Weise gerieth, ihn solches ganzer zwölf Jahre lang gänzlich aufgeben.

Nun erst im 1602ten Jahre rüstete der Hauptmann **Gosnold**, einer von den alten Gesellschaftern, auf seine eigenen Kosten ein kleines Schiff aus, und gieng mit ungefähr fünf und dreyßig Mann von Darmouth ab, in dem Entschlusse, einen geradern Weg zu nehmen, das ist den Umweg zu vermeiden, welchen man ordentlich gegen Süden nahm. Dieser Versuch glückete ihm. Als er aber an die Küsten kam: so fand er sich weiter gegen Norden, als alle diejenigen, welche eben die Reise vor ihm gethan hatten. Er sah sich anfänglich zwischen denen Eylanden, welche die Nordseite von der Bay **Massachuset** in Neu-England bilden. Weil er daselbst nicht die Bequemlichkeiten einer guten Rhede entdecket hatte: so wandte er sich gegen Süden, um sich von der Küste loszumachen. Als er sich aber auf der offenbaren See zu befinden glaubete: so befand er sich auf einmal vor der Spitze des Vorgebirges **Codd**. Dieser Anblick machete ihm Lust, ein wenig gegen Süden von dem Vorgebirge ans Land zu steigen. Er trieb daselbst einige Handlung mit den Indianern. Zwo von den Inseln bekamen von ihm die Namen **Marthens Weinberg** und **St. Elisabeth**, welche sie noch bis itzo behalten haben. Er säete auf der zweyten verschiedene englische Saamen, welche daselbst eben so geschwind, als zu Roenoke, wuchsen. Seine Leute baueten sich allda Hütten, woraus sie fortfuhren, ihre kurze Waare gegen Pelzwerke und Gummi auf eine vortheilhafte Art umzusetzen. Nach einem Aufenthalte von einem Monate, kehreten sie wieder in ihr Vaterland zurück, und waren mit der natürlichen Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes eben so zufrieden, als mit dem Reichthume, den sie mitbrachten. Man beobachtet, daß sie diese ganze Reise über von keinerley Krankheit angegriffen worden.

Gosnolds Reise 1602.

Engländische Niederlassung in Virginien.

Das Gerücht von einer so schnellen und glücklichen Fahrt erweckete den Eifer der engländischen Kaufleute. Gleich im Anfange des 1603ten Jahres ließen die aus Bristol zwey Schiffe abgehen, welche an eben dem Orte anländeten und wohlbeladen davon zurück kamen. Im 1605ten Jahre gieng ein Schiff aus London unter Segel, in der Absicht, an eben der Küste zu länden. Nachdem es die Winde aber gar zu sehr gegen Norden getrieben: so kam es unter der Insel, welche heutiges Tages den Namen der langen Insel führet. Die Engländer fanden daselbst anfänglich die Indianer leutselig. Nachdem sie dieselben aber hatten die Gesinnungen ändern gesehen: so fuhren sie an der Küste auf vierzig Meilen weit hin. Sie fuhren den Fluß Connecticut hinauf, und gaben dem Hafen, wo sie vor Anker legeten, den Namen Pfingsten, weil sie an diesem Festtage daselbst angekommen waren. Auf diesen drey letztern Reisen dachte man nicht daran, daß man sich wegen der Pflanzstadt von 1587 erkundigen wollte; und die Gewinnsucht erstickete alle Regungen des Mitleidens gegen Unglückselige, deren Schicksal noch nicht bekannt war.

Andere engländische Reisen.

Zwo Gesellschaften in England.

Indessen erkannten die Handlungsgesellschaften zu London, Bristol, Exeter und Plymouth den Vortheil, welchen man aus einer ordentlichen Unternehmung ziehen könnte, wenn sie gut geführet würde, und der Grund einmal recht geleget wäre. Sie wandten sich einmüthig an den König Jacob den I, um die Erlaubniß zu erhalten, eine Gesellschaft aufzurichten, und darinnen Capitalien anzulegen, für deren gute Anwendung sein königliches Ansehen stünde. Dieser Herr bewilligte ihnen seine Briefe vom 10ten April 1606. Da er sich aber die Führung des Unternehmens vorbehalten: so errichtete er zwo verschiedene Gesellschaften, wovon jede ihre Pflanzstadt errichten sollte. Die Ritter Thomas Gates und Georg Summer, nebst Richard Hackluyt, Chorherr zu Westmünster, Eduard Maria Wingfield, und diejenigen, die sich ihm zugesellen wollten, wurden zu der erstern ernannt, und erhielten das Recht, ihre Niederlassung an dem Orte von der virginischen Küste anzufangen, welchen sie zwischen dem vier und dreyßigsten und ein und vierzigsten Grade Norderbreite für bequem erachten würden. Sie konnten sich an der Küste zur Rechten und Linken funfzig engländische Meilen weit ausbreiten, und auf hundert Meilen in das Innere des Landes der Küste gegen über hinein dringen, mit dem Verbothe an alle andere, sich in ihrer Nachbarschaft, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Rathes ihrer Pflanzstadt, zu setzen. Eben diese offenen Briefe enthielten für die zweyte, es sollten Hanham, Gilbert, Parker, Popham, Kaufleute zu Plymouth und ihre Zugeselleten die Freyheit haben, sich zwischen dem acht und dreyßigsten und fünf und vierzigsten Grade mit eben dem Bezirke von Ländereyen zu setzen, wofern es nur hundert Meilen von der erstern wäre.

Johann Smiths Reise 1606.

Kraft dieser Bewilligung wurde Johann Smith, Verfasser eines Tagebuches, woran man sich halten will, von der Gesellschaft in London ersuchet, drey Schiffe zu führen, welche im Christmonate 1606 in See giengen. Er war mit einer Bestallung versehen, die ihm Vollmacht gab, eine Colonie anzulegen, und daselbst zu ihrer Regierung einen Rath mit einem jährlichen Präsidenten zu errichten. Alles schien, einen glücklichen Fortgang zu versprechen; und der Himmel selbst schien das Unternehmen zu beglücken, indem er Smithen in demjenigen Stücke des festen Landes anländen ließ, welchem man nachher allein den Namen Virginia gegeben hat. Er legete ohne Schwierigkeit an der Einfahrt der Bay Chesapeak vor Anker, obgleich sein Vorsatz gewesen, gerade nach

Roenoke

Roenoke zu gehen, wo Johann White hundert und funfzehn Mann gelassen hatte. Da er an dem mittäglichen Vorgebirge der Bay ausgeschiffet: so gab er ihm den Namen Heinrichsvorgebirge, so wie er das nordliche Karlsvorgebirge nannte, den beyden königlichen Prinzen zu Ehren. Der erste Fluß, den er antraf, und die Indianer Puhatan nannten, erhielt den Namen des Königes selbst, das ist, er wurde Jacob oder James in der engländischen Sprache genannt.

Engländische Niederlassung in Virginien.

Nachdem er diesen Fluß sorgfältig beobachtet hatte: so waren alle Häupter des Geschwaders einig, eine Halbinsel, welche funfzig Meilen von der Mündung ist, zur Niederlassung zu erwählen. Außer der Fruchtbarkeit des Erdreiches, schien diese Lage zu einem Waffen- und Handlungsplatze gleich vortheilhaft zu seyn; weil die beyden Drittel durch den großen Fluß beflossen wurden, welcher überall einen guten Ankergrund darboth, und das dritte Drittel sich mit einem schmalen Flusse umgeben fand, welcher doch vermögend war, Fahrzeuge von hundert Tonnen bis an den Ort einzunehmen, wo er von dem großen Flusse nur durch einen Raum von dreyßig Ruthen abgesondert war, und ihre Gewässer bey den starken Fluthen ordentlicher Weise übertreten; welches denn diesem Lande den Namen einer Insel gegeben hat. Die Schiffe können in dem kleinen Flusse vor Anker liegen, da sie entweder am Lande befestiget oder auch nur an einander gebunden werden, und sich also vor allen Arten von Winden gesichert befinden. Die Stadt wurde, wie der Fluß, mit dem Namen des Königes t) beehret. Die ganze Strecke der Insel enthielt ungefähr zweytausend Acker hohes Land, und viele tausend von einem sumpfichten oder festen Lande, wo die Weiden vortrefflich sind.

Niederlassung an dem Flusse Puhatan.

Stiftung von Jamestown.

An einem Orte, wozu man nur durch einen engen Weg kommen konnte, sahen sich die Engländer vor den Anfällen der Indianer gesichert, mit dem Vortheile, welchen sie noch nicht wußten, daß sie daselbst wegen ihrer Schiffe nichts von einer Art von Würmern zu befürchten hatten, welche in den salzhaften Gewässern des Landes häufig anzutreffen sind. Sie waren aber nach dem Abgange ihrer Schiffe, welche sie an der Anzahl hundert und acht und dreyßig verlassen hatten, nicht ruhig, sondern die Begierde nach den Schätzen der Indianer und ein gegenseitiger Handlungsneid erregeten unter ihnen Spaltungen.

Die natürlichen Landeseinwohner waren hier von eben der Beschaffenheit, als die in den andern Theilen des nordlichen festen Landes; bey dem ersten Augenblicke leutselig und umgänglich, aber argwöhnisch und vermögend, auf einmal von dem Mistrauen zum Hasse überzugehen. Sie schaffeten der Pflanzstadt Lebensunterhalt, so lange sie glaubeten, gute Treue und Glauben bey dem Umtauschen zu finden. Da sie aber wahrnahmen, daß die Engländer keinen festgesetzten Preis hatten, und daß sie, um nur einander auszustechen, ihre Waaren willkührlich schätzeten: so urtheileten sie aus der Veränderung dieses Preises, man suchete sie nur zu hintergehen; und sie dachten darauf bald auf Rache. Dieser Ursache schreibt der Verfasser alles Uebel zu, welches seine Nation von den Indianern auszustehen gehabt.

Beschaffenheit der Indianer des Landes.

Ein neuer Gegenstand, welcher alle Aufmerksamkeit der Engländer an sich zog, so daß sie auch selbst auf ihre eigene Sicherheit nicht bedacht waren, wurde ihrer Handlung noch

Klägliche Verblendung der Engländer.

t) James-Town im Englischen, das ist Jacobs Stadt.

Engländische Niederlassung in Virginien.

noch schädlicher. Sie entdecketen auf einer Erdzunge hinter der Insel James einen Bach süßes Wasser, welcher aus einer kleinen Sandbank kam, und einen Talkstaub mit sich führete, welchen man im Grunde blinken sah. Ihre Neigung, alles für Silber oder Gold anzunehmen, was den Glanz davon hatte, ließ ihnen keine andere Begierde, als diesen vergüldeten Koth zu sammeln; und da sie sich überredeten, es könnte ihnen bey so vielem Reichthume an nichts fehlen, so verabsäumeten sie ihre ordentlichen Geschäffte, und die Sorgfalt, sich Lebensmittel zu verschaffen. Eine Feuersbrunst, die von eben der Nachläßigkeit entstund, verzehrete in eben der Zeit einen großen Theil ihrer Stadt, und das Uebrige von ihrem Vorrathe. Sie waren also auf einmal in die Noth gesetzet, von wilden Früchten, von Krebsen und Muscheln zu leben. Die Indianer, welche über ihre Aufführung ungehalten waren, und schon alle Handlung mit ihnen unterbrochen hatten, wurden ihrer Verlegenheit nicht so bald gewahr, so vermehreten sie dieselbe noch durch allerhand Feindseligkeiten. Sie ermordeten diejenigen, welche die Unvorsichtigkeit hatten, sich zu entfernen, und die andern sahen sich in den engen Gränzen ihrer Insel eingesperret.

In diesem Zustande kam ein Schiff von denen beyden bey ihnen an, welche die Gesellschaft mit Leuten und Lebensmitteln hatte abgehen lassen, und wovon das zweyte gegen die Antillen getrieben wurde, von da es nicht so bald seinen Lauf wieder hieher nehmen konnte. Die Erfahrung eines langen Elendes hätte dienen können, die Einwohner zu James-Town aus dem Irrthume zu bringen, weil, nachdem sie ihren Hunger gestillet hatten, alle Kräfte, die ihnen solcher noch gelassen hatte, angewendet wurden, das Schiff, welches ihnen Vorrath von Lebensmitteln gebracht hatte, mit ihrem vermeynten Goldstaube zu beladen. Da das zweyte nach der Abfahrt des ersten angekommen: so fülleten sie solches auch mit diesen eingebildeten Reichthümern an. Kaum ließen sie für etwas Pelzwerk und einen kleinen Vorrath von Cedernholze Raum; welches doch wirkliche Güter waren, bey deren Vergleichung mit ihrem lächerlichen Schatze, ganz Europa über den Vorzug zum Lachen bewegt wurde, welchen sie diesem Nichts gegeben hatten. Indessen macheten sie doch mit dem Beystande, den sie erhalten hatten, viele Entdeckungen auf dem Jamesflusse, und in einigen andern Theilen der Provinz. Ueber dieses war das 1608te Jahr für sie eine Zeit des Ueberflusses, weil sie darinnen die erste Erndte von ihrem ausgesäeten indianischen Korne hielten.

Verschiedene Pflanzungen werden angelegt.

Smith hatte aus Verdruß, die Unordnungen zu sehen, denen er nicht abhelfen konnte, die Zeit angewandt, zwo neue Pflanzungen, die eine zu Nausamond an dem Jamesflusse, über dreyßig Meilen von dem ersten Sitze, und die andere zu Puhatan, unter dem Wasserfalle dieses Flusses, anzulegen, wozu er den Grund und Boden von einem indianischen Oberhaupte für eine gewisse Menge Kupfer kaufete. Nicht lange darnach legete er noch eine andere zu Rikotan, an der Mündung eben desselben Flusses, an.

Auf der andern Seite urtheilete die Gesellschaft zu London, welche von ihrem Vorschusse den Vortheil nicht zog, den sie davon erwartet hatte, es könnten alle die Widerwärtigkeiten, welche ihr gemeldet wurden, nur von einer übeln Verwaltung herkommen. Sie fassete den Vorsatz zu einer neuen Ordnung der Regierung für die Pflanzstadt, und ihr Entwurf wurde durch neue Briefe des Hofes bestätiget. Es giengen neun Schiffe, die mit großen Kosten ausgerüstet worden, und mit allerhand Vorrathe und einer ansehnlichen Verstärkung von Menschen befrachtet waren, unter der Anführung der Ritter Gates und

Summers u), und des Hauptmannes Newport ab, welche alle drey zu Statthaltern ernannt, und mit gleicher Macht versehen waren. Zum Unglücke waren sie zusammen auf einem Schiffe, welches von den andern durch einen starken Sturm abgesondert, und so gemishandelt worden, daß es, nach den größten Gefährlichkeiten, auf einer von den Inseln Bermudes strandete, wo es von einander gieng. Dieser Schiffbruch kostete niemanden das Leben. Es konnten sich aber bey einer so verdrießlichen Noth die drey Häupter nicht mit einander vergleichen. Nach dem Glücke, welches sie gehabt hatten, dem Tode zu entgehen, und noch hatten, daß sie eine Menge Lebensmittel, und vornehmlich spanische Schweine, welche vermuthlich durch einen Schiffbruch dahin gekommen waren, und sich sehr vermehret hatten, auf der Insel fanden, wurden sie durch Zänkereyen und Haß uneinig, wovon die Folgen ihnen bey nahe viel kläglicher geworden wären, als der Verlust ihres Schiffes. Weil indessen doch die beyden Ritter es dahin gebracht, daß sich ein jeder eine Partey gemacht hatte: so verglichen sie sich, es wollte ein jeder von dem Holze auf der Insel ein Schiff bauen, und alles, was man von dem Wrake des ersten retten und brauchen konnte, sollte treulich unter beyde Häupter getheilet werden. Anstatt des Theeres und Peches braucheten sie Fischthran und Schweinefett mit Kalk und Asche vermengt. Die Arbeit gieng langsam von statten: sie kam aber doch noch glücklicher zu Stande, als man es sich von der schlechten Beschaffenheit der Arbeitsleute hätte versprechen sollen. Eine billige Anspielung auf die Beschwerlichkeit, welche sie gekostet hatten, machete, daß man das eine von den beyden Schiffen die Geduld und das andere die Befreyung nannte.

Engländische Niederlassung in Virginien.

Gates und Summers leiden an den Bermudes Schiffbruch.

Unter der Zeit hatte sich Smith, welcher von einer Pulvertonne, worein Feuer gekommen, da er sich mit seinen Entdeckungen und Pflanzungen beschäfftigte, gefährlich war verwundet worden, genöthiget gesehen, sich wieder nach England zu begeben, damit er geheilet würde. Er war auf einem kleinen Schiffe abgegangen, welches er noch von seinem Geschwader zu den Bedürfnissen der Pflanzstadt behalten hatte. Seine Abreise hatte daselbst die schlecht erstickten Unruhen wiederum erwecket. Einige von den neun Schiffen, von denen der Sturm der Statthalter ihres verschlagen hatte, kamen in dem Hafen James mit einem Theile von den Freywilligen an, wovon sich die meisten der errichteten Regierung nicht unterwerfen wollten, unter dem Vorwande, die neue Bestallung höbe die alte auf, und sie erwarteten die anstatt des Präsidenten ernannten Statthalter. Diese gefährliche Ununterwürfigkeit brachte auf einmal eine gräuliche Unordnung hervor. Die ganze Colonie nahm daher Anlaß, das Joch der Gesetze abzuwerfen; und in einer Art von Anarchie, wo ein jeder ungestrafet alles that, was ihm beliebete, vernachläßigte man es auch, sich vor den Anfällen der Indianer zu verwahren. Diese Wilden, die sich schon entschlossen hatten, alle Engländer auszurotten, wußten sich ihre Uneinigkeiten geschickt zu Nutze zu machen. Man hörete bald von nichts anderm, als von Ermordungen reden. Die ein wenig entferneten Pflanzungen wurden verlassen, um sich in die Stadt zu begeben. Die zu Kikotan, wo man eine kleine Schanze, Namens Algernoon erbauet hatte, war die einzige, die sich vor diesem Sturme sicher erhielt.

Smiths Rückreise.

In der Stadt, wo sich die Zahl der Einwohner durch die Flüchtlinge vermehret hatte, war der alte Vorrath von Lebensmitteln aufgezehret, ohne daß man Sorge getragen hatte, sich

Kläglicher Zustand in Jamestown.

u) Nach ihm haben die Engländer den Inseln Bermudes den Namen Summers Eylande gegeben.

Engländische Niederlassung in Virginien.

sich mit neuen zu versehen, und man sah sich der abscheulichsten Hungersnoth ausgesetzet. Die Insel war von allen Lebensmitteln entblößet, und niemand getrauete sich, auf die Jagd oder auf Fischerey auszugehen, oder auch in den Gehölzen Früchte zu sammeln. Endlich wurde die Hungersnoth so groß, daß, nachdem man so gar das Leder von den Pferden aufgezehret hatte, die elenden Einwohner in Jamestown die Leichname der Indianer aßen, die sie tödten konnten. Man versichert so gar, daß sie einige todte Körper ausgegraben, und sie gegessen, ob sie gleich schon halb verfaulet gewesen. Dieses ist eine Denkzeit in Virginien, die man nicht vergessen hat, und die man daselbst noch die Zeit der Hungersnoth nennet.

Dieser klägliche Zustand dauerte ziemlich lange, weil man zu der Erzählung seiner Wirkungen noch hinzu setzet, es wären sechs Monate nach Smiths Abreise nur noch sechzig Menschen in der Stadt von denen fünfhundert übrig gewesen, die er da gelassen hatte, und dieser traurige Ueberrest würde das Schicksal der andern gehabt haben, wenn die Hülfe, die man erwartete, nur noch eine Woche ausgeblieben wäre. Die drey Statthalter aber, welche von den bermudischen Eylanden mit denen beyden Schiffen abgegangen waren, die sie daselbst erbauet hatten, und worauf nicht weniger, als fünfhundert Mann, waren, kamen zusammen den 25sten May 1610 in Virginien an. Sie fanden die englische Stadt in dem vorgestellten unglückseligen Zustande. Ihre erste Sorge war, daß sie alle Einwohner zusammen kommen ließen, und ihnen meldeten, es wäre auf beyden Schiffen kaum auf vierzehn oder sechzehn Tage Vorrath. Sie frageten, ob man sich mit so wenigen Lebensmitteln in See begeben, oder alle Gefahr laufen wollte, womit man in der Pflanzstadt bedrohet würde. Auf diesen letzten Fall versprachen sie, dieselben nicht zu verlassen, und dasjenige mit ihnen zu theilen, was sie noch zu ihrem Unterhalte übrig hätten: sie forderten aber eine schleunige Antwort. So gleich entschloß sich die Versammlung, man wollte wieder nach England zurück gehen. Man beschloß, nach den Bänken von Neuland zu fahren, in der Hoffnung, weil die Jahreszeit zur Fischerey nahe wäre, sie würden daselbst einige Schiffe finden, von denen man Lebensmittel kaufen könnte; und damit man die verräthigen mit mehrer Gleichheit eintheilete, so traf man die Verfügung, es sollte die Anzahl der Reisenden auf jedem Schiffe fast gleich seyn.

Man will die Colonie verlassen.

Die ganze Colonie gieng also zu Schiffe; und in der Nacht den 9ten des Brachmonates war man auf der Höhe der Schweine-Insel. Den Morgen darauf erkannte man bey den ersten Stralen des anbrechenden Tages die Spitze der Maulberinsel, achtzehn Meilen unter Jamestown. Hier entdeckete der flüchtige Haufen eine lange Barke, welche Mylord Delawar, welcher mit dreyen Schiffen angekommen war, ausgeschicket hatte, den Canal zu erforschen. Dieser Herr kam in Begleitung einiger Edelleute, von der Statthalterschaft von Virginien Besitz zu nehmen, womit ihn der Hof bekleidet hatte. Er zwang die Flüchtlinge, wieder nach ihrer Stadt zu kehren, wo er sie wieder einsetzete, und die Ordnung bis in den März des folgenden Jahres herrschen ließ. Eine starke Krankheit aber, wovon er angegriffen wurde, nöthigte ihn, wieder nach England zu segeln, da er ungefähr zweyhundert Menschen in der Pflanzstadt ließ.

Mylord Delawar wird Statthalter.

Der Ritter Dale, welcher zu seinem Nachfolger ernannt worden, begab sich den 10ten May 1611 mit dreyen Schiffen nach Virginien, welche einen neuen Beystand an Menschen und Viehe brachten. Er fand die Einwohner auf dem Puncte, wieder in alles ihr Unglück und Elend zu gerathen, weil sie es vernachläßiget hatten, die Felder zu bau-

Der Ritter Dale folget ihm 1611.

bauen. Ein dringender Befehl zwang sie zur Arbeit; und ob sie solche gleich nur erst in der Mitte des Mayes unternahmen, so hatten sie doch eine sehr schöne Erndte.

Englándische Niederlassung in Virginien.

Im August kam der Ritter Gates mit sechs Schiffen glücklich an, welche mit Viehe, Geflügel, Kriegesvorrathe, und allem, was zur Anlegung einer neuen Pflanzstadt dienen konnte, beladen waren. Dreyhundert und funfzig Mann, die er am Borde hatte, waren zu dieser Niederlassung bestimmet. Gleich im Anfange des Herbstmonates legete er den Grund zu einer neuen Stadt, in dem Lande Arrabatuck, funfzig Meilen über Jamestown. Eine Landzunge, die er über zwo Meilen von der Spitze und von einem Arme des Flusses bis zum andern daselbst mit einzuschließen, das Mittel fand, machete es ihm leicht, allda Schanzen zu bauen. Er nannte diesen Ort Henrico, dem Prinzen von Wallis Heinrich zu Ehren. Darauf ließ er zu Coxendale auf der andern Seite des Flusses, einen großen Bezirk umpfählen, um das Vieh in Sicherheit zu setzen.

Neue Stadt Henrico.

Im 1612ten Jahre sah man zwey Schiffe mit neuem Vorrathe von Lebensmitteln ankommen. Argall, welcher eins davon führete, ward nach Patowmeck geschickt, um daselbst ein Handlungsbündniß zu machen. Er fand daselbst eine indianische Prinzessinn, mit Namen Pocahontas, eine Tochter des Oberhauptes von Powhatan; und nachdem er sie beredet hatte, auf sein Schiff zu kommen, unter dem Vorwande, ihr die ihrem Stande gebührende Ehre zu erweisen, so führete er sie gefangen nach Jamestown, in der Absicht, ihre Befreyung sollte zu Schließung eines festen Friedens mit ihrem Vater, dienen. Der stolze Indianer aber wurde durch diese Beleidigung so heftig aufgebracht, daß man ihn, ungeachtet der Zärtlichkeit des Geblütes, nicht bewegen konnte, andere Bedingungen anzunehmen, als die Verheirathung seiner Tochter mit einem engländischen Edelmanne, Namens Johann Rolfe. Dieses Merkmaal der Hochachtung, welches er für aufrichtig hielt, brachte ihn endlich dahin, daß er sich durch einen Vertrag verband. Man beobachtet, daß gleich zu den ersten Zeiten der Entdeckung die Indianer solche Heirathen vorgeschlagen, und daß sie bey vielen Gelegenheiten bezeuget hatten, wenn die Engländer diese Anerbiethung verwürfen, so würden die Indianer ihre Freundschaft niemals für aufrichtig halten. Der Verfasser bedauert es zum Besten seiner Nation, daß man den Nutzen dieser Verbindungen nicht eher erkannt habe. „Sie würden gedienet haben, saget er, dem „Argwohne der Indianer, und folglich denen Ermordungen und Raubereyen vorzubeugen, „die auf beyden Seiten begangen wurden. Die Unordnungen unter der ersten Regierung „würden keinen gerechten Haß über die Pflanzstadt gezogen haben. Sie würde durch Hei„rathen in Aufnehmen gekommen seyn, welches die Einwohner derselben würde vermehret „haben. Es hat alles Anscheinen, daß die meisten Indianer das Christenthum würden „angenommen haben. Alsdann würden verschiedene Völkerschaften, welche der Krieg zer„streuete, und die heutiges Tages fast erloschen sind, ihre alten Wohnungen nicht verlas„sen haben, und der Wohlstand der Pflanzungen würde nothwendig gewachsen seyn; „da hingegen beständige Widerwärtigkeiten nicht aufgehöret haben, die Unruhe und Furcht „darinnen herrschen zu lassen.

Geschichte der Prinzessinn Pocahontas.

Die Verheirathung der Pocahontas, welche im 1613ten Jahre geschah, machete den Frieden mit ihrem Vater fest; und ob ihm gleich ein noch übrig gebliebenes Mistrauen nicht erlaubet hatte, der Hochzeitfeyer mit beyzuwohnen: so sammelte man doch durch das gute Vernehmen, welches sie mit den Indianern aus Chirkahomony und den meisten benachbarten Völkerschaften wieder herstellete, andere Früchte ein. Im 1616ten Jah-

Sie verheirathet sich mit einem Engländer.

Engländische Niederlassung in Virginien.

Jahre glaubete der Ritter Dale, er könnte sich dieser Ruhe zu Nutze machen, und eine Reise nach England thun. Er ließ die Verwaltung der Regierung der Pflanzstadt in den Händen seines Verwesers **Georg Yardly**, und kam den 12ten des Brachmonates zu Plymouth an.

Es hatten ihn Rolfe und dessen Ehegattinn Pocahontas, begleitet, welche nebst diesem Titel auch die heil. Taufe empfangen hatte. Smith, welcher sich noch in England befand, hatte die Ankunft der indianischen Prinzessinn kaum erfahren: so spahrete er nichts, ihr seine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Man wird sehen, daß er ihr das Leben zu danken gehabt. Er wollte eben wieder zur See gehen. Weil er aber befürchtete, es möchte ihm an Gelegenheit fehlen, ihr zu dienen: so wartete er nicht so lange, bis sie nach London kam, um der Königinn eine Bittschrift für sie zu überreichen. Dieses Stück ist so sonderbar, und enthält so merkwürdige Umstände, daß man es hier in eben der Absicht gern mit einrücket, in welcher es aufgehoben worden. Der Titel desselben war in diesen Ausdrückungen abgefasset:

Smith überreichet für sie der Königinn eine Bittschr.

Bittschrift des Hauptmanns Smith an Ihre Majestät die allerdurchlauchtigste und allertugendhafteste Königinn von Großbritannien, für Pocahontas, eine Tochter des indianischen Kaisers, Powhatan.

Madame,

„Die Liebe, welche ich für meinen Gott, für meinen König, und für mein Vaterland „hege, hat mich so oft mitten unter den größten Gefährlichkeiten kühn gemacht, daß „die Ehre meiner eigenen Handlungen mich heute meine Schranken überschreiten läßt, um „Eurer Majestät diese demüthige Bittschrift zu überreichen. Wofern die Undankbarkeit „das tödtliche Gift aller Tugenden ist: so würde ich den Ruhm meines Lebens beflecken, „wenn ich dasjenige vergäße, was ich der billigsten Erkenntlichkeit schuldig bin.

„Es sind zehn Jahre, daß **Powhatan**, einer von den vornehmsten Königen in „America, mich in Virginien zum Gefangenen machete, und ich außerordentliche Gunstbezeugungen von ihm erhielt. **Nautakan**, sein Sohn, der wohlgebildetste, stärkste und „kühnste Mensch, den ich unter den Wilden gesehen habe, und **Pocahontas**, die theure „und geliebte Tochter dieses Monarchen, zeigeten ihr besonderes Mitleiden gegen mich in „dem traurigen Zustande, worinnen ich war, auf eine ausnehmende Art. Das Andenken ihrer Wohlthaten soll mir niemals aus dem Gedächtnisse kommen. Ob ich gleich der „erste Christ bin, welchen dieser barbarische Hof jemals gesehen hat, oder wenigstens, der „in seine Gewalt gerathen: so bin ich ihm doch diese Gerechtigkeit schuldig, daß sie mich, „ungeachtet des Hasses und der Drohungen des Volkes, mit allem reichlich versahen, was „ich bedurfte. Ich wurde sechs Wochen lang gemästet; und die Nation wartete schon darauf, daß sie mich verzehren wollte. Als man sich aber anschickete, mich auf den Kopf „zu schlagen, daß das Gehirn heraus spränge: so wagete Pocahontas ihren eigenen Kopf „daran, indem sie solchen neben dem meinigen auf den Block legete; welches den, der mich „hinrichten sollte, auf einmal zurück hielt. Darauf wirkete sie es bey ihrem Vater aus, „daß ich nach Jamestown in Sicherheit gebracht wurde, woselbst ich nur dreyßig elende „mit Krankheiten beladene Engländer antraf, welche damals die einzige Wacht der weitläuf-

"läuftigen Länder in Virginien waren. So schwach befand sich damals diese erst aufwach-"sende Colonie; und meine Zurückkunft würde ihren Untergang nicht verhindert haben, "wenn nicht Pocahontas zu ihrer ersten Großmuth auch noch die hinzugethan, daß sie uns "Lebensmittel schickete.

Englandische Niederlassung in Virginien.

"Ihr, großmächtigste Königinn, dieser edelgesinnten und großmüthigen Prinzessinn, "sind wir alle Verbindlichkeiten wegen unserer Erhaltung und unsers Wohlseyns schuldig. "In ihrem zartesten Alter, und ungeachtet des Krieges, der mit den Indianern anhielt, "wagete sie es, uns zu besuchen; sie stillete oftmals unsere Zänkereyen, und unterließ nie-"mals, uns mit demjenigen zu versorgen, was wir nöthig hatten. Ich kann nicht sagen, "ob ihr Vater sie also aus politischen Absichten handeln ließ, welche diesen Wilden nicht un-"bekannt sind, oder ob sich die Vorsehung ihrer als eines Werkzeuges bedienete, uns zu "erhalten, oder ob dasjenige, was sie für uns that, von einer bloßen Bewegung einer Zu-"neigung herrührete. Es ist aber gewiß, daß, als ihr Vater uns überfallen zu wollen "schien, weder die dicken Wälder, noch die beschwerlichen Wege, noch die finstere Nacht, "sie abhielten, mit thränenden Augen zu mir zu kommen, und mir Nachricht davon zu ge-"ben, welches uns der Wuth unserer Feinde entzog, wobey sie Gefahr lief, selbst umzu-"kommen, wenn sie den geringsten Verdacht auf sie gehabt hätten. Darauf besuchete "diese gute Prinzessinn bey einem zwey oder dreyjährigen Frieden, in Begleitung ihres Ge-"folges, Jamestown mit eben der Freyheit, als ihres Vaters Haus. Sie unterhielt die Ru-"he durch ihre guten Dienste. Sie war es, welche, nächst Gott, die Pflanzstadt vor dem "Hunger und einer gänzlichen Verheerung verwahrete. Nach meiner Abreise erfuhren die "Engländer neue Widerwärtigkeiten; und sie höreten bey dem langen und beschwerlichen "Kriege, den sie mit Powhatan führeten, nichts weiter von der Prinzessinn, seiner Tochter, "reden. Endlich fanden sie Gelegenheit, solche zu entführen. Sie wurde zwey Jahre lang "zu Jamestown gefangen gehalten, welches Mittel nicht allein dienete, Lebensmittel für "die Pflanzstatt zu bekommen, sondern auch den Frieden zu bewirken. Die Prinzessinn "Pocahontas, welche den Rechten ihrer Geburt entsagete, vermählete sich mit einem eng-"ländischen Edelmanne, mit welchem sie, wie ich höre, nach England gekommen ist. Sie "ist die erste Indianerinn, welche das Christenthum angenommen, die erste, welche unse-"re Sprache geredet hat, und die erste, welche ein Kind aus einer ehelichen Verbindung "mit einem Engländer gezeuget hat. Verdienen Begebenheiten von dieser Art nicht die "Aufmerksamkeit unserer durchlauchtigsten und tugendhaftesten Königinn?

"Ich zweifele nicht, Madame, daß nicht unsere getreuesten Geschichtschreiber dasje-"nige weitläuftiger beschreiben werden, was ich in wenigen Worten erzählet habe, und daß "nicht Eure Majestät einige Stunden von Dero kostbaren Muße auf die Durchlesung der-"selben wenden werden. Wenn aber England gleich bessere Schriftsteller hat: so hat es "dennoch keinen aufrichtigern, als mich. Ich habe niemals bey dem Staate um eine Gna-"de angesuchet. Das Unvermögen, worinnen ich mich befinde, dieser Prinzessinn beyzu-"stehen, hat mich darauf denken lassen, ihr andern Beystand zu verschaffen, als meinen. "An wen sollte ich mich mit mehrerm Vertrauen wenden, als an Eure Majestät, deren "Güte eben so bekannt ist, als Dero Macht; und für wen bittet man wohl jemals mit "mehrer Dreustigkeit, als für außerordentliche Verdienste, für die hohe Herkunft, für die "Tugend, die mit einer überaus großen Einfalt begleitet, und wirklich den Unruhen wegen "ihrer Bedürfnisse ausgesetzet ist? Der Mann dieser erlauchten Indianerinn ist so gar

Engländische Niederlassung in Virginien.

„nicht einmal im Stande, ihr geziemende Kleider zu geben, um sich vor Eurer Majestät „zu zeigen. Wenden Eure Majestät doch einen Augenblick auf sie, ob sie gleich Denselben „nur von einem Dero geringsten Knechten empfohlen wird. Ich kann nichts weiter für diese „Prinzessinn thun, welche eine sehr große Seele in einem Körper von sehr kleiner Gestalt „hat. Wenn Dero Schutz ihr mangelte, und ihr nicht eine gute Aufnahme in diesem Königreiche verschaffete, welchem ihre guten Dienste eine andere erwerben können; sollte es „da nicht zu befürchten seyn, daß sie ihre alte Neigung gegen uns verlieren, daß das „Christenthum unter den Indianern verächtlich werden, und daß alles Gute, welches „wir davon hoffen können, sich in das größte Unglück verkehren möchte? Wenn hingegen Eure Majestät geruhen, ihr dafür, daß sie großmüthig und gutthätig gegen „Dero Unterthanen gewesen, mehr Ehre zu erweisen, als sie erwartet: so wird sie davon so gerühret werden, daß sie nichts sparen wird, ihren Vater zu bewegen, daß er „uns alle ersinnliche Gewogenheit erzeige.

Johann Smith.

Wie ihr in London begegnet wird.

Diese Bittschrift wurde von der Königinn gnädig angenommen. Die Prinzessinn kam noch vor Smiths Abreise nach London, welcher ihren Mann vermochte, sich anfänglich außerhalb der Stadt eine Wohnung zu nehmen. Sie hatte bisher geglaubet, Smith, von dem sie seit seiner Einschiffung nichts hatte reden hören, wäre an seinen Wunden gestorben. Es scheint so gar, als wenn die Liebe vielen Antheil an allem dem gehabt hätte, was sie für ihn und für die Engländer gethan hatte, und daß man sich dieser List bedienet, sie zu bewegen, daß sie die Frau eines andern würde. Als er sich zeigete, sie zu sehen: so weigerte sie sich, zum Vorscheine zu kommen; und sie war höchst empfindlich und zornig darüber, daß sie durch eine Lügen betrogen worden. Es kostete Smithen viel Bittens und Anhaltens, ehe er die Erlaubniß erhielt, mit ihr zu sprechen. Nachdem sie sich aber endlich entschlossen hatte, ihn zu sprechen: so warf sie ihm auf eine sehr bittere Art vor, daß er ihre Wohlthaten mit der Vergessenheit bezahlet hätte. Sie hatte einen angesehenen Indianer bey sich, Namens **Uttamacomak**, welchem von Powhatan aufgetragen worden, die Anzahl der Einwohner in England zu zählen, um ihm einen genauen Bericht davon zu erstatten. Weil dieser Wilde nicht das geringste Schriftzeichen hatte: so versah er sich so gleich, so bald er ausgestiegen war, mit einem langen und dicken Stocke, worauf er eben so viele Kerben machen wollte, als er Engländer sehen würde. Da er aber dieser beschwerlichen Arbeit bald überdrüßig wurde: so warf er seinen Stock vor Verdruß weg, und als ihn Powhatan, bey seiner Rückkehr fragete, wie viel er gezählet hätte: so antwortete er nichts, sondern wies nur die Sterne des Himmels, die Blätter auf den Bäumen, und den Sand am Meere.

Pocahontas empfing viel Ehre von der Königinn. Mylady Delaware, welcher es aufgetragen worden, sie zu unterhalten, führete sie oftmals nach Hofe. Ihr wurde öffentlich mit allen denen Vorzügen begegnet, welche für die Prinzessinnen von königlichem Geblüte eingeführet sind; und in den Privathäusern erwies man ihr die größten Merkmaale der Hochachtung und Ehrerbiethung. Man versichert, sie habe auf eine wundersame Art die gute Meynung erhalten, welche Smith von ihrer Gemüthsart

Engländische Niederlassung in Virginien.

gegeben hatte, und sie habe sich so viel Hochachtung erworben, daß man in Berathschlagung gezogen, ob man nicht ihrem Manne wollte den Proceß machen lassen, weil er die Verwegenheit gehabt, die Tochter eines Königes, ohne Guttheißen ihres Vaters, zu heirathen. „Es ist wahr, setzet der Verfasser hinzu, daß man Rolfen „anfänglich beschuldiget, er habe sich ihres Standes einer Gefangenen zu seinem „Vortheile bedienet, um sie zu dieser Heirath zu zwingen; und Powhatan habe anfäng„lich vielen Verdruß darüber bezeuget. Nach einigen Erläuterungen aber habe die„ser Herr die Erklärung gethan, er sey damit zufrieden. Es hat sehr das Anschei„nen, daß Pocahontas, wenn sie wieder nach Virginien zurück gegangen wäre, ih„ren Vater würde bewogen haben, die Erkenntlichkeit abzutragen, welche sie den Eng„ländern haben zu müssen glaubete. Da sie aber zu Gravesand krank geworden, „als sie sich eben anschickete, wieder zurück zu gehen: so starb sie daselbst mit den „frömmsten christlichsten Gedanken. Sie hinterließ nur einen Sohn, mit Namen „Thomas Rolfe, dessen Nachkommen noch einen angesehenen Rang in Virgi„nien haben„.

Ihr Tod.

Yardly, Statthalter in Virginien, dessen Nachlässigkeit.

Yardly, des Ritters Dale Nachfolger in der Regierung, hatte wenig Ehre von seiner Verwaltung. Er ließ die Gebäude und die Schanzen verfallen. Er verabsäumete die Sicherheit der Pflanzstadt wider die Indianer, und, ohne darauf zu denken, daß man zur Unterhaltung des Vorrathes auch Korn säen möchte, beschäfftigte er seine Leute nur, Toback zu bauen, wovon er mehr Vortheil zu ziehen hatte.

Argall kömmt da an.

Jamestown, und die andern Niederlassungen waren in diesen Umständen, als der Hauptmann Samuel Argall, im 1617ten Jahre, mit der Würde eines Statthalters, dahin geschickt wurde. Er fand nur ungefähr vierhundert Engländer daselbst, wovon nicht mehr, als die Hälfte zur Arbeit tüchtig waren. Die Indianer, welche in gutem Verständnisse mit ihnen lebeten, hatten gelernet, mit dem Schießgewehre umzugehen. Sie bedieneten sich desselben zwar nur zur Jagd, wozu sie von den Engländern selbst gebrauchet wurden: es schien aber doch, als wenn die Verheirathung der Prinzessinn Pocahontas mit Rolfen die ganze Colonie eingeschläfert hätte, und daß das Mistrauen auf ewig verbannet wäre. Argall verdammete diese übermäßige Sicherheit öffentlich, und ergriff neue Maaßregeln, allen Uebeln abzuhelfen, welche solche hervorgebracht hatte. Die Pflanzstadt wurde blühend, und wuchs unter seiner Regierung sehr an. Mylord Delaware wurde im 1618ten Jahre mit zweyhundert Mann dahin geschickt. Da er aber den Weg über die Inseln genommen: so hatte er so lange widrigen Wind, daß Krankheiten unter seinem Schiffsvolke entstunden, und er selbst mit einem Theile seiner Leute daran starb.

Oppechancanough, ein furchtbarer Indianer.

Powhatan, welcher auch in diesem Jahre gestorben, hinterließ seinen zweyten Sohn, Itopatin, zu seinem Nachfolger. Er kam an Verdiensten seinem ältern Bruder, Oppechancanough, nicht bey, den sein Vater enterbet hatte, weil er die Indianer von Chicahomony zum Aufstande vermocht, die ihn zum Könige angenommen hatten. Dieser Oppechancanough, welcher eben so sehr wegen seiner Verschlagenheit, als Tapferkeit, zu fürchten war, säumete nicht, sich von dem ganzen Reiche zum Meister zu machen, ob er gleich, nebst Itopatin den Frieden mit der Colonie nach ihres Vaters Tode erneuert hatte.

Engländische Niederlassung in Virginien.

Eifersucht der engländischen Colonie wider die französische.

Bey dem Wohlstande, dessen sie noch immer unter Argall genoß, suchete sie neue Gelegenheiten, ihren Handel auszubreiten. Der Statthalter unternahm selbst eine Reise längst der Küste gegen Norden, um die Oerter zu besuchen, wo die engländischen Schiffe oft geländet waren, und von da weiter nach den Bänken von Neuland zu gehen, wo er einige Gemeinschaft und einen Verkehr mit Jamestown errichten wollte. Als er bey dem Vorgebirge **Codd** ankam: so wurde ihm von den Indianern des Landes berichtet, es hätte sich eine kleine Anzahl weißer Leute, die so aussähen, wie er, weiter gegen Norden auf eine nicht weit entfernete Küste gesetzet. Weil er nicht gehöret hatte, daß die Engländer die geringste Pflanzung an dieser Seite hatten: so zweifelte er nicht, daß solches Europäer von einer andern Nation seyn müßten. Eine Regung der Eifersucht bewog ihn, diese neuen Nachbarn kennen zu lernen. Er entdeckete ihren Aufenthalt. Es waren Franzosen, die sich auf einen kleinen Berg gesetzet hatten, und anfingen, sich allda zu befestigen *x*). Sie hatten noch ihre Schiffe in der Nachbarschaft vor Anker liegen. Weil Argall viele Vorsicht gebrauchet hatte, sie zu überrumpeln: so fiel es ihm nicht schwer, sich eines Schiffes zu bemächtigen, welches er ohne Vertheidigung fand, und eine Schanze wegzunehmen, wozu man nur erst den Grund geleget hatte. Die Franzosen, welche ihr Geschütz und ihr Pulver und Bley noch nicht ausgeschiffet hatten, thaten keinen Widerstand, und stelleten den Engländern den Freyheitsbrief zu, welchen sie zu ihrer Niederlassung erhalten hatten. Argall misbrauchete seiner Vortheile nicht. Er erlaubete denjenigen, welche wieder nach Frankreich zurück gehen wollten, ihre Ueberfahrt auf Fischerschiffen zu suchen; und seine Anerbiethungen bewogen die andern, ihm nach Virginien zu folgen. Diese Leute waren unter der Anführung zweener Jesuiten aus der französischen Pflanzung zu Portroyal gegen Südwest von Acadia gekommen. Argall konnte von dieser andern Niederlassung einer Nation, die der seinigen fürchterlich war, nicht reden hören, ohne den Vorsatz zu fassen, sie zu zerstören. Er nahm den Lauf nach Acadien; und dieses Unternehmen glückete ihm eben so, als das erste. Die Franzosen dachten daselbst nur an die Arbeit. Sie hatten bereits gesäet und ihre Früchte eingebracht. Sie hatten Scheunen und Mühlen und andere Gebäude errichtet, welche die Engländer nicht zerstöreten. Sie ließen den Einwohnern die Freyheit, sich zurück zu begeben, nahmen ihnen allen ihren Vorrath und kehreten mit Beute beladen wieder nach Virginien. Von den Franzosen giengen einige wieder in ihr Vaterland, und die andern setzeten sich an dem großen Flusse Canada. Es scheint, nach des Verfassers Beobachtung, daß Argalls Aufführung in England gemisbilliget worden. Ein Schiff, welches den folgenden Aprilmonat nach Jamestown geschickt wurde, dienete nur, ihn nach Europa zurück zu holen.

Powell folget in der Regierung; und Yardly.

Er hinterließ zu seinem Nachfolger in der Regierung den Hauptmann Powell, welcher bald durch eben den Yardly abgelöset wurde, den man bereits mit diesem Amte bekleidet gesehen. Er bekam solches wieder, nebst dem Titel eines Ritters, womit er von seinem Hofe beehret worden. In diesem Jahre ließ England eine Menge Vieh und andere Nothwendigkeiten, nebst tausend oder zwölfhundert Mann nach Virginien abgehen. Man stellete anfänglich alle die alten Pflanzungen wieder her, welche wüste waren. Man fügete neue Mitglieder dem Rathe bey; und man berief die Versammlung aller Kreise durch Abgeordnete

x) Man folget hier der Engländer Erzählung: man sehe aber im XIV Bande dieser Samml. a. d. 96 u. f. S. wie die Franzosen solche vorstellen.

ordnete von jeder Pflanzung, die sich nach Jamestown begaben, wo der Statthalter und Rath den ersten Rang nach dem Beyspiele des Parlementes in Schottland hatten, um sich wegen der Hauptangelegenheiten und der Regierung zu berathschlagen. Diese Zusammenberufung war die erste; und der Verfasser versichert, man habe seit dem die Vereinigung der beyden Kammern niemals gesehen, ob er sie gleich zum Besten des Landes nöthig zu seyn glaubet. Im folgenden August schiffete ein holländisches Schiff viele Negern daselbst aus, welche zum Verkaufe ausgestellet wurden. Diese waren die ersten, die man seit Errichtung der Pflanzstadt dahin gebracht hat.

Engländische Niederlassung in Virginien.

Fortgang der Colonie.

In eben dem Jahre setzete man einer jeden Pflanzung in ihrem Umfange Gränzen. Die Bewilligungsurkunden waren so vernachläßiget, daß man in den Registern nur ein Zeugniß des Statthalters von den Gränzen der Gemeine zu Jamestown findet. Sie hat über dieses keine offenen Briefe, worauf ihre Gerechtsamen gegründet sind. Man machete viele Abtheilungen der Länder für die Gesellschaft, für den Statthalter, für die Stiftung eines Collegii und für verschiedene Privatpersonen. Einige Stücke wurden für die Pfarrer in den Kirchspielen bestimmet; und die Anzahl der Pflanzungen wurde an den Flüssen vermehret. Weil nun ein jeder seine Gerechtsamen wußte, und nicht mehr zweifeln konnte, daß er nicht die Frucht seiner Arbeit einerndten sollte: so wurde der Fleiß allgemein. Man bemühete sich gegenseitig, einander in dem Feldbaue, an Gebäuden und an allem, was den Namen der Zierlichkeit oder Bequemlichkeit führet, zu übertreffen. Man glaubete, bey aller Gefahr von Seiten der Indianer sicher zu seyn. Die Schenkungen für die Kirche, für das Collegium und selbst zur Erziehung der jungen Wilden fingen an. Man fassete den Entschluß, nur denjenigen Ländereyen zuzugestehen, welche wirkliche Güter mitbrächten, oder eine gewisse Anzahl Personen zum Wachsthume der Pflanzstadt herzuführeten. Die Formel zu den Urkunden wurde entworfen. Kurz, die Einwohner in der Stadt und auf den Pflanzungen fingen an, sich für die glücklichsten unter allen Leuten zu halten.

Der Beystand, welcher nicht ferner aufhörete, anzukommen, und die Vermehrung der Niederlassungen gaben Virginien in der That vielen Glanz. Man machete eine Salzgrube auf dem Karlsvorgebirge an dem ostlichen Gestade, und legete zu **Falling Crook** an dem Jamesflusse einen Eisenhammer an. Dieses Werk war so gut, daß man sich versprach, man würde in weniger Frist, als einem Jahre, kein Eisen aus Europa mehr brauchen. Der Reichthum und der Ueberfluß der Colonie wurden zu einem Sprichworte. [illegible] aber ließ bey einer so schönen Gelegenheit, seine alten Fehler zu verbessern, das Volk wieder in seine alte Sicherheit verfallen, und verabsäumete dasjenige, was seine erste Sorgfalt erforderte. Ueber dieses erlaubete er, daß man eine so große Menge Toback pflanzete, daß die Gesellschaft damit überladen war, und sich genöthiget sah, den Beystand des Königes anzuflehen, damit er verhinderte, daß jeder Einwohner nicht mehr, als hundert Pfund, bauete.

Schlechte Verwaltung des neuen Statthalters Wyat.

Der Ritter **Wyat**, ein junger roher Mensch, bekam die Statthalterschaft in diesen Umständen. Er besuchete alle Pflanzungen; und da dieses Jahr über dreyzehnhundert Leute angekommen waren, so ließ er noch neue anlegen bis an den Fluß Patowmeck: er ließ aber daselbst nicht mehr Ordnung herrschen, als sein Vorfahr. Die Errichtung einer allgemeinen Versammlung der Untergerichte hinderte nicht, daß der Statthalter und der Rath nicht stets das Obergericht ausmacheten; und die Nachläßigkeit dieses Gerichtes die

Ver-

Engländische Niederlassung in Virginien.

Verordnungen beobachten zu lassen, hatte eine so sonderbare Frechheit eingeführet, daß die Indianer, welche mitten unter den Engländern lebeten, gelernet hatten, worinnen ihre Macht bestünde, zu welcher Zeit und an welchen Orten sie dieselben angreifen könnten, kurz, daß sie wirklich Herren ihres Lebens und ihres Vermögens waren.

Verdrießliche Folgen davon.

Man erfuhr die traurigen Wirkungen einer so schlechten Verwaltung gar bald. Ein indianischer Hauptmann, Namens Nimettanau war bey einer Gelegenheit getödtet worden, wo sein Tod billig zu seyn scheinen sollte. Oppechancanough, welcher ihn liebete, war so ungehalten darüber, daß er den Entschluß fassete, sich dieserwegen durch die Ermordung aller Engländer zu rächen. Er setzete den Tag dazu auf den 21sten März, eben desselben 1622sten Jahres, ein wenig vor Mittage, an, das ist zu der Zeit, da alle Einwohner der Pflanzungen zerstreuet, ohne Gewehr und auf der Arbeit waren. Dieser Anschlag sollte in eben dem Augenblicke in allen Gegenden der Colonie ausgeführet werden, ausgenommen gegen das östliche Ufer, wo man wußte, daß die Indianer eine aufrichtigere Neigung gegen die Engländer hatten. Alle die andern aber, welche niemals aufgehöret hatten, sie zu hassen, ob sie gleich mit ihnen frey lebeten, trieben die Treulosigkeit so weit, daß sie sich dieser Vertraulichkeit bedieneten, ihre Schiffe und Canote zu borgen, da sie über Flüsse gehen mußten, als sie ihre Nachbaren zur Verschwörung wider sie vermochten. Den Abend vor dem zur Ausführung angesetzeten Tage macheten sie den Engländern außerordentliche Geschenke von Rothwildpräte, Geflügel, Fischen und Früchten. An dem Tage selbst, früh Morgens, erschienen sie ohne Gewehr; sie aßen mit ihnen, und aller äußerlicher Schein einer guten Freundschaft wurde bis auf den letzten Augenblick erhalten. Darauf fielen sie von allen Seiten über sie her, und erschlugen sie, einige mit gewissen Aexten, welche sie Tomahauke nennen, und andere mit ihren eigenen Hacken, die sie bey ihnen fanden, oder ihnen bey diesem Ueberfalle aus den Händen rissen. Sie bemächtigten sich auch des Feuergewehres, um auf diejenigen zu schießen, welche ihrer ersten Wuth entgangen waren. Sie folgeten der barbarischen Gewohnheit aller dieser Völkerschaften, und verschoneten weder Alter, noch Geschlecht, damit niemand übrig bliebe, welcher sich wegen ihrer Grausamkeit rächen könnte.

Verschwörung der Indianer wider die Engländer.

Allgemeines Blutbad.

Die Anzahl der Engländer, welche an diesem Tage umkamen, war ungefähr dreyhundert und funfzig, welche meistens mit ihren eigenen Werkzeugen ermordet wurden. Diese Niedermetzelung würde noch blutiger gewesen seyn, wenn der Anschlag nicht einige Stunden zuvor etwas ausgekommen wäre. Zween Indianer, welche man gemeiniglich zur Jagd brauchete, hatten den Tag vorher auf der Pflanzung eines Engländers geschlafen, wo der eine davon besonders in Diensten war. Der andere wollte ihn bereden, er sollte in der Nacht aufstehen, und seinen Herrn umbringen, mit dem Versprechen, er wollte seinen den folgenden Tag auch umbringen; und weil er glaubete, er würde ihn noch mehr anfrischen, so entdeckete er ihm die ganze Verschwörung. Der Bediente stellete sich, bey seiner Treue, die nicht ohne Belohnung blieb, als wenn er den Absichten seiner Völkerschaft beyträte: er stund aber nur auf, um seinem Herrn das entsetzliche Geheimniß zu entdecken, welches er erfahren hatte. Dieser Engländer verlor nicht einen Augenblick. Nachdem er sein Haus in Sicherheit gesetzet hatte: so begab er sich nach Jamestown. Die Einwohner der Stadt und auf den benachbarten Pflanzungen hatten Zeit, auf ihre Vertheidigung bedacht zu seyn, und das Volk von einem Schiffe, welches auf dem Flusse Patowmeck war, wurde durch eben die Warnung gerettet. Die entferneten Pflanzungen aber

aber konnten nicht zeitig genug Nachricht erhalten, um sich vor einer grausamen Niedermetzelung zu verwahren.

Engländische Niederlassung in Virginien.

Ursache derselben.

Nimettanaus Abschilderung.

Nimettanau, dessen Tod Oppechancanoughen zu diesem ausschweifenden Grimme bewogen hatte, war ein Kriegesmann, der von allen indianischen Völkerschaften hochgeschätzet, und von den Engländern selbst gefürchtet wurde. Die Indianer hielten ihn für unsterblich oder wenigstens für fest, daß er nicht könnte verwundet werden, weil er sich bey sehr vielen hitzigen Gefechten mit befunden, ohne jemals die geringste Wunde zu bekommen. Weil er eben so verschlagen, als tapfer, war: so bemühete er sich, diese Meynung von ihm zu unterhalten; und er befliß sich, so gar in seinem Putze etwas sonderbares zu haben, welches denn vollends machete, daß er für ein höheres Wesen, als die Menschen, gehalten wurde. Er war mit Federn bedecket, die so wunderlich geordnet waren, daß die Engländer, welchen dieser Aufzug nur große Lust zu lachen machete, ihm den Namen gefiederter Johann oder Federhans gegeben, woraus er sich eben so viel Ehre machete, als aus seinem eigenen. Da ein Kaufmann von der Colonie einige Kleinigkeiten ausgekramet hatte, die ihm gefielen: so hatte er nichts gesparet, um ihn zu vermögen, daß er nach einem indianischen Flecken, Pamuki genannt, gienge, und sie da verkaufete, worinnen Nimettanau den obersten Rang hatte. Der Kaufmann hatte sich durch thörichte Hoffnung überreden lassen. Man hatte ihn aber seit seiner Abreise nie wieder gesehen, und man hatte nicht gezweifelt, daß ihn Nimettanau nicht unterwegens umgebracht, damit er sich seiner Waaren bemächtigte, vornehmlich da man auf seinem Kopfe einige Zierrathen gesehen, die er auf keine andere Weise hatte bekommen können. Zween Bediente des Kaufmannes, die sich darinnen nicht hatten irren können, hatten ihn befraget, wo ihr Herr hingekommen wäre; und da sie nur eine übermüthige Antwort von ihm erhalten hatten, so hatten sie ihn erschossen.

Bey seinem Tode war er noch so großmüthig, daß er ihnen ihre Mordthat verzieh: jedoch unter zween Bedingungen, worauf er sehr drang, daß sie ihm solche versprechen mußten. Die eine war, sie sollten nicht sagen, daß sie ihm das Leben genommen hätten; und die andere, sie sollten ihn unter den Engländern heimlich begraben. Er war so ehrgeizig, daß er auch nach seinem Tode noch die Meynung von seiner Unsterblichkeit wollte fortdauern lassen, die er unter den Indianern auszubreiten, die Geschicklichkeit gehabt hatte. Vielleicht hätte die Klugheit den Engländern rathen sollen, seinen Absichten beyzutreten; weil dieser Staatsgriff sie vor Oppechancanoughs Rache würde sicher gestellet haben. Nachdem sie aber so blutige Wirkungen davon erfahren hatten, und über dieses wußten, daß er sich bemühete, alle benachbarte Könige in seine Zänkerey zu ziehen: so sahen sie gar wohl ein, daß sie anders keine Ruhe, als durch seinen und seiner Völkerschaft Untergang haben würden.

Die Engländer rächen sich durch eine Treulosigkeit.

Alles, was die Colonie an bewaffneten Leuten hatte, wurde einige Monate lang gebrauchet, einen öffentlichen Krieg wider ihn zu führen. Man hieb alle seine Indianer nieder, und alle ihre Wohnplätze wurden verheeret. Die Schwierigkeit aber, ihn in den Gehölzen zu verfolgen, machete, daß man endlich wieder zur List griff, welche man nicht eher angewandt zu haben bedauerte. Der Statthalter ließ dem flüchtigen Könige den Frieden anbiethen, und versprach, alles Vergangene zu vergessen. Der ungenannte Schriftsteller, welcher nicht glaubet, daß seiner Nation diese Treulosigkeit rühmlich sey, versichert, man

Engländische Niederlassung in Virginien.

man sähe in den Registern oder Protocollen der Colonie noch, die Absicht der Engländer sey gewesen, **Oppechancanoughen** aus seinem Aufenthalte zu ziehen, seine Indianer zu vermögen, daß sie ihren Maiz in denen nah an den engländischen Wohnplätzen liegenden Feldern baueten, und hernach ihre Arbeit zu zernichten, wenn es schon so weit im Sommer wäre, daß sie keine zweyte Erndte mehr erwarten könnten. Dieser Anschlag wurde ausgeführet: aber mit dem Unterschiede, daß die Engländer die Zeit der Erndte selbst ergriffen, ihre Feinde anzufallen, sie niederhieben, und ihren Nutzen von einer großen Menge Kornes hatten, welches ihnen nur die Mühe kostete, es wegzuführen.

Die Pflanzstadt leidet darunter.

Indessen stürzeten doch dieser Krieg und die traurige Begebenheit, die solchen erreget hatte, die Colonie in eine verdrießliche Verlegenheit. Die Unternehmungen, wovon man sich den meisten Vortheil versprochen hatte, blieben unausgeführet. Die Niedermetzelung war an einigen Orten so allgemein gewesen, daß nicht ein einziger Mensch davon gekommen war, und verschiedene Veruntreuungen, die unter den folgenden Unruhen unvermeidlich waren, hatten der Gesellschaft großen Verlust verursachet. Die meisten Gesellschafter, welche es überdrüßig waren, Vorschuß zu thun, wovon sie so wenig Nutzen hatten, verkaufeten ihre Capitalien; und diejenigen, welche an ihre Stelle traten, eileten, neuen Beystand zu schicken. Man bemerkete aber gar bald, daß sie keine andere Absicht hatten, als dasjenige zu entführen, was in der Colonie noch Gutes übrig war, ohne sich Mühe zu geben, eine bessere Regierung daselbst einzuführen. In der That begaben sich viele Privatpersonen mit ihren Familien und Gütern dahin, ohne daß sie an den Capitalien der Gesellschaft einigen Antheil hatten, und in der bloßen Hoffnung, von der Regierung Ländereyen und Eigenthumsbriefe, nach der eingeführten Verfügung zu erhalten. Andere sucheten diese Bewilligungen bey der Gesellschaft, und erhielten sie mit einer besondern Gerichtsbarkeit, die nicht unter den Statthaltern stehen sollte: allein, dieses war die Quelle zu tausenderley neuen Unordnungen. Die Indianer, welche nur auf Rache sannen, macheten sich derselben zu Nutze, um die Engländer zu überfallen, und fanden Gelegenheit, ein großes Blutbad anzurichten.

Ordnung, die Karl der I daselbst errichtet.

Karl der I saß damals auf dem Throne. So viele klägliche Begebenheiten zogen seine Aufmerksamkeit auf sich, und bewogen ihn, von einer Pflanzstadt Erkundigung einzuziehen, deren Verfall er von denen beklagen hörete, die solche lange Zeit, als die vornehmste Hoffnung seiner Krone angesehen hatten. Gleich im 1626sten Jahre, da er die Regierung antrat, hob er die Gesellschaft auf. Er brachte Virginien unter seine unmittelbare Regierung. Er ernannte den Statthalter und die Rathsglieder. Er verordnete, es sollten alle offene Briefe in seinem Namen ausgefertiget werden, und alle Verfahren in seinem Namen geschehen; und damit er jedermann durch seine Uneigennützigkeit aufmunterte, so behielt er sich nur einen Grundzins von zweenen engländischen Schillingen von jedem Hundert Acker Landes alten und neuen Anbaues vor.

Warum in Virginien eigentlich keine Stadt ist.

So gleich nahm die Colonie eine andere Gestalt an; und es schien alles etwas beyzutragen, ihr einen Glanz zu geben. Man sah eine Menge neuer Einwohner dahin gehen. Ein jeder nahm sich Ländereyen nach seinem Belieben, ohne weitere Formalitäten, als daß er mit offenen Briefen da ankam, und ohne Acht darauf zu haben, daß die gemeinschaftliche Vertheidigung dadurch, daß sie sich in einer großen Strecke Landes von einander entferneten, desto schwerer seyn würde. Die Indianer wurden durch den Anblick einer so

großen Anzahl Engländer furchtsam gemacht und blieben ruhig. Man wurde aber nur gar zu spät gewahr, daß diese Freyheit, die Ländereyen zu nehmen, die man sich wählen wollte, und der Ehrgeiz, ein weitläuftiges, obgleich ungebautes Land zu besitzen, nebst der Menge Flüsse, welche einer jeden Privatperson einen Hafen und allerhand Bequemlichkeiten vor seiner Thüre gaben, den vornehmsten Absichten des Hofes schadeten. Daher ist es gekommen, daß in ganz Virginien noch bis auf diesen Tag kein einziger Wohnplatz ist, welcher den Namen einer Stadt führen könne.

Engländische Niederlassung in Virginien.

Indessen erkältete der Eifer doch nicht, daselbst Niederlassungen anzulegen, so lange die Verwaltung daselbst wohl eingerichtet war. Verschiedene Standespersonen begaben sich mit ihren Familien dahin. **Cäcilius Calvert**, Lord Baltimore, war unter dieser Anzahl. Er war römischkatholisch; und der ungenannte Verfasser eignet ihm keinen andern Bewegungsgrund zu, als die freye Ausübung seiner Religion. Da er sie aber in Virginien eben so unterdrücket fand, als in England: so verlor er die Lust, sich daselbst aufzuhalten. Die Engländer hatten noch keinen einzigen Wohnplatz in dem schönen Lande, welches auf der Höhe der Bay Chesapeak ist. Er that eine Reise dahin, in der bloßen Absicht, solches kennen zu lernen; und da alles mit seiner Hoffnung überein stimmete, so eilete er wieder nach England, um sich das Eigenthum davon auszubitten, mit einer sehr leichten Abhängigkeit von der Krone. Es wurde ihm unter dem Namen **Maryland**, das ist Marien Land, zu Ehren der Königinn Maria, Karls des I Gemahlinn, zugestanden. Dieses Land wird gegen Süden von dem Flusse Patowmeck, an der Seite des westlichen Ufers, und gegen Osten durch eine von der Spitze **Look out** gezogene Linie, an der ostlichen Seite, begränzet. Mylord Baltimore hatte nicht das Vergnügen, dieses gelobte Land wieder zu sehen: nach seinem Tode aber wurde es seinem Sohne bestätiget, welcher sich im 1635sten Jahre dahin begab, um daselbst eine Pflanzstadt anzulegen, die seine Nachkommen noch unter eben den Rechten besitzen.

Niederlassung des Lord Baltimore.

Ursprung des Namens Maryland.

Man sieht es als ein großes Unglück für England an, daß ein Land, welches wegen seiner Lage zu fordern scheint, daß es unter einem einzigen Statthalter stehen sollte, in zwo verschiedene Colonien getheilet worden. Sie haben von dieser Theilung viel gelitten. Weil sie die einzigen Oerter unter engländischer Bothmäßigkeit sind, wo man eine ansehnliche Menge Taback pflanzet: so geschieht es, daß, wenn die eine den Verkauf des schlechten verbiethet, um den Preis des guten zu steigern, die andere nicht ermangelt, daraus Vortheil zu ziehen, indem sie diese Gelegenheit ergreift, alles, was sie von gutem und schlechten zusammen bringen kann, ohne Unterschied nach England gehen zu lassen. Ein anderes Uebel, welches man von eben der Ursache herleitet, und welches noch traurigere Folgen hatte, war die Wirkung dieses Beyspieles, große Herren zu erregen, daß sie auch solche freye Länder ihnen zu bewilligen, sich ausbathen. In einer Zeit von einigen Jahren sah man nicht allein die Länder und Grundzinsen in Virginien, sondern auch die Gerichtsbarkeiten selbst vergeben, vornehmlich unter der Regierung des Ritters Harvey, wider welchen diese Uebertretung der alten Privilegien die ganze Colonie so heftig aufbrachte, daß er gefangen genommen, und mit zweenen Abgeordneten, denen die Anklagen aufgetragen worden, nach London geschickt wurde. Der König billigte anfänglich diese Art von Empörung nicht, und schickete den Ritter so gar wieder in seine Statthalterschaft. Nachdem er sich aber von den Unordnungen recht hatte unterrichten lassen: so ergriff er die Partey, ihn

England hat wenig Vortheil dabey.

Engländische Niederlassung in Virginien.

wieder zurück zu rufen, und ihm den Ritter Berkeley zum Nachfolger zu geben, dessen Klugheit den Fortgang des Uebels aufhielt.

Neues Blutbad der Engländer.

Die Colonie aber hatte davon schon grimmige Wirkungen empfunden. Die Indianer, welche aufmerksam waren, sich aller Unordnungen zu Nutze zu machen, hatten unter Oppechancanoughs Anführung, den Anschlag zu einem neuen Blutbade gemacht, in welchem über fünfhundert Engländer das Leben verloren. Es war nicht so allgemein, als das erste; weil diese Wilden nicht mehr eben die Freyheit in dem Innern des Landes hatten. Ihre Wuth war auf die Wohnplätze der mittäglichen Seite des Jamesflusses, und um die Quellen der andern Flüsse, vornehmlich auf York gefallen, woselbst der fürchterliche Oppechancanough seinen Aufenthalt hatte.

Berkeleys weise Regierung.

Berkeley fand Virginien in den Bewegungen eines Krieges, welcher sich nur mit dem gänzlichen Untergange der Indianer oder Engländer endigen zu müssen schien. Indessen sah er doch wohl ein, nachdem er den dringendsten Uebeln abgeholfen hatte, daß die Ruhe durch nicht so gar blutige Mittel wieder hergestellet werden könnte. Das Alter und die Kriegesbeschwerlichkeiten hatten Oppechancanough so mitgenommen, daß er ganz von Kräften war und nicht mehr gehen konnte, sondern sich tragen lassen mußte. „Sein „Leib, saget der ungenannte Schriftsteller, war ganz eingeschrumpfet, seine Nerven waren „schlaff und seine Augenlieder waren so schwer geworden, daß sie ihm beständig die Augen „verschlossen. Er konnte sie nur mit Hülfe eines von seinen Leuten aufmachen, welcher dazu „bestellet war, und sie halten mußte„. Berkeley fassete den Entschluß, ihn zu überfallen und fortzuführen.

Oppechancanough wird gefangen und getödtet.

Die Hoffnung zu einer großen Belohnung bewog einige Indianer, daß sie ihm den Weg zu diesem alten Krieger zeigeten. Er rückete mit einer Schaar Reiter so leicht an, daß er ihn wirklich in seinem Quartiere selbst überfiel, und gefangen nach Jamestown brachte. Seine Absicht war, ihn nach England hinüber führen zu lassen, um sich so wohl durch eine so wichtige That Ehre zu machen, als auch ein Beyspiel von der Güte der Himmelsluft in Virginien und von dem langen Leben seiner Einwohner zu geben. Er hatte aber den Verdruß, daß er ihn nicht länger, als vierzehn Tage verwahren konnte. Ein engländischer Soldat, der über die Uebel sehr zornig war, welche dieser furchtbare Greis der Colonie verursachet hatte, war so niederträchtig, daß er ihn durch einen Flintenschluß tödtete, den er ihm in den Rücken that. Er hatte in seinem Gefängnisse nicht die geringste Schwachheit bezeuget, und seine Größe der Seelen erhielt sich bis auf den letzten Augenbick seines Lebens. Eines Tages, da er sehr viel Leute um sich herum gehen hörete, ließ er sich die Augenlieder eröffnen, und da er sich mit einer Menge Unbekannter umgeben sah, welche die Neugierigkeit herzuführete, daß sie ihn sehen wollten, so verlangete er mit einem unwilligen Tone, man sollte ihm den Statthalter kommen lassen. Berkeley machete keine Schwierigkeit, zu erscheinen. „Hätte das Schicksal, sagete er zu ihm, dich in meine Hände „gerathen lassen: so würde ich nicht die Niederträchtigkeit gehabt haben, dich dem Ge„spötte des Volkes auszusetzen„.

Seine Abschilderung.

Dieser wilde Prinz hatte eine vortheilhafte Gestalt und ein edles Ansehen. Er hatte, ohne mehr Unterricht, als die gemeinen Indianer bekommen zu haben, in seiner natürlichen Fähigkeit die Kunst zu herrschen und Krieg zu führen gefunden. Seine entferntesten Unterthanen verehreten seinen Namen, und nahmen mit Zittern seine geringsten Befehle an.

Einige Engländer haben ihn für Powhatans Sohn oder Bruder gehalten, wie man nach Smiths Anzeige gesaget hat; die unterthänigen Indianer aber versicherten, er wäre aus einem fremden Lande sehr weit gegen Südwest hergekommen; und man urtheilete aus ihren Erzählungen, er sey in dem spanischen Gebiethe gegen Mexico zu, bey den berühmten Bergwerken St. Barbara geboren worden. Seine Gefangenschaft und vornehmlich sein Tod hatten die Wirkung, welche der Statthalter zu Wiederherstellung des Friedens gehoffet hatte.

Engländische Niederlassung in Virginien.

Eine weise Regierung machete ihn vollends so fest, daß man keinen Bruch mehr befürchtete, als der unglückliche Fall mit Karln dem I die Colonie in neue Unruhen stürzete. Berkeley glaubete vergebens, ihnen vorzukommen, wenn er allen Briefwechsel mit England aufhöbe. Oliver Cromwell, welcher zum Protector ernannt worden, schickete ein mächtiges Geschwader nach Virginien; und ungeachtet des Widerstandes einiger Einwohner, welche der königlichen Hoheit treu geblieben waren, zogen doch viele Räthe, die wegen ihres Vermögens besorget waren, die ganze Colonie unter das Joch desselben. Berkeley selbst konnte, dem Strome nicht widerstehen. Man merket aber zu seinem Ruhme an, daß er von allen dem Könige unterworfenen Ländern der letzte gewesen, welcher Cromwell erkannt, und der erste, welcher seine Ketten zerbrochen hat. Nachdem er in der Unterdrückung geseufzet, und bloß mit dem Bauen seiner Felder beschäfftiget gewesen: so sah er sich von dem Geschreye des Volkes zurück gerufen, um dem Statthalter Matthews zu folgen, dessen unvermutheter Tod das Land ohne Oberhaupt gelassen. Er gab dem ersten Ansuchen durchaus nicht nach, sondern erklärete sich, er wäre entschlossen, niemanden anders, als dem rechtmäßigen Erben der Krone zu dienen. Diese Großmuth zu einer Zeit, wo man noch keine Anscheinung zur Wiederherstellung des königlichen Hauses sah, machete so viel Eindruck bey dem Volke, daß man ihm einstimmig antwortete, die Colonie wäre bereit, alles zum Dienste des Königes aufzuopfern. So gleich ließ er bey Annehmung der Gewalt, die man ihm anboth, Karln den II zum Könige in England, Schottland, Irland und Virginien ausrufen, mit dem Befehle, es sollte hinführo alles in seinem Namen ausgefertiget werden. Dieser Herr wurde also mit der königlichen Würde in Virginien bekleidet, ehe er es noch in England war. Bald darauf aber stieg er glücklich wieder auf den Thron seiner Vorfahren, und eilete, Berkeleyen eine neue Bestallung zum Statthalter nebst andern Belohnungen seiner Treue und seines Eifers zu senden.

Unruhen in Virginien durch Karls I Tod.

Die Colonie empfing ansehnlichen Zuwachs, und nahm lange Zeit unter einem so weisen Oberhaupte mehr und mehr zu. Sie suchete so gar, sich durch neue Entdeckungen zu erweitern. Batt gieng in Begleitung vierzehn Engländer und einer gleichen Anzahl Indianer von Appamator ab, und begab sich an den Fuß der Gebirge, nachdem sie sechs Tage marschiret waren. Sie kamen ihm anfänglich weder hoch, noch sehr steil vor. Nachdem er aber über die erste Kette hinüber war: so fand er andere, die an die Wolken zu stoßen schienen, und so schnurgerade waren, daß er in einem ganzen Tage nicht über drey Meilen in gerader Linie machen konnte. An andern Orten traf er weite Ebenen und Savannen von drey bis vier Meilen breit an, die mit unzähligen indianischen Hühnern, Hirschen, Elendthieren und Büffeln bevölkert waren, welche gar nicht vor seinem Anblicke flohen, sondern so nahe an sich kommen und fast mit der Hand greifen ließen. Er fand auch daselbst Trauben von einer seltsamen Größe, daß jede Beere so groß, wie eine Pflaume war. Nachdem er über alle Gebirge hinüber gegangen: so kam er in eine

Batt versuchet neue Entdeckungen.

Engländische Niederlassung in Virginien.

andere Ebene, die von einem kleinen Flusse gewässert wurde, welchem er viele Tage folgete. Dieses wüste Land stieß an gebauete und durch eine Menge Cabanen abgesonderte Felder, woraus die Einwohner bey der Annäherung der Engländer die Flucht nahmen. Batt ließ nichts destoweniger einige europäische Kleinigkeiten da, um den Indianern zu erkennen zu geben, man wäre nicht in der Absicht gekommen, ihnen zu schaden. Jenseits der Cabanen sah man große Moräste, wo die Wegweiser sich nicht einlassen wollten, unter dem Vorwande, dieses niedrige Land würde von einer mächtigen Völkerschaft bewohnet, welche mit ihren Nachbarn einen Salzhandel trieben, die Fremden aber behielten. Batt drang vergebens in sie, weiter zu gehen. Ihre Furchtsamkeit nöthigte ihn, wieder zurück zu kehren, ohne seine Nachforschungen weiter getrieben zu haben. Auf den Bericht den er von dieser Unternehmung abstattete, entschloß sich Berkeley, selbst einen solchen neuen Zug zu thun, und ziemlich stark abzureisen, damit er durch keine Furcht dürfte aufgehalten werden. Ein bürgerlicher Krieg aber, welcher in der Colonie entstund, zernichtete alle seine Maaßregeln, und seit der Zeit haben die Engländer keine Entdeckung versuchet.

Bürgerlicher Krieg in Virginien.

Man hat schon die beyden ersten Ursachen des Misvergnügens der Virginier gesehen; die eine war, der überaus mittelmäßige Preis des Tabacks, welcher der Colonie viel Nachtheil in dem Umsatze brachte, ohne daß alle Bemühungen der allgemeinen Versammlung solchem abhelfen konnten, die andere war eine willkührliche Austheilung der Ländereyen wider die erste Einrichtung. Karl der II hielt sich berechtiget, hierinnen dem Beyspiele des Königes, seines Vaters, zu folgen. Er that große Schenkungen an verschiedene Herren, welche ihrer Hoheit auf eine unbescheidene Art misbraucheten, damit nur alle Last der Steuern und Gaben auf die Armen fallen möchte. Zu diesen beyden Ursachen der Klage, welche das Volk schon in Verzweiflung brachten, setzet der ungenannte Schriftsteller noch die Hindernisse, welche das Parlement in England auf einmal in der Handlung der ganzen Colonie erregete, hinzu. Eine Urkunde dieses Gerichts, errichtete verschiedene Abgaben der einen Pflanzung an die andere. Diese Auflagen waren um so viel grausamer, weil sie nur zum Nutzen der zum Einnehmen bestellten Bedienten gereicheten. Eben die Urkunde legete auch ansehnliche Abgaben auf die Einfuhre der eingesalzenen Fische in die Colonie, obgleich England von dieser Abgabe frey war, und auf alle Güter, die von Virginien nach England, selbst in denen Schiffen, die in England gebauet und von Engländern besetzet waren, gebracht wurden. Diese drey Beschwerden erregeten schon ein gewaltiges Murren, als ein noch entsetzlicherer Zufall die Gemüther vollends aufbrachte. Man hatte aus **Monadas**, welches heutiges Tages Neu-York heißt, die Holländer verjaget, die sich daselbst gesetzet hatten, und welche bey ihrem Aufenthalte an dieser Küste einen ordentlichen Handel mit den indianischen Einwohnern aus der großen Bay Chesapeack geführet hatten. Diese Wilden hatten sich gewöhnet, durch die Gränzen von Virginien hin und her zu gehen, um verschiedene Arten von Pelzwerke von ihnen zu erhandeln. Weil sie einen Theil davon an die Engländer verkaufeten, und das übrige nach Monadas führeten: so hatten sich diese beyden europäischen Nationen mit dem Handel begnüget, und der Friede war ziemlich lange ohne Unterbrechung erhalten worden. Da aber andere Ursachen die Engländer bewogen hatten, die Pflanzstadt Monadas zu zernichten: so war die Empfindlichkeit der Holländer so heftig darüber, daß sie Mittel fanden, den Indianern einen unversöhnlichen Haß wider die Engländer einzuflößen. Er zeigete sich anfänglich durch Räubereyen und Ermordungen an der Seite der Bay. Darauf macheten die südlichen In-

Engländische Niederlassung in Virginien.

Indianer, welche den besten Theil ihres Handels verloren hatten, und die Schuld davon nur den Engländern geben konnten, ebenfalls Anschläge zur Rache, und führeten sie mit der größten Unmenschlichkeit aus.

Nunmehr machete der Schrecken, nebst der Unterdrückung durch die Auflagen die Virginier zu allen Arten der Ausschweifung fähig. Indessen fingen sie doch nur erst an, sich auf eine tumultuarische Art zusammen zu rottiren, um Hülfe zu verlangen, welche ihnen die Regierung zu geben nicht im Stande war. Sie fanden aber gar bald ein Haupt. Dieses war ein junger Officier, Namens Nathanael Bacon, welcher beredt, lebhaft, kühn, von einer einnehmenden Gesichtsbildung, und mit einem Worte vermögend war, einen wüthenden Pöbel zu führen. Berkeley, welcher bisher der Abgott in der Colonie gewesen, sah sich auf einmal verlassen, und genöthiget, sich mit einigen der vornehmsten Einwohner aus Jamestown in seinem Hause zu befestigen. Der Aufstand war so allgemein, und dauerte so lange, daß Bacon, welcher eine Versammlung nach der gehörigen Art und Weise zusammen berufen, und sich für einen General der Colonie hatte erkennen lassen, in der That alle Merkmaale einer unumschränkten Gewalt annahm, wie er denn auch diese Gewalt ohne andere Einschränkung ausübete, als daß er die Befehle des Hofes durch die Abgeordneten erwarten wollte, die er dahin zu schicken versprach, und deren Abreise er lange Zeit zu verschieben, oder deren Wiederkunft er zu verhindern sich vorsetzete. Weil eine kleine Anzahl redlicher Leute nicht unterlassen hatte, des Statthalters Partey zu nehmen: so geschahen diese Bewegungen nicht ohne viele Scharmützel, die einer Menge Leuten von beyden Theilen das Leben kosteten. Man zweifelt aber, ob England selbst der Unordnung hätte abhelfen können, wenn nicht Bacons natürlicher Tod seine ehrsüchtigen Anschläge umgestürzet hätte. Die Misvergnügten, welche durch den Verlust ihres Oberhauptes uneinig wurden, dachten weiter an nichts, als um Gnade zu bitten; und der Ritter Berkeley wurde in seine Statthalterschaft wiederum eingesetzet.

Jamestown wird durch einen Brand zerstöret.

Bevor der Friede aber recht befestiget werden konnte, fassete einer von Bacons Hauptleuten, Namens Lawrence, welcher über das Schicksal einiger andern voller Verzweifelung war, die sich unter der Bedingung einer allgemeinen Verzeihung ergeben hatten, und gleichwohl für unfähig erkläret waren, jemals ein Amt in der Colonie auszuüben, den abscheulichen Vorsatz, Jamestown in die Asche zu legen, und folgete ihm mit einer so grimmigen Halsstarrigkeit, daß er es selbst mit seiner eigenen Hand ausführete, da er seine Leute nicht geneigt fand, ihm zu gehorchen. Diese unglückselige Stadt ist seitdem nicht wieder zu dem blühenden Zustande gekommen, wozu sie schon gelanget war. Berkeley starb wenig Zeit nach der Feuersbrunst, und man wird in der Beschreibung sehen, daß ein anderer Statthalter die Partey ergriff, die Gerichte und die allgemeine Versammlung nach Williamsburg zu verlegen.

Die Engländer werden ruhig in Virginien.

Seit Bacons Empörung hat die Ordnung, welche der Hof in der Regierung von Virginien gemacht, die Colonie vor dergleichen Veränderungen verwahret. Ihre Einwohner haben ihre Pflanzungen daselbst so ruhig gebauet, daß ihre Geschichte keine außerordentliche Begebenheiten mehr darbeut, und man sich also begnügen wird, in einem andern Abschnitte, den wirklichen Zustand dieser Colonie vorzustellen. Ihr Fortgang muß sehr eilig gewesen seyn, weil man schon in dem 1723sten Jahre folgende Abschilderung von ihrer Handlung findet.

„Die

Engländische Niederlassung in Virginien.

„Die Handlung dieser Colonie besteht, wie in Maryland, saget der engländische „Verfasser einer politischen Schrift, fast gänzlich in Tabacke. Denn ob schon das Land „verschiedene vortreffliche Waaren, die für die Handelschaft geschickt sind, hervor bringen „würde, so sind doch die Pflanzer dermaßen auf den Tabackbau erpicht, daß sie alle ande„re Verbesserungen darüber zu vergessen scheinen. Dieser Handel ist zu einer solchen Voll„kommenheit gediehen, daß der virginianische Taback, insonderheit der wohlriechende, der „am Yorkflusse wächst, für den besten in der Welt gehalten wird; und ist derjenige Ta„back, der gemeiniglich in England zum einheimischen Gebrauche verkaufet wird. Die „andern Sorten, Oranoac genannt, und der Taback von Maryland, sind hitziger im „Munde: sie gereichen aber zu eben so gutem Profite; maßen in Holland, Dännemark, „Schweden und Deutschland starke Anfrage darnach ist. Von dieser Waare sind jährlich „dreyßig tausend Oxhefft ausgeführet worden, welches, nebst den andern Vortheilen, die „die Engländer dadurch erlangen, fünf Pfund Sterlinge für jedes Oxhefft auf einem frem„den Markte abgegeben, und den gemeinen Fond der Nation jährlich ein hundert und „funfzig tausend Pfund Sterling vermehret. Der ganze Tabackshandel ist in der That „eins von den einträglichen Stücken des ganzen englischen Commercii. Er beschäfftiget je„des Jahr über zweyhundert Segel der größten Schiffe, und bringt, ein Jahr in das „andere gerechnet, drey bis vier hundert tausend Pfund Sterlinge in Sr. Majestät Schatz „ein. Ob schon diese Rechnung solchen, die diesen Handel nicht verstehen, und einigen, „die die ganze Handelschaft überhaupt nur nach ihrem eigenen besonderen Handel beurthei„len, zu ausschweifend scheinen mag: so wird sie doch allen, die Erfahrung in der Sache „haben, weder zu hoch, noch zu unbescheiden vorkommen. Es werden zweyhundert Se„gel mit dieser Waare communibus annis, aus dem ganzen Bay, in welchen wir die Pro„vinz Maryland mit einschließen, beladen. Und wir können, eins in das andere gerech„net, nicht setzen, daß sie weniger, als dreytausend Oxhefft Taback, in allen siebenzig tau„send Oxheffte führen, davon vielleicht die Hälfte in England verkauft und verthan wird. „Da denn die Gebühren von solchen fünf und dreyßig tausend Oxhefft, jedes zu vier Zent„ner gerechnet, ein Oxhefft auf acht Pfund Sterling, und zwey hundert und achtzig tau„send Pfund Sterling für alle kommen werden. Die andere Hälfte, welche ausgeführet „wird, wird nicht den fünften Theil so viel in die königliche Schatzkammer einbringen, wenn „alle Auflagen und ein Theil der neuern abgezogen werden. Jedoch wenn wir funfzig tau„send Pfund Sterling für die Gebühren der fünf und dreyßig tausend ausgeführten Oxhef„te bestimmen: so wird der ganze Belauf der Zölle für die siebenzig tausend Oxheffte Ta„back, des Jahres auf drey hundert und dreyßig tausend Pfund Sterlinge kommen. Und „so viel bringt es zur Friedenszeit gewißlich in die königliche Schatzkammer. Denn in „diesen Kriegesläuften, ist unsere Handelschaft ungewisser, daß in diesem Stücke, weder „zum Theile, noch überhaupt, eine richtige Rechnung gemacht werden kann. Wiewohl in „Ansehung dessen, daß die virginischen und marylandischen Kaufleute immer viel besser hin„weg gekommen sind, als diejenigen von Barbados, Jamaica und von den charibeischen „Inseln, unsere Schätzung, mit einigem Abzuge nach der Anzahl der verlohrnen Schiffe „gar wohl bestehen kann. Einige, die den virginischen Handel sehr gut verstehen wollen, „haben uns versichert, daß hundert tausend Oxheffte in einem Jahre von Virginien und „Maryland abgeschiffet, und vierzig tausend davon in England verthan werden. Wenn „diesem also ist: so haben wir unsere Rechnung eher zu klein, als zu groß gemachet, so wohl

„wohl in Ansehung der Zölle, als der Vermehrung, welchen dieser Handel bey dem Na„tionalfonde hervor bringt. Allein, wir haben uns, nach unserer eigenen Erfahrung und „dem besten Unterrichte, den wir davon bekommen können, so genau, als möglich, an die „Wahrheit gehalten; und dem Leser dasjenige, was wir gesaget haben, desto glaublicher „zu machen: so ist nöthig, daß er wisse, wie ungemein dieser Handel in allen Theilen von „England so wohl, als in dem Hafen von London, verbessert worden. Die Stadt Liver„pool hat funfzig Segelschiffe bey ihrem Key in einem Jahre von dar ausgeladen, und „dieses verschiedene vergangene Jahre nach einander, ein Jahr ins andere gerechnet. Viele „von den Außenhäfen haben jährlich acht bis zehn Segel in dem virginischen Handel ge„brauchet; und man saget, daß die Stadt Bristol über sechzig tausend Pfund Sterling „Gebühren in einem Jahre bezahlet. Welches nicht unglaublich scheinen wird, wenn das„jenige, dessen uns Leute von Bristol versichert haben, wahr ist, daß ein Schiff, welches „solchem Hafen zugehöret, der Bristolerkaufmann genannt, diese letzt verwichene Jahre, „jedes Jahr acht bis zehn tausend Pfund Sterling Zoll entrichtet hat. Und es sind öfters „dreyßig bis vierzig Segelschiffe, die nach Bristol gegangen, auf einmal in den Severn„fluß gekommen, andere auslaufende und herumschweifende kleinere Schiffe nicht gerech„net. Wenn die äußersten Häfen mit einander in einem Jahre hundert Segel nach Vir„ginien senden, wie wir hoffentlich sattsam bewiesen haben: so wird London mehr, als das „andere hundert, ausmachen. Und was wir von dem Handel und den Zöllen gesaget ha„ben, wird sehr vernünftig und gewiß scheinen.

Engländische Niederlassung in Virginien.

„Nebst dem großen Vortheile, der dem Nationalfonde durch die Ausführung des Ta„backs aus England in die andern Theile von Europa zuwächst, müssen wir auch erwä„gen, wie nützlich dieser Handel wegen der ungemeinen Anzahl Hände ist, die er beschäff„tiget, und wie viele Familien in England und Virginien dadurch erhalten werden; maß„sen mehr als siebenzig tausend englische Seelen in Virginien, und auch eben so viele in „England davon leben. Es werden täglich ungemein große Quantitäten Manufacturen „nach dieser Colonie von hier ausgeführet, die alles aus England haben, was ihnen zur „Kleidung, für Arbeit und zum Ueberflusse nöthig ist. Und da man solche Waaren, die „von hier abgesendet werden, meistentheils bey den Handwerksleuten suchen muß: so sind „es solche, die die meisten Hände beschäfftigen, und folglich dem gemeinen Wesen am nütz„lichsten sind; als: Weber, Schuster, Hutmacher, Eisenhändler, Drechsler, Tischler, „Messerschmiede, Grobschmiede, Becker, Bierbrauer, Seiler, Strumpfhändler, und fast „alle Handwerker in England. Maßen ihre Manufacturen gute Kaufwaaren in Virgi„nien sind, wenn die Unwissenheit oder der Geiz einiger Kaufleute den Markt nicht übermen„get und verderbet. Die Waaren, die nebst Leinewand, seidenen Waaren, indianischen „Gütern, Wein und andern fremden Manufacturen dahin gesendet werden, sind Tuch, „grobes und feines, Sarsche, Stoffe, Boye, Frieß, Hüte, und alle Waaren der Krä„mer, die im Kleinen handeln: als Hacken, Hauen, Schnittmesser, Aexte, Nägel, Ho„bel und andere Eisenwaaren, Kleider, die schon fertig und gemacht sind. Messer, Biscot, „Zweyback oder Schiffbrodt, Mehl, Strümpfe, Schuhe, Mützen für Knechte, und mit „einem Worte, alles, was nur in England gemacht wird„.

Beschreib. v. Virginien.

Der II Abschnitt.

Beschreibung von Virginien und Maryland.

Ihre Strecke. Beschaffenheit der Küste. Bay Chesapeack. Flüsse, die sie einnimmt. Schädliche Würmer in den Flüssen. Eintheilung von Virginien. Beschreibung von Jamestown. Beschreibung von Williamsburg. Das Collegium daselbst. Andere Grafschaften. Fluß Patowmeck. Allgemeine Beobachtung von Virginien. Lage von Maryland. Dessen Eintheilung. Beschreibung von Anapolis. Insel und Hafen Williamstadt. Andere Eintheilung von Virginien.

Ihre Strecke. Man hat schon Sorge getragen, es anzumerken, daß die Engländer im Anfange auf gut Glück den Namen **Virginia** dem ganzen nordlichen Stücke des festen Landes von America gegeben, und daß die Bewilligungen des Hofes für ihre ersten Colonien unter diesem Titel ausgefertiget worden. Es wurden auch selbst diejenigen, die man nachher durch besondere Namen unterschieden hat, noch lange Zeit als Glieder von Virginien angesehen. Endlich ist dieser Namen nur derjenigen Strecke Landes geblieben, welche längst der Bay Chesapeak, ein wenig gegen Süden liegt, und Virginien und Maryland in sich schließt. Wenn man es in dieser Maaße nimmt: so ist die kleineste Länge, die man ihm giebt, zweyhundert Meilen gegen Norden von der **Trost- oder Confortspitze** an, bis an die Einfahrt in die Bay, und auch beynahe eben so weit gegen Süden. Der ungenannte Schriftsteller aber, welcher sich bey dem eigentlich so genannten Virginien aufhält, welches von Maryland unterschieden ist, stellet es so vor, daß es gegen Süden von dem nordlichen Carolina, gegen Norden von dem Flusse Patowmeck, gegen Osten von der See und gegen Nordwest von derjenigen großen Kette Gebirge begränzet wird, über welche hinaus zu dringen, sich die Engländer unter Batts Anführung vergeblich bemühet haben, wie man oben gesehen hat.

Beschaffenh. der Küste. Die Küste des festen Landes gegen Virginien wird von den Schiffahrern sehr hoch gehalten, weil, so bald, als das Senkbley daselbst Grund findet, welches ordentlicher Weise vierzig oder funfzig Seemeilen vom Lande geschieht, in achtzig oder neunzig Faden Wasser, diese Tiefe stufenweise abnimmt, und so ordentlich, daß ein erfahrener Lootsmann von der Weite aus der Tiefe urtheilen kann.

Bay Chesapeak. Eine schöne Karte von der Chesapeakbay, welche mit außerordentlichen Lobsprüchen zu London herausgegeben worden *y*), setzet ihre Mündung in sieben und dreyßig Grad Norderbreite zwischen Heinrichsvorgebirge gegen Süden, und Karlsvorgebirge gegen Norden, und giebt ihr eine Breite von achtzehn Meilen. Die ordentliche Tiefe des Canales ist neun Faden, welche an einigen Orten bis auf sieben abnehmen. Ihr sicherster Theil ist dicht bey dem Heinrichsvorgebirge, gerade in sieben und dreyßig Grad; so daß, wenn man diese Breite zu Mittage, an dem Tage, da man bey der Einfahrt anzukommen gedenkt, genommen hat, man ohne Furcht die Nacht über weiter fortrücken, und dem mittäglichen Ufer bis auf zwo Seemeilen jenseits des Vorgebirges folgen kann, wo man sich in einer vortrefflichen Rheede, Namens **Lyn Haven**, befindet. Von dieser Rheede geht die Bay ungefähr zweyhundert Seemeilen weit in das Land hinein. Ihre Breite ist daselbst zehn bis funfzehn Meilen, ausgenommen gegen das Ende, wo sie sich sehr

y) Man theilet sie allhier mit.

KARTE VON DER BAY CHESAPEACK

und den benachbarten Landen

Zur allgemeinen Historie der Reisen aus den besten englændischen Karten gezogen

Maaß-stab.

Gemeine französische See-meilen.

5 10 15 20 25

PENSILVANIEN

MARILAND

VIRGINIEN

NEU JERSEY

STÜCK VON

BAY LAWAR

BAY CHESAPEACK

Zur Vermeidung der Verwirrung hat man viele Criquen oder Bæche und die Namen einer großen Anzahl besonderer Wohn plætze wie auch Grafschaften ausgelaßen.

82 *Westliche Længe* 81 *von der Pariser* 80 *Mittags-linie.* 79 78 77 76



sehr zusammen zieht. Sie enthält viele kleine Eylande, wovon einige mit Gehölzen bedecket sind.

Beschreibung v. Virginien.

Flüsse, die sie einnimmt.

Unter einer unendlichen Menge von Flüssen, die sie einnimmt, vornehmlich an der Westseite, unterscheidet man viere wegen ihrer Größe, welche der James, der York, der Rapahanok und Patowmeck sind. Die vornehmsten von den andern, worunter einige die größten Kauffahrdeyschiffe tragen, heißen Elisabeth, Nansamon, Chickahomony, Pocoson, Pamunki, York, Esther North, Corottonan, Wicomoko, Pocamoki, Chissonessik und Pungotego. Man ersparet sich hier die Mühe, ihre Lage zu bezeichnen, die in der Karte sehr genau ist. Alle diese Flüsse sind so bequem, und so wohl vertheilet, daß man von sechs Meilen zu sechs Meilen fast allezeit eine gute Rheede findet. Sie entstehen aus dem Zusammenflusse unzähliger Quellen, woraus das Wasser in so großem Ueberflusse kömmt, daß es das Wasser aus den Flüssen bis auf sechzig und hundert Meilen unterhalb der Fluth, und zuweilen dreyßig oder vierzig Meilen in der Bay selbst, süße machet. Einige von diesen Quellen bilden auf einmal einen so großen Strom, daß sie fünfhundert Schritte von ihrem Ursprunge Kornmühlen treiben. Der große Vortheil dieser Menge von Flüssen ist, daß sie einem jeden Wohnplatze die Bequemlichkeit geben, die Schiffe und Barken vor seiner Thüre zu bekommen; daher es denn gekommen ist, daß man sich eben nicht viel Mühe gegeben hat, Städte in Virginien anzulegen.

Schädliche Würmer in den Flüssen.

Man setzet an den Flüssen dieses Landes nur eins aus; das ist, daß alle Jahre im Brachmonate auf dem gesalzenen Wasser Legionen von Würmern erscheinen, welche die Schaluppen, die Barken und die Schiffe selbst überall durchbohren, wo das Pech, das Theer, und der Kalch das Holz bloß lassen, und welche sich darinnen Zellchen machen, die den Honigzellchen ziemlich gleich sind. Sie hören nicht eher auf, schädlich zu seyn, als bis zur Zeit der starken Regen, die zu Ende des Heumonates einfallen. Alsdann verschwinden sie so lange, bis der Sommer wieder kömmt, oder thun wenigstens keinen Schaden. Man bemerket, daß sie nur allein die bloße Bohle durchbohren, an welche sie sich gehängt haben. Der ungenannte Schriftsteller giebt vier Mittel an, sich dawider zu verwahren: erstlich, daß man die Fahrzeuge so wohl bestreiche, daß nicht ein Fleckchen leer bleibe; zweytens, daß, wenn man zur Zeit der Würmer ankömmt, man sich da vor Anker lege, wo Ebbe und Fluth am stärksten ist, weil der Strom sie mit fortzieht, und daß man die kleinen Barken und Schaluppen an das Land hohle; drittens, daß man das Schiff säubere, und vornehmlich mit dem Feuer darüber fahre, so bald die Zeit der Würmer vorbey ist, weil das kleinste Feuer sie tödtet, da sie noch nicht in die Bohlen hinein gedrungen sind; viertens, daß man die gesalzenen Wasser die fünf oder sechs Wochen über verlasse, da sich die Würmer auf dem Wasser halten.

Eintheilung von Virginien.

Man theilet Virginien in fünf und zwanzig Kreise unter dem Namen der Grafschaften, welche neun und dreyßig Kirchspiele enthalten. Der älteste, das ist derjenige, wo die Engländer ihre erste Niederlassung errichteten, und welcher von den Indianern Powhatan genannt wurde, heißt heutiges Tages die Grafschaft Norfolk. Es ist der allersüdlichste Kreis. Er liegt an dem Jamesflusse, welcher bey Jamestown nicht weniger, als eine Meile breit ist, und dessen Lauf ungefähr hundert und vierzig Meilen von seiner Quelle bis an seine Mündung in der Bay gerade gegen Westen von dem Heinrichsvorgebirge enthält, da er in einem Raume von hundert Meilen große Schiffe trägt. Die Grafschaft Norfolk hat nur ein Kirchspiel, Elisabeth genannt, und enthält ein hundert zwölf tausend und

Beschreibung v. Virginien.

neunzehn Acker Landes. Sie wird von einem Flusse gewässert, welcher auch Elisabeth heißt, und welcher seine Quelle in der Grafschaft selbst hat, da er sich denn zwischen zween Buchten, welche den Namen der Ostbay und Westbay führen, mit dem Jamesflusse vereiniget.

Man findet darauf an dem Jamesflusse die Grafschaft der Prinzessinn Anna, welche acht und neunzig tausend dreyhundert und fünf Acker Landes, und das Kirchspiel Lynhaven, unter dem Heinrichsvorgebirge, enthält; darauf die Grafschaft Nansamon, welche hundert und ein und dreyßig tausend ein hundert und zwey und siebenzig Acker Landes, und drey Kirchspiele hat; wovon das eine das obere, das andere das untere, und das dritte Chuckahek heißt. Der Fluß Nansamon, welcher in dieser Grafschaft entspringt, vereiniget sich mit dem Jamesflusse oberhalb der Bay, Bennerscreek genannt. Darauf folget die Grafschaft Wight, in welcher man einhundert und zwey und vierzig tausend siebenhundert sechs und neunzig Acker Landes und zwey Kirchspiele zählet, Warrisqueck und Neuport genannt. Diese Grafschaft hat eine Quelle, woraus das Wasser in einer außerordentlichen Menge fließt. Nach dieser kömmt die Grafschaft Surrey, welche einhundert und eilftausend und funfzehn Acker Landes, und zwey Kirchspiele, Southwark und Lyon'screek genannt, hat. Darauf die Grafschaft Henrico, welche die letzte an dem mittäglichen Ufer des Jamesflusses ist, und einhundert acht und vierzig tausend siebenhundert und sieben und achtzig Acker Landes enthält. Sie hat zwey Kirchspiele Henrico und Bristol. Man hatte in dieser Grafschaft eine Stadt, Namens Henripolis, gebauet, die man wieder hat verfallen lassen. Zwanzig Meilen oberhalb des ersten Sprunges dieses Flusses findet man den Flecken Monacan, wo sich die französischen Flüchtlinge gesetzet haben.

Der Grafschaft Henrico gerade gegen über an der Nordseite eben des Flusses zeigen sich die Grafschaften Prinz Georg und Prinz Karl, welche einhundert und ein und sechzig tausend, zweyhundert und neun und dreyßig Acker Landes, und drey Kirchspiele, Martin Brandon, Wyanoke und Westover enthalten.

Beschreibung von Jamestown.

Zunächst unter der Grafschaft Karl ist die Grafschaft James, worinnen man hundert und acht tausend dreyhundert und zwey und sechzig Acker Landes, und fünf Kirchspiele zählet, wovon das eine Merchants-Hundred genannt, nebst einem Theile dieser Grafschaft an der andern Seite des Flusses liegt. Die Namen der vier andern sind, Wallingford, Wilmington, Jamestown und Brutton. Diese Grafschaft hat beständig den ersten Rang gehabt, weil sie Jamestown oder Jacobsstadt enthält, die an dem nordlichen Ufer des Jamesflusses, vierzig Meilen von seiner Mündung liegt. Ob sie gleich niemals für eine schöne Stadt gehalten worden: so sah man darinnen doch vor dem Brande viele Häuser von gebackenen Steinen und Gasthöfe zur Bequemlichkeit der Reisenden. Die Anzahl der Häuser, die sich itzo nicht über sechzig oder siebenzig beläuft, mußte viel größer seyn, weil es daselbst viele schöne Straßen und zwo oder drey Schanzen gab. Da aber ein Theil davon in die Asche geleget worden: so schienen die Verlegung der Gerichte nach Williamsburg, der Entschluß, welchen man fassete, die allgemeinen Versammlungen daselbst zu halten, und das Collegium, welches man allda erbauen ließ, Jamestown zu verdammen, daß es sich niemals von diesem Unfalle wieder erholen sollte; und dieses um so vielmehr, weil die Neigung der Virginier sie antreibt, auf ihren Pflanzungen zu leben, und es also wenig Anscheinung hat, daß sie jemals daran denken werden, eine Stadt wieder

der zu erbauen, die niemals sehr bevölkert gewesen ist. Ueberdieses so hat man seit langer Zeit bemerket, daß die Niederlassungen, die an dem Jamesflusse liegen, so weit solcher salzhaft ist, langsamen Fiebern unterworfen sind; und diese einzige Ursache hätte genug seyn können, die Hauptstadt des Landes nach Williamsburg zu verlegen, dessen Lage viel gesünder ist. Der Ritter Berkeley ließ zu seinem Sitze ein sehr schönes Haus, Namens Green Spring bey Jamestown erbauen, wo man eine Quelle mit so kaltem Wasser sieht, daß man es in der Hitze des Sommers nicht ohne Gefahr würde trinken können.

Beschreibung v. Virginien.

In der Grafschaft James liegt auch Williamsburg. Der Boden, welchen diese Stadt einnimmt, ist ungefähr sieben Meilen von Jamestown innerhalb Landes, und hieß vordem Middleplantation. Was für Vortheile man aber auch an diesem Orte zusammen zu bringen sich bemühet hat, so scheint es doch nicht, daß er einen andern Titel verdiene, als ein Dorf. Ob man gleich die Gerichte, und die allgemeinen Zusammenkünfte der Colonie daselbst hält: so besteht er doch kaum aus dreyßig Häusern. Man sieht daselbst gleichwohl die Spur von vielen Gassen, welche in der Gestalt eines lateinischen W sollten gebauet werden: es ist aber noch kein V oder nur ein Winkel davon fertig, und wird auch vielleicht niemals fertig werden. Das einzige merkwürdige Gebäude ist das Rathhaus, welches der Oberste Nicholson, unter dem Namen des Capitolii, erbauet hat; wie auch eine kleine Schanze, oder vielmehr Batterie von zehn oder zwölf Canonen.

Beschreibung von Williamsburg.

Ein Schreiben des Herrn Hugh Jones, eines Mitgliedes des Collegii zu Williamsburg, welches vor einigen Jahren zu London ans Licht gestellet worden, machet eine weit genauere Beschreibung von dem wirklichen Zustande dieser Stadt. „Es sind drey öffentliche Gebäude allhier, schreibt er, von welchen man saget, daß sie die prächtigsten in America seyn sollen; nämlich das Collegium, das Capitolium und das Staatshaus, wie es vormals genennet worden. Nicht weit von diesem ist auch das öffentliche Gefängniß des Landes für Uebelthäter, gebauet, welches ein weitläuftiges und bequemes Gebäude ist, das mit unterschiedenen Gemächern für Mannes- und Weibespersonen, wie auch für geringe Verbrecher, versehen ist. Am Ende dessen ist auch ein anderes Gefängniß für Schuldner. Des Statthalters Haus ist zwar nicht das größte, aber doch weit schöner, als die andern. Es wurde von der Versammlung zu des Statthalter Nottes Zeit, verwilliget, und zu des Präsidenten Jennings Zeit angefangen; seine Schönheit und Bequemlichkeit aber, was die mancherley Veränderungen und Auszierungen betrifft, hat es von dem Statthalter Spotswood empfangen. Zu seiner Zeit wurde eine neue Kirche von Ziegelsteinen, und ein ziegelsteinernes Magazin, für Waffen und Kriegesvorräthe, gebauet, und die Straßen der Stadt von der grillenhaften Figur W, und M, in eine viel bequemere Lage verwandelt. Diese Gebäude sind alle von Ziegelsteinen gebauet, und mit Schindeln gedecket, ausgenommen das Schuldnergefängniß, welches ein plattes Dach hat. Die Fronte des Collegii, die nach Osten zugeht, ist doppelt, und ein hundert und sechs und dreyßig Fuß lang, und ein sehr hohes Gebäude mit einer Cupola, oder einem runden Dache. An dem nordlichen Ende geht ein großer Flügel hin, der eine hübsche Halle machet. An der westlichen Seite, von einem Flügel bis zum andern, ist ein weitläuftiger Platz; nahe dabey ist ein großer Wandelplatz, und ein großer Eingang mit Stufen, in welchem feine Höfe und Gärten sind, mit einem hübschen Hause und Gemächern für den indianischen Lehrmeister und seine Schüler, imgleichen Außengebäude, und eine große Viehweide, von ungefähr ein hundert und funfzig Acker Landes, so

 wie

Beschreibung v. Virginien.

„wie ein Thiergarten eingeschlossen ist. Der Grundriß zu dem Gebäude wurde von Sir
„Christopher Wren entworfen; und, seit dem es abgebrannt, ist es durch die Anwei-
„sung des Statthalter Spotswood wieder aufgebauet, artig angelegt, verändert und ge-
„zieret worden, daß es dem Spital Chelsea nicht ungleich scheint.

„Vorne am Collegio geht, so breit es ist, eine schöne Straße hin, (der Autor meldet
nicht von wie viel Häusern), die recht mathematisch angelegt, und sehr gerade ist; denn die
„erste Figur der Stadt ist in eine viel bessere verwandelt, und gerade drey vierthel Meile
„lang. An dem andern Ende desselben steht das Capitolium, ein herrliches, schönes und
„bequemes Gebäude, als eins von seiner Art. In diesem ist das Secretariatsamt, mit
„allen andern Gerichtsstuben, wie in England, ausgenommen das geistliche Gericht.
„Hier sitzen der Statthalter und zwölf Räthe als Richter bey dem allgemeinen Gerichte, das
„im April oder October gehalten wird. Das Gebäude ist in der Figur eines H, darinn
„das Secretariatsamt, und das allgemeine Gerichte eine Seite unter der Treppe einneh-
„men. Der mittelste Platz ist ein hübscher bedeckter Gang, der nach der Schreibestube
„der Versammlung geht, und dem Bürgerhause auf der andern Seite, welches letztere dem
„Hause der Gemeinen nicht ungleich ist.

„In jedem Flügel ist eine hübsche Wendeltreppe, wo man nach der Rathskammer hin-
„geht. Ueber dem bedeckten Gange ist ein weitläuftiges Zimmer für Conferenzen. Am
„Ende dieses ist eine Gallerie, und darneben die Rathsstube. An dem andern Ende sind
„Gemächer vor die Commite der Ansprüche, Privilegien und Erwählungen &c.; und über
„diese alle sind die Stuben für die Obereinnehmer, den Bedienten, der die Rechnungen ab-
„höret und den Schatzmeister &c.

„Der gedachten Hauptstraße gleich über und in gleicher Entfernung, ist auf jedweder
„Seite eine Straße; aber weder so lang, noch auch so breit, und in bequemen Entfernun-
„gen sind kleine Queergäßchen, da man bequem hindurch gehen kann. Ich weis nicht,
„wie ich diese Straßen mit Häusern accommodiren soll? denn es können derer zwar jetzt fast
„zwey mal so viel seyn, als da ich zum ersten von Virginien schrieb, und doch nicht über
„achtzig Häuser in der ganzen Stadt.

„Fast mitten in der Stadt steht die Kirche, welche ein großes starkes Ziegelgebäu-
„de, in der Figur eines Kreuzes gebauet, und so bequem und schön ausgezieret ist, als die
„besten Kirchen in London.

„Neben dieser ist ein großer achteckigter Thurm, oder Zeughaus, für Gewehr und
„Kriegsvorrath.

„Nicht weit von hier ist ein großer Marktplatz. Nicht weit davon ist ein hübscher
„Boselplatz und ein Comödienhaus.

„Die Privatgebäude sind nunmehro auch viel besser, als vormals. Indem ver-
„schiedene Herren sich große Ziegelhäuser mit vielen Gemächern auf einem Stockwerke, ge-
„bauet. Allein, sie fragen nicht viel nach hohen Gebäuden, weil sie Platz genug haben,
„solche weitläuftig zu bauen; und weil sie dann und wann von starken Winden heimgesu-
„chet werden. Sie lieben vielmehr geraume Zimmer, damit solche im Sommer hübsch
„kühle seyn mögen. Doch haben sie einige Zeit her ihre Stockwerke viel höher gemacht,
„als vormals, und ihre Fenster auch größer, und die Ramen mit Crystallglase ausgesetzet.
„Ihre Werkstädte sind in Außengebäuden, und ihre Tabackshäuser von Holz gebaut, und
„so offen und lüftig, als nur möglich ist, jedoch also, daß kein Regen hineinfallen kann. Die

Beschreibung v. Virginien.

Das Collegium daselbst.

Der ungenannte Schriftsteller beobachtet, die Stiftung des Collegii zu Williamsburg sey im 1692sten Jahre unter der Regierung des Königes Wilhelms und der Königinn Maria geschehen, welche eine Summe von eintausend neunhundert und fünf und achtzig Pfund Sterling, zwanzig tausend Acker Landes, einen Zoll von einem St. von Pfunde auf allen Taback, der von Virginien und Maryland ausgeführet würde, und das Oberaufseher-Amt, das damals erlediget war, dazu hergaben, und ihm zugleich das Recht ertheileten, einen Abgeordneten zu der allgemeinen Versammlung zu ernennen. Bis hieher haben die Ländereyn noch nichts eingetragen. Der Zoll auf den Taback einen Stüber vom Pfunde, bringt jährlich ungefähr zweyhundert Pfund Sterling und das Oberaufseheramt beynahe funfzig Pfund. Die Versammlung hat noch einen Zoll auf die Ausfuhre der Häute und des Pelzwerkes beygefüget, welcher sich etwan auf hundert Pfund belaufen mag. Im 1705ten Jahre brannte das Gebäude fast gänzlich ab. Ob man gleich nichts verabsäumet hat, es wieder auszubessern: so sieht man doch nicht mehr so viele Schüler daselbst, als im Anfange; welchen Verfall der Verfasser bedauert, und der schlechten Aufführung einiger Statthalter zuschreibt. Sie nöthigen die meisten Einwohner, saget er, ihre Kinder vielmehr nach England zu schicken, um sie daselbst studiren zu lassen, als sich beständigen Verdrießlichkeiten auszusetzen. Ueber dieses vernachlässigen die Professoren, welche gleichsam unter niemanden stehen, ihre Schüler, und denken nur, wie sie von den Einkünften ihrer Aemter mit dem Gelde aus den Pflanzungen Gewinnst ziehen wollen z).

Andere Grafschaften.

Doch wir wollen uns wieder zu den Grafschaften wenden, und sehen, wie sie weiter auf einander folgen. Nach der Grafschaft James kömmt man in die Grafschaft **York**, welche zwischen den beyden Flüssen James und York liegt, und sechzigtausend, siebenhundert und sieben und sechzig Acker Landes enthält. Es hat drey Kirchspiele, **Hampton**, **York** und **Neu-Pokoson**, welches letztere an der Mündung des Yorkflusses liegt.

Man findet darauf die Grafschaft **Warwick**, worinnen man acht und dreyßig tausend, vier hundert und vier und vierzig Acker Landes, und zwey Kirchspiele, **Denby** und **Mulberry**, zählet. Der Fluß **Pokoson** entspringt in dieser Grafschaft, und ergießt sich in die Chesapeackbay, dicht bey der Mündung des Yorkes.. Auf Warwick folget die Grafschaft **Elisabeth**, welche nur neun und zwanzig tausend Acker, und ein einziges Kirchspiel enthält. Sie ist die kleineste in ganz Virginien; jedoch hat sie eine Stadt **Elisabethtown**, die gleich bey ihrer Erbauung nicht groß gewesen, itzo aber noch kleiner ist. Damals hatte sie viele gute ziegelsteinerne Häuser, und in dem holländischen Kriege wurde auch ein Fort daselbst angeleget. Itzo ist alles verfallen; weil ein gewisses Schicksal, saget der Verfasser, „die Städte in Virginien begleitet, daß sie niemals recht empor kommen werden, so lange die Einwohner nicht ihre Natur verändern„.

Wenn man über die Erdzunge weggeht, welche hier den Pokoson von dem York absondert: so kömmt man an die Mündung dieses letzten Flusses, welchen die Indianer **Pamunky** nannten, und wovon noch ein Arm in der Grafschaft **König Williams** diesen Namen behält. Der York kann von großen Schiffen auf sechzig Meilen weit und noch dreyßig darüber von Schaluppen und Barken befahren werden. Sein Lauf hat auf hundert Meilen weit mit dem Jamesflusse einerley Richtung, und sie sind so nahe beysammen, daß an vielen Orten nicht über fünf Meilen von einem zum andern sind. Die Vortheile, wel-

z) Relation de la Virginie, IV Buch, VIII Cap.

Beschreibung v. Virginien.

welche man davon zieht, machen, daß das dazwischen gelegene Land auch am besten bewohnet ist. Vierzig Meilen von seiner Mündung theilet sich der York in zween Arme, die beyde für Schaluppen und Barken schiffbar sind. Der schmale Strich Landes zwischen dem James und York wird für das fruchtbareste Erdreich gehalten, welches den besten Taback hervor bringt, der unter dem Namen des wohlriechenden bekannt ist. Diese glückliche Lage hat noch einen andern Vortheil von zweenen kleinen Armen, die sich von den beyden Flüssen absondern; der eine von dem James, fünf Meilen von der Bay, wo er eine bequeme Bucht zum Ausschiffen machet; und der andere von dem York etwas höher im Lande, welcher sich aber dem erstern nähert, und nur einen Abstand von einer Meile zwischen beyden läßt; und weil Williamsburg in diesem engen Raume liegt: so kann man sagen, daß dieser Ort die Schifffahrt auf den beyden Flüssen in seiner Gewalt hat. Nach der letztern Empörung der Indianer hatte man in Vorschlag gebracht, man wollte von dem einen Flusse bis zum andern ein starkes Pfahlwerk machen, damit man ihnen den Eingang in diesen Kreis gänzlich untersagete, wo die Engländer um so viel ruhiger leben würden, weil jede Pflanzung daselbst alles, was sie brauchet, zu Wasser erhalten kann. Es scheint aber nicht, daß dieser Vorschlag ins Werk gerichtet worden.

Man läßt uns hier durch die Grafschaften York, Warwick und Elisabeth ein wenig höher an dem Jamesflusse hinauf steigen, wo man denn zu der Grafschaft **Neu-Kent** gelanget, welche eine der größten und bevölkertsten in Virginien ist. Sie enthält hundert und ein und siebenzigtausend dreyhundert und vierzehn Acker Landes, die durch den mittägichen Arm des Yorkflusses gewässert werden. Man zählet daselbst zwey Kirchspiele, **Blißland** und **St. Peters**. Die Gränzen dieser Grafschaft gegen Westen sind ziemlich hohe Hügel, von denen ein glänzender Sand fällt, gleich den Feilspänen vom Kupfer, welchen die Engländer im Anfange ihrer Niederlassung für Goldstaub hielten.

Nach Neu-Kent findet man die Grafschaft **König Williams**, welche vier und achtzigtausend dreyhundert und vier und zwanzig Acker Landes enthält, und das einzige Kirchspiel **St. John** hat. Es wird von dem **Pamunki**, dem südlichen Arme des Yorkflusses gewässert. Gegen Süden dieser Grafschaft kömmt man in des **Königes und der Königinn** Grafschaft (King and Queens), welcher man nicht weniger, als hundert und ein und dreyßigtausend siebenhundert und sechzehn Acker Landes giebt. Sie hat zwey Kirchspiele **Straton Major** und **St. Stephan**. Der Fluß **Chicohomony**, welcher daselbst seinen Ursprung hat, fällt in den James, nahe bey einer großen Pflanzung, **Bromfield** genannt.

Aus des Königes und der Königinn Grafschaft, wenn man hinab zu dem nördlichen Ufer des Yorkes durch König William und Neu-Kent zurück geht, kömmt man in die Grafschaft **Glocester**, die unter allen am besten bevölkert ist. Sie hat hundert und zwey und vierzigtausend vierhundert und funfzig Acker Landes und vier Kirchspiele, **Perso**, **Abington**, **Ware** und **Kingston**.

Die Grafschaft Glocester wird von der Grafschaft **Middlesex** durch den Fluß **Prankintang** abgesondert, welcher zwanzig bis dreyßig Meilen schiffbar ist; und Middlesex erstrecket sich an dem südlichen Ufer des Flusses **Rapahanok**, welcher sehr breit, sehr tief und über vierzig Meilen schiffbar ist. Man bemerket hier, daß wider die Natur aller andern Flüsse des Landes, welche ihren Ursprung aus den Gebirgen oder aus einigen Hügeln haben, die Flüsse York und Rapahanok aus einem niedrigen und sumpfichten Boden kommen.

nen. Middlesex hat nur ungefähr neun und vierzigtausend fünfhundert Acker Landes und ein einziges Kirchspiel, Christ-Church genannt.

Beschreibung v. Virginien.

Ueber dieser Grafschaft findet man die Grafschaft Essex, welche hundert und vierzigtausend neunhundert und zwanzig Acker Landes enthält. Man nennet sie auch Rappahanok. In dieser Grafschaft und in Middlesex findet man die große Heide, welche man Dragon-Swamp, Drachenwüste, nennet, und welche fast sechzig Meilen lang ist. Sie ist mit Dorn- und Brombeersträuchen bewachsen und voller wilden Thiere, die sich daselbst, als in einem unzugänglichen Aufenthalte aufhalten. Essex hat drey Kirchspiele South-Farnham, Sittinburn und St. Maria. Der mittägliche Theil dieser Grafschaft wird von dem Mattapony, dem westlichen Arme des Flusses York, bewässert.

Weiter hin kömmt man in die Grafschaften Richemond und Stafford, deren Strecke man noch nicht ausgemessen zu haben scheint. Es sind neue Kreise, die mit unter dem Namen Rappahanok begriffen werden, und doch gleichwohl drey Kirchspiele haben, North-Farnham, St. Paul und Overworton.

Zwischen Rappahanok und dem Flusse Patowmeck findet man die Grafschaft Westmoreland, die sehr weitläuftig ist, und zwey Kirchspiele hat, Copely und Washington. Etwas tiefer ist die Grafschaft Lancaster, längst an dem nordlichen Ufer des Flusses Rappahanok. Sie wird von den Flüssen Cartomain und Corotoman bewässert, welche in den andern drey Meilen von seiner Mündung fallen. Man zählet darinnen zwey Kirchspiele Christ-Church und White Capel.

Northumberland ist die letzte Grafschaft dieses Theiles an dem mittäglichen Ufer des Patowmeck. Sie hat drey Kirchspiele, Fairfield, Bowtracy und Wicomoco. Der Fluß, welcher sie bewässert, und den Namen dieses letzten Kirchspieles führet, weil er darinnen entspringt, ergießt sich in die Chesapeakbay an der Mündung des Patowmeck, welcher die Gränzen von Virginien gegen Norden machet, und es von Maryland absondert.

Fluß Patowmeck.

Die Mündung des Patowmeck ist sieben Meilen breit. Die engländischen Erdbeschreiber geben diesem Flusse einen Lauf von hundert und vierzig Meilen bis an seinen ersten Fall, welcher sechzig Meilen von der Quelle ist. Bey seinem Falle theilet er sich in viele Arme, wovon sich der eine sehr weit gegen Nordwest erstrecket, da der andere gen Südwest geht. Seine Quelle ist in den apalachischen Gebirgen. Der Raum, welcher zwischen dem Patowmeck und dem Wicomoco bis an die Bay ist, führet den Namen Northen Heck.

Man läßt uns hier über die Bay gehen, und dem Gestade des Meeres folgen, von Karlsvorgebirge an bis an den Fluß Pokamoki, welcher Virginien von Maryland gegen Osten absondert. In diesem Raume findet man zween andere Grafschaften, nämlich Acomak, die ihren alten Namen behalten hat, und zweytausend neunhundert und drey und zwanzig Acker Landes in sich enthält. Sie ist die größte in ganz Virginien, ob sie gleich nicht so bevölkert ist, als die an der andern Seite der Bay, und nur ein Kirchspiel hat, welches auch Acomak heißt. Der Fluß Chissonessik und einige andere nicht so beträchtliche haben darinnen ihren Ursprung. Die zweyte Grafschaft ist Northampton. Sie ist sehr schmal und besteht nur aus einer ziemlich langen Erdzunge, die sich zwischen dem Meere von Virginien und der Chesapeakbay erstrecket. Karlsvorgebirge, welches den mittäglichsten Theil davon ausmachet, ist dem Heinrichsvorgebirge gerade gegen über, und diese beyden Spitzen werden gemeiniglich die Vorgebirge von Virginien genannt.

Beschreibung v. Virginien.

Ein engländischer Geschichtschreiber dieser Colonie a) setzet noch vier andere Grafschaften hinzu, die aber in den vorhergehenden mit begriffen sind: Kings George oder des Königes Georg Grafschaft zwischen dem Flusse Rappahanock und Patowmeck, welche ein Kirchspiel hat, Hanover genannt. Spotsylvanie in dem Raume, welcher zwischen dem Flusse York mit einem Kirchspiele Namens St. Georg ist; Hanover in eben dem Raume mit dem Kirchspiele St. Paul; Brunswick gegen den südlichen Paß der Gebirge, nebst einem Kirchspiele St. Andreas.

Allgemeine Beobachtung von Virginien.

Die Gebirge, welche Virginien gegen Westen begränzen, sind ein Theil von denjenigen, die man Apalachen nennet. Es ist sehr sonderbar, daß alle Wasserfälle derer Flüsse, die daraus entspringen, und Virginien bewässern, ordentlicher Weise funfzehn oder zwanzig Meilen von einander sind, und daß die nächsten an den Gebirgen sechzig oder siebenzig Meilen davon sind. Alle die alten Nachrichten von Virginien reden davon, als von einem platten Lande, das gar keine Berge und nicht einmal Hügel hat. Der angeführte Geschichtschreiber hält diese Meynung für einen Irrthum. „Sie haben nur, saget „er, gesehen, daß die Küste gegen das Meer zu vollkommen eben ist, oder das ganze Land „nach denen Gegenden beurtheilet, die an den niedrigen Theilen der Flüsse liegen. An den „Einfahrten der großen Flüsse aber sind ungemein hohe Berge, ja auch in den Pflanzungen sind einige von so hohen Spitzen, daß, wenn ich darauf gestanden, ich das Land rund „herum über die Gipfel der höchsten Bäume viele Meilen weit habe sehen können. Insonderheit sind die Mawbornberge bey den Wasserfällen des Jamesflusses, eine Reihe „Berge vierzehn bis funfzehn Meilen den Mattaponyfluß hinauf, der Berg Taliver am „Rappahanockflusse und die Reihe Berge in der Grafschaft Stafford an den Wasserfällen „des Patowmecks zu bemerken„.

Die Gestade der meisten Flüsse in Virginien sind sandig. Man findet daselbst sehr harte und durchsichtige Steine, wovon einige Glas schneiden, wie die Diamanten, und ihnen am Glanze nicht viel nachgeben. Alle etwas erhabene Oerter sind voller Eisenadern. Die Kosten aber, ein Eisenbergwerk in diesen Klippen anzulegen, sind viel zu groß, als daß es jemand in Virginien wagen dürfte, solche darauf zu wenden; oder die Virginier sind auch auf ihren Tabacksbau so erpicht, daß sie alle andere Vortheile nicht achten.

Eben der Geschichtschreiber redet auch von einer Stadt, Namens Dales-Gift, welche einige Zeitlang in der Grafschaft James gestanden, und heutiges Tages durch die Einfälle der Indianer, durch Feuersbrünste oder andere Zufälle eingegangen ist.

Lage von Maryland.

Man überhebt sich der Mühe, allhier zu wiederhohlen, daß Maryland vordem ein Stück von Virginien gewesen, wovon es nur durch den Fluß Patowmeck abgesondert ist, und daß es oftmals noch in gemeinen Reden unter eben dem Namen mit begriffen wird. Weil indessen doch diese beyden Länder wirklich zwo verschiedene Colonien ausmachen, deren jede ihren Statthalter hat, und die, wie man angemerket hat, nicht allezeit einerley Absichten und einerley Bestes haben: so verdienet Maryland eine besondere Beschreibung. Es liegt, wie Virginien, an der Chesapeakbay, jedoch mit dem besondern Umstande bey beyden, daß man nicht eigentlich sagen kann, an welcher Seite, weil der eine Theil an der Westseite und der andere an der Ostseite liegt, und die Bay gleichsam durch den Mittelpunct derselben hindurch geht. Die Gränzen von Maryland erstrecken sich, wenn an beym dem

a) Er giebt sich nur durch die beyden Anfangsbuchstaben R. B. zu erkennen.

dem Patowmeck anfängt, längst der Bay gegen Norden bis dahin, wo sie eine Linie durchschneiden, die an Westen von der Mündung der Delawarebay gezogen ist, die in vierzig Grad Norderbreite liegt. Es hat gegen Westen hohe Berge, und eben diese Bay gegen Osten. Der ostliche Theil dieses Landes wird gegen Westen von der Chesapeakbay, gegen Osten von dem Meere, gegen Norden von der Delawarebay, und gegen Süden von dem Pokamoki begränzet.

Beschreibung v. Maryland.

Man theilet es in eilf Grafschaften, sechse an der westlichen und fünfe an der ostlichen Seite der Chesapeakbay. Die ganze Provinz hat nur eine einzige Stadt, **St. Mary**, oder Maria, genannt, welche ihren Namen einer von den Grafschaften giebt, und in einer sehr bequemen Lage zwischen den Flüssen Patowmeck und Paturent liegt. Sie war ehemals der Sitz des Statthalters. Man zählet in Maryland viele, aber nicht sehr ansehnliche, Flecken, außer **Anapolis** und **Williamstadt**, welche zween Häfen sind, wo aller auswärtiger Handel vereiniget ist. Ihre vornehmsten Flüsse sind der **Patowmeck**, der **Paturent**, die **Saverne**, der **Chiptonk**, der **Chester** und der **Sassafras**.

Dessen Eintheilung.

Man fängt die Erzählung der Grafschaften mit denjenigen an, die an der westlichen Küste der Bay sind. **St. Mary**, welche die erste ist, nimmt ihren Ursprung bey der Spitze **Look-out**, und erstrecket sich längst dem Patowmeck bis an die Bucht **Bud**, über diesen Fluß hinüber und bis an die indianische Bucht an dem Flusse Paturent. Im 1698sten Jahre entdeckete man daselbst Gesundbrunnen, welche **Cool-Springs** genannt wurden. Die Regierung ließ solche nebst den benachbarten Ländereyen kaufen. Man hat daselbst Häuser zur Verpflegung der Armen erbauet. Die allgemeinen Versammlungen der Provinz wurden ehemals in der Stadt **St. Mary** gehalten. Das Haus, welches man dazu erbauet hatte, dienete auch für den zum Besten der Waisen errichteten Rath, welcher fünfmal des Jahres, im Herbstmonate, Windmonate, Jenner, März und Brachmonate, zusammen kam. Diese Stadt hat aber nicht über sechzig Häuser; und seitdem die Regierung und die Gerichte nach Anapolis verleget worden, so hat es wenig Anscheinen, daß sich die Anzahl ihrer Einwohner jemals vermehre. **Metapany** ist ein Schloß, welches sich die Lords Baltimore, Herren der Colonie Maryland, in dieser Grafschaft haben erbauen lassen. Es liegt an der Mündung des Flusses Paturent mit mehr Bequemlichkeit als Pracht. Man zählet in der Grafschaft St. Mary die Kirchspiele **St. John**, **St. Clemens** und **Hervington**, wovon sich dieses letztere den Titel eines Fleckens zueignet.

Grafschaft und Stadt Mary.

Die zweyte Grafschaft unter dem Namen **Charles** fängt bey der indianischen Bucht und der Bucht **Bud** an, wo sich St. Mary endiget, und erstrecket sich bis an die Bucht **Mattawoman**. Ihre Kirchspiele sind **Bristol** und **Pisemtaway**.

Prinz George, die dritte Grafschaft, erstrecket sich von der Bucht **Mattawoman** und der Bucht **Swanson**, längst dem Patowmeck gegen Westen und dem Paturent gegen Osten. Es hat viele Kirchspiele, unter welchen man aber nur **Masterkone** nennet.

Die Grafschaft **Calvert** liegt den beyden vorigen gegen über, längst dem Paturent, welcher sie davon absondert; und ihre Kirchspiele sind **Harrington**, **Warrington** und **Calverton**.

Ann-Arundel und **Baltimore** sind zwo Grafschaften, deren Gränzen durch Bäume bezeichnet gewesen, die ungefähr fünf Viertheilmeile von der Bucht **Bodkin**, an der westlichen Seite der Chesapeakbay, anfingen. Von da geht diese Theilung anfänglich gegen Westen, und wird darauf nicht mehr so ordentlich. Alles aber, was gegen Norden ist,

Beschreibung von Anapolis.

gehöret zur Grafschaft Baltimore, und der ganze südliche Theil zu Ann-Arundel. Der vornehmste Flecken in Ann-Arundel ist Anapolis, welcher bis 1694 Severn hieß, da er durch eine Urkunde der allgemeinen Versammlung den Namen von Anapolis, nebst den Rechten und Freyheiten einer Seestadt oder eines Hafens erhielt. Zu gleicher Zeit wurden auch die Gerichte, die allgemeine Versammlung, der Waisenrath und die ganze Regierung von St. Mary hieher verleget. Man ließ daselbst eine Kirche bauen, welche das vornehmste Kirchspiel in der Provinz geworden; und seit dem 1699sten Jahre hat die Stadt eine Gestalt gewonnen, die sich seit dem durch mancherley Anwachs vollkommener gemacht hat. Eine andere Urkunde legete daselbst eine öffentliche Schule unter dem Namen Williamsschule an, zu deren beständigen Kanzlern die Erzbischöfe zu Canterbury ernannt wurden. Nach diesem Beyspiele sind noch andere Schulen entstanden, nebst einem Rathe zu deren Verwaltung. Was für Sorgfalt man aber auch angewandt hat, Anapolis zu verschönern, so scheint es doch, daß die Neigung der Maryländer zu ihren Pflanzungen, wo sie, wie die Virginier, abgesondert wohnen, stets verhindern wird, daß sie nicht bevölkert genug sey, um eine blühende Stadt zu werden. Selbst zu der Zeit, da man sie beschreibt, hatte sie nicht über vierzig Häuser, die sich noch nicht um die Hälfte mögen vermehret haben.

Die Grafschaft Baltimore hat ihren Flecken gleiches Namens, worinnen die Häuser so zerstreuet liegen, daß er kaum den Titel eines Dorfes verdienet. Man beobachtet, daß der große Fluß Sasquehanagh sich in die Chesapeakbay, ein wenig über den Flecken Baltimore ergießt.

Da diese sechs Grafschaften an der Westseite der Bay liegen: so läßt man uns zu der Beschreibung der fünf andern hinüber gehen. Die erste, welche sich von Westen gegen Osten erstrecket, ist Cecil, deren westlicher Theil so nahe an der Delawarebay ist, daß man nicht über acht oder zehn Meilen brauchen dürfte zu durchstechen, diese Bay mit der Chesapeakbay zu vereinigen. Die Grafschaft Cecil liegt längst an einem ansehnlichen Stücke von Pensylvanien hin. Man findet von ihren Eigenschaften und der Anzahl ihrer Kirchspiele nichts gewisses.

Die Grafschaft Kent bildet eine Erdenge in der Chesapeakbay, wo sie ziemlich weit hinein geht: man weis aber von der Anzahl und dem Namen ihrer Kirchspiele eben so wenig.

Stadt und Hafen Williamstadt.

Die Grafschaft Talbot wird von Kent durch eine doppelte Reihe Bäume abgesondert. Derjenige von ihren Theilen, welcher gegen Norden von der Bucht Corsica ist, machet die mittäglichen Gränzen der Grafschaft Kent, und die nordlichen Gränzen der Grafschaft Cecil. Der vornehmste Flecken dieser Grafschaft heißt Oxford. Eine Urkunde der Versammlung aber, welche ihn zu einem Hafen oder einer Seestadt machete, ließ ihn zugleich den Namen Williamstadt annehmen. Die Schule, welche man daselbst zu errichten nicht unterlassen hat, die Zolleinnahme und einige königliche Beamte haben noch keine ansehnliche Stadt daraus machen können. Die andern Kirchspiele der Grafschaft sind St. Michael und Bollingbrocke.

Die folgende Grafschaft ist Dorchester, deren vornehmstes Kirchspiel eben den Namen führet. Es ist ein kleiner Flecken, worinnen man kaum zehn Häuser zählet. Diese Grafschaft enthält mehr indianische Wohnplätze, als die ganze übrige Colonie. Eine Acte der allgemeinen Versammlung von 1698 that die Erklärung, es gehöreten alle Ländereyen, welche an der Nordseite des Flusses Nanticoke liegen, von dem Flusse Chicacoan an bis

bis zu dessen Mündung, den beyden indianischen Königen Panquasch und Annacoutuquem, und ihren künftigen Nachfolgern auf immer und ewig zu, unter der bloßen Bedingung, daß sie jährlich den Engländern eine Bieberhaut bezahleten.

Beschreibung v. Maryland.

Sommerset, die eilfte Grafschaft von Maryland, hat viele Kirchspiele, wovon man nur das gleiches Namens bemerket. Die engländische Erzählung, an welche man sich hält, läßt auch anmerken, daß die andern Grafschaften noch wohl einige haben könnten, die nicht besser bekannt wären. Sie setzet hinzu, man zählete im 1665sten Jahre ungefähr sechzehntausend Engländer in dieser Pflanzstadt.

Andere Eintheilung von Virginien.

Außer dieser allgemeinen Eintheilung von Virginien und Maryland machet man noch eine andere in Erdzungen, welche den Zolleinnehmern zu Gränzen dienen. Man weis die in Maryland nicht: in Virginien aber hat man die fünf Viertheil: erstens, die nördliche Erdenge, welche zwischen den Flüssen Patowmeck und Rappahanock ist; zweytens, die Erdenge, welche zwischen eben den beyden Flüssen liegt, und den Pamunki mit einschließt; drittens, die Erdenge, welche zwischen den Flüssen York und James sich befindet; viertens, die Ländereyen, welche gegen Süden an dem Flusse James sind; und fünftens, diejenigen, welche an der Ostküste sind.

Eine dritte Abtheilung ist diejenige, welche in Viertheile geschieht, die durch die Flüsse abgesondert werden, damit sie ebenfalls den Einnehmern und Seebeamten zu Gränzen dienen: erstens, das obere Viertheil des Jamesflusses, von Hogs-Island oder der Schweine-Insel, oben hinauf; zweytens, das untere Viertheil an eben dem Flusse von dieser Insel an hinunter gegen die Vorgebirge, und in dem Bezirke von Confort bis an den Hinterfluß oder Back-River; drittens, die Flüsse York, Pocoson, Pikanquetang und die Mobiacbay; viertens, der Fuß Rappahanock; fünftens von dem Wicomoco nach oben bis an den Patowmeck; sechstens, von eben dem Orte nach unten bis an eben den Fluß und längst der Bay bis nach dem Rappahanockvierthel; siebentens, Pocomoki und die andern Theile der ostlichen Küste bildeten vordem zwey Viertheil, und machen heutiges Tages nur eins aus.

Der III Abschnitt.

Zustand von Virginien.

Wirklicher Zustand von Virginien.

Regierungsform. Gerechtsamen des Statthalters. Sein Gehalt. Rath und dessen Vorzüge. Allgemeine Versammlungen. Andere Beamten. Gewisse Einkünfte. Abgabe von Taback. Gerichte. Religion und Kirchensachen. Französische Flüchtlinge legen Monacan an. Soldatenwesen. Ordnung wegen des Gesindes. Bevölkerung. Beschaffenheit der Luft. Krankheiten. Erdboden. Eigene Landgewächse. Beobachtung wegen des Weinbaues daselbst. Beeren, woraus man grün Wachs machet. Farbeholz und Pflanzen. Jamestownerapfel und dessen Wirkungen. Seltsame Bluhme. Gestalt der Indianer in Virginien. Kleidung der Manns- und Frauenspersonen. Regierung. Gestalt der Häuser und Flecken. Religion der Indianer in Virginien. Quioccosan oder Tempel, den man ungefähr entdecket. Götzenbild in Quioccosan. Erklärung desselben von einem Wilden. Bezauberung, die Smith anführet. Zeugniß des Obersten Byrd. Opfer. Indianische Ceremonie Huscanawiment. Ihre Feste, Jahrszeiten rc. Begräbniß der Könige. Münze. Zustand und Namen der indianischen Flecken in Virginien.

Da die Gemüthsart, die Sitten und Gebräuche der Indianer in Virginien und Maryland mit denen in dem ganzen übrigen nordlichen America fast einerley sind: so verschiebt man

Zustand von Virginien.

die Abschilderung davon bis nach der Beschreibung der andern Colonien. Man kann aber die besondere Regierung der engländischen Virginier, ihre Gebräuche, ihre Handlung, und die besondern Eigenschaften des Landes nicht eben so übergehen. Wir wollen nur einzig und allein anmerken, daß, weil die engländischen Colonien den Fremden eben so wenig offen stehen, als die portugiesischen und spanischen; oder da sie vielleicht ihre Neugier nicht mehr erregen, unsere Beschreibung nach den Engländern selbst wird fortgesetzet werden.

Regierungsform.

Ohne Zweifel erinnert man es sich noch, daß die erste Niederlassung der Engländer unter der Führung einer Gesellschaft Kaufleute geschah, daß sie die Verwaltung anfänglich in die Hände eines Präsidenten, welcher jährlich von der Colonie erwählet wurde, und eines Rathes, deren Glieder sie selbst ernannten, gaben; daß im 1610ten Jahre diese Polizey geändert worden; und daß die Gesellschaft eine neue Bewilligung vom Hofe erhielte, welche ihr das Recht gab, einen Statthalter zu ernennen; daß man in eben dem Jahre zum erstenmale eine Versammlung aller Abgeordneten aus den Pflanzungen zusammen berief, um mit dem Statthalter und dem Rathe, das Beste der Colonie zu besorgen, welches der Regierung eine Art von Vollkommenheit gab; daß, nach der Trennung der Versammlung, der englische Hof stets die Besorgung der Angelegenheiten dem Statthalter, dem Rathe und den Abgeordneten ließ, und daß man diesen den Titel der allgemeinen Versammlung gab; daß darauf diese allgemeine Versammlung über alle Angelegenheiten der Colonie erkennen und sprechen konnte; daß sie Macht hatte, Gesetze zu machen, deren Vollstreckung der Weisheit des Statthalters und des Rathes überlassen war; endlich, daß der König den Statthalter und die Glieder des Rathes ernannte, das Volk aber seine Abgeordneten zu der allgemeinen Versammlung erwählete.

Die Statthalter erhielten bald darauf eine so wenig eingeschränkte Macht, daß ihre Genehmhaltung zu allen Entschließungen der Versammlung ohne weitere Einschränkung nöthig wurden, als daß sie das Gutachten des Rathes einzogen. Bis auf Bacons Empörung, das ist 1676, hatte ein Statthalter nicht das Recht, die Mitglieder des Rathes abzusetzen, noch ihnen auch ihre Verrichtung zu untersagen. Damals aber wurde er dazu berechtiget, mit der bloßen Verbindlichkeit, dem Hofe die Ursachen von seinem Betragen zu melden. Indessen erhielt doch die Colonie königliche Briefe, die ihr das Privilegium bestätigten, sie sollte stets von der allgemeinen Versammlung regieret werden, und welche so gar die ordentliche Regierung dem Rathspräsidenten, in Abwesenheit des Statthalters, oder bey seinem Todesfalle, wieder zustelleten.

Vor dem 1689sten Jahre kam der Rath mit den Abgeordneten des Volkes in einem und eben dem Zimmer zusammen; welches der Art und Weise des Parlements von Schottland nahe kam. Der damalige Statthalter Colepeper aber nahm von einigen Zwistigkeiten Anlaß, den Rath zu vermögen, daß er sich von dieser Gewohnheit entfernete. Man machete zwo Kammern, nach Art des engländischen Parlementes; und diese Trennung hat noch bis itzo gedauert.

Gerechtsamen des Statthalters.

Die wirkliche Einrichtung ist itzt, daß der Statthalter von dem Könige ernannt wird, welcher ihm seine Bestallung, unter dem geheimen Insiegel, auf eine gewisse Zeit giebt, wovon er sich die Gränzen vorbehält. Er muß den Befehlen seiner Majestät gehorchen, deren Person er vorstellet. Er hat das Recht, die Gesetze der allgemeinen Versammlung zu billigen oder zu verwerfen, diejenigen zu bestätigen, die er billiget; diese Art von Parlemente zu verlängern oder auseinander gehen zu lassen, den Staatsrath zu versammeln, und

Zustand von Virginien.

und darinnen den Vorsitz zu haben, Commissarien und Beamte zur Verwaltung der Gerechtigkeit zu ernennen, Officier unter dem Generallieutenante zu erwählen, welches der Titel ist, den er selbst führet, die Truppen zur gemeinen Vertheidigung nach Belieben zu gebrauchen, etwas öffentlich ausrufen zu lassen, die Ländereyen der Krone nach den errichteten Gesetzen zu veräußern, und zu diesem Gebrauche und zu andern Gelegenheiten das Siegel der Colonie in Verwahrung zu haben. Er muß alle Bezahlungen, die von den öffentlichen Einkünften geschehen, unterschreiben. Endlich so ist er auch mit der Würde eines Viceadmirales bekleidet.

Sein Gehalt.

Es ist noch nicht lange, so hatte der Statthalter von Virginien nur tausend Pfund Sterlinge Gehalt mit ungefähr fünfhundert Pfund zufälligen Einkünften. Der Ritter Berkeley war der erste, welchem wegen seiner Verdienste und seiner wichtigen Dienste noch zweyhundert Pfund von der Versammlung zugeleget wurden; und diese Vermehrung sollte mit seiner Statthalterschaft wiederum aufhören. Mylord Colepeper erhielt darauf unter dem Vorwande, daß er ein Pair wäre, zweytausend Pfund stehenden Gehalt, und hundert und funfzig für die Wohnung, welche die Colonie den Statthaltern nicht gab. Unter eben dem Vorwande erhielt dieser Herr auch von der Versammlung alle Subsidien, die er vorschlug, ließ sich und seinen Nachfolgern eine Abgabe von zweenen englischen Schillingen von jedem Fasse Taback, und den Schanzzoll, von der Versammlung versichern, mit dieser scheinbaren Clausel, der König könnte das, was diese Einkünfte trügen, zum Nutzen der Regierung anwenden. Seit der Vereinigung dieser Vortheile, die sich nur vermehret haben, ist Virginien ein Peru für alle Statthalter geworden.

Rath und dessen Vorrechte.

Der Rath besteht aus zwölf Mitgliedern, die durch offene Briefe bestellet, oder durch einen besondern Befehl des Königes ernannt werden. Wenn durch Untersagung des Amtes oder durch Absterben sich weniger, als neun, in dem Lande befinden: so hat der Statthalter das Recht, und es erfordert auch seine Schuldigkeit, unter den vornehmsten Einwohnern einige zu erwählen, welche die Anzahl der Stellen ersetzen können. Die Räthe müssen ihm mit ihrem Gutachten bey den Geschäfften der Regierung beystehen, und sich seinen Unternehmungen widersetzen, wenn er die Schranken seiner Bestallung übertritt. Sie haben eine berathschlagende Stimme, wie er, namentlich zur Zusammenberufung einer allgemeinen Versammlung, zur Anwendung des öffentlichen Schatzes, zur Untersuchung der Rechnungen, zur Ernennung oder Absetzung der durch Commission bestellten Beamten, Verordnungen zu machen, etwas ausrufen zu lassen, Ländereyen zu vergeben, die Bewilligungen in die Register tragen zu lassen. Es vermehret aber die Achtung des Rathes gar sehr, daß solcher das Oberhaus in der allgemeinen Versammlung ausmachet, und sich das Recht anmaßet, alle Acten des Unterhauses zu verwerfen, wie die Mylords in dem Parlemente zu England. Die Besoldungen des Rathes belaufen sich nur auf dreyhundert und funfzig Pfund Sterling, welche den Räthen nach Verhältniß der Anzahl, wie sie sich in den Gerichten, und bey der allgemeinen Versammlung einfinden, ausgetheilet werden. Dieses Amt ist also nicht so wohl einträglich, als vielmehr ansehnlich, und mit Ehre vergesellschaftet.

Allgemeine Versammlungen.

Eine jede Provinz oder Grafschaft schicket Abgeordnete zu der allgemeinen Versammlung. Die Stadt Jamestown und das Collegium haben das besondere Recht, zween dahin zu schicken, das ist jedes seinen eigenen. Dieses machet eine Anzahl von zwey und funfzigen. Sie werden durch einen Befehl zusammen berufen, welcher unter dem Siegel

der

Zustand von Virginien.

der Colonie und der Unterschrift des Statthalters ausgefertiget wird, und an den Sheriff jeder Provinz gerichtet seyn muß, wenigstens vierzig Tage vor der Zusammenkunft der Versammlung. Alle Privatpersonen, die ein freyes Lehn besitzen, Weiber und Unmündige ausgenommen, haben das Recht, ihre Stimme zu der Wahl zu geben; und man verfährt dabey in allen Grafschaften auf folgende Art. Man liest in einer jeden Kirche zweymal hinter einander den Befehl ab, den der Sheriff erhalten hat, und den Tag, welchen er anzusetzen beliebet hat. Man kömmt zusammen. Die Wahl geschieht nach den meisten Stimmen. Wird man uneins, und die eine von den beyden Parteyen hat die andere in Verdacht, daß sie nicht redlich verfahren: so kann sie ein Verzeichniß von den Wahlstimmen fordern, und ihre Klagen bey der allgemeinen Versammlung der Abgeordneten anbringen. Ueber dieses hat man sich bemühet, den betrügerischen Wahlen durch verschiedene Urkunden vorzubeugen, welche denjenigen ziemlich ähnlich sind, die man seitdem in England gemacht hat.

So bald sich die Abgeordneten nach Williamsburg begeben haben, so wählen sie einen Sprecher, den sie zusammen gemeinschaftlich dem Statthalter vorstellen, um seine Genehmhaltung zu erhalten. Darauf bittet ihn der Sprecher im Namen des Hauses, seine Privilegien zu bestätigen, welche vornehmlich in einem allezeit freyen Zutritte zu ihm, um sich wegen der Angelegenheiten mit ihm zu besprechen, in der Freyheit zu berathschlagen, ohne daß sie von ihrem Reden und Wortwechsel Rechenschaft geben dürfen, in der Sicherheit ihrer Person, und in dem Schutze ihrer Bedienten bestehen. Man schreitet darauf zu den Angelegenheiten; und man ahmet in allen übrigen, so viel, als es möglich ist, den Gebräuchen des Hauses der Gemeinen in London nach. Wenn die Acten in beyden Häusern durchgegangen sind; so werden sie an den König geschickt, damit sie mit seiner Gewalt bekleidet werden: sie haben aber gleich die Kraft eines Gesetzes, so bald sie nur von dem Statthalter gebilliget sind, gesetzt daß auch der König seine Genehmhaltung noch aussetzete, wofern er sie nur nicht verwirft. Es ist keine Zeit fest gesetzt, die allgemeine Versammlung zusammen zu berufen. Sie wird zuweilen alle Jahre, und zuweilen ein Jahr um das andere gehalten: es geschieht aber niemals, daß sie bis auf drey Jahre ausgesetzet wird. Es ist ein Vortheil, welchen der Colonie durch die Abgeordneten versichert wird, daß sie nur auf eine sehr kurze Zeit die Abgaben und Subsidien verwilligen.

Andere öffentliche Aemter.

Außer dem Statthalter und dem Rathe hat Virginien noch zween vornehme Beamte, welche unmittelbar ihre Bestallung von dem Könige haben; der Aufseher über die Rechnungen und der Staatssecretär. Das Amt des erstern ist, die Anwendung der öffentlichen Einkünfte zu untersuchen, und die Rechnungen davon nachzusehen. Er hat sieben und einhalb von Hundert von allen diesen Geldern; und dieser Gewinn dienet ihm statt eines Gehaltes. Der Secretär hat alle Archive des Landes in Verwahrung, das ist, alle Urtheile, die von dem allgemeinen Gerichte gesprochen worden, und alle Acten, die es für richtig erkannt hat. Er fertiget alle schriftliche Befehle aus, sie mögen nun von dem Statthalter, oder von den Gerichten seyn. Er trägt alle offene Briefe in die Register, welche die Vertheilung der Länder betreffen. In dieser Stube hält man Protocoll von den Vollmachten zu den Geschäfften, von den Beglaubigungen der letzten Willen, den Verheirathungen, denen Kindern, die in der Colonie gebohren werden, der Anzahl der Verstorbenen, und derer, die aus dem Lande gehen, den öffentlichen Aemtern, kurz, von allem, was die Ordnung betrifft, und woran etwas gelegen ist, daß man das Andenken davon erhält.

Man

Zustand von Virginien.

Man liest in der Nachricht des Ungenannten, daß sich nach Bacons Empörung die Staatsschreiberey von Virginien in der größten Unordnung befand. „Die Verwilligungen der Ländereyen waren daselbst mit leergelassenen Zeilen eingetragen; man sah daselbst eine Menge Originalacten und kostbare Urkunden, zerstreuet, besudelt, zerrissen und von den Würmern gefressen. Ein Statthalter, Namens Ritter Andros, half allen diesen Misbräuchen im 1692sten Jahre ab. Er ließ alle die einzelnen oder zerrissenen Acten, die noch von einigem Nutzen seyn konnten, in neue Bücher einschreiben; er ließ bequeme Oerter bauen, sie hinzulegen; er erfand Mittel, sie vor dem Staube und der Feuchtigkeit zu verwahren, und sie in eine Ordnung zu bringen, daß man sie gleich finden konnte, wenn man sie brauchete. So viele weise Vorsicht wurde durch eine Feuersbrunst unnütz gemacht, welche im 1698sten Jahre das Rathhaus in die Asche legete. Eben der Statthalter aber, welcher seine erste Sorgfalt auf die Erhaltung der Briefschaften gewandt hatte, sammelte alle diejenigen wieder, die man aus der Feuersbrunst gerettet hatte, und brachte sie in eine bessere Ordnung, als jemals b)„. Der Gehalt des Secretärs von Virginien besteht einzig und allein in den Gebühren, die er von allem dem bekömmt, was in seiner Schreiberey ausgefertiget wird, und beläuft sich jährlich auf siebenzigtausend Pfund Taback; welches die ordentliche Art zu rechnen in einer Colonie ist, wo sich alles auf den Tabackshandel beziehet. Ueber dieses bezahlen ihm noch die Schreiber und Notarien der Provinzen alle Jahre vierzigtausend Pfund, unter dem Titel eines freywilligen Geschenkes.

Zween andere Oberbeamte, die aber nicht unmittelbar ihre Bestallung von dem Könige erhalten, sind der geistliche Commissarius und der Generalschatzmeister. Der erste, der von dem Bischofe zu London ernannt wird, welcher gebohrener Bischof über alle Pflanzungen ist, besuchet die Kirchen, hat das Recht der Aufsicht über die Geistlichen, und erhält von dem Statthalter hundert Pfund Sterling Gehalt, welche von den Grundzinsen genommen werden. Das Amt des Schatzmeisters ist, das Geld von den besondern Einnehmern zu empfangen, und die Rechnungen der außerordentlichen Auflagen einzurichten. Er hat von allen denen Geldern, die durch seine Hände gehen, sechse von Hundert.

Es ist ziemlich seltsam, daß die Admiralität keine beständige Beamte in einem Lande hat, wo Schiffahrt und Handlung getrieben werden. Es giebt aber Seebeamte, die unter dem Statthalter stehen, Zolleinnehmer, Steuereinnehmer, Schreiber, einen Sheriff in jeder Grafschaft, ordentlich angenommene Feldmesser, und so genannte **Coroner** oder Beamte, die im Namen der Krone, wie zu London, mit zwölf Geschworenen untersuchen müssen, ob ein gefundener todter Leichnam eines gewaltsamen oder natürlichen Todes gestorben sey, Straßenbereiter, Constabel, und Häupter der Gemeinen, die alle Jahre erneuert werden.

Gewisse und öffentliche Einkünfte.

Man hat in Virginien fünferley Art von öffentlichen Einkünften: 1), einen Grundzins, den sich der König von allen durch öffentliche Briefe vergebenen Ländereyen vorbehält; 2), eine Einkunft, die dem Könige durch eine Acte der allgemeinen Versammlung zum Unterhalte der Regierung bewilliget worden; 3), ein zu außerordentlichen Gelegenheiten von der Versammlung errichteter Fond, worüber sie nach Belieben zu schalten und zu walten hat; 4), die Grundzinsen zur Erhaltung des Collegii; 5), die Abgaben, welche nach der engländischen Parlementsacte von der Handlung der Colonie geschehen.

Die

b) Am angef. Orte I Buch, IV Cap.

Zustand von Virginien.

Die erste von diesen Einkünften ist nur der Grundzins von zweenen Schillingen von jedem Hundert Acker Landes. Er wird dem Generalschatzmeister gebracht, welches die Unkosten auf die Einnehmer bey einem an sich so wenig beträchtlichen Gegenstande erspa-ret, der doch durch die Menge über zwölfhundert Pfund Sterling jährlich einbringt. Die-ses Geld bleibt, seit Bacons Aufstande, in Casse, welcher aus Mangel einer solchen Vor-sicht, dem Hofe über hunderttausend Pfund Sterling kostete. Die zur Unterhaltung der Regierung bewilligte Einkunft wird von der Taxe der zween Schillinge auf den Taback, den funfzehn Stübern auf jede Tonne, welche jedes Schiff bey der Zurückkunft von einer Reise bezahlet, es mag nun ledig oder befrachtet seyn; von den sechs Stübern den Kopf, welche alle Reisende, sie mögen nun freye Leute oder Sclaven seyn, bey ihrer Ankunft in der Colonie, bezahlen, von den Strafgeldern und Einziehungen der Güter, die durch ver-schiedene Acten der Versammlung eingeführet sind, von den verscheuchten und verlaufenen Thieren, die niemand wieder fordert; endlich von dem Heimfallsrechte bey den Ländereren und Habseligkeiten derjenigen Personen, die keinen rechtmäßigen Erben hinterlassen. Al-le die Gelder, welche aus diesen Fonds kommen, werden dem Schatzmeister gebracht, da-mit sie, auf Befehl des Statthalters und des Rathes, zu den öffentlichen Ausgaben können angewandt werden; und die Rechnungen davon werden von der allgemeinen Versamm-lung durchgesehen und für richtig erkläret. Sie belaufen sich jährlich über dreytausend Pfund Sterling. Der Fond, welcher die außerordentlichen Gelegenheiten betrifft, und worüber die allgemeine Versammlung zu schalten und zu walten sich vorbehält, kömmt von einer Taxe auf die Einfuhre der gebrannten Wasser, und von einem Zolle, der von allen Sclaven, Knechten, und Dienern gehoben wird, die in das Land kommen. Die erste von diesen Einnahmen beläuft sich jährlich über sechshundert Pfund Sterling, und die Ein-nahme von dem andern Zolle ist veränderlich, nach der Anzahl derer Schiffe, die auf den Sclavenhandel gehen. Man bezahlet aber beständig zwanzig Schillinge für jeden Scla-ven und funfzehn für jeden Bedienten, der kein gebohrener Engländer ist. Von diesem gesammelten Gelde hat man das Capitolium zu Williamsburg erbauet; und der Schatz-meister hat es in Verwahrung. Man hat schon von der Einnahme und dem Gebrauche der beyden andern Einkünfte geredet, welche dem Collegio auf gleiche Art zustehen.

Abgabe von Taback.

Man hat in Virginien zweyerley Art, die Gelder zu heben; die eine durch Zölle und Abgaben von der Handlung, welche man erst erkläret hat; die andere, welche eine Art von wirklicher Schätzung oder Kopfsteuer ist, wovon nur die weißen Frauenspersonen frey sind, und welche darinnen besteht, daß eine gewisse Menge Taback gegeben wird. Alle Jahre, zur Zeit der Erndte, läßt der Sheriff einer jeden Provinz durch die Friedensrichter alle Personen, die solchen Zehnten geben müssen, das ist, alle weiße Mannspersonen, und alle Negern beyderley Geschlechtes, genau aufzeichnen. Man hält jeden Hausvater, bey großer Strafe, an, ein genaues Verzeichniß von der Anzahl Seelen in seinem Hause zu geben. Diese Schatzung wird des Jahres dreymal gehoben, und zu verschiedenem Ge-brauche. Die erste wird durch eine Acte der allgemeinen Versammlung von allen denen Personen, die der Abgabe unterworfen sind, in der ganzen Colonie gehoben, und dienet zu verschiedenem öffentlichen Aufwande, als den nöthigen Unkosten bey der Bestrafung ei-nes strafbaren Sclaven, welchen man dem Herrn gutthun muß; die Ueberläufer anzuhal-ten, oder ihnen nachzusetzen, zur Bezahlung der Miliz, wenn sie auf den Beinen ist, zur Ausfertigung der Befehle aus der Schreiberey, zur Erwählung der Abgeordneten zu der

der allgemeinen Versammlung und andern dergleichen Aufwande. Die zweyte ist eine Landkopfsteuer, das ist eine solche, die jede Grafschaft für sich besonders hat. Sie wird von den Friedensrichtern aufgeleget, welche sie zur Erbauung oder Ausbesserung der Gerichtshöfe, der Gefängnisse und überhaupt zu allen öffentlichen Ausgaben der Grafschaft anwenden. Die dritte endlich, welche die Pfarrkopfsteuer heißt, wird von den Häuptern eines jeden Kirchspieles zum Kirchenbaue und Kirchenschmucke, zur Ankaufung einiger Ländereyen für die Kirche, wenn sich Gelegenheit dazu weist, zur Besoldung der Prediger, Leser, Küster und anderer Kirchenbediente aufgeleget.

Zustand von Virginien.

Gerichte.

Bey dem Ursprunge der Colonie waren die Gerichte, die man so viel mal genannt hat, ohne daß man noch deren Ordnung zu erkennen gegeben, Muster der Aufrichtigkeit und Billigkeit. Man brauchete darinnen keine von denen Formalitäten, welche die Rechtssachen in allen europäischen Ländern so beschwerlich, als verderblich machen. Ein einziges Gericht erkannte über alle Sachen, sie mochten geistlich oder weltlich seyn; und die verwirrtesten Händel wurden in wenig Tagen geschlichtet, mit dem Rechte, daß man sich noch an die allgemeine Versammlung wenden konnte, die nicht weniger Fleiß anwandte, solche zu endigen. Diese Ordnung erhielt sich so lange bis im 1688sten Jahre Mylord Colepeper, einer von den weisesten Statthaltern in Virginien, welcher die einfache und leichte Art bewunderte, woran man sich bis daher gehalten, solche nicht so wohl zu verändern, als vielmehr zu befestigen suchete, und sich nur beschäfftigte, einige Neuerungen abzuschaffen, die sich dabey einzuschleichen anfingen. Sein Nachfolger aber befliß sich, einen ganz andern Weg zu ergreifen; darauf ließ der Ritter **Edmund Andros**, welcher im 1692sten Jahre zum Statthalter ernannt worden, alle in England gewöhnliche Satzungen und Formalitäten annehmen. Nicholson endlich, welcher im 1698sten Jahre von der Statthalterschaft über Maryland zu der über Virginien gelangete, führete alle die Kunstgriffe der verschlagensten und betrüglichsten Gerichtshandlungen ein. Itzo werden die Händel der Colonie von zweyerley Gerichten geschlichtet, von denen in der Grafschaft oder den besondern Gerichten, die aus dem Sheriffe, seinen Unterbeamten und Geschworenen bestehen; und von dem allgemeinen Gerichte, oder dem alten, welches aus dem Statthalter und Rathe besteht. Dieses, worauf sich alle andere beziehen, ist ein Obergericht, jedoch mit einiger Einschränkung. Wenn sich die Klage in Schuldsachen über dreyhundert Pfund Sterling beläuft: so kann man sich von dessen Urtheilsspruche auf den König berufen, welcher zum Endurtheile ein Commite setzet, welches man die Appellationsherren nennet. Eben das ist auch in allen andern englischen Colonien gebräuchlich. Was die peinlichen Sachen betrifft, so kann man sich von dem Ausspruche dieses Gerichtes nicht weiter berufen: der Statthalter aber hat das Recht, alle Verbrechen zu begnadigen, den Hochverrath und vorsetzlichen Todschlag ausgenommen; und selbst in diesen beyden Fällen kann er den Verbrechern dasjenige bewilligen, was die Engländer **Retrieve**, das ist, einen Aufschub benennen, welcher bis auf die Entscheidung des Königes verlängert werden kann. Dieses Gericht wird nur zweymal des Jahres gehalten, nämlich den 15ten April, und den 15ten des Weinmonates, und dauert jedesmal nur achtzehn Tage.

Religion- und Kirchensachen.

Fast alle Einwohner in Virginien sind der durch die Gesetze bestätigten Religion, das ist, der englischen Kirche zugethan; und ob gleich jeder Christ, welcher sich den Pfarrgebühren unterwerfen will, Gewissensfreyheit hat: so kennet man doch nur in der ganzen Colonie fünf Nonconformistenzusammenkünfte, dreye von Quäckern, und zwo von Presbyte-

Zustand von Virginien.

rianern. Im 1642sten Jahre, da sich die Sectirer in England zu vermehren anfingen, verboth die allgemeine Versammlung in Virginien, durch eine feyerliche Acte, man sollte sie nicht aufnehmen, und keinen Prediger zulassen, der nicht von einem englischen Bischofe geweihet worden. Die Nothwendigkeit, das Land zu bevölkern, machete darauf, daß die Privilegien auf Christen von allen Nationen erstrecket wurden, die sich daselbst wollten naturalisiren lassen; eine Formalität, die nur darinnen besteht, daß man in die Hände des Statthalters einen Eid ableget, und von ihm einen Beglaubigungsschein unter der Colonie Insiegel erhält.

Stadt Monacan von den französischen Flüchtlingen angeleget.

Alle geflüchtete Franzosen, die der König Wilhelm auf seine Kosten dahin gehen ließ, erhielten diese Gnade bey ihrer Ankunft. Im 1699 Jahre stieg ihre Anzahl bis auf sieben oder achthundert, denen man ein sehr fruchtbares Land, an der mittäglichen Seite des Jamesflusses, in einem Kreise gab, welchen ehemals kriegerische Indianer bewohnet hatten, die sich die **Monacanen** nenneten, und durch den Krieg gänzlich waren aufgerieben worden. Es wurde daselbst eine französische Stadt angeleget, welche den Namen **Monacan** annahm, und gleich in dem folgenden Jahre durch die Vereinigung einer Menge anderer Flüchtlinge sehr anwuchs. Bey Gelegenheit einiger Zwistigkeiten aber zerstreueten sich viele, und ihrem Beyspiele folgeten diejenigen, die nach ihnen ankamen. Weil indessen die allgemeine Versammlung der Stadt Monacan viele Gnadenbewilligungen zugestanden: so hat sie sich mit einem solchen Vorzuge erhalten, daß man sie heutiges Tages als einen von den glücklichsten Kreisen in Virginien ansieht. Es sind nicht allein die Viehherden daselbst im Ueberflusse; sondern die Arbeitsamkeit der Einwohner hat auch viele Manufacturen daselbst angeleget, und mit denen wilden Weinstöcken, die sie in den Gehölzen gefunden haben, sind sie so weit gekommen, daß sie sehr guten Wein daraus machen.

Die Größe eines Wohnplatzes wird hier nicht so wohl nach der Strecke ihres Landes, als vielmehr nach der Anzahl der Personen, abgemessen, welche den Zehnten daselbst bezahlen. Ein jedes Kirchspiel hat seine Kirche. Diejenigen, deren Pfarrkinder sehr zerstreuet sind, haben noch eine oder zwo Capellen, worinnen der Gottesdienst wechselsweise verrichtet wird. Das Kirchspiel mag aber groß oder klein seyn: so ist die Besoldung des Predigers auf sechzehntausend Pfund Taback jährlich festgesetzet. Ueber dieses bekömmt er noch einige Gebühren von den Trauungen, den Begräbnissen, und vornehmlich den Leichenreden, welche das Leichenbegängniß stets begleiten; so daß der unterschiedene Reichthum der Geistlichen nur von dem Unterschiede des Tabacks, dessen Preis sich nach der Güte des Landes verändert, und von der Größe der Kirchspiele herrühren kann, welche Gelegenheit zu mehr oder weniger Trauungen und Leichenreden giebt. Die Gebühr des Predigers für eine solche Rede ist auf vierzig Schilling oder vierhundert Pfund Taback, und für eine Trauung auf fünf Schilling oder funfzig Pfund Taback festgesetzet. Als dieser Gehalt den Predigern bewilliget wurde: so war der Taback nur auf zehn Schilling der Zentner geschätzet; und auf diesen Fuß betrugen die sechzehntausend Pfund am Gelde achtzig Pfund Sterling. Heutiges Tages aber wird der gute Taback fast noch einmal so theuer verkaufet. Die Einkünfte der Prediger haben sich also in denen Kirchspielen verdoppelt, welche den besten Taback hervorbringen. Einige Kirchen haben Ländereyen, auf welchen das Kirchspiel eine gewisse Anzahl Vieh und Negern zum Vortheile des Predigers unterhält, welcher nicht weiter dafür stehen darf, als daß er eben so viel wieder hinterläßt, wenn er von der Pfarre abgeht. Man merket an, daß man nicht weniger, als zwölf Negern, zu der Bauung des Ta-

Tabackes brauchet, den man ihm bezahlet, vornehmlich, wenn er von der besten Art ist, welche die Engländer den Wohlriechenden (Sweet-scented) nennen.

Zustand von Virginien.

Die geistliche Regierung in jedem Kirchspiele befindet sich in den Händen des Predigers und zwölf von den vornehmsten Einwohnern, welche die Pfarrkinder vormals erwähleten. Heutiges Tages aber wählen sich diese Kirchväter selbst, wenn einer von ihnen stirbt, einen andern Collegen. Sie müssen insgesammt den Lehrsätzen und der Ordnung der englischen Kirche zugethan seyn, und sie unterschrieben haben. Nach dem besondern Gebrauche des Landes können die Gerichte der Grafschaften die Testamente für richtig erklären. Die Urkunde davon aber muß von dem Statthalter unterzeichnet werden, welcher nicht das geringste dafür bekömmt. Die Erlaubnisse zu den Heirathen werden von den Secretären eben der Gerichte ausgefertiget, und von dem obersten dazu bestellten Richter unterzeichnet. Die Macht, die Prediger in den Besitz der Pfarren zu setzen, die sie erhalten haben, ist in den Händen des Statthalters. Alle diese Gewohnheiten haben durch besondere Acten der Versammlung die Kraft des Gesetzes erhalten; und die Könige in England fügen denen Anweisungen, die sie den Statthaltern ertheilen, allezeit den Befehl bey, solche sorgfältig vollstrecken zu lassen. Die einzige Ursache, die man den Predigern zu klagen gelassen hat, ist, daß sie ihre Pfarren nicht als Freylehen besitzen, sondern solcher, ohne den geringsten Proceß, wieder können beraubet werden. Sie werden von einem Jahre zum andern, oder auf gewisse Jahre, nach ihrem Vergleiche, mit den Kirchvätern, angenommen, und unterhalten.

Soldatenwesen.

Die Truppen der Colonie bestehen aus einer gewissen Anzahl Einwohner, welche Classenweise, unter dem Namen der Miliz zu Pferde und zu Fuße, eingeschrieben sind. Man brauchet in einem Lande keine andere Kriegesmacht, wo die Einwohner eines tiefen Friedens genießen, und sich so wenig vor den Indianern, die nicht mehr im Stande sind, ihnen zu schaden, als vor den Einfällen der Fremden fürchten. Denn da sie nur bloß Taback bauen: so bilden sie sich nicht ein, daß man große Begierde nach Blättern haben könne, die in ihren Vorrathshäusern aufgehäufet liegen; und die Eroberung ihrer Pflanzungen, die von einander entfernet sind, würde mehr Mühe kosten, als man jemals Vortheile davon haben würde. Der einzige Feind, wovor sie sich zuweilen fürchten, ist ein Statthalter, der sich der königlichen Gewalt misbrauchet, womit er bekleidet ist, und der sie durch die Ausübung einer willkührlichen Gewalt unterdrücket oder demüthiget.

Sie haben keine Art von Festungen, und sechs kleine Canonen, die sie ehemals zu Jamestown hatten, sind nach Williamsburg gebracht, und dienen nur, an Festtagen zuweilen gelöset zu werden. Der Statthalter ist nach seiner Bestallung, Generallieutenant. Er hat das Recht, in einer jeden Grafschaft einen Obersten, einen Oberstlieutenant und einen Oberstwachtmeister zu ernennen, welche Hauptleute und andere Officier unter sich haben. Ein jeder freyer Virginier ist von seinem sechzehnten bis in sein sechzigstes Jahr unter der Miliz eingeschrieben. Jede Provinz ist verbunden, die seinigen alle Jahre einmal zusammen kommen zu lassen, um sie zu mustern, und die abgesonderten Compagnien drey bis viermal exerciren zu lassen. Leute, welche einen Theil ihres Lebens mit Jagen in ihren Wäldern zubringen, sollten geschickt seyn, die Waffen zu führen. Die Anzahl der Reiterey war vor einigen Jahren ein tausend dreyhundert und drey und sechzig Mann, und derer zu Fuße, siebentausend einhundert und neun und sechzig Mann. Weil es wenig Einwohner giebt, die keine Pferde haben: so beobachtet man, daß es bey Gelegenheit stets

leicht

Zustand von Virginien.

leicht sey, einen großen Theil des Fußvolkes zu Dragonern zu machen. Anstatt einiger regulierten Truppen, die man sonst auf den Beinen hatte, und welche dieneten, die Gränzen zu säubern, ist seit kurzem verordnet worden, es sollte, im Falle eines Lärmens, die Miliz aus denen Kreisen, worinnen solches entstünde, unter der Führung des obersten Officiers in der Grafschaft ausmarschiren. Währet der Marsch drey Tage, oder länger: so muß sie für die Dienstzeit besoldet werden; und wenn das Lärmen für falsch befunden wird, so hat sie keinen Sold zu gewarten. Die Reiter- oder Dragonercompagnien bestehen aus dreyßig oder vierzig Reitern, und die bey dem Fußvolke ungefähr aus funfzig Mann. Die Nachricht des Ungenannten versichert, sie könne in vier und zwanzig Stunden beysammen seyn c).

Ordnung wegen des Gesindes.

Durch eines von den ersten Gesetzen des Landes, welches in alle englische Colonien gekommen ist, unterscheidet man die Dienstbothen in beständiges und abwechselndes Gesinde. Die Negern und ihre Kinder sind von der erstern Art, ohne, daß die Engländer eine andere Ursache davon angeben, als die gemeine Grundregel: partus sequitur ventrem; das ist, weil die Aeltern zur Sclaverey erkaufet worden, so scheine die Natur die Kinder eben dazu verdammet zu haben. Das andere Gesinde dienet nur eine gewisse Anzahl von Jahren nach ihren Vergleichen mit ihren Herren, oder nach dem Gesetze, welches buchstäblich in Ermangelung eines Vertrages ausgeführet wird. Es enthält, daß die Dienstbothen, welche sich unter neunzehn Jahren angeben, dem Gerichte vorgestellet werden sollen, damit es ihr Alter bestimme; und daß sie darauf sollen gehalten seyn, bis in das vier und zwanzigste Jahr zu dienen. Sind sie aber älter: so darf ihr Dienst nur von fünf Jahren seyn.

Die Knechte und Sclaven von beyderley Geschlechte werden zu einerley Arbeit gebrauchet. Sie bauen das Feld; sie säen Korn, und pflanzen Taback. Ihr Unterschied besteht nur in der Kleidung und Nahrung. Beyder Arbeit aber ist nicht beschwerlicher, als ihrer Herren ihre, die sich so, wie sie, der schweresten Arbeit des Ackerbaues unterziehen. Man wirft es den Virginiern mit Unrechte vor, daß sie ihren Sclaven mit Grausamkeit begegnen. Der Verfasser versichert, die Verrichtungen der Sclaven wären in Virginien nicht mühsamer, und nähmen nicht einmal einen so großen Theil des Tages ein, als die Landarbeit der Bauern in Europa.

Gesetze zu ihrem Besten.

Er giebt einen Auszug von den Landesgesetzen zum Besten des Gesindes. 1) Sollen die Gerichte die Klagen der Dienstbothen, sie mögen frey oder Sclaven seyn, anhören, ohne die geringste Art von Nutzen daraus zu ziehen. Findet sichs aber, daß der Herr Unrecht hat: so verurtheilet ihn das Gesetz zu den Unkosten. 2) Sind alle Friedensrichter berechtiget, diese Klagen anzunehmen, und müssen dem Uebel bis zu den ersten Sitzungen des Landgerichtes abhelfen, wo Sachen von dieser Art, ohne weitere Berufung abgethan werden. 3). Sind die Herren der Bestrafung der Landgerichte unterworfen, wenn sie ihren Dienstbothen keine gesunde Kost, gute Kleidung und eine bequeme Wohnung geben. 4). Sind sie verbunden, sich auf die Klage eines Dienstbothen vor Gericht zu stellen; und sie sind, bis auf die Entscheidung, seines Dienstes beraubet. 5). Sollen die Klagen eines Dienstbothen von dem Friedensrichter zu aller Zeit und bey jeder Sitzung von dem Gerichte angenommen werden; und man soll, ohne erst auf die gerichtlichen Formalitäten

c) Am angeführten Orte IV Buch, IX Cap.

Zustand von Virginien.

ten zu sehen, auf einmal zu der Untersuchung ihrer Klagen schreiten. Wofern sich ein Herr unterstünde, solches auf die lange Bank zu schieben, oder sich nicht stellen wollte: so ist das Gericht berechtiget, ihm den Dienstbothen zu nehmen, und solchen auf seine Kosten verwahren, oder ihn für den gewöhnlichen Marktpreis verkaufen zu lassen, welcher ihm nach Abzuge der Unkosten wieder soll zugestellet werden. 6). Kann ein Herr nach geschlossenem Vertrage mit freyen Dienstbothen keinen neuen Vertrag ohne Genehmhaltung eines Friedensrichters schließen. 7) Sollen sie mit ihrem Gelde und denen Gütern, die sie sonst bekommen oder mitgebracht haben, frey schalten und walten können. 8) Wenn ein Herr die Grausamkeit hat, einem kranken Bedienten, oder der in seinen Diensten unvermögend geworden ist, übel zu begegnen: so sollen die geistlichen Oberhäupter der Pfarre ihn in ein anderes Haus bringen lassen, damit er daselbst auf Kosten seines Herrn so lange, bis seine Dienstzeit aus ist, ernähret werde; nach welcher der Aufwand auf Rechnung des Kirchspieles geht. 9) Empfängt jeder freye Dienstbothe von seinem Herrn, wenn die Zeit, auf die er sich vermiethet hat, um ist, funfzehn Scheffel Weizen, welches ein hinlänglicher Vorrath auf ein ganzes Jahr ist, und zwey vollständige leinene und wollene Kleider. Alsdann wird er frey, und tritt ohne Ausnahme, in alle Privilegien des Landes. Er kann dreyßig erledigte Acker Landes nehmen, und solche bauen.

Bevölkerung.

Bey diesen vorgestelleten Vortheilen, wird man sich nicht wundern, daß Virginien nach und nach eine große Anzahl Einwohner an sich gezogen. Die ersten waren ohne Weiber dahin gekommen; und da sie sich nicht getraueten, Indianerinnen zu heirathen, aus Furcht, sie möchten dadurch ihr Leben in Gefahr setzen, so schmeichelten sie sich, es würde der Ueberfluß, worinnen sie zu leben anfingen, einige Engländerinnen, die kein Vermögen hatten, bewegen können, dahin zu kommen, die Annehmlichkeiten ihres Zustandes mit ihnen zu theilen. Indessen wollten sie doch keine annehmen, die nicht ein beglaubigtes Zeugniß von ihrer guten Aufführung brachten. Diejenigen, welche Tugend hatten, braucheten keines weitern Brautschatzes. Man fragete nicht, ob sie Geld oder Güter hätten, sondern kaufete sie vielmehr von denen, welche sie mitgebracht hatten, für hundert Pfund Sterlinge; diese Art von Handlung erregete eben so viel Begierde bey den Kaufleuten, als die leichte Mühe anzukommen, solche bey den jungen Mägdchen erregete. Als darauf kein Zweifel mehr wegen der Vortheile der Himmelsluft und der Fruchtbarkeit des Erdreiches war: so giengen Personen von Stande mit ihren Familien dahin, um entweder ihr Vermögen zu verbessern, oder ihre Religion und ihre Freyheit in Sicherheit zu setzen. So zogen sich nach Karls des I Tode eine Menge Royalisten dahin, bloß in der Absicht, sich der Tyranney des unrechtmäßigen Besitznehmers zu entziehen. Gegentheils war auch das königliche Haus kaum wieder hergestellet, so sucheten viele von Cromwells Anhängern eine Zuflucht daselbst. Indessen war doch die Anzahl derselben lange nicht so groß, als der andern, weil die Virginier eine offenbare Neigung für die königliche Partey bezeuget hatten. Die meisten Republicaner giengen nach Neu-England, einer andern Colonie, die zu blühen anfing. Man hat gesehen, was für Zuwachs Virginien durch die Franzosen, unter Wilhelms Regierung, erhalten. Was die Missethäter betrifft, die zur Landesverweisung verurtheilet sind: so versichert der Ungenannte, der auf die Ehre seines

Zustand von Virginien.

nes Vaterlandes eifersüchtig ist, man habe deren sehr wenige allda aufgenommen, und man habe sich so gar durch strenge Gesetze die Freyheit versaget, deren einige aufzunehmen.

Gemäßigte Luft.

Nichts bindet die Virginier so sehr an ihr Land, als die liebliche Luft, die eben so weit von der übermäßigen Kälte, als der übermäßigen Hitze entfernet ist. Man giebt zu, daß in dem allerbewohntesten Theile die Luft feucht ist, welches von den Flüssen und Seen herrühret, die in einem niedrigen und sumpfichten Lande in großer Anzahl sind: gegen die Gehölze zu aber, wo man anfängt, neue Pflanzungen zu machen, ist sie trocken, und man sieht daselbst nur Bäche von dem reinsten Wasser, die sich gleich bey ihrem Ursprunge in tausend kleine Arme zertheilen, um die benachbarten Länder zu bewässern. Man bemerket, daß Virginien beynahe mit dem gelobten Lande unter einerley Breite liegt; und, daß diese beyden Länder viele Gleichförmigkeit mit einander haben. Sie sind beyde reich an Flüssen; sie liegen beyde an einer großen Bay, welche sie sehr bequem zur Handlung machet; und in beyden ist das Erdreich von einer sonderbaren Fruchtbarkeit. Man gesteht aber, daß sich die Virginier dieser Vortheile schlecht zu Nutze machen, und daß der Ueberfluß sie in eine nicht zu entschuldigende Trägheit gestürzet hat. Der Ungenannte beklaget deren Wirkungen. „Ist es nicht eine Schande, saget er, daß man daselbst alles, was zur Klei-
„dung dienet, als Leinwand, wollene und seidene Zeuge, Hüte und Leder, aus England
„bekömmt, da doch kein Ort in der Welt ist, wo der Flachs und der Hanf besser sind?
„Die Schafe tragen daselbst eine gute Wolle: man schiert sie aber nur, um sie zu erfri-
„schen. Die Maulbeerbäume, deren Blätter dienen, die Seidenwürmer zu füttern, wach-
„sen hier von Natur, und die Würmer selbst kommen hier gut fort. Indessen hat man
„doch nicht die geringste Acht darauf. Es hat sehr das Ansehen, daß die Filze, woraus
„man in England die Hüte machet, unter dieser Gestalt wieder nach Virginien zurück keh-
„ren, woraus sie gekommen sind. Ueber dieses so läßt man eine große Menge Häute von
„selbst verfaulen, deren man sich nur bedienet, einige trockene Waaren damit zu bedecken.
„Wenn man einige davon gerbet, um Schuhe für die Dienstbothen daraus zu machen:
„so geschieht es mit so weniger Kenntniß und Sauberkeit, daß die Herren sich derselben nicht
„bedienen wollen; und derjenige, der sich einkommen läßt, hirschlederne Hosen zu tragen,
„muß sich vorwerfen lassen, daß er geizig sey. Kurz, die Virginier sind so träge und so
„schlechte Hauswirthe, daß sie mitten unter weitläuftigen Wäldern, die das Land bedecken,
„ihre Schränke, ihre Stühle, ihre Tische, ihre Kisten, ihre Kuffer, ihre Taburette, ihre
„Wagenräder, und was einem unglaublich vorkommen wird, so gar ihre birkene Besen aus
„England kommen lassen„ *d*).

Man entdecket die Ursache, warum die reisenden Engländer, welche Virginien besuchen, die Luft darinnen durch ihre Klagen verschreyen: „Sie haben die Unvorsichtig-
„keit, daß sie den ganzen Sommer über ihre Tuchkleider tragen, und die Ungerechtigkeit,
„daß sie sich hernach über eine unmäßige Hitze beschweren. Sie überladen sich mit Früch-
„ten, und warten nicht einmal so lange, bis solche reif sind; und sie schreiben den Durch-
„fall, die Fieber, welche ihnen diese Unmäßigkeit zuzieht, der Luft zu. Weil hier keine
„Seestadt ist, und die Leute von den Schiffen genöthiget sind, die Fässer Taback eine oder
„zwo Meilen fortzuwälzen, um sie einzuschiffen: so werden sie durch diese Uebung so wohl,
„als durch die Sonnenhitze erhitzet. Um sich nun zu erfrischen und abzukühlen, trinken sie
„be-

d) Relat. de la Virginie L. IV. ch. 18.

»begierig, vornehmlich jungen Cider, welchen sie bey allen Einwohnern im Ueberflusse fin»den; und die Coliken, die darauf folgen, machen denn, daß sie mit allem engländischen »Nachdrucke ausrufen: Gott verdamme und verderbe das Land! Diejenigen aber, welche »vermögend sind, mäßig zu leben, finden in Virginien eine von den besten und angenehm»sten Himmelsgegenden in der Welt„ *e*).

Zustand von Virginien.

Die Beschwerlichkeiten des Landes sind vornehmlich ihrer drey; der Donner, einige Tage von einer mehr beschwerlichen als gefährlichen Hitze; und die schädlichen Ungeziefer. Man gesteht, daß die Donnerschläge daselbst im Sommer sehr heftig sind. Allein, sie verursachen daselbst nicht so gar viel Schaden oder Uebel, sondern dienen vielmehr wirklich, die Luft zu erfrischen und sie zu reinigen, daß man sie also mehr wünschet, als fürchtet. Auf der andern Seite ist Virginien nicht dem Erdbeben unterworfen, welches in den Antillen so häufig ist. Was man die heißen Tage nennet, kömmt nur auf einige Stunden an. Die Hitze ist nicht schwer zu ertragen, als wenn sie mit einer großen Windstille begleitet ist, die aber nicht lange dauert, und die höchstens nur zwey- oder dreymal des Jahres sich ereignet. Man kann sich so gar in dem Schatten dawider verwahren, den man stets unter den dickbüschichten Bäumen, in den Grotten und Lauben der Gärten antrifft, oder auch in den Zimmern und Zelten, welche in der freyen Luft aufgeschlagen sind. Der Frühling und Herbst aber sind von einer außerordentlichen Annehmlichkeit in allen Kreisen der Colonie. Die Insecten endlich sind die Frösche, die Schlangen, die Mustiken oder Moskiten, die Wanzen, die Tiquen und die rothen Würmer oder Holzläuse. Man leugnet es nicht, daß die Einwohner nicht viel von diesem Gewürme auszustehen haben: die Wachsamkeit und Reinlichkeit aber können sie davor verwahren.

Die Winter in Virginien sind sehr kurz. Sie dauern nur ungefähr drey Monate; und dreyßig Tage darnach genießt man daselbst einer reinen Sonne und heitern Luft. Wenn der Frost allda zuweilen sehr streng und scharf ist: so dauert er nicht über drey bis vier Tage, das ist, so lange bis sich der Wind ändert; denn es friert niemals, wenn er von den apalachischen Gebirgen zwischen Nordost und Nordwest kömmt. Ueber dieses kömmt nichts der Schönheit des Himmels bey diesem kurzen Froste gleich. Die Regen haben, den Winter ausgenommen, wo sie wegen ihrer übermäßigen Menge beschwerlich sind, nichts anders an sich, als was gesund und angenehm ist. Selten dauern sie im Sommer länger, als eine halbe Stunde. Man wünschet sie oftmals wider die lange Dürre, damit das ganze Gefilde wiederum ein lachendes Ansehen bekomme.

Krankheiten.

Da die Krankheiten des Landes daselbst nicht, wie in einigen Theilen des nordlichen America, durch eine dicke und neblichte Luft verursachet werden, noch wie in den südlichern Gegenden aus einer erstickenden Hitze entstehen: so glaubet man, sie dürften nur dem Misbrauche zugeschrieben werden, welchen man von den Geschenken der Natur daselbst machet. So habe ich gesehen, saget der ungenannte Schriftsteller, daß nicht allein Fremde, sondern auch alte Einwohner so unvernünftig waren, daß sie sich in der Hitze fast ganz nackend auf das kalte Gras in dem Schatten eines Baumes niederlegeten, und daselbst einschliefen. Andere legen sich den Abend dahin und scheuen sich nicht, die ganze Nacht daselbst zuzubringen. Zeiget aber nun gleich dieses Vertrauen die gute Meynung an, die sie

e) Ebendas. 19 Cap.

Zustand von Virginien.

sie von der Luft des Landes haben: so geschieht es doch zuweilen, wie in andern Theilen der Welt, daß die Dünste aus der Erde und der Thau verdrüßliche Eindrücke auf den Körper machen. Eben so geht es auch mit denen, die sich bloß an die Luft stellen, oder kalt Wasser trinken, wenn sie etwas stark gearbeitet haben, und denen Fremden, die gar zu begierig allerhand Obst essen. Ueberhaupt aber giebt es so wenig Kranke in Virginien, daß man nach einer natürlichen Folge sehr wenig Aerzte daselbst sieht. Ist man daselbst zuweilen den Fiebern unterworfen: so hält der Gebrauch der Quinquina, die daselbst eingeführet ist, fast allezeit die Anfälle auf; und über dieses giebt das Land verschiedene Wurzeln, die den Ruhm haben, daß sie unfehlbar gut dawider sind.

Erdreich in Virginien.

Obgleich eine überaus große Mannichfaltigkeit des Erdbodens in einer Colonie von einer so großen Strecke anzutreffen ist: so kann man doch überhaupt sagen, daß Virginien alle Arten von Pflanzen und Früchten tragen kann. Wenn nicht oftmals von denen hohen Gebirgen, die gegen Nordwest sind, und die man mit Schnee bedecket zu seyn glaubet, ein kalter Wind käme, der dem Wachsthume schadet: so meynen die Einwohner, man könnte ohne große Mühe das ganze Jahr über in freyer Luft die lieblichsten Früchte der mittäglichsten Himmelsgegenden erhalten. Der Sommer aber ist heiß genug, sie vollkommen zur Reife zu bringen. Man unterscheidet vornehmlich dreyerley Art von Boden; den in dem niedrigsten Lande, in dem mittlern, und an den Quellen der Flüsse.

Um die Mündung der Flüsse ist das Land fast durchgängig feucht und fett, folglich zu dem gröbsten Saamen, als Reiß, Hanf, Maiz u. s. w. geschickt. Es finden sich daselbst auch kalte, magere, sandige und oft mit Wasser bedeckete Adern, die deswegen nicht unfruchtbarer sind, weil sie Huckles und Cransbeeren, Chincapinen u. d. g. tragen. Ueber dieses sind diese niedrigen Theile fast durchgehends mit Eichen, Pappeln, Fichten, Cypressen, Cedern, und verschiedenen Arten von würzhaften Bäumen bewachsen, deren Stämme von dreyßig bis siebenzig Fuß hoch sind, und in diesem Raume nicht den geringsten Zweig haben. Man sieht daselbst so gar Stechpalmen, Myrthen und eine Menge immergrüner Stauden, wovon die meisten keine Namen in den europäischen Sprachen haben. Die Eiche läßt ihre Eicheln daselbst neun Monate lang fallen und höret nicht auf, neue hervor zu bringen.

In der Mitte des Landes ist der Boden sehr eben, einige kleine Berge ausgenommen mit ihren Thälern, die von unzähligen Bächen gewässert werden. An einigen Orten ist das Erdreich fett, schwarz und stark; an andern ist es mager und leichter. Zuweilen biethet der Grund nicht weit davon, Thon, Kies oder große Steine, oder auch gemeinen Mergel dar. Die Mitte der Erdzungen, welche zwischen den Flüssen sind, ist ordentlicher Weise ein armes Land von einem leichten Sande oder Thone, welches aber nicht hindert, daß nicht daselbst Castanienbäume, Chincapinen, und den Sommer über eine Art von kleinen Röhren wachsen sollten, die ein gutes Futter für das Vieh sind. Die fruchtbaresten Oerter sind dicht bey den Ufern und ihren Armen. Sie sind mit Eichen, Nußbäumen, Hickories, Eschen, Buchen, Pappeln, und einer Menge anderer Bäume von einer ungeheuren Größe bedecket.

Um die Quellen des Flusses ist ein Mischmasch von Gebirgen, Thälern und Ebenen, deren einige fruchtbarer sind, als die andern, wo man eine große Mannichfaltigkeit von Pflanzen, Bäumen und Früchten antrifft. An den sumpfichten Oertern dieses Theiles bewun-

wundert man die Dicke der Bäume; und der Verfasser zweifelt, ob es in irgend einem andern Lande eben so dicke Bäume gebe. Er bedauert zugleich, daß ihre Entfernung von der See und den großen Flüssen nicht erlaube, sie einzuschiffen.

Zustand von Virginien.

Die Flüsse und ihre Buchten bilden an verschiedenen Orten sehr große Moräste, wo die Weiden vortrefflich sind. Andere Oerter haben mancherley Erden, wovon einige arzeneyhaft, andere gut zu Töpferzeuge sind. Man findet daselbst auch Antimonium, Talk, gelben und rothen Oker, Erde zum Flecken ausmachen, Mergel und vortrefflichen Thon, woraus man Pfeifen machet. Das hohe Land hat Steinkohlen, Schiefer, Steine zum Bauen, flache Steine zu Fußböden, und Flintensteine. Was die Mineralien betrifft, so läßt sich aus der Breite des Landes und andern Umständen urtheilen, daß sie daselbst reichlich seyn müssen: man hat sich aber nicht beschäfftiget, sie zu suchen. Einige Eisen- und Bleyadern, die man von ungefähr entdecket hatte, wurden bey den Unruhen aufgegeben; und man hat sie seitdem nicht wieder gefunden. Man weis aber, daß an verschiedenen Orten Eisenadern sind. Vor einigen Jahren redete man viel von einem Goldbergwerke, welches gleichsam wieder verschwunden ist. Der Ungenannte hoffet wenigstens, man werde daselbst einiges anderes Metall finden. Er versichert, die durchsichtigen Steine, die man auf der Fläche der Erde sieht, haben einigen Werth, und kommen wegen ihres Glanzes dem Diamanten näher, als die Bristoler und Karryer Steine. Sie haben nur den Fehler, saget er, daß sie weich sind: wenn sie aber einige Zeitlang an die Luft gestellet werden, so werden sie hart. Er setzet hinzu, diese Ader sey an eben dem Orte, welchen Purchas **Utamussak** nennet *f*), woselbst ehemals der vornehmste Tempel des Landes und der Sitz der Oberpiester unter Powhatans Regierung gewesen. Man sah daselbst einen Altarstein von dem schönsten Crystalle, welcher ein Viereck von drey oder vier Zoll machete. Ein Prediger, Namens **Whitakar**, schrieb ehemals von Henrico, wo er im Amte stund, an die engländische Gesellschaft; „zwölf Meilen von den Wasserfällen des „Flusses James war ein Crystallfelsen, woraus die Indianer Spitzen an ihren Pfeilen ma„cheten, und drey Meilen davon fand man einen steinichten Berg, dessen Spitze eine „Goldader hatte. Einige Engländer, die zu dieser Nachsuchung gebrauchet worden, hat„ten zwo schlecht gehärtete Hacken mitgenommen, deren Spitzen sich bey jedem Hiebe um„bogen; sie hatten also nicht weit hinein kommen können: das wenige Gold aber, welches „sie von da mitgebracht hatten, wurde bey der Probe sehr gut befunden *g*). Man be„weist nicht, durch was für eine Zauberey das Bergwerk wieder verschwunden, oder durch „was für eine ausschweifende Trägheit man sich nicht weiter bekümmert habe, daran zu „arbeiten„.

Nichts verursachete den ersten Engländern mehr Erstaunen, als die Menge und Mannichfaltigkeit derer Früchte, die sie bey jedem Schritte antrafen, als wie in einem natürlichen Garten, wo alles ohne Wartung wuchs. Man wird sich hier nur, nach der alten Art dieses Werkes, bey denjenigen aufhalten *h*), die dem Lande mehr eigen zu seyn scheinen, und sie bald unter den indianischen Namen, die sie noch behalten haben, und bald unter denen, die sie von den Engländern bekommen haben, anführen. Der ungenannte

f) Pilgrimage de Purchas, IV Buch. *g*) Relation de la Virginie, II Buch, 3 Cap.

h) Was die andern Länder auch haben, wird in die Naturgeschichte des nordlichen America verwiesen.

Zustand von Virginien.

Besondere Landpflanzen.

Virginier, dem man hier besonders folget, redet hier nur von dem, was er kennet, wie er saget.

Er unterscheidet dreyerley Art Kernfrüchte, Kirschen, Pflaumen und Persimonen. Die Kirschen wachsen in den Gehölzen, und sind von vielerley Arten, wovon ihrer zwo auf Bäumen, von der Dicke einer weißen engländischen Eiche, wachsen, und die eine ihre Früchte büschelweise trägt, wie Weintrauben. Sie sind beyde auswendig schwarz, die eine inwendig aber roth und von einem angenehmern Geschmacke, als unsere schwarze Kirsche, weil sie nicht die Bitterkeit davon hat: die andere ist inwendig weißlich und von einem schlechten Geschmacke, doch fressen die kleinen Vögel solche gern. Eine dritte Art wächst noch tiefer im Lande, und findet sich längst den Flüssen auf kleinen Bäumen von der Dicke unserer Pfirsichbäume. Diese ist die angenehmste Kirsche von der Welt. Ihre Farbe ist dunkel purpurfarben. Sie ist sehr klein. Die Vögel sind so begierig nach dieser Frucht, daß sie nicht so lange warten bis solche reif ist, um sie abzufressen. Diese Ursache machet sie überaus selten; und die Engländer haben noch kein Mittel ausfündig machen können, sie wenigstens in ihren Obstgärten zu erhalten.

Virginien hat zweyerley Art wilder Pflaumen, die alle beyde sehr klein, aber von einem bessern Geschmacke sind, als unsere Damascenerpflaumen. Was die Indianer Persimon nennen, ist eine andere Art, welche Smith, Purchas und Laet nach ihnen indianische Pflaume heißen, welchen Namen aber der Ungenannte für gar zu unbestimmt hält. Man findet Persimonen von verschiedener Größe. Der Geschmack derselben ist sehr scharf, wenn sie noch nicht recht reif sind: bey ihrer Reife aber kömmt nichts seiner Annehmlichkeit bey. Einige Neugierige haben sie trocknen lassen, um daraus einen Teig zu machen, welcher einen vortrefflichen Trank machet, wenn er in Wasser zerlassen wird.

Alle Beeren in Virginien sind in ihrer Art gut. Man unterscheidet daselbst dreyerley Art Maulbeeren, zwo schwarze und eine weiße. Die schwarzen und langen von der Größe eines Zolles werden für die besten gehalten. Die beyden andern haben nichts, was sie von den unserigen an der Gestalt unterscheidet, ihr Geschmack aber ist von einer abgeschmackten Süßigkeit. Ihre Bäume sind sehr dick und wachsen erstaunlich geschwinde. Die Blätter von allen dreyen Arten dienen gleich gut zur Fütterung der Seidenwürmer. Huckles heißen dreyerley Art Beeren, die auf Gesträuchen von verschiedener Höhe von zween bis auf zehn Fuß hoch wachsen. Sie lieben die Thäler und die bedeckten Oerter. Ihr Geschmack ist nicht einerley: er ist aber bey jeder Art, vornehmlich bey den großen sehr angenehm. Die Beeren, welche man Chau nennet, wachsen an niedrigen und unfruchtbaren Oertern, auf kleinen Gebüschen, welche unsern Johannisbeersträuchen nahe kommen. Sie haben einen vortrefflichen Geschmack, der nicht wie der Johannisbeeren ihrer ist, ob ihn gleich Smith damit vergleicht. Er nennet sie Rawcomers, vermuthlich, weil er sie nur grün gesehen hat. Die wilde Himbeere ist in Virginien so gut, daß man sie mit denjenigen vergleicht, die man in England verpflanzet hat. Die Erdbeeren sind daselbst lieblich. Sie wachsen überall in den Gehölzen und Feldern; und obgleich die meisten Thiere solche begierig fressen, so sind sie doch in so großem Ueberflusse, daß man sich nicht die Mühe nimmt, sie zu verpflanzen.

Die Castanien in Virginien sind kleiner, als die in Frankreich, obgleich ihre Bäume überaus hoch sind, und haben mit ihnen fast einerley Geschmack. Die Chincapinen sind eine Frucht von eben dem Wesen, wie die Castanien, aber nicht so groß als eine Eichel,

Zustand von Virginien.

Oel, und ebenfalls mit einer doppelten Schale umgeben. Man rühmet ihren Geschmack. Sie wächst auf großen Sträuchen an unfruchtbaren Oertern. Alle morastige Oerter und die nahe an den Quellen liegen, sind mit Haselstauden bedecket, welche Früchte tragen. Die Hickories, wovon man vielerley Arten hat, sind Früchte von einem großen Baume. Sie sind mit einer sehr harten Schale bekleidet, welche von einer grünen Haut ist; und das Wesen der Frucht ist mit einem Häutchen bedecket, wovon man sie schwerlich absondern kann. Sie ist eine Art von Nuß, deren Geschmack nicht ohne Annehmlichkeit ist. Man hat noch eine andere, die man Blacknut, oder Schwarznuß, nennet. Sie ist doppelt größer, als unsere, und in eine dicke und salzichte Schale eingeschlossen, wovon man sie nicht leicht losmachet. Diese Frucht ist von einem sehr ranzichten Geschmacke: sie giebt aber viel Oel.

Der Ungenannte hat in den Gehölzen in Virginien siebenerley verschiedene Eicheln beobachtet. Die von der grünen Eiche schlagen fast alle Jahre aus, werden reif, und fallen ab. Sie sind weit stärker, als die andern; und man könnte ein sehr gutes Oel daraus machen. Die wilden Thiere fressen sie auch begierigst.

Beobachtungen, wegen der Weinstöcke in Virginien.

Die Beobachtungen des Ungenannten von den Trauben sind merkwürdig. Es wachsen ihrer, saget er, von Natur eine mannichfaltige Menge, worunter einige sehr süß, und von einem angenehmen Geschmacke sind. Andere sind sehr scharf und würden vielleicht am besten können gebraucht werden, Wein oder Branntewein daraus zu machen. Ich habe große Bäume gesehen, fährt er fort, die mit einem einzigen Stocke bedecket, und unter den Trauben verstecket waren; und ich habe deren wohl auf sechserley Arten unterschieden. Zwo wachsen unter den Sandbänken auf den äußersten Spitzen der niedrigen Länder, und in den benachbarten Inseln der großen Bay. Die Trauben derselben sind klein und selten an dem Stocke, der über dieses sehr niedrig ist: die Traube aber ist auserlesen; und ob sie gleich ohne die geringste Wartung wächst, so ist doch jede Beere von der Größe der holländischen Johannisbeeren. Man findet weiße und blaue: sie sind aber beynahe von einerley Geschmacke. Eine dritte Art wächst in den Morästen und an den Abhängen. Die Trauben derselben sind klein, wie der Stock, der sie trägt: die Beere aber ist so groß, wie unsere wilde Pflaumen. Selbst bey ihrer Reife hat sie noch einen scharfen Geschmack; und dieser betrügliche Schein hat gemacht, daß man sie **Fuchstrauben** genannt hat. Indessen ist sie doch von einem sehr guten Geschmacke, wenn sie gekocht ist; und man machet Torten davon, die der Verfasser sehr rühmet. Er zweifelt nicht, daß man diese Traube nicht durch eine gute Wartung sollte vollkommen machen können. Von den beyden andern Arten, die in dem ganzen Lande sehr gemein sind, ist die eine auswendig schwarz und die andere blau: alle beyde aber tragen viele Früchte. Man könnte sie in viele Classen vertheilen, wovon jede an Farbe, an Größe und Geschmacke unterschieden ist. Der Ungenannte aber machet eine weit einfachere Unterscheidung, welche die von der ersten und letztern Jahreszeit sind. Die Trauben von der ersten Jahreszeit sind viel größer, viel süßer, unvergleichlich besser, als die andern. Einige von dieser Art sind ganz schwarz, andere blau. Es giebt so gar einige, welche sechs Wochen oder zween Monate vor den andern reif werden. Diese bleiben gemeiniglich auf dem Stocke bis zu Ende des Windmonates oder auch wohl des Christmonates, sind nicht so groß, und von einem nicht so angenehmen Geschmacke. Von der erstern von diesen beyden Arten haben die Franzosen zu Monacan rothen Wein zu machen versuchet. Man hat gefunden, daß er Stärke und Feuer hatte, ob

Zustand von Virginien.

ob er gleich nur von Trauben gekeltert worden, die man in den Gehölzen gelesen; und der Ungenannte, welcher dieses Unternehmen wieder aus den Augen gelassen hat, zweifelt nicht, daß man nicht Weinstöcke verpflanzet habe, um ordentliche Weinberge daraus zu machen. Indessen machet er sich doch einen Einwurf, welcher in seinen Ausdrückungen angeführet zu werden verdienet.

„Man wird vielleicht sagen: da man in Carolina eben diesen Vorsatz gefasset gehabt, „so wären viele Franzosen dahin gegangen, in der Hoffnung, Wein allda zu machen, und „ihre Bemühung wäre ihnen nicht gelungen. Ich gestehe es: es sey mir aber erlaubt, den „Fortgang ihrer Arbeit, und die Hindernisse, welche solche haben fehl schlagen lassen, alle „hier anzuführen. Die Fichte und Tanne sind dem Weinstocke so schädlich, daß er, wie „man beobachtet hat, niemals fort kömmt, wenn er den Einflüssen dieser Bäume ausgesetzet „ist. Sie wachsen in den niedrigen Oertern nahe an den Flüssen. Wenn man daselbst „ein Feld umgräbt: so ist der erste Baum, den man allda hervortreiben sieht, allezeit eine „Fichte, obgleich vielleicht vorher keine da gewesen ist. Der Weinstock hingegen wächst „viel lieber an den Abhängen im Kiese, und in der Nachbarschaft von Brunnen. Nun „sind aber die Weinstöcke, die man in Carolina gepflanzet hat, nicht allein bey dem Salzwasser, das ihnen schädlich ist, sondern auch zu noch mehrerm Versehen in niedrige Länder gesetzet worden, wo sich die Fichte sehr vervielfältiget. Der Versuch, welchen Isaac „Jamart, ein französischer Kaufmann, anfänglich in Virginien unter der Bucht Archers „Hope creeck genannt, gemacht hatte, war fehlgeschlagen, weil er allen diesen Nachtheilen unterworfen gewesen; und sein Beyspiel hinderte nicht, daß man nicht zu Carolina „eben den Fehler begieng, da man längst den salzichten Flüssen, und an niedrige Oerter „Weinstöcke pflanzete, wo man die Fichten ausgerissen hatte. Seit kurzem hat der Herr Ritter Johnson, einer von den letzten Statthaltern in Carolina, welche an die Abhänge pflanzen lassen: es ist aber zu befürchten, daß seine Zwistigkeiten mit der Colonie den Erfolg „davon aufhalten möchten„ *i*).

Eine sechste Art von Trauben, die noch angenehmer ist, als alle die andern, und von der Größe des weißen Muscat, findet sich nur auf den Gränzen von Virginien an den Quellen der Flüsse. Der Stock, welcher sie trägt, ist sehr klein und steigt nicht höher, als die Pflanze oder der Strauch, welcher ihm zur Stütze dienet. Die Vögel und so gar die wilden Thiere sind so begierig darnach, daß man sie selten reif findet. Der ungenannte Verfasser aber ist überzeuget, daß man einen vortrefflichen Wein daraus machen würde.

Die Engländer haben nicht immer ermangelt, auf diese reichen Geschenke des Himmels Acht zu geben. Schon im 1622sten Jahre, welches vor dem Jahre des Blutbades vorher gieng, welches eine unglückliche Denkzeit des Verfalles vieler nützlichen Anschläge ist, ließ man einige französische Winzer von England nach Virginien hinüber gehen, um mit einer guten Wartung einen Versuch zu machen. Sie waren von den Vortheilen der Himmelsluft dergestalt gerühret, daß sie in ihren Briefen an die engländische Gesellschaft versicherten: es wäre solche weit besser, als in ihrer Provinz Languedoc; die Weinstöcke wüchsen daselbst überall in Ueberflusse; es fänden sich Trauben von einer so seltsamen Größe, daß

i) Am angef. Orte, II Buch, 4 Cap.

k) Man findet einige von den Briefen dieser Franzosen in dem vierten Theile der Pilgrimage of *Purchas*.

l) Die meisten süßen Säfte, welche aus den Bäumen träufeln, können in Zucker verwandelt werden, wie der Alten Eläomeli bezeuget, welches

daß sie solche für eine andere Frucht gehalten hätten, ehe sie die Kernen davon gesehen: nachdem sie die Weinstöcke beschnitten, hätten sie bloße Reben um Michaelis gepflanzet, welche schon das Frühjahr darauf Früchte getragen. Kurz, sie hätten in keinem andern Lande von der Welt jemals von etwas dergleichen reden gehöret k). Der Ungenannte bestätiget ihr Zeugniß durch seine eigene Erfahrung. Sie ist ihm mit einem natürlichen Stocke aus dem Lande, und mit einem aus Europa gekommenen Senker wundersamer Weise geglücket. Seit der bemerkten Zeit aber verschließt eine unglaubliche Nachläßigkeit den Virginiern die Augen vor ihrem eigenen Besten.

Zustand von Virginien.

Der Baum, welcher den Honig trägt, und derjenige, welcher den Zucker giebt, wachsen in Virginien um die Quellen der Flüsse. Der Honig ist in einer dicken und sehr aufgeblasenen Hülse enthalten, die man von fern für eine Erbsschote oder Bohnenschote halten würde. Der Baumzucker ist nur ein Saft, welcher aus dem durchbohrten Stamme abfließt, und den man beym Feuer kochen läßt. Aus acht Pfund von diesem Safte machet man ein Pfund Zucker. Er ist feucht, aber glänzend, von einem schönen Korne, und seine Süßigkeit kömmt der Cassonade ihrer nahe. Es ist noch nicht gar lange, daß die Virginier diese Entdeckung gemacht haben. Einige Soldaten, die man auf die Gränzen geschickt hatte, ruheten sich in einem Gehölze vierzig Meilen von den bewohnten Gegenden des Patowmeck aus. Sie wurden daselbst eines dicken Saftes gewahr, der aus einigen Baumstämmen herauströpfelte, und wovon schon die Sonne einen Theil candiret hatte. Sie kosteten solchen aus Neugierigkeit; und da sie ihn sehr süß fanden, so schlossen sie, man könnte Zucker daraus machen. Zum Unglücke sind diese Bäume von den bewohnten Oertern gar zu weit entfernet, als daß sie zum Handel nützlich werden konnten l).

Beeren, woraus man grün Wachs machet

Man findet um die Mündung der Flüsse längst dem Meere und der Bay und in der Nachbarschaft vieler Buchten eine Art von Myrthen, deren Beeren ein Wachs von einem sehr schönen Grüne geben, welches hart, zerbrechlich, und geschickt ist, Wachsstöcke daraus zu machen, welches die Finger nicht beschmutzet, in der größten Hitze nicht schmilzt, und einen sehr angenehmen Geruch giebt. Man eignet diese Entdeckung einem Wundarzte aus Neu-England zu, welcher das Geheimniß erfunden hatte, die Beeren zu schmelzen, und auch ein Pflaster von sonderbarer Kraft daraus machete. Man läßt sie zu beyderley Gebrauche im Wasser kochen, so lange, bis der Kern, welcher in der Mitte ist, und die Hälfte von ihrer Dicke einnimmt, von dem Wesen losgeht, welches ihn bedecket.

Färbeholz und Wurzeln.

Der Hagedorn in Virginien kömmt der Salseparille etwas gleich, und trägt Beeren, so groß, wie eine Erbse, rund, sehr glänzend carmesinfarben, hart, und so glatt, daß sie zu verschiedenen Zierrathen dienen können. Man findet daselbst nicht allein vieles Färbeholz, sondern auch eine Menge Pflanzen und Erden, woraus man schöne Farben zieht. Die **Pucoon** und **Musskajun** sind zwo Wurzeln, deren sich die Indianer bedienen, sich roth zu malen. Der **Schumak** und der **Sassafras** geben ein Dunkelgelb. Die **Wasebur** ist eine Pflanze, die **Chapakur** eine Wurzel, und die **Tangomokonomin-**

ge

ches nichts anders war, als der Birkensaft. Der Hortus Malabaricus giebt eine lange und umständliche Beschreibung von der Art und Weise, wie man den Jagra in Ostindien siedet und rafinire welcher ein Zucker aus den Cocosbäumen ist.

Zustand von Virginien.

Heilsame Wurzeln und Kräuter.

ge eine Rinde, die auch schöne Farben geben. Die Serpentine, das so gerühmte Gegengift wider allerhand Gifte und pestilenzialische Krankheiten, ist nirgend besser, als in Virginien. Eben das Lob giebt man auch einer Wurzel, welche man Klapperschlange nennet, weil sie den Biß dieser fürchterlichen Schlange heilet. Sie wirket in einer Zeit von zwo bis drey Stunden durch Brechen und Schwitzen. Die Pflanze, welche die Geschichtschreiber Jamestowner Apfel genannt haben, weil sie dem stachlichten Peruapfel sehr ähnlich ist, verbindet mit der Kraft zu erfrischen sehr gefährliche Eigenschaften, wenn man zu viel davon ißt. Einige erst neulich angekommene Engländer, welche dafür hielten, man könnte sie gekocht essen, macheten einen im Wasser aufgewellten Sallat davon, welcher seltsame Wirkungen hervorbrachte. „Sie wurden insgesammt auf viele Tage ganz „aberwitzig und dumm davon. Der eine brachte seine Zeit damit zu, daß er Federn in die „Luft blies, ein anderer, daß er Strohhalmen warf; ein dritter pflanzete sich in einen „Winkel, und machete Geberden, wie ein Affe; ein vierter hörete nicht auf, diejenigen zu „umarmen, die er antraf, und lachete ihnen ins Gesicht, wobey er allerhand närrische „Stellungen machete. Man war genöthiget, sie eilf Tage lang einzusperren; denn so „lange währete ihr Wahnwitz; und diese Zeit über macheten sie sich ein Vergnügen daraus, „sich in ihrem Kothe herum zu wälzen. Sie bekamen den Gebrauch ihrer Vernunft wie„der: jedoch konnten sie sich nicht im geringsten erinnern, was ihnen begegnet war„.

Den größten Theil des Jahres über sind die Ebenen und Thäler in Virginien mit Bluhmen bedecket. Man nahet sich keinem Walde, ohne von dem mannichfaltigen Geruche gerühret zu werden, den er ausdüftet. Unter den Bluhmen rühmet man die außerordentliche Schönheit der Imperialen, Cardinalen und Moleasinen. Der ungenannte Virginier beschreibt eine, wovon man nichts ähnliches in irgend einer andern Nachricht gelesen hat. „Eines Tages, saget er, da ich in einiger Entfernung von meiner Pflanzung „spatzieren gieng: so unterschied ich eine Bluhme von der Größe einer Tulipe, die ihr auch „am Stengel sehr ähnlich war. Sie war fleischfarben, und an dem einen Ende mit zar„ten Härchen bedecket, an dem andern aber ganz glatt. Ihre Gestalt stellete die natür„lichen Glieder des Mannes und der Frau zusammengefüget vor. Nachdem ich diese Sel„tenheit entdecket hatte: so vermocht ich einen meiner Freunde, daß er mit mir hingieng, sie „zu sehen, indem ich ihm nichts weiter sagete, als er hätte vielleicht in seinem Leben das nie„mals gesehen, was ich ihm zeigen wollte. Ich brach diese Bluhme ab, und gab sie ihm. „Er war ein ernsthafter Mann, welcher sich über diesen Scherz der Natur gleichsam zu „schämen schien. Er warf die Bluhme mit einer Art von Unwillen weg; und ich konnte „ihn nicht vermögen, sie wieder zu nehmen, damit er sie besser beobachtete.

Seltsame Bluhme.

Der schöne Lorber, welcher Tulipen trägt, ein anderer großer Baum, der auch welche trägt, und den die Virginier den Tulpenbaum oder Tulipier nennen; ein Johannisbrodtbaum, welcher dem Jesmine sehr ähnlich ist, und verschiedene wilde Aepfelbäume sind eben so viel wohlriechende Bäume, welche die Gehölze mit ihrem Geruche erfüllen.

Man saget hier nichts von den Wurzeln und Samen, welche den Indianern zur Nahrung dienen, noch von den Thieren und Fischen, weil sie von denen in den andern Theilen des nordlichen America wenig unterschieden sind, und man sie zusammen in einen Abschnitt setzen will. Ob man sich aber auch gleich vornimmt, dasjenige, was die meisten Einwohner dieser weitläuftigen Gegend in ihren Sitten und Gebräuchen gemein haben, unter einerley Anblick zusammen zu bringen: so verlangen doch viele Unterschiede, die

bey


Mancherley Putz.
womit sich die Indianer bey ihren Tænzen schmücken.
A.A. Federmützen.
A
A
Indianische Camiza
Guyu. oder indianische Schurze



bey denen in Virginien und andern engländischen Pflanzstädten beobachtet worden, einige Erklärung allhier.

Zustand von Virginien.

Gestalt der Indianer in Virginien.

Die Landeseingebohrenen in Virginien sind gemeiniglich von der längsten Gestalt der Engländer. Sie sind gerade und wohlproportioniret. Die meisten haben recht wundersam schöne Arme und Beine. Man sieht nicht die geringste Unvollkommenheit an ihrem Körper; und die Engländer haben niemals weder Zwerge, noch Bucklichte oder andere ungestaltete gesehen. Ihre Weiber begeben sich allein in die Gehölze, um sich von ihren Kindern zu entbinden; und man versichert, sie begrüben diejenigen auf der Stelle, welche mit einem Gebrechen auf die Welt kämen.

Die Farbe beyder Geschlechte ist kastanienbraun, welche in der Kindheit viel lichter ist, aber durch die Hitze der Sonne und das Fett, womit sie sich den Leib schmieren, nach und nach viel dunkler wird. Ihre Haare sind kohlschwarz. Sie haben auch sehr schwarze Augen, und den schielichten Blick, den man bey den meisten Juden bemerket. Fast alle Weiber sind von einer großen Schönheit. Sie haben eine feine Gestalt, sehr zarte Züge, mit einem Worte, es fehlet ihnen nichts, als eine schöne Gesichtsfarbe.

Kleidung der Manns- und Frauenspersonen.

Die Mannspersonen verschneiden sich die Haare auf mancherley Art, und reißen sich mit einer Muschelschale die Haare aus dem Barte: die angesehensten aber behalten eine lange Flechte hinten am Kopfe. Der gemeine Gebrauch der Frauenspersonen ist, daß sie ihre Haare sehr lang tragen, die ihnen über den Rücken hinflattern, oder mit einem Kornfaden in einen einzigen Zopf zusammen gebunden sind. Bey beyden Geschlechten erscheinen die Oberhäupter niemals ohne eine Art von Krone, fünf oder sechs Zoll breit, oben offen, und aus Muschelschaalen und Beeren gemacht, die durch eine sonderbare Mischung derselben und der Farben vielerley Gestalten bilden. Sie tragen auch zuweilen um den Kopf ein Stück von gefärbtem Pelzwerke. Die gemeinen Indianer gehen in bloßem Kopfe: sie schmücken solchen aber ohne andere Regel, als nach ihrer Grille, mit großen Federn. Die Kleidung der Häupter ist eine Art von sehr weitem Mantel, worinnen sie nachlässiger Weise, den Leib einhüllen, und den sie zuweilen mit einem Gürtel um die Lenden fest binden. Der Obertheil geht gerade über die Schultern, von da das Uebrige bis unter die Knie hinunter hängt. Sie haben unter diesem Mantel ein Stück Leinwand oder ein kleines Fell unten um den Bauch herum fest gemacht, welches sich bis mitten auf die Hüfte erstrecket. Das gemeine Volk hat nur einen Strick um die Lenden, und zieht zwischen die Schenkel einen Streif Leinwand oder einen von einem Felle, wovon beyde Enden hinten und vorn von dem Stricke gehalten werden. Diejenigen, welche Schuhe tragen, welches nicht beständig geschieht, und nur auf die Gelegenheiten ankömmt, machen sie von Hirschleder, und setzen noch ein anderes Stück darunter, um die Sohle desto dicker zu machen. Diese Beschuhung wird oben auf dem Fuße mit Schnüren zugezogen, so wie man einen Beutel zuzieht, und die Schnüre oder Riemen werden um den Knöchel fest gebunden. Man beobachtet, daß die Weiber hier sehr von denen in den andern americanischen Ländern unterschieden sind, eine kleine, runde und so derbe Brust haben, daß man auch in dem Alter selbst fast niemals hängende Zitzen bey ihnen sieht. Sie sind über dieses voller Witz, beständig lustig, und ihr Lächeln hat eine Annehmlichkeit, welche man zu rühmen niemals müde wird. Es fehlet ihnen auch nicht an Keuschheit; und der ungenannte Verfasser wirft denjenigen vor, die sie einer freyen Lebensart beschuldigen, sie hätten keinen

Zustand von Virginien.

nen Geschmack von den Annehmlichkeiten einer anständigen Freyheit. Doch man muß das Uebrige von dieser Abschilderung den Kupferstechern zu den Kupfern überlassen.

Regierung.

Die Indianer in Virginien und den benachbarten Ländern machen Gemeinen unter sich, die zuweilen auf fünfhundert Familien in einem einzigen Flecken bestehen. Ordentlicher Weise ist jeder von diesen Wohnplätzen ein Königreich; das ist, die Macht des Königes oder des Oberhauptes erstrecket sich nicht weiter. Einige von diesen kleinen Monarchen aber herrschen über viele Flecken, die durch das Recht der Eroberung oder der Nachfolge unter seiner Bothmäßigkeit vereiniget worden. Sie haben in einem jeden Unterkönige oder Verweser, welche dem Herrn einen Tribut bezahlen, und verbunden sind, ihm mit ihren Unterthanen in den Krieg zu folgen.

Gestalt ihrer Häuser u. Flecken.

Die Häuser dieser Indianer werden mit wenigen Kosten gebauet. Sie hauen junge Bäume um, stecken das dicke Ende derselben in die Erde, und binden die umgebogenen Spitzen mit Bändern von Baumrinden zusammen. Die kleinesten von diesen Hütten sind von kegelförmiger Gestalt, beynahe wie ein Bienenstock. Die großen aber sind länglich, und die einen so wohl, als die andern, sind mit großen Stücken von Baumrinden bedecket. Man läßt kleine Löcher darinnen, die das Licht durchfallen lassen, und die man bey schlimmem Wetter zumachet. Der Feuerheerd ist stets mitten in der Hütte. Wenn die Einwohner sich nicht weit von ihrer Wohnung entfernen: so machen sie die Thüre nur mit einer bloßen Matte zu: bey einer langen Reise aber, verrammeln sie solche mit großen Baumstämmen. Ein jedes Haus hat nur ein einziges Zimmer. Sie schlafen längst den Mauern auf Betten von Röhren und Zweigen, die von Gabeln in einiger Entfernung von der Erde unterstützet werden, und mit Matten und Häuten bedecket sind. Im Winter setzen sie sich um ein Feuer herum auf gutes Pelzwerk. Auf ihren Reisen bedienen sie sich keiner Hamacken, und das Gras dienet ihnen zum Bette unter dem ersten Baume. Die Befestigungen ihrer Flecken bestehen in einem Pfahlwerke von zehn bis zwölf Fuß hoch, welches sie von dreyfach gesetzeten Pfählen machen, wenn sie mit einiger Gefahr bedrohet zu werden glauben. Im Frieden aber verabsäumen sie ordentlicher Weise diese Vertheidigung, ausgenommen, bey der königlichen Cabane, welche niemals bloß ist, und in deren Bezirke sie stets eine gewisse Anzahl Gebäude haben, welche hinlänglich sind, bey einer Ueberfallung alle Leute einzunehmen.

Religion der Indianer.

Diese Gebräuche sind sehr weit von der Wildheit entfernet, welche immer mehr zuzunehmen scheint, so wie man weiter gegen Norden geht. Man übergeht alles, was ihre Sitten und ihre Ceremonien im Kriege und Frieden betrifft, als in welchen beyden Puncten sie von den nordlichern Americanern wenig unterschieden sind: ihre Religion und ihr Gottesdienst aber verdienen um so vielmehr Beobachtung, weil man nichts dergleichen in eben dem Theile des festen Landes von America kennet. Das Zeugniß des ungenannten Virginiers ist hier vor aller Art von Ausnahme gedecket.

Quioccosan, oder ungefähr entdeckter Tempel.

Er hält sich für verbunden, saget er, dasjenige ungekünstelt zu erzählen, was er mit seinen eigenen Augen wahr befunden hat. „Er verschaffete sich auf vielen Reisen, die er „nach den indianischen Flecken that, die Gelegenheit, mit einigen von den vornehmsten Ein„wohnern vertraut umzugehen; und er konnte niemals aus ihrem Munde etwas herausbrin„gen, weil sie die Offenbarung ihrer Grundsätze als eine Entheiligung derselben ansahen. „Eine unvermuthete Begebenheit aber ließ ihn etwas davon entdecken. Eines Tages, da „er mit einigen Freunden in dem Gehölze spatzieren gieng, gerieth er von ungefähr auf „den Quioccosan, oder den Tempel der Indianer, zu einer Zeit, wo der ganze Flecken „ver-

„versammelt war, um sich wegen der Gränzen einiger Ländereyen zu berathschlagen, welche „ihnen die Engländer abgetreten hatten. Weil die Gelegenheit nicht günstiger seyn konnte: „so entschloß er sich, solche zu ergreifen, es möchte auch kosten, was es wollte, und eine „vollkommene Kenntniß von diesem Quioccosan einzuziehen, dessen Lage sie den Engländern sorgfältig verhehlen. Nachdem man zwölf bis funfzehn Baumstämme von der Thü„re hinweggeräumet, womit sie versperret war: so giengen er und seine Gefährten hinein. „Bey dem ersten Anblicke sahen sie nichts weiter, als leere Wände, und einen Heerd in der „Mitten, welches sie in Zweifel setzete, ob sie nicht eine ordentliche Hütte für einen Tempel „genommen hätten. Die Gestalt war von den andern in nichts unterschieden. Sie war „ungefähr achtzehn Fuß breit, und dreyßig lang, mit einem Loche in dem Dache, den „Rauch durch zu lassen, und der Thüre an dem einen Ende. Außen in einiger Entfer„nung von dem Gebäude war ein Bezirk von Pfählen, deren Spitzen gemahlet waren, „und halberhobene Menschengesichter vorstelleten. Da die neugierigen Engländer aber in „dem ganzen Tempel kein Fenster, noch etwas anders, als die Thüre und das Loch zum „Rauchfange, erblicketen, wodurch das Licht hineinfallen konnte: so fingen sie schon an, „die Hoffnung zu verlieren, als sie an dem andern Ende, der Thüre gegen über, eine Ab„sonderung von sehr dichten Matten wahrnahmen, welche einen Raum enthielt, worinnen „man nicht das geringste Licht sah. Sie hatten anfänglich einige Abneigung, sich in diese „gräuliche Finsterniß einzulassen. Sie giengen aber doch hinein, und tappeten auf beyden „Seiten herum. Gegen die Mitte dieses Verschlages, welcher ungefähr zehn Fuß lang „war, fanden sie große Bohlen, die von Pfählen unterstützet wurden, und auf diesen Boh„len drey zusammen gerollete und zugenähete Matten, welche sie geschwind an das Licht „trugen, um zu sehen, was darinnen wäre. Damit sie mit dem Auftrennen keine Zeit „verlören, so schnitten sie die Fäden mit ihren Messern entzwey; und ihre einzige Sorge „gieng nur dahin, daß sie die Matten nicht beschädigten. In der einen fanden sie einige „Gebeine, die sie für Menschenknochen hielten; und der Hüftknochen, den sie maßen, war „zween Fuß, neun Zoll lang. In der andern waren einige **Tomahaukes** *m*), nach in„dianischer Art schön gemalet, und wohl geschnitzet, welche den Dusäcken ähnlich waren, „deren sich die Klopfechter in England bedienen, nur mit dem Unterschiede, daß sie von „einem harten und schweren Holze waren, und keinen Bügel hatten, die Hand zu bede„cken. An die eine hatte man den Bart von einem calecutischen Hahne angeheftet; und die „beyden längsten Federn aus seinen Flügeln hingen am Ende durch eine fünf bis sechs „Zoll lange Schnur. Die dritte Matte enthielt verschiedene zusammengesetzte Stücke, „welche die Engländer für den Götzen der Indianer ansahen. Erstlich war ein Brett vier„tehalb Fuß lang, oben an welchem man einen Einschnitt sah, um den Kopf daselbst ein„zufassen, und gegen die Mitte halbe Zirkel, welche vier Zoll vom Rande angenagelt wa„ren, und die Brust und den Bauch der Statüe vorzustellen dieneten. Darunter war „ein anderes um die Hälfte kürzeres Brett, als das vorige, und welches man mit Stü„cken Holz daran fügen konnte, die auf beyden Seiten eingeschoben wurden, und sich als„dann auf funfzehn oder sechzehn Zoll von dem Leibe erstrecketen, und bestimmt zu seyn „schienen, die Krümmung der Knie zu machen. Ueber dieses waren in eben der Matte „Walzen, welche anstatt der Arme und Beine zu dienen schienen, und Stücken von rothem und

Zustand von Virginien.

Götze in dem Quioccosan.

m) Vermuthlich dasjenige, was in den französischen Berichten **Macanas**, Kopfschmeißer, heißt.

Zustand von Virginien.

„und blauem baumwollenen Zeuge. Die Engländer legeten diese Kleider über die Zirkel, „um den Leib daraus zu machen; sie stecketen die Arme und die Beine an, und in diesem „Zustande macheten sie sich eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Bilde: sie fanden „aber nichts, was sie für den Kopf annehmen konnten. Nachdem sie über eine Stunde „zugebracht hatten, ihre Neugier zu befriedigen: so machete die Furcht, sie möchten über„fallen werden, daß sie alle diese Materialien wieder in die Matten einwickelten, und die „Matten an den Ort legeten, wo sie solche gefunden hatten.

Der Verfasser urtheilete, es wäre dieses Götzenbild, wenn es mit seinem Schmucke bekleidet worden, schon vermögend, an einem dunkeln Orte, Ehrfurcht zu erwecken, wo der Tag nur durch eine Matte hineinfiele, die man leicht aufheben könnte. Auf der andern Seite, zweifelte er nicht, daß die Priester, wenn sie allein hinein giengen, nicht die Arme und Beine der Bildsäule bewegen könnten, ohne daß ihr Betrug wahrgenommen würde. Er setzet hinzu, es gäben nicht alle Indianer ihrem Götzen einerley Namen; die einen nenneten ihn **Okos**, andere **Quioco**, oder **Kiowsa**.

Erklärung von einem Wilden.

Man liest in der Reisebeschreibung des P. Hennequins *n*), es erkenneten die Wilden, die er auf seinen langen Herumwanderungen kennen lernen, im geringsten keine Gottheit, und sie wären zu denen dem menschlichen Geschlechte gemeinen Vernunftschlüssen unfähig. Er versichert so gar, sie hätten keine äußerliche Ceremonie, woraus man schließen könnte, daß sie eine Gottheit erkenneten; und man sähe unter ihnen weder Opfer, noch Tempel, noch Priester. Der Baron de la Hontan hingegen eignet ihnen feine Begriffe und spitzige Vernunftschlüsse zu. Der ungenannte Virginier entfernet sich von beyden, beschuldiget den ersten des Irrthumes, und den andern der Vergrößerung. Weil man nicht vermuthen kann, saget er, daß die Indianer in Virginien und andern engländischen Colonien mehr oder weniger erleuchtet sind, als die in eben dem Theile des festen Landes, mit denen sie häufigen Umgang haben: so urtheilet er von den Einsichten aller dieser barbarischen Völkerschaften nach denjenigen, die er bey einem Indianer fand, der einer von den redlichsten und vernünftigsten seiner Colonie war. Diese Eigenschaften, die er an demselben kannte, macheten, daß er eine Unterredung mit ihm wünschete. „Er fand auch ein „Mittel, ihn allein in seine Pflanzung zu bekommen. Er gab ihm vielen alten Cider zu „trinken, bey einem guten Feuer, damit er ihn bewegte, offenherzig zu werden; und als „er glaubete, daß solcher durch den Trank, durch das Feuer, und durch seine Liebkosungen „erhitzt genug wäre: so fragete er ihn, wer der Indianer Gott wäre, und was für einen „Begriff sie von ihm hätten? Er antwortete mir ganz natürlich, erzählet der Ungenannte, „sie glaubeten einen höchstgütigen Gott, der im Himmel wohnete, und dessen gutthätige „Einflüsse sich über die Erde verbreiteten. Ich sagete zu ihm, man beschuldigte sie, daß „sie den Teufel anbetheten; und da ich sah, daß er stockete, so fragete ich ihn, warum sie „nicht viellieber diesen gütigen Gott anbetheten, den sie für den Urheber aller Güter erkenneten? Er antwortete mir: Gott wäre zwar wirklich der Urheber aller Güter: er gäbe „sich aber damit nicht ab, daß er solche den Menschen mittheilete. Da er sie sich selbst „überließe, so ließe er ihnen auch die Freyheit, die Güter zu gebrauchen, die sein Werk „wären, und sich so viel davon zu verschaffen, als sie könnten; folglich wäre es unnütz, daß „man ihn fürchtete, oder anbethete; wenn man hingegen den bösen Geist nicht besänftigte den „ich

n) Neue Reise rc. 13 Cap.

„ich den Teufel nennete, so würde er ihnen alle die Güter entführen, die Gott der Erde ge-
„geben hätte, und würde ihnen Krieg, Hunger und Pest zuschicken. Unterdessen, daß
„Gott seiner Seligkeit im Himmel genösse, wäre dieser böse Geist ohne Aufhören mit ih-
„ren Angelegenheiten beschäfftiget; er besuchete sie oftmals, und er wäre in der Luft, in
„dem Donner und in den Stürmen.

Zustand von Virginien.

„Ich redete darauf mit ihm von dem Götzenbilde, welches sie in ihrem Quiocosan
„anbetheten, und ich versicherte ihn, es wäre ein Stück unempfindliches Holz, das von
„Menschen Händen gemacht wäre, welches weder hören, noch sehen, noch reden könnte, und
„folglich unvermögend wäre, ihnen gutes oder böses zu thun. Er schien verlegen zu
„seyn. Er stutzete. Ich hörete ihn einige gebrochene Worte sagen, als es sind unsere
„Priester . . . . sie sagen uns . . . . sie lassen uns glauben . . . es sind unsere Prie-
„ster. Darauf versicherte er mich, sein Gewissen erlaubete ihm nicht, mir mehr zu sagen„.

Der Fleiß, welchen der Virginier lange Zeit auf eben die Materie wandte, ließ ihn beobachten, daß die Wahrsager viel Macht über die Indianer haben; daß sie ihnen statt der Priester dienen; daß sie ihren Gottesdienst und ihre Bezauberungen in einer allgemeinen Sprache verrichten, die er für der Algonquinen ihre hält; daß sie die Opfer für den bösen Geist nicht sparen; daß sie bey dem Anfange einer jeden Jahreszeit ihm die Erstlinge von den Früchten, den Vögeln, dem Viehe, den Fischen, den Pflanzen, den Wurzeln und allem opfern, was einigen Nutzen oder einiges Vergnügen bringt. Sie erneuern ihre Opfer, wenn sie mit gutem Glücke aus dem Kriege, von der Jagd und der Fischerey zurück kommen.

Bezauberung, die Smith anführet.

Smith erzählet eine Bezauberung, wovon er selbst zu Pamonky Zeuge gewesen, als er daselbst gefangen gehalten worden. Man zündete mit Anbruche des Tages, saget er, ein großes Feuer in einem langen Hause an, und man breitete Matten dahin, auf deren Mitte ich mich setzen mußte. Darauf erhielten meine ordentlichen Wachten Befehl, hinaus zu gehen. Ich sah so gleich einen großen Mann von einem rauhen Ansehen herein treten, dessen Leib schwarz gemalet war, und welcher auf seinem Kopfe ein Pack von Schlangenhäuten und Wieselfellen hatte, die mit Mooße ausgestopfet waren, deren zusammengebundene Schwänze oben eine Art von Quaste macheten, und deren Leiber über seine Schultern hinunter hingen, und ihm fast ganz das Gesicht bedecketen. Eine Krone von Federn unterstützete diesen wunderlichen Zierrath. In der Hand hatte er eine Klapper, die er lange Zeit erschallen ließ, wobey er tausenderley närrische Stellungen machete. Darauf fing er seine Anrufung mit einer starken Stimme an, und machete einen Kreis mit Mehle um das Feuer. Nach diesen kamen drey andere schwarz und roth gemalte Wahrsager, die aber auf den Backen noch einige weiße Flecken hatten, mit verschiedenen Sprüngen auf den Schauplatz. Sie fingen insgesammt an, um mich herum zu tanzen; und bald erschienen noch drey andere, die eben so ungestalt, als die erstern waren, aber nur allein die Augen roth gemalet, mit vielen weißen Strichen auf dem Gesichte, hatten. Nach einem ziemlich langen Tanze setzeten sie sich gegen mich über, drey auf jeder Seite des Oberhauptes; und alle sieben fingen ein Lied an, welches mit dem Geräusche der Klapper vergesellschaftet war. Nach Endigung dieser seltsamen Musik legete das Oberhaupt fünf Weizenkörner auf die Erde, eröffnete die Arme, und streckete sie mit solcher Gewalt aus, daß sich seine Adern aufzublähen schienen. Er that darauf ein kurzes Gebeth, nach welchem sie alle einen Seufzer ausstießen. Darauf legete er wieder drey Körner in einiger Entfernung von den andern; und eben diese

Zustand von Virginien.

Uebung wurde so lange wiederhohlet, bis die Körner drey Kreise um das Feuer macheten. Sie nahmen darauf ein Pack kleiner Zweige, die ausdrücklich dazu gebracht wurden, und wovon sie einen in jeden Raum zwischen den Körnern legeten. Diese Verrichtung dauerte den ganzen Tag. Sie brachten solchen, so wie ich, zu, ohne die geringste Speise zu sich zu nehmen. Beym Anbruche der Nacht aber bewirtheten sie sich mit dem, was sie am allerbesten hatten. Eben die Ceremonie wurde drey Tage hinter einander von neuem wieder angefangen, ohne daß ich errathen konnte, worauf solche hinaus laufen sollte. Endlich sageten sie mir, die Völkerschaft hätte wissen wollen, ob ich böse oder gut gegen sie gesinnet wäre; der Kreis von Mehle bedeutete ihr Vaterland, die Kreise von den Körnern die Gränzen des Meeres, und die kleinen Zweige mein Vaterland. Sie bilden sich ein, setzet Smith hinzu, die Erde sey platt und rund, und ihr Land liege in der Mitten.

Zeugniß des Obersten Byrd.

Ein engländischer Oberster, Namens Byrd, hat ein feyerliches Zeugniß von einer Sache gegeben, die unter seinen Augen vorgegangen war. Man erfuhr alle Uebel einer großen Dürre an den Quellen der Flüsse, vornehmlich in dem obern Theile des Flusses James, wo Byrd eine Menge Negern bey seinen Pflanzungen brauchete. Er wurde von allen benachbarten Indianern so geehret, daß sein bloßer Namen schon genug war, sie unter dem Joche zu erhalten. Einer von ihnen schien darüber gerühret zu seyn, daß er den Taback eines so lieben Mannes umkommen sah, und kam zu dem Aufseher, und erboth sich, er wollte Regen fallen lassen, wenn er ihm im Namen des abwesenden Obersten zwo Flaschen von dem engländischen Getränke versprechen wollte. Obgleich nicht die geringste Anscheinung von Regen da war, und der Aufseher nicht viel Vertrauen auf die indianische Zauberey setzete: so wurden doch die beyden Flaschen, bey der Rückkunft des Herrn, versprochen. Sogleich unternahm der Indianer seine Beschwörungen, welches in der Landessprache Pawawci heißt; und in weniger, als einer halben Stunde sah man eine dicke Wolke erscheinen, die einen starken Regen auf das Korn und den Taback des Obersten brachte, ohne daß die benachbarten Felder etwas davon bekamen. Der Aufseher, welcher sehr darüber erstaunete, reisete den Augenblick ab, und that über vierzig Meilen, um nur das Vergnügen zu haben, ihm selbst von dieser Begebenheit Nachricht zu geben. Obgleich Byrd von Natur wenig leichtgläubig war: so konnte er dennoch dem Zeugnisse eines vernünftigen Mannes nichts entgegen setzen. Indessen führeten ihn doch seine Zweifel nach den Pflanzungen zurück, wo sie durch die einmüthige Aussage aller Engländer bestätiget wurde. Die Aufführung, die er bey dem Indianer beobachtete, war so weislich, daß sie seiner Erzählung ein neues Gewicht zu geben scheint. Er bewilligte ihm die zwey Flaschen, doch hielt er ihn dabey für einen Betrüger, und behauptete, er hätte die Wolke gesehen; denn sonst würde er den Regen nicht haben heran bringen, noch vorher sagen können. Warum haben denn eure Nachbarn keinen erhalten? antwortete der Indianer. Warum haben sie ihre Erndte verloren? Ich habe euch lieb, und habe keinen andern Bewegungsgrund gehabt, die eurige zu retten *o*).

Opfer.

Diese Wilden werden beschuldiget, daß sie zuweilen junge Kinder opfern; sie vertheidigen sich aber deswegen; und wenn man diese jungen Schlachtopfer verschwinden sieht, so

o) Die französischen Nachrichten sind auch mit dergleichen Historien angefüllet; und dieses machet ihnen eben nicht am meisten Ehre. Gott ist allmächtig: unter den Menschen aber sind einige große Betrüger und andere sehr leichtgläubig.

Zustand von Virginien.

so sagen sie, ihre Priester entführeten sie der Gesellschaft, um sie zu ihrem Stande zu bilden. Smith giebt eine Nachricht von einem dieser Opfer. „Man malete, saget er, „funfzehn von den wohlgebildetsten Knaben weiß, die nur erst zwölf bis funfzehn Jahre „alt seyn mochten. Das Volk brachte einen ganzen Morgen mit Singen und Tanzen um „sie herum zu, wobey es Klappern in der Hand hatte. Den Nachmittag wurden sie un„ter einen Baum gestellet; und man machete zwischen ihnen eine doppelte Reihe von Krie„gesleuten, die mit kleinen in Bündel zusammen gebundene Röhren bewaffnet waren. Fünf „junge frische starke Leute nahmen wechselsweise eines von diesen Schlachtopfern, führeten „es durch die Reihen fort, und verwahreten es auf ihre eigenen Unkosten vor den Schlä„gen der Röhre, die man auf sie regnen ließ. Unter dieser grausamen Uebung weineten „die Mütter die heißesten Thränen, und macheten Matten, Häute, Mooß und trockenes „Holz zurechte, welches ihren Kindern zum Leichenbegängnisse dienen sollte. Nach diesem „Auftritte, welchen der Verfasser mit der Strafe der Spießruthen vergleicht, hieb man den „Baum voller Wuth nieder, und den Stamm und die Aeste in Stücken; man machete „Bluhmenbinden daraus, um die Schlachtopfer zu bekränzen, und ihre Haare wurden „mit dessen Blättern geschmücket. Smith kann nicht sagen, wo sie hingekommen. Man „warf diese funfzehn Unglückselige über einander in einem Thale, als wenn sie todt wären; „und die ganze Versammlung hielt daselbst einen Schmaus„.

Indianische Ceremonie, Huscanawiment.

Der ungenannte Virginier zweifelt an der Wahrheit einer Begebenheit, wovon Smith nicht saget, daß er ein Zeuge dabey gewesen. Ohne ihn einer Unredlichkeit zu beschuldigen, muthmaßet er nur, daß er sich in einigen Umständen einer indianischen Ceremonie geirret habe, welche Huscanawiment heißt, weil sie in funfzehn oder sechzehn Jahren nur einmal gefeyert wird, und weil die jungen Leute sich nicht eher in dem Stande befinden, dazu gelassen zu werden. Es ist eine Prüfung, die sie ausstehen müssen, bevor sie unter die Zahl der Tapfern einer Völkerschaft aufgenommen werden, welche man durch den Namen der Cokarowsen unterscheidet. Man hat schon etwas ähnliches in der Beschreibung von Mexico gesehen. In Virginien wählen die indianischen Häupter die jungen Leute von schöner Gestalt, die sich schon auf der Jagd und in ihren Kriegen hervorgethan haben. Diejenigen, welche sich nicht wollen erwählen lassen, werden beschimpfet, und dürfen sich in ihrem Vaterlande nicht mehr sehen lassen. Man läßt sie anfänglich einige von den thörichten Ceremonien vornehmen, die man nach Smithen angeführet hat: die vornehmste aber ist eine lange Eingezogenheit in dem Walde, wo sie ohne den geringsten Umgang mit jemanden und ohne andere Nahrung, als einen Trank von einigen Wurzeln, eingeschlossen sind, welche die Kraft haben, das Gehirn zu verrücken. Dieser Trank, den sie Wisoccan nennen, nebst der scharfen Zucht, stürzet sie in eine Art von Thorheit, welche achtzehn bis zwanzig Tage dauert. Das Gebäude, worinnen sie verwahret werden, ist mit einem sehr starken Pfahlwerke umgeben. Der Ungenannte hat eines im 1694 Jahre in den Landen der Indianer von Pamonky gesehen. Seine Gestalt war wie ein Zuckerhut, und mit Löchern gleichsam durchbohret, um der Luft einen freyen Durchgang zu verschaffen. Man hätte es für ein Vogelbauer halten sollen. Wenn man sie von diesem Tranke genug hat trinken lassen: so vermindert man das Maaß desselben, damit sie nach und nach wieder zur Vernunft kommen. Vorher aber, ehe sie völlig wiederhergestellet worden, führet man sie durch durch alle Flecken der Völkerschaft. Darauf unterstehen sie sich nicht, zu sagen, daß sie das geringste Andenken des Vergangenen behalten,

aus

Zustand von Virginien.

aus Furcht, sie möchten noch einmal huscanawiret werden; weil ihnen alsdann so rauh begegnet wird, daß es sich gemeiniglich mit dem Tode endiget. Sie müssen gleichsam, taub, stumm und blind werden, und alle Kenntnisse verloren zu haben scheinen, damit sie neue erlangen. Der Ungenannte hat viele Beyspiele davon gesehen. „Ich weis nicht, saget er, „ob ihre Vergessenheit verstellet oder wirklich ist: es ist aber gewiß, daß sie sich befleißen, „nichts von dem zu wissen, was sie gewußt haben, und daß ihre Führer sie begleiten, bis „sie die gemeinen Begriffe wieder erlanget haben. Die Meynung, welche sich Smith von „dem Opfer gemacht, kam vermuthlich daher, weil allezeit einige bey dieser beschwerlichen „Prüfung darauf gehen. Uebrigens behaupten die Indianer, die Absicht eines so gewaltsamen Gebrauches sey, die Jugend von den übeln Eindrücken der Kindheit zu befreyen, „damit die Vorurtheile der Erziehung und Gewohnheit keinen Antheil an dem Urtheile haben, welches sie von den Dingen, vornehmlich bey Verwaltung der Gerechtigkeit, fällen „sollen„ *p*).

Ihre Feste, Jahreszeiten.

Die Opfer, welche sie ihren Götzen darbringen, sind Pelzwerk, das Fett und die besten Stücke von dem Wildpräte, das sie auf der Jagd bekommen, Früchte, Pucoon, und vornehmlich Taback, wovon ihnen der Rauch zum Räucherwerke dienet. Ihre Feste sind nach den Jahreszeiten eingerichtet. Sie feyern einen Tag bey der Ankunft ihrer wilden Vögel, das ist der Gänse, Enten u. s. w. einen andern zur Zeit ihrer Jagd, einen dritten, wenn die Früchte reif sind. Das vornehmste Fest aber ist das Erndtefest, bey welchem sie alle arbeiten, ohne Ausnahme des Standes und Geschlechtes, wie sie denn auch alle etwas zum Feldbaue beytragen.

Sie zählen nach Einheiten, nach Zehnen und nach Hunderten: ihre Jahre aber rechnen sie nach den Wintern, welche sie Cahonque, von dem Geschreye der wilden Gänse nennen, die nur in dieser Jahreszeit ankommen. Sie theilen das Jahr in fünf Theile; der erste, wenn die Bäume ausschlagen und blühen; der zweyte, wo die Aehren gebildet werden, und gut zum Rösten sind; der dritte der Sommer oder die Erndte; der vierte das Abfallen der Blätter, und der fünfte, der Cahonq oder Winter. Ihre Monate kommen mit des Mondes Laufe überein, und nehmen ihre Namen von denen Sachen, die ordentlicher Weise in diesem Zeitraume wiederkommen: als der Hirschmond, der Kornmond, der erste und zweyte Cahonqmond u. s. w. Sie theilen den Tag nicht in Stunden ein, sondern machen drey Stücke daraus, die sie den Aufgang, das Steigen und den Untergang der Sonne nennen. Ihre Register halten sie beynahe eben so, wie in Peru, durch verschiedene Knoten, die sie in Schnüre machen, oder durch Kerben, die sie in Holz schneiden.

Ihr Quioccosan oder ihr Tempel, ist nicht allein mit Pfählen umgeben, deren Spitze halberhabene und gemalete Menschengesichter vorstellet, sondern sie pflanzen auch welche an einige andere Oerter, die geheiliget, oder für ihre Völkerschaft berühmt sind, um welche sie an gewissen Tagen herum tanzen. Oftmals errichten sie steinerne Pyramiden und Säulen, welche sie malen und schmücken, um ihnen hernach eine Art von Gottesdienste zu erweisen; nicht als der obersten Gottheit, welche sie schon gedachter maßen nicht anbethen, sondern als einem Sinnbilde seiner Dauer und Unveränderlichkeit. Ihre Cabanen zeigen steinerne Körbe, die sie in eben der Absicht verwahren. Sie erweisen auch Flüs-

p) Relation de la Virginie, III Buch, 8 Cap.

Flüssen und Brunnen Ehre, weil ihr beständiger Lauf die Ewigkeit Gottes vorstellet. Mit einem Worte, sie errichten, bey der geringsten Gelegenheit, Altäre und zuweilen aus geheimnißvollen Ursachen. Dergleichen war der crystallene Würfel, wovon Smith mit Verwunderung redet, und den viele von ihren Völkerschaften auf gleiche Art verehreten. Sie nannten ihn Pacorance, aus Anspielung auf den Namen eines Waldvogels, dessen Gesang dieses Wort ausdrücket, welcher beständig allein geht, und sich nur beym Anbruche der Nacht sehen läßt. Sie glauben, dieser kleine Vogel sey die Seele eines von ihren Fürsten, und die Ehrerbiethung, die sie für ihn hegen, ist überaus groß.

Zustand von Virginien.

Man belehret uns, auf was für Art und Weise sie die Leichname ihrer Könige erhalten. Sie spalten die Haut längst dem Rücken auf, und heben sie mit so vieler Geschicklichkeit ab, daß sie nichts daran zerreißen. Darauf fleischen sie die Knochen ab, ohne die Nerven zu beschädigen, damit alle Gelenke ganz bleiben. Wenn sie nun die Knochen ein wenig an der Sonne haben trocken werden lassen: so stecken sie solche wieder in die Haut, welche sie mit einem Oele feucht zu erhalten gesuchet haben, welches sie auch vor der Fäulniß verwahret. Wenn die Knochen wieder in ihre natürliche Lage gestellet sind: so füllen sie den Zwischenraum mit sehr feinem Sande aus. Darauf wird die Haut wiederum zugenähet, und der Körper scheint wieder eben so ganz zu seyn, als wenn das Fleisch noch daran wäre. Man trägt ihn an den Begräbnißort, wo er auf ein großes mit einer Matte bedecktes Brett, ein wenig über der Erde, geleget und mit einer Matte bedecket wird. Das Fleisch, welches man von den Knochen abgelöset hat, wird auf einer Hürde an die Sonne geleget; und wenn es ganz trocken ist, so thut man es in einen wohl vermachten Korb, und setzet es zu den Füßen des Leichnames. Die ein wenig alten Völkerschaften haben also ziemlich lange Reihen von Gräbern, oder vielmehr unter einerley Gewölbe ausgebreitete Körper. Sie setzen daselbst nicht nur ein Quioccas, das ist ein Götzenbild, sondern auch noch einen Priester zur Wache, welcher den Altar unterhalten, und für die Körper Sorge tragen muß.

Begräbniß der Könige.

Vor der Ankunft der Engländer hatten die Indianer in Virginien eine Art von Münze, die so wohl zu ihrem Putze, als zu ihrer Handlung dienete. Es waren viele Arten von zusammengereiheten Muschelschalen, die sie Peak, Runtis und Roenokes nenneten. Die Peake waren verschiedene Theile von einerley Muschelschale, glatt und in kleine Cylinder gebildet, welche unsern kleinen Glasröhrchen ziemlich gleich kommen, aber nicht so durchsichtig und nicht so zerbrechlich sind. Es gab deren braune und weiße. Sie waren ein Drittel eines Zolles lang, und hatten ungefähr drey Linien im Durchschnitte. Die Runtis waren eyförmig und glatt, wie die Peake. Die Roenokes waren nur kleine Stücke von der Petunkelmuschel, deren Ränder sehr rauh bleiben. Als diese Wilden von den Engländern gelernet hatten, ihre Häute und ihr Pelzwerk höher zu schätzen, weil sie bey dem Umtauschen mehr Vortheil daraus zogen: so schien ihre alte Neigung zu den Muschelschalen ein wenig zu erkälten. Indessen nehmen sie solche doch noch im Handel, vornehmlich den braunen Peak, den sie Peak Wampon nennen, und welcher der theuerste ist. Die engländischen Kaufleute schätzen die Ruthe achtzehn Stüber, und die weißen neun Stüber.

Münze.

Man wiederhohlet, daß alles das, was die Indianer in Virginien mit den andern wilden Völkerschaften gemeines haben, weiter hin verschoben wird. Unsere Schriftsteller

Zustand von Virginien.

gestehen, es habe die Anzahl der Eingebohrenen in dieser Colonie sehr abgenommen. Ob sich gleich noch viele Flecken finden, welche ihre alten Namen behalten: so haben sie doch alle zusammen nicht über fünfhundert Mann, welche vermögend sind, die Waffen zu führen. Diese Leute leben in einem beständigen Elende, und in einer steten Furcht vor den benachbarten Indianern. Vermöge eines 1677 geschlossenen Vertrages soll jeder von ihren Wohnplätzen jährlich drey Pfeile und zwanzig Castorhäute für den Schutz der Engländer bezahlen: derjenige Schutz aber, welcher ihnen zugestanden ist, geht nicht so weit, daß man ihrentwegen etwas gefährliches oder beschwerliches unternehme. Man giebt uns ein Verzeichniß von allen ihren Flecken.

Zustand und Namen der indianischen Flecken.

Die Landschaft Acomac enthält deren neune: **Manoquin**, welches durch die Kinderpocken fast gänzlich ausgestorben ist. **Gingoteque**, wovon die traurigen Ueberbleibsel sich mit einer von den Völkerschaften in Maryland vereiniget haben; **Kiekotangk**; **Machopungo** und **Occahenok**, die nur eine sehr kleine Anzahl Menschen haben; **Pungoteque**, wo eine Königinn herrschet, aber über eine sehr kleine Völkerschaft; **Wanamcok**, welches nicht über vier oder fünf Familien hat; **Chiconessex**, welches nicht viel mehr hat; **Nanduy**, der Sitz einer Königinn, welche man Kaiserinn nennet, und welcher alle Völkerschaften auf dieser Küste zinsbar sind, ob es gleich nicht über zwanzig Familien in ihrem Flecken giebt.

Die Provinz Northampton hat nur den Flecken **Gangasko**: die Anzahl seiner Einwohner aber ist der in den obgenannten Flecken fast gleich. In der Provinz **Prinz Georg** ist **Oayanok** fast ganz wüste. In der Nachbarschaft von Charlestown findet man den Flecken **Appamabox**, welcher sechs bis sieben Familien enthält. **Nattaway**, welches in der Provinz Surrey ist, fängt seit kurzem an, in Aufnahme zu kommen, und hat wenigstens hundert Kriegesleute. Bey Nansamon zählet man zween Flecken, wovon der eine sehr bevölkert ist und eben den Namen hat; der andere aber **Membiring** heißt, und ungefähr dreyßig Mann bewaffnen kann. Die Provinz König Williams hat auch zween Flecken; **Pamunky**, worinnen man ungefähr vierzig Kriegesleute zählet, deren Anzahl sich vermindert, und **Chickahomony**, wo man nur ihrer sechzehn zählet, welche aber sich zu vermehren anfängt. Die Völkerschaft **Rapahanok** in der Provinz Essex ist auf eine kleine Anzahl Familien herunter gekommen, die in den engländischen Pflanzungen zerstreuet sind. In der Provinz Richemond hat der Flecken **Port-Tabago** nur fünf bis sechs Familien, die eingehen. Die Provinz Northumberland hat den Flecken **Oniccocomoco**, wo nur drey Familien übrig sind, die aber nichts destoweniger noch ihre alten Gebräuche beobachten, und von den andern Indianern eben so abgesondert leben, als von den Engländern.

Der

Der IV Abschnitt.

Niederlassung in Neu-England.

Niederlassung in Neu-England.

Ursprung dieser englischen Colonie. Erstes Unternehmen. Namen, die verschiedenen Oertern zum Voraus gegeben worden. Verschiedene Secten stiften daselbst Pflanzstädte. Carver leget Neuplymouth an. Erste Verbindung der Engländer mit den Wilden. Bradfords Gesandschaft an den großen Sachem. Engländer bemeistern sich des Landes. Beschreibung von Neuengland. Provinz Massachusets. Essex. Middlesex. Suffolk. Beschreibung der Hauptstadt Boston. Andere Städte dieser Provinz. Provinz Hampshire; Plymouth; Barnestable; Bristol. Insel Rhode. Providence und Warwick. Provinzen Connecticut und Newhaven. Grafschaft Newlondon. Grafschaft Hartford. Grafschaft Newhaven. Grafschaft Fairfield. Regierung in Neuengland. Gesetze daselbst. Harvards Collegium zu Cambridge. Bibliothek. Newhavens Collegium. Indianer in Neuengland. Stärke derselben. Innere Unruhen. Geschichte von den Hexen des Landes.

Bey der Ordnung der Entdeckungen und Niederlassungen habe ich die chronologische Ordnung allezeit vorgezogen. Was aber die Verbindung der Begebenheiten anbetrifft, so hat sie vielen Vortheil von der Nähe der Oerter.

Ursprung dieser englischen Colonie.

Man muß sich erinnern, daß sich 1602 ein engländischer Hauptmann, Namens **Bartholomäus Gosnold**, zuerst an dieser Küste aufgehalten. Er hatte noch zwey und dreyßig Mann am Borde, welche geneigt zu seyn schienen, sich daselbst zu setzen, wenn sie einen Ort fänden, dessen Lage sie dazu einlüde. Sie hatten verschiedene Arten von Korne und Samen mit gebracht, das Erdreich zu prüfen. Nachdem sie in zwey und vierzig Grad einige Minuten Norderbreite zwischen den Inseln, welche die nordliche Seite der **Massachusetsbay** bilden, an das Land gestiegen waren: so machete der Ekel, den sie vor diesem Lande bekamen, daß sie sich so weit gegen Süden wandten, bis sie ein Vorgebirge im Gesichte hatten, welches sie **Cod** oder das Stockfischvorgebirge nannten, weil sie daselbst eine ungeheure Menge von diesem Fische fingen. Dieß ist heutiges Tages die Nordspitze der Grafschaft Plymouth. Sie stiegen in einer kleinen Insel aus, die sie **Elisabeth** nannten, und in einer andern, die sie **Marthens Weinberg** hießen. Endlich kamen sie, ohne ihre Beobachtungen und Unternehmungen zu wiederhohlen, das folgende Jahr so vergnügt über ihren Handel, den sie mit den Wilden geführet hatten, wieder zurück, daß auf ihre Erzählung verschiedene Privatpersonen eben die Reise versucheten. Allein, nur erst im 1606ten Jahre bildete sich unter der Gewalt des Hofes zu London eine Gesellschaft, welche der **Plymouther** Rath genannt wurde, weil die meisten von den Gesellschaftern aus dieser Stadt waren. Ihre offenen Briefe enthielten ein ausdrückliches Recht, sich zwischen dem acht und dreyßigsten und fünf und vierzigsten Grad in den Ländern dieser Breite niederzulassen, denen man noch keinen andern Namen gab, als das mittägliche Virginien. Da diese Gesellschaft zu eben der Zeit, wie die von dem eigentlich so genannten Virginien ihren Ursprung genommen: so kann man sagen, daß der Ursprung dieser beyden Colonien von einerley Zeit ist; obgleich diese viel ältere Grundlagen zu einigen Niederlassungen gehabt hat, die aber keinen Fortgang gehabt haben.

Erstes Unternehmen.

Popham und **Gilbert**, zween von den vornehmsten Gesellschaftern, giengen mit zweyen Schiffen und hundert Mann ab. Sie fingen an, sich an den Ufern des Flusses **Sagadabok**, nicht weit von dem Flusse **Casco** in demjenigen Theile des festen Landes

Niederlassung in Neuengland.

niederzulassen, welchen die alten Erdbeschreiber Norembegue nennen, ohne uns den Ursprung dieses Namens recht zu erkennen zu geben. Sie baueten daselbst ein Fort, welches sie St. Georg nannten, an der Mündung eben dieses Flusses. Da aber Popham 1608 starb, und Gilbert sich nicht lange in der neuen Colonie aufgehalten hatte: so verfiel sie in eine Mattigkeit, welcher viele Privatpersonen, die vier oder fünf Jahre lang die Reise dahin thaten, nicht abhelfen konnten, und welche bis auf die Reise des Hauptmannes Johann Smith dauerte, der auch an der Bildung der Niederlassung in Virginien so vielen Antheil gehabt hat. Er fiel aber gleichwohl nicht auf das Fort St. Georg; sondern da er bey der Insel Aenahigan angeländet war: so zog er so große Vortheile aus seinem Handel mit den Indianern, daß die Reichthümer, womit er beladen zurück kam, so wohl den englischen Hof, als die Gesellschaft, oder den plymouther Rath, aufmunterten. Der Entwurf, den er von dem Lande mitbrachte, wurde dem Prinzen Karl übergeben, welcher sich ein Vergnügen daraus machete, den vornehmsten Oertern Namen zu geben. Die neue Colonie, oder vielmehr der Raum, den sie einnehmen sollte, erhielt von dem Prinzen den Namen Neuengland. Der Fluß Massachusets wurde Karlsfluß genannt, die Bay des Vorgebirges Cod Milfordsbay, und das Vorgebirge selbst Jamesvorgebirge: es hat aber doch den Namen behalten, den es dem Hauptmanne Gosnold zu danken hatte, welcher die Ehre gehabt, es zu entdecken.

Verschiedenen Oertern werden zum Voraus Namen gegeben.

Verschiedene Secten stiften Pflanzstädte daselbst.

Man war nur bedacht, sich eines so schönen Landes zu Nutze zu machen; und einige Widerwärtigkeiten, welche die Engländer nur ihrer schlechten Aufführung zuschreiben konnten, hinderten nicht, daß nicht eine neue Gesellschaft von Kaufleuten zu London und Plymouth entstund, die durch eine große Anzahl rechtschaffener Leute von allerhand Ständen unterstützet wurde, welche die Religionsunruhen eine Ruhe wünschen ließen, die sie in ihrem Vaterlande selbst nicht mehr fanden.

Diese Independenten giengen den 6ten des Herbstmonates 1721 unter Segel und stiegen den 9ten des Windmonates auf dem Vorgebirge Cod aus Land. Dieses war eine verdrießliche Zeit, ihre Pflanzungen anzufangen. Nachdem sie sich ein wenig ausgeruhet hatten: so wandten sie sich gegen Norden, um den Hudsonsfluß zu suchen, wo sie sich zu setzen Willens waren. Einer von ihren Wegweisern aber, Namens Jones, hatte sich von den Holländern, die von diesem Lande Besitz zu nehmen dachten, wie sie denn auch einige Zeit darnach thaten, bestechen lassen, und führete das Schiff zwischen Klippen, wo es von einem Sturme ergriffen wurde, der es in die äußerste Gefahr setzete, und wider nach dem Vorgebirge zurück trieb. Dieser Unfall nebst der rauhen Jahreszeit machete, daß die Engländer den Schluß fasseten, wieder in die Bay einzulaufen. Weil indessen dieser Theil von der Küste in dem ersten offenen Briefe der Gesellschaft nicht mit begriffen war: so entschlossen sie sich aus eigener Kraft und Gewalt, einen politischen Körper zu errichten, indem sie sich durch eine feyerliche Urkunde für Unterthanen der Krone England erkannten. Diese berühmte Zusammengesellung wurde von der ganzen Versammlung unterzeichnet. Darauf erwähleten sie zu ihrem Statthalter einen reichen Edelmann, Namens Carver, welcher sein ganzes Vermögen mitgenommen hatte, um es zu ihrer Unternehmung anzuwenden.

Carver leget Neuplymouth an.

Carver stieg mit sechzehn Leuten in einer Gegend ans Land, die heutiges Tages die Grafschaft Barnestable heißt, und fing an, einen zu seinem Vorhaben bequemen Ort zu suchen,

ſuchen. Indem er ſich von der Küſte entfernete: ſo entdeckete er fünf Indianer, welche ſo geſchwind die Flucht nahmen, daß es ihm unmöglich war, ſie einzuhohlen. Den andern Morgen kam er in ein ſchönes mit Maiz bepflanzetes Gefilde, wo er viele Gräber und die Ueberbleibſel von einem Hauſe antraf. Da er aber daſelbſt kein Waſſer fand: ſo kam er von ſeinem Gange nicht recht vergnügt zurück. Der Winter nahete heran, und die Zeit war ſchon ſehr rauh. Einige von dieſen Abentheurern ſtiegen vor Ungeduld in eine Schaluppe, um die ganze Bay des Vorgebirges Cod zu beſichtigen. Sie kamen den 6ten des Chriſtmonates zu Ende der Bay, wo Taunton heutiges Tages liegt; und der Anblick von einem Dutzend Indianern, die ſich um einen todten Wallfiſch verſammelt hatten, hinderte ſie nicht, daſelbſt ans Land zu ſteigen. Die Nacht gieng ruhig vorbey. Da der Tag aber eine Menge Wilde herbey geführet hatte, welche zum Frieden nicht geneigt zu ſeyn ſchienen: ſo gieng man mit einem guten Winde wieder in See, und die Schaluppe wurde in einen bequemen Hafen, Namens Patuxet, von dem Namen der benachbarten Indianer, geführet. Das Land wurde ohne den geringſten Schein einiger Gefahr beſichtiget. Es war nicht allein mit Maiz bepflanzet, ſondern auch von vielen kleinen Flüſſen ſo gut bewäſſert, daß die Abentheurer alle ihre Abſichten daſelbſt erfüllet fanden, und daher eileten, dieſe glückliche Zeitung ihren Gefährten zu hinterbringen. Das Schiff begab ſich auch ſo gleich nach eben dem Orte. Es kam den 16ten des Chriſtmonates daſelbſt an; man ſchiffte den 19ten aus; und den 25ſten als am Weihnachtstage legete man den Grund zu einer Stadt. Die Colonie wurde in neunzehn Theile abgetheilet, denen man den zu Häuſern und Gärten nöthigen Grund und Boden anwies. Darauf gieng die erſte Sorge dahin, daß man dieſen ganzen Raum mit einem Graben umgab, der mit einem guten Pfahlwerke beſetzet war, damit die Arbeitsleute ſicher ſeyn möchten. Man verglich ſich auch wegen einiger bürgerlichen, geiſtlichen und Kriegesverfaſſunge. Die aufwachſende Stadt erhielt den Namen Neu-Plymouth.

Niederlaſſung in Neu-England.

Man ſah den ganzen Winter über keinen Indianer zum Vorſcheine kommen. Verſchiedene Krankheiten aber, die ſich unter den Engländern ausbreiteten, verminderten ihre Anzahl ſehr. Es fingen ihnen die Lebensmittel an abzugehen, als ein Indianer, mit Namen Squanto, welcher einige Worte von ihrer Sprache auf der erſten Reiſe ihrer Nation gelernet hatte, ſich trotzig, mit ſeinem Bogen und ſeinen Pfeilen bewaffnet, mitten unter ihnen zeigete. Er war einer von den Segamoren, oder Fürſten des Landes, ſeine Wohnung aber fünf oder ſechs Tagereiſen entfernet. Er war nackend, ausgenommen in der Mitte des Leibes, wo er mit einem Stücke Leder bedecket war. Seine Geſtalt war gerade, und von einer ſonderbaren Länge; ſeine Haare waren ſchwarz, und ſehr lang. Einige Erklärungen, welche genug zu verſtehen gaben, daß ſie an ſeiner Freundſchaft nicht zweifeln durften, zogen ihm ſo viel Liebkoſungen von Seiten der Engländer zu, daß, nachdem er mit großen Freudensbezeugungen abgereiſet war, er acht Tage darnach in Begleitung vieler andern Indianer wieder kam. Man begegnete ihnen eben ſo höflich; und ihre Zufriedenheit war ſo lebhaft, daß, nachdem ſie lange Zeit gegeſſen und getrunken hatten, ſie mit Entzücken aufſtunden, und zu tanzen anfingen. Man vernahm von ihnen, ſie wären Unterthanen des Königes der Maſſaſſoiten, welcher den Titel des großen Sachem führet, und dieſer Herr wäre entſchloſſen, ſelbſt zu ihnen zu kommen, um mit den Fremden ein Bündniß zu machen. Er kam auch wirklich den 22ſten März in Begleitung des Quandebanco, ſeines Bruders, und einer Bedeckung von ſechzig Mann. Er wur-

Erſte Verbindung der Engländer mit den Wilden.

Niederlassung in Neuengland.

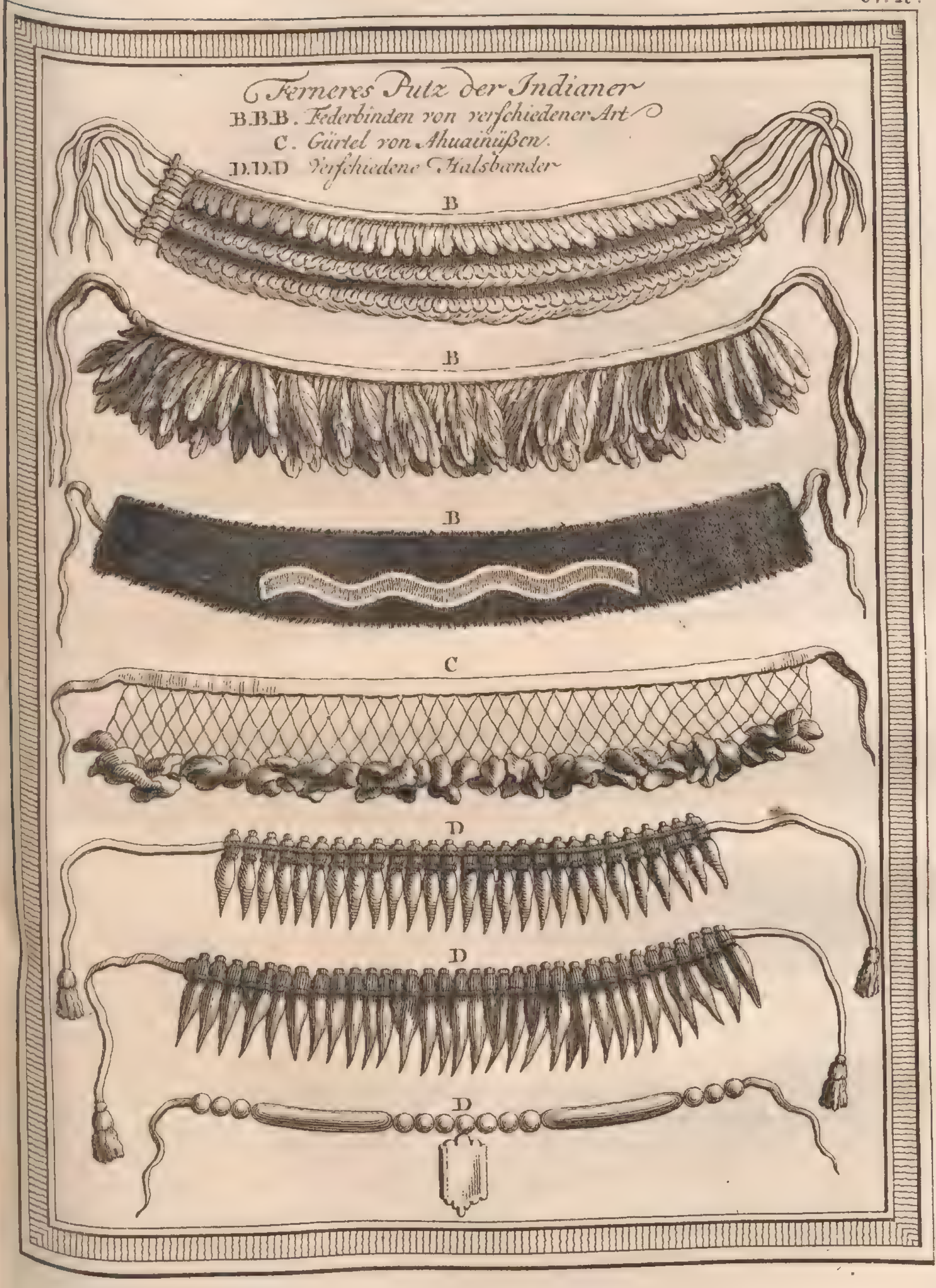
wurde von den Soldaten der Pflanzstadt empfangen, und nach dem Hause des Statthalters geführet, wo er sich auf drey Küssen niedersetzete, die man zu seiner Ankunft bereit gehalten hatte. Sein Putz war von seiner Leute ihrem wenig unterschieden, außer, daß er eine Kette von kleinen Knochen hatte, die er um den Hals trug, und ein großes Messer, das ihm vor der Brust hing. Ueber dieses hatte er, wie alle andere, ein kleines Bündel Taback hinten auf dem Rücken, ein Stück Leder vorn am Gürtel, und das Gesicht mit verschiedenen Farben gemalet. Carver trat mit einem vorhergehenden Trommelschläger und Trompeter in das Zimmer. Der indianische Monarch stund auf, um ihm Ehre zu erweisen, und ihn zu umarmen. Sie setzeten sich beyde. Man brachte starke Getränke, wovon der große Sachem auf einmal ein so großes Glas verschluckete, daß er den übrigen ganzen Tag das Fieber davon hatte. Squanto, der ihn begleitete, und dessen Eifer für die Engländer immer einerley blieb, dienete zum Dolmetscher zwischen ihm und dem Statthalter. Man machete ein Bündniß, welches gegenseitige Versprechungen der Gewogenheit und Dienste enthielt. Der große Sachem gab den Engländern für sie und für ihre Nachkommen alle die um ihre Stadt herum liegenden Felder, und ließ ihnen Squanto da, daß er sie den Maiz bauen, und die Art zu fischen im Lande lehren möchte.

Bradfords Gesandschaft an den großen Sachem.

Carvers Tod, welcher im April erfolgete, änderte nichts in diesen glücklichen Verfassungen. Bradford, welcher zu seinem Nachfolger erwählet worden, schickete so gleich zween von seinen vornehmsten Einwohnern an den großen Sachem, mit dem Titel der Gesandten von der Colonie. Unter die Ehrenbezeugungen, die sie in der königlichen Wohnung der Massassoiten erhielten, rechnet man auch diejenige, daß sie selbst in dem Bette des Königes und der Königinn geschlafen haben. Man setzet aber auch hinzu, daß es nur aus einigen Brettern bestanden, welche einen Fuß hoch über dem Boden der Cabane erhoben gewesen; und daß zween oder drey Große von der Völkerschaft diese Gnade mit ihnen getheilet haben. Der große Sachem und seine Gemahlinn waren auf einer sehr kleinen Matte an der einen Seite, und die Gesandten mit den Großen an der andern. Ueber dieses war der Hof so schlecht mit Lebensmitteln versehen, daß die beyden Engländer daselbst bald vor Hunger gestorben wären. Sie merketen an, daß das Land schlecht bevölkert war. Ein lange Pest hatte neun Zehntheile der Einwohner aufgerieben: man sagete ihnen aber, die Narragauseten, welche die andere Seite der Bay bewohneten, wo itzo Neu-London ist, wären eine zahlreiche und fürchterliche Völkerschaft.

Engländer bemeistern sich des Landes,

Was für Hoffnung die Engländer auch immer gefasset hatten, es durch Gelindigkeit dahin zu bringen, daß sie von den Wilden geehret würden: so sahen sie sich doch gar bald genöthiget, die Furcht zu gebrauchen. Ihr getreuer Freund, Squanto, wurde von einigen benachbarten Segamoren gemishandelt. Diesen Namen gaben die Indianer kleinen Herren, welche die Obergewalt des großen Sachem erkannten. Bradford schickete einen Haufen Truppen in ihre Lande, und die bloße Annäherung derselben breitete schon so viel Furcht daselbst aus, daß sie kamen, und ihn um Gnade bathen. Man ergriff die Gelegenheit, saget der Verfasser einer engländischen Nachricht, sie einen Vertrag der Unterwürfigkeit unterzeichnen zu lassen, welchen er in diesen Worten anführet: „Wir erklären „durch diese Urkunde, daß wir uns für Unterthanen des Königes Jacob, Königes in Groß-„britannien ꝛc. ꝛc. erkennen, zu Beglaubigung haben wir unsere Namen oder unsere Zei-„chen darunter gesetzet„. Dieser Segamoren waren ihrer neune an der Zahl, und hießen sie; Ohquamchud, Kaonnacome, Obatinowa, Nattawahunt, Cubatant, Chilla-


Ferneres Putz der Indianer
B.B.B. Federbinden von verschiedener Art
C. Gürtel von Ahuainüßen.
D.D.D Verschiedene Halsbænder
B
B
B
C
D
D
D



Tabak, Kwadaquina, Huttamoiden und Apadnau. Nach dieser Verbindung, sie mochte nun gezwungen, oder freywillig seyn, säumete die engländische Colonie nicht, sich auszubreiten; und die Unruhen in England schaffeten ihr noch immer eine große Anzahl Flüchtlinge, vornehmlich Sectirer, wohl oder übel gesinnete, welche einen Aufenthalt suchten, den man ihnen in der übrigen Welt versagete, und welche sich in verschiedenen Provinzen niederließen, deren Beschreibung man hier lesen wird.

Beschreib. v. Neuengland.

Beschreibung von Neuengland.

Neu England erstrecket sich nicht weniger, als auf drey hundert Meilen an der Seeküste, ohne die Winkel zu rechnen. Man giebt ihm nirgend über funfzig Meilen Breite q). Seine Lage ist zwischen ein und vierzig und fünf und vierzig Grad Norderbreite; und seine Gränzen sind Neu-Frankreich gegen Norden, Neu-York gegen Westen, und das Weltmeer gegen Osten und Süden. Ob es gleich mitten in dem gemäßigten Erdgürtel liegt: so ist seine Himmelsluft doch nicht so lieblich noch so regelmäßig, als die in denen Ländern ist, welche in Europa mit ihm in gleichem Striche liegen, dergleichen viele Provinzen in Wälschland und Frankreich sind. Man versichert, die Himmelsluft in Neu-England sey gegen die in Virginien wie die Himmelsluft in Schottland gegen die in England. Der Sommer ist daselbst viel kürzer und heißer, als der unserige; der Winter viel länger und kälter. Indessen ist die Luft daselbst doch gesund, und so wenig veränderlich, daß man daselbst oftmals zween oder drey ganzer Monate hintereinander des reinesten und heitersten Wetters genießt. Die Tage sind daselbst von einer guten Länge. Zu Boston, welches heute zu Tage die Hauptstadt ist, geht die Sonne in dem Brachmonate um vier Uhr sechs und zwanzig Minuten auf, und sechs und dreyßig Minuten nach sieben unter. Den 13ten des Christmonates, welcher der kürzeste Tag im Jahre ist, geht sie um sieben Uhr fünf und dreyßig Minuten auf, und sieben und zwanzig Minuten nach vier Uhr unter.

Provinz Massachusets.

Man fängt die geographische Beschreibung des Landes mit der Provinz **Massachusets** an, welche heutiges Tages die größte, und die volkreichste ist, und die alte Colonie Neu-Plymouth nebst Cornwallien oder Neu-Hampshire in sich schließt. Sie erstrecket sich also von Osten gegen Westen längst der Küste, fast auf hundert und zehn Meilen von Scituate in der Grafschaft Plymouth, bis an den Fluß Saco in der Grafschaft Maine, und fast sechzig Meilen von eben dem Puncte bis nach Enfield in Hampshire. Ihre Strecke ist in das Land hinein nicht so beträchtlich. Man hat auf dieser Seite an den Gränzen, welche sie von den indianischen Besitzungen absondern, ein Fort, Namens **Punmaquid** gebauet, welches so gar außerhalb dem durch die königlichen Patente angewiesenen Raume ist.

Sie begreift Maine u. Neu Hampshire.

Wenn man aber den vorgeschriebenen Gränzen folget: so ist die erste Grafschaft die folget, **Maine**, welche unter dem Statthalter von Massachusets steht, und in welcher man die fünf Flecken **York**, **Falmouth**, **Scarborough**, **Wells** und **Kittery** zählet. York giebt seinen Namen einer Grafschaft, welche ein kleines Stück von Maine ausmachet; so wie Cornwallien eine in Neu Hampshire ausmachet. Uebrigens wird ein Ort, den man hier einen Flecken nennet, zuweilen auch eine Stadt betitelt; weil man sich daselbst mit einigen kleinen Festungswerken wider die Ueberfallungen der Wilden verwahret hat, welche ohne diese Vorsicht die Provinz in vier und zwanzig Stunden überschwemmen könnten.
Neu-

q) Indessen giebt ihm doch **Neal** in seiner Geschichte von Neu-England dreyhundert und dreyßig Meilen in der Länge, und hundert und neunzig in der Breite von dem Vorgebirge Cod gegen Nordost bis an Neu-York.

Beschreib. v. Neuengland.

Neu-Hampshire oder Cornwallien, welches auch in der Statthalterschaft Massachusets mit enthalten ist, hat die Flecken **Douvres**, **Exeter**, **Hampton**, **Hedeb** oder **Newcastle**, **Portsmouth**, **Edgar'stown**, **Berwich**, **Priddiford** und **Schoals**.

Sechs Meilen von Scarborough oder Saco gegen Westen findet man einen andern Flecken, Blak-Point genannt, und gegen Osten desselben **Sagodahok** und **Kennebek**, welche alle beyde der Fischerey wegen berühmt sind. Das Ufer des Flusses Saco zeiget hier ein kleines Fort, welches mit zwölf Stücken versehen ist.

Man rechnete ehemals hundert Familien in dem Flecken oder der Stadt **Wells**: die Indianer aber haben einen großen Theil derselben in den letzten Kriegen entführet. Die Gränzen dieses Gebiethes gegen Norden nach Neuschottland zu, sind der Fluß Casco, in welchen der Saco fällt. Die ganze Provinz wird von andern Flüssen gewässert, dergleichen der **Kennebek**, der **Piskataha**, der **Sagadahok**, der **Spurwisk** und **York** sind, wovon die meisten ihren Namen einem Flecken geben, und einige Meilen weit schiffbar sind. Man findet daselbst auch viele gute Häfen, unter welchen die Reisebeschreibungen **Porpus**, **Unstar**, **Pistrataques** nennen; und viele Eylande an der Küste, deren einige nicht weniger, als zehn Meilen lang sind. Das Innere des Landes ist bergicht, und folglich unfruchtbar: gegen die Küsten und bey den Flüssen aber rühmet man die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Handlung der Einwohner besteht gleichwohl nur in Fischen, Biberfellen und anderm Pelzwerke. Die Gerichte haben ihren Sitz zu Douvres und Portsmouth.

Provinz Essex.

Die zweyte Provinz in Neu England ist **Essex**, deren Flecken **Amersburg**, **Andover**, **Beverly**, **Boxford**, **Glocester**, **Havershill**, **Ipswich**, **Lynn**, **Manchester**, **Marble-head**, **Newbury-Est**, **Newbury-West**, **Rowley**, **Salem**, **Salisbury**, **Topsfield**, und **Wenham** sind. Man giebt Salem den ersten Rang, welches an dem nordlichen Arme des Karlsflusses liegt. Dieser Flecken liegt in einer Ebene zwischen zweenen Flüssen, die ihm zween Häfen machen. In dieser Gegend ließ sich die engländische Colonie von Massachusets zuerst nieder. Gegen Norden von Salem findet man das hohe Vorgebirge **Trabigzando**, welches heutiges Tages das Vorgebirge St. Anna genennt wird, und wegen seiner Fischerey und seines Hafens berühmt ist. Ipswich liegt etwas höher an dem Ufer eines schönen Flusses, welcher sein Wasser nur im Winter bis in das Meer bringt. **Newbury** ist an der Mündung des Flusses **Merrimack** in einer angenehmen Lage. Man fischet daselbst eine Menge Störe, welche, wie an den Ufern des balthischen Meeres, mariniret werden. An dem andern Ufer **Newbury** gegen über findet man **Salisbury**; und diese beyden Flecken werden gleichsam durch ein Back oder eine Fähre mit einander verbunden, welche ihre Handlung unterhält, obgleich der Fluß, welcher sie von einander sondert, wenigstens eine halbe Meile breit ist. Vier Meilen gegen Süden von Salem findet man den Flecken **Marble-head**.

Der Boden in der Grafschaft Essex ist nicht überaus fruchtbar, ausgenommen gegen die Seeküste, wo die meisten Pflanzungen zur Bequemlichkeit der Fischerey liegen. Der Fluß **Merrimack**, welcher ihn bewässert, würde an einem Theile seines Laufes ohne viele Sandbänke und Steine, die ihn verstopfen, schiffbar seyn. Ein wenig oberhalb einem von seinen Wasserfällen an einem Orte, welcher **Amuskeag** heißt, sieht man mitten in seinem Bette einen großen Felsen, dessen Spitze in viele Brunnen ausgehöhlet ist, so rund wie eine Tonne, die meistens viele Tonnen Wasser fassen können. Die Indianer kennen den Ursprung derselben nicht: und man kann kaum begreifen, wie sie ohne eiserne Werkzeu-


KARTE
VON NEU ENGLAND
NEU YORCK UND PENSILVANIEN
zu der allgemeinen Historie der Reisen
Maaß-stab von gemeinen französischen See-meilen
Von M.B. Ing. de la Mar.
1757.
SEE ONTARIO
SEE ERIE
DIE V. IROQUESISCHEN NATIONEN
PROVINZ MAIN
NEU HAMPSHIRE
MASSA HUSSETS
CONNECTICUT
RHODE ISLAND
NEU YORC
PENSILVANIEN
NEU JERSEY
DIE LANGE INSEL
Albany
Philadelphia
New York
Boston
Bastons Bay
Cap Cod
Cap Malbare
Penobscot od. Pentagoet
Bay Sagadahock
Insuln Mentinicost
Rhode Island
Fortsetzung der Gebirge der Apalachen
80 Westliche 79 Länge von 78 der Pariser 77 Mittages 76 linie 75 74 73 72 71 70

v.
la

P

zeuge ein Werk von der Art haben machen können. Der einzige Nutzen, welchen sie daraus ziehen, ist, daß sie darinnen ihre Güter verstecken, wenn es Krieg ist, in der Einbildung, der Himmel habe sie ihrer Völkerschaft dazu geschenket. Neal, ein Geschichtschreiber von Neu-England, versichert, er habe nach genauer Besichtigung gefunden, daß sie kein Werk der Natur sind, woraus er schließt, daß die alten Americaner, die vielleicht dem Noah näher, als dem Christoph Columbus, gewesen, größere Künstler gewesen sind, als die heutiges Tages, ungeachtet derer Kenntnisse, die sie von den Europäern erhalten haben.

Beschreib. v. Neuengland.

Die Provinz Middlesex, in welche man durch die vorhergehende kömmt, hat die Flecken Billerica, Charlestown, Concord, Groton, Marlborough, Medfort, Reading, Shireburn, Stow, Woburn, Lexington, Cambridge, Chelmsford, Dunstable, Lancaster, Malden, Newton, Oxford, Sudbury, Est-Waterton, West-Waterton, Worcester, Framlingham und Waston.

Provinz Middlesex.

Cambridge ist der Hauptort dieser Grafschaft. Sein erster Namen war Newtown, Neustadt. Er liegt an dem nordlichen Arme des Karlsflusses, einige Meilen von Boston. Man rühmet dessen Gassen und Gebäude. Er nahm den Namen Cambridge an, als er der Sitz einer Universität wurde, deren Vortheile nachher werden gerühmet werden.

Charlestown, oder Karlsstadt, welche man Bostons Mutter nennet, und welche viel bevölkerter ist, als Cambridge, liegt zwischen zweenen Flüssen, dem Mistik und dem Karlsflusse, welcher sie von Boston absondert. Sie hat mit dieser Stadt durch ein Back oder eine Fähre Gemeinschaft, die so bequem ist, als die beste Brücke, ausgenommen im Winter, wo der Ueberfluß des Eises keine Schiffahrt zuläßt. Die Stadt ist so groß r), daß sie den ganzen Raum zwischen den beyden Flüssen einnimmt. Man sieht daselbst eine sehr schöne Kirche, einen großen und schönen Marktplatz, und zwo schöne Straßen, die dahin führen. Man versichert, es giengen jährlich von Charlestown und Boston tausend Schiffe mehr ab, als aus allen andern americanischen Pflanzstädten, die den Engländern nicht zugehören. Reading ist eine kleine ziemlich volkreiche Stadt, aber schlecht gebauet, ob sie gleich eine bequeme Lage an dem Ufer eines großen Sees hat. Man sieht daselbst zwo Mühlen, eine Kornmühle, und eine Schneidemühle, die Bretter zu sägen, womit man in allen Inseln, wo Zucker wächst, einen guten Handel treibt. Waterton ist wegen derer Märkte berühmt, die daselbst im Brachmonate und Herbstmonate gehalten werden.

Diese Grafschaft hat keine große Flüsse: ihre Anzahl aber ist so groß, daß sie überall ihre Kühle ausbreiten, und diese Gegend zu einer der angenehmsten und fruchtbaresten in Neuengland machen. Die Weiden sind daselbst mit allerhand Thieren angefüllet, und geben eben so viel zur Ausführung, als zur Verzehrung im Lande selbst. Es finden sich keine Hügel, die nicht mit zahlreichen Heerden bedecket sind. Kurz, die Engländer vergleichen diese Provinz mit ihrem Devonshire in Europa.

Auf sie folget Suffolk, welche die Flecken Braintry, Dedham, Dorchester, Hingham, Hull, Medfield, Mendon, Milton, Roxbury, Weymouth, Woodstock,

Provinz Suffolk.

r) Eine Nachricht des Hauptmannes Bring giebt Karlstown nur die Hälfte von Bostons Größe.

Beschreib. v. Neuengland.

stock, Wrentham, Brocklin und Needham hat. Ihre Hauptstadt ist Boston, welche für die größte Stadt in America gehalten wird, zwo oder drey spanische Städte auf dem festen Lande ausgenommen.

Boston, die Hauptstadt.

Boston, welches die Engländer Baston aussprechen, hat eine angenehme Lage in einer Halbinsel vier Meilen lang, am Ende der schönen Massachusetsbay. Sie wird wider den Ungestüm der Wellen durch eine Menge Felsen vertheidiget, die man über dem Wasser sieht, und durch ein Dutzend kleiner Inseln, die meistens fruchtbar und bewohnet sind. Die Bay hat nur eine sichere Einfahrt, die so eng ist, daß kaum drey Schiffe neben einander daselbst einlaufen können: das Innere aber hat einen bequemen Ankerplatz für fünfhundert Segel. Die merkwürdigste unter ihren Inseln heißt Castle-Island, oder die Schloß Insel, und zeiget wirklich ein Schloß oder ein Fort, welches eine Meile von der Stadt in dem Canale selbst, der dahin führet, so vortheilhaft liegt, daß kein Schiff dahin kommen könnte, ohne sich in Gefahr zu begeben, von dem Geschütze versenket zu werden. Unter Karls und Jacobs des II Regierungen waren die Befestigungswerke des Castle Islands sehr unregelmäßig; und diese beyden Prinzen beschäfftigten sich wenig mit der Sicherheit eines Volkes, welches sich lieber unter die Wilden in America hatte begeben, als unter dem Schutze der Gesetze in England leben wollen. Der König Wilhelm aber schickete den Obersten Romer, einen wohlverdienten Kriegesbaumeister, dahin, welcher erstlich alle die alten Werke niederreißen ließ, und hernach die regelmäßigste Festung in allen englischen Colonien daraus machete, welcher er den Namen Williamsfort gab. Man zählet daselbst auf vielen Batterien ungefähr hundert Canonen, wovon die meisten zwey und vierzig pfündige sind, und dieser Provinz von der Königinn Anna geschenket worden. Sie stehen so gut gerichtet, daß sie ein Schiff von vorn und von hinten beschießen können, ehe es im Stande seyn kann, seine Lage zu geben. Bey Kriegeszeiten sind fünfhundert Mann von den ordentlichen Soldatendiensten frey, damit sie zum Dienste des Schlosses stets bereit sind; und wenn es wahr ist, wie man denn keine Schwierigkeit machet, zu versichern, daß in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden Boston zehn tausend Mann zu seiner Vertheidigung bewaffnen kann, so muß man urtheilen, daß seine Einwohner nichts von einer Ueberfallung zu befürchten haben. Ueber dieses hat man zwo starke Seemeilen von der Stadt einen sehr erhabenen Leuchtthurm, wovon die Zeichen von der Festung können gesehen werden, welche sie so gleich für die Küste wiederhohlet; und im Falle der Noth giebt Boston auch seine Zeichen, um in allen benachbarten Wohnplätzen Lärm zu machen; so daß, außer bey einem sehr dicken Nebel, unter welchem einige feindliche Schiffe sich zwischen den Inseln durchschleichen könnten, es keinen Fall giebt, saget man, wo nicht die Stadt fünf oder sechs Stunden hat, um sich zu ihrem Empfange anzuschicken. Gesetzt aber, daß sie auch unter dem Geschütze vom Schlosse glücklich durchkämen, so würden sie doch gegen Norden und Süden von Boston zwo Batterien finden, welche die ganze Bay bestreichen, und die größe Macht aufhalten würden; unterdessen, daß sich die engländischen Fahrzeuge, und alles, was zu dem Handel gehöret, in den Karlsfluß außer dem Schusse ziehen könnte.

Die Bostonsbay ist geraum genug, das ganze Kriegeswesen der Engländer zur See zu enthalten. Es machen auch die Masten von den Schiffen zur Zeit des Handels eine Art vom Walde daselbst, wie in den Häfen zu Amsterdam und London; welches man sich leicht einbilden kann, saget der Verfasser eben dieses Berichtes, wenn man erwägt, daß nach

Grundriss von der Stadt BOSTON und ihren Gegenden

Anzeige der Plætze in der Stadt Boston

A. *Batterie von 25 Stück Canonen.*
B. *Batterie von 16 Stück Canonen.*
C. *Batterie von 25 Stück Canonen.*
D. *Nord-kirche der Presbiterianer.*
E. *Quaquer-kirche.*
F. *Rath-haus.*
G. *Anabaptisten-kirche.*
H. *Waffen-platz.*
J. *Fanal od. Leucht-thurm.*
K. *Hohe Warte mit einer Schildwache.*
L. *Pulver-magazin.*
M. *Mühle und kleiner Damm.*
N. *Kleines Becken, welches bey der Ebbe trocken ist.*
O. *Zucht-haus u. Gefængniße.*
P. *Sud-kirche der Presbiterianer.*
Q. *Land-thor, welches durch einen Graben und 2 Batterien vertheidiget wird.*

Maaß-stab von zwo englischen Meilen.

¼ ½ 1 2 Meilen

Maaß-stab von zwey-tausend Toisen.

100 500 1000 2000 T.



Beschrei
v. Neuen
land.

Boston, i
Hauptstadt.

Beschreib. v. Neuengland.

nach den Zollbüchern jährlich achtzig tausend Tonnen Kaufmannsgüter allda geladen oder ausgeladen werden. Am Ende der Bay ist ein Damm ungefähr zweytausend Fuß lang, an der Nordseite mit einer Reihe Vorrathshäuser bedecket. Er geht so weit in die Bay hinein, daß die größten Schiffe daselbst ohne Beystand der Schaluppen und Lichter ausladen können. Die vornehmste Straße der Stadt, welche bis an das Ende des Dammes geht, zeiget an dem andern Ende das Rathhaus, ein großes und schönes Gebäude, mit welchem man auch die Kaufmannsbörse, die Rathskammer, das Haus der Gemeine und alle Gerichte vereiniget hat. Die Börse ist mit Buchläden umgeben, die guten Abgang haben. Man zählet in Boston bis auf fünf Buchdruckereyen, in deren einen die Zeitungen gedrucket werden, welche wöchentlich zweymal heraus kommen. Die Pressen haben hier vollauf zu thun, welches größten theils denen zur nützlichen Gelehrsamkeit in Neuengland errichteten Collegien und Schulen zuzuschreiben ist; dahingegen zu Neu-York nur ein einziger kleiner Buchladen, und in Virginien, Maryland, Carolina, Barbados und den andern englischen Eylanden, Jamaica selbst nicht ausgenommen, gar keiner ist.

Die Gestalt der Stadt, welche wie ein halber Mond um den Hafen herum liegt, und zwischen drey bis vier tausend Häuser enthält, muß eine schöne Aussicht geben. Man setzet hinzu, der Kai sey sehr hoch, die Straßen breit, und es fehle nichts an der Schönheit der Häuser, das Pflaster aber vergleicht man mit dem zu London, das heißt, es ist überaus schlecht. So ist es auch bey Strafe verbothen, darauf zu gallopiren. Man läßt uns von der Anzahl der Einwohner zu Boston aus dem jährlichen Todtenzettel urtheilen, welcher die Hauptrichtschnur der Staatsrechenmeister ist. Schon vor mehr als zwanzig Jahren, saget man r), enthielt er dreyhundert und vier und dreyßig Weiße, und sechs und vierzig Negern; das ist zusammen dreyhundert und achtzig Einwohner, und die letztern enthalten ungefähr vierhundert und funfzehn. Hierbey beobachtet Neal, daß, wenn man nach dem Verhältnisse der Rechnung zu London urtheilet, Boston neunzehn bis zwanzigtausend Seelen enthalten muß. Die Miliz dieser Stadt bestund vor vierzig Jahren nur aus vier Compagnien zu Fuße; zehn Jahre darnach wurde sie um die Hälfte vermehret, und eine Compagnie Reiter hinzugethan. Wenn die Vermehrung der Miliz der Zunahme der Einwohner gemäß ist: so muß man schließen, ihre Anzahl habe sich in dieser Zeit verdoppelt.

Boston enthält zehn Kirchen, deren Namen die mannichfaltigen Secten anzeigen, woraus diese Colonie besteht; dergleichen sind die englische Kirche, die französische Kirche, die Kirche der Wiedertäufer, die Quackerkirche rc. Dieses hindert indessen doch nicht, daß die Gesellschaft daselbst nicht eben so höflich und leutselig seyn sollte, als in den besten Städten von England. Die meisten Kaufleute gehen nach Europa, und bringen die Moden und Gebräuche von da mit. Ein Engländer, welcher von London nach Boston geht, merket es nicht, daß er den Aufenthalt verändert habe. Er findet daselbst eben die Luft, eben den Umgang, eben die Kleidung, eben die Reinlichkeit in dem Geräthe, eben den Geschmack in den Speisen und deren Zurichtung; kurz, Boston ist diejenige Stadt, die in dem engländischen America am meisten blühet. Man hat in einem einzigen Jahre sechshundert Segel nach Europa und andern Orten abgehen sehen. Sie ist der Sitz des Statthalters, der Gerichte, der allgemeinen Versammlung, und der Mittelpunct aller Geschäffte des Landes. Man giebt der Stadt ungefähr zwo Meilen in der Länge, und fast eine Mei-

r) Die Nachricht, der wir folgen, ist von 1741.

Beschreib. v. Neuengland.

Meile in ihrer größten Breite. Die Massachusetsbay, an deren Ende sie liegt, erstrecket sich ungefähr acht Meilen in das Land.

Andere Städte dieser Provinz.

Dorchester, die zweyte Stadt der Provinz, liegt an der Mündung der beyden Flüsse, sehr nahe bey der Küste. **Roxbury** nimmt das Ende einer Bay ein, die sehr wenig Wasser hat, und nicht die geringste Zuflucht für die Schiffe zeiget: das Land aber wird von einer großen Anzahl Quellen gewässert, und die Stadt ist wegen einer Schule merkwürdig, die allen Secten offen steht. **Braintry** genießt eben des Vortheiles. **Weymouth** ist die älteste Stadt der Provinz: sie ist aber von ihrem ersten Glanze sehr herunter gekommen, obgleich ihre Fähre sehr zum Ueberfahren gebrauchet wird.

Die Provinz Suffolk hat keine großen Flüsse: sie wird aber von einer Menge kleinen so gut gewässert, daß sie wegen ihrer Fruchtbarkeit und Annehmlichkeiten das Paradies von Neuengland genannt wird. Man findet wenigstens zwölf oder funfzehn artige Flecken um die Bay, nebst einer Menge schöner Thäler. Die Nordspitze an der Einfahrt heißt **Pulling-Point**, und die an der Südspitze **Merton-Point**. Diese ist mit einem kleinen Dorfe begleitet, wo die Schiffe bey ihrer Ankunft ordentlicher Weise vor Anker legen.

Provinz Hampshire.

Gegen Westen von den Provinzen Suffolk und Middlesex kömmt man in die Provinz **Hampshire**, welche die Flecken **Enfield** oder **Hatfield**, **Hadley**, **Northampton**, **Springfield**, **Southfield**, **Westfield**, und **Brookfield** hat. Diese Provinz, welche bergicht ist, und in dem Innern des Landes liegt, kömmt an Fruchtbarkeit denen an der Küste nicht bey, ob sie gleich von dem großen Flusse **Connecticut** gewässert wird, an dessen Ufern alle ihre Flecken liegen. Der vornehmste ist **Northampton**, welcher der Sitz der Gerichte ist.

Provinz Plymouth.

Die benachbarte Provinz an der Küste und gegen Süden ist **Plymouth**, die erste Niederlassung der Engländer in Neuengland. Sie enthält die Flecken **Plymouth**, **Scituate**, **Bridge-Water**, **Duxbury**, **Marschfield**, **Middleborough**, **Pembroke** und **Plympton**. Plymouth, welchem man den Namen der Stadt nicht versagen kann, besteht aus ungefähr vierhundert Familien oder zweytausend vierhundert Seelen. In den letztern Zeiten aber ist dieser Ort von Scituate übertroffen worden, wo man noch einmal so viel anzutreffen glaubet. Diese Provinz hat zween oder drey kleine Flüsse, und ist wenig von Suffolk unterschieden, was die Eigenschaft des Erdbodens anbetrifft. Wenn man von hier zur See in die Provinz Barnestable geht, welche die nächste ist: so findet man das Vorgebirge Cod, welches so wohl wegen seiner Höhe, als wegen der großen Menge Stockfische, die man daselbst fängt, gleich berühmt ist. Er bildet eine breite und bequeme Bay, welche tausend große Schiffe enthalten würde, und deren Eingang vier Meilen breit ist. Sie war ehemals mit Eichen, Fichten, Sassafras und vielerley gewürzhaften Bäumen bis an das Meer umgeben. Das Gesetz aber, welches man in Neuengland gegeben, um zu verbiethen, daß man kein Holz weniger, als zehn Meilen von der Küste, fällen soll, läßt urtheilen, daß die Zeit den Ueberfluß vermindert habe. Was man von den Wallfischen gesaget hat, die man in großer Menge in der Bay fand, scheint sich nur auf die alten Zeiten zu schicken. Der Stockfischfang aber geschieht noch stets mit so vielem Vortheile daselbst, daß, ungeachtet der Unfruchtbarkeit des Bodens, die Gegenden um das Vorgebirge doch eben so bevölkert sind, als irgend ein Theil von Neuengland. Der ganze Kreis Estham ist wegen seines Ueberflusses berühmt.

Die

Beschreib. v. Neuengland.

Provinz Barnestable.

Die Provinz Barnestable, welche, wie schon angemerket worden, auf Plymouth folget, hat neun Flecken, Barnestable, Estham, Manimoy, Truro, Rochester, Sandwich, Yarmouth, Harrwich und Nantubet. Man rechnet um Estham ungefähr fünfhundert christliche Indianer, welche Schulen zum Unterrichte ihrer Kinder, und sechs Lehrmeister nebst einem engländischen Prediger haben, welcher in ihrer Sprache prediget. Gegen Süden von dieser Provinz findet man eine Bay, welche die Monument-bay heißt, vor welcher die beyden Inseln sind, welche der Hauptmann Gosnold 1602, Marthens Weinberg, und die Insel Elisabeth nannte. Die Engländer schreyen hier wider eine holländische Reisebeschreibung, welche sie zwanzig Jahre darnach von zweenen Holländern, Namens Christian und Block, entdecken läßt, und unter dem Vorwande, sie macheten einen Theil von Neubelgien aus, ihnen den Namen dieser beyden Seefahrer giebt.

Die Straßen, welche diese beyden Inseln von der Küste der Provinz Barnestable absondern, machen eine sehr gefährliche Fahrt, die unter dem Namen Malabar bekannt ist. Eine andere Insel, Namens Nantubet, deren Lage man uns nicht meldet, die aber von christlichen Indianern bewohnet wird, mußte schon vor funfzig Jahren sehr bevölkert seyn, weil man damals fünf Kirchen daselbst zählete, wovon viere Priester von eben der Völkerschaft, und der fünfte ein Engländer, Namens Gardiner, waren.

Provinz Bristol.

Man findet darauf gegen Süden die Provinz Bristol, welche die Flecken Bristol, Swansey, Rehobeth, Taunton, Artleborough, Little Campton, Norton, Yarmouth, Deighton, und Friton hat. Obgleich Bristol keiner von den ältesten ist: so ist er doch der größte und volkreichste Flecken. Was die Handlung betrifft, so ist er das gegen Boston, was das engländische Bristol gegen London ist. Neal gesteht, daß den Grund und Boden den Engländern nur durch das Recht der Eroberung zusteht. Als sich darauf einige reiche Seefahrer mit den Indianern verglichen hatten: so baueten sie daselbst eine regelmäßigere Stadt, als alle diejenigen, die in eben der Provinz sind; und die Vortheile ihrer Lage haben sie mit gleichem guten Erfolge, was den Handel und die Vermehrung ihrer Einwohner betrifft, anwachsen lassen.

Rehobeth hat seinen Ursprung vor anderthalb hundert Jahren einer Menge engländischer Familien zu danken, die in Weymouth, ihrer ersten Niederlassung, gar zu dicht beysammen waren. Sein indianischer Namen war Saconet, welchen ihm viele Reisebeschreibungen noch geben. Er liegt in einer Ebene in einer kreisförmigen Gestalt, und hat anderthalb Meilen im Durchmesser; und die Kirche nebst der Schule und dem Pfarrhause nehmen den Mittelpunct ein. Der Flecken Artleborough ist von der Absonderung einiger Familien von Rehobeth entstanden, wovon er nicht weit gegen Norden entfernet liegt.

Swansey und Taunton sind zween große Flecken, oder vielmehr zween Wohnplätze aus zerstreueten Häusern, worinnen man eben so viele verschiedene Secten, als Familien, zählet. Ein Brief des Doctor Mather an den berühmten Woodward, für welchen alle außerordentliche Entdeckungen ein reiches Geschenk waren, versichert, man finde zu Taunton an dem Ufer eines Flusses, wo die Fluth hinaufsteigt, einen Felsen, dessen schnurgerade Seite sieben oder acht eingegrabene Zeilen von einer Schrift zeige, mit deren Buchstaben keine andere in der Welt, so viel uns deren bekannt sind, übereinkommen. Dicht bey Bristol ist ein merkwürdiges Gebirge, Namens Mount-Hope, oder Hoffnungsberg genannt, welches lange Zeit einem indianischen Fürsten, wider die Verfolgungen der Eng-

Beschreib. v. Neuengland.

länder, zum Aufenthalte dienete. Nachdem endlich die Gewalt der Waffen sie da hatte hinein dringen lassen: so eigneten sie sich dasselbe durch das Recht der Eroberung zu; worauf uns der Verfasser belehret, es habe unter Karls des II Regierung ein comischer Poet, Namens **Johann Crown**, welcher zwey gute Lustspiele gemacht, sich dieses Gebirge von dem Könige ausgebethen, welcher einen Geschmack an seinen Schriften fand. Es scheint aber nicht, daß er es erhalten habe; sondern der König, welcher von dem, was in Neuengland vorgieng, schlecht unterrichtet war, schrieb so gleich dahin, um sich zu beschweren, daß man ihn nicht wissen ließe, was **Mount-Hope** wäre; „obgleich, nach dem Verfasser „der Beschreibung, diese Sache ihn nichts angieng, und er kein Recht über einen Grund „und Boden hatte, welcher seinen Besitzern ihr Gut und Blut gekostet hatte„. Eben der Schriftsteller meynet, Crown sey in dieser Colonie gebohren worden, weil er über dieses einige Ansprüche auf einen Theil von Neuschottland gehabt, welches in die Hände der Franzosen gekommen, und er diesen Vorwand gebrauchet, sich den Hoffnungsberg auszubitten. Man kann auch vermuthen, er sey in Neuengland erzogen worden. Denn da er mit einem englischen Gesandten die Reise nach Turin gethan, und die Seltenheiten anzeigen wollte, welche er daselbst in der Galerie des Pallastes gesehen: so nahm er die Bildsäulen der zwölf Kaiser für die Bildsäulen der zwölf Apostel; und diese gelehrte Beobachtung wurde in seinem Tagebuche bekannt gemacht. Die Bostoner Collegia hatten damals den Glanz noch nicht, den sie itzt haben sollen.

Insel Rhode.

Jenseits des **Mount Hope** findet man das Eyland **Rhode**, welches die Indianer Aquetnea nennen, an der Bay **Narraguntset**. Ihre Länge ist vierzehn bis funfzehn Meilen, und die Breite vier bis fünf Meilen. Sie wurde schon 1639 von Engländern von einer besondern Secte bewohnet, deren Nachkommenschaft, dem Vorgeben nach, aus Mangel der Prediger und des Unterrichtes, eben so wild geworden seyn soll, als die Indianer. Indessen hat sie doch ihre Privilegien zu erhalten gewußt, die darinnen bestehen, daß sie sich selbst regieren oder wenigstens durch einen Rath, den sie sich erwählen, und der nicht unter der Krone und ihren Beamten steht. Sie machet sich ihre eigenen Gesetze, nur mit der Einschränkung, daß sie nichts an sich haben dürfen, welches den engländischen zuwider ist. Der Boden dieser Insel ist überaus fruchtbar, und der Aufenthalt daselbst so angenehm, daß man sie den Garten dieser Küste nennet. Diese Vortheile hatten eine so große Anzahl Einwohner dahin gezogen, daß ein Theil von ihnen gezwungen wurde, wieder nach dem festen Lande zurück zu kehren, wo sie zwo Städte baueten, **la Providence** und **Warwick**, welche alle Privilegien der Insel genießen. Sie unterhält eine beträchtliche Handlung mit Pferden, Schöpsen, Butter, Käse, und andern Sachen mit den engländischen Antillen. Dieß sind Wirkungen ihrer natürlichen Reichthümer, welche nicht unterlassen werden, beobachtet der Verfasser, dereinst die Höflichkeit und gute Lebensart wieder dahin zu bringen. Man zählet auf der Insel Rhode zwo Städte oder zween Flecken, **Newport**, welches die Hauptstadt ist, und Portsmouth. Ihre Entfernung von Boston ist ungefähr sechs und sechzig Meilen.

Ursprung ihrer Einwohner.

La Providence und Warwick.

La Providence und **Warwick**, zwo Städte, die obgedachter maßen von Colonien aus der Insel Rhode gestiftet worden, liegen zwischen den Provinzen Plymouth und Bristol. Man stellet sie nicht allein, als groß und reich, sondern auch in ihrer Regierung glücklich vor, ob sie gleich aus Sectirern bestehen, die ohne Obrigkeit und ohne Prediger leben. „Sie erhalten sich, saget man, in einem guten Verständnisse mit ihren Nachbarn. „Die

„Die Freyheit, welche sie haben, allen ihren Begierden zu willfahren, hindert nicht, daß „die Verbrechen nicht selten unter ihnen seyn sollten; welches man ihrer tiefen Verehrung „gegen die heil. Schrift zuschreibt, die sie nach ihrem Belieben lesen und erklären. Sie „haben einen tödtlichen Abscheu gegen alle Auflagen. Ihre Mildthätigkeit gegen Fremde „und ihre Gastfreyheit ist groß. Ein Reisender, der durch diese Städte geht, kann mit „eben derselben Freyheit in einem jedweden Hause einsprechen, als ob es ein Gasthof wäre, „und er wird daselbst mit dem besten, was sie haben, umsonst bewirthet. Die Viehzucht „und Butter und Käse machen, ist ihre vornehmste Beschäfftigung, wodurch sie sehr reich „geworden sind„.

Beschreib. v. Neuengland.

Provinzen Connecticut u. Newhaven.

Die Provinzen, wovon wir noch zu handeln haben, sind die vereinigten Colonien Connecticut und Newhaven, welche, wie die Insel Rhode, alle Privilegien erhalten haben, die man ihnen im Anfange gegeben hat. Diese beyden Provinzen sind siebenzig Meilen lang von Stoniton in der Grafschaft Neulondon, bis Rye in Fairfield an den Gränzen von Neuyork, und funfzig breit von Saybrook in der Grafschaft Neulondon bis Windsor in Hartford.

Grafschaft Neulondon.

Die erste von diesen Grafschaften, welche man an der Küste antrifft, ist Neulondon, welche die Flecken Stoniton, Saybrook, Preston, Damsik, Newlondon, Lyme, Lebanon und Killingworth hat. Die ostlichen Theile dieses Landes sind angenehm und fruchtbar, die westlichen sind voller Gebirge und Moräste. Saybrook, die älteste Stadt der Grafschaft, hat ihren Namen von ihren beyden Stiftern, Mylord Say und Mylord Brook, zweenen eifrigen Puritanern, welche sie an der Mündung des Flusses Connecticut bauen ließen. Lyme ist gegen über an dem andern Ufer. Newlondon liegt an einem Flusse, die Themse genannt, welcher sich in drey Arme unter den Namen Glaß-River, Russels-delight, und Indian-River theilet.

Grafschaft Hartford.

Die Grafschaft Hartford, welche inwendig im Lande an die vorhergehende stößt, ist die einzige in Neuengland, welche keine Seestadt und keinen Hafen hat. Dieß hindert aber doch nicht, daß sie nicht wohl bevölkert sey, und ihre Einwohner im Ueberflusse leben. Sie hat die Flecken Hartford, Farmington, Glastonbury, Middletown, Windsor, Hadham, Sinsburg, Weatherburg, Watersfield, Farm und Windham. Der vornehmste ist Hartford, welcher zwo Pfarrkirchen hat, die alte und neue Kirche genannt, wobey man beobachtet, daß die verschiedenen Secten, woraus Neuengland besteht, darinnen einig sind, daß sie ihren Kirchen niemals den Namen eines Heiligen geben. Dicht bey Hadham wird der Fluß Connecticut, welcher die nordlichen Gränzen dieser Grafschaft bewässert, durch eine Insel getheilet, Thirty-Miles oder Dreyßigmeilen genannt, weil sie so weit von der Mündung ist. Man findet in den westlichen Theilen der Grafschaft Hartford viele Ketten von Gebirgen und dicke Wälder, welche viel Färbeholz und Lebensmittel? Le-gaben, als dieser Handel in der Colonie noch geehret war.

Grafschaft Newhaven.

Zwo Grafschaften bilden die Provinz Neuhaven, welche mit Neulondon vereiniget ist. Die eine, welche auch Newhaven heißt, hat die Flecken Brainford, Derby, Guilford, Nulford, Newhaven und Wallingford, wovon der vornehmste, welcher Neuhaven ist, das Ansehen einer volkreichen Stadt angenommen, seit dem man daselbst ein Collegium mit einer öffentlichen Bibliothek gestiftet hat. Brainford hat einen Eisenhammer an den Ufern eines kleinen Flusses, welcher sein Wasser bis in das Meer führet. Man wundert sich, daß man hier den ersten Eisenhammer in einem Lande findet, wo

Beschreib. v. Neuengland.

wo die Eisenadern so gemein seyn sollen, und wo die Wälder nicht selten sind. Wie groß muß nicht die Trägheit der Einwohner seyn, beobachtet der Verfasser der Nachricht, wenn sie deswegen ein Metall verachten, woraus sie fast eben so viel Nutzen, als aus dem Golde, ziehen würden! Zween andere kleine Flüsse, wovon sich der eine zu Gailfort und der andere zu Milford in das Meer ergießt, würden zu eben der Arbeit eben so gut seyn.

Grafschaft Fairfield.

Die folgende Grafschaft ist **Fairfield**, welche die Flecken **Fairfield**, **Danbury**, **Norwich**, **Stamford**, **Woodbury**, **Greenwich**, **Rie** und **Stratesford** hat. Diese Grafschaft hat keine schiffbaren Flüsse; denn derjenige, welcher in den großen Fluß Hudson fällt, ist zwar bey seiner Mündung sehr breit, er verdienet aber diesen Titel nicht, weil er seine Breite nicht über drey oder vier Meilen behält, und er nicht über zwanzig in seinem ganzen Laufe hat. Die meisten Flecken, oder vielmehr Dörfer des Landes, liegen in kleinen Buchten, und sind eben so wenig wegen ihrer Handlung, als wegen ihrer Größe merkwürdig. Das Innere des Landes ist voller unbewohnten Moräste. Dieses nannte man ehemals den **Mohegin-Kreis**, wo sich die Holländer gesetzet hatten. Er wird durch Neuyork begränzet.

Außer der Insel, die man auf dieser Küste beschrieben hat, sieht man daselbst auch die Falkeninsel, die Inseln **Fisher** und **Block**, wo die Seeräuber oftmals Wasser eingenommen haben; ohne der zwanzig Inselchen ohne Namen zu gedenken, die nur zur Vertheidigung verschiedener Theile des Ufers wider die Wuth der Winde und Fluthen dienen.

Dasjenige, was Neuengland von Natur hervor bringt, ist von demjenigen, was Virginien trägt, nicht so sehr unterschieden, daß es besonders vorgestellet werden dürfte: man wird sichs aber nicht überheben können, von ihrer Regierung etwas zu sagen. Sie wird einem merkwürdig vorkommen, wenn man die mannichfaltigen Religionen und das verschiedene Interesse betrachtet, welches in der ganzen Colonie herrschet.

Regierung von Neuengland.

Man hat gesehen, daß die erste Niederlassung mit einer Art von Unabhängigkeit, und ohne andere Beziehung auf die Krone, als eine unbestimmte Unterwerfung, gebildet wurde, welche darinnen bestund, daß sie die Könige von England für souveraine Herren erkannten. Indessen wurden doch zwo so genannte **Charten** oder Verordnungen, die von dem Hofe hintereinander geschickt wurden, ehrerbiethig aufgenommen, weil man sie günstig fand, und wurden der Grund zu einer ordentlichern Regierung. Der Statthalter, welchen man General nennet, obgleich die Colonien zu Connecticut, und auf der Insel Rhode in seine Bestallung nicht mit eingeschlossen sind, sein Lieutenant, die Krieges- und bürgerlichen Bedienten werden von der Krone ernennet: die Ernennung des Admiralitätsgerichtes aber gehöret dem Statthalter zu. Der Rath, welchen man viel eher den Rath der Colonie, als des Statthalters, nennen könnte, wird jährlich von einer allgemeinen Versammlung der vornehmsten Einwohner erwählet, wovon die Provinz Massachusets achtzehn, Plymouth viere, Maine drey, und alle die andern zween stellen. Die Macht dieser Versammlung erstrecket sich weit. Alles, was die Regierung ausführen will, kömmt auf sie und ihre Genehmhaltung an; und sie hat auch die Macht, Gesetze zu geben. Sie wird alle Jahre zu Ende des Mayes zu Boston gehalten. Alle Glieder desselben leisten zuerst den Eid der Treue gegen die itzige wirkliche Ordnung der königlichen Erbfolge; und der Eifer in Neuengland für das Haus Hanover ist so brennend, daß man sich daselbst rühmet, man habe keinen Jacobiten in der ganzen Colonie. Darauf erkläret sich der Statthalter und unterzeichnet

zeichnet es mit seiner eigenen Hand, daß er die Wahlen billige und bestätige. Ungeachtet dieser Förmlichkeit aber liest man doch nicht, daß er ein Recht habe, sich derselben zu widersetzen; eben so wenig, als der Wahl der Räthe, die von der Versammlung geschieht. Nachdem solche erwählet worden: so schreiten sie zur Wahl der Gerichte, zur Hebung der Steuern und von Zeit zu Zeit zur Errichtung einiger Gesetze, welche denen in England niemals entgegen seyn dürfen. Sie verlangen, daß solche an den König geschickt werden, damit er sie bestätige. Wenn aber die Bestätigung innerhalb drey Jahren nicht ankömmt: so haben sie ihre völlige Kraft. „Eine so wenig eingeschränkte Gewalt hat dem Hofe schon mehr, „als einmal, die Vorstellung thun lassen, daß die Statthalter in Neuengland, weil sie von der „Versammlung abhängen, so gar, daß sie auch ihren Unterhalt von derselben erwarten müs„sen, könnten gereizet werden, sich solche gewogen zu machen, damit sie die Vorrechte der „Krone verließen, und wider das Beste von Großbritannien handelten„.

Beschreib. v. Neuengland.

Eine jede Privatperson, die eine Einkunft von vier Shillingen in Ländereyen hat, oder ein Capital von funfzig Pfund Sterling besitzt, wird für einen freyen Bürger gehalten, und hat mit Theil an der Erwählung der Mitglieder zu der Versammlung. Es sind ihrer hundert an der Zahl. Man hat eine Sammlung von Gesetzen in Neuengland herausgegeben, woraus man hier nur einige Stücke anführet, um den Geist dieser sonderbaren Colonie kennen zu lernen. **Ehebruch** soll beydes bey Männern und Weibern am Leben bestrafet werden. **Bastarde**; der Vater soll für den Unterhalt des Kindes sorgen; wenn die That zweifelhaft ist, so soll er losgesprochen werden. **Gotteslästerung**; der Tod. **Beständiger Kornpreis**; drey Shillinge der Scheffel. **Bürger** sollen Glieder einer gewissen Kirche, das ist Communicanten seyn. **Kinder**; der Tod für diejenigen, die ihre Aeltern verfluchet oder sie geschlagen haben. **Falsch Zeugniß**; der Tod, wenn es das Leben eines andern betrifft. **Spielen um Geld**; dreyfachen Werth. Gebrauch der Karten oder Würfel, fünf Shilling. Billiardtafel oder Kegelschieben in einem öffentlichen Hause, fünf Shilling. Tanzen, fünf Shilling, oder nach Belieben des Richters zu stäupen. Karten in Verwahrung haben, fünf Pfund Sterling. **Ketzerey**; das vierte Geboth leugnen, die Kindertaufe, die Gewalt der Obrigkeit ꝛc. Landesverweisung. **Quäker**; einen hereinbringen, hundert Pfund Sterling; einen verbergen, vierzig Pfund Sterling, für jede Stunde. In eine quäkerische Versammlung gehen, zehn Shilling. Fremden daselbst zu predigen, Staupenschlag mit dem Brandmarke R (Rogue oder Schelm) auf der linken Schulter und Landesverweisung, und wenn er wieder kömmt, der Tod. **Jesuiten und päbstische Pfaffen**; Landesverweisung, und wenn sie wiederkommen, der Tod. **Indianer**, die ihr Land nicht bauen, verlieren solches; ihnen stark Getränk verkaufen, für jedes Nössel, vierzig Shilling; ein Pfund Bleyschrot, vierzig Shilling; ein Pfund Pulver, fünf Pfund Sterling; eine Flinte, zehn Pfund Sterling. **Trunkenbolde**, nach neun Uhr des Nachts, in Stock gelegt und gestäupet, oder zehn Shilling zehn Stüber. **Lügner**, zu eines andern Nachtheile, zehn Shilling oder gestäupt. **Ehestand** soll nur von der Obrigkeit geschlossen werden. Ein Mann, der seine Frau, oder eine Frau, die ihren Mann schlägt, zehn Pfund Sterling. **Geld**; die neuen englischen Shillinge zwey Stüber weniger, als die alten. **Sabbathschänden**, vier Shilling. Sonnabends scherzen oder trinken nach der Sonnen Untergange, fünf Shilling oder Stäupung. **Schiffe**, nach der Sonnen Untergange sollen keine Gesundheiten, am Borde eines Schiffes im Hafen getrunken, noch die Stücke abgeschossen werden, bey zwanzig Shilling

Gesetze in Neuengland.

Beschreib. v. Neuengland.

ling Strafe. Spinnen soll jeder, der nichts zu thun hat. Fremdlinge, christliche, die vor der Tyranney geflohen, sollen auf gemeine Kosten erhalten oder sonst versorget werden. Fluchen und Schwören, zehn Pfund Sterling. Wuchergeld, acht für des Hundert. Hexerey; der Tod. Wölfe, einen innerhalb zehn Meilen von einer Pflanzung erschlagen, eine Belohnung von vierzig Shillingen. Anbethung der Bilder und Götzendienst; Todesstrafe rc.

Harvards Collegium zu Cambridge.

Man hat gesaget, zu Cambridge sey 1630 ein Collegium unter dem Namen Harvards Collegium gestiftet. Diese Stadt, die nur sechs Meilen von Boston ist, hieß vorher New-Town. Das Collegium besteht aus einem Präsidenten, fünf Professoren und einem Schatzmeister, und ist dem Besuche des Statthalters oder seines Abgeordneten aller Obrigkeitspersonen der Colonie, und der Prediger aus den sechs benachbarten Flecken unterworfen. Die Besoldungen wurden anfänglich aus dem öffentlichen Schatze genommen. Da aber die Einkünfte von der Fähre zu Charlestown dem Collegio angewiesen worden, und viele Privatpersonen aus dem alten und neuen England freygebig etwas beygetragen, ihm andere Fonds zu machen: so hat es sich im Stande befunden, sich von diesen beyden Hülfsmitteln zu unterhalten. Einige Zeit nach dieser Stiftung ließ man ein anderes zur Erziehung der indianischen Jugend bauen. Die Schwierigkeit aber, den Indianern eine Neigung zu den Wissenschaften beyzubringen, hat gemacht, daß man eine Buchdruckerey daraus gemacht hat; wobey der Verfasser anmerket, es sey in der That nichts weniger nöthiger, als ein indianisches Collegium, da es der Colonie nicht an Predigern fehlet, die jungen Wilden zu unterrichten, und die engländische Sprache gleichsam die allgemeine Landessprache geworden ist. Was hat man es nöthig, setzet er hinzu, Indianer, die vermögend sind, zu arbeiten, von dem Pfluge wegzunehmen, und sich zu bemühen, gelehrte Leute aus ihnen zu machen? Ueber dieses hindert solche Veränderung auch nicht, daß man nicht diejenigen in Harvards Collegium thun könne, welche man zu dem Studieren geschickt halten würde. Bis itzo aber haben sich noch nicht mehr, als ihrer viere oder fünfe, gefunden, unter welchen man Caleb Cheaschaumuck und Eleazar nennet, welche ihre akademischen Gradus vor mehr als vierzig Jahren angenommen haben.

Dessen Bibliothek.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Bücher, ehe das Collegium gestiftet worden, in Neuengland so selten gewesen, als sie es noch in den meisten andern englischen Colonien sind. Durch die Freygebigkeiten einer großen Anzahl Liebhaber der Wissenschaften aber ist daselbst eine Bibliothek entstanden, welche zu den Zeiten der Königinn Anna ungefähr viertausend Bände enthielt. Man bedauert nur, daß sie bloß aus gelehrten Büchern besteht, und daß das Stück von den schönen Wissenschaften darinnen hindangesetzet worden, wiewohl es doch am vermögendsten gewesen, die Artigkeit und das gesittete Wesen in allen Wohnplätzen der Colonie auszubreiten und zu verewigen.

Uebersetzung der Psalmen in Verse.

Eins von den ersten Büchern, die aus der Druckerey des Collegii gekommen sind, ist eine Uebersetzung der Psalmen in Verse. Drey Prediger, Namens Eliot, Mather und Wells wurden dazu erwählet, und gaben ihr Werk 1640 heraus. Es fand keinen Beyfall; und ob es gleich bey einer zweyten Ausgabe von dem Doctor Dunstar, Präsidenten des Collegii, durchgesehen wurde, so war die Welt doch noch nicht besser damit zufrieden. Diese vier Gelehrte, beobachtet der Verfasser der Nachricht, sollten gewußt haben, daß die Gelehrsamkeit und Kenntniß der Sprachen nicht genug sey, Poeten zu machen, sondern, daß sie mit einem Geschicke begleitet seyn müssen, welches sie allein, ohne Hülfe der Gelehrsamkeit, machet. Das

eure-

europäische England hat folgendes Urtheil davon gefället: „Ob sie gleich in allem, was „die Poesie anbetrifft, abscheulich ist: so hat sie doch den Vortheil, daß sie den Verstand „treulicher ausdrücket, als irgend eine bekannte Uebersetzung, welches man vielleicht den „Verbesserungen des Doctor Dunstars zuschreiben muß, der in den morgenländischen „Sprachen sehr geübet war. Die Entschuldigung, welche die Uebersetzer wegen des schlech„ten Schwunges und der elenden Reime brauchen, ist, die Altäre des Herrn verlangen „nicht geschmückt zu seyn; gleich als wenn sie es besser hätten machen können, oder „als wenn das Lob Gottes nicht mit aller Vollkommenheit müßte gesungen werden, deren „die Menschen nur fähig sind. Wenn die Uebersetzer nur eine treue Uebersetzung haben „geben wollen; warum haben sie solche nicht in ungebundener Rede gegeben„?

Beschreib. v. Neuengland.

Das freye Collegium zu Newhaven, dessen Stiftung man auch angeführet hat, versammelt Schüler von allerhand Secten, ohne vermuthlich selbst die Quäker auszunehmen; weil man ihr Zeugniß zu dessen Ehren anführet. Die Studenten in diesen beyden Collegien, welche man auf drey bis vierhundert steigen läßt, sind nach Verhältniß in viel grösserer Anzahl als auf den Universitäten zu Oxford und Cambridge; „denn, wenn man setzet, „Neuengland enthalte zweyhundert tausend Seelen, und die Schüler wären daselbst an der „Zahl vierhundert, so sollte das europäische England, worinnen man acht Millionen See„len zählet, sechzehntausend Schüler auf seinen beyden Universitäten haben, da es doch nicht „einmal die Hälfte von dieser Anzahl hat„.

Collegium zu Newhaven.

Es sind in dem Gebiethe von Neuengland so wenig Indianer übrig, und diejenigen, die sich daselbst noch finden, haben die Kleidung, die Sitten, die Gebräuche, die Religion und die Sprache der Engländer so durchgängig angenommen, daß man sie bey der gänzlichen Zählung der Einwohner nicht mehr unterscheidet. Indessen behalten sie doch noch ihre alten Namen.

Indianer in Neuengland.

Die Massassoiten, oder Wampanager, bewohnen die Gegenden des Mount Hope in der Grafschaft Neubristol. Sie sind die erste Völkerschaft, mit der die Engländer Handlung errichtet haben. Sie macheten eine genaue Verbindung mit ihrem Sachem oder Könige. Der Enkel desselben aber war zwar auch mit ihnen so genau verbunden, daß er sich so gar eine Ehre daraus machete, den Namen Philipp von ihnen anzunehmen: allein, er wurde doch ihr abgesagtester Todfeind, und erregete alle benachbarte Völkerschaften wider die Colonie Plymouth. Er kam in diesem Kriege um, mit so weniger Ergebenheit gegen das Christenthum, welches er angenommen hatte, daß man ihn sagen hörete, er machete sich nichts aus einer Religion, deren Anhänger er verachtete.

Massassoiten.

Die Pokasseten sind die natürlichen Einwohner der Grafschaft Plymouth. Ihre alte Königinn, Philipps Freundinn, blieb in eben dem Kriege. Die Pikoten, eine sonst wilde Völkerschaft, hatten ihre Wohnungen an der Mündung des Flusses Connecticut, zwischen den Grafschaften Neulondon und Fairfield. Sie bemüheten sich lange Zeit, die Niederlassung der Engländer an den Ufern dieses Flusses zu beunruhigen. Da aber ihre Kriege nur zu ihrem eigenen Untergange gedienet haben: so ist die Anzahl derjenigen, welche solche überlebet, sehr klein geblieben. Die Patuxeten bewohnen das Land, welches die Grafschaften Neulondon und Neubristol absondert. Die Makaer wurden zwar ehemals auch unter die Völkerschaften von Neuengland gerechnet, sie gehören aber heutiges Tages zu Neuyork, und sind eine von denen fünfen, welche ein immerwährendes Bündniß mit dieser Provinz gemacht haben. Die Narraganseten sind der engländischen Colonie furchtbar

Pokasseten. Patuxeten. Makaer. Narraganseten.

Beschreib. v. Neuengland.

bar gewesen, bevor sie aus ihrer ersten Schwachheit gekommen. Sie wohneten um Newlondon herum. Die **Neumteaken** besaßen das Land, welches heutiges Tages die Grafschaft Essex ausmachet. Die **Massachuseten**, alte Einwohner der Grafschaften Suffolk und Middlesex, waren die zahlreichste Völkerschaft dieses Landes. Sie hat ihren Namen der ganzen Provinz von Neuengland gegeben. Denn die Bestallung des Generalstatthalters führet den Titel der **Massachusetsbay**, wovon nur die beyden kleinen Statthalterschaften Connecticut und die Insel Rhode ausgenommen sind. Man nimmt daher Gelegenheit, uns den Ursprung dieses Namens zu melden. Bey der Ankunft der Engländer hatte der Sachem des Landes sein **Wigwam** oder seinen Wohnplatz, auf einer kleinen Höhe, sechs Meilen von Boston. Dieser Hügel hatte die Gestalt einer indianischen Pfeilspitze, die in der Landessprache **Mas** heißt, wie eine Höhe **Wiluset** genannt wird. Davon bekamen die Wohnung und die Unterthanen des Sachem von den benachbarten Völkerschaften den Namen **Maswiluset**, welcher mit der Zeit in **Massachuset** verwandelt worden.

Neumteaken. Massachuseten.

Die **Moheginen** hatten ihren Sitz nahe bey dem Flusse Hudsen oder Neuyork, und waren eigentlich nur eine Ausbreitung der Maquaer. Die **Manimogen** bewohneten die Grafschaft Barnestable, und die **Namosketen** das Land, welches zwischen den Flüssen la Providence und Menimak ist. Die alten Einwohner der Länder jenseits Maine wurden durch verschiedene Namen unterschieden, und bildeten eine Menge kleiner Staaten acht bis zehn Meilen, deren jeder von seinem Sachem regieret wurde. Diese Häupter oder diese Könige waren ordentlicher Weise nur weise Privatpersonen, welche von den Alten eines Kreises gewählet wurden; und die königliche Würde blieb so lange bey einer Familie, als die Weisheit und die Herzhaftigkeit derjenigen, die damit bekleidet waren, diese Wahl zu rechtfertigen schien. Man kannte keinen andern Adel. Welche Wildheit! beobachtet auf eine ironische Art der Verfasser der Nachricht. Indessen gab es doch einige Ausnahme von dieser Regel; denn die Abkömmlinge der Sacheme genossen viele Vorrechte bey ihrer Völkerschaft.

Moheginen. Manimogen. Namosketen.

Fraget man, wie stark sind heutiges Tages die Indianer in Neuengland: so versichert der Verfasser, der zehnte Theil von der engländischen Miliz, welche hier, wie in Virginien, in Classen getheilet ist, würde hinlänglich seyn, sie alle zusammen in ihre Seen zu stürzen, oder bis auf den allerletzten auszurotten. Sie sind nur Knechte in den Pflanzungen, und leben, wie die Armen in unsern Kirchspielen, von der Bezahlung für ihre Dienste, oder der freywilligen Freygebigkeit derjenigen, welche sie brauchen. Die meisten, auch diejenigen nicht ausgenommen, die sich zu dem Christenthume bekannt haben, sind so träge, daß sie aller Arbeit feind sind.

Macht aller dieser Indianer.

Man wird vielleicht auch fragen, ob bey der Menge Secten, woraus diese Colonie besteht, sich keine Unruhen erregen, die der öffentlichen Ruhe schaden. Eine Erläuterung, welche diese ganze weitläuftige Frage beantwortete, würde die Materie zu vielen Bänden seyn können. So wie die englische Kirche die Oberhand über die andern Religionen bekommen hat: so hat sie sich auch allem Zorne wider die Nonconformisten überlassen; und die Wirkungen davon sind zuweilen blutig gewesen. Die Quäker, die Puritaner und die Antinomier sind mit einer wahren Wuth verfolget worden. Dieser englische Eifer hat sich bis auf die Hexen erstrecket. Man sollte sichs kaum einbilden, wie weit er gegangen ist, und es noch viel weniger glauben, wenn es nicht durch die Urkunden der Colonie selbst bestätiget würde.

Innerliche Unruhen in Neuengland.

Beschreib. v. Neuengland.

Eine so sonderbare Materie verdienet, daß man sich einige Augenblicke dabey aufhalte.

Hexengeschichte daselbst.

Ein Prediger zu Salem, mit Namen **Paris**, war der erste, welcher 1691 einen eben so lächerlichen als traurigen Schauplatz eröffnete, als er angab, seine Tochter und seine Nichte, beyde von etwan zehn bis eilf Jahren, wären unter der Gewalt der Hexerey; und sein Verdacht davon fiel auf eine Indianerinn, Namens **Tomba**, die bey ihm in Diensten war. Man peitschete sie scharf, damit sie bekennen sollte. Sie gestund, sie wäre eine Hexe. Man brachte sie auf obrigkeitlichen Befehl in ein enges Gefängniß, worinnen sie lange blieb, bis man sich endlich schämete, sie ohne Beweis so lange eingesperret zu halten. Man hohlete sie also wieder heraus, und verkaufete sie, das Geld dafür aber wurde zu Bezahlung der aufgelaufenen Unkosten angewandt. Der Generalstatthalter, welcher damals **William Phips** war, that bey dieser seltsamen Begebenheit die Augen zu.

Sie fing schon an, in die Vergessenheit zu gerathen, als im August des folgenden Jahres **Georg Burrough**, ein Prediger zu Falmouth in der Grafschaft Maine, beschuldiget wurde, er habe eine Frau zu Salem, **Maria Wolcot** genannt, und viele andere behexet. Ihm wurde förmlich der Proceß gemacht, und es sageten sechs Weiber wider ihn aus. Ihre Aussagen wider ihn sind so läppisch, daß sie wider die gesunde Vernunft zu seyn scheinen. Der unglückliche Prediger aber wurde nichts destoweniger zum Galgen deswegen verdammet, und das Urtheil an ihm vollzogen. Der ganze Proceß ist von dem Doctor **Mather** gesammelt worden. Viere von eben diesen Weibern brachten eben diese Beschuldigung wider eine Engländerinn aus eben dem Orte an, und zwey schwuren auch noch weiter wider eine andere Frau, Namens **Susanna Martin**. Der Verfasser führet etwas von ihrem Gespräche mit dem Friedensrichter an, der sie ins Gefängniß legen ließ; und fraget, ob sie nicht mehr gesunde Vernunft zeige, als ihr Richter.

Richter. Saget mir doch, was fehlet diesen Leuten? **Susanna.** Das weis ich nicht. **Richter.** Aber was denket ihr wohl, was ihnen fehlet? **Susanna.** Darüber will ich mir nicht den Kopf zerbrechen. **Richter.** Meynet ihr nicht, daß sie behext sind? **Susanna.** Nein, ich denke es nicht. **Richter.** So saget uns doch, was sind denn eure Gedanken davon? **Susanna.** Nein, meine Gedanken sind mein eigen, so lange ich sie bey mir behalte; wenn sie aber heraus sind, so sind sie eines andern. Ihr Meister = = = **Richter.** Ihr Meister? Wer denkt ihr wohl, der ihr Meister sey? **Susanna.** Wenn sie mit der schwarzen Kunst umgehen, so werdet ihr mich wohl verstehen. **Richter.** Aber was habet ihr in dieser Kunst gethan? **Susanna.** Gar nichts. **Richter.** Ey, ihr sollet ihnen doch erschienen seyn (das ist, der Hexen ihr Geist; denn es wurden unterschiedene auf den Beweis, daß ein solcher Geist erschienen sey verurtheilet.) **Susanna.** Davor kann ich nichts. **Richter.** Ist es nicht euer Herr; wie kömmt es denn, daß eure Erscheinung sie beschädiget? **Susanna.** Wie kann ich es wissen? Derjenige, der in Samuels Gestalt erschienen ist, kann in eines jeden andern Gestalt erscheinen.

Der Verfasser fraget noch einmal, ob dieses, wie eine Frau reden heißt, die als eine Hexe soll gehangen werden? Gleichwohl wurde sie dazu verdammet. Alle Aussagen waren der gesunden Vernunft anstößig. Sie finden sich in der Sammlung, welche der D. Mather bekannt gemacht hat, und wobey Neal anmerket; „es sey doch sehr seltsam, daß, nachdem man alle Aussagen der Ankläger weitläuftig angeführet, man die Vertheidigung der Beklagten nur mit allgemeinen Redensarten berühret. Man versichert nur, saget er,

Beschreib. v. Neuengland.

„ihre Antworten verdieneten keine Aufmerksamkeit; sie wären voller Widersprüche und zwey-
„deutig; die Strafbaren waren ganz verworren; sie veränderten die Farbe 2c. Der Leser
„wird also im Dunkeln gelassen, und kann die Wahrheit nicht erkennen. Wenn die Ver-
„theidigung der Gefangenen so schwach war, als man sie vorstellet: so hätte es zum Vor-
„theile des Gerichts gereichet, wenn man solche der Welt umständlich vor die Augen geleget
„hätte. Sind sie es aber nicht gewesen: so ist es sehr hart, daß sie sollen vertuschet werden.„

Gleichwohl wurden durch dieses verhaßte Verfahren acht und zwanzig Personen zum Tode verdammet *t*). Eine fromme und tugendhafte Frau, **Rebecca Nurse**, welche bisher in sehr gutem Rufe gestanden, und ihn auch durch ihr exemplarisches Leben verdienet hatte, behauptete ihre Unschuld bey dem Verhöre so nachdrücklich, daß die Geschworenen sie für nicht schuldig erkläreten. Die wider sie aufgestelleten Zeugen aber macheten ein so großes Geschrey, daß sie noch einmal abtreten mußte, worauf sie denn für strafbar erkannt wurde. Sie stund auch den Tod mit aller der Ernsthaftigkeit und Bescheidenheit aus, welche einer Christinn geziemete; und man kann die Geschichte ihrer Hinrichtung nicht ohne Entsetzen und Verabscheuung lesen. Ihre Schwester, **Maria Casly**, welche eben dieses Verbrechens wegen verurtheilet wurde, und eben so unschuldig war, überreichete den Richtern eine Bittschrift, welche sie hätte beschämen sollen. Sie ist so kurz und so sonderbar, daß man sich nicht beschweren wird, die Uebersetzung davon allhier anzutreffen. „Da ich, eure demüthige und arme Supplicantinn, meiner eigenen Unschuld überzeuget bin, und die listigen Ränke und Tücke meiner Ankläger deutlich bey mir selbst sehe: so kann ich von andern, die eben den Weg gehen müssen, den ich gehe, nicht anders als liebreich urtheilen. Ich war einen ganzen Monat aus eben der Ursache, weswegen ich nun verurtheilt bin, ins Gefängniß verschlossen, und damals von den geplagten Personen, nämlich den Behexten, wie Ew. Edl. selber bekannt ist, für unschuldig erkläret; und in zweenen Tagen wurde ich wieder angeschrien, und bin eingeschlossen worden, und jetzt zum Tode verurtheilet. Gott der Herr, oben im Himmel, wußte damals meine Unschuld, und weis sie auch noch itzt, wie an jenem großen Tage vor Menschen und Engeln offenbar werden wird. Ich bitte, Ew. Edl. nicht um mein eigenes Leben; denn ich weis, daß ich sterben muß, und die Zeit darzu ist schon bestimmet; sondern bloß der Herr weis es, wenn es möglich ist, daß nicht noch mehr unschuldig Blut möge vergossen werden, welches nach der Art, wie ihr verfahret, unmöglich vermieden werden kann. Ich zweifele nicht, daß Ew. Edl. in Entdeckung und Herausbringung der Hexerey nach äußerstem Vermögen handeln, und nicht die ganze Welt nehmen würden, unschuldiges Blut zu vergießen. Aber aus meiner eigenen Unschuld weis ich, daß ihr auf einem unrechten Wege seyd. Der Herr regiere euch nach seiner unendlichen Barmherzigkeit in diesem wichtigen Werke, wenn es sein heiliger Wille ist, damit kein unschuldiges Blut vergossen werde. Ich wollte euch demüthig gebethen haben, daß Ew. Edl. geruhen wollen, einige von diesen bekennenden Hexen auszufragen; weil ich gewiß weis, daß unterschiedene derselben, so wohl sich selbst, als andere belogen haben, welches wo nicht in dieser, gewißlich in jener Welt, wo ich hingehe, erscheinen wird; und ich zweifele nicht, daß ihr selbsten noch eine Aenderung in diesen Dingen sehen werdet. Sie sprechen, ich und andere hätten ein Bündniß mit dem Teufel gemacht, wir können nicht bekennen. Ich „weis,

t) Darunter waren zween Prediger.

»weis, und der Herr weis es, wie in kurzem erhellen wird, daß sie mich belügen, und »weis sie also nicht, daß sie es andern eben also machen. Der Herr allein, der der Her-»zenskündiger ist, weis, daß ich, wie ich es vor seinem Richterstuhle verantworten will, »nicht das geringste von Hexerey verstehe, und darum kann ich nicht, und darf nicht mei-»ne Seele belügen. Ich bitte Ew. Edl. diese demüthige Bitte einer armen sterbenden un-»schuldigen Person nicht zu versagen.

Niederlassung in Neuyork.

Dieses hatte nicht mehr Wirkung über ihre Richter, als ob dieselben eben so unem-pfindlich gewesen wären, als der Galgen, woran sie gehangen wurde. Als sie ihren letz-ten Abschied von ihrem Ehemanne, ihren Kindern und Freunden nahm, that sie es auf eine so ernsthafte und bewegliche Weise, daß allen, die gegenwärtig waren, die Thränen in die Augen traten. Obgleich die Furcht viele von den Beklagten bewogen hatte, sich für strafbar auszugeben: so beobachtet doch Neal, daß sich keiner von ihnen gefunden, welcher es nicht bey seinem Tode wiederrufen, und den Himmel gebethen, sein Blut solle über seine Ankläger und Richter kommen. Da einige Frauenspersonen einen Aufschub erhal-ten, weil sie theils schwanger, theils noch so jung waren, daß sich auch welche von zehn bis eilf Jahren darunter fanden: so wollte ihr Glück, daß die Regierung unterdessen die Augen aufthat. Diese Veränderung rettete ihnen das Leben und war für noch hundert und fünfzig Personen nicht weniger glücklich, die damals eben der Ursache wegen im Gefäng-nisse waren. Es würde aber unglaublich zu seyn scheinen, wenn man nicht solche gewisse Zeugnisse davon hätte, daß sich die Friedensrichter, welche den Anklägern nicht mehr hülf-liche Hand leisten wollten, selbst angeklaget, und gezwungen sahen, die Colonie zu verlas-sen, damit sie nur der Wuth des Volkes entgiengen. Man redete auf unterschiedene Art von dem Statthalter. Weil er von einer schwachen Gemüthsart, wiewohl ein Freund der Gerechtigkeit, war: so war er der Verfolgung bald günstig, bald zuwider: es scheint aber, daß die Quelle des Uebels besonders von den Puritanern herkam, und daß man der allge-meinen Versammlung Dank schuldig war.

Der V Abschnitt.

Niederlassungen in Neu-York und Neu-Jersey.

Entdeckung des Landes durch Hudson. Er nennet es Neu Holland; es bekömmt den Namen Neu-Belgien. Alter Zustand der holländischen Colo-nie. Mistrauen der Holländer. Die Engländer bemeistern sich Neu-Belgiens. Es bekömmt den Namen Neu-York. Theilung dieser Pro-vinz. Beschreibung ihres wirklichen Zustandes. Hauptstadt. Insel Monahattan. Kingston. Grafschaft West-Chester. Albanien. Schenecta-da. Lange Insel. Queens County. Grafschaft Suffolk. Alte Sprache der Indianer daselbst. Die Schweden hatten Neujersey vordem. Des-sen Eintheilung. Lage. Grafschaften Berghen, Essex, Middlesex, Monmouth. West-Newjersey. Hauptstadt Burlington.

Da die Verbindung gegen Norden zwischen den englischen Colonien des festen Landes nicht aufhöret: so geht man aus Neuengland nur heraus, um in eine andere Nie-derlassung von eben der Nation zu treten, die heutiges Tages unter dem Namen Neu-York bekannt ist, nachdem sie lange Zeit den Namen Neu-Belgien unter den Holländern, ih-ren ersten Herren, geführet hatte. Nichts hatte den Engländern so viel Verdruß verur-sachen können, als da sie den Besitz eines Landes, welches von einem Seefahrer ihrer Na-tion

Entdeckung des Landes durch Hudson.

Niederlassung in Neuyork.

tion entdecket worden, in fremde Hände hatten kommen sehen. Der berühmte Heinrich Hudson, welchen man mit mehrerm Glanze unter den Reisen nach Norden wird erscheinen sehen, hatte sich unter der holländischen ostindischen Compagnie vergebens bemühet, in den nordlichen Theilen von America einen Weg in das Ost- oder Westmeer zu finden, und gieng also wieder nach Süden längst dem festen Lande hin. Er gieng vor Neufrankreich vorbey, und ländete anfänglich im ein und vierzigsten Grade, drey und vierzig Minuten an einer Küste, die er anfänglich für eine Insel hielt. Er gab ihr den Namen Neu-Holland, denjenigen zu Ehren, welche sich seiner Dienste bedienet hatten. Nachdem er die Eigenschaften des Landes, und die Gesinnungen der Einwohner erkannt hatte: so gieng er wieder nach Holland unter Segel, von da er abgereiset war; und weil der Ehrgeiz die Holländer damals eben so erhitzete, als der Handel: so erregete sein Bericht viele amsterdamische Schiffe, eben den Weg zu nehmen. Die Engländer gestehen, Hudson habe den Generalstaaten das Recht verkaufet, welches er aus seiner Entdeckung gezogen, und behaupten, sie hätten sich dagegen gesetzet, weil dieser Handel, ohne Theilnehmung des Königes Jacob, geschlossen worden. Man sieht aber nicht, was für ein Recht sich dieser Herr auf die Früchte einer Unternehmung zueignen können, woran er nicht den geringsten Antheil gehabt; und wenn er einige Klagen zu führen gehabt, so hätte es nur über die Untreue eines Unterthanen geschehen können, welcher sein Vaterland vergessen zu haben geschienen. Was für ein Urtheil man auch davon fällen muß, so beobachteten doch die Kaufleute zu Amsterdam schon 1610 einen Befehl der Generalstaaten, um den Grund ihrer Handlung in Neu-Holland zu legen. Im 1615ten Jahre baueten sie daselbst ein Fort, auf Befehl der Generalstaaten selbst, welche das Land nunmehr den Namen **Neu-Belgien** annehmen ließen. Darauf stifteten verschiedene Colonien, die nach und nach dahin gebracht wurden, daselbst einige Städte, worunter die vornehmste **Neu-Amsterdam** genennet wurde.

Er nennet es Neuholland.

Es bekömmt den Namen Neu-Belgien.

Ungeachtet der Eifersucht der Engländer behauptete sich diese Niederlassung dennoch ohne Unruhe bis zu dem ersten Kriege, welchen Holland mit ihnen unter Karls des II Regierung hatte. Sie wurde wenigstens nicht angegriffen, als durch einen Streif des Hauptmannes **Argall**, welcher auf seiner Fahrt von Virginien nach Neu-Schottland einige Pflanzungen daselbst zu Grunde richtete; und damit sich die Holländer vor dergleichen Anfällen verwahreten, so wandten sie sich an den englischen Hof, welchen sie auf ihre Seite zogen, indem sie ihm vorstelleten, sie hätten diese Colonie nur in der Absicht gebildet, einige Cabanen daselbst zu machen, und einige Lebensmittel zur Erfrischung der Schiffe ihrer Nation, die sich in diesen Meeren befinden könnten, in Bereitschaft zu halten. „Sie „hatten nicht unterlassen, wenn man sich auf die engländischen Nachrichten verlassen darf, „ihre Gränzen auf eine ansehnliche Art zu erweitern, viele Städte zu bauen, sie zu befestigen, und ihre Lage sehr blühend zu machen. Ihr Neu-Amsterdam lag auf einer Insel, „**Monahattan** genannt, an der Mündung desjenigen Flusses, welchem Hudson seinen „Namen gegeben hatte, und welchen sie den großen Fluß nannten. Die Bay, welche „gegen Osten davon liegt, hatte von ihnen den Namen **Nassau** erhalten. Sie hatten an „diesem Flusse auf hundert und funzig Meilen von der Mündung ein Fort, unter dem Namen **Orange**, erbauet; und trieben von da einen sehr vortheilhaften Handel mit den Indianern, die ihnen ihr Pelzwerk sehr von weitem herbrachten. Heinrich Christian, eben „derselbe, welcher seinen Namen derjenigen Insel gegeben, die von den Engländern **Marthens**

Alter Zustand der engländischen Colonie.

thens **Weinberg** genannt worden, war ihr erster Statthalter gewesen, und Jacob Elkin war ihm gefolget.

Beschreib. v. Neuyork.

Mistrauen der Holländer.

Obgleich dieses Zeugniß bey einem Engländer verdächtig seyn kann: so scheint es doch, daß gleich in den ersten Zeiten die holländische Compagnie die Gefahr gemerket hatte, worinnen sie war, daß sie sich so nahe bey den englischen Colonien gesetzet. Man hat gesehen, daß die Puritaner, welche nach Neuengland giengen, sich vorsetzeten, zu ihren Pflanzungen das Land zu erwählen, welches zwischen den Flüssen Connecticut und Hudson, bey der Grafschaft Fairfield, ist, und daß einer von ihren Wegweisern den Verdacht auf sich geladen, als habe er sich von den Holländern bestechen lassen, um sie einen andern Weg zu führen. Dieses Mistrauen wurde endlich noch selbst vor dem Kriege durch das Geschenk gerechtfertiget, das Karl der II dem Herzoge von York, seinem Bruder, mit allem demjenigen machete, was den Holländern in Neu-Belgien zugehörete. Man setzet nicht hinzu, aus was für Rechte, und aus was für Grunde. Der Herzog aber wartete nicht so lange bis der Krieg erkläret war u), um sich in den Besitz desjenigen zu setzen, was ihm angebothen worden. Er ließ **Robert Carre** mit so vieler Mannschaft abgehen, daß es wenig Wahrscheinlichkeit hatte, daß sich die Holländer mitten im Frieden vermögend befinden würden, solcher zu widerstehen.

Die Engländer bemeistern sich Neubelgiens.

Carre begab sich zu Ende des 1664sten Jahres, zu einer Zeit, da die holländische Colonie noch keine Nachricht haben konnte, daß England mit den Generalstaaten gebrochen, nach der Mündung des Hudsonsflusses. Er setzete dreytausend Mann in der Insel Monachattan aus. Man hatte noch niemals eine so große Anzahl bewaffneter Engländer auf einmal nach America geschickt. Sie marschireten gerade auf Neu Amsterdam zu. Der Statthalter war ein alter Soldat, welcher in den Diensten der Republik einen Arm verloren hatte. Da er aber in dem Schooße des Friedens und des Vertrauens überfallen wurde: so unterfing er sich nicht, zu widerstehen. Carre hatte Befehl, den Frieden und den Schutz der Krone England denjenigen anzukündigen, welche ihn mit Unterthänigkeit aufnehmen würden. Alle Einwohner nahmen dieses Gesetz an. Man fand die Häuser der Stadt sehr wohl gebauet, von Bruchsteinen, und Ziegelsteinen, und mit vermischten rothen und schwarzen Ziegeln gedecket, welche auf einem ziemlich erhabenen Boden eine angenehme Aussicht von der Seeseite macheten. Ueber die Hälfte der Holländer blieben, und macheten keine Schwierigkeit, dem Könige in England den Eid der Treue zu leisten. Die Namen einiger der vornehmsten bezeichnen noch ihren Ursprung, als die **Schuylers, Remsdans, Bekmans, Jsbecks, Bankers, Lancays, Rensalaers, Vandams** u. a. Diejenigen, welche sich weigerten, das Joch der Ueberwinder auf sich zu nehmen, erhielten die Freyheit, sich mit ihren Gütern hinweg zu begeben x); und ihre Stelle wurde gar bald durch Engländer besetzet, welche der Stadt und der Provinz den Namen **Neu-York** gaben.

Es erhält den Namen Neu-York.

Einige Tage nach dieser leichten Eroberung begaben sie sich durch den Hudsonsfluß nach dem Fort **Orange**, welches nicht mehr Widerstand that. Sie gaben ihm den Namen

u) Die Unterschrift der Kriegeserklärung ist um viele Monate später, als die bey Robert Carres Bestallung.

x) England trat ihnen Surinam ab.

Beschreib. v. Neuyork.

men Fort Albanie, aus den Titeln des Herzoges von York. Die holländischen Pflanzungen waren mehr zerstreuet, als sie es ordentlicher Weise in den engländischen Colonien sind. Es fand sich nicht eine einzige an der westlichen Seite des Flusses. Die beträchtlichste war Hehgate gegen Süden nach Rye in Neuengland zu. Eine berühmte engländische Antinomianerinn, Namens Madame Hutchinson, welche sich dahin begeben hatte, nachdem sie aus der Provinz Massachusets war verbannet worden, war daselbst mit ihrer ganzen Familie, die aus sechzehn Personen bestund, von den Indianern umgebracht worden. Es kostete den Engländern weiter keine Mühe, als daß sie die Namen änderten. Carre ließ einen seiner Befehlshaber, Namens Nichols, zum Statthalter daselbst, und gieng nach England, sich einer so schnellen Ausführung zu rühmen.

Eintheilung dieser Provinz.

Die ersten Gränzen von Neubelgien, in dem holländischen Bewilligungsbriefe, waren Maryland gegen Süden, die indianischen Ländereyen gegen Westen, die französischen gegen Norden, und Neuengland gegen Osten gewesen. Nach den neuen Verfügungen des Königes Karls wurden sie weit mehr eingeschränket. Der Herzog von York sah sich nicht so bald Meister vom Lande, so trat er einen ansehnlichen Theil davon an unter ihm stehende Eigenthümer ab, welche es in Ost- und West-Jersey theileten, vermuthlich dem Ritter Georg Carteret, eines von ihren Collegen zu Ehren, welcher aus der Insel Jersey gebürtig war. Es ist das Stück dieses Namens, welches heutiges Tages die Gränzen von Neu-York gegen Westen und Süden ausmachet. Gegen Norden wird es von Long Island oder dem langen Eylande begränzet, und gegen Westen von Neuengland. Der Fluß Hudson sondert es von Jersey ab; und eine Linie, die von Rye nach Greenwich gezogen wird, sondert es von Neuengland. Die ganze Provinz geht also nicht über zwanzig Meilen tief ins Land hinein: ihre Länge aber ist ungefähr hundert und zwanzig Meilen an der Küste. In dieser Bestimmung liegt es also zwischen vierzig und einem halben Grade, und ein und vierzig Grad funfzig Minuten Norderbreite, und folglich in einer gemäßigtern Himmelsluft, als Neuengland.

Beschreibung ihres wirklichen Zustandes

Alle engländische Colonien in America haben ihr Land in Grafschaften eingetheilet, sie mögen nun bevölkert seyn, oder nicht; und die Reisenden von ihrer eigenen Nation halten diese Eitelkeit für lächerlich. Die beyden Jerseys, die lange Insel, und die andern Theile von Neu-York machen also heutiges Tages neun Grafschaften aus, wovon fünfe, die vornehmlich von den alten Holländern bewohnet worden, die Namen Albanie, Ulster, Duchesse, Orange und King's County, oder des Königes Grafschaft führen. Die vier andern sind der Königinn Grafschaft, oder Queen's County, Suffolk, Chester, und Neu-York.

Hauptstadt des Landes.

Die Stadt Neu-York ist heutiges Tages viel größer, als da sie noch Neu-Amsterdam hieß, und bildet folglich eine noch weit angenehmere Aussicht. Man zählet darinnen auf eilfhundert Häuser, und fast siebentausend Einwohner. Die Gebäude sind daselbst sehr schön; und man versichert, das geringste Haus koste daselbst hundert Pfund Sterling, welches man von der besten Stadt in England nicht mit Wahrheit sagen könnte. Die vornehmste Kirche, welche 1695 erbauet worden, ist von einer sonderbaren Schönheit. Man zählet noch drey andere, die holländische Kirche, die französische Kirche, und die lutherische Kirche. Denn, hier ist so, wie in Neu-England, allen christlichen Secten der Eingang offen. Die Einwohner von holländischer Herkunft machen einen ansehnlichen Theil der Stadt aus. Da ihnen aber die engländische Sprache zur Muttersprache geworden;

Beschreib. v. Neuyork.

den: so besuchen sie keine andere Kirche, als die von dieser Nation, vornehmlich diejenigen, die nach Stadtämtern streben. Nebst einer Freyschule hat die Hauptstadt in Neu-York auch ihre Druckerey, aus welcher zwar wenig Werke kommen, weil in der Stadt nur ein Buchladen ist, und man dessen Handel eben nicht sehr rühmet. Die vornehmste Vertheidigung der Stadt ist das Fort Georg, welches mit zwoen Batterien versehen ist, die nach dem Meere zu gehen. Es ist in gutem Stande, und wird von zwoen Compagnien regulierter Truppen besetzet. Das Rathhaus ist ein sehr schönes Gebäude. Man läßt uns nicht den geringsten Unterschied unter der Regierung in Neu-York, und der in den Städten in England bemerken: die Parteyen aber, die unter den Obrigkeitspersonen entstehen, verursachen in der Provinz oftmals Unruhe.

Fort Georg.

Insel Monahattan.

Die Insel Monahattan, wo diese Hauptstadt liegt, ist vier Meilen lang. Sie ist fruchtbar, angenehm, und der Hudsonsfluß, welcher sie bewässert, machet eine reiche und liebliche Pflanzung daraus. Kurz, was die Aussicht, das Vergnügen, und den Nutzen betrifft: so giebt die Stadt mit ihren Gegenden keiner Stadt in England etwas nach.

Kingston.

Kingston liegt zwischen Neu-York und Albanie, an dem westlichen Ufer des Flusses, funfzig Meilen von der erstern. Ihre Häuser sind zerstreuet, hundert etwan ausgenommen, welche den Mittelpunct ausmachen, und sehr wohl gebauet sind. Man zählet daselbst ungefähr zweyhundert Familien. Ein Fluß, Aesopus genannt, welcher von Neu-Jersey herunter kömmt, fällt in den Hudson bey dieser Stadt, und machet eine vortheilhafte Gemeinschaft zwischen beyden Provinzen.

Grafschaft West-Chester.

Die Grafschaft West-Chester hat nur ein Kirchspiel, oder wenigstens nur eine Pfarrkirche, welche in dem Flecken gleiches Namens ist. Taskars, Chams, und Munerenk sind alte holländische Pflanzungen.

Albanie.

Die Stadt Albanie, sonst das Fort Orange, ist einhundert und vierzig Meilen von Neu-York gegen Canada und Quebeck. Ihre meisten Einwohner sind noch von holländischer Herkunft, und belaufen sich etwan auf dreyhundert Familien, die ein stilles Leben führen, und sich so gar durch ihren Handel mit den Indianern bereichern. Daselbst halten die Statthalter der Provinz ordentlicher Weise ihre Unterredungen mit den Sachemen. Eine von den berühmtesten war diejenige Zusammenkunft, die unter der Königinn Anna gehalten wurde, wo man zween Sacheme der Huronen aus Canada, fünfe von den Indianern, die Twightwighte und Tronondaden genannt, und die von den fünf mit den Engländern verbundenen Völkerschaften sah, welche die Oneyder, die Wandager, die Cayanger, die Sinckaer, und die Maquaer oder Maquoesen heißen. Man beobachte hier, daß außer den letztern von diesen fünf Namen, nicht ein einziger allezeit auf einerley Art geschrieben und ausgesprochen werde. Das Gebieth aller dieser Indianer erstrecket sich bis zu den französischen Niederlassungen in Canada, deren Gränzen gegen Süden, saget der englische Verfasser, nicht über zweyhundert Meilen von denen von Neu-York gegen Norden sind. Albanie wird von einem guten steinernen Forte vertheidiget; und man unterhält daselbst eine Besatzung von zwo Compagnien; wovon ein Theil nach Shenectada, einer andern Stadt, geschicket wird, die zwanzig Meilen höher liegt, und auch von einem Forte vertheidiget wird, welches man in den letztern Zeiten wiedergebauet hat. Das Thal Shenectada ist ein Ort, dessen Annehmlichkeiten man sehr rühmet; und die Lage der Stadt, mitten in den indianischen Pflanzungen, machet den Handel daselbst sehr blü-

Shenectada.

Beschreib. v. Neuyork.

blühend. Man zählet daselbst ungefähr einhundert und funfzig Familien, Holländer und Engländer untermischt.

Zwischen Shenectada und Neu-York, in einem Raume von einhundert und siebenzig Meilen, sah man vordem viele indianische Völkerschaften, die sich in das innere Land gezogen haben. Dergleichen waren die **Makentowonier**, die **Pokanier**, die **Wuranier**, und die **Mamkikamen**. Die Maquaer waren gegen Westen von Albanier. Diese Gränzen haben zwo oder drey kleine Schanzen, welche der halbe Mond oder **Half-Moon Nestigaun** und **Saraclage** heißen. Das ganze Land, welches an dem Flusse bis an seine Mündung hinliegt, ist fruchtbar und lustig. Es gehörete vor diesem Jahrhunderte noch gänzlich den Indianern, außer dem Gebiethe **Sopersbill** an dem westlichen Ufer des Hudsons, wo die Holländer niemals einen Sitz gehabt hatten, welches aber heutiges Tages von den Engländern gebauet wird. Die Pflanzungen sind in dem Innern des Landes noch itzt selten.

Long-Island, oder die lange Insel.

Gegen Südost von Neu-York liegt **Long-Island**, oder das lange Eyland, sonst die Insel **Nassau** genannt, welche sich längst der Grafschaft Fairfield in Neuengland fast bis an die Mündung des Hudsons erstrecket. Man rühmet die Güte seines Bodens. Seine Länge ist einhundert und funfzig Meilen, und die Breite zwölfe. Hundert engländische Familien, die aus der Grafschaft Essex in Neuengland gekommen waren, bewohneten einen Theil vor der Eroberung von Neu-York. Da die Holländer in Neu-Amsterdam aber nicht aufhöreten, ihnen Verdruß zu machen: so hatten sie sich nach der Ostspitze der Insel begeben, wo sie eine Stadt, mit Namen **Southampton**, gebauet hatten, die sich von selbst zu einer besondern Statthalterschaft errichtet, unter dem Schutze der Colonie Massachusets. Sie erhält sich noch unter eben dem Namen; und ihre Einwohner sind so zahlreich geworden, daß sie in der Nachbarschaft einen Flecken, **Bridge-Hampton** genannt, gebildet haben. Die lange Insel besteht heutiges Tages aus drey Grafschaften von Neu-York, nämlich der **Königinn**, oder **Queen's**, **Suffolk** und **Richemond**. Denn die Engländer, welche diese Insel als ein Stück von Neu-Belgien ansahen, unterließen nicht, sich derselben, kraft der Gerechtsamen des Herzogs von York, zu bemächtigen. Man verwundert sich, daß die Einwohner zu Southampton, welche noch ältere Gerechtsamen darauf hatten, sich nicht widersetzet haben.

Queen's County.

Die Grafschaft der Königinn oder **Queen's-County** hat zwey Kirchspiele; eines zu **Jamaica**, einem Flecken von ungefähr vierzig Familien; das andere in dem Flecken **Hampstead**, mitten in einer schönen Ebene gleiches Namens, welche wegen der schönen Pferde berühmt ist, die sie ernähret, und welche aus dieser Ursache verbunden ist, ihr Antheil von Miliz an Reiterey zu stellen. Man findet in eben derselben Grafschaft einige andere kleine Plätze, als **Utrecht** und **Constable**. Die Grafschaft **Suffolk** wird nur von Presbyterianern, Quakern und andern Sectirern bewohnet, welche die Engländer Independenten nennen. **Huntington** und **Oisterbay**, ihre beyden Hauptflecken, bestehen aus ungefähr vierzig Familien. Die Holländer machten auf dem langen Eylande Töpfergeschirre, welches eben so hoch geschätzet wurde, als das Delfter: die Engländer aber haben dafür einen Kornhandel, Pferdehandel, und Rauchhandel eingeführet. In der Mitte der Insel ist eine Ebene, sechzehn Meilen lang, und vier Meilen breit, welche vortreffliches Gras hervorbringt, und deren Pferde eben so in Ehren gehalten werden, als die Hampsteader. In diesem ganzen Raume findet man keinen Stein, noch einen Strauch.

Grafschaft Suffolk.

Der

Der Handel mit Pferden wird daselbst durch Wettrennen und Preise aufgemuntert. Man hat sich auch dieser Vortheile zu Nutze gemacht, um zu Nortfleet, einem Flecken auf der Insel, eine Post anzulegen, welche zweymal die Woche eine ordentliche Gemeinschaft zwischen Nettlebed, Egerton, Afford, Huntington, Oister-Bay, Flushing, Newton, und New-York unterhält. Nicht weit von der Küste findet man viele kleine wüste Inseln: diejenige aber, welche die Holländer die Staateninsel genannt haben, an der westlichen Spitze des langen Eylandes, ist nicht über zehn Meilen lang, und fünf oder sechs Meilen breit, und enthält drey Wohnplätze; Billop, gegen Süden; Palmer gegen Norden, und Dover gegen Osten. Man fing ehemals Wallfische und Schnauber um diese Inseln, und im Winter fängt man noch eine Menge Seekälber daselbst, woraus man einen vortrefflichen Thran machet.

Beschreib. v. Neuyork.

Dasjenige, was Neu-York hervorbringt, ist von dem, was Neu-England trägt, wenig unterschieden. Man zählet nicht über tausend Indianer daselbst, und die Anzahl der Engländer, zu Ende des letzten Jahrhunderts, belief sich auf acht oder zehntausend, deren vornehmster Handel in Pelzwerken, gedörrten Fischen, und vornehmlich Daubenholze besteht, welches sie nach der Insel Madera und den Azoren schicken. Sie führen auch verschiedene Arten von geräuchertem Fleische, Speck, Mehl, Zwiebeln, Erbsen, und Aepfel nach den Antillen.

Alte Sprache der Indianer.

Laet hat uns, nach den Nachrichten der Holländer von Neu-Belgien, viele Wörter aus der alten Sprache dieses Landes erhalten. Man zählete daselbst bis auf hundert, welches unter den Wilden in America ziemlich selten ist; und die Namen der Zahlen hatten keine Verwandtschaft mit denen aus den andern Theilen des festen Landes. Cotte hieß also 1; Nisse 2; Naba 3; Wiows 4; Parenagh 5; Cottasch 6; Nissas 7; Gechas 8; Peskon 9; Terren 10; Missonak 20; Nabinak 30; Wewinak 40; Parachginak 50; Cottaginak 60; Nissastigen 70; Gahashinak 80; Peskonginak 90; Cottapak 100. Von den Theilen des Leibes nennen sie Wier, den Kopf; Schinkop, die Augen; Toonne, den Mund; Wieranow, die Zunge: Dukhe, die Schultern; Nachk, den Arm; Hyckaes, die Nägel; These, den Magen; Syt, die Füße; Nyvrak, die Haare; Akywan, die Nase; Chettoen, die Lippen; Hochkoy, das Kinn; Toorsay, die Brust; Rinskan, die Finger; Chet, die Nerven; Natheg, den Bauch; Nachkaronck, die Stirne; Hittrowab, die Ohren; Wipit, die Zähne; Nekoykangam, den Hals; Noenakam, die Zitzen; Rideren, den Daumen; Mokocht, das Blut; Prominc, den Schenkel.

Der Mann heißt Renoes; die Frau Oskoian; das Feuer Tintein; das Wasser Empie; der Regen Sowkeri; der Hagel Tassikii; das Eis Kepatten; der Schnee Winowi; ein Baum Hittocke; ein Hirsch Atto; ein Bär Mackoiwo; ein Biber Temakoy; ein Wolf, Metumnu; ein Löwe, Sinkoy-Mackirggh; Fischotter, Rowhamock; Hund, Aram; Fuchs, Wowcows; Schwan, Winckioso; Ente, Camconcke; Pfau, Siekenam; Rebhun, Wokin; Kranich, Tarecka; Turteltaube, Writink; Gans, Ciahac; Aal, Syackamek; Parsch, Cawicakanosse; Forelle Cackikanem; gut, Wret; böse, Mater.

Der Verfasser einer engländischen Nachricht bewundert es, daß in dem Worte Nequoyhangen der Nacken, die erste Sylbe mit dem englischen Neck oder Hals übereinkomme.

Beschreib. v. Neujersey.

Die Schweden hatten Neujersey vordem.

Denjenigen, nach welchen man die Entdeckung von Neu-York Hudsonen zuschreibt, konnte es nicht unbekannt seyn, daß Cabot, Verazzani, Gosnold selbst und Smith eben den Theil des festen Landes schon erkannt hatten; und sie konnten diese Ehre folglich nicht Hudsonen beylegen, der erst lange nachher dahin gekommen. Sie scheinen aber alle zusammen nicht gewußt zu haben, daß die ersten Europäer, die sich an dieser Küste niedergelassen, Schweden gewesen, welche daselbst drey Flecken oder Wohnplätze, **Christina, Elsimburg** und **Gottenburg** genannt, angeleget haben. Ihre vornehmsten Niederlassungen waren an der mittäglichen Seite des Flusses gegen Pensylvanien; und man sieht daselbst noch die Ueberbleibsel von einem Forte, welches man das Fort Elsimburg zu nennen nicht aufgehöret hat.

Bildung von Neujersey, u. dessen Eintheilung.

Indessen zogen doch die Schweden wenig Vortheile von ihren Pflanzungen; und die Holländer, welche stets in ihren Handlungsunternehmungen ämsig sind, trieben die ihrigen so weit, daß das Land Berghen, der nordliche Theil von Neu-Jersey, fast gänzlich durch ihre Hände umgeackert wurde. Obgleich Karl der II dieses Land unter der Schenkung mit begriffen hatte, die er dem Herzoge von York gethan: so fingen die Engländer doch nur erst viele Jahre darnach an, sich daselbst zu setzen, nachdem sie ihre Pflanzungen in den andern Theilen von Neu-York ausgebreitet hatten. Nachher, da der Herzog seine Gerechtsamen auf dieses Land dem Mylord Berkeley, und dem Ritter Carteret, unter dem Namen von **Neu-Canarea**, abgetreten, verglichen sich diese beyden Herren, oder ihre Abgeordneten, es in zween andere Theile zu theilen, die sie, wie man schon angemerket hat, Neu-Jersey gegen Osten, und Neu-Jersey gegen Westen nannten; und diese Eintheilung machete viele Jahre zwey besondere Eigenthume.

Dessen Lage.

Neu-Jersey gegen Osten, oder derjenige Theil, welcher an Neu York gränzet, wurde dem Ritter Carteret zu Theile; und Neu-Jersey gegen Westen, oder derjenige Theil, welcher an Pensylvanien gränzet, dem Mylord Berkeley. Die ganze Provinz also, welche die beyden Jerseys enthält, hat gegen Südost das Meer, gegen Westen den Fluß Delaware, gegen Osten den Hudsonsfluß, und das Innere des Landes gegen Norden zu Gränzen. Ihre Lage ist zwischen dem neun und dreyßigsten und vierzigsten Grade Norderbreite. In der Länge erstrecket sie sich ungefähr hundert und zwanzig Meilen an den Seeküsten und längst dem Hudsonsflusse; und die Engländer geben ihr nicht weniger Umfang in ihrer größten Breite. Nach dieser Eintheilung in Ost- und West machet man uns ihre Grafschaften, oder wenn man will, ihre Kreise, bekannt.

Dessen Grafschaften.

Die größte und volkreichste von diesen beyden Abtheilungen ist **Ost-Jersey**. Sie erstrecket sich gegen Osten und Norden längst den Küsten und dem Hudsonsflusse, von dem Hafen **Little-Egg**, bis an den Theil eben des Flusses, welcher im ein und vierzigsten Grade ist. Gegen Süden und Westen ist sie von West-Jersey durch eine von **Little-Egg** bis an die Flüsse **Cressewick** und **Stony**, und bis an den mittäglichen Arm des Flusses **Raritan** gezogene Linie abgesondert. Sie erstrecket sich also auf hundert Meilen in die Länge an dem Hudsonsflusse, und an der Seeküste: ihre Breite aber ist sehr ungleich. Man theilet sie in Grafschaften, welche diesen Titel wenig zu verdienen scheinen. Dergleichen sind **Berghen, Essex, Middlesex** und **Monmouth**.

Grafschaft Berghen.

Die Grafschaft **Berghen** liegt an dem Hudsonsflusse, Neuyork gegen über, und war die erste, die in dieser Provinz angebauet wurde. Sie wird von vielen Flüssen bewässert, wie alle andere Theile von Jersey. Man nennet nach dem Hudsonsflusse noch den Hatinsak, den **Pasaak** und viele andere kleinere. Die vornehmste Stadt darinnen ist **Berghen**; und dieser Namen, welcher

der Hauptstadt in Norwegen ihrer ist, läßt zweifeln, ob nicht die ersten Einwohner daselbst Dänen gewesen. Es ist keine andere Stadt da; und alles übrige besteht aus zerstreuten Pflanzungen. Die meisten Einwohner sind Holländer, und die ganze Stadt hat nicht über sechzig Familien. Sie liegt auf der Westspitze einer Landzunge, welche eine Straße zwischen der Staateninsel und dem festen Lande machet.

Beschreib. v. Neujersey.

Grafschaft Essex.

In der Grafschaft **Essex** ist die Hauptstadt **Elisabeth** am Ende einer Bucht, der Westspitze der Staateninsel gegen über. Sie ist die erste Niederlassung der Engländer, die am meisten Fortgang gehabt zu haben scheint. Denn ungeachtet der Absicht, die man gehabt hat, **Perth** zur Hauptstadt zu machen, ist sie doch viel volkreicher. Man zählet daselbst über zweyhundert und funfzig Familien. Ueber dieses ist sie der Sitz des Statthalters, der Gerichte, und der allgemeinen Versammlung, und der Mittelpunct der ganzen Handlung der Provinz. **Nework**, eine andere Stadt dieser Grafschaft, ist sechs bis sieben Meilen gegen Norden von Elisabeth, und enthält ungefähr hundert Familien. Der ganze westliche Theil von Esser wird von den Flüssen **Rokway**, **Pasauk** und **Whipanny** gewässert. Der nordliche Theil ist eine Kette Berge, welche die blauen oder **Blue Hills** heißen.

Grafschaft Middlesex.

Die Grafschaft **Middlesex** ist die volkreichste und das blühendste Stück des Landes, in ihren Pflanzungen: doch verdienet seine Hauptstadt **Perth** kaum den Namen eines Dorfes. Mylord Berkeley und der Ritter Carteret, denen man die Lage dieses Ortes gerühmet, hatten ihren Agenten befohlen, daselbst die Hauptpersonen der Colonie zusammen zu bringen: Elisabeth aber hat sie an der Anzahl übertroffen. Diese Grafschaft hat noch zween andere Flecken: 1 **Piscataway**, sechs Meilen von dem Flusse Raritan, und aus achtzig Familien; 2 **Woodbridge**, acht Meilen weiter, in einer Bucht der von der Staateninsel gemachten Straße, aus hundert und zwanzig Familien. Der westliche Theil von Middlesex wird von dem Flusse **Milston** gewässert, der in einem schönen Thale fließt. Ein großer Theil der Einwohner ist von schottländischer Herkunft. Man hat unter ihnen den Grafen von Perth gesehen, welchen der König Jacob der II zum Herzoge gemacht hat, und ihm zu Ehren nahm die Stadt Perth den Namen an, zu welchem man noch Amboy, den Namen der Spitze, worauf sie liegt, setzet, so daß sie insgemein **Perth-Amboy** genannt wird. Sie ist an der Mündung des Raritan, welcher in eine Bay, Namens **Sandihook**, fällt, die fünfhundert Schiffe soll fassen können. Der Grundriß zu der Stadt war sehr regelmäßig entworfen. Man hatte den Boden in einhundert und funfzig Vierecke abgetheilet, worauf man Häuser bauen sollte, und die Mitte sollte ein Marktplatz von drey Acker Landes seyn. Es war auch Raum genug für alle Oerter angewiesen, die zur Handlung dienen sollten. Kurz, der allgemeine Grundriß der Stadt hielt nicht weniger, als tausend Acker Landes, in sich, nebst zwoen großen Heerstraßen, die von dem Mittelpuncte nach den Flecken Piscataway und Woodbridge gehen sollten. Einige Schottländer fingen an, zu bauen. Das Unternehmen aber ist ausgesetzet geblieben; und die Stadt hat nicht über dreyhundert Einwohner. Indessen versichert man doch, daß nichts an der Bequemlichkeit seiner Lage fehle. Ein Schiff von dreyhundert Tonnen kann den Hafen hinauf fahren, und bis vor die Thüre der Kaufleute, mit einer einzigen Fluth, kommen. Das ganze Land an dem Flusse Raritan hat nur schöne Pflanzungen, wovon die vornehmste durch **Robert Barclay**, den berühmten schottischen Quäcker, angeleget ist, welcher eine Schutzschrift seiner Secte, in sehr schönem Lateine, heraus gegeben hat. Verschiedene Arme des Flusses bewässern eine Menge schöner Ländereyen, welche noch von jemandes Händen angebauet zu werden erwarten.

Beschreib. v. Neujersey.

Grafschaft Monmouth.

In der Grafschaft **Monmouth** findet man anfänglich **Middletown**, eine von den ärtigsten Städten des Landes, welche aus ungefähr hundert Familien besteht, mitten unter einer großen Anzahl Pflanzungen, die nicht unter dreyßigtausend Acker Landes einnehmen. Sie liegt zwölf Meilen gegen Norden von Shrewsbury, und sechs und zwanzig Meilen gegen Süden von Pisentaway, ziemlich nahe bey der Seeküste, welche sich an diesem Orte krümmet, und eine sandige Bay dieses Namens machet. Shrewsbury, die mittäglichste Stadt oder Flecken, wird für die Hauptstadt gehalten, und enthält ungefähr einhundert und sechzig Familien. Sie liegt an dem Ufer eines süßen Flusses nicht weit von der Mündung: Tree-hold ist ein anderer Flecken, von ungefähr vierzig Familien, die sich seit kurzem in eben dem Kreise gesetzet haben.

Diese Provinz hatte vor dreyßig oder vierzig Jahren noch keine Kirche: es wurden aber daselbst in den Flecken Shrewsbury, Perth-Amboy und Elisabeth, Versammlungen von der englischen Kirche gehalten. Die Quacker und schottischen Nonconformisten hatten auch ihre Versammlungen daselbst; und vermuthlich ist der Fortgang einer jeden Secte dem Erfolge ihrer Pflanzungen gemäß gewesen.

West-Neujersey.

West-Neujersey, oder der westliche Theil von Neujersey, ist nicht, wie die meisten andern engländischen Colonien in Grafschaften abgetheilet. Seine ostliche Spitze ist das Vorgebirge **May**, an der Mündung des Delaware, der Grafschaft Sussex in Pensylvanien gegen über. Der Raum Land, welcher zwischen dem Vorgebirge und dem Hafen Little-Egg ist, wird gleichwohl die Grafschaft des Mayvorgebirges genannt: bisher aber hat sie noch keine Gerichtsbarkeit noch Befehlshaber gehabt. Man findet daselbst nur zerstreuete Pflanzungen; und die Küste hat keine andere Einwohner, als Fischer. Auf das Vorgebirge May folget der Fluß Moritz, der größte in diesem Kreise; und weiter hin der **Cohenzy**, welcher klein, aber auf zehn oder zwölf Meilen bis an den Flecken gleiches Namens, der aus ungefähr achtzig Familien besteht, für Barken schiffbar ist. Die Bay und der Fluß Delaware bewässern alle südostlichen, südlichen, und südwestlichen Theile des westlichen Neu-Jersey. Die Pflanzungen, wovon einige so nahe bey einander sind, daß sie daher den Namen der Flecken führen, liegen an dem Ufer der Bay und des Flusses, die meisten in der Bucht. Diese Provinz ist zwar eine von den angenehmsten und bequemsten zum Leben, aber doch gar nicht eine von den volkreichesten. Auf der einen Seite fängt Neu-York, und auf der andern Pensylvanien alle ihre Nahrung an sich.

Antioch ist ein kleiner Flecken in einer Bucht. Gibbon und Allony sind zween andere näher an der Mündung des Delaware. Darauf findet man das Fort **Elsimburg** an der Mündung selbst und der Grafschaft Neucastel in Pensylvanien gegen über. An dem Flusse Salham, welcher in den Delaware dicht bey dem Forte fällt, trifft man einen Flecken an, welcher seinen Namen annimmt, oder ihm seinen giebt, zwanzig Meilen von Cohenzy.

Die Spitze Fin, und der Flecken gleiches Namens, liegen dem Flecken Newcastle gegen über. Man findet darauf die Buchten **Namau**, **Raccocos** und **Almon**, **Low-Island** und die Bucht **Wash**, welche Chester in Pensylvanien gegen über ist; darauf die Bucht **Greatmany**, den Fluß **Wrodberry**, **Green-Bank**, und die Bucht Glocester, Philadelphia gegen über. Das ganze Land ist lustig, gesund, und zu den Bedürfnissen des Lebens bequem. Glocester ist ein sehr schöner Flecken, von ungefähr hundert Familien. Auf ihn folget die Bucht **Ponthakin**, der Fluß Northampton, und der Flecken

cken oder die Stadt Burlington, die Hauptstadt der Provinz, Bristol in Pensylvanien gegen über. Zwanzig Meilen weiter findet man keine Pflanzungen mehr.

Niederlassung in Pensylvanien.

Zu Burlington wurden die Versammlungen der Provinz gehalten, als sie unter einer ordentlichen Regierung waren. Da aber verschiedene Unruhen die Einwohner erbittert hatten: so haben sie dafür gehalten, das einzige Mittel, zum Frieden zu gelangen, wäre, dem Hofe alle ihre Rechte und Privilegien wieder zu übergeben, und in einer Art von Anarchie zu leben, welche der Ununterwürfigkeit nahe käme. Die Stadt enthält ungefähr zweyhundert Familien. Ihre Häuser sind alle von Ziegelsteinen und nicht schlechter, als die europäischen; und auf ihren Märkten ist ein vortrefflicher Vorrath von allen Sachen. Ueber Burlington ist ein anderer Flecken, Namens Maiden-Head, welcher funfzig Familien enthält; und weiter hin noch ein anderer, dessen Namen man uns nicht meldet, aber viel kleiner, nebst einigen zerstreueten Pflanzungen, die an die indianische Völkerschaft der Minosinke gränzen. Der Fluß Aesopus, welcher diese Provinz von Neu-York absondert, fällt in den Hudson bey Kinston. Es würde leicht seyn, West-Neu-Jersey mit Maryland durch einen Fluß zusammen zu hängen, welcher nicht über acht Meilen von dem Ende der Chesapeakbay fließt. Allein, Virginien und Maryland haben sich stets aus Gründen, die man nicht erkläret, dem Vorschlage, einen Canal zu eröffnen, widersetzet.

Hauptstadt Burlington.

Da beyde Jerseye auf allen Seiten einen fruchtbaren Boden zeigen: so ist es erstaunlich, daß sie fast wüste sind. Man zählete daselbst im Anfange dieses Jahrhunderts nicht über sechzehntausend Seelen; und was für Sorgfalt man auch angewandt hatte, die Gewogenheit der Indianer zu gewinnen: so waren doch damals in einer so großen Strecke Landes nur ungefähr zweyhundert übrig. Indessen versichert man doch, die ersten Engländer wären im Anfange so gewissenhaft gewesen, daß sie ihre Pflanzungen nicht eher hätten anfangen wollen, als bis sie von den Landeseingebohrenen die Ländereyen um einen sehr hohen Preis gekaufet hätten. Berkleys und Carterets Gerechtsamen sind durch Verkauf und Verträge auf andere Eigenthümer gekommen.

Der VI Abschnitt.

Niederlassung und Beschreibung von Pensylvanien.

Später Anfang dieser Colonie. Pen, Haupt der Quaker. Er erhält ein großes Land, und nennet es Pensylvanien. Dessen Eintheilung. Grafschaft Bukingham. Philadelphia. Erster Grundriß dieser Stadt. Andere Städte oder Flecken. Grafschaft Chester. Neu Schweden. Erstes Land in America, wo man Kalksteine findet. Grafschaft Kent. Grafschaft Sussex. Bevölkerung von Pensylvanien; dessen Himmelsluft. Was es hervor bringt. Dessen erste Regierung. Veränderung seiner Gestalt.

England sieht Pensylvanien heutiges Tages als eines von seinen vornehmsten Niederlassungen in America an, und es hat in der That auch keine, deren Fortgang so schnell gewesen. Obgleich die Entdeckung dieses Landes eben so alt ist, als die von Virginien: so war es doch bis 1680 fast wüste geblieben, da die Neigung zur Freyheit nur Sectirer bewog, sich daselbst niederzulassen. Man wird hier nicht bis auf den Ursprung des Quäkerthums zurück gehen. Diese seltsame Secte hatte schon ihre wunderlichen Religionssätze ausgekramet, als sie eine Zuflucht in America suchete: es ist aber dienlich, daß man das Haupt dieser berühmten Wanderer kennen lerne.

Später Anfang dieser Colonie.

Niederlassung in Pensylvanien.

Pen, Haupt der Quaker.

Er war der Sohn eines engländischen Ritters, Namens **Wilhelm Pen**, welcher einen Theil der engländischen Flotte unter Cromwells Regierung geführet hatte; und welcher, ungeachtet seiner Abneigung vor der englischen Kirche, dennoch mit dem königlichen Hause Friede gemachet hatte, als er solches wieder auf den Thron steigen sehen. Der junge Pen hatte also gleichsam mit der Muttermilch die Neigung zur Unabhängigkeit eingesogen; und anstatt, daß er durch das Beyspiel seines Vaters hätte sollen wankend gemacht werden, so fand er vielmehr in Karls des II Verordnungen neue Bewegungsgründe, sich wider die eingeführete Form aufzulehnen. Da dieser Herr gleich im Anfange seiner Regierung gewollt hatte, es sollte der Dienst in der Kirche in einem Ueberwurfe verrichtet werden, wie es von alten Zeiten her gebräuchlich gewesen: so ergriff Pen, welcher zu Oxford studirete, diese Gelegenheit, die Maske abzunehmen. Mylord Spencer, der mit ihm studierete, und nachher ein berühmter Staatsmann unter dem Namen des Grafen von Sunderland wurde, und einige andere von ihren Collegen, unterstützeten ihn; und er beschimpfete die ersten, die in einem Ueberwurfe erschienen. Auf das Gerücht von dieser Begebenheit wurde er von seiner Familie wieder nach London gerufen, und gezwungen, nach Frankreich zu gehen, um eine Zeitlang zu reisen. Er bekam aber zu Turin einen Brief von seinem Vater, welcher zum Viceadmirale war ernannt worden, und nicht eher in See gehen wollte, als bis er seinem Sohne die Regierung seines Hauswesens überlassen hätte. Der Ritter Pen genoß seiner Würde nicht lange. Er starb bey der Zurückkunft von seiner Fahrt, nachdem er zur Belohnung für seine Dienste das Versprechen erhalten hatte, man wollte ihm ein ansehnliches Stück Land in dem festen Lande von America schenken. Man zweifelt nicht, daß ihm nicht einer von seinen Anverwandten, der sich in Neuengland gesetzet hatte, diesen Vorsatz, durch eine schmeichelhafte Abschilderung des Landes, eingegeben hatte. Allein, der junge Pen, welcher mehr mit den Begriffen seiner Religion beschäfftiget war, säumete lange, ehe er um die seinem Vater versprochene Gnade anhielt. Da er aber seine Secte von allen geistlichen Gerichten in England verfolget sah: so entschloß er sich, er wollte sich denjenigen zum Führer anbiethen, welche ihm folgen wollten; und er wollte mit ihnen von denen Ländereyen Besitz nehmen, die ihm endlich bewilliget wurden. Seine offenen Briefe sind vom 4ten März 1680. Sie gaben ihm unter dem Namen **Pensylvanien**, welcher von dem seinigen gemacht ist, den ganzen Raum, welcher zwischen dem drey und vierzigsten Grade Norderbreite liegt, nebst denen Eylanden, die zu dieser Strecke gehören; so daß das Land, wovon er ein Eigenthümer geworden, gegen Osten von der Bay und dem Flusse Delaware, gegen Norden von West Neu-Jersey, oder vielmehr Neu-York, denn es erstrecket sich weit über beyde Jersey hinaus; gegen Westen von den indianischen Völkerschaften, um den Quellen der Flüsse Susquahanough und Delaware, gegen Süden von Maryland von dem Flusse **Pensberry**, nahe bey den Sprüngen, bis nach Henlope an der Mündung der Bay, begränzet wurde, welches über hundert und funfzig Meilen in gerader Linie ausmachet, deren Breite aber durch Maryland schmal gemacht wird.

Er bekömmt ein großes Land, welches er Pensylvanien nennet.

Dieses sind die in dem Bewilligungsbriefe angegebenen Gränzen. Nachdem aber Pen nachher von dem Herzoge von York noch ein wüstes Stück von dem alten Neu-Belgien erhalten hatte: so ließ er solches der ersten Urkunde beyfügen, und theilete alles, unter einerley Namen Pensylvanien, in sechs Grafschaften, wovon die drey erstern, welche den obern Theil ausmachen, **Buckingham**, **Philadelphia** und **Chester**, und die drey andern

Dessen Eintheilung.

andern oder der untere Theil **Newcastle**, **Kent** und **Sussex** genannt wurden. Der obere Theil endiget sich bey **Marcus Hook**, vier Meilen unter der Stadt Chester; und der untere Theil erstrecket sich ungefähr hundert und zwanzig Meilen längst der Küste, auf vierzig Meilen tief gegen Maryland. Die ganze Provinz Pensylvanien also, von den Pensberryspringen an bis an das Wilhelmsvorgebirge, zwanzig Meilen unter Henlope, ist wenigstens dreyhundert und dreyßig Meilen lang und zweyhundert breit.

Beschreib. von Pensylvanien.

Man giebt zu, daß nicht der zwanzigste Theil dieses großen Landes bewohnet sey: es ist aber durchgängig artbarer gemacht, als in irgend einer andern englischen Colonie in America. Bey der Austheilung der Ländereyen behielt sich Pen vier schöne Besitzungen in jeder Grafschaft vor. Der untere Theil von Pensylvanien ist bequemer zum Ackerbaue, und geschickter zur Handlung. Der obere ist so schlecht bevölkert, daß die meisten von seinen Dörfern noch nicht würdig geachtet worden, Namen zu bekommen.

Grafschaft Buckingham.

Die vornehmste Stadt der Grafschaft **Buckingham** ist **Bristol**. Sie liegt zwanzig Meilen von Philadelphia, Burlington in West-Neu-Jersey gegen über, und besteht aus ungefähr achtzig Familien. Man giebt ihr einen reichen Anhänger der quackerischen Lehre, Samuel Carpenter, zum Stifter. Diese Stadt hat nichts merkwürdigers, als verschiedene Arten von Mühlen. **Pensberry** ist ein Flecken, der in einer kleinen Bucht liegt, und eine von denen Besitzungen, die sich Pen vorbehalten. Er bauete daselbst ein sehr schönes Haus mit Küchengärten und Obstgärten, worinnen die Früchte vortrefflich sind. Diesen Vortheil scheinen sie von dem Delaware zu haben, der dreymal herum geht. Man zählet sonst in dieser Grafschaft noch zehn oder zwölf andere kleine Flecken, welche sechs Abgeordnete zu der allgemeinen Versammlung schicken. Die Grafschaft **Philadelphia**, deren Hauptstadt gleiches Namens auch die Hauptstadt der ganzen Provinz ist, hat überall einen sehr angenehmen Boden. Ihr ältester Flecken ist **Frankfort**, welcher ziemlich gut gebauet, und so groß, wie Bristol, ist. Dieser Kreis wurde anfänglich von Schweden, darauf von Holländern bewohnet. Beyde aber hielten sich nur an den Buchten der Flüsse auf, als wenn sie die Annehmlichkeiten nicht gekannt hätten, die sie weiter gegen Süden von dem Hudson hätten finden können. Die Holländer hatten eine Pflanzung an der Bay, da wo itzo der Flecken **Oxford** liegt, welcher aus siebenzig oder achtzig Familien besteht. Darauf findet man **Philadelphia**, welches mehr wegen des Grundrisses zu seiner Anlage, als wegen der wirklichen Anzahl seiner Häuser und Einwohner des Namens der Hauptstadt würdig ist. Nach Pens Absichten würde sie verdienet haben, die Hauptstadt eines großen Reiches zu seyn. Ob sie gleich noch nicht ausgeführet worden, so stellet man sie dennoch als eine große Stadt vor, die sehr vortheilhaft zwischen zweenen schiffbaren Flüssen, dem Delaware, und **Schuilkill**, liegt. Sie sollte aber ein langes Viereck, von ungefähr zween englischen Meilen, von einem Flusse bis zum andern bilden. Sie sollte acht solche lange Straßen haben, die von sechzehn andern eine englische Meile langen Gassen, winkelrecht durchschnitten seyn sollten. Alle sollten von einer schönen Breite, und mit prächtigen Häusern besetzet seyn. Zu den Marktplätzen, und andern öffentlichen Plätzen, zu den Kirchen, Schulen, Hospitälern, Kayen und Magazinen, hatte man bequeme und gehörige Plätze gelassen. Es scheint so gar, daß dieser Grundriß bey denen Häusern und Gebäuden, die man daselbst aufgeführet hat, und die sich von Tage zu Tage vermehren, nicht aus den Augen gesetzet worden. Man versichert wenigstens, daß zwo von den Seiten der Stadt fertig sind; die eine gegen Osten nach dem Schuilkill zu; und die andere

Grafschaft Philadelphia.

Hauptstadt des Landes.

Deren erster Grundriß.

Beschreib. von Pensylvanien.

deren gegen Westen nach dem Delaware, welcher hier zwo Meilen breit ist. Die Straße, welche an dem Schuilkill hingeht, ist schon drey Viertheilmeile lang; die Häuser auf derselben sind schön, die Vorrathshäuser in großer Menge, und die Kaye bequem. Man urtheilet leicht, daß der übrige Raum zu schönen Gärten angewandt wird. Der vornehmste Vortheil von Philadelphia aber ist der Delaware, wo die Schiffe auf einem sehr guten Grunde in sechs bis sieben Faden Wasser vor Anker legen können.

Ihre ersten Einwohner waren Quaker, welche noch immer die größte Anzahl ausmachen. Es währete auch ziemlich lange, ehe man daselbst eine englische Kirche sah. Unter dem Könige Wilhelm aber entstund eine, welcher man den Namen Christ-Church gab, und ein Kirchspiel von mehr als zwölfhundert Seelen ausmachet. Die Quaker willigten nicht ohne Mühe in diese Niederlassung, und es fiel ihnen schwer, mit Nachbarn umzugehen, die sie in Europa nicht hatten leiden können. Weil sie indessen den ersten Rang hatten, nicht allein wegen ihrer Anzahl, sondern auch als Stifter der Colonie: so haben sie nebst den Engländern verschiedene Religionsverwandten aufgenommen, die auch ihre Kirchen haben, als Presbyterianer, schwedische Lutheraner, und Wiedertäufer. Diese Vermischung von Engländern und Fremden nebst der leichten Schifffahrt und Handlung dahin, hat Philadelphia schon zu einer der reichsten Städte in America gemacht, und ihre Einwohner schmeicheln sich, sie werde dereinst auch die schönste seyn. Die Franzosen, saget der Verfasser einer engländischen Nachricht, haben nichts, und können auch nichts haben, das mit ihr zu vergleichen wäre.

Andere Städte oder Flecken.

Nicht weit davon hat die Natur an den Ufern des Schuilkills ein sehr schönes Gehölz angeleget, welches den Einwohnern zum Vergnügen dienet. **Wioco** ist ein Flecken, eine halbe Meile weit von Philadelphia, wo sich viele schwedische Familien gesetzet haben. Eben die Nation besitzt noch einen andern Flecken, Namens **Tenecum**, dessen Lage so ungewiß ist, daß man nicht weis, ob er zu der Grafschaft Buckingham oder zu Philadelphia gehöret. **Abingdon** und **Dublin** sind zwey artige Städtchen, die von englischen Quakern bevölkert sind. **Germantown** ist ein anderes, welches nur aus deutschen und holländischen Quakern besteht, deren Anzahl man auf zwey bis dreyhundert Familien rechnet. Man beobachtet als eine sonderbare Seltenheit, daß alle ihre Straßen mit Pfersichbäumen bepflanzet sind. In dem Innern der Grafschaft findet man **Radnor**, einen Flecken von mehr als funfzig Familien, der wohl gebauet, und in einer schönen Lage ist. Er führete vordem den Namen **Amstel**, welchen er von den Holländern erhalten hatte. **Amersland** ist noch ein Flecken eben desselben Landes zwischen zwoen Buchten, wovon die eine **Derby** heißt. Von da geht man durch **Redloyer** in die Grafschaft Chester.

Grafschaft Chester.

Ihr erster Flecken ist **Newton**, welcher nur dreyßig bis vierzig Familien enthält. **Chester**, die Hauptstadt, wird über kurz oder lang eine schöne Stadt wegen ihrer Lage werden, die einen vortrefflichen Ankergrund in ihrer Bay darbeut. Man zählet nur noch erst ungefähr hundert Familien daselbst, die aber meistens Engländer sind. Weiter hin findet man eine andere Stadt, Namens **Chichester**, deren Einwohner fast eben so stark an der Zahl sind, und welche auch in einer zur Schifffahrt sehr bequemen Bucht liegt. Darauf zeiget sich der kleine Flecken **Concord**. Ueberhaupt sind die Flecken dieser Grafschaft nicht groß und schlecht bevölkert: die Pflanzungen aber sind daselbst in großer Anzahl. **Marcus-Hook**, vier Meilen von Chester, endiget den obern Theil von Pensylvanien.

Unter

Unter Chichester ist eine große Bucht, Namens Brandywine, welche sehr zahlreiche Flotten in sich nehmen könnte. Auf sie folget diejenige, die man Christina genannt hat, wo die Schweden ehemals eine Stadt und Pflanzungen gehabt haben. Dieser Kreis und der an der andern Seite des Delaware waren ihre vornehmsten Niederlassungen; daher ihnen ein französischer Erdbeschreiber den Namen Neu-Schweden gegeben hat. Die Christinenbucht ist ziemlich groß; und man sah daselbst noch in den letztern Zeiten ein schwedisches Dorf mit einer Kirche. Zwischen dieser Bucht und der folgenden findet man die Stadt Newcastle, welche ihren Namen der benachbarten Grafschaft giebt. Die Länder umher führen den Namen des Landes Wallis; weil sie ihren ersten Anbau, Wallisern zu danken haben. Sie sind voller Dörfer oder kleinen Flecken, als Haverford-West, Merioneth ꝛc. und die Arbeitsamkeit der Einwohner läßt den Ueberfluß allda herrschen.

Beschreib. von Pensylvanien.

Neu-Schweden.

Montjoy ist ein ansehnliches Landgut, wo sich Pens Schwester niedergelassen; und hier ist der erste Kalkstein gegraben worden, den man in America gefunden hat. Das übrige Land ist wegen seines vortrefflichen Kieses eben so merkwürdig, weil solcher in dem ganzen festen Lande von America etwas seltenes ist. Es wird von Engländern und Holländern untermengt bewohnet. Newcastle kömmt Philadelphia, was die Handlung und die Anzahl der Einwohner betrifft, nahe. Die Häuser sind daselbst sehr schön, und man zählte in diesen letztern Zeiten fast auf sechshundert Familien. Die englischen Walliser und die holländischen Presbyterianer haben Kirchen daselbst. Zehn Meilen von Newcastle findet man ein schönes Dorf mit Quakern, deren Kirche St. Georg heißt, worüber sich diejenigen verwundern, welche wissen, daß diese Sectirer keine Heilige erkennen. Es folgen darauf die Buchten Blackbird und Apaquanamy, wovon die letztere einen Flecken gleiches Namens zeiget. Weiter hin findet man eine andere Bucht, welche eben so heißt; und sie werden nur durch Süd und West unterschieden.

Erstes Land in America, wo man Kalksteine findet.

Wenn man vor der Bombayspitze und der Duckbucht vorbey geht: so kömmt man in die Grafschaft Kent, welche die Flecken Cranebrook, Dover, Marden und Mispellivers in eben so vielen Buchten gleiches Namens enthält. Dover, sonst St. Johns-Town genannt, besteht aus ungefähr funfzig Familien, und wird für die Hauptstadt der Grafschaft gehalten, welche, wie Virginien, weniger Städte und Flecken, als zerstreuete Pflanzungen hat. Dover liegt an dem Ufer der Delawarebay.

Grafschaft Kent.

Der vornehmste Flecken der Grafschaft Sussex ist Lewes an einer Bucht gleiches Namens, und nicht weit von der Phembbucht. Man rühmet ihre schöne Lage an dem Ufer eines Flusses, der sie von dem Meere absondert, ohne ihr die Aussicht desselben zu benehmen, und der einen sehr bequemen Hafen machet. Cedar ist ein anderer Flecken, welchem Pen diesen Namen von seinem Landgute in der Grafschaft Sussex in England gab. Nicht weit davon unter Lewes an der Mündung des Delaware findet man das Vorgebirge Henlopen oder Wilhelmsvorgebirge; und zwanzig Meilen weiter das Jamesvorgebirge, welches die letzten Gränzen von Pensylvanien machet. Die Grafschaft Sussex hat so wie Kent, keine zerstreuete Pflanzungen.

Grafschaft Sussex.

Man rechnet wenigstens achtzigtausend Engländer in den sechs Grafschaften von Pensylvanien und funfzehntausend andere Europäer, Franzosen, Holländer, Schweden und Pfälzer. Drey Meilen unter der Lewesbucht fängt die Theilungslinie an, welche Pensylvanien von Maryland absondert. Pen läßt auf eine geschickte Art in einer Nachricht von dem Zustande seiner Colonie anmerken, dieser Theil von America sey seiner Breite nach in

Bevölkerung von Pensylvanien.

Beschreib. von Pensylvanien.

Himmelsluft.

eben dem Abstande von der Sonne, als Neapolis in Wälschland und Montpellier in Frankreich, das ist, als die beyden Länder, welche für die gesundesten und angenehmsten in der Welt gehalten werden. Andere aber haben angemerket, die Himmelsluft der Gegenden auf dem festen Lande in America wäre sehr von derjenigen ihrer unterschieden, die unter eben der Breite in Europa lägen. Die Hudsonsbay und die Themse, welche in Ansehung der Sonne in gleicher Lage liegen, erfahren nicht einerley Einflüsse; und die Naturkündiger geben davon leicht die Ursache an. Es ist gewiß, daß die Luft in Pensylvanien lieblich und rein ist: die Regen aber fangen daselbst gegen den 20sten des Weinmonates an, und dauern bis zu Anfange des Christmonates. Die Kälte ist daselbst oftmals so heftig, daß der Fluß Delaware ungeachtet seiner Breite zufriert. Der Frühling dauert vom März bis in den Brachmonat: das Wetter aber ist in dieser Jahreszeit nicht einerley. In den Sommermonaten, welche der Heumonat, der August und Herbstmonat sind, würde die Hitze unerträglich seyn, wenn sie nicht durch frische Winde gemäßiget würde. Der Wind ist im Sommer Südwest; der im Winter gemeiniglich Nordwest, welcher von den Eisbergen, von dem Schnee und den Seen in Canada herkömmt, und alle Kälte mitbringt, die man in dieser Jahreszeit erfährt.

Was es hervor bringt.

Die Natur des Erdreiches ist an einigen Orten der Colonie ein gelber und schwarzer Sand, an andern ein Kies, und am öftersten ein fettes Land, vornehmlich zwischen den kleinen Flüssen und Bächen, wo die Felder unvergleichlich fruchtbarer sind, als bey den schiffbaren Flüssen. Man findet daselbst auch ein schwarzes und staubichtes Erdreich auf einem steinichten Grunde. Dasjenige, was das Land hervor bringt, ist mit dem einerley, was in den vorhergehenden Colonien hervor kömmt, nur mit dem Unterschiede, daß es hier besser und stärker zu seyn scheint; welches auch eben so wohl das Korn, die Hülsenfrüchte und andere Früchte angeht, die man aus Europa hieher gebracht hat. Ein Scheffel Korn Aussaat trägt hier vierzig, oftmals funfzig und zuweilen sechzigfältig. Man hat mit Verwunderung angemerket, daß auf einem Felde nahe bey dem Schuilkill ein Weizenkorn aus England funfzig schöne Aehren auf einem Halme gebracht hat.

Seine erste Regierung.

Die Abneigung, welche die Quaker in ihren Grundsätzen vor allen Arten der Uneinigkeiten, vornehmlich vor denjenigen haben, die zum Kriege führen können, hat in der Colonie einen solchen beständigen Frieden herrschen lassen, daß man daselbst nicht die geringste Begebenheit weis, welche der Geschichte zur Materie dienen könne. Nachdem Pen seine offenen Briefe erhalten hatte: so begnügete er sich nicht bloß mit einem Rechte solcher Art, sondern fügete auch noch die Bewilligung der Indianer hinzu, die ihn solche eben nicht sehr theuer bezahlen ließen. Darauf setzete er einen seiner Neffen, Namens **Wilhelm Markam**, zum ersten Statthalter in seiner Niederlassung, und die Quaker von verschiedenen Völkerschaften macheten keine Schwierigkeit, sich ihm zu unterwerfen. Der Ritter Jones, ein berühmter Rechtsgelehrter, setzete die Verfassungen der Regierung auf. Nach dem ersten Artikel sollte die Macht, Gesetze zu geben, bey dem Statthalter und der Versammlung des Volkes seyn; welches bey einer Gesellschaft von Leuten sehr billig war, die aus Liebe zum Frieden, zur Freyheit und zu ihrer Religion ihr Vaterland verlassen hatten. Andere Artikel setzeten fest, man sollte nicht allein ohne Einwilligung des Volkes kein Gesetz machen und kein Geld heben; sondern es sollten auch alle Privilegien, und alle Gerechtsamen der Engländer in Europa, ihre völlige Gültigkeit in Pensylvanien haben; und da man viel Ehrfurcht für den englischen Hof und die englische Regierung hatte, so erwar-

erwartete man keine Befehle von außen wegen alles desjenigen, was das Beste, die Sicherheit und die Ruhe des Landes anbeträfe. Diese Verfügungen, und eine Menge andere, wurden von zwoen allgemeinen Versammlungen bestätiget, welche Pen bey seinem Aufenthalte in der Colonie hielt. Er bestellete Gerichte in jeder Grafschaft; und setzete, zur Verminderung der Anzahl der Schwierigkeiten und der Gerichtshändel, besondere Beamten, unter dem Titel der Friedensmacher, welche in jedem Kreise von dem Volke selbst gewählet werden, und über alle Zwistigkeiten vorher erkennen sollten, ehe sie vor die ordentlichen Gerichte gebracht würden.

Niederlassung in Carolina.

Er brachte zwey ganzer Jahre in dem Lande zu, damit er diesen Niederlassungen eine beständige Gestalt gäbe. Nachdem er aber wieder nach England zurück gegangen war, und die natürliche Freyheit seiner Gemüthsart ihm nicht stets erlaubet hatte, in seinen Ausdrücken behutsam zu seyn: so wurde er nach Jacobs II Widerwärtigkeit verdächtig, ohne daß man ihm etwas anders vorzuwerfen hatte, als seine alte Gnade bey diesem Herrn, welcher ihm ein gutes Stück von Neu-Belgien gegeben, da er noch Herzog von York gewesen. Die Regierung von Pensylvanien wurde ihm genommen; und der Hof machete sich dieser Gelegenheit zu Nutze, die Regierungsform zu ändern, die er daselbst eingeführet hatte. Einige Jahre darnach dieneten andere Umstände, ihn bey dem Könige Wilhelm besser in Gnaden zu bringen: er machete sich derselben aber nicht zu Nutze, die Einrichtung seiner Colonie wieder herzustellen. Die Regierung dieser Provinz ist heutiges Tages eben so beschaffen, als die in den andern englischen Besitzungen auf dem festen Lande von America. Pen starb im 1718ten Jahre, und hinterließ einen sehr jungen Sohn, welcher nur erst im 1732sten Jahre abgieng, von der unermeßlichen Erbschaft Besitz zu nehmen, die ihm sein Vater hinterlassen hatte.

Veränderung ihrer Gestalt.

Der VII Abschnitt.

Niederlassung der Engländer in Carolina und dessen Beschreibung.

Wenn die Engländer es zuerst besuchet. Karls des II Bewilligung. Allgemeine Duldung daselbst. Bürgerliche Verordnungen und Regierung. Eintheilung. Grafschaft Albemarle. Grafschaft Clarendon. Grafschaften Craven und Berkeley. Hauptstadt Charlestown. Grafschaft Colliton. Grafschaft Carteret. Port Royal. Beobachtungen von Carolina und dessen Einwohnern. Auflagen. Münze. Arbeitslohn.

Hier ist man durchaus gezwungen, die Ordnung der Oerter der Ordnung der Zeiten nachgeben zu lassen. Man weis nicht, ob seit 1507, da Gourgues Carolina nach seinem Unternehmen verließ, die Franzosen oder Spanier andere Versuche gemacht, sich daselbst zu setzen: es scheint aber, daß es 1622 verlassen gewesen, da viele englische Familien, um sich der Wuth der Indianer bey den Niedermetzelungen in Virginien und Neuengland zu entziehen, auf der Küste dieser Provinz an der Mündung des Mayflusses geländet, und die Partey ergriffen, sich daselbst niederzulassen. Der Zustand des Landes konnte damals unter einigen indianischen Völkerschaften, die es bewohneten, noch nicht blühend seyn. Man findet eine kurze Abschilderung davon in einer Schrift von 1644, die ein Engländer, Namens Briestock, heraus gegeben, welcher im vorigen Jahre daselbst angeländet, und von seinen Landesleuten wohl aufgenommen worden war. Ihre Colonie hatte noch nicht

Wenn die Engländer es zuerst besuchet.

Niederlassung in Carolina.

viel Zuwachs erhalten, weil man daselbst nur noch die alten französischen und spanischen Namen kannte.

„Der erste Fluß, saget Briestock, oder wenigstens der merkwürdigste nach Virginien „zu, ist der Jordan, welcher im zwey und dreyßigsten Grade Norderbreite in das Meer „fällt. Zwanzig Meilen von seiner Mündung gegen Süden findet man das Vorgebirge „St. Helena, nahe bey dem Orte, welchen die Franzosen Port Royal genannt, und „erwählet hatten, ihre Pflanzungen daselbst anzufangen. Zwischen dem Jordane und „St. Helena sind die Ueberbleibsel von Oristan, Ostan und Cayagne; Oristan sechs „Meilen von dem Vorgebirge; Ostan viere von Oristan; und Cayagne acht von Ostan. „Von dem Vorgebirge St. Helena bis nach der Bay dos Baxos rechnet man drey „Seemeilen; von da bis nach der Bay Asapo drey; und weiter drey bis nach Casanusium, drey „bis Capula, neun bis Saron, vierzehn bis nach St. Alcany, zwanzig nach St. Peter, wel„ches im ein und dreyßigsten Grade ist; und endlich fünf bis nach San Matteo.„ Es würde schwer werden, diese Namen mit denen zu vergleichen, die ihnen gefolget sind. Ueber dieses scheint es nicht, daß Briestock sie für ordentliche Wohnungen ausgiebt, noch daß die englische Niederlassung vor Karls des II Regierung einige Gestalt angenommen habe.

Karls des II Bewilligung.

Nur erst im 1663sten Jahre bewilligte dieser Herr einigen Herren y), die ihre Ansprüche auf die alten Entdeckungen gründeten, welche Sebastian Cabot in Englands Namen unternommen hatte, auf ihr heftiges Anhalten offene Briefe, wodurch er ihnen, ohne andere Bedingung, als daß sie der Krone einen jährlichen Tribut von zwanzig Mark Goldes bezahlen sollten, das ganze Stück von dem Lande, welches er sich in America, von dem sechs und dreyßigsten Grade Norderbreite an bis an den Fluß San Matteo, welcher in dem ein und dreyßigsten ist, zueignete, nebst allen königlichen Gerechtsamen auf die Fischereyen und die Bergwerke, über das Leben, die Gliedmaßen, und Besitzungen ihrer Vasallen bewilligte. Der englische Verfasser einer Geschichte von Carolina gesteht, er wisse nicht, mit was für Rechte der König Karl so freygebig weitläuftige Stücke von America weggeschenket. „Man kann aber die Wirklichkeit der Urkunde nicht anfechten, saget er; und es würde den Franzosen oder Spaniern schlecht anstehen, wenn sie fordern wollten, es sollte ein Land, „welches sie zu bauen aufgehöret haben, auch niemals von andern gebauet werden„.

Allgemeine Duldung.

Die Eigenthümer hatten nicht so bald ihre Briefe erhalten, so eröffneten sie gleich anfangs nach einer Methode, die damals durch den Erfolg gerechtfertiget wurde, den Eingang in ihre Besitzungen allen Religionsverwandten. Diese Duldung wurde so gar durch die königliche Urkunde ohne Einschränkung bestätiget. Man giebt uns den Inhalt von der ersten Verordnung, welche bey dieser Gelegenheit bekannt gemacht worden. Sie enthielt, da die Eigenthümer die Vortheile der Duldung erkannt hätten, um eine Provinz zu bereichern und zu bevölkern, so wären sie entschlossen, die größte Religionsfreyheit zu bewilligen, die man nur verlangen könnte, oder wovon man jemals ein Beyspiel in irgend einer menschlichen Gesellschaft gehabt hätte; da die natürlichen Einwohner des Landes noch nicht die geringste Kenntniß von dem Christenthume hätten, so gäben ihre Abgötterey und ihre Unwissenheit in der That noch kein Recht, ihnen übel zu begegnen; die Chri-

y) Die vornehmsten waren Eduard Graf von Clarendon, Georg Herzog von Albermale, Mylord Craven, Berkeley, Ashley, die Ritter Carteret, Berkeley und Colliton.

Christen, welche andere Grundsätze, als der englischen Kirche ihre, in die Colonie brächten, würden ohne Zweifel erwarten, daß man sie in ihren Meynungen nicht zwingen würde; und man würde folglich wider gute Treue und Glauben handeln, wenn man ihnen die geringste Gewalt anthäte; was die Juden, Heiden und andere Feinde des Christenthumes anbeträfe, so sähe man nicht mehr Ursache, sie zu verwerfen, weil ihr Unglück nur von einem Mangel ihrer Einsicht herkommen könnte, und man sich also vielmehr schmeicheln müßte, daß die Kenntniß des Evangelii, und das Beyspiel der christlichen Tugenden dereinst dienen könnten, ihnen die Augen zu eröffnen; es würde also jedermann nach Carolina eingeladen, und könnte versichert seyn, daß er daselbst einer vollkommenen Unabhängigkeit, was seine Meynungen und den Gottesdienst beträfe, genießen sollte; man setzte nur eine Bedingung zu dieser allgemeinen Duldung, es sollten nämlich alle Personen über siebenzehn Jahren, die den Schutz der bürgerlichen Gesetze verlangeten, einer Kirche oder einer Religion zugethan seyn, und ihre Namen sollten in das Verzeichniß ihrer Secte eingeschrieben werden.

Beschreib. v. Carolina.

Alles dieses wurde unter dem Titel der Grundgesetze von Carolina in hundert und zwanzig Artikel abgefasset, und von den acht genannten Herren mit diesem förmlichen Zusatze unterzeichnet, sie sollten auf immer und ewig der unveränderliche Grund und die heilige Richtschnur der Regierung der Colonie seyn. Man muß merken, daß die bürgerlichen Verordnungen einen Theil davon ausmacheten. Man hatte den berühmten Locke erwählet, dieses besondere Stück von Grundgesetzen, auf Bitte des Mylord Shaftesbury, aufzusetzen, welcher einer von den Eigenthümern wurde. Wir wollen doch auch einige von den vornehmsten Artikeln anführen, welche die Regierung betreffen.

Bürgerliche Verordnungen u. Regierung.

Der erste bestellete zum Statthalter, unter dem Namen **Palatin**, einen von den Eigenthumsherren, dessen Macht sein ganzes Lebenlang dauern sollte, und drey andere von ihnen zu Beysitzern. Der Nachfolger des Palatins sollte stets der älteste von ihnen seyn. Dieser Gerichtshof, wo man allen andern Eigenthümern das Recht des Sitzes, nebst dem Rechte der Stimme und allen andern Privilegien gab, wurde das **Palatingerichte** genannt. Die Gewalt, Gesetze zu geben, gehörete dem Gerichte allein zu, und die vollstreckende Gewalt dem Palatine allein. Die Abgeordneten der Eigenthümer konnten ihre Herren mit aller ihrer Macht und Gewalt vorstellen.

Da die königliche Bewilligung den Eigenthümern das Recht zugestanden, Edelleute zu machen, mit der bloßen Einschränkung, ihnen nicht eben die Titel zu geben, als in England: so enthielt ein Artikel, sie sollten nach der Eintheilung des Landes in Grafschaften, in jeder Grafschaft drey Edelleute ernennen; den einen unter dem Namen eines Landgrafen, und die beyden andern unter dem Titel der Caciquen, deren Adelsbriefe mit dem großen Siegel der Colonie besiegelt seyn sollten; und sollten sie mit den Eigenthumsherren oder ihren Abgeordneten das Oberhaus eines Parlementes ausmachen. Die Wahl derer zum Unterhause war dem Volke überlassen. Man gedachte, die Zahl der Landgrafen auf fünf und zwanzig, und der Caciquen auf funfzig sich belaufen zu lassen. Die Landgrafen sollten vier mit ihren Würden verknüpfte Baroneyen haben, und jede Baroney aus sechstausend Acker Landes bestehen. Die Würde des Cacique hatte nur zwo Baroneyen, jede von dreytausend Acker Landes. Weder die einen, noch die andern konnten diese Grundstücke durch Schenkung oder Verkauf veräußern: sie konnten aber ein Drittheil davon auf drey Lebzeiten vermiethen. Die Mitglieder des Unterhauses sollten aus den Freysaßen ei-

Beschreib. v. Carolina.

ner jeden Grafschaft erwählet werden, wie die Gemeinen in England. Dieses Parlement sollte in zweyen Jahren einmal zusammen kommen, oder auch öfter, wenn das gemeine Beste außerordentliche Zusammenberufungen erforderte. Außer dem Palatingerichte, welches als der obere Rath der Colonie angesehen werden sollte, sollten auch in allen Grafschaften Untergerichte, Friedensrichter, Connetable, ein Kanzelleygerichte u. s. w. bestellet werden. Ein jeder Freysasse hatte den Eigenthümern nur einen Stüber von einem Acker Landes zu bezahlen, und konnte diese Abgabe so gar abkaufen. Alle Einwohner von sechzehn bis auf sechzig Jahren waren verbunden, auf den ersten Befehl von dem Palatingerichte die Waffen zu ergreifen.

Der erste Palatin war der Herzog von Albermale, und der erste Statthalter oder Abgeordnete desselben der Oberste Wilhelm Sayle. Die ersten Pflanzungen waren an den Flüssen Albermale und Portroyal. Als darauf die schönen Viehweiden mehr Leute nach den Flüssen Ashley und Cooper gezogen hatten: so ist dieser letzte Theil der Provinz heutiges Tages am volkreichsten. Das Land wurde bald in Grafschaften abgetheilet, welche in Vierecke von zwölftausend Acker Landes, so wohl zur Vertheilung unter die Eigenthumsherren, als zur Unterscheidung der Landgrafen und Caciquen, abgemessen worden. Die Angelegenheiten und Geschichte dieser Colonie aber gehören nicht eigentlich zu dieser Sammlung und es ist Zeit; daß wir zur Beschreibung von Carolina schreiten.

Eintheilung von Carolina.

Man theilet es in zween Theile, welche heutiges Tages zwo kleine Statthalterschaften ausmachen; die gegen Norden, und die gegen Süden: die letzte aber führet gemeiniglich den Namen Carolina allein, weil sie am volkreichsten ist. Ueber dieses hindert diese Eintheilung nicht, daß sie nicht beyde einerley Eigenthümern zugehören.

Das ganze Land behält die Länge, die es in der Bewilligungsurkunde erhalten hat; das ist, es hat nicht weniger, als dreyhundert Meilen zwischen dem ein und dreyßigsten und sechs und dreyßigsten Grade Norderbreite. Seine Breite würde unermeßlich seyn, wenn der König Karl das Recht gehabt hätte, es so weit auszudehnen, als er in seiner Urkunde gethan, nämlich bis an das Südmeer, das ist, queer durch das ganze feste Land von America. Seine Lage ist die bequemste zur Handlung; seine Küste ist sehr angenehm, ohne Stürme und ohne Eis, den ganzen Winter über. Was die Himmelsluft betrifft: so giebt ihr Archdale, ein engländischer Seefahrer, dieses Lob: „Carolina ist das mittäglichste „Stück von Florida, zwischen dem neun und zwanzigsten und sechs und dreyßig„sten Grade. Es ist der Mittelpunct von dem wohnbaren Theile der nordlichen Halb„kugel; denn, wenn man setzet, daß diese Hälfte der Erdkugel bis auf den vier und sech„zigsten Grad wohnbar ist: so ist Carolina der Mittelpunct, welches im zwey und drey„ßigsten Grade und mit dem Lande Canaan in gleicher Linie ist. Man kann ihm den Na„men des gemäßigten Erdgürtels geben, wenigstens Vergleichungsweise; weil es nicht der „übermäßigen Hitze der mittäglichern Pflanzstädte, noch der gewaltigen Kälte der entgegen„gesetzten Niederlassungen unterworfen ist. Was es hervorbringt, ist dem Namen Flo„rida gemäß„.

Grafschaft Albermale.

Seine gegenwärtige Eintheilung ist in sechs Grafschaften, zwo in Nord-Carolina, Albermale und Clarendon; und viere in Süd Carolina, Craven, Berkeley, Colliton und Carteret. Die erste, welche Albermale ist, gränzet an Virginien. Sie wird von einem Flusse gleiches Namens bewässert. In diesem Theile der Provinz liegt die Insel Roanoke, wo Philipp Amidas und Barlow auf der Reise zusammen ausstie-

N° 10

KARTE VON CAROLINA UND GEORGIEN

Zur allgemeinen Geschichte der Reisen.

Maass-stab

Gemeine franzoesische See-meilen.

5 10 15 20 25 30

Aus den englændischen Nachrichten von M.B. Ing.r de la Marine 1757.

VIRGINIEN

CAROLINA

GEORGIEN

LUISIANA

LAND DER APALACHEN

Edenton

Bay Albemarle

Currotuks-Fahrt

Insel Chickehauk

Cap Hattoras

Hatteras Fahrt

Cap Lookout

Cap Fear

Fears Fl.

Wilmington

Charles Town

Port Johnston

Port Royal

Augusta

Savannah

Fluss Savannah

Fl. Congarec od. Santee

Orangeburg

Kingstown

Fredericsburgh

Williamsburg

George Town

Telliquo

Kittowa

Quanese

Frederica

I. Jekil

v.

vo

Alb

siegen, die sie unter dem Ritter Raleigh unternommen hatten. Diese Grafschaft sollte wegen ihrer Lage zu Virginien gehören, welches vielleicht die große Freygebigkeit des Königes Karls ein wenig rechtfertiget. Man hat angemerket, daß im Anfange die Grafschaft Albermale mehr Pflanzungen gehabt, als irgend eine andere, und daß sich daselbst über dreyhundert Familien versammelten: der Ashleyer Kreis aber behielt bald die Oberhand. Der Fluß Albermale zeiget an seinen beyden Ufern eine Menge Buchten, die vielleicht den Namen der Flüsse verdienen würden, wenn ihr Wasser weiter aus dem Lande käme. An der Spitze, die man Sandy heißt, theilet er sich in zween Arme, den **Noratoke** und **Notaway**; und seine Nordspitze wird von der indianischen Völkerschaft der **Matoromagen** bewohnet. Zwischen dieser Spitze und dem Flusse **Ponrego**, der darauf folget, findet man das Vorgebirge **Hattoras**, wovon man in der Beschreibung von Virginien geredet hat. Darauf trifft man den Fluß **Neusa** an. Die **Koraninen**, eine indianische Völkerschaft, wohnen um den **Lookoutsee**.

Beschreib. v. Carolina.

Nach der Grafschaft Albermale kömmt man in die Grafschaft **Clarendon**, welche das berühmte **Cap Fear**, oder Furchtvorgebirge, an der Mündung des Flusses **Clarendon**, enthält, welchen man auch den Fluß des Cap Fear nennet. Die Gegenden umher werden von einer Colonie aus Barbade bewohnet. Man stellet die benachbarten Indianer als die wildesten in der ganzen Provinz vor. Darauf findet man den Fluß **Wateley** oder **Winnyan**, fünf und zwanzig Seemeilen von dem Ashley. Ob er gleich geringer, als der Portroyal, ist: so kann er doch große Schiffe tragen. Es wohnet aber noch niemand an ihm. Ein anderer Fluß, Namens **Wingau**, welcher zwischen diesem und dem Clarendon fließt, bewässert einen kleinen Ort, den man mit dem Namen **Charlestown**, oder Karlsstadt beehret, der aber so wenig bevölkert ist, daß er kaum den Namen eines Dorfes verdienet.

Grafschaft Clarendon.

Von hier geht man unmittelbar nach Süd-Carolina, welches von dem andern durch den Fluß Zanti abgesondert ist. Die erste Grafschaft, die sich zeiget, ist **Craven**, welche von Engländern und Franzosen unter einander bewohnet ist, wovon die letztern einen besondern Sitz an dem Flusse **James** haben. Nach dem Flusse Zanti trifft man den **Sewer** an, wo sich viele aus Neuengland gekommene Familien niedergelassen haben. **Berkeley**, die zweyte Grafschaft, wo man auch von Norden gen Süden geht, ist nur an der mittäglichen Seite gut bevölkert, die von den Flüssen Ashley und Cooper bewässert wird. Gegen Norden ist der kleine Fluß **Bowal**, und an der Küste sind viele kleine Inseln, Namens **Hunting-Island**, und **Sullivant**. Zwischen dem letzten Eylande und dem Flusse Bowal erhebt sich eine Kette von Bergen, welche von der Beschaffenheit ihres Bodens **Sandhills** oder Sandhügel genannt werden. Der Fluß **Wando**, welcher die nordwestlichen Theile dieser Grafschaft bewässert, zeiget eine Menge schöner Pflanzungen, und vereiniget sich mit dem Flusse Cooper, um sich zusammen in den Ashley bey **Charlestown** zu ergießen.

Grafschaften Craven u. Berkeley.

Diese Hauptstadt, welche von den Engländern mit dem Namen ihres Königes, Karls des II beehret worden, wie die Franzosen der ganzen Provinz den Namen Carolina, aus Achtung gegen ihren König Karl den IX, gegeben, liegt auf einer Landzunge zwischen den Flüssen Ashley und Cooper, und genießt der Vortheile zwoer Buchten, eine gegen Norden, und die andere gegen Süden. Ihre Lage ist in zwey und dreyßig Grad, vierzig Minuten Norderbreite, zwo Meilen von der See. Dieß ist der einzige freye Hafen der

Hauptstadt Charlestown.

Beschreib. v. Carolina.

Provinz; und dieses Privilegium, welches der Handlung sehr schadet, hat nicht unterlassen, Klagen zu erregen. Die Befestigungen der Stadt dienen vielmehr sie zu zieren, als zu vertheidigen. Sie bestehen aus sechs Basteyen; drey an dem Flusse Ashley und drey an dem Flusse Cooper, nebst einem halben Monde auf jeder Seite. Diese Werke aber sind so schlecht angeleget, daß man nicht viel Nutzen davon haben kann. Ein Fort, welches die Mündung des Flusses Ashley bestreicht, machet die Fahrt sehr schwer.

Charlestown ist der Mittelpunct von der Handlung in Carolina. Es würde an seiner Lage nichts fehlen, wenn sein Hafen Schiffe über zweyhundert Tonnen einnehmen könnte. Alle Gegenden umher sind gleich angenehm, und fruchtbar. Man rühmet die Schönheit der Heerstraßen sehr, vornehmlich derjenigen, welche der breite Weg (Broodway) heißt. Die Bäume, welche auf vier Meilen weit beständig grün sind, machen einen so ordentlichen Spatziergang, daß, nach den Ausdrücken des Berichtes, alle Kunst der Fürsten in Europa niemals etwas machen wird, welches dem beykömmt. Die Stadt hat viele große Gassen, und eine Menge schöner Häuser, unter welchen man zwölfe bis funfzehn von einer ausnehmenden Bauart nennet. Die Pfarrkirche ist wegen ihrer Schönheit nicht weniger merkwürdig. Man setzet aber daran aus, daß sie für die Anzahl der Einwohner gar zu klein ist, welche nicht aufhöret, sich zu vermehren. Man findet zu Charlestown eine öffentliche Bibliothek, die von dem Doctor **Bray** gestiftet ist, welchem die meisten Bibliotheken in dem englischen America ihre Stiftung zu danken haben, und dessen Eifer, welcher besonders auf die Vermehrung der Gelehrsamkeit gerichtet war, sich sein ganzes Lebenlang beschäfftigte, um Beysteuern dazu in England anzuhalten. Die Presbyterianer und Wiedertäufer haben ihre Kirchen in der Stadt; und der französischen Presbyterianer ihre machet eine Zierde der vornehmsten Straße aus. Der Quäcker ihre ist in der Vorstadt an dem Ashley. Man zählet nicht über zweyhundert und funfzig Familien in der Stadt und den Vorstädten: die Luft aber ist daselbst der Fortpflanzung günstig, und es findet sich fast keine Ehe, welche nicht zehn oder zwölf Kinder hervorbringt. Diese Hauptstadt ist die Residenz des allgemeinen Statthalters, und der Sitz der vornehmsten Gerichte. Kurz, sie ist die Seele der ganzen Provinz. Das ganze benachbarte Land ist voller schönen Pflanzungen, welche gleichsam eben so viele kleine Flecken ausmachen. Man nennet **Ferguson, Underwood, Gilbertson, Garnett, Mathews, Green, Gray, Starkeys, Grimboll, Dickson, Izard, Rtoman, Bellenger, Gibbs, Shinkings, Moor** und **Quarry**.

Der Fluß **Backe**, welcher in den Cooper drey Meilen von Charlestown fällt, zeiget die Pflanzungen **Commins** und **Johnson**, welche dasjenige begränzen, was man die Baroney **Colliton** nennet. An den Ufern des Ashley findet man **West, Baden, Godfrey, Simonds, Trevillian, Pendarvis** und **Marshall**. Diese Gegend, welche den Shaftsburys gehöret, hat gegen Südwest des Flusses eine Gemeinwiese, die durch den Namen der **großen Savana** unterschieden wird. An dem Ende der Grafschaft gegen Colliton findet man eine Stadt, Namens Dorchester, deren Einwohner, die man nicht über dreyhundert und funfzig sich belaufen läßt, sind Independenten. Der Fluß Stono, welcher nicht weit davon fließt, sondert die Grafschaften Berkeley und Colliton von einander. Er ist durch einen Graben mit dem **Wadmola**, bey einer Pflanzung, Namens **Blake**, zusammen gehängt.

Beschreib. v. Carolina.

Grafschaft Colliton.

Die nordöstlichen Theile der Grafschaft **Colliton** sind noch von Indianern bewohnet; an ihren Flüssen aber sieht man eine Menge englischer Pflanzungen, wovon die meisten des Namens der Flecken nicht unwürdig sind. Der **Stono** und andere Wasser bilden unterhalb Charlestown eine sehr bevölkerte Insel, welche **Bouny's Island** heißt. Der **Nord-Edistow** und der **Süd-Edistow**, zween von den größten Flüssen dieser Grafschaft, haben fruchtbare Ufer, welche man zu bauen nicht verabsäumet. Sie vereinigen sich alle drey sechs oder sieben Meilen oberhalb eines Fleckens, oder einer Pflanzung, **Paul Grimbell** genannt. Zwo Meilen höher trifft man **Witton** an, welches auch **Neu London** heißt, eine kleine Stadt von ungefähr achtzig Häusern. Zween Landgrafen und andere Edelleute haben in diesem Kreise ansehnliche Pflanzungen.

Grafschaft Carteret.

Die Grafschaft **Carteret** ist noch nicht bewohnet, ob sie gleich für die angenehmste und fruchtbareste in der Provinz gehalten wird. Sie wird von einem großen Flusse, Namens **Cambage**, gewässert, welcher sich mit dem Mayflusse vereiniget, und an ihrer Mündung eine Insel machet, Namens **Edeland**. Das ganze Land an dem May wird von der indianischen Völkerschaft der **Westoer** bewohnet. Man sieht daselbst einen sehr schönen See in einem großen Thale, wo die ersten Engländer, die nach Carolina kamen, entschlossen waren, sich zu setzen: die Indianer selbst aber stelleten ihnen vor: da sie nahe an Portroyal, dem schönsten Hafen von Florida, wären: so hätte es wenig Anscheinen, daß sie daselbst von den Spaniern lange würden geduldet werden. Es hatten sich auch wirklich einige Schotten, welche es versuchet hatten, sich daselbst unter Mylords **Cardroß** Anführung zu setzen, gezwungen gesehen, ihren Sitz zu verlassen.

Portroyal.

Portroyal liegt zwanzig Meilen gegen Süden von dem Ashley, im ein und dreyßigsten Grade, fünf und vierzig Minuten Norderbreite. Die Einfahrt ist bequem, und hat niemals weniger, als siebenzehn Fuß Wasser über der Barre. Sein Becken ist weit, sicher, und erstrecket sich in ein schönes und fruchtbares Land, dergleichen man in ganz Carolina nicht mehr weis. Der Fluß, welcher es bildet, hat durch verschiedene Arme eine Gemeinschaft mit andern großen Flüssen. Er ist nicht über zweyhundert Meilen von St. Augustin, wo die Niederlassung der Spanier nicht so beträchtlich ist, daß sie ohne Eifersucht oder Furcht eine andere Völkerschaft so nahe bey sich sehen könnte. Nach Portroyal findet man den Mayfluß, auf welchen **San Matteo** folget, der letzte Kreis von Carolina oder dem englischen Florida.

Beobachtungen wegen Carolina u. seiner Einwohner.

Obgleich, außer etwas mehr sanfterer Luft, und einer geschwindern Reifung der Früchte, dieses Land nichts hat, was es von den vorhergehenden Colonien unterscheidet: so bemerket man doch, daß es insbesondere so guten Reiß hervorbringt, daß ihn die engländischen Nachrichten über den morgenländischen Reiß setzen. Die Indianer in Carolina waren viel wilder, als die in Virginien: ihre gegenseitigen Kriege aber, die Kinderblattern, und andere ansteckende Krankheiten haben ihrer eine große Anzahl aufgerieben. Die natürliche Härtigkeit ihrer Gemüthsart benimmt ihnen nicht eine eifrige Neigung zum Tanzen. Ein französischer Tanzmeister, welcher sich in der Grafschaft Craven gesetzet hatte, hat sie die europäischen Contretänze nach dem Klange der Flöte und der Schallmeye gelehret, und daselbst ein gutes Glück gemacht.

Man zählete vor dreyßig Jahren nicht über zwölftausend Seelen in der ganzen Colonie. Die letztern Nachrichten aber versichern, diese Zahl sey sehr gestiegen; und ohne es zu erklären, so geben sie eine Verhältnißtabelle, die cüriöser, als nütz-

 licher

Beschreib. v. Carolina.

licher ist z). Man wird dafür weit lieber einige andere Beobachtungen lesen. Ueberhaupt ist der Boden in Carolina eben. In einem Raume von hundert Meilen in der Länge und beynahe in eben der Breite trifft man keine beträchtliche Höhe an. Indessen finden sich doch überall ganz sanfte von fünf bis siebenzig Fuß hoch. Hinter einer weiten Strecke plattes Landes herrschet eine hohe Kette von Gebirgen, welche im vier und dreyßigsten Grade der Breite anfangen, ungefähr hundert Meilen gegen Westen von dem Missisipi, und fast mit der Seeküste gleich hinter Florida, Carolina, Virginien und Maryland laufen. Es sind die, welche man schon die apalachischen Gebirge genannt hat, wiewohl man ihnen doch auch den Namen der Alpelchen, Apelacheer und Apelleanen giebt. Von ihrem Fuße bis an das Meer zählet man ziemlich ordentlich zweyhundert Seemeilen. Die Quellen aller der beschriebenen großen Flüsse sind in diesen Gebirgen.

Die Provinz ist vermögend, sechs und sechzigmal so viel Einwohner zu enthalten, und zu ernähren, als sie itzt wirklich hat. Man säet daselbst indianisches Korn oder Malz seit dem ersten März bis den 10ten des Brachmonates. Ein Acker von den gemeinen Ländereyen trägt von achtzehn bis auf dreyßig Scheffel. Die Jahreszeit, Reiß zu säen, ist zwischen dem ersten April, und 20sten May. Man säet ihn in Furchen achtzehn Zoll von einander. Ein jeder Acker giebt selten weniger, als dreyßig Scheffel, und zuweilen über sechzig. Die ordentliche Ernte aber steigt und fällt nach Beschaffenheit des Bodens zwischen diesen beyden Maaßen. Diese letztere Ernte geschieht im Herbstmonate bis zu Ende des Weinmonates, und wird so überflüßig, daß sie in England eine jährliche Handlung von mehr, als achtzig tausend Pfund Sterling wird. Die Engländer schmeicheln sich, man werde auf den europäischen Märkten bald keinen andern Reiß mehr sehen, als den aus dieser Provinz.

Die Seidenwürmer fangen daselbst auch an, gut fortzukommen. Sie kriechen gegen den 6ten März aus ihren Eyern, welches die Zeit ist, da die Maulbeerblätter hervorzukommen anfangen. Das Harz, das Theer, und das Pech, sind in der ganzen Colonie im Ueberflusse. Man zieht das Harz heraus, daß man in die Stämme der Bäume Furchen machet, die von oben bis unten hinunter gehen, wo sich Becken finden, die solchen aufnehmen. Man muß aber erst die Rinde an der Seite abschälen, die nach der Sonne zu ist, damit der Saft, wenn er von der Sonnenhitze getrieben wird, desto häufiger fällt. Man läßt ihn darauf in großen Kesseln kochen, wo er sich in Harz verwandelt. Das Theer und Pech werden auf die gewöhnliche Art bekommen.

Die Vermehrung des Viehes ist seit dem Anfange der Colonie allhier zu bewundern. Vor dem Ende des letzten Jahrhunderts sah man es als einen großen Reichthum an, wenn man drey oder vier Kühe hatte. Heute zu Tage ist es nichts seltsames, deren tausend zu haben, und die meisten Privatpersonen haben ihrer nicht weniger, als zweyhundert. Sie weiden in den Wäldern. Des Abends treibt man sie zusammen. Die Kälber, welche den Tag über in wohlverschlossenen Weiden behalten worden, kommen zu saugen. Einige Zeit darnach melket man sie; man schließt sie die Nacht über ein; und

z) Hier ist sie. Weiße, Colonisten, wie acht gegen zwölf; Kaufleute, wie ein und ein halber gegen zwölfe; Handwerksleute, wie zwey gegen zwölfe. Alle Weiße, die unterthänigen Indianer, die Negersclaven, in Absicht auf die ganze Summe, die erstern, wie zwölfe gegen hundert, die zweyten wie

und den Morgen melket man sie wieder, ehe man sie ins Holz schicket. Die Schweine, deren Anzahl noch größer ist, werden eben so gehalten. Sie entfernen sich auf viele Meilen, Eicheln und Wurzeln zu suchen. Da sie aber gewohnt sind, in den Pflanzungen einen Schutz und Schirm zu finden: so unterlassen sie nicht, des Abends wieder zurück zu kommen.

Beschreib. v. Carolina.

Die Handlung, welche zwischen Carolina und England mit der andern Colonien ihrer einerley ist, brauchet jährlich zwey und zwanzig Schiffe; und man rechnet nicht weniger, als sechzig, welche jährlich von verschiedenen Gegenden aus Africa und America nach Charlestown kommen.

Auflagen, Münze, Arbeitslohn.

Man hat in Carolina keine andere Auflage, als den Zoll auf die starken Getränke, die Weine, den Zucker, das Mehl, den Zwieback, den gedörreten Fisch, das Pelzwerk u. s. w. welches sich jährlich auf vier tausend fünfhundert Pf. Sterling beläuft, und den öffentlichen Schatz ausmachet. Hiervon bezahlet man tausend Pfund den englischen Predigern, deren nur zehn in der ganzen Colonie sind, tausend zur Vollendung und Unterhaltung der Festungswerke, sechshundert den Kriegesbedienten und Wachten, zweyhundert dem Statthalter, dreyhundert für Kriegesbedürfnisse, und vierhundert für zufällige Ausgaben. Es bleiben folglich noch tausend Pfund übrig, welche zum Abtragen der Zinsen für die Steuerscheine dienen, die man vor Alters nur auf sechstausend Pfund Sterling gemacht hatte, nachher aber bis auf zehn tausend vermehret hat. Außer diesen Scheinen, die sehr gäng und gebe sind, sind die Münzen, deren man sich hier am meisten bedienet, die französischen Louis, die spanischen Pistolen, die holländischen Thaler, und die peruanischen Piaster. Man sieht wenig englisches Geld, weil aller Handel mit England durch Umsatz geschieht. Man meldet uns so gar den Lohn der Handwerksleute, welche ohne Geld nach der Colonie kommen, und ihre Arbeit vermiethen wollen. Dieser ist für einen Schneider fünf Shilling des Tages; für einen Schuster drittehalb Shilling; für einen Schmidt achtehalb, für einen Weber drey, für einen Ziegelstreicher sechs, und für einen Bötticher vier Shilling des Tages.

Der

wie sechs und sechzig gegen hundert, die dritten, wie zwey und zwanzig gegen hundert. Die bischöfliche Partey, die französischen und andere Presbyterianer, die Wiedertäufer und Quacker, in Ansehung der ganzen Summe, die erstern und zweyten wie vier und ein halbes, gegen zehn; die dritten, wie einer gegen zehn; die letztern, wie ein Vierthel gegen zehn.

Charlevoix. 1722.

Der VIII Abschnitt.

Spanisches Florida und Reise des P. Charlevoix an dessen Küste.

Einleitung. Schiffbruch des P. Charlevoix. Er geht wieder nach Luisiana. Schwäche seines Fahrzeuges. Verzweifelung des Schiffvolkes. Sehr wüstes Land. Schiffbruch eines spanischen Schiffes. Ankunft der Franzosen in dem Fort St. Marcus. Beschreibung desselben. Beschaffenheit des Landes. Weg von St. Marcus nach St. Joseph Beschreibung dieses Forts. Weg von da nach Pensacola. Ursprung der spanischen Niederlassung. Die Franzosen besitzen das Fort. Beschaffenheit der Bay. Pensacola wird den Spaniern wieder gegeben. Beobachtung wegen der Himmelsluft; wegen des Canales von Bahama. Lauf von diesem Canale nach St. Domingo.

Einleitung.

Nebst St. Augustin, welches seinen Ursprung dem Menendez zu danken hat, haben die Spanier keine beträchtlichen Niederlassungen in Florida, als St. Marco, St. Joseph und Pensacola, die alle drey in dem mittäglichen Theile sind, welcher nach dem mexicanischen Meerbusen zugeht. Weil man aber niemals in den spanischen Berichten Erläuterungen von den Besitzungen dieser Krone suchen darf: so würde man den Zustand dieser drey kleinen Pflanzstädte wenig kennen, wenn das Unglück eines französischen Reisenden ihm nicht gedienet hätte, sich Einsichten zu verschaffen, die er bekannt gemacht hat. Dieß ist der P. Charlevoix in dem historischen Tagebuche von seinen Reisen. Er hatte das Unglück gehabt, in einem Schiffe, Namens Adour, im Angesichte von Florida, nahe bey einer von den Märtyrerinseln, Schiffbruch zu leiden, als er von Luisiana wieder nach Frankreich gehen wollte. Ein Theil des Schiffsvolkes bemächtigte sich der Schaluppe, ein anderer des Canotes; und der dritte nebst dem P. Charlevoix, den Schiffsofficieren, und den vornehmsten Reisenden, ergriff die Partey eine Barke zu bauen, welche der Verfasser ein Boot nennet (un Bateau), um wieder nach Luisiana zurück zu kehren. Von diesem Puncte an muß man dem Reisenden folgen, und seine Beobachtungen sammeln, ohne die Zufälle auf seiner Reise davon abzusondern, die auch ihren Nutzen haben.

Schiffbruch des P. Charlevoix.

Er geht wieder nach Luisiana.

Wir fuhren, saget er, den 25sten April 1722 zu Mittage ab, und schiffeten viele Meilen weit zusammen einmüthig fort. Gegen Untergang der Sonne aber sahen wir die Schaluppe in den Canal einlaufen, über welchen man hinfahren muß, wenn man nach der Havana will, ohne daß sie sich um das Canot bekümmerte, dessen Lebensmittel sie führete, und welches ihr nicht folgen konnte; daher es denn genöthiget war, sich an uns zu halten. Den Abend stiegen wir zusammen in der Jnsel aus, wo die drey Fahrzeuge sich wieder zu vereinigen, verabredet hatten. Eine Rotte Wilde, die sich schon dahin begeben hatte, machete, daß wir die ganze Nacht auf unserer Hut seyn mußten, und wir giengen bey frühem Morgen wiedet unter Segel.

Das Wetter war schön, und das Meer ruhig. Unser Schiffvolk beneidete das Schicksal der Schaluppe bald. Darauf kam es zum Murren, und unsere Häupter glaubeten, sie müßten sich wenigstens so stellen, als ob sie ihnen willfahren wollten. Man nahm also die Fahrt des Canales. Zwo Stunden darnach wurde der Wind stärker, und zeigete alle Anscheinungen zu einem Sturme. Jedermann erkannte nunmehr, man könnte sich ohne Verwegenheit mit solchen Fahrzeugen, wie die unserigen, in eine so lange Ueberfahrt nicht einlassen. Denn nichts war schwächer, als unser Boot, und das Wasser drang schon überall hinein. Man redete davon, man wollte sich nach St. Augustin begeben. Weil man aber

Schwäche seines Fahrzeuges.

aber durch eben den Weg, den man genommen hatte, wieder hätte zurück gehen müssen: so war man ziemlich durchgehends einig, man wollte nach Biloxi gehen. In dieser Absicht hielten wir uns westwärts. Man rückete bey Tage nicht weit fort, und wir brachten die Nacht in dem Boote zu, wo gar nicht Raum genug war, daß sich ein jeder ausstrecken konnte. Den 27sten lagerten wir uns in einer Insel, wo wir verlassene Cabanen, gebahnete Wege, und Fußtapfen von spanischen Schuhen fanden. Diese Insel ist die erste von den Schildkröteneylanden. Der Boden ist so schlecht, daß ich nicht begreife, was Menschen in einem so schlechten und von aller menschlichen Wohnung so entfernten Lande machen wollen. Wir höreten nicht auf, gen Westen zu halten, und wir schiffeten mit einer solchen Geschwindigkeit, die nur von den Strömen herkommen konnte. Den 28sten fuhr man fort, weiter zu rücken; und ob wir gleich wenig Wind hatten, so schien es doch, als ob die Eylande an unserer Seite fortflögen. Die Beobachtung der Höhe zu Mittage ließ uns vier und zwanzig Grad, funfzehn Minuten finden. Wenn unsere Seekarten richtig waren: so waren wir an dem westlichen Ende der Schildkröteneylande. Das hieß uns zu weit in die offene See einlassen; und ich war der Meynung, alle diese Inseln zur Linken liegen zu lassen. Allein, unsere Officier befürchteten, sie möchten zwischen ihnen und dem festen Lande keine Fahrt finden können. Es gereuete sie bald; denn wir sahen in zweenen Tagen kein Land, ob man gleich gegen Norden und Nordost hielt. Darauf bemächtigte sich die Verzweifelung des Schiffvolkes. Es brauchete nur noch einen solchen Windstoß, dergleichen wir schon mehr, als einen, ausgestanden hatten, um uns zu versenken. Die Windstille so gar hatte ihre Beschwerlichkeiten. Man mußte den ganzen Tag rudern, und die Hitze war überaus groß. Endlich sahen wir Land, und wir kamen Vormittage daselbst an. Den 4ten gegen Mittag waren wir in sechs und zwanzig Grad sechs und funfzig Minuten stets mit dem Lande im Gesichte, aber ohne daß wir hinan kommen konnten, weil es mit Inseln und Halbinseln besetzet ist, welche meistens sehr niedrig sind, zwischen welchen ein Canot von Baumrinde kaum durchkommen würde. Unsere größte Noth war, daß wir daselbst kein Wasser fanden. Wir fanden Schutz genug, und zuweilen auch ein wenig Waidwerk und Fischerey.

Charlevoix. 1722.

Verzweifelung des Schiffvolkes.

Man sieht in diesem ganzen Lande sehr wenig Wilde; und nur drey, die wir eines Tages in einer Pirogue sahen, hatten nicht das Herz, zu uns zu kommen. Den 10ten war man genöthiget, keinen Aquavit mehr zu geben, und das wenige, was noch übrig war, für die dringendsten Bedürfnisse aufzuheben. Die Lebensmittel fingen auch an, abzunehmen, vornehmlich der Zwieback, wovon ein Theil verdorben war; wir waren also bis auf die bloße Nothdurft gebracht; das ist, wir hatten bey jeder Mahlzeit oftmals nur eine Handvoll Reiß, die man in dem salzhaften Wasser kochen ließ. Diese Küste aber ist das Reich der Austern, wie die Bank bey Neuland, der Busen und der Fluß St. Laurenz das Reich der Stockfische ist. Alle diejenigen niedrigen Länder, an welchen wir dicht dabey hinfuhren, sind mit Manglebäumen besetzet, woran sich eine ungeheure Menge kleiner Austern von einem auserlesenen Geschmacke hängen. Andere, die viel größer und nicht so leckerhaft sind, findet man in der See selbst in so großer Anzahl, daß sie daselbst Klippen bilden, die man anfänglich für Felsen hält, die mit dem Wasser gleich sind.

Sehr wüstes Land.

Den 15ten des Morgens trafen wir eine spanische Schaluppe an, die ungefähr funfzehn Mann führete. Sie waren von einem Schiffe, welches an dem St. Martinsflusse Schiffbruch gelitten. Es waren ihrer zusammen zwey und vierzig; ihre Schaluppe aber war

Schiffbruch eines spanischen Schiffes.

Charlevoix. 1722.

war so klein, daß sie sich derselben nur wechselsweise bedienen konnten; und zwey Drittheile von ihrer Anzahl genöthiget waren, der Küste zu Fuße zu folgen. Es war eine Gewogenheit des Himmels für uns, daß wir sie antrafen; denn ohne den Unterricht, den wir von dem spanischen Hauptmanne erhielten, hatte es wenig Wahrscheinlichkeit, daß wir den Weg hätten finden können, und die Verzweifelung würde unsere unruhigen Köpfe zu einigen Gewaltthätigkeiten bewogen haben. Den 16ten verließ uns das Canot, um den Spaniern zu folgen. Wir hatten widrigen Wind; und die Gefährlichkeiten an der Küste, welche flach und voller spitzigen Kiesel ist, zwang uns, beständig das Senkbley in der Hand zu haben. Diese Unruhen nahmen die beyden folgenden Tage nicht ab; und den 20sten lagerten wir uns in einer Insel, welche die Ostspitze der Apalachenbay ausmachet. Wir wurden die ganze Nacht hindurch Feuer auf dem festen Lande gewahr, woran wir sehr nahe waren.

Die Franzosen kommen nach St. Marco.

Den 21sten, da wir mit einem sehr dicken Nebel ausgefahren waren, welcher sich bald zertheilete, sahen wir Baken, denen wir, auf Anrathen der Spanier, folgen sollten. Man that es und steuerte gegen Norden; und wir erkannten, daß wir ohne diesen Beystand nicht würden vermieden haben, auf Sandbänke zu kommen, die mit Austern bedecket, und an dieser ganzen Küste sehr häufig sind. Gegen zehn Uhr endlich entdecketen wir ein kleines steinernes viereckichtes und ziemlich regelmäßig befestigtes Fort. Wir stecketen so gleich die weiße Flagge auf. Einige Augenblicke darnach aber rief man uns französisch zu: wir sollten nicht weiter anrücken. Wir hielten still; und bald darauf sahen wir eine Pirogue mit drey Mann an Bord kommen. Einer von den dreyen war ein Basque. Er war in Luisiana Canonier gewesen, und die Spanier hatten ihm eben das Amt anvertrauet. Nachdem er uns gemeldet hatte, daß wir vor dem Fort San Marco wären, und nachdem er die gewöhnlichen Fragen an uns gethan, so hielt er dafür, der Hauptmann und ich sollten allein aussteigen, und uns mit dem Befehlshaber unterreden. Wir wurden wohl aufgenommen. Dieser spanische Officier war ein bloßer Lieutenant, ein verständiger Mann, welcher uns die Erlaubniß ertheilete, unser Boot dem Fort gegenüber anrücken zu lassen. Er lud die Officier und die vornehmsten Franzosen zu Tische, allein nicht eher, als nachdem er das Boot durchsuchen, und das Gewehr und den Kriegesvorrath in sein Magazin bringen lassen, mit dem Versprechen, uns solches bey unserer Abreise wieder zu geben.

Dieser Posten, den de l'Isle auf seiner Karte unter dem Namen Sainte Marie d'Apalache bezeichnet hat, hat niemals einen andern, als San Marco geführet. Die Spanier hatten ehemals einen ansehnlichen Sitz daselbst. Sie waren aber schon sehr geschwächt, als er im 1704ten Jahre von den Engländern aus Carolina, mit Hülfe einer großen Anzahl Indianer Allibamoner, gänzlich zerstöret wurde. Die spanische Besatzung, welche aus zwey und dreyßig Mann bestund, wurde zu Kriegesgefangenen gemacht, welches die Wilden aber nicht abhielt, siebenzehn davon zu verbrennen, unter welchen man drey Religiosen des heil. Franciscus zählete; und von siebentausend Apalachern, die sich in dieser Gegend gesetzet hatten, blieben nur vierhundert übrig, die sich darauf nach Maubile zogen, woselbst die meisten noch sind.

Beschaffenheit des Landes.

Die dem Fort nahegelegenen Wälder und Wiesen sind voller Ochsen und Pferde, welche die Spanier daselbst sich haben vermehren lassen. Man sieht daselbst einige Wohnplätze von Wilden, die vermuthlich ein Theil von eben denen Apalachen sind, welche der Einfall der Engländer in die Flucht gejaget hatte, und welche nach dem Kriege wieder kamen.

men. Ihre Bay ist genau eben das, was die ersten spanischen Berichte den Hafen Aute nennen. Die Lage des Forts ist auf einer kleinen mit Sümpfen umgebenen Anhöhe, ein wenig unterhalb der Vereinigung zweener kleinen Flüsse, wovon der eine von Nordost und der andere von Nordwest kömmt. Zwo Meilen höher findet man an dem nordwestlichen ein apalachisches Dorf, und ein anderes gegen Westen im Lande. Diese Völkerschaft, die ehemals sehr zahlreich war, und ein sehr großes Land besaß, ist heutiges Tages fast zu nichts geworden, ob sie gleich seit langer Zeit die christliche Religion angenommen hat. Allein, der geistliche Beystand fehlet ihnen, zu geschweigen, daß es schwer ist, gute Christen aus einem Volke zu machen, bey dem man damit angefangen hat, daß man ihm das Christenthum recht verhaßt gemacht. Man sagete uns in dem Fort San Marco, man hätte den Entschluß gefasset, diesen Posten wieder in seinen alten Glanz zu setzen, und man erwartete daselbst fünftausend Familien; das ist weit mehr, als das ganze spanische Florida aufbringen kann. San Marco steht, was das Kriegeswesen und die bürgerliche Regierung betrifft, unter St. Augustin, im Geistlichen aber unter Havana. Indessen nimmt es seine Priester doch aus dem Franciscanerkloster zu St. Augustin. Man geht zu Lande von San Marco nach St. Augustin. Die Reise ist von achtzig Meilen und der Weg sehr schlecht.

Charlevoix. 1722.

Weg von St. Marco nach St. Joseph.

Da einige Geschenke den spanischen Befehlshaber bewogen hatten, uns Führer nach St. Joseph zu geben, welches dreyßig Meilen von San Marco ist: so giengen wir den 25sten ab, und folgeten der Küste ziemlich langsam zween Tage lang, nach welchen uns unsere Führer eine Ueberfahrt von drey Seemeilen thun ließen, um in eine Art von Canale zu kommen, welcher durch das feste Land, und eine Reihe von Inseln von verschiedener Größe gebildet wurde. Ohne sie würden wir uns niemals getrauet haben, uns dahinein zu lassen, und wir würden die St. Josephsbay verfehlet haben. Indessen nahmen unsere Lebensmittel ab, und das Wasser war schwer zu finden. Eines Tages, da wir zehn Schritte von der See auf einem ziemlich erhabenem Orte gegraben hatten, hatte man nur salzhaftes Wasser bekommen. Es fiel mir also ein, an dem Ufer der See selbst, und in dem Sande ein Loch zu machen. Es wurde so gleich mit einem süßen und eben so hellen Wasser angefüllet, als das aus der schönsten Quelle. Allein, es versiegete bald wieder, woraus ich urtheilete, daß solches Regenwasser wäre, welches einen harten Grund angetroffen, und sich also an diesem Orte gesammelt hätte. Als wir an der Spitze der Inseln waren: so segelten wir bis den Abend. Darauf fiel der Wind: die Ebbe aber, welche wieder zu gehen anfing, ersetzete solchen die ganze Nacht hindurch. Dieß ist das erstemal, daß ich in dem mexicanischen Meerbusen ordentliche Ebbe und Fluth gesehen habe; und unsere beyden Führer versicherten uns, daß von den Inseln bis nach Pensacola die Fluth zwölf Stunden und die Ebbe eben so lange ist. Den andern Morgen den 26sten, hielt uns ein widriger Wind, in einer mit Holze wohl versehenen Insel auf, welche zehn bis zwölf Meilen lang war, wo sich Lerchen und Schnepfen im Ueberflusse befanden. Wir sahen daselbst auch eine Menge Klapperschlangen. Sie heißt die Hunde-Insel, und unsere Wegweiser rechneten von ihrer ersten Spitze nur zehn Meilen bis nach San Marco, und funfzehn bis nach San Joseph: sie irreten sich aber in dieser letztern Weite, welche wenigstens zwanzig Meilen ist.

Den 27sten strandeten wir um Mitternacht auf einer Austerbank, die eben so breit war, als die Gestalt eines Hutes; und wir brachten über eine Stunde zu, ehe wir heraus kamen. Unsere Wegweiser ließen uns bey dem Landhause eines Hauptmannes von der

Charlevoix. 1722.

Besatzung aus St. Joseph anländen, wo wir die übrige Nacht vollends zubrachten. Wir waren nur noch sieben Meilen von St. Joseph; und wir kamen den folgenden Tag, um fünf Uhr des Abends daselbst an. Wir wurden daselbst von dem Statthalter wohl aufgenommen. Zwo große französische Schaluppen waren daselbst von Biloxi mit vier Officier angekommen, welche Ueberläufer wieder forderten. Sie hatten aber daselbst keine angetroffen, und wir glaubeten, sie den 24sten in einer Barke mit Segeln gesehen zu haben, die in einiger Entfernung vor uns vorbey gegangen.

Fort St. Joseph und dessen Beschreibung.

Ich glaube nicht, daß ein Ort in der Welt sey, wo man sich weniger vermuthen sollte, Menschen und vornehmlich Europäer anzutreffen, als zu St. Joseph. Die Lage dieser Bay, ihre Ufer, ihr Boden, alles, was sie umgiebt, nichts kann einem begreiflich machen, was für eine Ursache die Spanier bewogen hat, sich da zu setzen. Eine flache Küste, die allen Winden ausgesetzet ist, ein unfruchtbarer Sand, ein verlorenes Land, welches nicht die geringste Art von Handlung haben, und auch nicht einmal zur Niederlage dienen kann, ist der Ort, den sie erwählet haben. Wir hatten vor ihnen eben die Thorheit begangen: sie hat aber nicht lange gedauert. Das Fort liegt nicht in der Bay selbst: es ist auf der Rückkehr einer gekrümmten Spitze, welche eine Insel einschließt, und es ist nur von Erde gebauet, aber mit Palissaden versehen, und mit gutem Geschütze besetzet. Die Besatzung ist zahlreich, der Stab vollständig, und fast alle Officier haben ihre Familien bey sich. Die Häuser sind sauber, bequem und wohl meubliret: auf den Straßen aber geht man bis an die Knöchel im Sande. Die Frauenzimmer gehen nicht anders aus, als in die Kirche; und das geschieht stets mit dem Gepränge und der Ernsthaftigkeit, welche ihrer Nation eigen ist. Wir wurden zu Mittage von dem Major Sergenten bewirthet, welcher bey seinem Aufenthalte zu Luisiana viele Höflichkeiten genossen hatte, und uns seine Erkenntlichkeit dafür bezeugen wollte. Er trieb solche auf das höchste, da er uns mit Lebensmitteln zur Fortsetzung unserer Schifffahrt versah. Wir giengen den 30sten mit den beyden französischen Schaluppen ab; und das Fort beehrete uns mit fünf Canonenschüssen.

Weg von St. Joseph nach Pensacola.

Man fuhr diesen Tag ungefähr sieben Meilen bis an die Einfahrt eines Flusses, der aus einer gegen Südost offenen Bay kömmt, wo wir vor Anker legeten. Gegen Mitternacht macheten wir uns eines guten Windes zu Nutze, um nach Westnordwest zu steuern. Die ganze Küste läuft nach einerley Windstriche auf zwanzig Meilen bis an die Insel St. Rosa, ohne einen einzigen Ort zu haben, wo man sich bergen könnte. Den 31sten hatten wir diese zwanzig Meilen um vier Uhr des Abends zurück geleget; und wir legeten hinter einer Insel vor Anker, welche die große Bay von St. Rosa verschließt, deren Einfahrt bey stürmischer See gefährlich ist. Den 1sten des Brachmonates macheten wir uns der Fluth zu Nutze, welche anzulaufen anfing, und liefen in den Canal von St. Rosa ein, welcher vierzehn Meilen lang ist. Er wird durch eine Insel gleiches Namens verschlossen, die eben die Länge hat, aber sehr schmal ist, und der es nicht an Holze fehlet, ob sie gleich ganz mit Sande bedecket zu seyn scheint. Das feste Land ist hier sehr erhaben, und trägt verschiedene Arten von Bäumen. Der Boden ist fast eben so sandig, als zu St. Marco. Wenn man aber nur ein wenig gräbt, so hat man Wasser. Die ganze Küste ist voller Wildprät, und das Meer voller Fische. Die Einfahrt in den Canal ist sehr schmal. Er erweitert sich darauf, und behält bis nach Pensacola eine halbe Meile Breite. Gegen Mittag fuhren wir um die Rehspitze hinum, deren Umschweif den Anfang der Bay

Bay ausmachet. Man wendet sich daselbst gegen Nordost; und das Fort, welches nur eine kleine Seemeile weiter ist, läßt sich von dieser Spitze wahrnehmen. Wir kamen daselbst eine Stunde nachher an.

Charlevoix. 1722.

Die Bay, welche heutiges Tages den Namen **Pensacola** führet, ist, bey den Spaniern nur unter dem Namen **Santa Maria de Galve** bekannt, wovon wir schon an einem andern Orte Nachricht gegeben *a*). Als Charlevoix daselbst ankam, so war das Fort in so schlechtem Zustande, daß man sich keine Mühe zu geben schien, es zu bewachen. Der Befehlshaber, Namens **Carpeau de Montigny**, war in dem Hauptquartiere zu Biloxi, und sie fanden daselbst nur einige Soldaten. Von dem spanischen Fort, welches zwey Jahre zuvor von dem Grafen von Champmelin weggenommen worden, war nur noch eine sehr schöne Cisterne übrig, welche vierzehntausend Piastres zu bauen soll gekostet haben.

Fort St. Karl von Pensacola.

Die **Pensacolabay** würde ein ziemlich guter Hafen seyn, wenn die Würmer nicht daselbst die Schiffe zernageten, und wenn ihre Einfahrt etwas tiefer wäre. Der **Hercules**, auf welchem der Graf von Champmelin fuhr, stieß daselbst auf. Diese Einfahrt ist gerade zwischen dem westlichen Ende der Insel St. Rosa und einer Klippe. Sie ist so eng, daß nur ein Schiff auf einmal einlaufen kann; und ihre Oeffnung ist Nord und Süd. An der andern Seite der Klippe findet man einen zweyten Canal, der gegen Südwest offen ist, welcher nur für Barken Wasser hat, und welcher auch sehr schmal ist. Der Ankerplatz in der Bay ist längst der Insel St. Rosa.

Beschaffenheit der Bay.

Wir giengen um Mitternacht von Pensacola ab, saget Charlevoix, und um vier Uhr des Morgens ließen wir zur Rechten den **Rio de los Perdidos**, einen Fluß, der wegen des Schiffbruches eines spanischen Schiffes berühmt ist, von dessen Verluste und dem Untergange aller darauf befindlichen Leute er diesen Namen bekommen hat. Die **Dauphineninsel** liegt fünf Meilen weiter zur Linken. Zwischen diesem Eylande und dem Eyland la **Corne**, welches nur eine halbe Meile davon ist, hat man wenig Wasser. Auf die Linie von diesen beyden Inseln folget eine andere, die man wegen ihrer Gestalt die **runde Insel** genannt hat. Gegen über ist die **Pascagulasbay** *b*), worein sich ein Fluß gleiches Namens ergießt. Von da braucheten wir nur eine Stunde, uns nach Biloxi zu begeben.

Der vernünftige Reisende, welchem wir diese Erläuterungen zu danken haben, wurde, da er sich wieder in der französischen Colonie befand, woraus er abgereiset war, von dem mit Spanien geschlossenen Frieden, und der doppelten Verbindung dieser beyden Kronen gar bald benachrichtiget. Einer von den Artikeln war die Wiederabtretung von Pensacola. Diese Zeitung wurde von Vera-cruz nach Luisiana durch Don **Alexander Walcop**, einen Irländer und Schiffshauptmann in Neuspanien, auf einer Brigantine überbracht, die Don **Augustin Spinola** führete. Diese beyden Officier verhehleten es nicht, daß die Spanier Willens wären, daselbst eine beträchtliche Niederlassung anzulegen, und die Besatzung und alle Einwohner von St. Joseph dahin zu versetzen. Don Walcop war zum Statthalter daselbst ernannt. Man kann nicht zweifeln, daß dieser Entwurf nicht ausgeführet worden.

Pensacola wird den Spaniern wieder gegeben.

a) Im XIV Bande a. d. 603 S.
b) Die Madame de Chaumont hatte eine ihr bewilligte Strecke Landes an dieser Bay.

Charlevoix. 1722.

Beobachtung wegen der Himmelsluft.

Der Reisende füget zwo Beobachtungen hinzu, die zu diesem Artikel gehören. Bey seiner Rückkehr, welche den 2ten des Heumonates Nord und Süd von Pensacola geschah, wo er seinen Punct der Länge recht gewiß haben wollte, weil der von der Mündung des Mißissipi noch nicht recht fest gesetzet war, hatte er die Sonne gerade über seinem Kopfe; und auf seiner Reise von den Märtyrern nach Biloxi hatte er die größte Hitze des Sonnenstillstandes ausgestanden, und konnte er sich davor eben so wenig verwahren, als vor dem Thaue, welcher die Nacht über sehr häufig fiel. Indessen stund er doch in dem Heumonate noch mehr Hitze aus, als er vor seinem Schiffbruche ausgestanden hatte. Er erinnerte sich dabey, saget er, daß er sich mehr als einmal verwundert, wenn er Personen, die in dem heißen Erdgürtel gebohren werden, sich über die große Hitze in Frankreich sehr habe beklagen hören. Er war im April in eben dem Falle gewesen. Der Unterschied, den er im Heumonate empfand, konnte nicht von den Winden herkommen; denn sie waren eben dieselben; und es weheten solche in beyden Jahreszeiten; es kam auch eben so wenig davon her, daß er nunmehr dazu gewöhnet worden; denn weder er, noch seine Gefährten waren den beständigen Schweißen unterworfen, welche ihnen im April sehr beschwerlich gewesen. Er glaubet, folgende Erklärung davon geben zu können. Im Frühjahre ist die Luft noch von Dünsten beschweret, welche der Winter darinnen zusammen gezogen. Wenn sich die Sonne nähert: so werden sie davon zuerst entzündet; und dieß, saget er, verursachete die drückende Hitze und den häufigen Schweiß, wovon wir im April beschweret wurden. Im Heumonate waren diese Dünste zertheilet; und ob uns gleich die Sonne viel näher war, so war doch der geringste Wind hinlänglich, uns abzukühlen, indem er die Heftigkeit ihrer fast senkrecht auf unsere Häupter fallenden Stralen brach. Nun zertheilet aber in Frankreich die Sonne niemals die Dünste eben so gut, als unter den Wendekreisen; wenigstens sind sie hier viel gröber; und dieses bringt, nicht den Unterschied der Hitze, sondern den Unterschied der Empfindung des Heißen hervor.

Beobachtung wegen des Canales zu Bahama.

Die zweyte Beobachtung betrifft den Canal von Bahama. Da das Schiff, auf welchem man nach Frankreich zurück kehrete, die Einfahrt in den Hafen zu Havana nicht hatte erhalten können, wo man sich aufzuhalten gedacht hatte: so ergriff man die Partey, nach der Matancebay zu rücken, und man fand daselbst andere Hindernisse, die den Hauptmann bewogen, seine Fahrt fortzusetzen. In einer Zeit von ungefähr vier und zwanzig Stunden entdeckete man von der Spitze der Masten das Land von Florida. Bey diesem Anblicke ließ man das Vorgebirge gegen Nordnordost. Zwo Stunden darnach fuhr man ein wenig weiter gegen Osten, und nachdem man sich wieder in den Strich begeben, so fand man sich in zween andern Stunden darnach in dem wahren Strome, der nach dem Canale Bahama führet. Man gieng geschwind in einem fort. Wir sahen in diesem Augenblicke, saget er, den Adour, eben das Schiff, worinnen wir Schiffbruch gelitten hatten, welches noch ein Ende von dem Maste zeigete, dessen Körper aber ganz mit Wasser überdecket war; und wir erkannten, daß es ganz und gar nicht an der nordlichsten von den Märtyrern gescheitert war, wie man sichs anfänglich überredet hatte; denn wir hatten sie durch unsere Ueberfahrt um halb eilf Uhr des Morgens, und um halb zwey Uhr blieb uns die letzte von diesen Inseln gegen Norden. Gegen drey Uhr erblickete man von dem Mastkorbe eine Brandung, bey welcher wir nahe vorbey fahren wollten, und weiter hin eine Klippe, die sehr breit war. Diese Klippe ist vermuthlich das Ende der Märtyrer; und damit wir sie vermieden, so nahmen wir wieder Süd und Ost den ganzen übrigen Tag

Tag über mit dem Strome, der stets gegen Norden gieng. Gegen Abend hielten wir nach Nordost. Den andern Morgen zu Mittage waren wir bey der Einfahrt in den Canal, im fünf und zwanzigsten Grade, dreyßig Minuten. Um halb acht des Abends befürchtete man, gar zu nahe am Lande zu seyn, und das Vorgebirge wurde gegen Südsüdost bis um Mitternacht mit einem sehr guten Winde gebracht. Wir nahmen um Mitternacht den Lauf wieder, und den folgenden Tag sahen wir kein Land mehr. Den Abend glaubete man außer dem Canale zu seyn: der Lootsmann aber fuhr aus einer weisen Vorsicht fort, bis um zehn Uhr Nordnordost zu halten.

Charlevoix. 1722.

Wenn man aus dem Canale von Bahama heraus ist: so würde der gerade Weg, die Insel St. Domingo zu erreichen, Südost seyn. Die Winde aber, welche fast stets von Osten her wehen, erlauben nicht, ihn zu nehmen. Man muß sich durch eine parabolische Linie bis auf die Höhe der Bermuden erheben, welche zu erkennen, dienlich seyn würde, wenn es möglich wäre, um seinen Punct der Länge gewiß zu bekommen. Aus Mangel dieser Kenntniß ist man zuweilen verbunden, bis zu der großen Bank von Neuland zu gehen, bevor man sich Rechnung machen kann, daß man weit genug gegen Osten von allen Klippen ist, die gegen Norden und Osten von der Insel St. Domingo sind. Indessen hat man doch nicht immer diesen großen Umschweif genommen, um von dem mexicanischen Meerbusen nach dieser Insel zu gehen. Wenn man in den ersten Zeiten der Entdeckung der nordlichen Küste der Insel Cuba bis an die Spitze Itaque, welche das ostliche Ende ist, auf vierzehn Meilen von Matance gefolget war: so wandte man sich zur Rechten, und ließ zur Linken alle lucaiische Inseln und die Insel Bahama, welche unter dieser Anzahl ist. Dieses nennet man itzo den alten Canal von Bahama, auf welcher Fahrt es den größten Schiffen nicht an Wasser fehlet, die aber so voller Klippen ist, daß sich heutiges Tages kaum die großen Barken trauen, sich da einzulassen.

Weg dieses Canales nach St. Domingo.

Der IX Abschnitt.

Niederlassung in Neu-Georgien, und dessen Beschreibung.

Niederlassung in Neugeorgien.

Bewegungsgründe zu dieser Niederlassung. Umfang derselben nach der Bewilligung. Es entsteht eine Gesellschaft. Oglethorpe geht von ihr dahin. Erste Stadt daselbst. Ihre erste Verbindung mit den Indianern. Artikel des Vertrages. Oglethorpes Rückkehr. Rede des Tomakichi. Solcher geht wieder nach Georgien. Erzählung des Hauptmanns Dumbar. Purysburg. Ebenezer. Oglethorpe besuchet die fremden Pflanzstädte. Darien. Fort Friderica. Stadt Savannah. Augusta. Unfall der Colonie.

Wir kommen wieder auf die engländischen Niederlassungen nach der Zeitordnung, nachdem wir sie in dem vorigen Abschnitte der Ordnung der Oerter haben weichen lassen. Die mittäglichste und neueste von den englischen Colonien in America ist Georgien, welche sich vor unsern Augen gebildet hat. Ihre Stifter leben noch. Ihre Absicht, wie sie solche 1732 bekannt macheten, da sie Bewilligungsbriefe zur Niederlassung enthielten, welche dieses Datum haben, war, einer Menge unglücklicher Bürger, welche einen Beystand braucheten, einen ehrlichen Unterhalt zu verschaffen, und zu gleicher Zeit England von einer beschwerlichen Last zu befreyen. Sie luden in diesen Ausdrückungen alle wohlgesinnete Patrioten ein, ein so liebreiches Unternehmen zu unterstützen.

Bewegungsgründe zu dieser Niederlassung.

Die

Niederlassung in Neu-Georgien.

Umfang derselben nach der Bewilligung.

Die königlichen Briefe bewilligen ihnen und ihren Nachfolgern alle die Ländereyen, die zwischen dem Flusse Savannah, längst der Seeküste und dem Flusse Alatamaha sind, nebst den vor dieser Küste liegenden Inseln, die nicht über zwanzig Meilen davon entfernet sind. Es ist ein ziemlich weitläuftiges Land gegen Süden von Carolina, welches durch den Savannah davon abgesondert ist. Gegen Süden wird es von dem Alatamaha begränzet, welcher groß und schiffbar ist. Von einem Flusse zum andern soll es an der Seeseite sich hundert und zwanzig Meilen weit erstrecken b); und gegen Westen bis an die apalachischen Gebirge giebt man ihm wenigstens dreyhundert Meilen. Das ganze Land wurde zu einer besondern Provinz errichtet, unter dem Namen Neu-Georgien, welcher von des Königes Georg in England seinem gebildet worden.

Es entsteht eine Gesellschaft.

Da der Ritter Heathcote gleich im August desselben Jahres den Directoren der Bank die beyden Hauptgegenstände dieser Bewilligung gemeldet hatte: so fügete er noch andere Vortheile hinzu, welche England davon haben könnte; dergleichen waren die Verstärkung seiner Colonien in America, die Vergrößerung seines Handels, die Vermehrung seiner Schiffe, und vornehmlich der Seidenbau in seinen eigenen Landen, welches ihm jährlich über funfzigtausend Pfund Sterlings ersparen könnte, welche es nach Wälschland gehen ließ. Darauf legete er eine ansehnliche Summe nieder, um den Grund zu dieser Unternehmung zu legen, und seinem Beyspiele folgete eine große Anzahl reicher Privatpersonen, unter denen man ihrer drey und zwanzig zur allgemeinen Führung erwählete c). Der Schluß dieser Versammlung war nicht so bald bekannt gemacht: so bestrebete sich ganz England, etwas zur Ausführung beyzutragen, und das Parlement gab zehn tausend Pfund Sterling in eben der Absicht.

Oglethorpe geht von ihr dahin. 1732.

Den 6ten des Windmonates wurden hundert Personen von beyderley Geschlechte, die man mit mehrer Sorgfalt erwählet hatte, als man gemeiniglich zu dergleichen Unternehmen gethan, zu Gravesend auf dem Schiffe, die Anna genannt, eingeschiffet, welches der Hauptmann Thomas führete, der zugleich allerhand Werkzeuge, Gewehr und Kriegesbedürfnisse bey sich hatte. **Oglethorpe**, einer von den Directoren, stellete sich an die Spitze dieses Haufens, um die ersten Unternehmungen einzurichten, und bey der Niederlassung den Vorsitz zu haben. Den 15ten Januar des folgenden 1733sten Jahres kamen sie glücklich zu Carolina an.

Sie nahmen daselbst Wegweiser, welche sie anfänglich nach Portroyal führeten. Den 18ten, da Oglethorpe in der kleinen Insel Trench ans Land gestiegen, ließ er eine Wache auf der Spitze dieser Insel, welche den Canal bestreicht, und zwischen Beaufort, und dem Flusse Savannah ist. Von da begab er sich nach dem Flecken Beaufort, wo er den dienstfertigsten Eifer fand, Hütten zur Aufnahme seiner Leute zu machen. Unterdessen, daß man mit dieser Arbeit beschäfftiget war, besuchete er den Savannah; und seine erste Wahl zur Niederlassung fiel auf eine sehr schöne Gegend, zehn Meilen von der Mündung. Man muß aber ihn selbst die Erzählung davon in seinen eigenen Ausdrückungen thun lassen.

„An dem Orte, den ich erwählet habe, bildet der Fluß einen halben Mond, dessen „Ufer ungefähr vierzig Fuß hoch an seinem mittäglichen Theile sind. Die Spitze ist sehr „eben, und machet eine Fläche, die sich fünf oder sechs Meilen in das Land hinein erstre„cket,

b) Die erste Nachricht saget, sechzig oder siebenzig Meilen.

c) Ihre Namen sind Mylord Shaftsbury, Mylord Percival, Mylord Tyrconnel, Mylord Limerick,

"strecket, und fast eine Meile an dem Flusse hingeht. Ein Schiff, das zwölf Schuh "Wasser brauchet, kann funfzehn Fuß weit vom Ufer ankern. Ich habe mitten auf die"ser Ebene, an dem Ufer des Flusses, gerade einer Insel gegen über, wo vortreffliche "Weide ist, eine Stadt anzulegen angefangen. Der Fluß ist breit, und hat süßes Was"ser. Von dem Kay oder dem Damme meiner Stadt entdecket man das Meer, und die "Insel Tibigoqui bildet die Mündung. Auf der andern Seite erstrecket sich das Gesicht "auf dem Flusse ungefähr sechzig Meilen weit. Nichts kömmt der Annehmlichkeit dieser "Landschaft bey, zwischen großen Gehölzen, welche die beyden Ufer besetzen. Alle meine Leu"te kamen hier den 1sten des Hornungs an. Ihre Hütten waren vor Mitternacht errich"tet. Ich schreibe den 19ten. Das erste Haus war gestern Nachmittage fertig. Eine "kleine indianische Völkerschaft, die einzige, welche in einem Raume von funzig Seemei"len um uns herum ist, will sich dem Könige Georg unterwerfen, verlanget Ländereyen "unter den unserigen, und will ihre Kinder in unsern Schulen erziehen lassen. Ihr Ober"haupt und sein Liebling, welcher den ersten Rang nach ihm in der Völkerschaft hat, sind "bereits entschlossen, das Christenthum anzunehmen.

Oglethorpe. 1733.

Herr Oglethorpe suchete keinen andern Namen für seine Stadt, als den Namen des Flusses, dessen Zierde sie seyn sollte. Die erste Niederlassung also, oder, wenn man will, die Hauptstadt von Neu-Georgien hieß Savanah. Eine zweyte Nachricht, vom 20sten des Hornungs, giebt ihre Lage vollends zu erkennen. „Ich habe, schreibt er, den Ort, wo "meine Stadt liegt, nicht allein wegen der Annehmlichkeit seiner Lage, sondern auch noch "deswegen erwählet, weil mich die Güte des Bodens, die Kühle des Wassers, und andere "Zeichen überreden, die Luft daselbst sey sehr gesund. Sie ist vor den West- und Süd"winden, den gefährlichsten in diesem Lande, durch große Wälder von Fichten, welche "meistentheils hundert Fuß hoch sind, gesichert. Man sieht daselbst kein Mooß an ihren "Stämmen, wie bey denen in Carolina. Ich habe die Breite des Flusses messen lassen, "welcher ungefähr tausend Fuß hat.

Savanah, erste Stadt daselbst.

Die Indianer, welche sich mit den Engländern zu verbinden sucheten, hießen die Sammacraue. Sie macheten einen Theil von einer ansehnlichen Völkerschaft aus, welche den Namen der **Lowercreek** oder Indianer von der niedern Bucht erhalten hat, und in acht Stämme getheilet wird, deren jeder seine eigene Regierung hat. Oglethorpen wurde gemeldet, alle die Häupter verlangeten, ihn zu sprechen, um ein ordentliches Bündniß mit der neuen Pflanzstadt zu errichten. Er empfing sie in einem von seinen neuen Gebäuden. Diese Zusammenkunft, und die Namen der Stämme und **Micoe** erscheinen auf eine anständige Art in seinem Berichte. **Mico** heißt in der Landessprache dieser Indianer so viel, als König.

Erste Verbindung der Colonie mit den Indianern.

Von dem Stamme der **Cowetaer**, **Yahow-Laki** Mico, und **Essabow**, sein Hauptmann, oder General, ein Sohn des alten **Brinn**, welchen die Spanier den Kaiser der Buchten genannt hatten. Acht Manns- und zwo Weibespersonen zu ihrem Gefolge.

Von

...let, Mylord Carpenter, die Herren Digby, Oglethorpe, Georg Heathcote, Tower, Mock, Hucks, Sloper, Eylis, la Roche, Verna, Hales, Chandler, Frederick, l'Apotre, Wilhelm Heathcote, Kendal und Bundy.

Oglethorpe. 1733.

Von dem Stamme der Cussetaer der Mico Cusseta und sein Hauptmann Tatschiglcutschi, vier Leute zu ihrem Gefolge.

Von dem Stamme der Owsichayer ihr Mico Ogise und ihr Hauptmann Neathlouthko, und ein anderer Hauptmann Ougaki mit drey Leuten zu ihrem Gefolge.

Von dem Stamme der Chichawer ihr Mico Outhleteboa, und die Hauptleute Thlauthothluki, Figir, und Sutamilla mit drey Mann zu ihrem Gefolge.

Von dem Stamme der Echetaer zween Hauptleute Chutabiche und Robin, wovon der zweyte bey den Engländern in Carolina erzogen worden, nebst vier Mann in ihrem Gefolge.

Von dem Stamme der Palachucolaer der Hauptmann Gillaty und fünf Mann zu seinem Gefolge.

Von dem Stamme der Oconaer ihr Mico Ouikachumpa und sein Hauptmann Cuwu.

Von dem Stamme der Eufauler der Hauptmann Tomaumi und drey Leute in seinem Gefolge.

Der Mico der Yammacrawer, welchen man mit unter diese Indianer sezet, ohne sie durch den Namen eines Stammes zu unterscheiden, hieß Tomochichi.

Nachdem sich alle Micoe und ihre Hauptleute um den Herrn Oglethorpe herum gesezet hatten: so hielt Ouikachumpa, ein sehr langer alter Mann, eine Rede, welche, nach der Verdolmetschung, folgendes Inhaltes war. Erstlich zeigeten sie ihr altes Recht auf das ganze Land, welches gegen Süden von dem Flusse Savanah ist. Darauf sageten sie: „ob sie schon nur arm und unwissend wären: so hätte doch derjenige, der den Engländern den Athem gegeben, ihnen auch den Athem gegeben; derjenige, der beyde geschaffen, hätte den weißen Leuten mehr Weisheit gegeben. Sie wären gewiß, die große Macht, die im Himmel wohnete, und alles umgäbe (wobey er seine Hände ausbreitete, und den Laut seiner Worte verlängerte) und welcher allen Menschen den Athem gegeben, habe die Engländer zu ihrem Unterrichte, und zum Unterrichte ihrer Weiber und Kinder dahin gesandt. Daher sie ihnen ihr Recht zu allem demjenigen Lande freywillig aufgäben, das sie nicht selbst gebraucheten. Und dieses sey nicht nur seine eigene Meynung, sondern auch die Meynung der acht Städte der Creeks, die sich alle mit einander berathschlaget, und einige von ihren vornehmsten Männern mit Häuten (welches ihr Reichthum ist) abgesandt hätten.

Alsdann brachten die vornehmsten einen Pack Damhirschhäute, und legeten achte von den acht Städten vor dem Oglethorpe nieder. Er ließ sich dabey vernehmen, dieses wären die besten Sachen, die sie hätten, und diese schenketen sie ihnen mit einem aufrichtigen Herzen. Er dankete ihm dabey vor seine Gütigkeit gegen den Tomochichi Mico und seine Indianer und sagete, daß er mit demselben verwandt wäre. Und ob schon der Tomochichi von seiner Nation vertrieben worden: so wäre er doch ein braver Mann, und wäre ein großer Krieger gewesen, und hätten ihn die vertriebenen Leute, seiner Klugheit und Gerechtigkeit wegen, zu ihrem Könige erwählet. Er sagete gleichfalls, er habe gehöret, daß die Cherokees einige Engländer getödtet hätten. Daher wenn Oglethorpe befehlen wollte, so wollten sie mit ihrer ganzen Macht in das Cherokee-Land einfallen, ihre Erndte verwüsten, das Volk tödten, und die Engländer rächen. Als er ausgeredet hatte, kam Tomochichi mit dem Yammacraw Indianern hinein, machte eine sehr tiefe Verbeugung und sagete: „Ich war ein verbanneter Mann: Ich kam hieher arm „und

„und hülflos, mich nach gutem Lande, neben den Gräbern meiner Vorfahren, umzusehen; „und als die Engländer an diesen Ort kamen, so befürchtete ich, ihr würdet uns vertrei„ben, denn wir waren schwach, und hatten Mangel an Korne. Ihr aber bestätigtet uns „in unserm Lande, und versorgetet uns mit Speise„.

Ogletherpe. 1733.

Darauf hielten die Häupter der andern Nationen ihre Reden, die aber fast auf eben dasjenige hinaus liefen, was der Ouikachumpa gesaget hatte. Hierauf schlossen sie mit Oglethorpe ein Bündniß der Freundschaft und Handelsgemeinschaft, welches von ihm und ihnen unterschrieben wurde. Es wurde jedem Könige ein bordirter Rock, ein bordirter Hut, und ein Hemde, und jedem von den Kriegeshelden ein Feuerrohr, und ein Mantel von Duffils, und allen denen von ihrem Gefolge grobes Tuch zu Kleidern, nebst andern Sachen gegeben.

Die Vergleichungspuncte waren:

Vergleichspuncte.

I. „Die Vorsteher verpflichteten sich, ihre Leute alle Arten Güther, und Handels„waaren, deren Preis durch den Vergleich fest gestellet wurde, in die indianischen Städte „führen zu lassen. II. Daß auf beyden Seiten eine Wiedererstattung und Zufriedenstel„lung geschehen, und Missethäter nach den englischen Gesetzen gerichtet und bestrafet wer„den sollten. III. Daß einer jedweden indianischen Stadt, die wider den Vergleich han„delt, die Handelschaft entzogen werden soll. IV. Daß die Engländer alles Land, das von „den Indianern nicht gebrauchet wird, besitzen sollen, jedoch mit dem Bedinge, daß sie, bey „Anlegung einer jeden neuen Stadt, solche Länder zum Gebrauche ihrer Nation anweisen „sollen, weswegen man sich zwischen den englischen beliebten Leuten, und dem Haupte ih„rer Nation verglichen habe. V. Daß man alle entlaufene Negroes wieder zurück gä„be, und sie entweder nach Charlesstadt, oder nach Savanah, oder Patachuchula „führe, und der Besatzung übergäbe, nachdem für einen jeden solchen Neger vier Bett„decken, oder zwey Feuerröhre, oder der Werth derselben in andern Gütern, wenn sie auf „der andern Seite des Ocoriwy-Flusses ergriffen werden; und eine Bettdecke, wenn der „Negro über der Gefangennehmung getödtet wird, oder zu entfliehen suchet, bezahlet wor„den. VI. versprachen sie ihren Brüdern, den Engländern, mit aufrichtigem und liebrei„chem Herzen, keinem andern weißen Volke Vorschub zu thun, sich daselbst nieder zu lassen„. Und zu diesen allen setzten sie die Zeichen ihrer Geschlechter.

Nach des Herrn Oglethorpe Rechnung erhellet, daß der erste Aufwand zu der Niederlassung sich nicht über drey und zwanzig tausend Pfund Sterlinge belaufen habe. Außer denen Personen, die auf Kosten der milden Gesellschaft geschickt wurden, giengen ein und zwanzig Herren, und hundert und sechs Dienstbothen auf ihre eigenen Kosten mit. Gleich im ersten Jahre also zählete man sechshundert und achtzehn Personen in der Colonie, die aus dreyhundert und zwanzig Mannspersonen, hundert und dreyzehn Frauenspersonen, hundert und zwey Knaben und drey und achtzig Mägdchen bestunden.

Ogletherpes Rückkehr mit vielen indianischen Häuptern.

Im 1734sten Jahre zu Ende des Sommers kam Oglethorpe wieder nach England, und brachte Tomochichi, den Mico oder König der Yammacrawer, Senawki, seine Königinn und Toonakowi, den Prinzen, seinen Neffen, wie auch Hillispilli, einen Kriegeshauptmann, und Apakowtski, Stimalechi, Sintouchi, Stinguitki, und Umpychi, fünf andere indianische Hauptleute, nebst ihrem Dolmetscher mit sich herüber. Sie wurden in dem Amthause Georgia in Old Palace Yard einlogiret, wo sie standesmäßig bewirthet wurden; und da sie auch sauber heraus gekleidet worden, so wurden

Oglethorpe. 1734.

sie nach Hofe, der damals zu Kensington war, geführet. **Tomochichi** überreichete dem König unterschiedene Adlersfedern, welches, nach ihrer Gewohnheit, das ehrerbiethigste Geschenk war, das er ihm konnte überreichen, wobey er die folgende Rede an Se. Majestät hielt: „Diesen Tag sehe ich die Majestät eures Antlitzes, und die Hoheit eures Hauses, „und die Menge eures Volkes. Ich bin zum Besten der ganzen Nation, welche die Creeks „genannt wird, gekommen, den Frieden, den sie schon längst mit den Engländern gehabt ha„ben, wieder zu erneuern. Ich bin in meinen alten Tagen herüber gekommen. Aber ob „ichs schon nicht erleben kann, selbst großen Vortheil zu sehen: so bin ich doch zum Be„sten der Kinder aller Nationen der obern und niedern Creeks gekommen, daß sie in der „Wissenschaft der Engländer unterrichtet werden möchten. Dieses sind die Federn des Ad„lers, welcher der schnellste unter allen Vögeln ist, und rund um alle unsere Nationen herum „fliegt. Diese Federn sind ein Zeichen des Friedens in unserm Lande, und wir haben sol„che mit herüber gebracht, sie euch, o! großer König, als ein Zeichen ewigen Friedens „zu lassen. O! großer König! was für Worte ihr zu mir sagen werdet, die will ich allen „Königen der Creeknationen getreulich wieder sagen„. Worauf Se. Majestät der König eine gnädige Antwort ertheilete, und diese Nationen seines Schutzes und seiner Gnade versicherte.

Des folgenden Tages starb einer aus dem Creekgefolge an den Kinderpocken, und wurde, nach der Weise seines Landes, auf den St. Johannis Gottesacker in Westmünster, begraben. Der Körper war in zwey Bettdecken eingenehet, lag auf einem Brette, und ein anders über ihm, und war mit einem Stricke angebunden, in welcher Parade er also auf einer Baare zu Grabe getragen wurde. Es waren dabey nur der König **Tomo**, zwey oder drey von den Hauptleuten, der Oberküster, und der Todtengräber zugegen. Als der Körper in die Erde gelegt wurde, so wurden die Kleider des Verstorbenen ins Grab nachgeworfen, und nach diesen eine gute Menge gläserner Paternosterknöpfchen, und dann einige Silberstückchen, indem die Gewohnheit dieser Indianer war, alle Sachen des Verstorbenen mit ihm zu begraben. **Tomochichi** brachte einige Zeit in England zu, und schien an den Lustbarkeiten ein Vergnügen zu haben, die man ihm verschaffete. Er gieng wieder an Bord des **Prinzen Wallis**, welches Schiff der Hauptmann **Dunbar** führete, der einen Haufen salzburgischer Emigranten nach Georgien bringen sollte. Diese flüchtigen Protestanten kamen den 17ten des Christmonates zu Savanah an; und da sich das Gerücht ausgebreitet hatte, die spanischen Indianer wären über den **Ogiche** gegangen, so segelte Dunbar nebst andern Engländern von Savanah nach der Küste, um nähere Erkundigung daselbst einzuziehen.

1735. Erzählung des Hauptmann Dunbars.

Den 8ten des Jenners, saget er in seiner Nachricht, langeten wir zu **Thunderbolt** „an, wo diejenigen, die sich daselbst niedergelassen, so viel Land gesäubert und umzäunet „haben, daß es ihnen diese folgende Jahreszeit nicht fehlen kann, eine große Menge Lebens„mittel zu haben, die sie verkaufen können. Sie haben es sehr weit gebracht, absonderlich „in Verfertigung der Pottasche, und seit meinem Hierseyn, drey Häuser mit einer guten „Befestigung vollendet, und eine Schaluppe mit Faßdauben nach den Madeiras beladen. „Wir waren die ganze Nacht zu **Skidaway**, wo sie es in Häusern und Ländereyen viel „weiter gebracht haben, als ich mir eingebildet hatte. Sie sind so ordentlich in ihrer Wa„che, daß bey Tag und bey Nacht kein Schiff vorbey passiren kann, ohne verbunden zu „seyn, die Segel einzuziehen; wie ich bey meiner Rückkehr selbst erfahren habe. Maßen ih-

re„

„re Batterie aus drey Wagen, und vier großen metallenen Canonen besteht, die in sehr „guter Ordnung sind. Zwo Meilen von dieser Niederlassung liegt das Avisschiff, wenns „zu Hause ist, wo sie eine sehr weite Aussicht haben, und zu einer jeden Zeit der Fluth, in „die See stechen können. Wir besucheten die verschiedenen Inseln bis an die Jekylinsel, „und der Mündung des Flusses Alatamaha, fanden aber keine, als unsere freundlichen India„ner. Den 19ten Jan. kehreten wir nach Savanah zurück„.

Oglethorpe. 1735.

Im Monate May 1735 hatten die Einwohner von Savanah ihr Fort beynahe vollendet, und bereits eine gute Anzahl Häuser, darunter einige von Ziegeln waren, aufgebauet. Im Anfange des folgenden Januars, langten auf die einhundert und funfzig schottische Hochländer oder Gebirger zu Savanah an, des Vorhabens, sich an den Gränzen solcher Colonie, die den Spaniern am nächsten war, nieder zu lassen. Sie verzogen eine kurze Zeit daselbst, in Erwartung des Oglethorpe. Weil er aber nicht so bald kam, als man vermuthete: so begaben sich die Hochländer in Periaguas gegen Süden, und ließen sich an der Seite des Flusses Alatamaha, ungefähr zwölf Meilen von der See, nieder, wo sie ein kleines Fort errichteten, und die vier Stücken groben Geschützes, die sie mit sich brachten, daselbst aufführeten, eine Hauptwache, ein Vorrathshaus, eine Capelle und verschiedene Hütten baueten, und ihrer neuen Colonie den Namen **Darien** beylegeten. Dreyhundert Engländer, welche den folgenden Monat zu Savanah ankamen, trösteten die Einwohner darüber, daß sie die Schotten nicht hatten behalten können.

Pury, aus der Schweiz geht dahin,

In eben dem Jahre brachte **Peter Pury** von Neuchatel in der Schweiz, welcher Director bey der indischen Compagnie in Frankreich gewesen, eine große Anzahl von seinen Landesleuten zusammen, an deren Spitze er die Regierung in England um die Erlaubniß ersuchte, einen besondern Sitz in Neu-Georgien für sie anzulegen. Es wurde ihm solches nicht allein bewilliget, sondern er erhielt auch, auf Ansuchen seiner brittannischen Majestät, von dem französischen Hofe die Freyheit, sich zu Calais einzuschiffen. Nachdem er sich nun mit seinem Haufen dahin begeben: so thaten ihm die Engländer die Ehre, daß sie ihn durch ein königliches Schiff abhohlen ließen, welches ihn glücklich nach Savanah brachte. Er bauete daselbst eine Stadt, die er **Purysburg** nannte, vier und zwanzig Meilen von der Engländer ihrer, an dem nordlichen Ufer eben des Flusses. Man zählete gleich im Anfange hundert Häuser daselbst.

bauet eine Stadt Purysburg.

Ebenezer, Sitz der Salzburger.

Die salzburgischen Emigranten hatten auch ihre Niederlassung über der englischen Stadt genommen, und ihr den Namen **Ebenezer** gegeben. Verschiedene Unbequemlichkeiten aber, die sie nicht hatten vorher sehen können, macheten ihnen diese Lage bald zuwider, und ließen sie wünschen, daß sie an die Mündung des Savanah verleget würden. Der Baron **Van Reek**, welcher ihr Vorgesetzeter war, hatte die Zurückkunft des Herrn Oglethorpe kaum vernommen, so begab er sich mit zweenen salzburgischen Predigern zu ihm. Sie bathen ihn im Namen des Volkes, daß er ihr Vorhaben genehm halten möchte, und daß diejenigen Salzburger, die eben itzt mit herüber gekommen wären, nicht weiter südwärts reisen, sondern bey ihnen wohnen dürften. Oglethorpe verwarf ihr Ansuchen nicht: er wollte aber erst selbst sehen, ob die Ursache, die sie vorschützeten, warum sie sich hinweg begeben wollten, gegründet wäre.

Oglethorpe besuchet die fremden Pflanzstädte.

In dieser Absicht reisete er ab, und kam erstlich zu des Sir **Francis Bathurst's** Haus, sechs Meilen über Savanah, wo er sich zu Pferde begab, und bey einer Brettmühle vorbey ritt, die von **Augustino** gebauet war, und langete noch denselben Abend zu Eben-

Oglethorpe. 1735.

ezer an, wo die Salzburger eine hübsche hölzerne Brücke über den Fluß, zehn Fuß breit, und zehn Fuß lang, gebauet hatten. Es waren in der Stadt vier feine Zimmerhäuser, die von den Kosten der Beysteuer gebauet waren, und zwar für jeden Priester eins, eins für einen Schulmeister, und eins zu einem öffentlichen Vorrathshause. Es wurde auch eine Capelle, und ein Wachthaus von dem Volke, eine große Menge mit Brettern verschlagene Häuser, welche die Leute alle zu verlassen, und weiter hinunter eine neue Colonie anzulegen, entschlossen waren. Herr Oglethorpe bemühete sich, aus unterschiedenen Ursachen, ihnen solches zu wiederrathen. Allein ihre eigenen Gründe hatten ein stärkeres Gewicht bey ihnen; daher ihr Bitten und Flehen ihn endlich bewog, in ihr Verlangen einzuwilligen. Da er denn Befehl gab, an dem Orte, wo sie es begehreten, eine Stadt für sie abzuzeichnen. Er blieb die Nacht über in des Obersten Purrys Hause, kehrete des folgenden Tages nach Savanah zurück, und machte sich den 12ten auf Besitz von der Insel St. Simon zu nehmen. Er langete ungefähr in zweenen Tagen daselbst an, gab den Leuten Befehl zu arbeiten; da sie denn bald ein Haus aufführeten, solches mit Palmblättern bedecketen, einen Keller gruben, ein Vorrathshaus baueten, und ein Fort mit vier Basteyen abzeichneten.

Von dar besuchete er die Hochländer zu Darien, die er mit ihren schottländischen Mänteln, breiten Schwertern, Tartschen und Musqueten im Gewehre fand, und aus Höflichkeit gegen sie, kleidete sich Herr Oglethorpe, die ganze Zeit über, die er daselbst war, in ihren Habit. Und in etlichen Tagen kehrete er wieder nach der Insel St. Simon zurück, wo die angefangenen Werke, durch seine Gegenwart und Anweisung, mit solcher Geschwindigkeit fortgeführet wurden, daß im April das Fort beynahe vollendet, und sieben und dreyßig Palmettohäuser aufgebauet waren.

Fort Frederica.

Das Fort wurde Frederica genennet, und war eine reguläre Festung mit vier Bastionen, und einem Graben, wie auch einigen Außenwerken umgeben, die mit Cederpallisaden rund herum besetzet, und die Wälle mit grünen Rasen bedecket waren. Hinter dem Forte wurde eine Stadt angeleget, und da der Grund ordentlich eingetheilet war, wurde das Volk in Besitz ihrer Looße eingesetzet, damit sie möchten anfangen, für sich selbst zu bauen und zu handthieren. Denn alles, was bisher war hervor gebracht, gepflüget oder gesäet worden, war zum gemeinen Besten geschehen.

Bald nach des Herrn Oglethorpe Ankunft auf der Insel St. Simon, kam Tomochichi, sein Neffe, und eine große Menge Indianer herab zu ihm, und brachten ihm so viele Thiere mit, daß die Colonie etliche Tage davon leben konnte. Er gab ihm zu erkennen, sie wollten den Buffalo oder Auerochsen bis an die spanischen Gränzen jagen. Weil er aber aus einigen Worten, die er entfallen lassen, schloß, daß er die spanischen Außenwachen anzufallen gesonnen wäre: so vermeldete er ihm, daß er mit ihnen gehen wollte. Sie sageten darauf, sie wollten ihm zeigen, wie sie dem Könige von England versprochen hätten, was für Länder ihrer Nation zugehöreten. Den ersten Tag führeten sie ihn zu einer Insel an der Mündung des Jekylsundes, wo er auf einem hohen Grunde, wo man die Päße des Flusses übersehen konnte, eine Partey Hochländer, unter dem Commando des Herrn Hugh Mackay ließ, und ein Fort abzeichnete, welches er, auf ihr Verlangen St. Andrew nennte. Und weil der Toonakowi eine Taschenuhr heraus zog, die ihm Se. königl. Hoheit der Herzog geschenket hatte, so gab er der Insel den Namen Cumberland.

Des

Oglethorpe. 1738, 1739.

Des nächsten Tages passirten sie Clothogotheo, einen andern Arm des Alatamaha, und entdeckten eine andere sehr feine Insel, ungefähr sechzehn Meilen lang, mit Pomeranzenbäumen, Myrthenbäumen und Weinstöcken, die wild wuchsen; welcher der Name Amelia gegeben wurde. Und als sie des dritten Tages bey den spanischen Vorposten anlangeten: so bezeigeten die Indianer ihr Verlangen, die Spanier anzugreifen. Dieses zu verhüten, ließ sie Herr Oglethorpe auf einer Insel, indem er den Fluß St. Wans hinabschiffete, und das Vorgebirge St. Georg vorbey strich, welches der Nordtheil vom St. Johannisflusse, und das südliche Vorgebirge von den brittischen Herrschaften, auf der Seeküste von Nordamerica war, wo die Spanier auf der andern Seite des besagten Flusses eine Wache hatten.

Der vorbemeldte Mackay wurde befehliget, mit einer Partey zu Lande von Savanah nach Darien zu reisen; welches sie thaten, und die Entfernung zwischen den zweenen Plätzen auf die siebenzig Meilen in gerader Linie, und neunzig bey den Oertern, wo man über die Moräste hinüber kommen kann, rechneten.

Fortgang der Stadt Savanah.

Die Stadt Savanah hatte im 1738 Jahre einhundert und vierzig Häuser, nebst Waarenhäusern und Hütten; hier ist auch eine Kanzeleystube, die aus drey Amtleuten und einem Registrator besteht, die alle sechs Wochen Gericht hält. Ueber Ebenezer wurde in eben demselben Jahre die Stadt Augusta angeleget.

Stiftung von Augusta.

Sie liegt in einem lustigen und fruchtbaren Lande, da ein Acker Grundes beynahe dreyßig Scheffel indianisches Korn hervor bringt, welches unter dem gemeinen Volke hier gemeiniglich gebraucht wird, und wird vielleicht auch allewege so seyn, wie in andern Colonien auf dem festen Lande. Sie hat bereits einen guten Theil von der indianischen Handlung, und durch ihre Nachbarschaft mit den indianischen Nationen, Gelegenheit, dieselbe so sehr zu vermehren, daß sie, allem Ansehen nach, die nahrhafteste englische Colonie werden wird. Sie ist zweyhundert und sechs und dreyßig Meilen zu Wasser von dem Munde des Savanahflusses, und es können große Fahrzeuge von dar nach der Stadt Savanah schiffen. Und das letzte Jahr wurden hundert tausend Lasten Häute daher gebracht. Hieher begeben sich die indianischen Handelsleute von Carolina und Georgia im Frühjahre. Im Junio 1739 macheten die Handelsleute, die Knechte, die Einwohner und andere, die mit solchem Gewerbe zu thun haben, sechshundert weiße Leute aus. Hier haben die Vorsteher der Colonie eine kleine Besatzung unterhalten, und die Sicherheit, welche die Handelsleute durch das Fort genießen, bewegt sie, dahin zu gehen. Die Stadt liegt auf einem hohen Grunde an der Seite des Flusses. Es ist von dar aus bis nach Alt-Ebenezer eine Straße abgezeichnet worden, so, daß man zu Pferde von Savanah nach Augusta, wie auch zu den Cherokeeindianern, die über Augusta gegen N. W. und an der Georgia Seite des Flusses in dem Thale der Appalacheangebirge liegen, reiten kann. Westwärts von Augusta wohnen die Creekindianer; deren vornehmste Stadt die Cowetas ist. In die zweyhundert Meilen davon liegt an der Gränze des Landes das Fort Albamas. Ueber den Creeks liegen die Chickesaws. Sie wohnen neben dem Mißißippiflusse, und besitzen die Bänke desselben. Die Engländer fingen an, sich zu schmeicheln, daß ihnen eine genaue Verbindung mit dieser Völkerschaft einen vortheilhaften Handel bis an die Mündung dieses Flusses verschaffen würde.

Man sah zu der Zeit viele schöne Pflanzungen gegen Süden von Savanah, und zwey kleine Dörfer, Highgate und Hampstead genannt, ungefähr vier Meilen davon, nebst vielen andern Dörfern durch die ganze Provinz. Es giebt auch verschiedene Dörfer

auf

Oglethorpe. 1739.

auf der Insel St. Simon, und die Stadt Frederica ist nun gar sehr verbessert. In deren Nachbarschaft ist eine schöne Wiese von dreyhundert und zwanzig Acker Landes, mit einem Graben umgeben, worauf eine große Heerde Vieh auf der Weide geht, und gutes Heu gemacht wird. Ein Stück davon ist das Lager für des General Oglethorpe Regiment; und es sind den Soldaten kleine Looße Landes verliehen worden; daher viele darunter verheirathet sind, daß das letzte Jahr fünf und funzig Kinder daselbst gebohren worden. Das Volk von Frederica hat angefangen, zu malzen und zu brauen. Der Soldaten Weiber spinnen Baumwolle, die im Lande wächst, woraus sie Strümpfe stricken. Bey der Stadt ist ein Gericht für den südlichen Theil der Provinz, und hat eben so viel obrigkeitliche Personen als zu Savanah sind.

Widerwärtigkeiten der Colonie.

Nach der Rückkehr des Herrn James Oglethorpe, welcher lange Zeit unter dem Titel eines Befehlshabers über alle Völker in der Provinz Carolina und Georgia regieret hatte, hielt eine Folge von Widerwärtigkeiten den Lauf dieses Wohlstandes auf einmal auf. Die Zwistigkeiten, welche sich zwischen England und Spanien ereigneten, hatten so verdrüßliche Einflüsse in America, daß die Engländer sich daselbst für berechtiget hielten, die spanische Pflanzstadt St. Agostino anzugreifen. Sie wurden mit Verluste zurück getrieben; und da die Spanier nun auch ihrer Seits Neugeorgien mit Kriege überzogen: so waren sie in ihren Unternehmungen weit glücklicher. Die Nachrichten, denen man bisher gefolget ist, sind von einer Zeit, da der Ausgang dieser Feindseligkeiten noch ungewiß war. Die Engländer schmeichelten sich noch mit den schönsten Hoffnungen. Der Verfasser setzet voraus, Neu Georgien müsse als ein Stück von Carolina angesehen werden, welches durch unstreitige und von den Spaniern selbst erkannte Rechte, wie er saget, England zugehöret; und er hält die Forderungen für vermessen, die sie deswegen gemacht hatten, zweifelt auch nicht, daß sie nicht noch vor dem Friedensschlusse deswegen würden gezüchtiget werden. Allein, er würde gemerket haben, daß die Vermessenheit nur in seiner Sprache wäre, wenn er hätte vorher sehen können, daß die Engländer es gar nicht dahin zu bringen vermocht, daß sie sich an den Spaniern gerächet, sondern vielmehr durch neue Widerwärtigkeiten, die ihren Feinden eben so gerecht vorgekommen sind, die Kränkung gehabt haben, ihre Colonie noch vor dem Ende des Krieges zerstöret zu sehen. Man weis nicht, was für Mühe sie sich gegeben haben, solche wieder herzustellen, und folglich auch nicht, in was für einem Zustande sie heutiges Tages ist.



Das



KARTE
VON DER HUDSONS
BAY UND STRASSE
Zur allgemeinen Historie der Reisen
Maass stab von gemeinen französischen See meilen .
25 50 75 100 M.
Von B.M. Ingr. de la Marine 1757.
B. de Repulse
Durch Middleton in 1742 J. entdecket
Die Engländer suchen in diesem Theile eine Durchfahrt : sie ist aber nicht da .
Straße des Rothwild praries
Hafen Duglas
Wager Water
See der sich in Wager Water ergeußt
Cap Dobbs
Bay Jalabert
Chesterfields Bay
die nicht ganz entdecket ist
Cap Tolinson
Cap Fullerton
Cap Mackey
Dieser Grund ist noch unbekañt
DER WELCOME
I. Marble
Grosse einfahrt und Bay die nicht besuchet worden .
I. du Chevalier
Vergeb. der Eskimaux
Bay Kaps
HUDSONS
BAY
Seal Fl.
BUTTONS BAY
F. des Prinzen Wales
Cap Churchill
Churchill Fl.
Danische Fl.
F. d'York sonst F. Bourbon
Cap Tatnam
Haf. Nelson
West federn
Ost federn
Warmers
Schwarzer Felsen
Flambourough Engl. Posten
R. S. Therese
R. des Saintes Huilles itzo Neu Severn
Fort Neu Severn
Maricourt Fl.
Lookouts spitze
C. Henriette Marie
BAY
Bæren Inseln
Kleine Bæren
JAMES
See der beyden Ausflüsse
Ganz unbekannte Streche Landes
Hohe des Landes
See Quitchecuan sonst S.t Annen See
Henley Engl. Poste
F. S.t Anna itzo Albany
Albany Fl.
Warrat Fl.
Perray Fl.
Fort Monsipi itzo S. Louis od. Moose
I. Charlton
I. Weston
F. Rupert
Fl. Slude
Cap Jones
F. Richemont
Küste ist fast nicht bekannt
I. Southampton
INSEL BARREN
Cap Comfort
See-pferds spitze
Pembroc
I. Mansel sonst Notre Dame
I. Nottingham
I. Diggs
Nord schlæfer
Sud schlæfer
Das Becker Dutzend
Unbenannte Straße
Cap Dorcester
Vorgeb. der Koniginn Maria
Vorgeb. des Königes Karls
Vorgeb. des Prinzen Karls
Cap Dorset
C. Cook
I. Salisburi
Spitze der Konig. Aña
Bay des weissen Bæren
EYLAND DES GUTEN GLÜCKES
Cumberlands-Bay
Cap God Mercy
HUDSONS STRASSE
Terre neuve
I. Sauvage
Cap Elizabeth
Lumleys Durchfahrt
I. de Resolution
Cap Warwick
Ice Baye
C. Consert
C. Christian
Königs spitze
Hoffnungs vorgeb.
Diese ganze Küste
Cap Smith
Dieser Grund ist unbekañt
Hier ist keine Gemeinschaft wie einige Schriftsteller gemeynet haben : sondern eine lange Kette von Gebirgen
I. Grass od. I. du Foin
Cap Chidley od. Buttons Inseln
die schwarze Spitze
Cardinals Inseln
Spitze Steye
Sadel Inseln
S. Peters Hafen
S.t Annen Bay
LABRADOR
vor Zeiten von den Franzosen genannt itzo
NEU BRITANIEN
Wohnung der Wilden
Cap S. Franciscus
Esquimaux Bay
Unbekanter Fluß
Völkerschaft Caribu
See-wolfs See unbekant
Fischotten Völkerschaft
Fl. Rupert od. Nemiscau Fl.
Dauphins See
Mistassin
ESQUIMAUX
Westliche Længe von der Pariser Mittages linie
105 100 95 90 85 80 75 70 65 60 55 50 45
65 60 55

T. XVI. L

C
[illegible]

M
ke
so

Beschreib. der Hudsonsbay.

Das XIII Capitel.

Fortsetzung der Reisen, der Entdeckungen und Niederlassungen der Franzosen in Nord-America.

Alles dasjenige, was uns Herr Prevot im Anfange dieses Capitels vorleget, ist aus des P. Charlevoix Geschichte von Neufrankreich genommen, die wir bereits in dem vierzehnten Bande mitgetheilet haben. Zuletzt aber hat er bey Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen den Franzosen und Engländern wegen der Hudsonsbay, die man eben daselbst erzählet findet, doch noch einige Nachrichten beygebracht, die man nicht daselbst antrifft, und wir hier unter folgendem Abschnitte zusammen fassen.

Der I Abschnitt.

Beschreibung der Hudsonsbay und dasiger Wilden.

Geographische Beschreibung derselben. Insel Charlton. Handel daselbst. Die Franzosen nehmen sie weg. Jeremie wird daselbst Statthalter. Seine Beobachtungen von dem Lande. Lauf des Flusses Bourbon. Fluß St. Therese. Fluß des Salböles. Eigenschaften der Himmelsluft. Fische. Abschilderung der dasigen Wilden. Die Engländer bekommen die Hudsonsbay. Gegenwärtiger Zustand derselben. Handel. Auerhahn. Weißes Rebhuhn. Pelican. Adler mit weißem Schwanze. Gekrönter Uhu. Stachelschwein. Valverene. Einwohner. Ihre Canote. Ihre Kleidung. Ihre Schneebrillen. Ihr Fischer- und Jagdgeräthe. Arzeneymittel. Ihre Religion. Liebe gegen ihre Kinder. Ermordung der Alten. Indianische Quacksalber. Grausame Begebenheiten. Ihre Sprache. Zween sonderbare Gebräuche. Marmorinsel. Böse Gewohnheit, die sie von den Engländern annehmen.

Geographische Beschreibung derselben.

Die engländischen Nachrichten halten sich nur bey der geographischen Beschreibung der Hudsonsbay auf, da uns der P. Charlevoix schon eine allgemeine Beschreibung derselben gegeben hat d). Sie setzen die Bay zwischen den ein und funfzigsten und vier und sechzigsten Grad Norderbreite, und geben ihr zehn Grad oder sechshundert englische Meilen Länge. Die Mündung der Straße ist, nach eben den Tagebüchern, in ungefähr sieben und sechzig Grad und sechs Meilen breit. An der Einfahrt selbst findet man eine Insel, Resolution genannt; darauf kommen die Inseln Charles, Salisbury und Nottingham in der Straße und Mansfield an der innern Mündung. Die Länge der Straße ist hundert und zwanzig Seemeilen. An beyden Seiten wird das Land von Wilden bewohnet, die noch wenig bekannt sind. Die mittägliche Küste ist unter dem Namen Terra di Labrador bekannt, und die nordliche unter eben so vielen Namen, als Schiffer von verschiedenen Nationen dahin gefahren, welche sich die Ehre der Entdeckung zueignen. An der Westseite haben die Engländer ein Fort gebauet, Namens Nelsonshafen oder Port Nelson, und nennen das ganze Land New-South-Wales, Neusüdwallis. Dieses Stück der Bay heißt Buttonsbay; und hier, als an dem breitesten Orte mag sie etwan hundert und dreyßig Seemeilen breit seyn. An der Küste von Labrador trifft man viele Inseln

d) Man sehe sie in dem XIV Bande dieser Samml. a. d. 274 S.

Beschreib. der Hudsonsbay.

Inseln an, als die Sleepers und Baker's-dozen. Der Grund der Bay, wodurch man das ganze Stück versteht, welches zwischen dem Cap Henriette Maria in Neusüdwallis und Redonda unter dem Rupertsflusse ist, hat wenigstens achtzig Seemeilen in der Länge. Man findet daselbst auch eine Menge Eylande, denen die ersten englischen Schifffahrer verschiedene Namen von vornehmen Engländern gegeben, als **Weston, Thomas Roe, Charlton** u. s. w.

Das Fort, welches die Engländer an dem Rupertsflusse unter dem Namen Charlesfort baueten, war mit keiner Pflanzung begleitet, und wird es vermuthlich auch niemals seyn. Sie lebeten anfänglich daselbst in kleinen Hütten, wo sie vornehmlich bedacht waren, sich vor dem Regen und der Kälte zu schützen, mehr aber vor der Kälte, als vor dem Regen. Die genannte Insel **Charlton** hat in ihrer Lage eine überaus sonderbare Gestalt. Sie ist nicht allein mit einem sehr grünen Mooße bedecket, sondern auch voller Bäume, vornehmlich Birken, Kiefern und Wacholdersträuchen; welches eine so freudige Aussicht für diejenigen ist, die nach einer dreymonatlichen Reise in den gefährlichsten Meeren dahin kommen, daß sie auf einmal den Frühling hervor brechen zu sehen meynen. Denn wenn man den einen Tag die Ufer ganz nackend, die Berge mit Schnee bedeckt, und die Natur gleichsam, wie einen erfrorenen todten Körper erblicket, und den folgenden Tag die **Charltonsinsel**, als mit einem grünen Teppichte überzogen, und mit Bäumen bewachsen sieht: so kömmt es einem recht wunderbar vor, und giebt das größte Vergnügen von der Welt. Die Luft, auch am Grunde der Bay, ob sie schon nach ihrer Breite der Sonne näher ist, als London, indem sie nur ein und funfzig Grad liegt, ist neun Monate lang überaus kalt, und die andern drey Monate ungemein heiß, wofern nicht ein Nordwestwind geht. Das Erdreich trägt nicht das geringste Getreide. Um den Rupertsfluß herum wachsen einige Früchte, als Johannisbeeren, Erdbeeren und Brombeeren.

Insel Charlton.

Handel daselbst.

Die Handelswaaren, welche man allhier am besten absetzen kann, sind Flinten, Pulver, Schrot, Tuch, Beile, Kessel, Taback u. d. g. welche man mit den Indianern gegen verschiedene Arten von Pelzwerke umsetzet. Man giebt uns ein Verzeichniß, wie diese Güter von der Compagnie im Anfange umgesetzet worden. Für eine Flinte zehn gute Biberhäute; für ein halb Pfund Schießpulver eine Biberhaut; eine solche Haut für vier Pfund Schrot; eine für ein Beil; eine für acht große Messer; eine für ein halb Pfund Glasknöpfchen oder Kügelchen; sechs für einen guten Tuchrock; fünfe für einen schlechtern; eine für ein Pfund Taback; eine für ein großes Pulverhorn oder für zwey kleine; eine für ein jedes Pfund an einem Kessel; zwo für einen Spiegel und Kamm. Der Verfasser dieser Nachricht läßt daraus urtheilen, wie groß der erste Gewinnst der Compagnie gewesen seyn müsse; und setzet ihn auf dreyhundert von Hundert.

Die Franzosen nehmen sie weg.

Man hat aus dem P. Charlevoix gesehen, wie sich Frankreich dabey aufgeführet, als es die Niederlassung der Engländer daselbst vernommen, und wie es sie daselbst zu vertreiben gesuchet habe. Dieses glückete ihm sonderlich im 1686 Jahre unter dem Ritter de Troye, wovon wir die engländische Erzählung der schon mitgetheilten französischen an die Seite stellen müssen *e*), um wenigstens die Namen kennen zu lernen, welche die Engländer damals ihren Besitzungen daselbst gegeben. Sie hatten deren fünfe, als den Albanyfluß, **Hayesinsel, Rupertsfluß, Port Nelson** und **Neu-Severn**. Ihre Handlung bey einem jeden

e) Im XIV Bande a. d. 288 S.

jeden war so beträchtlich, daß sie vom Albanyflusse allein jährlich über dreytausend fünfhundert Biber bekamen. Die Franzosen befürchteten, es dürften die oberländischen Indianer alle zu der Bay hinunter gezogen werden; daher beschlossen sie denn, die Engländer aus allen ihren Plätzen an derselben zu verjagen.

Beschreib. der Hudsonsbay.

Den 8ten des Heumonates, saget der Verfasser dieser Nachricht, kam der Ritter de Troyes vor das Fort am Albanyflusse, wo der Statthalter Sergeant damals seinen Sitz hatte. Es hatten ihm schon zween Indianer Nachricht ertheilet, daß die Franzosen die Forte zu Hayes-Eylande und am Rupertsflusse überrumpelt und ihr grob Geschütz von solchen Orten mit sich gebracht hätten. Zwo Stunden hernach höreten sie die Engländer ihre Stücke lösen, und wurden einige derselben von ferne gewahr. Worauf sich einige von der Compagnie Knechten erkläreten, sie wollten ihr Leben nicht wagen, sie müßten denn ihres Geldes gewiß seyn, und sandten John Parsons und John Garret, zween aus ihrer Anzahl, in aller Namen zu dem Statthalter, demselben ihren Entschluß zu hinterbringen. Herr Sergeant vermochte sie durch gute Worte und einige Kleider und andere nöthige Dinge, womit er sie versah, dahin, daß sie wieder an ihre Pflicht zurück kehreten. Aber in etlichen Tagen fingen sie wieder an, aufrührisch zu werden, und Elias Turner, der Connestabel, nahm das Volk mit einer Furcht ein, daß es unmöglich wäre, daß sich der Ort halten könnte: mit Beyfügung, daß er sich selbst den Franzosen unterwerfen wollte. Diesemnach gieng er hin zu dem Statthalter und verlangete Urlaub, solches zu thun. Weil er aber bedrohet wurde, daß er erschossen werden sollte, im Falle er sich dessen unterstünde: so wurde er endlich verpflichtet, wieder zu seinem Posten zurück zu kehren. Die Engländer gaben Feuer auf die Franzosen, so oft als sie einen Anfall thun wollten, und nöthigten dieselben, sich wieder unter die Bänke zurück zu ziehen, wo sie das Geschoß vom Fort nicht treffen konnte. Die Franzosen schossen nur mit kleinem Schrote nach den Engländern, wenn sich einer von ihnen auf den Flanquen oder Streichwehren blicken ließ. Wenn sie sich wieder unter die Bänke zurück gezogen hatten: so sucheten sie sich mit aller Gewalt einzugraben, und warfen eine große Schanze von Erde auf, worunter sie so verdeckt lagen, daß ihnen die Engländer keinen Schaden zufügen konnten. Der Statthalter hielt darfür, der Feind wollte nur eine Bank oder Schanze aufwerfen, damit er vor dem Geschütze des Forts sicher seyn möchte. Allein, er wurde bald hernach gewahr, daß sie eine Batterie aufführeten. Darauf ließ er alsbald das grobe Geschütz des Forts auf sie lösen, welches aber jedennoch nichts bey ihnen ausrichtete. Friederich Johnson, der als Connestabel dienete, weil es der Turner ausgeschlagen hatte, rieth dem Herrn Sergeant, das übrige der großen Kugeln in dem Fort nicht vergeblich zu verschießen, weil nicht über eine Runde mehr da wäre, und er muthmaßete, die Franzosen müßten ihre Stücken zu Wasser herbey gebracht haben, und wenn diesem also wäre, so gedächte er, ihre Boote zu senken, welches mehr Dienste gethan haben würde, als wenn er auf ihre Trencheen gefeuert hätte. Allein, die Franzosen hatten einen Weg gefunden, ihr grobes Geschütz durch die Wälder zu bringen, und solches auf ihre Batterie gepflanzet, ehe es die Engländer gewahr wurden.

Der Statthalter sandte Francis Cave und John Michem aus, zu sehen, ob sie die Stellung ihrer Feinde bemerken könnten. Da denn die Kundschafter Antwort brachten, daß sie ihre Batterie vollendet, und ihre Stücken schon aufgeführet, welche sie dieselben hätten laden sehen. Dieses benahm dem Volke den Muth dergestalt, daß es sich versammelte, und den Schluß fassete, die Ansehnlichsten unter ihnen an den Statthalter abzusenden,

Beschreib. der Hudsonsbay.

und demselben in ihrer aller Namen anzuliegen, das Fort unter den möglichsten Bedingungen zu ergeben. Diesemnach kamen Eduard Coles, Philipp Scovell, Hugh Mitchel, William Arrington, William Holder, John Stephens und andere mehr, zu dem Herrn Sergeant, und gaben ihm zu erkennen, daß sie ihm nicht länger beystehen wollten, sintemal es vergeblich wäre, sich einzubilden, als ob sie vermögend wären, es auszuhalten, und sageten, wenn einer oder der andere von ihnen einen Arm oder ein Bein verliehren oder gar bleiben sollte, so zweifelten sie daran, daß die Compagnie für sie, oder für ihre Weiber und Kinder, die geringste Sorge tragen würde, dabey sie den Coleburn zum Exempel anführeten; daher sie ihn ersucheten, ohne viele Weitläuftigkeit zu capituliren.

Mittlerweile feureten die Franzosen auf die Flanquen, und die Engländer verließen, ungeachtet des Statthalters Gegenbefehlen, ihre Posten. Er weigerte sich, die Chamade schlagen zu lassen, und bedrohete diejenigen, die ihre Schuldigkeit nicht in Acht nehmen wollten. Des Feindes Geschütz hatte eine Oeffnung in die Flanque gemacht, und die Häuser in dem Fort beschädiget. Worauf der Statthalter, auf das wiederhohlte und inständige Bitten der Leute, welche sageten, die Jahreszeit wäre schon so weit vorbey, daß sie nicht hoffen könnten, nach Hause zu gelangen, sondern Hungers sterben müßten, wenn die Factorey eingenommen würde, in die Capitulation einwilligte; und weil ihn der Herr Bridger versicherte, daß sie der Feind zu unterminiren suchete, daß sie gewiß in die Luft fliegen würden, so stimmete der Hauptmann Outlaw auch der Capitulation bey, da denn die weiße Flagge aufgesteckt wurde. Die Bedingungen der Uebergabe waren folgende:

Vergleichspuncte wegen der Uebergabe.

Vergleichspuncte zwischen dem Herrn de Troyes, Commendanten en Chef des Detaschements des Nordwest, für die französische Compagnie zu Canada; und zwischen Henry Sergeant, Esquadrons Statthalter für die engländische Compagnie zu Hudsonsbay, den 16 Julii 1686.

„Zuförderst wird verglichen, das Fort mit allen Gütern, die der Compagnie zugehören, welche zu Befriedigung aller Parteyen richtig specificirt werden sollen, zu übergeben. II. Daß allen Bedienten der Compagnie zu Albanyflusse diejenige Kleidung, die „ihr eigen ist, zu tragen vergönnet seyn soll. III. Daß der vorbesagte Henry Sergeant „Esq. Statthalter, alles was ihm zugehöret, genießen und besitzen soll, und daß sein Prediger, seine drey Diener und Mägde beständige Erlaubniß haben sollen, bey ihm zu bleiben, und ihm aufzuwarten. IV. Daß der Chevalier de Troyes alle Bedienten der Compagnie nach Charltoneyland bringen soll, daselbst englische Schiffe zu ihrer Transportirung zu erwarten; und wenn keine englische Schiffe anlangen sollten, so soll sie der vorbesagte Chevalier de Troyes, mit Schiffen, die das Land aufbringen kann, zu ihrer Bequemlichkeit nach England begleiten. V. Daß der besagte Chevalier de Troyes dem besagten Henry Sergeant, Esq. Statthalter, oder dem Bewahrer seines Vorrathshauses, „so viel Proviant überliefern soll, als für bequem und nöthig erachtet wird, sie nach England zu führen, wenn keine Schiffe von dannen ankommen, und ihnen immittelst nothdürftigen Unterhalt verschaffen. VI. Daß alle Vorrathshäuser sollen zugeschlossen, und „die Schlüssel des besagten Chevalier de Troyes Lieutenante eingehändiget werden, damit „in den besagten Vorrathshäusern nichts entwendet werden möge, bis, dem ersten Vergleichspuncte gemäß, ein richtiges Verzeichniß davon gemacht worden. Letztens, daß der „Statthalter, nebst allen Bedienten der Compagnie am Albanyflusse, aus dem Fort heraus„kommen, und solches dem besagten Chevalier de Troyes überliefern sollen, wobey alle Mannschaft,

„schaft, den Statthalter und seinen Sohn ausgenommen, ohne Waffen, und zwar so fort „erscheinen sollen„.

Beschreib. der Hudsonsbay.

Diesemnach wurde das Fort übergeben: allein die Franzosen machten sich kein Gewissen, diejenigen Vergleichungspuncte zu übertreten, durch welche sie etwas gewinnen konnten. Denn sie plünderten den Herrn Sergeant rein aus, und sandten ihn mit seiner Familie in einer sehr schlechten Barke, und die sehr übel mit Proviant versehen war, hinweg. So sehr hält solche Nation über ihre Ehre! ruft der Verfasser aus.

Dieses verursachete nachher noch mancherley Kriege, da bald die Engländer, bald die Franzosen den Meister spieleten, wie man solches am angeführten Orte gesehen hat. Doch schien es, als ob die letztern im Anfange dieses Jahrhunderts ruhige Besitzer davon bleiben sollten. Denn Jeremie, welcher als Lieutenant und Dolmetscher bis 1707 da geblieben, bezeuget, daß unter dreyen Befehlshabern, die seit 1698 auf einander gefolget, der französischen Colonie nichts widriges begegnet sey. Er erhielt im gedachten Jahre Erlaubniß, wieder nach Frankreich zu gehen. Als er aber zu Roschelle ankam: so wurde er erwählet, denjenigen abzulösen, welcher in dem Fort Bourbon Befehlshaber war. Seine Abreise wurde bis in das folgende Jahr verschoben, und unter der Zeit warb er sich eine Compagnie an, damit er eine neue Besatzung mitbrächte. Man muß ihn selbst von einigen Jahren anhören, wovon man keine andere Nachrichten hat, als seine. Er reisete im 1708ten Jahre von Roschelle ab. „Als wir an der Mündung der Hudsonsstraße waren, „saget er: so waren uns die Winde so lange Zeit entgegen, daß sie uns nöthigten, zu Plai„sance in Neuland anzulegen. Wir hohleten Lebensmittel aus Canada. Das Jahr dar„nach, da wir in dem Fort Bourbon ankamen, fand ich den Statthalter und die Besa„tzung in der äußersten Verlegenheit. Es fehlete ihnen an Kriegesbedürfnissen und Lebens„mitteln. Weil wir sehr spät angekommen waren, und das Schiff zwischen dem Eise „vielen Schaden gelitten: so mußte man noch einen Winter aushalten, welches ein ansehn„licher Schade für die Gesellschaft war, die auf einmal ein starkes Schiffsvolk und zwo „Besatzungen zu unterhalten hatte. Den Winter über bekam der Statthalter, den „ich ablösen sollte, eine Engbrüstigkeit, woran er starb. Sein Tod überließ mir alle „Gewalt„.

Jeremie wird daselbst Statthalter.

Die Einsichten, welche sich Jeremie in den sechs Jahren, die er da war, entweder durch seine Augen oder aus getreuen Erzählungen verschaffet hat, dürfen aus diesem Abschnitte nicht weggelassen werden. Obgleich das Fort an dem St. Theresenflusse gebauet ist: so sieht man dennoch alle Wilden, welche Handelns wegen herkommen, den Bourbonsfluß herabfahren. Dieser Fluß, welcher sein Wasser majestätisch fortwälzet, kömmt durch einen so langen Lauf herunter, daß er durch viele Seen geht, wovon der nächste am Meere, welches hundert und funfzig Seemeilen davon entfernet ist, hundert solche Meilen im Umfange hat. Die Indianer nennen ihn Tatusquoyau Secahigan, das ist der Starken See. Ein Fluß, Namens Quisisquatschium, ergießt sich an der Nordseite da hinein. Er nimmt seinen Ursprung aus einem andern See, welchen man über dreyhundert Meilen von dem erstern setzet, und Michinipi, oder groß Wasser nennet, weil er in der That der größte und tiefste von allen Seen in diesem Lande ist. Man giebt ihm über siebenhundert Seemeilen im Umfange. Er nimmt viele Flüsse ein, wovon einige mit dem dänischen Flusse Gemeinschaft haben, und die andern in dem Lande der Hundeplacoter sind. Rund um diesen See herum, und längst an allen diesen Flüssen findet man eine

Seine Beobachtungen von dem Lande.

Lauf des Flusses Bourbon.

Beschreib. der Hudsonsbay.

Menge Wilde, wovon sich einige Leute des großen Wassers, und andere Assinibuelen nennen. Die meisten sind von leutseliger Gemüthsart, da hingegen die Esquimaux, die eigentlichen Bewohner der Hudsonsbay, wild und rauh sind. An dem Ende der See nimmt der Bourbon seinen Lauf wieder, welcher aus einem andern See, Namens Anisquawigaonu, das ist Vereinigung zweyer Meere, weil sich gegen seine Mitte das Land sehr nähert, heraus kömmt. Die Ostseite dieses Sees, welcher sich zwischen Nord und Süd verlängert, ist ein waldigtes Land, wo man viele Biber und Elendthiere (Orignaux) findet. Daselbst fängt das Land der Cristinaux an, und die Himmelsluft ist daselbst viel gemäßigter, als in dem Fort Bourbon. Die westliche Seite hat sehr schöne Wiesen, woselbst eine Menge Vieh weidet. Alle die Länder sind von Assinibuelen bewohnet. Man giebt dem See ungefähr vierhundert Seemeilen im Umfange; und er ist von dem ersten auf zweyhundert Seemeilen entfernet.

Hundert Meilen weiter gegen Westsüdwest, und stets, wenn man eben den Fluß hinauf geht, trifft man einen andern See an, Wenipigozuhi oder das kleine Meer genannt. Das Land daselbst ist dem vorigen ähnlich, und seine Einwohner sind Assinibuelen, Cristinaux und Springer. Man giebt diesem See ungefähr hundert Meilen im Umfange. Ein Fluß, der an seinem Ende heraus geht, ergießt sich in einen nicht so großen See, Namens Tacoamiwen, in welchen sich auch der Hirschfluß ergießt, dessen Quelle noch unbekannt ist, durch welchen man aber in einen andern kommen kann, der gegen Westen geht, da sich die genannten insgesammt, entweder in die Hudsonsbay oder in den St. Laurenzfluß ergießen. „Ich habe es bey meinem Aufenthalte in dem Fort Bourbon versuchet, fährt Jeremie fort, Indianer nach dieser Seite zu schicken, um zu entdecken, ob „sich dieser Fluß nicht in das Meer ergösse: sie haben aber wilde Völkerschaften gefunden, „die ihnen den Weg versperret. Ich habe Gefangene von diesen Völkerschaften gefraget, „die mir meine Indianer gebracht haben. Diese Gefangenen haben mir gesaget, sie wären „unaufhörlich mit einer andern Völkerschaft im Kriege, die noch weiter gegen Westen „wohnete, als sie, und bärtige Leute zu Nachbarn hätte, welche in Häusern von Steine „wohneten, anders gekleidet giengen, als sie, und deren Kessel weiß wären. Ich wies „ihnen eine silberne Schale: sie sageten, sie fänden daran eine Aehnlichkeit mit solchen; „und diese Leute baueten das Feld mit Werkzeugen von eben dem Metalle. Die Abbildung „von dem Korne, welches sie säeten, ließ mich den Maiz erkennen„ *f*).

An dem südwestlichen Ende des Tacamiwensees findet man einen Fluß, der sich in einen andern See ergießt, der Hundesee genannt, welcher von dem obern See nicht weit entfernet ist, wo die reisenden Franzosen täglich durch den Montrealfluß hinkommen.

Fluß St. Therese.

Was den St. Theresenfluß betrifft, so ist er an der Mündung, wo das Fort Bourbon liegt, nur eine halbe Seemeile breit. Im Jahre 1700 ließ man zwo Seemeilen weit von diesem Fort ein anderes bauen, welches Phelipeaux heißt, nebst einem großen Magazine, um die Kaufmannsgüter dahin zu bringen, im Falle man angegriffen würde, welches so oft geschehen wäre. Daselbst fängt dieser Fluß an, sich durch eine große Menge Inseln, wovon er unterbrochen wird, zu theilen. Zwanzig Seemeilen von dem Forte theilet

f) Der Reisende setzet hinzu, als ihn der Intendant zu Quebec, Begon, gefraget, wie er doch die Entdeckung dieser Länder durch Canada am besten unternehmen könnte: so habe er ihm geantwortet, es würde weit leichter durch die oberwähnten Wege seyn; dieser Weg wäre der kürzeste; das Land

let er sich in zween Aerme; und derjenige, welcher von Norden kömmt, und von den Wilden Apitsibi oder Feuerschlagsfluß (Batte feu) genannt wird, hat mit dem Bourbon Gemeinschaft. Dadurch kommen die meisten Wilden zum Handeln vermittelst einer Uebertrage (portage) von dem Waldsee bis zu diesem Flusse. Zwanzig Meilen über dieser ersten Gabel findet man eine andere, welche von Süden kömmt, und bey den Wilden Matawang oder die große Gabel heißt. Sie hat mit einem Flusse Gemeinschaft, welchen die Franzosen den Salbölfluß (Saintes Huiles) genannt haben. Der Arm, welcher von Westen kömmt, heißt noch ferner St. Therese: er geht aber nicht weit, sondern zertheilet sich in viele kleine Bäche, wovon er seinen Ursprung zu nehmen scheint, und an welchen sich eine Menge Biber, Luchse und Marder finden.

Beschreib. der Hudsonsbay.

Zwischen dem Fort Bourbon und dem Fort Phelipeaux fließt ein kleiner Fluß, welcher der **Verirrte** (l'Egarée) heißt, auf welchem man einiges Brennholz bekömmt, welches um die beyden Forts herum sehr selten ist. Weiter unten und sehr nahe am Meere findet man einen andern, welcher **Gargoussu** heißt, wo die Fluth eine Menge Meerschweine hinbringt. Jeremie glaubet, wenn man daselbst eine Fischerey anlegete, so würde man jährlich über sechshundert Tonnen Thran davon bekommen können.

Salbölfluß.

Der Salbölfluß ist von dem Forte Bourbon ungefähr hundert Seemeilen weit gegen Süden entfernet, und geht nach dem Grunde der Bay zu. Die Engländer hatten daselbst einen Sitz, den sie selbst zerstöreten, nachdem sie die Hoffnung verloren hatten, ihn zu erhalten. Im 1702ten Jahre erhielt **Flamanville**, welcher damals Befehlshaber in dem Fort Bourbon war, Befehl, diesen Posten zu befestigen. Die Schanze aber, welche er daselbst anlegete, bestund nur zwey Jahre; weil die Quebecker Compagnie der Unkosten überdrüßig wurde. Ueberdieses ist der Fluß, ob es gleich daselbst viele Biber giebt, und das Holz nicht so selten ist, als bey dem Forte Bourbon, doch so flach, daß er keine Schiffe über funfzig oder sechzig Tonnen trägt.

Eigenschaften der Himmelsluft.

Der Umsatz ist in dem Forte Bourbon vortheilhaft mit den Wilden, wenn sie daselbst die Waaren finden, die sie gern haben mögen. Die Lage desselben ist im sieben und funfzigsten Grad Norderbreite. Der Winter ist allda überaus kalt. Er fängt um Michaelis an, und endiget sich vor dem Maye nicht. Im Christmonate geht die Sonne daselbst um drey Viertheil auf drey unter, und um neun Uhr auf. In den schönen Tagen der Kälte, wo die Luft ein wenig gemäßiget ist, erstaunet man über die Menge Rebhühner und Hasen, die sich allda versammeln. Jeremie hatte die Neugier, einmal zu zählen, wie viel doch die Jäger in einem Winter in das Fort brächten. Unter achtzig Menschen fand sichs im Frühjahre, daß man daselbst neunzigtausend Rebhühner und fünf und zwanzigtausend Hasen gegessen hatte. Zu Ende des Apriles kommen die Gänse, die Trappen und die Enten daselbst eben so überflüßig an, und sind nicht schwerer zu tödten. Diese Vögel bringen zween Monate in dem Lande zu; dann ziehen sie weiter. Man giebt den Wilden ein Pfund Pulver und vier Pfund Bley für zwanzig Gänse oder zwanzig Trappen, die sie in das Fort bringen müssen. Die **Caribour** ziehen zweymal des Jahres; und ihr erster Zug ist im März und April. Diese Thiere kommen aus Norden, und gehen gen Süden, und es

Zug der Vögel.

Zug der Caribour.

Land wäre schöner; es fehlete da nicht an Waidwerke; und es wüchsen daselbst von Natur verschiedene Arten von Früchten, als Pflaumen, Aepfel, Trauben, und viele andere.

Beschreib. der Hudsonsbay.

es sind deren eine so große Anzahl, daß sie über sechzig Meilen längst den Flüssen einnehmen. Jeremie scheuet sich auch nicht, zu versichern, daß die Wege, die sie in dem Schnee machen, mehr betreten werden, als die Straßen zu Paris. Die Wilden machen alsdann Schlagbäume oder Verzäunungen von auf einander gethürmten Bäumen. Hin und wieder lassen sie Oeffnungen, wo sie Fallen stellen, und die Menge Cariboux, die sie fangen, ist unglaublich. Der zweyte Zug oder die Rückkehr geschieht im Heumonate und August.

Fische.

Die Fischerey ist im Sommer ein anderes Hülfsmittel für die Europäer in der Hudsonsbay. Sie ermangeln nicht, Netze zu stellen, die sie niemals herauf ziehen, ohne darinnen verschiedene Arten von vortrefflichen Fischen zu finden, als Hechten, Forellen, Karpen und vornehmlich einen weißen Fisch, beynahe in der Gestalt eines Häringes, dergleichen man, nach Jeremies Meynung, in der ganzen Welt nicht mehr hat. Man versieht sich damit reichlich auf den Winter, und die einzige Art und Weise, ihn zu erhalten, ist, daß man ihn in den Schnee leget. Er gefriert daselbst, und verdirbt nicht bis der Sommer wieder kömmt. Das Fleisch selbst und alle die gedachten Arten von Wildpräte erhalten sich nicht anders. Also fehlet unter einer sehr schlechten Himmelsluft, schließt eben der Reisende, nichts zum Unterhalte des Lebens, wenn man aus Europa nur Brodt und Wein bekömmt. Obgleich der Sommer daselbst sehr kurz ist: so machet man sich dennoch kleine Gärten, welche gute Sallate, grünen Kohl und andere Kräuter hervorbringen, die man auf den Winter einzusalzen bedacht ist.

Abschilderung der dasigen Wilden.

Da die Wilden den Gebrauch der Pfeile verloren, seitdem ihnen die Europäer Feuergewehr bringen: so haben sie im Winter nichts anders zu leben, als das Wildprät, was sie sich mit der Flinte schießen. Sie haben es niemals versuchet, ein Land zu bauen, dessen Unfruchtbarkeit sie kennen. Da sie beständig mitten in dem Schnee herumschweifen: so bringen sie nicht acht Tage an einem Orte zu. Jeremie versichert, wenn ihnen der Hunger scharf zusetzet, so tödteten die Aeltern ihre Kinder und äßen sie, und wer hernach von ihnen am stärkesten wäre, verzehrete auch den andern. Er setzet hinzu, die Beyspiele davon wären nicht selten. „Ich habe einen gekannt, saget er, welcher seine Frau und sechs „Kinder aufgefressen, die er von ihr gehabt hatte. Er gestund, daß ihm nur erst bey dem „letzten das Herz weich geworden; er habe ihm diesen Rang gegeben, weil er es am liebsten gehabt hätte; als er ihm den Kopf aufgemacht, das Gehirn daraus zu essen, so hätte „er sich gerühret gefühlet, und er hätte nicht die Kraft gehabt, ihm die Beine zu zerbre„chen, um das Mark heraus zu saugen„. Diese Erzählung könnte einem auf das Zeugniß eines einzigen Reisenden nicht sehr wahrscheinlich vorkommen: sie wird aber durch die engländischen Nachrichten von eben dem Lande bestätiget. Man liest daselbst, wie in des französischen Befehlshabers seiner, diese Indianer lebeten ungeachtet ihres Elendes sehr lange. Wenn sie das Alter außer Stand setzet, zu arbeiten, so stellen sie einen Schmaus an, wozu sie ihre ganze Familie einladen. Nach einer langen Rede, worinnen sie die Einigkeit anpreisen, überreichen sie demjenigen von ihren Kindern, welches sie am liebsten haben, einen Strick, den sie sich selbst um den Hals fest machen, und bitten es, sie zu erdrosseln, damit sie von einem Leben befreyet würden, welches ihnen und andern zur Marter ist. Jedermann lobet ihren Entschluß; und der Sohn eilet, ihnen zu gehorchen. Man wird Gelegenheit haben, in einem andern Abschnitte ihre Gebräuche beyzubringen.

Sie essen ihre Kinder.

Jeremie

Beschreib. der Hudsonsbay.

Jeremie hatte das Misvergnügen, daß ihm zwey Jahre vor seiner Zurückberufung einige seiner Leute von diesen Indianern ermordet wurden, wovon man die Erzählung schon anderwärts gelesen hat *g*). Im 1714ten Jahre erhielt er Befehl, den Engländern das Fort Bourbon und alles, was Frankreich bisher in der Hudsonsbay besessen hatte, zu übergeben. Dieses geschah vermöge des XII Artikels des Utrechter Friedens; und Jeremie meynet, es sey solches ein großes Opfer gewesen, welches Ludwig der XIV dem Frieden gebracht habe. Er versichert, es könnte mit etwas wenigem Aufwande die Hudsonsbay der beste Posten des französischen America werden; und das einzige Fort Bourbon, welches mit Kaufmannswaaren wohl unterhalten wurde, brachte damals einen reinen Gewinnst von mehr als hundert tausend Livres.

Die Engländer bekommen die Hudsonsbay.

Gegenwärtiger Zustand derselben.

Wir vernehmen von einem berühmten Engländer in dem Berichte von seiner Reise nach der Hudsonsbay in den Jahren 1746 und 1747 *h*), daß das Fort Bourbon seinen alten Namen Fort York wiederum angenommen, und daß die Engländer in der Bay noch drey andere Posten haben, welche heutiges Tages die Namen Churchill, St. Alban und Moosefluß führen. Die Abschilderung, welche er von diesen Niederlassungen machet, und die Anmerkungen, welche er wegen der Handlung seiner Nation beyfüget, gehören mit zu diesem Abschnitte.

Das Fort York, saget er, liegt an dem südlichen Arme des Flusses des Nelsonshafens, welchen die Engländer den Haicesfluß nennen, fünf Seemeilen von dem Orte, wo er sich in das Meer stürzet, in sieben und funfzig Grad zwanzig Minuten Breite, und drey und neunzig Grad acht und funfzig Minuten Länge von London; welche Lage ich selbst durch sehr genaue Wahrnehmungen bey der Mondfinsterniß den 14ten des Hornungs 1747 bestimmete. Dieses Fort, aufrichtig zu reden, ist nur ein viereckichtes Gebäude mit vier kleinen Basteyen flanquiret, welche heutiges Tages bedecket sind, und zu Wohnungen oder Magazinen dienen. Eine jede Curtine hat drey kleine Canonen, und alles ist mit Palissaden versehen. Eine Batterie von ziemlich großen Canonen, welche den Fluß vertheidiget, wird selbst durch eine kleine Brustwehr von Erde vertheidiget. In den Kriegeszeiten, wenn alle Einwohner zusammen seyn müssen, ist ihre Anzahl ungefähr drey und dreyßig; woraus man schließen kann, daß dieses Fort, so fürchterlich es auch den Wilden vorkommen könne, ganz und gar nicht im Stande seyn würde, sich zu vertheidigen, wenn es von den mindesten Truppen aus Europa angegriffen würde.

Ungefähr sieben Seemeilen davon sieht man eine mit Steinen bedeckete Gegend, worunter viele vollkommen runde Feuersteine sind, beynahe von der Größe einer sechspfündigen Canonenkugel. Die Engländer des Landes sind so einfältig, und glauben, die Gestalt dieser Steine sey ein Werk der Franzosen, welche sie in ihren Canonen gebrauchet, als sie sich des Fortes bemächtigten. Ellis erkennet daran nur ein Werk der Natur, und sieht sie als einen gewissen Beweis an, daß dieses Land voller Erze sey, auch die kostbarsten nicht ausgenommen. Die Feuersteine, saget er, enthalten stets ein wenig Gold und sind oftmals sehr reich an Silber: es ist aber sehr selten, daß man Bley oder Zinn darinnen findet.

Die

g) Im XIV Bande dieser Samml. a. d. 581 S.

h) Sie ist in das Französische übersetzet und in zwey Duodezbänden, im 1749sten Jahre zu Paris heraus gekommen.

Beschreib. der Hudsonsbay.

Ihr Handel.

Die Niederlassung des Fortes York wird mit Recht für die wichtigste von der engländischen Compagnie gehalten, welche den Namen der Hudsonsbay-Compagnie führet. Sie ist der Mittelpunct ihrer Handlung. Man zieht daraus jährlich zwischen vierzig bis funfzigtausend Stück Felle; und nach allen Zeugnissen würde es leicht seyn, mit einem klein wenig Fleiße noch fünfmal mehr daraus zu bekommen. Sie schrecket aber selbst, durch eine unbegreifliche Staatskunst, die dem Besten der Nation so schädlich ist, ihre Comptore ab, so daß sie auch alles anwendet, zu verhindern, daß sie ihre Handlung nicht weiter ausbreiten. Der Verfasser setzet hinzu, sie machen nicht die geringste Bewegung, den Fortgang der Franzosen in Canada aufzuhalten, welche täglich, saget er, von ihren Vortheilen etwas abkneipen, indem sie Wohnplätze an ihren Flüssen anlegen, vermittelst welcher sie die besten Pelzwerke, als Marder, Zobel und Fischotter, auffangen; „die besten, „weil sie die leichtesten, und folglich am bequemsten fortzubringen sind; denn da die Oerter, „wo solche gekaufet werden, von ihrer Behausung sehr weit entfernet sind, so würden sie „ihre Rechnung nicht dabey finden, wenn sie sich mit dem ordentlichen und schweren Pelz„werke beladen wollten. Ueber dieses haben sie in dieser Betrachtung noch einen beträchtli„chen Vortheil; nämlich, daß die Indianer stets mehr Neigung haben, mit ihnen zu han„deln, als mit den Engländern.

Ellis glaubet, die Ursache dieses Vorzuges in dem Preise der Waaren zu finden, welche die Franzosen allezeit besser bezahlen, als die Engländer; welches ihm aus dem Handlungstarife der engländischen Compagnie augenscheinlich zu seyn dünket, welcher gemeiniglich alle Pelzwaaren nach Bibern rechnet. „Zwo Fischottern zum Exempel oder drey Mar„der sind so viel als ein Biber; da doch kein Biber so viel werth ist, als ein einziges „Stück von diesem feinen Pelzwerke. Daher kömmt es, daß die Indianer die eng„ländischen Waaren dreymal theurer kaufen, als die französischen; nicht als ob es ihnen an „Bibern fehle, solche bey ihrem Umsetzen zu brauchen; sondern diese Häute sind so schwer, „und machen ihnen so viel Mühe, sie fortzubringen, daß sie genöthiget sind, den Englän„dern nur die leichtesten zuzuführen, und folglich diejenigen, die am meisten gesuchet wer„den, welches ihnen denn eine sehr harte Bedingung machet. Es ist auch gewiß, daß, „wenn die Franzosen so nahe an den nordlichen Niederlassungen der Engländer wären, als „sie an ihren südlichen Colonien sind, die Handlung der engländischen Compagnie noch we„niger beträchtlich seyn würde, weil sie an dem Moose und St. Albanyflusse schon den „Verdruß hat, daß sie nichts anders, als ihren Ausschuß, kaufen kann„.

Indessen ist der Verfasser doch überzeuget, daß es den Engländern leicht seyn würde, diesen Unbequemlichkeiten abzuhelfen. Sie dürften nur, saget er, höflicher und ehrlicher mit den Indianern umgehen. Da es auf der einen Seite gewiß ist, daß der Nutzen der einzige Bewegungsgrund ist, welcher sie an die Franzosen verknüpfet: so ist es auf der andern Seite sicher, daß die Engländer ihre Waaren um eben den Preis, oder vielleicht noch wohlfeiler geben können, als ihre Nebenbuhler; welches wirklich geschehen würde, wenn dieser Handel nicht in ein Monopolium bey ihrer Nation ausgeschlagen wäre.

Eine andere Grundregel der engländischen Compagnie, welche der Verfasser eben so verdammet, ist, „daß sie gemeiniglich die geringsten und dümmsten von ihren Dienern zu „Factoren wählen. Ist es nicht augenscheinlich, daß Beamte von solcher Art am we„nigsten geschickt sind, eine Handlung zu unterstützen? Wenn sie etwas fein und verschla„gen sind; so begnügen sie sich bloß, die Indianer zu betrügen, den Daumen, z. E. in

„das

Beschreib. der Hudsonsbay.

„das Maaß zu stecken, wenn sie ihnen Schießpulver verkaufen, etwas Wasser unter den „Aquavit zu mischen, den sie ihnen geben; kurz, ohne Bedenken und Gewissen, die Betrü„gerey bis auf das alleräußerste zu treiben. Ueber dieses machen sie keine Schwierigkeit, „über den von der Compagnie gesetzten Preis zu verkaufen. Durch diese Kunstgriffe nebst „denen Geschenken, die sie von den Wilden erpressen, gewinnen sie dasjenige, was sie den „Ueberschuß nennen, und welches wenigstens auf ein Drittheil der Handlung steigt. Muß „es einem also erstaunlich vorkommen, daß die jährliche Ausfuhre der Compagniewaaren „sich ordentlicher Weise nicht über drey bis viertausend Pfund Sterling am Werthe beläuft; „und daß in einer Zeit von ungefähr vierzig Jahren die ganze Summe nicht über sechzigtau„send betragen hat? Indessen wird doch ein Gegenstand, der von so weniger Wichtigkeit für „das gemeine Beste zu seyn scheint, durch die kleine Anzahl von Personen, die damit zu thun „haben, und vornehmlich durch den unermeßlichen Gewinnst, den sie daraus ziehen, be„trächtlich. Man weis aber, daß eine gewisse Art der Handlung so kann geführet wer„den, daß sie zwar einigen Privatpersonen zum Vortheile gereichet, jedoch einer ganzen „Nation höchst nachtheilig ist„.

Die Betrübniß des Reisenden vermehret sich, wenn er die Vortheile der englischen Niederlassungen wegen ihrer Lage, wegen der zahlreichen Völkerschaften, die sie umringen, wegen der ungeheuren Menge Pelzwerke, welche diese Indianer verschaffen können, und wegen der Achtung, worinnen die englischen Waaren bey ihnen sind, in Betrachtung zieht. Er beneidet die Handlung der Franzosen mit eben den Völkerschaften, welche unermeßlich ist, saget er, obgleich ihre Niederlassungen nichts haben, das so günstig ist, sondern vielmehr einer Menge Unbequemlichkeiten unterworfen sind. Er zeiget, wie leicht es seyn würde, denen Misbräuchen abzuhelfen, welche seinem Vaterlande einen überaus großen Schaden bringen. „Die ganze Mühe besteht darinnen, daß man weiter hin in dem In„nern des Landes neue Niederlassungen errichte, daß man den Indianern dienliche Aufmun„terungen gebe, und vornehmlich mehr Gerechtigkeit und Redlichkeit in dem Handel beob„achte. Alsdann würde man zehnmal mehr Waaren aus England verthun; und die „Engländer würden bald die Oberhand an denen Oertern erhalten, wo die Franzosen sie „ausgestochen haben„. Es hat sehr das Ansehen, daß diese Vorstellungen die englische Nation erhitzet haben, und daß sie vielen Antheil an denen Unternehmungen haben, welche itzo den Frieden von Europa stöhren lassen.

Die drey Forte, welche man nebst York genannt hat, verdienen keine Beschreibung. Sie enthalten ungefähr siebenzig Einwohner, welche nebst denen in dem Fort York nicht über hundert Engländer in der ganzen Hudsonsbay ausmachen.

Auerhahn.

Wenn Ellis von den Zugvögeln redet: so beschreibt er auch einige, welche das Land nicht verlassen. Der Auerhahn, braun und sprenglicht, ist das ganze Jahr über in den benachbarten Ländern der Bay häufig anzutreffen. Er ist etwas stärker, als ein engländisches Rebhuhn, mit einem etwas länglichten Körper, und einem nach Verhältniß längern Schwanze. Der Schnabel ist schwarz und mit braunen Federn bedecket; das Fell über dem Auge ist roth, oben der Kopf, der Hals und der ganze Leib schwärzlich braun mit dunkel Orange und Aschfarbe untermengt; der Schwanz schwärzlich braun; der Hals unter dem Schnabel gelblich weiß, weiter hinunter und die Brust dunkel Orangefarben mit schwarzen Flecken, wie halbe Monde; oben der Leib ist weiß, und wie Sahne schattiret und mit schwarzen halben Monden geflecket, die Pfoten von den Gelenken bis auf die

Beschreib. der Hudsonsbay.

Füße sind mit einer Art von braunen schwarzgemischten Pflaumfedern bedecket; und die Füße sind braunröthlich. Die drey Vorderzehen haben ziemlich lange schwarze und zackichte Krallen, da der Hinterzehe ihre ganz gleich ist. Es ist merkwürdig, daß diese Vögel hier die Ebenen und die sehr niedrigen Länder bewohnen, da doch unter einem andern Himmel eben diese Art sich nur in sehr erhabenen Ländern, und so gar auf den Spitzen der Berge findet.

Weißes Rebhuhn.

Das weiße Rebhuhn ist von einer mittlern Größe zwischen dem gemeinen Rebhuhne und dem Fasane. Seine Gestalt würde wenig von der unserigen ihrer unterschieden seyn, wenn es nicht einen längern Schwanz hätte. Diese Vögel sind ordentlicher Weise im Sommer braun, und werden im Winter auf einmal weiß, außer den äußersten Schwanzfedern, welche schwarz und weiß gesprenget sind. Bey der strengen Kälte bringen sie alle Nächte im Schnee zu, welchen sie des Morgens abschütteln, indem sie sich gerade in die Luft heben. Den Tag über wärmen sie sich an der Sonne, und sie suchen nur des Morgens und Abends ihre Nahrung. Ein engländischer Naturkundiger, **Eduards**, behauptet, dieser Vogel sey eigentlich kein Rebhuhn, und hält ihn für den Auerhahn, im Englischen Heath-Game, welcher in America und auch in Europa, auf den Gebirgen in Wälschland, der Schweiz und Spanien ziemlich gemein, nirgend aber in so großem Ueberflusse ist, als in der Hudsonsbay.

Pelican.

Der Pelican ist daselbst nicht seltener, und gleicht dem africanischen: er ist aber nicht so groß, und die Tasche an seinem Schnabel nicht so breit.

Adler mit weißem Schwanze.

Der Adler mit dem weißen Schwanze ist einer von den merkwürdigsten Vögeln der Bay. Er ist beynahe so groß, wie ein calecutischer Hahn. Seine Krone ist platt. Er hat einen überaus kurzen Hals, eine breite Brust, starke Schenkel, sehr lange und nach Verhältniß des Körpers sehr breite Flügel, die nach hinten schwärzlich, und an den Seiten viel heller sind. Die Brust ist weiß gefleckt, die Federn des Flügels sind schwarz, der Schwanz scheint, wenn er geschlossen ist, oben so wohl, als unten, sehr weiß zu seyn, die Spitze ausgenommen, welche schwarz oder braun ist. Die Schenkel sind mit braunen schwärzlichen Federn bedecket, unter welchen sich an einigen Orten weiße Pflaumfedern befinden. Die Beine sind bis auf die Füße mit braunen etwas röthlichen Pflaumfedern bedecket; ein jeder Fuß hat vier große und starke Zehen, drey vorwärts, und den vierten hinterwärts, die mit gelben Schuppen bedecket, und mit überaus starken und spitzigen Krallen mit einem schönen glänzenden Schwarz versehen sind.

Gekrönte Uhu.

Der **gekrönte Uhu**, ein sonderbarer und in der Bay sehr gemeiner Vogel, hat einen fast eben so großen Kopf, als eine Katze. Er hat Federn, die sich wie Hörner gerade über dem Schnabel erheben, wo sie mit Weiß gemischet sind, und nach und nach braunroth schwarz gefleckt werden. Man sieht auch an eben den Orten große weiße Uhue, von einer so blendenden Weiße, daß man sie kaum auf dem Schnee unterscheiden kann. Sie sind daselbst das ganze Jahr über häufig. Oftmals fliegen sie am hellen Tage, und jagen die weißen Rebhühner.

Große weiße Uhu.

Stachelschwein.

Das Stachelschwein in der Hudsonsbay ist dem Biber an Gestalt und Größe sehr ähnlich. Sein Kopf, welcher von des Kaninichen seinem wenig unterschieden ist, hat eine platte und ganz mit kurzem Haare bedeckete Nase. Seine Vorderzähne, zween oben und zween unten, sind gelb und sehr stark. Es hat so kurze Ohren, daß sie kaum zwischen den Haaren seiner Haut hervorkucken. Die Pfoten sind auch sehr kurz: die Nägel aber, deren man viere an den Vorderpfoten, und fünfe an den Hinterpfoten zählet, sind sehr lang, einwärts hohl,

hohl, und am Ende spitzig. Der ganze Leib ist mit einem sehr weichen ungefähr vier Zoll langen Haare bedecket, zwischen welchem sich oben am Kopfe, am Leibe, und am Schwanze eine Art von starren, und stachlichten Röhren von weißer Farbe, mit schwarzen Spitzen befindet, die man nicht leicht aus der Haut herauszieht, wenn man damit gestochen wird. Dieses Thier machet ordentlicher Weise sein Nest unter den Wurzeln der größten Bäume, wo es viel schläft. Es nähret sich vornehmlich von ihrer Rinde. Im Winter frißt es Schnee, und im Sommer säuft es Wasser, allein, ohne die Füße hinein zu setzen. Die Indianer essen sein Fleisch, und finden es eben so angenehm, als gesund.

Beschreib. der Hudsonsbay.

Ein noch sonderbarer Thier ist der **Volverene**, von den Engländern **Quick-Hatch** genannt. Es ist von der Größe eines großen Wolfes. Seine Schnauze ist bis unter die Augen schwarz; der Kopf oben weißlich, die Augen schwarz, die Kehle und der Hals unten schwarz geflecket, die Ohren klein, und rund, der ganze Leib röthlich braun, an den Schulterseiten dunkel, und auf dem Rücken und an den Seiten heller; alles Haar am Leibe ziemlich lang, und nicht sehr dick; die Pfoten mit einem kleinen schwarzen Haare bis auf das erste Gelenk bedecket; die Schenkel braun, die Nägel von einer lichten Farbe, endlich der Schwanz braun bis gegen die Spitze, welche dicker, so gar buschicht und schwarz ist. Der Volverene trägt den Kopf sehr niedrig, wenn er geht, und sein Rücken scheint beständig gewölbet zu seyn. Wenn er angegriffen wird: so vertheidiget er sich mit so vieler Hartnäckigkeit, als Lebhaftigkeit. Man schreibt ihm die Geschicklichkeit zu, daß er alle Arten von Fallen und Netzen, die man ihm stellet, in tausend Stücke zerbreche oder zerreiße.

Volverene oder Quick-Hatch.

Da dieser Abschnitt bloß die Hudsonsbay angeht, und von den Reisen gegen Norden nur bey Gelegenheit derer Niederlassungen abgerissen werden, deren Geschichte man mitgetheilet hat: so wiederhohlen wir, daß alles dasjenige, was diese Bay mit den andern Theilen dieser Gegenden gemein hat, in den allgemeinen Abschnitt verwiesen wird. Was wir also noch aus des Herrn Ellis Berichte beyzubringen haben, betrifft nur die Indianer des Landes. Da er dasjenige bestätiget, was wir schon nach des Jeremie und anderer Reisebeschreiber Zeugnisse angeführet haben: so setzet er noch viele Beobachtungen hinzu, die demjenigen gemäß sind, was ihm besonders aufgetragen worden, nämlich die Beschaffenheit des Landes und die Gemüthsart derjenigen zu erkennen, die solches bewohnen.

Einwohner an der Hudsonsbay.

Die Bewohner der Hudsonsbay, welche die Engländer **Nodwais**, und die Franzosen **Esquimaux** nennen, sind von einer mittelmäßigen Statur, gemeiniglich handfest, ganz wohl bey Leibe und schwarzbraun. Sie haben einen breiten Kopf, ein rundes und plattes Gesicht, kleine schwarze und funkelnde Augen, eine flache Nase, dicke Lippen, schwarze und lange Haare, breite Schultern, und überaus kleine Füße. Sie sind munter und lustig: aber fein, listig und betrügerisch. Die Schmeicheley kostet ihnen nichts. Es ist leicht, sie zu erzürnen; man sieht sie alsdann ein trotziges Wesen annehmen: allein, es ist eben so leicht, sie in Furcht zu jagen. Sie hängen ihren Gebräuchen überaus fest an. „Ich „weis, saget Herr Ellis, daß viele von diesen Indianern, die in ihrer Jugend gefangen ge„kommen, und in die englischen Comptore gethan worden, stets ihr Vaterland bedauert ha„ben. Einer von ihnen, welcher lange Zeit unter den Engländern gelebet, und stets nach „ihrer Art gegessen hatte, sah von einem unserer Matrosen ein Seekalb eröffnen. Er fiel „über den Thran her, welcher sehr häufig herausfloß, und verschlang eiligst mit einer er„staunlichen Begierde alles, was er in seinen Händen davon auffammeln konnte. Darauf „rief er in eben der Entzückung: ach! wie gut bin ich doch meinem Vaterlande, wo ich mir

Ihre Gestalt und Gemüthsart.

 so

Beschreib. der Hudsonsbay.

„so oft ich wollte, von diesem Oele den Bauch vollsaufen konnte„. Es würde nicht schwer fallen, diese Völker gesittet zu machen, wenn der Handel, den man mit ihnen treibt, verlangete, daß man sich diese Mühe gäbe.

Ihre Canote.

Sie sind sehr geschickt, ihre Canote zu regieren. Ellis giebt deren Abbildung, die man mit anderer dergleichen Fahrzeugen ihrer in den Berichten von Nordwest und Nordost wird vergleichen können. Sie sind entweder von Holze oder Wallfischrippen gemacht, sehr dünn, und ganz mit der Haut von Seekälbern bedecket, außer einem Loche in der Mitte, welches mit einem hölzernen oder fischbeinernen Rande umgeben ist, damit das Wasser von dem Verdecke nicht hineinkomme, und welches nur so groß ist, daß es einen einzigen Menschen fassen kann, welcher darinnen sitzt, und die Füße nach vorwärts kehret. Von diesem Rande geht ein Stück Haut in die Höhe, welches er sich um den Leib herum bindet, und welches dem Wasser alles Eindringen verwehret. Die Nähte der Häute sind mit einer Art von Theere oder Leime überzogen, welcher von dem Thrane von Seekälbern gemacht wird. In diesen Canoten nehmen die Indianer alles mit sich, was sie brauchen, vornehmlich Fischergeräthe. Sie haben darinnen auch Schleuder und Steine, deren sie sich sehr geschickt bedienen. Ihre Harpunen sind an dem einen Ende mit einem Zahne von einem Seepferde *i)* bewaffnet, welches dienet, die großen Fische damit zu werfen, wenn sie schon verwundet sind, damit sie desto eher sterben. Das andere Ende ist eigentlich gemacht, sie zu verwunden. Es ist eine Art von Barte mit Eisen versehen, welcher sich in dem Leibe des Fisches einhäkelt und aufhält, da hingegen die Knochenspitze von selbst wieder heraus geht. Ein Riemen, welcher an den Bart angeheftet ist, hält an dem andern Ende eine aufgeblasene Seekalbeshaut, welche anstatt des Zeichens dienet, um den Ort zu bemerken, wo der Fisch ins Wasser tauchet, und ihn bey seinem Schwimmen sehr ermüdet, so lange, bis er seine Kräfte erschöpfet hat, und stirbt. Alsdann ziehen ihn die Fischer ans Land, und nehmen ihm sein Fett oder seinen Thran ab, welches ihnen zur Nahrung dienet, und sie in ihren Lampen brennen.

Diese kleinen Canote, die nur für die Mannspersonen sind, haben ungefähr zwanzig Fuß in der Länge, und achtzehn Zoll in der Breite, und laufen an beyden Enden spitz aus. Der Schiffer hat nur ein ziemlich breites Ruder, welches auf beyden Seiten zum Rudern dienet. Es giebt aber auch noch andere Canote für die Weibespersonen, welche größer und offen sind, worinnen sie die Ruder führen, und bis auf zwanzig Personen sitzen können. Die Materialien sind einerley.

Ihre Kleidung

Die Kleidung der Mannspersonen ist ordentlicher Weise von den Häuten der Seekälber oder des Rothwildprätes. Sie machen sich auch welche von den Fellen der Land- und Wasservögel, welche sie künstlich zusammen zu nähen wissen. Alle diese Kleidungen haben eine Art von Kapuze, werden um den Leib zugemacht, und gehen nur bis auf die Mitte des Schenkels. Die Hosen werden vorn und hinten zugezogen, wie man einen Beutel zuziehet. Viele Paare Stiefel und Socken über einander dienen beyden Geschlechtern, sich die Beine und Füße warm zu halten. Der Unterschied unter den Manns- und Weibeskleidern ist, daß die Weibespersonen an ihren Röcken einen Schweif haben, der ihnen bis auf die Fersen hinunter geht, daß ihre Kapuzen an den Seiten der Schultern breiter sind, um ihre Kinder hinein zu stecken, wenn sie solche auf dem Rücken tragen wollen, und daß ihre Stiefeln, die

i) Die Franzosen nennen es sonst ein Seekalb.

Ein Equimau in Seinem Canote . N. 25



Equimauer von der nortweſtlichen Küste der Hudſons bay.



die auch viel größer sind, ordentlicher Weise mit Fischbeine versehen sind. Ein Kind, welches sie auf einen Augenblick von ihren Armen nehmen müssen, wird in einen Stiefel gestecket, so lange, bis sie es wieder nehmen können. Man sieht bey einigen Mannspersonen Hemden von den Blasen der Seekälber, die zusammen genähet sind, und fast eben die Gestalt haben, wie unsere Hemden. Ueberhaupt sind ihre Kleider sehr sauber mit einer Nadel von Elfenbeine *k*), und mit den Sehnen von Thieren, die sie in sehr dünne Fäden spalten, zusammen genähet. Es fehlet ihnen auch nicht an Geschmacke, sie mit Bändern von Häuten, nach Art der Galonen und Bänder, zu verbrämen und zu zieren, welches ihnen ein sehr sauberes Ansehen giebt.

Beschreib. der Hudsonsbay.

Nichts machete dem Herrn Ellis einen höhern Begriff von ihrer Geschicklichkeit, als dasjenige, was sie in ihrer Sprache **Schneeaugen** nennen. Dieses sind kleine Stückchen Holz oder Elfenbein, die zur Erhaltung der Augen gemacht, und hinter dem Kopfe zugebunden werden. Ihre Spalte ist gerade so lang, als die Augen, aber sehr schmal; welches nicht hindert, daß man nicht sehr deutlich dadurch sehe, ohne die geringste Beschwerlichkeit davon zu empfinden. Diese Erfindung verwahret sie vor der Verblindung; eine erschreckliche und sehr schmerzhafte Krankheit für sie, welche durch die Wirkung des sehr stark von dem Schnee zurückprallenden Lichtes verursachet wird: vornehmlich im Frühlinge, wenn die Sonne mehr über dem Horizonte erhaben ist. Der Gebrauch dieser Maschinen ist bey ihnen so üblich, daß, wenn sie etwas in der Ferne beobachten wollen, sie sich derselben, als eines Fernglases, bedienen.

Schneebrillen.

Eben den Geist der Erfindung beobachtet man auch an ihrem Geräthe zum Fischen und zur Vogeljagd. Ihre Harpunen und ihre Wurfspieße sind gut gemacht, und zu dem Gebrauche bequem, wozu sie solche anwenden. Vornehmlich sind ihre Bogen sehr sinnreich gemacht. Sie bestehen aus dreyen Stücken Holz, die mit so vieler Kunst, als Sauberkeit, zusammen gefüget sind. Das Holz ist von Tannen, oder **Larix**. Weil aber solches weder stark noch elastisch ist: so helfen die Wilden diesen beyden Mängeln dadurch ab, daß sie es hinten mit einer Binde von Sehnen oder Spannadern von ihrem Rothwildpräte verstärken. Sie legen ihre Bogen oft ins Wasser; und die Feuchtigkeit, welche diese Saiten verkürzet, giebt ihnen zugleich mehr Stärke und Federkraft. Man hat aber gesehen, daß sie seit der Zeit, da sie mit den Europäern handeln, ihren Bogen für die Flinte verlassen.

Werkzeuge.

Man kennet in der Bay keine ansteckende Seuche. Die Brustbeschwerden, die daselbst am gemeinsten sind, werden durch einen Trank von einem Kraute, **Vuizze Kapukka** genannt, oder durch Schwitzen, gehoben. Wenn diese Indianer schwitzen wollen: so nehmen sie einen großen runden Stein, worauf sie ein Feuer machen, welches sie so lange unterhalten, bis der Stein glühend davon wird. Darauf machen sie eine kleine Hütte umher, die sie sorgfältig verstopfen; sie gehen nackend mit einem Gefäße voller Wasser hinein, womit sie den Stein besprengen; und das Wasser, welches sich in heiße und feuchte Dünste verwandelt, die gar bald die Hütte erfüllen, verursachet dem Kranken eine sehr geschwinde Ausdünstung. Wenn der Stein anfängt, kalt zu werden: so eilen sie hurtig hinaus, ehe sich ihre Schweißlöcher verschließen, und tauchen sich auf der Stelle in frisch Wasser. Ist es im Winter, wo das Land ohne Wasser ist: so wälzen sie sich im Schnee herum. Dieses ist durchgängig eingeführet, und wird für ein unfehlbares Mittel wider die meisten Krankheiten

Arzeneymittel.

k) Oder vielmehr von einer Fischgräte.

Beschreib. der Hudsonsbay.

ten des Landes gehalten. Dasjenige, welches sie wider die Colik und alle Unordnung in den Gedärmen brauchen, ist eben so sonderbar; es ist der Tabacksrauch, den sie häufig verschlingen.

Ihre Religion.

Ihre Begriffe von der Religion sind sehr eingeschränket. Ellis entdeckete, ohne den Muthmaßungen etwas einzuräumen, wie er saget, daß sie ein Wesen von einer unendlichen Güte erkennen, und es Ukcowma, das ist in ihrer Sprache, das große Haupt, nennen. Sie sehen es als den Urheber aller Güter an, die sie genießen; sie reden mit Ehrerbiethung von ihm; sie singen sein Lob in einem Liede mit einem sehr ernsthaften, und so gar ziemlich harmonischen Tone: ihre Meynungen von dessen Wesen aber sind so verworren, daß man nichts davon versteht. Sie erkennen auch noch ein anderes Wesen, welches sie Witiko nennen, und als die Quelle und das Werkzeug alles Bösen ansehen. Sie fürchten sich sehr davor. Ellis konnte aber nicht entdecken, ob sie ihm einigen Dienst erweisen, es zu besänftigen.

Ihre Liebe gegen ihre Kinder.

Was für eine Abschilderung übel unterrichtete Reisebeschreiber uns auch von ihrer Wildheit machen mögen: so versichert er doch, daß sie viel Menschlichkeit besitzen, welche sie bey dem Unglücke eines andern empfindlich machet. Die zärtliche Liebe, welche sie gegen ihre Kinder haben, verdienet Bewunderung. Ellis führet ein sonderbares Beyspiel davon an, welches fast vor seinen Augen vorgegangen ist. Zwey Canote, die über einen sehr breiten Fluß giengen, kamen mitten aufs Wasser. Das eine, welches nur von Rinde war, und einen Indianer mit seiner Frau und ihrem Kinde führete, wurde durch die Wellen umgeworfen. Der Vater, die Mutter und das Kind kamen glücklich in das andere Canot: es war aber so klein, daß es sie nicht alle drey retten konnte. Hier entstund ein Wortwechsel. Die Frage war nicht unter Mann und Frau, wer für einander sterben sollte; sondern einzig und allein, wie der Gegenstand ihrer gemeinschaftlichen Zuneigung zu retten wäre. Sie braucheten einige Augenblicke, zu erwägen, welcher von ihnen beyden zu dessen Erhaltung am nützlichsten seyn könnte. Der Mann behauptete, das Kind hätte in seinem so zarten Alter mehr Beystand von der Mutter nöthig: sie hingegen behauptete, es hätte solchen nur von seinem Vater zu erwarten, weil es von eben dem Geschlechte wäre, und von ihm die Jagd und Fischerey erlernen müßte. Sie empfahl auch ihrem Manne, seine väterliche Sorgfalt gegen das Kind niemals zu verabsäumen, und stürzete sich darauf in den Fluß, wo sie bald ersoff. Der Mann kam mit seinem Kinde an das Ufer. Allein, diese Begebenheit nahm den Herrn Ellis um so viel weniger Wunder, weil er bey diesen Völkern schon sehr wenig Achtung gegen ihre Weiber bemerket hatte. Ein Mann, der auf der Erde sitzt, hält sich für sehr beleidiget, wenn ihm eine Weibesperson die geringste Unbequemlichkeit in dieser Stellung verursachet; und es ist eine eingeführte Gewohnheit, daß die Männer niemals nach ihren Weibern aus eben dem Gefäße trinken.

Gewaltsamer Tod der Alten.

Die Gewohnheit, die Alten zu erdrosseln, die man nach Jeremies Zeugnisse angeführet hat, wird vom Ellis bestätiget, aber mit Umständen, die solche noch seltsamer machen. Sie erstrecket sie auf beyde Geschlechter. „Wenn die Väter oder die Mütter in einem Alter „sind, welches ihnen nicht mehr erlaubet, zu arbeiten: so befehlen sie ihren Kindern, sie zu „erdrosseln. Dieß ist auf Seiten der Kinder eine Pflicht des Gehorsames, der sie sich „nicht entziehen können. Die alte Person steigt in eine Grube, die sie gegraben haben, „daß sie ihr zum Grabe dienen soll. Sie unterredet sich darinnen eine Zeitlang mit ihnen, „rauchet eine Pfeife Taback, und trinkt einige Gläser starkes Getränkes. Endlich legen sie „ihr

„ihr auf ein Zeichen, das sie ihnen machet, einen Strick um den Hals; und da ein jeder auf „seiner Seite zieht, so erdrosseln sie solche in einem Augenblicke. Sie sind darauf verbun„den, sie mit Sande zu bedecken, worüber sie einen Steinhaufen aufrichten. Die Alten, „welche keine Kinder haben, fordern eben diesen Dienst von ihren Freunden: aber da ist es „keine Pflicht mehr; und sie haben oft den Verdruß, daß man es ihnen abschlägt. Man „sieht nicht, daß sie jemals, wenn sie des Lebens überdrüßig sind, sich durch ihre eigene „Hand davon zu befreyen bedacht seyn sollten„.

Beschreib. der Hudsonsbay.

Herr Ellis, welcher öffentlich bekennet, daß er nichts bekannt mache, was er nicht mit seinen eigenen Augen gesehen, hält sich bey einer andern Gewohnheit dieser Indianer auf, die man für einen Scherz annehmen würde, wenn er nicht eine bittere Anmerkung wider seine Nation hinzufügete. „Man sieht ihrer viele, saget er, welche das Gewerbe der Quack„salber, mit allerhand Materialistenwaaren, treiben, die sie in unsern Comptoren kaufen, „als Zucker, Ingwer, Gerste, allerhand Specereyen, Samenkörnern zu Gartenfrüchten, „Süßholz, Schnupftaback ꝛc. Sie verkaufen solche in kleinen Portionen, die sie als Hülfs„mittel wider verschiedene Krankheiten, oder als gute Mittel zur Fischerey, zur Jagd, zu den „Gefechten anrühmen. Alle diese Vorstellungen bekommen sie von den Engländern selbst; „und ich kann es nicht verhehlen, ein Drittheil der Handlung in der Hudsonsbay hängt heu„tiges Tages von diesen indianischen Quacksalbern ab, welche ihre eigenen Freunde betrügen, „indem sie ihre falschen Droguen gegen gute Pelzwaaren umsetzen, die sie unter uns verhan„deln. Dieser Betrug ist ohne Zweifel den Interessenten vortheilhaft. Würde es aber nicht „rühmlicher und nützlicher für uns seyn, daß wir einen sichern und beständigen Abgang der „Waaren aus unsern Wollen- und Eisenfabriken einführeten, als einen schändlichen Han„del duldeten, wovon die Folgen England nothwendig nachtheilig seyn müssen„?

Indianische Quacksalber.

Ein Vorwurf, welcher nur auf die Indianer fällt, ist derjenige, den sie wegen ihrer Unvorsichtigkeit verdienen, welcher sie verhindert, sich wider das Elend zu verwahren, welchem sie alle Jahre ausgesetzet sind. Sie wenden ihren Vorrath großmüthig auf, wenn solcher überflüßig ist, ohne jemals daran zu denken, daß sie etwas davon auf den Winter verwahren sollten. Kaum heben sie sich ein wenig Fische und Wildprät auf. Es begegnet denjenigen sehr oft, welche nach den Comptoren in der Bay zu handeln kommen, daß sie unterwegens genöthiget sind, ein Tausend Häute zu rösten, und zu essen, weil sie sich auf einen Beystand Rechnung gemacht haben, den sie nicht antreffen. In der That, diese Unfälle haben nicht die Kraft, sie niederzuschlagen. Sie nehmen zu allerhand Mitteln ihre Zuflucht, sich mit ihren Familien zu erhalten; und in der äußersten Noth ist ihre Geduld unbeweglich. Oftmals reisen sie zwey bis dreyhundert Seemeilen in dem strengsten Winter durch kahle und gefrorene Länder, ohne Zelte, sich vor dem rauhen und ungestümen Wetter zu schützen, oder des Nachts zu ruhen. Auf diesen Reisen machen sie, bey Annäherung der Nacht, einen kleinen Zaun von Gesträuchen, der ihnen zur Verschanzung wider den Wind und die wilden Thiere dienet. Sie zünden an der Seite des Zaunes, die dem Winde entgegen ist, ein grosses Feuer an, und legen sich ohne weitere Umstände, als daß sie den Schnee wegräumen, auf die Erde, um zwischen dem Zaune und dem Feuer zu schlafen. Ueberfällt sie die Nacht auf einer Ebene ohne Gehölze, wo sie weder Zaun noch Feuer machen können: so legen sie sich unter den Schnee, welchen sie nicht so kalt finden, als die äußere Luft, vor welcher sie der Schnee verwahret. Sie gestehen aber selbst, daß die größte Strenge der Kälte mit demjenigen nicht zu vergleichen ist, was sie oftmals vom Hunger auszustehen haben.

Grausame Begebenheiten ihrer Reisen.

Beschreib. der Hudsonsbay.

Bey diesen Gelegenheiten werden sie dahin gebracht, daß sie ihre Weiber und Kinder fressen. Ellis führet ein Beyspiel davon an, welches demjenigen nichts nachgiebt, was man bereits gelesen hat. Er setzet zur Schande seiner Nation hinzu, daß der unglückselige Indianer, dessen Geschichte er erzählet, „da er voller Betrübniß nach dem englischen Comptoi„re gekommen, die traurigen Umstände davon nicht habe verhehlen können; daß aber der „Statthalter, welcher sie angehöret, nicht anders, als mit einem großen Gelächter, dar„auf geantwortet. Der Wilde, welcher über diese Unmenschlichkeit erstaunete, sagete in „gebrochenem Englisch darauf: **das ist doch eben keine Erzählung zum Lachen**; und „begab sich sehr schlecht von der christlichen Sittenlehre erbauet, hinweg„.

Ihre Sprache.

Die Sprache dieser Völker ist etwas durch die Kehle, ohne daß sie deswegen rauh oder unangenehm ist. Sie haben wenig Wörter, die aber viel bedeuten, und eine ziemlich glückliche Art, neue Begriffe durch zusammengesetzete Wörter auszudrücken, welche die Eigenschaften derer Dinge vereinigen, denen sie Namen geben wollen *l*).

Zwo sonderbare Gewohnheiten.

Zuletzt eignet ihnen Ellis noch zwo sonderbare Gewohnheiten zu. „Sie sind, saget er, „von allen bekannten Nationen in ihrer Art zu pissen unterschieden. Die Mannspersonen „hucken sich beständig nieder, wenn sie ihr Wasser abschlagen, und die Weiber hingegen ste„hen aufgerichtet. Die Männer erlauben auch ihren Weibern oder nöthigen sie vielmehr „oft dazu, daß sie sich durch den Gebrauch eines Krautes, welches die Bay hervorbringt, „und anderswo nicht unbekannt ist, das Kind abtreiben„. Uebrigens ist diese letzte Ge„wohnheit hier nicht barbarischer, als in China, wo die Gesetze denjenigen, die ihre Kinder „nicht ernähren können, erlauben, sie zu tödten, wenn sie auf die Welt kommen.

Marmorinsel, und deren Beschreibung.

Ellis giebt die Beschreibung von der Marmorinsel, wo er durch widrigen Wind aufgehalten wurde. Sie liegt in zwey und sechzig Grad, fünf und funfzig Minuten der Breite, und zwey und neunzig Grad der Länge von London. Sie ist sechs Seemeilen lang zwischen Ost- und West, und zwo bis drey breit von Norden gegen Süden. Der ganze Boden, welcher an der Westseite erhaben, und an der Ostseite niedrig ist, ist nur ein an einander hängender Fels von einer Art harten und weißen Marmors mit grünen blauen, und schwarzen Flecken gestreifet. Die Spitzen der Berge aber scheinen gebrochen zu seyn; und Felsen von einer ungeheuren Dicke, mit einer unaussprechlichen Verwirrung unter einander gemischet, scheinen ihre Gestalt und Lage einer unbekannten Umkehrung zu danken zu haben. Sie bedecken sehr tiefe Höhlen, worinnen man ein großes Geräusch höret, welches nur von verschiedenen Wasserströmen herkommen kann, die sich über die Steine hinunter stürzen, und die man an vielen Oertern durch Spalten herausbrechen sieht. Aus der Beschaffenheit dieser Wasser urtheilete Ellis, sie müßten durch Kupferadern gehen. Sie sind bald grünlich nebst einem Grünspansgeschmacke, bald vollkommen roth und färben die Steine, die sie benetzen, mit eben der Farbe. Die Thäler sind mit einer sehr dünnen Erdlage überzogen, die ein wenig Gras trägt, und enthalten einige Seen süßes Wassers, auf welchen man Schwäne und Enten sieht. Man wird auch an ihren Ufern verschiedene Arten von Rothwildpräte

l) Man findet in einer andern englischen Nachricht folgende Wörter, die, wie der Verfasser saget, am Grunde der Bay gesammelt sind: **Arakana**, Brodt; **Astam**, komm hieher: **Assinne**, Schrot; **Apit**, ein Feuerstahl; **Arremitogisy**, reden; **A Notch**, alsbald; **Chickabigon**, eine Axt; **Eskon**, ein Meisel, oder Schrooteisen; **Manitowhigin**, ein rother Rock; **Metus**, Strümpfe; **Mokeman**, Messer; **Mickedy**, oder **Pickow**, Pulver; **Mekish**, Knöpfchen; **Moustodawbish**, ein Kieselstein; **No mun-niß e to ta**, ich verstehe euch nicht; **Owma**, dieser; **Pishshish**, ein kleines Ding;

Beschreib. der Hudsonsbay.

te gewahr, die nur von dem festen Lande dahin kommen, ob es gleich über vier Seemeilen gegen Norden davon liegt: diese Thiere aber gehen vermuthlich im Winter auf dem Eise hinüber, oder schwimmen auch im Sommer hinüber; denn sie schwimmen hier sehr leicht und halten sich sehr lange im Wasser. Endlich findet man in der Insel auch viele Spuhren von Menschen, als sonderbar über einander gehäufete Steine, welche Ellis für Gräber hält, und die Gründe von vielen zirkelrund, wie Bienenstöcke, von einer Vermengung von Steinen und Mooße gebaueten Cabanen. Zwischen der Insel und dem nordlichen festen Lande ist der Ankerplatz ziemlich gut, auf zehn bis zwölf Faden Wasser. Sie hat nur einen einzigen Hafen, welcher gegen Südwest ist, und wohl auf hundert Schiffe halten kann: die Einfahrt aber ist eng, und mit einem sehr niedrigen Inselchen bedecket, die ganz voller Felsen ist, wider welche sich das Meer heftig bricht. Man muß diese kleine Insel zur Linken lassen, um in den Hafen einzulaufen, welcher einer von den schönsten seyn würde, wenn die Einfahrt etwas tiefer wäre.

Schlimmer Einfluß der Engländer.

Da Ellis den Winter in der Bay zugebracht: so hatte er Gelegenheit, zu beobachten, daß die Indianer daselbst wenig Krankheiten unterworfen sind, und wenn sie zuweilen davon angegriffen werden, so kömmt solches fast allezeit davon her, daß sie sich erkälten, wenn sie starke Getränke getrunken haben. „Dieses haben sie, saget er, den Engländern zu danken, „die ihnen solche geben; da ihnen hingegen die Franzosen, nach weit weisern und vernünf„tigern Grundsätzen, solche nicht verkaufen wollen, aus Furcht, sie möchten ihrem Tempe„ramente, und folglich ihrer Handlung schaden, deren guter Erfolg auf die Munterkeit und „Stärke des Körpers, und die Geschicklichkeit zur Jagd ankömmt. Es sind auch diejeni„gen, die unter den Engländern leben, mager, klein, und verdrossen. Sie übernehmen sich „zuweilen in ihrem Saufen so sehr, daß sie die abscheulichsten Ausschweifungen begehen; sie „schlagen sich wie Rasende mit einander: sie stecken ihre Cabanen in Brand; sie misbrau„chen einander ihre Weiber; und im Winter, wenn sie sich von Sinnen gesoffen haben, le„gen sie sich um ein gutes Feuer herum schlafen, da sie sich zuweilen entsetzlich verbrennen, „oder auch erfrieren, nachdem sie sich nahe zu dem Heerde oder weit davon machen. Die „andern hingegen sind gesund, groß, munter und stark, so wie man sie vorgestellet hat.

Der II Abschnitt.

Beschreib. von Canada.

Beschreibung von Canada oder Neu-Frankreich.

Einleitung. Strecke dieses Landes. Schwierigkeiten bey dessen Beschreibung. Beschreibung der Seen darinnen. Der Obersee. Huronsee. Torontobay. Michigansee. Eriesee. Fort Niagara. Ontariosee. Land der Iroquesen. Beobachtung wegen der Mündung des Laurenzflusses. Insel Anticosty. Seiten des Laurenzflusses.

Einleitung.

Ungeachtet wir bereits in einem eigenen Bande die Geschichte von Neufrankreich geliefert haben: so können wir uns doch nicht entbrechen, dasjenige allhier beyzufügen, was noch

Ding; Pasrosigon, eine Canone; Pistosigon a bish, eine Pistole; Pibickeman, ein grosses Messer; Petta a shum e, gieb mir ein Stück; Pequish a con Gau Mowon, ich esse einigen Pudding; Spog, m, eine Pfeife; Stenna, i, Taback; Sokh, im, m, Röthelstein; Shekahoon, ein Kamm; Taney, wo; Tinesonec iso, wie heißet ihr dieses? Teguan, was saget ihr? Tapoy, das ist wahr.

Beschreib. von Canada.

noch zu dessen geographischen Beschreibung gehöret, und vornehmlich aus dem Baron de la Hontan genommen ist. Bevor wir uns aber darein einlassen, müssen wir anmerken, daß Herr Prevost noch einen Abschnitt von dem Cap Breton, oder der von dem Franzosen so genannten Isle Royale, vorher gehen lassen. Da er aber nichts weiter darinnen zusammen getragen, als was man schon vorher davon gelesen hat m): so haben wir solchen füglich unberühret gelassen.

Strecke dieses Landes.

Die französischen Reisebeschreiber geben Neufrankreich gemeiniglich einen größeren Umfang, als die Hälfte von Europa hat. La Hontan, welcher vor der Abtretung von Neuland und der Hudsonsbay schrieb, gab ihm damals eine Strecke von dem neun und dreyßigsten Grade der Breite bis zu dem fünf und sechzigsten n), und fing von Süden des Eriesees an bis nach Norden der Hudsonsbay, und vom zweyhundert und vier und achtzigsten Grade der Länge bis zu dem dreyhundert und sechs und dreyßigsten, das ist von dem Flusse Missisippi bis an das Cap Rose in der Insel Neuland. Wenn man also Europa mit einigen Erdbeschreibern, zwischen den fünf und dreyßigsten und zwey und siebenzigsten Grade der Breite von Süden gegen Norden, und dem neunten und vier und neunzigsten der Länge einschließt: so findet sichs, daß es nur eilf Grad der Breite und drey und dreyßig Grade der Länge mehr hatte, als

m) Nämlich bey dem P. Charlevoix, im XIV Bande dieser Samml. a. d. 567 u. f. Seite, und beym Don Ulloa im IX Bande a. d. 625 u. f. S.

n) Der Abt Lenglet, welcher unter dem Namen Neufrankreich, Canada und Luisiana begreift, giebt ihm eine Lage zwischen fünf und zwanzig und drey und funfzig Grad Norderbreite, und zweyhundert und sieben und sechzig und dreyhundert und dreyßig Grad der Länge, da er seine größte Strecke von Südwest gegen Nordost nimmt, von der Provinz Panuco in Neuspanien an bis nach Cap Charles bey dem St. Laurenzbusen; welches eine Weite von mehr als neunhundert Seemeilen in sich schließt. Man sehe aber die folgende Anmerkung.

o) Man hat dem P. Charlevoix eine Menge schöner critischer Beobachtungen zu danken, welche zwar diese Dunkelheiten nicht völlig ins Licht setzen, jedoch wenigstens dienen können, den Leser wider eine unendliche Menge Irrthümer auf seiner Hut zu halten; und der Entwurf dieses Werkes nöthiget uns, einige davon anzunehmen. Weil wir keine vollständige Geschichte von Neufrankreich haben, saget er, und die Nachrichten von diesem großen Lande, die am meisten herum gehen, nicht die richtigsten und getreuesten sind: so ist es nicht zu verwundern, daß die Weltbeschreiber, Erdbeschreiber, und die geographischen und historischen Wörterbücher nicht richtiger gewesen sind. Es ist dabey sonderbar, daß die alten nicht so voller Fehler sind, als die neuern. Es ist wahr, zu ihrer Zeit waren die französischen Colonien in dem nordlichen America wenig beträchtlich: allein, sie haben doch weit genauer davon geredet, als diejenigen, die auf sie gefolget sind, und sie haben verbessern wollen. Man kann zur Ursache davon angeben, daß sie nur eine kleine Anzahl Nachrichten vor sich gehabt haben, deren Verfasser bloß dasjenige erzähleten, was sie gesehen oder von Augenzeugen vernommen hatten, und also nur einiger Vergrößerung beschuldiget werden konnten. Also ist Blaeus großer Atlas, welcher im 1677sten Jahre verfertiget worden, besonders nach Laets India Occidentalis gemacht, welcher selbst nur nach Verrazani, Cartier, Champlain, Laudoniere und Lescarbot, lauter Reisenden von ziemlich guter Treue und Glauben, gearbeitet, und also für seine Zeit das Beste war, was man haben konnte. Diejenigen, welche vor Blaeus großem Atlasse vorher gegangen, als Johann und Wilhelm Blaeus Theatrum mundi, Robert Dudleys Arcana del Mare, Mercators Atlas, Davitys Welt, Thevets Reisebeschreibung rc. sind in den Karten und Abhandlungen noch weit unvollkommener. Fand man aber wenig Erläuterungen darinnen: so konnten sie auch keine große Irrthümer verursachen.

Corneille hat sich in seinem geographischen Wörterbuche vornehmlich an des Barons de la Hontan Reisen gehalten, der in vielen Puncten ein schlechter Führer ist, von demjenigen aber gute Nachricht hatte, was den Gegenstand des Wörterbuches ausmachete; und dieser Artikel ist darinnen nicht der mangelhafteste. Man redet nicht von der Abhandlung von Canada, die in dem sechsten Bande des Atlas

als Neufrankreich vor der Abtretung. Fügete man alle nordwestliche Länder hinzu, fährt dieser Reisebeschreiber fort: so würde es unvergleichlich größer seyn, als ganz Europa. Man kann es aber nur bey dem bewenden lassen, saget er, was entdecket und eingerichtet ist, und welches nur diejenigen Länder begreift, wo die Franzosen Forte, Magazine und Missionen haben.

Beschreib. von Canada.

Es ist unmöglich, eine ordentliche Beschreibung von diesem weitläuftigen Lande zu geben, dessen gesammte Theile niemals ordentlich eingetheilet worden, und auch nicht einmal auf gleiche Art bekannt sind o). Wir wollen aber mit den allgemeinen Vorstellungen anfangen, damit wir hernach mit unsern scharfsinnigsten Reisebeschreibern zu den einzelnen Stücken kommen können.

Schwierigkeiten bey dessen Beschreibung.

Man giebt gemeiniglich Neufrankreich, oder wenn man will, demjenigen Theile von Neufrankreich, welcher Canada heißt, das Nordmeer, und die engländischen Colonien gegen Osten, unermeßliche indianische Länder gegen Westen, das Land Labrador und die Hudsonsbay gegen Norden, und Luisiana gegen Süden zu Gränzen, wobey man unter diesem Namen das Land der Illinesen mit begreift, welches sich durch den Fluß Missisipi damit vereiniget, und zu eben der Statthalterschaft gehöret. Man theilet Canada oder Neu-

Atlas des Herrn de Gueudeville bekannt gemacht ist, weil solche nur ein übel verdaueter Auszug aus la Hontans Nachrichten ist. Robbe und la Martiniere theilen Neufrankreich in zwo Provinzen, welche Canada besonders und Saguenay sind. Diese Eintheilung ist nur erdichtet, und über dieses sehr schlecht geordnet. Erstens, ist die Stadt Quebec, die Hauptstadt des französischen Canada darinnen in die Provinz Saguenay gesetzet. Zweytens, findet sich diese vorgegebene Provinz Saguenay daselbst in der Provinz Canada eingeschlossen, welche Robbe unterhalb des Flusses Saguenay bis in den Meerbusen St. Laurenz, und über Quebec bis jenseits der Seen erstrecket. La Martiniere ist viel weitläuftiger gewesen, als Corneille, und führet fast alle seine Schriftsteller an; man wirft ihm aber vor, er sey in seiner Wahl nicht allzeit glücklich gewesen. Der Abt Lenglet du Fresnoy hat ihn durch seine Eintheilung von Canada in den östlichen und westlichen Theil oder Luisiana verführet; welche eine schlechte Eintheilung ist, weil sie fälschlich voraus setzet, diese letzte Provinz sey Canada gegen Westen, da sie doch gegen Süden und gegen Südwest ist. Man muß hinzusetzen, Martiniere habe überhaupt dieses Land schlecht gekannt. Der bloße Anblick der Karten hätte ihn z. E. abhalten sollen, zu sagen, der Sacramentsee empfange sein Wasser aus dem Champlainsee; weil vielmehr der Champlainsee sein Wasser aus dem Sacramentsee empfängt. Er kannte die großen Seen in Canada nicht besser, da er den Champlainsee in das Land der Iroquesen gesetzet hat. Er ist dadurch verführet worden, daß dieser See von dem Sorelflusse gebildet wird, welchen man vordem den Iroquesenfluß nannte. Man hatte ihm aber diesen Namen nur deswegen gegeben, weil die Iroquesen oftmals auf diesem Flusse in die französische Colonie hinunter kamen. Er machet aus **Michillimakimac** und **Missilli Makimac**, die nur einerley bedeuten, zween Artikel; welcher Irrthum vermuthlich aus einigen Reisebeschreibungen kömmt, wo das eigenthümliche Wort, welches **Michillimakimac** ist, sich verstellet findet.

De l'Isle hat in seinem Atlas Untersuchungen und ziemlich glückliche Entdeckungen gemacht. Seine Karte von Canada aber war sehr mangelhaft. Er war auch wenig damit zufrieden; und der P. Charlevoix versichert, er habe vor seinem Tode eine bessere zu liefern unternommen. Der Kunstrichter setzet hinzu, der Artikel von Canada in den beyden letzten Ausgaben des historischen Wörterbuches vom Morery komme dem Wahren sehr nahe; und er wirft nur den Buchdruckern vor, daß sie sich derer Nachrichten nicht besser zu Nutze gemacht, die man ihnen gegeben, solchen vollkommen zu machen. Wir müssen bey Endigung dieser langen Note noch anmerken lassen, daß Herr Bellin, dem man alle die Karten dieser Sammlung zu danken hat, auch die zu der Geschichte von Neufrankreich gemachet hat. Wir verweisen den Leser zu der Erläuterung, die er dem historischen Tagebuche des P. Charlevoix vorgesetzet hat.

Beschreib. von Canada.

Neufrankreich in zween Theile, in das nordliche und südliche, in Ansehung des Flusses St. Laurenz, welcher queer durchgeht; und in dem erstern liegt die Stadt Quebec, die Hauptstadt von beyden.

Da die Länder also, welche auf beyden Seiten dieses Flusses sind, eigentlich Neufrankreich ausmachen: so begreift man, die beste Art sey, daß man seinem Laufe folget. Seine Quelle ist noch unbekannt, ob man gleich bis auf sieben oder achthundert Seemeilen hinauf gefahren. Die Waldläufer p), saget la Hontan, sind nicht bis jenseits des Lenemignonsees oder Alimipegonsees gewesen, welcher sich in den obern See ergießt; wie dieser in den Huronensee, der Huronensee in den Eriesee oder Contysee, und der Eriesee in den Ontariosee oder Frontenacsee sich ergießt. Aus dieser letztern See geht der große Fluß heraus, welcher zwanzig Seemeilen weit ziemlich ruhig fortfließt; darauf noch dreyßig mit großer Geschwindigkeit bis an die Stadt Montreal, von da er seinen Lauf mit Mäßigkeit bis an die Stadt Quebec fortsetzet, von da er sich nach und nach bis an seine Mündung erweitert, die über hundert Seemeilen davon entfernet ist. Wenn man den Nordwilden glauben muß, setzet eben der Reisebeschreiber hinzu: so hat er seinen Ursprung aus dem großen Assinipuelensee, funfzig oder sechzig Seemeilen jenseits des Lenemignonsees. Gegen Norden von seiner Mündung findet man das große Land **Labrador**, welches die Engländer Neu-Bretagne nennen, und von sehr wilden Indianern bewohnet wird, mit denen man keinen andern Handel, als mit Pelzwerken treibt, und deren Land sich bis an die Hudsonsbay erstrecket, welche davon gegen Westen liegt.

Beschreibung der Seen.

La Hontan aber führet uns wieder zu dem obern See zurück, welcher über zweyhundert Seemeilen von dieser Bay ist, und von da man durch einen Fluß, Namens **Machakandibi**, hinauf steigt, der so schnell und so voller Sprünge ist, daß sechs Indianer in einem guten Canote Mühe haben, diesen Lauf in fünf und dreyßig Tagen zu thun. Er führet nicht bis zum obern See: man findet aber an der Quelle dieses Flusses, nachdem man ihn hundert Seemeilen weit hinauf gefahren ist, einen kleinen See gleiches Namens, wo man genöthiget ist, einen Uebertrag von sieben Seemeilen vorzunehmen, damit man zu dem Flusse **Michipikoton** komme, welchen man darauf zehn oder zwölf Tage lang hinunter fährt, jedoch die Beschwerlichkeit dabey hat, daß man ebenfalls einigemale übertragen muß. Man findet in den Karten die Namen der beyden Flüsse und des kleinen Sees nicht; woraus man urtheilet, daß der kleine See der **Lenemignon** oder Alimipegon, und der große Fluß der Fluß **Pere** ist, welcher von diesem See in den Grund der Hudsonsbay hinunter geht. La Hontan erkläret über dieses nicht, ob der Fluß, den er **Michipikoton** nennet, bis an den obern See führet.

Obere See.

Er giebt diesem See ungefähr fünfhundert Seemeilen im Umfange, indem er darinnen den Umfang der Buchten und kleinen Meerbusen mit begreift. Dieses kleine Meer von süßem Wasser ist seit dem Anfange des Mayes bis zu Ende des Herbstmonates ziemlich ruhig. Die Süderseite ist die sicherste zur Schifffahrt der Canote, weil sie eine Menge Baye und kleiner Flüsse enthält, wo man bey schlimmem Wetter anlegen kann. Ihre Ufer werden nur von stillesitzenden Indianern bewohnet: nach der Gewohnheit dieser Völker aber findet sich ihrer eine große Menge, die den Sommer über dahin jagen oder fischen gehen, und die Biber, die sie den Winter über gefangen haben, nach gewissen Oertern bringen, um solche

p) Man giebt diesen Namen denjenigen, welche wegen des Pelzhandels im Lande herum streichen.

solche mit den französischen Waldläufern umzusetzen, die alle Jahre dahin kommen. Die vornehmsten von diesen Märkten heißen **Baguasch**, **Lemipisaki** und **Chaguamigon**. Ein Handelsmann, Namens **Dulhut**, hatte daselbst ein Fort von Pfählen erbauet, worinnen er Niederlagen von allerhand Waaren hatte. Dieser Posten, welcher **Camanistigoyau** hieß, schadete den Engländern in der Hudsonsbay sehr, weil er einer Menge wilder Völkerschaften die Mühe ersparete, ihre Pelzwerke nach dieser Bay zu bringen. Es finden sich um diesen See herum Kupferminen, deren Erzt so rein ist, daß man nicht ein Siebentheil davon abscheiden darf. Man sieht daselbst einige Inseln voller Elendthiere und Caribue. Die Schwierigkeit aber, hinüber zu kommen, erlaubet nicht, daß man daselbst hingeht, sie zu jagen. Der See bringt eine große Menge von Störe, Forellen und Weißfische hervor. Den Winter über, welcher daselbst wenigstens sechs Monate dauert, ist die Kälte so heftig, daß das Wasser bis auf zehn oder zwölf Meilen von den Ufern zufriert.

Beschreib. von Canada.

Von dem obern See geht la Hontan nach dem **Huronensee**, dem er ungefähr vierhundert Seemeilen im Umfange giebt. Man hat auf dieser Fahrt den St. Mariensprung hinunter zu fahren. Dieß ist ein Wasserfall zwo Seemeilen lang, wo hinein sich die Wasser des obern Sees ergießen. Die Jesuiten hatten daselbst im 1668sten Jahre ein Haus, als der reisende Franzose dahin in ein Dorf einer Völkerschaft gieng, die **Utschipuer** genannt, denen die Nachbarschaft des Wasserfalles den Namen der Springer gegeben hat. Dieser Posten ist eine große Passage für die Waldläufer, die sich im Sommer an die Ufer des Sees begeben. Es wächst daselbst aber nichts; weil beständige Nebel die Felder unfruchtbar machen. Der Huronensee hingegen liegt unter einer schönen Himmelsgegend. Eine Menge kleiner Inseln setzen die Canote daselbst an der Nordseite in Sicherheit. Die Südseite aber ist bequem zur Jagd des Rothwildprätes. Die Gestalt des Sees stellet ein vollkommenes Dreyeck vor. Man unterscheidet unter den Inseln die Insel **Manitualin**, welche über zwanzig Seemeilen lang, und zehn ungefähr breit ist. Sie wurde vordem von den **Ontawaern**, von der Völkerschaft der Ferse und des Sandes bewohnet: sie findet sich aber durch die Verheerungen der Irokesen vom Volke entblößet. Zwo andere Völkerschaften, die **Nocker** und die **Massisaguer** haben ihre Dörfer dieser Insel gerade gegen über, zwanzig Seemeilen von einander. An dem östlichen Ende eben dieser Insel findet man einen Fluß, welcher den Namen des Franzosenflusses erhalten hat, und so breit, als die Seine zu Paris, aber in seinem Laufe nicht so lang ist, der nicht über vierzig Seemeilen von dem Nepicerinisee, wo er seinen Ursprung nimmt, bis an seine Mündung in den Huronensee hat. Gegen Nordost von diesem Flusse sieht man die **Torontobay**, welcher man zwanzig oder fünf und zwanzig Seemeilen in der Länge und funfzehn in der Breite giebt. Sie nimmt einen Fluß ein, welcher aus einer kleinen See gleiches Namens kömmt, und durch Wasserfälle von einer unüberwindlichen Schwierigkeit zerschnitten wird. Von seiner Quelle kann man zu dem Frontenacsee, vermittelst einer Uebertragung bis an den Fluß **Theonontate**, kommen, welcher da hinein fällt. Dreyßig Seemeilen von da gegen Süden findet man das Land Theonontate, welches vor Alters von Huronen bevölkert gewesen. Von da führen dreyßig andere Seemeilen nach der **Sakinacbay**, welche sechzehn bis siebenzehn Seemeilen lang und sechse breit ist. Ein Fluß gleiches Namens ergießt sich in den Grund dieser Bay, nach einem Laufe von ungefähr sechzig Seemeilen. Von der Sakinacbay zählet man dreyßig Seemeilen bis nach der Donnerbucht, und dreyßig andere von dieser Bucht bis nach dem Fort

Huronensee und St. Mariensprung.

Torontobay.

Sakinacbay.

Michi=

Beschreib. von Canada.

Michillimakimac, welches fünf und vierzig Grade dreyßig Minuten der Breite liegt. Dieser Posten ist nur eine halbe Meile von der Mündung des Illinesensees, und seine Lage machet ihn um so viel wichtiger, weil man keinen andern Weg hat, zu den Illinesen, Unamiern, der Stinkerbay und dem Flusse Mißißipi zu kommen.

Michigansee oder Illinesensee.

Der Illinesensee oder Michigansee hat dreyhundert Seemeilen im Umfange: und in einer so großen Strecke hat er weder Klippen noch Felsen, noch Sandbänke. Er liegt in einer sehr schönen Himmelsgegend. Seine Ufer sind mit Tannen und Bauholze bedecket. Eine von seinen Bayen, welche man die Bärenbay nennet, empfängt einen Fluß, wohin die Völkerschaft der Ontawaer alle dreye Jahre auf die Biberjagd geht. Die mittägliche Seite des Sees ist voller Rehe, Hirsche und indianischer Hühner. Man findet in der Straße, die von dem Huronensee zu dem Eriesee führet, ein Fort, Namens St. Joseph.

Eriesee oder Contisee.

Der Eriesee, welcher auch den erlauchten Namen Conti führet, wird für den schönsten See in der Welt gehalten. Er hat zweyhundert und dreyßig Seemeilen im Umfange. Auf allen Seiten beut er angenehme Aussichten dar. Seine Ufer sind mit Eichen, Rüstern, Kastanienbäumen, Aepfelbäumen, Pflaumenbäumen und schönen Weinreben bedecket, welche ihre Trauben bis zu der Spitze der Bäume tragen. Der Boden ist sehr eben. Alle Reisende reden mit Verwunderung von der Menge Rothwildpräte und den indianischen Hühnern, die sich in den Gehölzen und in den weiten Wiesen befinden, welche man an der Südseite entdecket. Die Ufer zweener schönen Flüsse, die sich in den Grund des Sees ergießen und keine Wasserfälle haben, sind mit wilden Ochsen bevölkert. Er ist voller Störe und Weißfische: die Forellen und andere Fische aber, die man in dem Huronensee und Illinesensee häufig antrifft, sind daselbst selten. Er ist vierzehn bis funfzehn Faden Wasser tief, und hat keine Klippen und Sandbänke. Man weis daselbst nur im Christmonate, Jenner und Hornunge von starken Winden; und selbst in diesen Jahreszeiten sind sie weder gefährlich noch häufig. Die Errierononer, die Andastoguerononer und andere Völker, welche seine mittäglichen Ufer bis an den Fluß Oyo bewohneten, sind von den Iroquesen aufgerieben worden. Die Nordseite hat eine Erdspitze, die ungefähr funfzehn Seemeilen weit vorgeht. Gegen Morgen, dreyßig Seemeilen von dieser Spitze findet man einen kleinen Fluß, welcher seinen Ursprung bey Gananaske, einer Bay des Frontenacsees, hat, und ein sehr kurzer Weg von einem See zum andern seyn würde, wenn nicht die Gemeinschaft durch die Wasserfälle unterbrochen würde. Von der Mündung dieses Flusses bis zur Straße, das ist, wo sich der Eriesee in den Frontenacsee ergießt, sind wenigstens noch dreyßig Seemeilen übrig. Die Straße ist vierzehn Seemeilen lang und eine breit. An ihrem ostlichen Ufer liegt das Fort Niagara, von da man zwanzig Meilen bis an die Mündung des Flusses Conde zählet. La Hontan giebt diesem Flusse, nach der Erzählung der Wilden, einen Lauf von sechzig Meilen ohne Wasserfälle. Sie versichern, setzet er hinzu, man könne, vermittelst einer kurzen Uebertragung, in einen andern kom-

Fort Niagara.

q) Der P. Charlevoix, welcher das historische Tagebuch seiner Reisen in Nordamerica an das Licht gestellet hat.

r) Man machet hier zwo Beobachtungen: erstens, ist in dem Meerbusen St. Laurenz, acht oder zehn Seemeilen auf der Höhe, die Ebbe und Fluth nach der verschiedenen Lage der Länder oder der Veränderung der Jahreszeiten unterschieden.

An einigen

kommen, welcher sein Wasser bis in die See führet. Die Inseln des Eriesees, vornehmlich die im Grunde, sind wirkliche Thiergärten, wo die Natur allerhand Bäume und Früchte, zur Nahrung der indianischen Hühner, der Fasanen und des Rothwildprätes zusammen gebracht hat. Wäre die Schifffahrt von diesem See bis nach Quebec frey: so könnte man aus seinen Ufern und den benachbarten Landen das fruchtbareste, reichste und schönste Königreich von der Welt machen. Ein Reisebeschreiber versichert, es finden sich daselbst nebst den natürlichen Schönheiten vortreffliche Silberadern zwanzig Meilen im Lande längst an einem Abhange eines Berges, von da die Wilden große Steine gebracht haben, die mit diesem kostbaren Metalle angefüllet sind.

Beschreib. von Canada.

Schönheit des Landes.

Von dem Eriesee geht man in den **Ontariosee** oder **Frontenacsee**, welcher hundert und achtzig Meilen im Umfange hat. Seine Gestalt ist eyrund; und seine Tiefe zwanzig bis fünf und zwanzig Faden. Er bekömmt von der Südseite die Flüsse der **Onnontuaner**, der **Onnontaguer** und den **Hungerfluß**; von der Nordseite den Fluß **Ganaraske** und **Theonontate**. Seine Ufer sind mit großen Wäldern auf einem ziemlich ebenen Boden, und ohne jähe Küsten besetzet. Er machet an der Nordseite viele kleine Busen. Man kann von dem Huronensee in den Ontariosee, durch den **Theonontate**, vermittelst einer Uebertragung von sieben oder acht Seemeilen bis an den Torontosee, der sich durch einen Fluß gleiches Namens da hinein ergießt, gelangen; und man hat angemerket, daß man auch von dem Eriesee durch einen kleinen Fluß dahin kommen kann, der aber voller Wasserfälle ist, und seine Quelle bey der Ganaraskebay hat. Das Land der Iroquesen, welches in allen Nachrichten von Neufrankreich so berühmt ist, nimmt die mittägliche Seite des Ontariosees zwischen den engländischen Pflanzstädten und dem See ein. Es ist sehr fruchtbar, aber von Wildpräte und Fischen so entblößet, daß seine Einwohner genöthiget sind, an den Ufern des Sees zu fischen, von da sie den Fisch bucaniret in ihre Dörfer tragen, und ziemlich weit auf die Jagd gehen. Vermuthlich hat sie die Nothwendigkeit, also aus ihrem Gebiethe zu gehen, um sich Lebensmittel zu verschaffen, nach und nach zu einer von den kriegerischsten und fürchterlichsten Völkerschaften gemachet. Um diesen eben so unruhigen als kriegerischen Völkern einen Schlagbaum vorzulegen, ließ der Graf von Frontenac 1672 an dem Eingange der See, an einem Orte, Namens **Catarocuy** ein Fort erbauen, dem er seinen Namen gab.

Ontariosee oder Frontenacsee.

Land der Iroquesen.

Der Fluß St. Laurenz, welcher aus dem Ontariosee gegen Nordost kömmt, geht nach Montreal, wo er den großen Fluß der Utawaier einnimmt, queer durch den schönen Theil der französischen Niederlassung bis nach Quebec, und begiebt sich von da majestätisch in das Meer. Man muß aber von dem Meere selbst mit einem weit richtigern Reisebeschreiber q) hinauf steigen. Er giebt dem Meerbusen St. Laurenz eine Länge von achtzig Seemeilen; das ist dem Raume des Meeres, welcher zwischen der Insel Neuland und der Ile Royale gegen Osten und den Küsten des festen Landes gegen Westen eingeschlossen ist. La Potherie giebt ihm hundert Seemeilen Breite. Die Einfahrt in den Meerbusen ist zwischen der Südostspitze der Insel Neuland, und der Nordostspitze der Ile Royale r). Man läßt einige kleine

Beobachtungen wegen der Mündung des St. Laurenzflusses.

bigen Orten folgen sie den Winden; an andern gehen sie wider den Wind. An der Mündung des Flusses treiben die Ströme in gewissen Monaten des Jahres beständig in die offenbare See; in andern aber stets nach dem Lande. Endlich in dem Flusse selbst bis nach den sieben Inseln auf sechzig Seemeilen weit, ist keine Fluth an der Südseite, noch Ebbe an der Nordseite. Man hält dafür, es gesche-

Beschreib. von Canada.

kleine Inseln gegen Süden, welche an einem andern Orte werden genannt werden; und man kömmt an das Rosenstockvorgebirge, welches an der Südspitze des Flusses ist, und eigentlich die Einfahrt desselben machet. Von da wird die Breite seiner Mündung gemessen, welcher man ungefähr dreyßig Seemeilen giebt, von diesem Vorgebirge an bis an die Küste von Labrador. Sie wird fast in der Mitte durch die Insel Anticosty zerschnitten, die sich ungefähr auf vierzig Seemeilen weit Nordost und Südost erstrecket, aber wenig Breite hat. Dieses Eyland gehöret den Nachkommen eines Franzosen, Jolyet, welcher an der Entdeckung des Mißißipi Theil gehabt, und diese Belohnung für einen Dienst erhielt, welcher dem Haupte seiner Unternehmung das Leben gekostet hatte. Man gab ihm aber kein reiches Geschenk: sie ist unfruchtbar, schlecht mit Holze versehen, und ohne einen einzigen Hafen, wo das geringste Fahrzeug einen Aufenthalt finden könnte. Das Gerücht gieng vor einigen Jahren, man hätte daselbst eine Silberader entdecket, und man ließ von Quebec einen Goldschmidt dahin gehen, solches zu prüfen. Man kam aber bald aus seinem Irrthume. Der bloße Vortheil der Insel Anticosty ist die Fischerey, die an ihren Küsten sehr reichlich ist.

Insel Anticosty.

Seiten des Flusses.

Die mittägliche Seite des Flusses bildet ein schönes Land, das von der indianischen Völkerschaft, die Abenaquier genannt, bewohnet wird; und die Nordseite ist noch eine große Wüste, wo man in einem Raume von fünfhundert Meilen kaum einige Geschlechter von denen herumschweifenden und wilden Völkern antrifft, die wir unter dem allgemeinen Namen der Esquimaux begreifen. Wenn man erst vor der Insel Anticosty vorbey ist: so sieht man sich stets zwischen zweyen Ländern mit dem Vergnügen das Maaß seiner Fahrt genau zu wissen; und man hat nur bloß Vorsicht nöthig, um sich vor den Gefährlichkeiten des Flusses in Acht zu nehmen. Es würde aber schwer seyn, solche recht vorzustellen, wenn man sich nicht beflisse, dem Reisenden getreulich zu folgen r).

Der III Abschnitt.

Reisen und Beobachtungen des P. de Charlevoix.

Er geht von Roschelle ab; läuft in den St. Laurenzfluß ein. Grüne Insel. Fluß Saguenay. Lerchenspitze. Cap Tourmente. Beschreibung von Quebec. Vorstadt der Unterstadt; Oberstadt. Vornehmste Gebäude. Das Fort. Festungswerke. Einwohner und ihre Gemüthsart. Baronenyen Beckancourt und Portneuf. Stadt Trois Rivieres. Richelieus Inseln. Das Land von Trois Rivieres bis nach Montreal. Beschreibung dieser Insel und Stadt. Ihre vornehmsten Gebäude. Gegenden umher. Zwey christliche iroquesische Dörfer. Fort Chambly. Wasserstürze. Nothwendigkeit eines Forts zu la Galette. St. Franciscussee. Insel Tonihata. Fort Catarocuy. Weinstöcke in Gehölzen in Neufrankreich. Verschiedene Flüsse. Fluß Onnontague. Merkwürdigkeiten des Casenchiagen. Tsonontuanerbay. Niagarasprung. Beobachtungen wegen des Eriesees. Klapperschlangeninsel. Fort Pontchartrain. St. Clarensee. Fort Michillimakimac. Beobachtungen wegen des obern Sees. St. Mariensprung. Stinkerbay. Ursprung dieses Namens. Michigansee. Des P. Marquette Fluß. St. Nicolasfluß. St. Josephfluß. Theakilifluß. Die Gabel. Der Felsen. Lauf des Illinesenflusses.

Er geht von Roschelle ab;

Der P. Charlevoix hatte sich den 2ten des Heumonates 1720 auf eine Flüte des Königes eingeschiffet, welche das Kamehl hieß, und von dem Herrn von Voutron geführet

geschehen unter dem Wasser Bewegungen, welche diese Unregelmäßigkeiten verursachen, oder es gebe Ströme, welche von der Fläche nach dem Grunde und aus dem Grunde nach der Fläche gehen und kommen, nach Art der Pumpen. Zweytens, die Abweichung der Magnetnadel, welche in einigen französischen Häfen nur zwey oder drey Grad Nordwest ist, nimmt stets bis bey der Ueberfahrt nach den Azoren ab, wo sie nicht mehr merklich ist: jenseits aber nimmt sie dergestalt zu, daß sie an der großen

KARTE VON DEM LAUFE DES FLUSSES S.T LAURENZ

von seiner Mündung an bis über Quebec

zu der allgemeinen Historie der Reisen.

Maass-stab von gemeinen franz. Seemeilen

5 10 15 20 25 30

Von M. B. Ing. de la M.e 1757.

Westliche 73 *Lange von* 72 *der Pariser* 71 *Mittages* 70 *linie* 69 68 67 66 65 64

führet wurde. Den 2ten des Herbstmonates lief er in den St. Laurenzfluß ein. Den 3ten, da er vor der Insel Anticosty vorbey gegangen war, ließ er die Berge U. L. Fr. und den Ludwigsberg zur Linken. Dieß ist eine Kette von sehr hohen Gebirgen, zwischen welchen einige Thäler sind, und die vordem von Wilden bewohnet worden. Es finden sich so gar in den Gegenden um den Ludwigsberg ziemlich gute Felder und einige französische Wohnplätze. Man könnte daselbst eine vortheilhafte Niederlassung zur Fischerey, vornehmlich zum Wallfischfange, errichten.

Charlevoix. 1720.

In der folgenden Nacht nahm der Wind zu. Man war nicht weit von der Dreyeinigkeitsspitze, welche man zur Rechten lassen mußte. Die Lootsen aber, welche nicht so nahe zu seyn dachten, verabsäumeten es, sich auf der Höhe zu halten; und diese Sicherheit setzete das Schiff in Gefahr. Den 4ten gegen Abend legete man das erstemal unter den so genannten Zitzen von Matance, vor Anker. Dieses sind zwo Spitzen von einem Gebirge, welches nicht über zwo Seemeilen weit vom Ufer ist. Das Land ist überaus wild. Man entdecket daselbst nur schlechtes Holz, Felsen und Sand, ohne einen Zoll breit gutes Land. Die Wasserquellen sind daselbst schön, und die Jagd überflüssig, aber sehr beschwerlich. Man brachte vier Tage an diesem Orte zu; weil man an der andern Seite des Flusses sich vor der gefährlichen Sandbank Manicuogan in Acht zu nehmen hatte, die zwo Seemeilen weit in den Fluß hinein geht. Sie hat ihren Namen von einem Flusse, welcher aus den Gebirgen von Labrador kömmt, einen ziemlich großen See dieses Namens machet, welchen man auch den St. Barnabassee nennet, und sich in der Sandbank selbst in den Fluß ergießt. In einigen Karten heißt er der schwarze Fluß.

läuft in den St. Laurenzfluß ein.

Man segelte den 8ten fort, legete aber nicht viel zurück. Den folgenden Tag kam man auch nicht sehr weit: die Nacht darauf aber that man funfzehn Seemeilen. Eine halbe Meile weiter würde man vor dem gefährlichsten Orte des Flusses vorbey gekommen und in die stärkste Ebbe und Fluth gerathen seyn; denn bisher sind sie nur an den Ufern merklich. Der Wind aber hatte sich auf einmal plötzlich gegen Südwest gedrehet, und man war genöthiget, einen Schutz zu suchen, der sich nur unter der grünen Insel fand. Man brachte daselbst fünf Tage zu. Ob es gleich daselbst an nichts fehlete: so wünschete man dennoch aus Ungeduld, über den Fluß hinüber zu fahren, in der Hoffnung, an der Nordseite Landwinde zu finden, welche das Schiff in die große Fluth hinein bringen könnten. Man legete sich an der Baldusmühle (Moulin Baude) vor Anker. Diese Ueberfahrt ist von fünf Seemeilen. Bey der Ankunft hatte Charlevoix die Neugier, die Mühle zu sehen. Man zeigete ihm Felsen, woraus ein Bach helles Wassers floß; das ist, einen bequemen Ort, eine Mühle daselbst zu bauen: es hat aber nicht sehr das Ansehen, daß man jemals eine daselbst bauen werde; denn die Welt hat vielleicht kein weniger wohnbares Land.

Grüne Insel.

großen Bank von Neuland zwey und zwanzig Grad und drüber ist. Darauf fängt sie an, wieder abzunehmen, aber langsam, weil sie zu Quebec noch sechzehn Grad, und zwölf in dem Lande der Huronen ist, wo die Sonne drey und dreyßig Minuten später untergeht, als zu Quebec. Journal historique du P. de Charlevoix p. 68.

s) La Hontan, la Potherie und die meisten andern Reisebeschreiber machen auch eine Erzählung von ihrer Schifffahrt, allein nicht so ausführlich, und nicht mit so vielen nützlichen Beobachtungen.

Charlevoix. 1720.

Fluß Saguenay.

Hafen Tadussac.

Ein wenig darüber vermischt der Saguenay sein Wasser mit diesem Flusse. Die größten Schiffe können ihn fünf und zwanzig Seemeilen weit hinauffahren. Wenn man einläuft: so läßt man den Tadussachafen zur Rechten, den die meisten Erdbeschreiber mit dem Namen einer Stadt beehren: man hat aber niemals mehr, als ein französisches Haus und einige Hütten der Wilden, daselbst gesehen, die sich zur Zeit des Handels dahin begaben, und ihre Hütten wieder mitnahmen, wenn sie weggiengen, so wie man auf einem Markte die Buden wegnimmt. Es ist wahr, vordem begaben sich alle Wilden von Norden und Osten dahin, und die Franzosen kamen auch in der schönen Jahreszeit entweder aus Frankreich oder Canada dahin. Nach dem Umsatze reiseten die Kaufleute ab, und die Indianer nahmen ihren Weg wieder nach ihren Dörfern, oder in ihre Wälder. Allein, diese Versammlungen waren von keiner Dauer; und Tadussac ist niemals etwas mehr, als ein guter Hafen gewesen, worinnen fünf und zwanzig Kriegesschiffe vor allen Winden sicher seyn könnten. Seine Gestalt ist fast rund. Jähe Felsen von einer ungeheuren Höhe umgeben ihn auf allen Seiten; und es gebricht den Schiffen nicht an süßem Wasser. Das ganze Land ist voller Marmor: sein größter Reichthum aber würde der Wallfischfang seyn. Er zog vordem die Basquen dahin. Man sieht noch auf einer kleinen Insel, die ihren Namen führet, ein wenig unter der grünen Insel, die Ueberbleibsel von Oefen und Wallfischrippen.

Lerchenspitze, und ihre Gefahr.

Eine große Windstille von zweenen Tagen machete, daß es die Schiffleute bedauerten, daß sie ihren ersten Ankerplatz verlassen hatten, bey welchem einige französische Wohnsitze waren: da sie hier hingegen gar keine Einwohner fanden. Endlich wurde der Anker den dritten Tag gelichtet; und man that die Fahrt der rothen Insel, die nicht ohne Gefahr ist. Man ist verbunden, anfänglich nach der Insel zuzusteuern, als wenn man daselbst anländen wollte, damit man die Lerchenspitze vermeide, welche an dem Eingange des Saguenay zur Linken ist, und weit hineingeht; darauf wendet man sich. Die Fahrt gegen Süden von der Insel ist sicherer. Diese Insel ist nur ein Felsen, fast mit dem Wasser gleich, welcher wirklich roth zu seyn scheint, und den viele Schiffbrüche berühmt gemacht haben. Den andern Morgen legete man sich mit einem wenigen Winde über der Haselinsel, funfzehn Seemeilen von Quebec und Tadussac, vor Anker. Man läßt sie zur Linken, und die Fahrt hat ihre Beschwerlichkeiten, wenn einem die Winde nicht helfen. Sie ist schmal, und eine gute Viertelmeile schnell. Man beobachtet, daß sie ehemals leichter gewesen, und daß 1663 ein Erdbeben einen Berg ausgerissen, und solchen auf die Haselinsel geworfen, die dadurch um die Hälfte größer geworden, und an statt dieses Berges erschien ein Schlund, dem man sich nicht sicher nähern kann. Man könnte gegen Süden der Insel vorbey gehen, welches Ibervilles Paß genennet wird, weil dieser Befehlshaber

t) Man bemerket von der Ebbe und Fluth, daß das Wasser hier ordentlicher Weise fünf Stunden steigt, und sieben Stunden fällt. Zu Tadussac steigt und fällt es sechs Stunden, und je weiter man den Fluß hinauf fährt, desto mehr nimmt die Fluth ab, und die Ebbe vermehret sich. Zwanzig Seemeilen über Quebec ist drey Stunden Fluth, und neun Stunden Ebbe. Noch weiter ist Ebbe und Fluth nicht mehr merklich. Wenn in dem Hafen Tadussae und bey der Einfahrt in den Saguenay halbe Fluth ist: so fängt sie an bey Checutimi, fünf und zwanzig Meilen höher an diesem Flusse zu steigen; und indessen befindet sie sich doch an diesen dreyen Orten zu gleicher Zeit hoch. Diese Wirkungen, saget man, kommen daher, daß der reißende Strom des Saguenay, der noch schneller ist,

Charlevoix. 1720.

der solche Fahrt glücklich versuchet hat: es ist aber gewöhnlich, gegen Norden vorbey zu gehen. Ueber dem Schlunde findet man die St. Paulsbay, wo die Wohnplätze an der Nordseite anfangen. Diese Bay, welche dem Seminario zu Quebec zugehöret, hat sehr gerühmte rothe Fichten, und vor kurzem hat man daselbst auch eine schöne Bleygrube entdecket.

Cap Tourmente.

Insel Orleans.

Sechs Seemeilen höher endiget ein sehr erhabenes Vorgebirge eine Kette von Bergen, die sich über vierhundert Meilen gegen Westen erstrecket. Man nennet es, vermuthlich zum Andenken eines Sturmes, Cap Tourmente. Indessen ist der Ankerplatz gut, und man ist daselbst mit Inseln von verschiedener Größe umgeben. Die ansehnlichste ist Orleans, die von Jacob Cartier die Bacchus-Insel genannt worden, weil er sie voller Weinstöcke fand. Ihre wohlgebaueten Gefilde stellen ein Amphitheater vor, und machen eine angenehme Aussicht. Dieses Eyland, welches nicht über vierzehn Seemeilen im Umfange hat, wurde 1676 zu einer Grafschaft errichtet, unter dem Namen St. Laurenz, für den Generalsecretär der Artillerie Franz Berthelot, welcher solche von dem ersten Bischofe zu Quebec, Franz von Laval, erlanget hatte. Sie hatte schon vier Dörfer; und man zählet heutiges Tages sechs ziemlich bevölkerte Kirchspiele daselbst. Von zweenen Canälen, welche die Insel Orleans bildet, ist nur der südliche allein schiffbar. Selbst die Schaluppen können bloß bey hoher Fluth den nordlichen befahren. Man muß also von Cap Tourmente über den Fluß fahren, um nach Quebec wieder hinauf zu gehen; und diese Ueberfahrt verlanget Vorsicht. Man trifft daselbst Triebsand an, worüber nicht allezeit für große Schiffe Wasser genug ist, so daß sie die Fluth erwarten müssen. Diese Schwierigkeit würde man auch noch vermeiden, wenn man durch Ibervilles Paß gienge.

Merkwürdige Beobachtung.

Das Cap Tourmente ist auf hundert und zehn Seemeilen weit von dem Meere; und das Wasser des Flusses ist daselbst doch noch salzig; welches ungeachtet der Breite des Flusses sehr was seltsames ist, wenn man seine überaus große Schnelle erwägt [t]). Den 23sten des Herbstmonates endlich legete man sich bey Quebec vor Anker. Wir müssen die Beschreibung dieser Stadt aus eben diesem Reisebeschreiber nehmen; denn er meldet, daß alle diejenigen, die vor seiner hergegangen sind, unvollkommen oder fehlerhaft sind. Unsere Genauigkeit darf also nur darinnen bestehen, daß wir nichts ändern.

Beschreibung von Quebec.

Quebec liegt in einer sehr besondern Lage, sechs und vierzig Grad, sechs und funfzig Minuten Norderbreite. Es ist die einzige Stadt in der Welt, so viel man weis, die einen Hafen mit süßem Wasser, sechs und zwanzig Seemeilen von dem Meere, hat, der hundert Schiffe von der Linie halten kann. Sie liegt auch an dem allerschiffbaresten Flusse in der Welt. Er hat bis an die Insel Orleans, das ist hundert und zehn oder zwölf Meilen vom Meere

ist, als des St. Laurenzflusses seiner, die Fluth zurück stößt, und einige Zeitlang das Gleichgewicht bey Checutimi mit dem Eintritte des Flusses in diesen Strom machet. Uebrigens meldet man uns, daß diese Schnelle nur erst seit dem Erdbeben 1633 wirklich ist. Es stürzete einen Berg in den Fluß, wovon dessen Bette enger wurde, und eine Halbinsel entstund, die man Checutimi genannt hat, über welcher ein reißender Strom ist, den auch selbst Canote nicht befahren können. Die Tiefe des Saguenay von seiner Mündung bis nach Checutimi ist seinem reißenden Strome gleich. Man würde sich nicht getrauen, daselbst Anker zu werfen, wenn man die Fahrzeuge nicht leicht an Bäume binden könnte, womit die Ufer dieses Flusses besetzet sind. Journal du P. Charlevoix, p. 68.

Charlevoix. 1720.

Meere, niemals weniger, als vier oder fünf Seemeilen, Breite: über der Insel aber zieht er sich auf einmal dergestalt zusammen, daß er vor Quebec nicht über eine Meile breit ist. Daher kömmt der Name **Quebec**, oder **Quebeio**, welches in der algonquinischen Sprache eine Verengerung heißt *u*).

Montmorencys Sprung.

Der erste Gegenstand, welcher in das Auge fällt, wenn man in die Rheede hineinfährt, ist ein schönes Wassertuch, ungefähr dreyßig Fuß breit, und vierzig Schuh hoch ist, welches sich unmittelbar an der Einfahrt des kleinen Canales der Insel Orleans befindet. Man sieht es von einer langen Spitze der mittäglichen Seite des Flusses, die sich nach der Insel Orleans zu krümmen scheint. Dieser Wasserfall hat den Namen **Montmorencys Sprung**, und die Spitze den Namen **Levi**, dem Admirale Montmorency und seinem Neffen dem Herzoge von Ventadour zu Ehren, erhalten, welche alle beyde hintereinander Unterkönige in Neufrankreich gewesen. Man urtheilet anfänglich, daß ein so überflüssiger Wasserfall, der niemals versieget, der Fall von einem großen Flusse seyn müsse. Allein, es ist nur ein kleiner Bach, wo man an einigen Orten nicht bis an die Knöchel Wasser hat, und welcher seinen Ursprung aus einem schönen See, zwölf Meilen von dem Sprunge, nimmt. Die Stadt liegt eine Seemeile höher, und an eben der Seite, an dem Orte selbst, wo der Fluß am schmälsten ist. Der Raum aber, welcher zwischen ihm, und der Insel Orleans ist, bildet ein Becken einer Seemeile lang und breit, worein sich ein Fluß, Namens St. Karl ergießt, welcher von Nordwest kömmt. Quebec liegt zwischen der Mündung dieses Flusses und dem Diamantvorgebirge, welches ein wenig in den Fluß hineingeht. Im 1608ten Jahre hat sich das Wasser des Flusses, welches bey der Fluth zuweilen bis an den Fuß des Vorgebirges gestiegen, unvermerkt zurück gezogen, und läßt heutiges Tages einen großen Boden trocken, worauf man die Unterstadt gebauet hat. Sie ist hoch genug über dem Hafen erhaben, um die Einwohner wider die Ueberschwemmung zu versichern.

St. Karlsfluß.

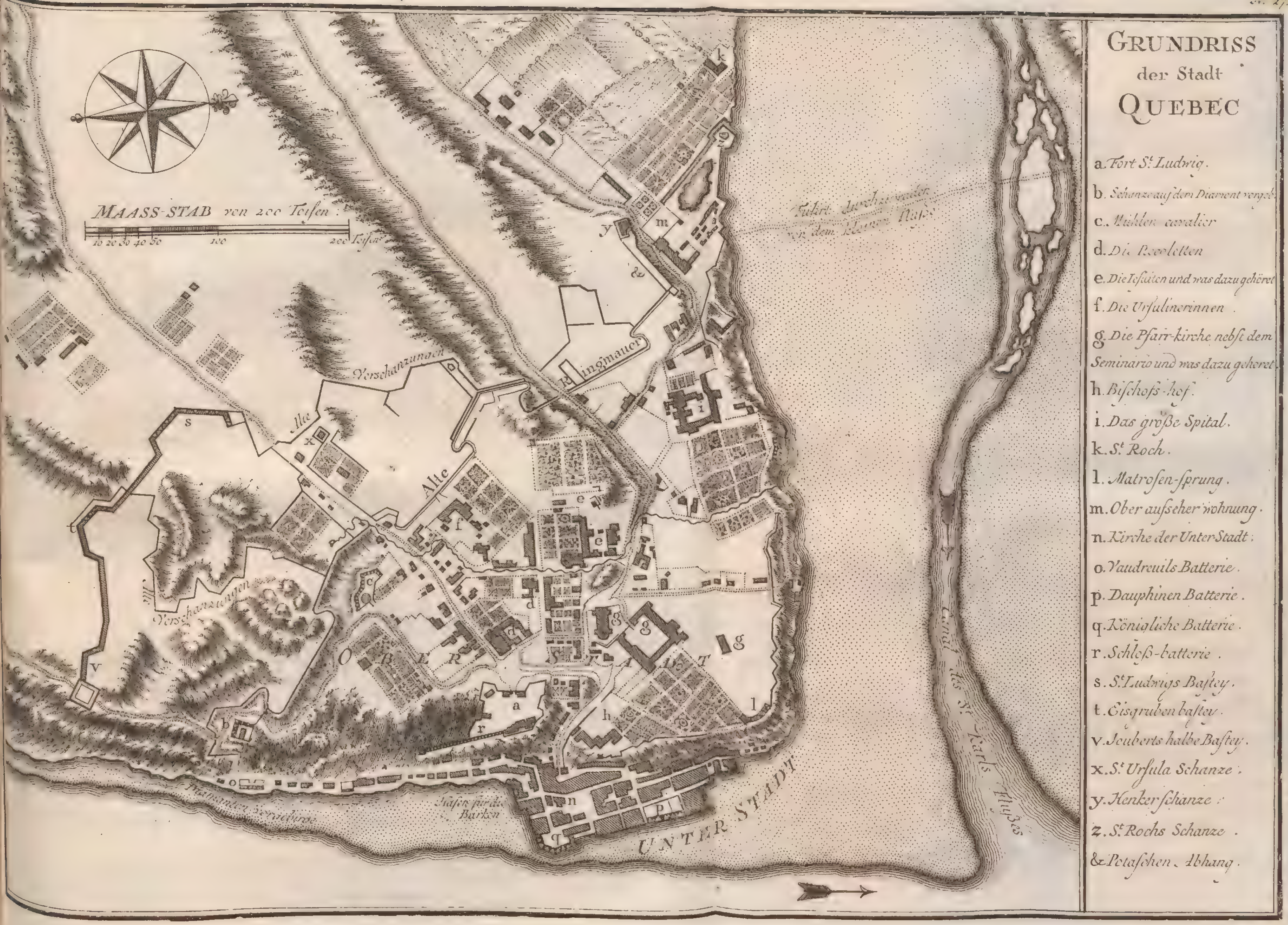
Vorstadt der Unterstadt von Quebec.

Wenn man aussteigt, so trifft man einen Marktplatz von mittelmäßiger Größe, und unregelmäßiger Gestalt an, wo sich darauf eine Reihe von Häusern zeiget, die hinten an den Felsen stoßen, und sehr gut gebauet sind. Sie sind nicht sehr tief, bilden aber eine ziemlich lange Straße, welche die ganze Breite des Platzes einnimmt, und sich zur Rechten und Linken bis an zween Wege erstrecket, die nach der Oberstadt führen. Der Platz ist zur Linken durch eine kleine Kirche, und zur Rechten durch zwo Reihen gleichlaufender Häuser eingeschränket. Zwischen der Kirche und dem Hafen sieht man eine andere Reihe, und noch eine andere um das Diamantvorgebirge, an dem Ufer einer Bucht, welche die **Mutterbucht** heißt. Dieß ist gleichsam die Vorstadt der Unterstadt.

Oberstadt.

Zwischen der Vorstadt und der großen Straße geht man nach der Oberstadt durch einen so steilen Abhang, daß man nur zu Fuße vermittelst einiger Stufen dahin gehen kann. Von dem Marktplatze aber hat man zur Rechten einen Weg von einem sanftern Abhange gemacht, welcher mit Häusern besetzet ist. An dem Orte, wo die beyden Wege zusammen kommen, fängt sich die Oberstadt an der Seite des Flusses an. Denn man findet noch eine

u) Die Abenaquier, deren Sprache eine algonquinische Mundart ist, nennen ihn **Quelibec**, welches etwas verschlossenes heißt, weil von dem Eintritte eines kleinen Flusses, **la Chaudiere**, der Kessel, genannt, auf welchem die Wilden nach Quebec aus der Nachbarschaft von Acadia kamen, die Levispi-


N.° 27.
GRUNDRISS
der Stadt
QUEBEC
a. Fort S.t Ludwig.
b. Schanze auf dem Diamant
c. Mühlen cavalier
d. Die Recolletten
e. Die Jesuiten und was dazu gehöret
f. Die Ursulinerinnen.
g. Die Pfarr-kirche nebst dem Seminario und was dazu gehoret.
h. Bischofs-hof.
i. Das große Spital.
k. S.t Roch.
l. Matrosen-sprung.
m. Ober aufseher wohnung.
n. Kirche der Unter Stadt.
o. Vaudreuils Batterie.
p. Dauphinen Batterie.
q. Königliche Batterie.
r. Schloß-batterie.
s. S.t Ludwigs Bastey.
t. Eisgruben bastey.
v. Jouberts halbe Bastey.
x. S.t Ursula Schanze.
y. Henker schanze.
z. S.t Rochs Schanze.
&. Petaschen Abhang.
MAASS-STAB von 200 Toisen.
10 20 30 40 50
100
200 Toisen
Verschanzungen
Alte
Alte
Ringmauer
Verschanzungen
OBER STADT
UNTER STADT
Canal des S.t Karls Flußes
T. XVI. E.

C[illegible]

D[illegible]
cy[illegible]

S[illegible]

L[illegible]
Un[illegible]
Q[illegible]

ne Unterstadt an dem St. Karlsflusse. Das erste merkwürdige Gebäude, welches man zur Rechten der ersten Seite antrifft, ist der bischöfliche Pallast. Die ganze linke Seite ist mit Häusern besetzet. Zwanzig Schritte weiter befindet man sich zwischen zweenen ziemlich großen Plätzen. Der zur Linken ist der Waffenplatz, auf welchen das Fort geht, wo der Generalstatthalter wohnet. Die Recolleten haben ihr Kloster gegen über; und der übrige Bezirk wird durch ziemlich schöne Häuser eingenommen. Auf dem Platze zur Rechten trifft man anfänglich die Domkirche an, welche der ganzen Stadt zur Pfarrkirche dienet. Das Seminarium ist an der Seite in einem Winkel, der von dem Quebecstrome und dem St. Karlsflusse gebildet wird. Der Domkirche gegen über ist das Jesuitercollegium, und dazwischen giebt es ziemlich gute Häuser. Von dem Waffenplatze geht man in zwo Straßen, die durch eine dritte queer durch geschnitten werden, welche eine ziemlich große Insel bildet, die von der Kirche und dem Kloster der Recolleten ganz eingenommen wird. Der andere Platz hat zween Abhänge mit dem St. Karlsflusse; der eine, welcher sehr steil ist, an der Seite des Seminarii, und wenig Häuser hat; der andere an der Seite des Collegii; und dieser, welcher sich sehr drehet, ist mit sehr kleinen Häusern besetzet, geht an der halben Seite vor dem Spitale vorbey, und endiget sich an dem Intendantenhause. Die andere Seite der Jesuiten, wo ihre Kirche ist, zeiget eine ziemlich lange Straße, welche das Ursulinerkloster enthält.

Charlevoix. 1720.

Dieß ist die allgemeine Gestalt von Quebec. Wir müssen noch anmerken, daß der Grund, worauf die Oberstadt gebauet ist, zum Theile Marmor, und zum Theile Schiefer ist. Unter den vornehmsten Gebäuden, deren Beschreibung man besonders mittheilet, ist die Kirche der Unterstadt, die unter dem Namen U. L. F. vom Siege geweihet ist. Sie rühret von einem Gelübde her, welches 1690, bey der Belagerung der Stadt von den Engländern, gethan worden, und dienet, zur Bequemlichkeit der Einwohner, der Pfarrkirche zur Hülfskirche. Sie ist ganz schlecht gebauet, und eine bescheidene Sauberkeit machet ihren einzigen Schmuck aus. Einige Schwestern von einer geistlichen Congregation, welche dem Hospitale dienet, halten zwischen dieser Kirche und dem Hafen eine Schule.

Vornehmste Gebäude in Quebec.

Kirche U. L. F. vom Siege.

Von dem bischöflichen Pallaste ist nur die Capelle und die Hälfte von denen in dem Grundrisse mit begriffenen Gebäuden fertig, die zusammen ein langes Viereck bilden sollen. Sein Garten erstrecket sich bis auf den Rücken des Felsen, und bestreicht die ganze Rheede. Charlevoix überläßt sich hier seiner Einbildungskraft, und verzweifelt nicht, es werde die Hauptstadt von Neufrankreich dereinst eben so blühend seyn, als die in dem alten Frankreich. „So weit nur das Gesicht tragen kann, saget er, wird man Flecken, Schlösser, „Lusthäuser wahrnehmen; und der Anfang dazu ist schon gemacht. Der Laurenzfluß, wel„cher sein Wasser majestätisch fortrollet, und es von Norden oder Westen herführet, wird „daselbst mit Schiffen bedecket seyn. Die Insel Orleans, und die Ufer der beyden Flüsse, „welche den Hafen bilden, werden die schönsten Wiesen, reiche Weingebirge, und fruchtba„re Gefilde zeigen; und was fehlet ihnen dazu, als daß sie besser bevölkert seyn sollten? Ein „Theil

Bischöfliche Pallast.

spitze, welche nach der Insel Orleans vorgeht, den südlichen Canal gänzlich verstecket, so wie die Insel Orleans den nordlichen verbirgt, so daß der Hafen Quebec von dieser Seite her nur eine große Bay zu seyn scheint.

Charlevoix. 1720.

„Theil des St. Karlsflusses, welcher sich auf eine angenehme Art in einem Thale fort„schlängelt, wird mit der Stadt vereiniget seyn, wovon er ohne Zweifel das schönste Vier„thel ausmachen wird; die ganze Rheede wird mit prächtigen Kayen bekleidet, der Hafen „mit stolzen Gebäuden umgeben seyn; und man wird daselbst drey oder vierhundert Schif„fe sehen, die mit Reichthümern beladen sind, welche man itzo noch nicht in Werth gesetzet, „und sie werden solche gegen die aus der alten und neuen Welt umsetzen, die man wird da„hin gebracht haben. Alsdann wird die Terrasse des bischöflichen Pallastes eine Aussicht „zeigen, welcher nichts gleich kommen wird; und schon itzo ist solches ein Ort von einer gros„sen Schönheit.

Domkirche.

Die Cathedralkirche verdienet nicht, der Sitz des einzigen Bischofes in dem französischen America zu seyn. Sie würde in einem kleinen Flecken in Frankreich keine schöne Pfarrkirche seyn. Das merkwürdigste an ihr ist ein sehr hoher Thurm, der fest gebauet ist, und in der Ferne einiges Ansehen hat. Das Seminarium, welches an diese Kirche stößt, ist ein großes Viereck: die Gebäude aber sind unvollkommen. Zwo Feuersbrünste, wovon sich die zweyte 1705 ereignete, und sie fast ganz in die Asche legete, als man fertig war, sie wieder herzustellen, haben die Ausbesserung des Gebäudes verzögert. Von dem Garten entdecket man die Rheede und den St. Karlsfluß, so weit das Gesicht reichet.

Fort.

Das Fort ist ein sehr schönes Gebäude mit zweenen Pavillonen an der Seite versehen. Man geht durch einen geräumigen und regelmäßigen Hof hinein: es hat aber keinen Garten, weil es am Rande des Felsen gebauet ist. Eine schöne Galerie nebst einem herumgehenden Erker ersetzen solchen. Es bestreicht die Rheede bis in deren Mitte man sich durch ein Sprachrohr zu verstehen geben kann; und man hat die Aussicht der ganzen Unterstadt unter seinen Füßen. Wenn man hinaus geht: so tritt man zur Linken in eine große Esplanade, von da man durch einen sanften Abhang auf den Gipfel des Diamantvorgebirges steigt, welcher eine schöne Plattforme machet. Bey einer allerliebsten Aussicht zieht man daselbst die reineste Luft ein; und man hat daselbst den Anblick von einer großen Anzahl Meerschweine, die auf der Fläche des Wassers spielen. Es ist nichts seltenes, daß man daselbst Diamanten findet, die schöner sind, als die zu Alenzon. Man schneidet sie zu Quebec recht gut. Sie waren ehemals daselbst sehr gemein, und das Vorgebirge hat davon seinen Namen bekommen. Der Abhang an der Feldseite ist noch sanfter, als nach der Esplanade.

Recolletenkloster.

Die Recolleten haben eine sehr schöne Kirche, die mit einer breiten Porkirche gezieret ist, welche rund herum geht, aber ein wenig massiv ist. Es ist das Werk eines Layenbruders des Ordens. Unter vielen Gemälden von einer groben Malerey thun sich des Bruder Lucas seine hervor. Das Haus ist groß, wohlgebauet, bequem, mit einem geräumigen und wohlgewarteten Garten begleitet.

Ursulinerinnen.

Die Ursulinerinnen haben, wie das Seminarium, das Unglück gehabt, zwo Feuersbrünste auszustehen. Sie haben so wenig Capital, daß man nach dem ersten von diesen beyden Unfällen gereizet wurde, sie wieder nach Frankreich zurückkehren zu lassen. Indessen haben sie sich doch durch ihre gute Haushaltung, durch ihre Arbeit und Mäßigkeit nebst der Ehrerbiethung, die sie sich in der Colonie zuziehen, zweymal wieder herstellen können.

nen. Sie vergolden; sie sticken. Alle ihre Beschäfftigungen sind nützlich, und von gutem Geschmacke.

Charlevoix. 1720.

Jesuitercollegium.

Das Jesuitercollegium, welches ehemals nur ein grober Haufen von französischen Baraquen und Hütten der Wilden war, hat eine sehr schöne Gestalt angenommen. Die Lage aber ist nicht vortheilhaft. Es hat keine Aussicht. Die nach der Rheede, welche es sonst hatte, ist heutiges Tages durch die Domkirche und das Seminarium bedecket. Der Garten ist groß, und endiget sich mit einem kleinen Gehölze, welches der Ueberrest von einem alten Walde ist, der ehemals dieses Gebirge bedeckete. Die Kirche hat von außen nichts schönes, als einen ziemlich artigen Glockenthurm. Sie ist mit Schiefer gedecket, und die einzige so in ganz Canada, wo bis itzo alle Dächer von Schindeln sind. Inwendig ist sie sehr geschmücket. „Sie hat eine leichte, und mit einem eisernen gemalten und „vergoldeten Geländer umgebene Porkirche von ziemlich guter Arbeit; eine schön vergoldete „und in Holz und Eisen gut gearbeitete Kanzel; einige gute Gemälde; kein Gewölbe, aber ei„ne flache ziemlich gezierte Decke von Holzwerke; kein Pflaster, aber einen guten bretternen „Fußboden, welches diese Kirche im Winter erträglich machet, da man hingegen in den an„dern fast erfrieren möchte„. Dieß ist des P. Charlevoix Beschreibung. Er erkannte an den vier hohlen und grobgemarmelten Säulen, welche den Zierrath des großen Altares ausmachen, die vier großen cylindrischen und massiven Säulen nicht, die aus einem Stücke Porphyr, so schwarz, als Achat, ohne Flecken und Streifen seyn sollen, wie la Hontan vorgiebt. Man würde es diesem Reisebeschreiber, saget er, verzeihen, wenn er sonst nur nicht die Wahrheit überschritten hätte, als den Kirchen einen Glanz zu geben.

Hospital.

Das Hospital hat zween große Säle, einen für die Mannspersonen, den andern für die Frauenspersonen. Alles ist darinnen bequem und sauber. Die Kirche ist hinter dem Weibersaale, und hat nichts merkwürdiges, als den hohen Altar, dessen Einfassung sehr schön ist. Dieses Haus wird von Hospitaliterinnen des heil. Augustins von einer Congregation, die sich von der Barmherzigkeit Jesu nennet, bedienet. Die erstern sind von Dieppe gekommen, und haben sich gleich keine übele Wohnung genommen: ihr Haus aber ist noch nicht fertig. Die Lage desselben an einer Anhöhe, auf einem flachen Orte, der ein wenig nach dem St. Karlsflusse zu geht, läßt sie eine schöne Aussicht genießen.

Intendantenhaus.

Das Intendantenhaus führet den Namen des Pallastes zu Quebec, weil es zu den Versammlungen des obern Rathes dienet. Es ist ein weitläuftiger Pavillon, dessen beyde äußersten Enden einige Fuß weit übergehen, und wozu man durch eine steinerne Treppe mit einer doppelten Reihe Stufen hinauf geht. Die Seite nach dem Garten, von da man die Aussicht auf den kleinen Fluß hat, und gerades Fußes dahin kommen kann, ist weit angenehmer, als die Vorderseite, wo man hinein geht. Der Hof zeiget zur Rechten die Magazine des Königes; darhinter ist das Gefängniß. Die Thüre zum Eingange wird durch das Gebirge bedecket, welches die Oberstadt bildet, und an diesem Orte nur einen dem Gesichte unangenehmen Felsen zeiget. Dieser Pallast ist zweymal abgebrannt, und das letztemal im Jahre 1726.

Generalhospital.

Wenn man der Straße folget, oder dem Wege, welcher sie begränzet: so kömmt man auf das Feld, und man geht eine halbe Viertheilmeile nach dem Generalhospitale. Dieß ist das schönste Gebäude in Canada. Die Recolleten hatten vordem den Grund und Boden. Der Herr de Saint Vallier, Bischof zu Quebec, verlegete sie in die Stadt, kaufete ihnen den Platz ab, und machete einen Aufwand von hunderttausend Thalern zur Stif-

Charlevoix. 1720.

tung des Spitales. Der einzige Fehler daran ist, daß es in einem Moraste gebauet worden, welchen auszutrocknen, es allezeit schwer werden wird. Dreyßig Klosterfrauen werden zur Bedienung der Armen daselbst gebrauchet. Sie kommen von denen in dem Hospitale zu Quebec her, sind aber doch durch einige besondere Verordnungen und durch ein silbernes Kreuz, welches sie auf der Brust tragen, von ihnen unterschieden. Die meisten sind Frauenzimmer vom Stande.

Festungswerke

Quebec ist nicht regelmäßig befestiget. Seit langer Zeit aber bemühet man sich, einen guten Platz daraus zu machen. Es ist schon vermögend, sich muthig zu vertheidigen. Der Hafen ist mit zwoen Basteyen versehen, die bey der großen Fluth fast mit dem Wasser gleich sind; das ist, sie sind fünf und zwanzig Fuß hoch erhaben; denn, wenn Tag und Nacht gleich sind: so steigt die Fluth so hoch. Ein wenig oberhalb der Bastey zur Rechten, hat man eine halbe gemacht, die in dem Felsen mit begriffen ist; und höher an der Seite der Galerie des Fortes stehen fünf und zwanzig Canonen in Batterie. Drüber ist ein kleines viereckichtes Fort, welches man die Citadelle nennet; und die Wege, welche von einer Befestigung zur andern führen, sind sehr steil. An der linken Seite des Hafens längst der Rheede, sind gute Batterien zu Canonen und Mörsern. Von dem Winkel der Citadelle, der nach der Stadt zu geht, hat man noch eine Eckbastey gemacht, von der eine wie ein Winkelmaß gezogene Bedeckung zu einem sehr erhöhten Cavaliere geht, auf welchem man eine wohlbefestigte Mühle antrifft. Wenn man von dem Cavaliere hinunter geht: so findet man einen Flintenschuß weit einen Thurm, der mit guten Basteyen versehen ist, darauf noch einen andern in gleicher Weite von dem erstern. Es haben daselbst noch andere Werke sollen angeleget werden, wie man denn auch auf dem Diamantvorgebirge eine kleine Schanze sieht: es ist aber nicht ausgeführet worden. In diesem Stande war der Ort, als ihn die Engländer 1711 angegriffen; und er ist auch 1720 noch nicht anders gewesen. Nach der Zeit aber hat man nicht gehöret, daß etwas mehr daran gethan worden.

Anzahl der Einwohner; ihre Gemüthsart und Gebräuche.

Man rechnet zu Quebec nicht über siebentausend Seelen. Die Abschilderung aber, welche man uns von den vornehmsten Einwohnern und ihren Gebräuchen machet, giebt die Vorstellung von einer sehr angenehmen Gesellschaft in dieser kleinen Anzahl. Ein Generalstatthalter nebst einem Etat-Major, Adel, Officier, und Truppen, ein Intendant, ein Oberrath, und Untergerichte, ein Oberstraßenbereiter, ein Oberforstmeister, dessen Gerichtsbarkeit gewiß die größte in der Welt ist, begüterte Kaufleute, oder die wenigstens so leben, als wenn sie es wären, ein Bischof und ein zahlreiches Seminarium, Recolleten und Jesuiten, drey Frauenklöster, die wohl eingerichtet sind, große Zusammenkünfte bey der Statthalterinn und der Intendantinn, die können schon machen, nach den Ausdrücken des P. Charlevoix, daß einer seine Zeit ohne lange Weile zubringen kann. Ein jeder bemühet sich auch, etwas dazu beyzutragen. Man spielet; man machet Partien zu Lustfahrten, des Sommers in Caleschen oder Kähnen; des Winters in Schlitten auf dem Schnee oder mit Schlittschuhen auf dem Eise. Man jaget sehr stark; und eine Menge Edelleute haben sonst kein anderes Hülfsmittel, bequem zu leben. Die neuen Zeitungen bedeuten wenig, weil das Land wenig verschaffet, und weil die aus Europa alle auf einmal kommen. Sie machen aber doch die Beschäfftigung eines guten Theiles des Jahres. Man urtheilet über das Vergangene, man muthmaßet von dem Künftigen. Die Künste und Wissenschaften kommen auch an die Reihe, und die Unterredungen und der Umgang werden nicht schläfrig. Die Canadier, das ist, die Creolen in Canada, nehmen gleich bey der Geburt ein freyes Wesen an,

an, welches sie in dem Umgange sehr angenehm machet; und man redet nirgend die französische Sprache reiner. Es ist sehr merkwürdig, daß man hier keinen besondern Accent hat. Man sieht hier keine reiche Privatpersonen; weil ein jeder sich gern mit seinem Vermögen eine Ehre zu machen suchet, und sich niemand befleißiget, Schätze zu sammeln. Man ißt und trinkt gut; man kleidet sich sehr sauber; jedermann ist hier von gutem Wuchse; und das Blut ist bey beyden Geschlechtern sehr gut. Die Fröhlichkeit, die Höflichkeit und die Freundlichkeit sind auch gemeinschaftliche Vortheile; und die Grobheit so wohl in dem Bezeigen, als in der Sprache, ist hier auch nicht einmal auf dem Lande bekannt.

Charlevoix. 1721.

Es ist viel daran gelegen, daß man dem reisenden Pater auf seinen verschiedenen Fahrten folget, damit man der Beschreibung der Oerter nützliche Anmerkungen beyfüge, womit sie stets begleitet ist. Den 19ten März 1721 reisete er auf einem Schlitten von Quebec ab, um sich nach der Stadt der **Drey Flüsse** (Trois Rivieres) zu begeben, welche fünf und zwanzig Seemeilen weit davon entfernet ist. Er legete sehr hurtig sieben Meilen zurück bis nach der **Espenspitze** (Pointe aux Trembles), eines von den guten Kirchspielen des Landes. Die Kirche daselbst ist groß, wohlgebauet, und die Einwohner sehr vermögende Leute. Ueberhaupt sind die alten Einwohner viel reicher in Canada, als die Herren; und man giebt diese Ursache davon an. Als die Franzosen anfingen, sich daselbst zu setzen: so war es nur ein großer Wald. Officier, Edelleute, ganze Gemeinen, denen man Herrschaften gab, waren nicht vermögend, sie selbst für sich nutzbar zu machen, und hatten nicht so ansehnliche Capitalien, daß sie eine hinlängliche Anzahl Arbeitsleute halten konnten. Man mußte also Einwohner dahin setzen, welche sich genöthiget fanden, sehr viel zu arbeiten, bevor sie so viel einerndteten, daß sie ihren Lebensunterhalt davon hatten, und sich also nur auf sehr mäßige Abgaben, mit den Herren einlassen konnten; so daß nebst den Lehnsgebühren und Kaufschillingen, die fast gar nichts heißen, dem Mühlenzolle und der Meyerey, eine Herrschaft von zwoen Seemeilen in der Länge, und von einer unbegränzeten Tiefe ein sehr mittelmäßiges Einkommen in einem so wenig bevölkerten Lande giebt, dessen innerer Handel so schwach ist.

Reise des Verfassers.

Espenspitze.

Siebenzehn Meilen von der Espenspitze findet man auf eben dem Wege die Baroney **Beckancourt**, welche ein Dorf der Abenaquier enthält, und gegen über an der andern Seite des Flusses, eine andere Baroney, Namens **Port-neuf**. Die Wohnung des Barons von Beckancourt ist an der Einfahrt eines kleinen Flusses, welcher ganz in seinem Gebiethe fließt, und davon den Namen angenommen hat. Er hieß vor dem der **stinkende Fluß**, weil er einige Zeitlang von einer großen Anzahl todter Leichen stank, die nach einem sehr blutigen Gefechte zwischen zwoen wilden Völkerschaften hineingeworfen worden. Man geht über den Laurenzfluß, wenn man sich nach **Trois Rivieres** begeben will; und nichts ist reizender, als die Lage dieser Stadt. Sie ist auf einer Anhöhe von Sande gebauet, die sonst nichts unfruchtbares hat, als den Raum, den sie bey ihrer Vergrößerung einnehmen kann; denn sie hat noch keinen großen Umfang: sie ist aber mit allem umgeben, was eine Stadt angenehm machen, und sie zum Ueberflusse gelangen lassen kann. Der Fluß, welcher eine halbe Meile breit ist, läuft unten am Fuße. Jenseits sind gebauete Felder, welche fruchtbar und mit den schönsten Wäldern gekrönet sind. Ein wenig darunter und an eben der Seite nimmt der Fluß einen andern ziemlich schönen Fluß, welcher sich nicht eher damit vereiniget, als bis er zween andere, einen zur Rechten, und einen zur Linken eingenommen hat; und daher kömmt der Namen Drey Flüsse, Trois Rivieres, welchen die

Baroneyen, Beckancourt, u. Port-neuf.

Stadt Trois Rivieres.

Charlevoix. 1721.

Stadt bey ihrem Ursprunge angenommen hatte. Darüber und fast in eben der Weite findet man den St. Peterssee, sieben Meilen lang und drey breit. Nichts schränket also die Aussicht von dieser Seite ein, und die Sonne scheint in dem Wasser unter zu gehen. Dieser See, der nur eine Erweiterung des Flusses ist, nimmt viele Flüsse ein, und ist wegen der Menge seiner Fische eben so berühmt, als wegen deren Güte.

Man rechnet nicht über sieben bis achthundert Franzosen in der Stadt **Trois Rivieres**, ob sie gleich in ihrer Nachbarschaft vortreffliche Eisenbergwerke hat, die vermögend seyn würden, eine Stadt zu bereichern. Man hat nur seit kurzem angefangen, sie zu nutzen. Uebrigens hindert die kleine Anzahl der Einwohner dieser Stadt nicht, daß ihre Lage sie nicht wichtig machet. Sie ist eine von den ältesten Pflanzstädten der Colonie; und man hat daselbst gleich zu den ersten Zeiten einen Statthalter nebst einem Etat Major gesehen. Ein Recolletenkloster, eine ziemlich schöne Kirche, die von eben den Religiosen bestellet wird, und ein sehr schönes Hospital, welches ein Stück von einem Ursulinerkloster ausmachet, worinnen man ihrer vierzig zählet, die das Amt der Hospitaliterinnen haben, sind die vornehmsten Gebäude daselbst. Schon 1650 hatte der Seneschall von Neufrankreich, dessen Gerichtsbarkeit durch den Oberrath verschlungen ist, einen Lieutenant in dieser Stadt. Heutiges Tages hat sie nur ein ordentliches Gericht mit einem Generallieutenante zum Oberhaupte.

Richelieusinseln.

An dem Ende des St. Peterssees sieht man eine große Anzahl Inseln von verschiedener Größe, welche die **Richelieusinseln** heißen; und zur Linken, wenn man von Quebec kömmt, findet man sechs andere, die eine ziemlich tiefe Bucht umgeben, worein sich ein schöner Fluß ergießt, dessen Quelle in der Nachbarschaft von Neuyork ist. Die Inseln, der Fluß und das ganze Land, welches er bewässert, führen den Namen St. Franciscus.

Inseln und Fluß St. Franciscus.

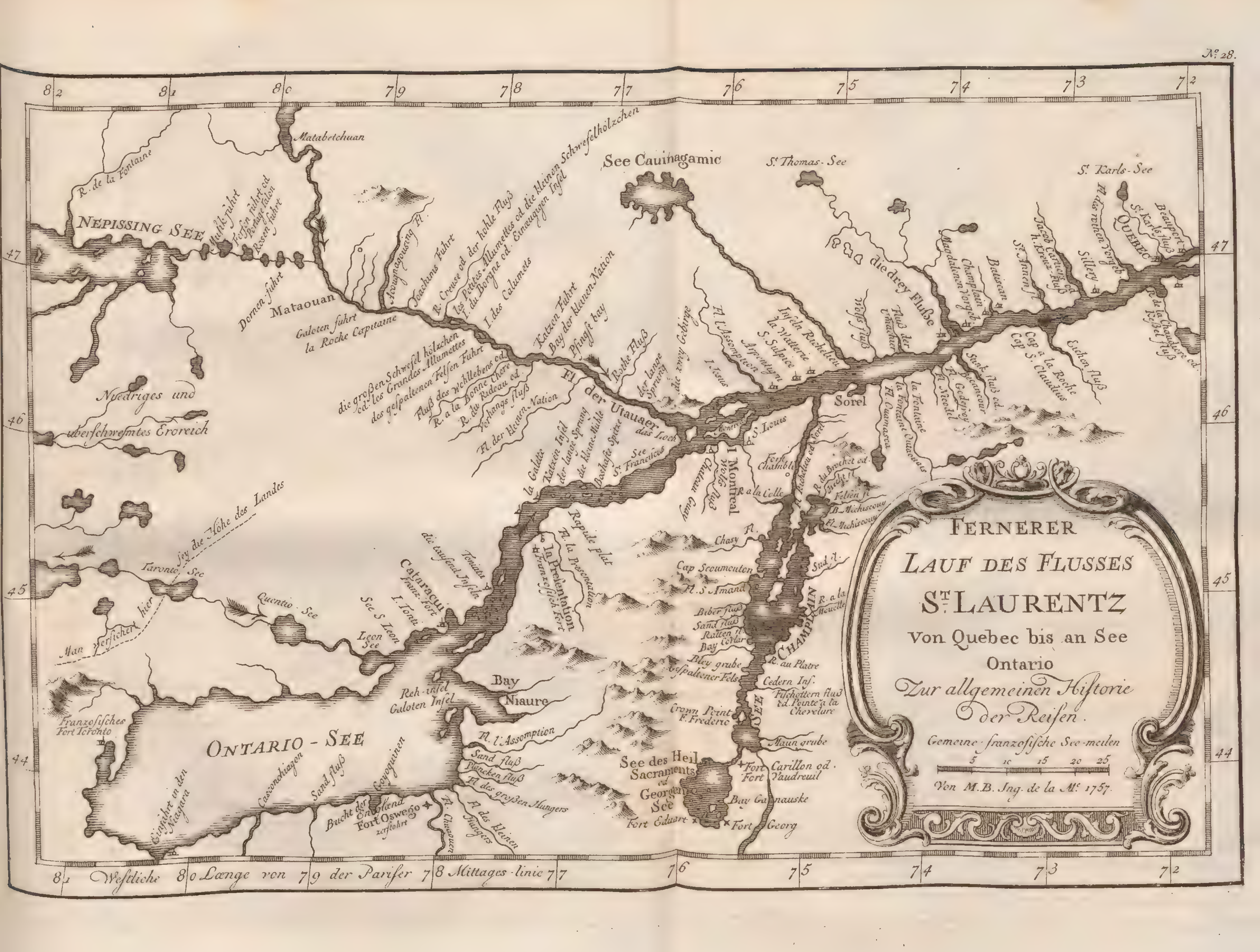
Alle diese Inseln waren ehemals voller Hirsche, Rehe und Elendsthiere, die verschwunden sind. Man fängt in dem St. Franciscusflusse vortreffliche Fische. Den Winter über machet man Löcher in das Eis, um Fischergarne fünf bis sechs Faden lang dadurch zu stecken, die man gemeiniglich voller Barse, Goldfische, Achiganen, und vornehmlich **Masquinongen**, einer Art von Hechten, die einen größern Kopf haben, als die unserigen, und deren Rachen unter einer gekrümmten Schnauze ist, wieder heraus zieht. Die Wilden daselbst sind Abenaquier, unter denen sich einige Algonquinen, Sokokier und Mahinganer befinden, die unter dem Namen der **Wölfe** bekannter sind, und sich ehemals um den Fluß **Manhate** in Neuyork gesetzet hatten, woher sie auch vermuthlich gebürtig sind. Die Abenaquier sind von den mittäglichen Küsten Neufrankreichs, die Neuengland am nächsten sind, nach St. Franciscus gekommen. Ihre erste Niederlassung bey dieser Wanderung war an einem kleinen Flusse, der sich mit dem St. Laurenz, Sillery gegen über, vereiniget, das ist anderthalb Meilen über Quebec gegen Süden, bey einem Wasserfalle, den man den **Kesselsprung** nennet. Itzo sind sie an dem Ufer des St. Franciscusflusses, zwo Seemeilen von seiner Mündung in dem St. Peterssee.

Land von Dreyflüssen bis nach Montreal.

Von **Trois Rivieres** über den St. Peterssee, nach Süden zu brauchete der P. Charlevoix nur einen halben Tag, sich nach St. Franciscus zu begeben *x*). Er reisete den 13ten ab,

x) Noch allezeit im Schlitten; denn das Eis hatte den 11ten März noch alle seine Stärke.

y) Je weiter man den Fluß hinunter fährt, desto schärfer ist die Kälte, weil man weiter gegen Norden rücket. Man hat gesaget, Quebec sey im sieben und vierzigsten Grade sechs und funfzig Minuten der


N° 28.
FERNERER
LAUF DES FLUSSES
St. LAURENTZ
Von Quebec bis an See
Ontario
Zur allgemeinen Historie
der Reisen.
Gemeine französische See-meilen
5 10 15 20 25
Von M.B. Ing. de la Mr. 1757.
Westliche 80 Længe von 79 der Pariser 78 Mittages-linie 77
NEPISSING SEE
R. de la Fontaine
Matabetchuan
See Cauinagamic
St. Thomas-See
St. Karls-See
QUEBEC
Beaupert
Sillery
die drey Flüße
Mataouan
Dornen fuhrt
Galoten fuhrt
la Roche Capitaine
Joachims Fuhrt
I. des Calumets
Katzen Fuhrt
Bay der kleinen Nation
Pfingst bay
Roche Fluß
Fl. der Utauaer
das Loch
Niedriges und
überschwemmtes Erdreich
Bey die Höhe des Landes
Toronto See
Quentio See
Leon See
See S. Leon
Cataracui
franz. Fort
die tausend Inseln
Rapide plat
la Presentation
franzosisch Fort
I. Montreal
I. Jesus
S. Louis
Sorel
Fort Chambly
R. a la Celle
Chasy Fl.
Cap Scoumeuton
Fl. S. Amand
CHAMPLAIN
SEE
Biber fluß
Sand fluß
Bay Corlar
R. au Platre
Cedern Ins.
Crown Point
F. Frederic
See des Heil. Sacraments od. Georgen See
Fort Carillon od. Fort Vaudreuil
Bay Gannauske
Fort Eduart
Fort Georg
Maun grube
Bay Niaure
Reh-insel
Galoten Insel
ONTARIO - SEE
Französisches Fort Toronto
Einfahrt in den Niagara
Sand fluß
Bucht der Engländ
Fort Oswego zerstöhrt
Fl. l'Assomption
Sand fluß
Planken fluß
Fl. des großen Hungers
Fl. des kleinen Hungers
Man versichert hier
Cap a la Roche
Cap S. Claudius
Eichen fluß
Fl. l'Assomption
Chateau Guay



Charlevoix. 1721.

ab, und kam den andern Morgen nach Montreal. Diese letzte Ueberfahrt ist fünf und zwanzig Seemeilen. Was für Annehmlichkeit man auch hat, solche im Winter auf einem Schlitten zu thun, da man über die gefrorenen Canäle, zwischen den Inseln, hingehen kann, die nach der Schnur, wie Orangenbäume, dahin gepflanzet zu seyn scheinen: so ist dennoch der Anblick bey einer Jahreszeit nicht schön, wo das Weiß überall die Stelle der schönsten Farben in der Natur einzunehmen scheint. Die Himmelsluft ist an dem St. Peterssee sehr rauh *y)*. Wenn man aber vor den Richelieusinseln vorbey ist: so scheint es, man sey auf einmal in eine ganz andere Gegend versetzet worden. Die Luft wird lieblicher, der Boden ebener, der Fluß schöner, und seine Ufer angenehmer. Man trifft daselbst Inseln an, davon einige bewohnet, andere noch in ihrem natürlichen Zustande sind, die aber alle zusammen die schönste Landschaft in der Welt ausmachen.

Beschreibung der Insel und Stadt Montreal.

Die Insel **Montreal**, welche gleichsam der Mittelpunct davon ist, hat von Osten gegen Westen zehn Seemeilen in der Länge und fast viere in der größten Breite. Das Gebirge, wovon sie ihren Namen hat, und welches zwo Spitzen von ungleicher Höhe zeiget, ist fast mitten in der Länge der Insel, aber nur eine halbe Meile von der Mittagesküste, wo die Stadt Montreal liegt. Der Namen **Ville-Marie**, welchen diese Stadt bey ihrer Stiftung erhielt, hat nicht wollen gebräuchlich werden. Er wird nur in den öffentlichen Urkunden, und unter den Herren der Insel gebrauchet, die sehr darüber halten. Man hat schon angemerket, daß es die Sulpicier sind. Weil alle Ländereyen der Insel sehr gut sind, und die Stadt nicht weniger bevölkert ist, als Quebec: so ist diese Herrschaft, nach des P. Charlevoix Meynung, wenigstens so viel werth, als ein halb Dutzend von den besten in Canada. Dieß ist die Frucht der Weisheit und Arbeit ihrer Herren.

Die Stadt **Montreal** hat einen sehr angenehmen Anblick. Sie ist wohlgelegen und wohlgebauet. Die Anmuth ihrer Gegenden und ihrer Aussichten flößet eine Munterkeit ein, welche alle Einwohner empfinden. Sie ist nicht befestiget. Ein mit Basteyen versehenes und schlecht unterhaltenes Pfahlwerk, nebst einer elenden Schanze auf einer kleinen Erdhöhe, die zum Bollwerke dienet, ist ihre ganze Vertheidigung. Sonst war sie offen, und den Anfällen der Wilden oder Engländer ohne Unterlaß ausgesetzet. Der Ritter Callieres ließ sie verschließen, da er Statthalter war; und seit einigen Jahren ist sie mit einer guten Mauer umgeben. Ihre stärkste Vertheidigung aber besteht in der Tapferkeit ihrer Einwohner.

Ihre vornehmsten Gebäude.

Ihre Gestalt ist ein längliches Viereck an dem Ufer des Flusses. Der Boden, welcher sich unvermerkt erhebt, theilet die Stadt nach ihrer Länge in die obere und untere. Die erste enthält die Pfarrkirche, das Seminarium, die Recolleten, die Jesuiten, und die Wohnung des Statthalters; die andere das Spital, die königlichen Magazine, und den Waffenplatz. Jenseits eines kleinen Flusses, der von Nordwest kömmt und die Stadt auf eben der Seite begränzet, findet man das allgemeine Hospital nebst einigen Häusern; und an der Rechten jenseits der Recolleten, deren Kloster an dem äußersten Ende der Stadt ist, hat man eine Art von Vorstadt zu bauen angefangen, die dereinst ein sehr schönes Viertheil seyn wird. Die Jesuiten haben kein geräumiges Haus: ihre Kirche aber ist groß und wohl-

der Breite; Trois Rivieres in sechs und vierzigsten Grade einige Minuten, und Montreal zwischen vier und vierzig und fünf und vierzig Grad. Der Fluß machet einen Ellbogen gegen Süden nach dem St. Peterssee.

Charlevoix. 1721.

wohlgebauet. Das Recolletenkloster ist größer, und die Communität zahlreicher. Das Seminarium ist mitten in der Stadt, und man erkennet es an dem Herrnhause. Es hängt an die Pfarrkirche, die mehr Ansehen hat, als die Domkirche zu Quebec. Das Frauenkloster von der Congregation ist zwar eins von den größten Gebäuden der Stadt, jedoch kaum zureichend, einer so zahlreichen Gemeinschaft Wohnungen zu verschaffen. Es ist das Haupt und das Noviciathaus eines Ordens, der in Canada seinen Ursprung genommen, und sich daselbst sehr nützlich machet. Das Spital wird von Klosterfrauen besorget, wovon die ersten aus la Fleche in Anjou genommen worden. Ihre Kirche und ihr Krankensaal sind zwey sehr schöne Gebäude: sie sind aber doch arm, und die Einkünfte ihrer Stiftung ihren Diensten nicht gemäß. Das allgemeine Hospital hat seine Errichtung einer Privatperson, Namens **Charon** zu danken, der alle sein Vermögen anwandte, eine Gesellschaft von mildthätigen Personen zu errichten in der doppelten Absicht, daß sie für die Kranken sorgen, und die jungen Leute auf dem Lande unterrichten sollten. Sein Anschlag wurde 1719 ausgeführet. Er hat aber nicht so lange gelebet, daß er ihn bestätigen konnte; und da der Hof seinen Anhängern die Erlaubniß untersaget, sich unwiederruflich zu verbinden, so befürchtet man, dieses neue Stift werde nicht lange dauern.

Gegenden um Montreal.

Zwischen der Insel Montreal und dem festen Lande gegen Norden findet man eine andere Insel, ungefähr acht Seemeilen lang und zwo breit. Sie hieß anfänglich **Montmagni**, nach dem Namen eines Statthalters in Canada, der sie besaß. Darauf wurde sie den Jesuiten gegeben, welche solche die **Jesusinsel** nannten. Man meldet nicht, wie sie an die Sulpicier gekommen, welche sie zu bevölkern angefangen, und ihr den letzten Namen gelassen haben. Der Canal, welcher die beyden Inseln absondert, heißt der Wiesenfluß, weil er auf beyden Seiten sehr schöne Wiesen bewässert. Sein Lauf wird in der Mitte durch einen Wassersturz etwas beschwerlich, den man den **Recolletensprung** nennet, seitdem ein Religiose dieses Ordens darinnen ersoffen ist. Der dritte Arm des Flusses ist mit einer ungeheuren Anzahl Inseln besäet, und hat den Namen **Tausend Inseln** oder **St. Johannsfluß**. An der Spitze der Jesusinsel sieht man die kleine Insel **Bizard**, und höher gegen Süden die Insel **Perrot**, die zwo Seemeilen lang und fast eben so breit ist. Die Insel Bizard endiget den See der beyden Gebirge; und die Insel Perrot sondert ihn von dem St. Ludwigssee ab. Was man den Gebirgesee nennet, ist eigentlich die Mündung eines großen Flusses, der Outawaier Fluß genannt, welcher hier in den St. Laurenzfluß fällt. Er ist zwo Meilen lang und fast eben so breit. Der St. Ludwigssee, welcher ein wenig größer ist, ist eigentlich nur eine Erweiterung des Flusses. Bisher gieng die französische Colonie noch nicht weiter gegen Westen: man fängt aber an, jenseits neue Wohnplätze anzulegen; und die Felder sind durchgängig vortrefflich.

Zwey christliche Iroquesendörfer.

In den letzten Kriegen hat man zwey Dörfer christlicher Iroquesen, und das Fort Chambli, als die Sicherheit von Montreal und den benachbarten Oertern angesehen. Das erste von diesen beyden Dörfern, welches **St. Ludwigssprung** genennt wird, liegt in Terra firma an der Südseite drey Seemeilen über Montreal. Seine Einwohner, deren eine große Anzahl ist, sind stets einer von den stärksten Schlagbäumen der Colonie wider die abgöttischen Iroquesen und wider die Engländer aus Neuyork gewesen. Es hat in einem Raume von zwoen Seemeilen zweymal die Stelle verändert. Nachdem es bey einem Wassersturze gewesen, wovon es den Namen führet, so ist es itzo in einer angenehmen Lage. Der Fluß ist daselbst sehr breit und mit Inseln bedecket. Die Insel Montreal ist in Perspectiv

an

an der einen Seite, und an der andern ist die Aussicht bis nach dem Ludwigssee nicht begränzet, welcher ein wenig höher anfängt. Die Kirche dieses Dorfes und das Haus der Missionarien sind zwey der schönsten Gebäude des Landes. Das andere Dorf heißt la Montagne, weil es lange Zeit auf dem doppelten Gebirge gestanden, wovon die Insel ihren Namen hat. Itzo ist es in Terra firma, dem westlichen Ende dieses Eylandes gegen über; und die Sulpicier regieren es.

Charlevoix. 1721.

Fort Chambly.

Das Fort Chambly ist stets für einen Posten von der äußersten Wichtigkeit gehalten worden. Bey dem Ursprunge der französischen Colonie giengen die Iroquesen bis an den Mittelpunct der Wohnungen durch einen Fluß hinunter, der sich in den St. Laurenzfluß, ein wenig über dem St. Peterssee ergießt, und den man aus dieser Ursache damals den Iroquesenfluß nannte. Nachher hat man ihn Richelieusfluß von einem Forte dieses Namens genannt, welches man an seiner Mündung erbauet hatte. Als nachher dieses Fort zerstöret worden: so ließ ein Officier, Namens **Sorel**, ein anderes bauen, dem man seinen Namen gab, welcher sich auch dem Flusse mitgetheilet hat. Er hat ihn noch, obgleich das Fort nicht mehr da ist. Von da geht man ungefähr siebenzehn Seemeilen den Fluß hinauf, stets gegen Süden, ein wenig Südwest, wo man einen Wassersturz und gegen über eine Art von einem kleinen See findet, der durch den Fluß selbst gemacht wird. An dem Ufer des Wassersturzes, und dem See gegen über liegt das Fort Chambly. Es wurde anfänglich, durch einen Officier, nur von Holze aufgeführet, der ihm seinen Namen gab, zu eben der Zeit, da Sorel seines bauete. Um das 1721ste Jahr aber bauete man es von Steinen, und versah es an den Seiten mit vier Basteyen. Es hat allezeit eine starke Besatzung. Die benachbarten Felder sind so gut, daß man sich gezauhet hat, daselbst Wohnplätze anzulegen; und man verzweifelt nicht, daraus noch dereinst eine gute Stadt entstehen zu sehen. Von Chambly nach dem Champlainssee rechnet man nur acht Seemeilen. Der Sorelfluß geht durch diesen See, und der Verfasser beobachtet, daß Neufrankreich vielleicht keine Gegend habe, welche dienlicher sey zu bevölkern. Er setzet hinzu, die Himmelsluft sey daselbst gelinde; die Einwohner werden die Iroquesen zu Nachbarn haben, gute Leute, saget er, die keine Zänkerey mit den Franzosen anzufangen suchen werden, wenn sie solche im Stande sehen, daß sie sich nicht vor ihnen fürchten dürfen; und die sich zu dieser Nachbarschaft noch besser gewöhnen werden, als zu der von Neuyork.

Verschiedene Wasserstürze.

Doch wir müssen mit ihm den Fluß St. Laurenz noch weiter hinauf gehen. Er gieng den 1sten May vom Ludwigssprunge ab, um die Nacht an der westlichen Spitze der Insel Montreal zuzubringen. Den andern Tag, nachdem er den Morgen mit Besichtigung des Landes zugebracht hatte, welches er sehr schön fand, gieng er über den St. Ludwigssee, um sich nach den Cascaden zu begeben, welchen Namen man einem Wassersturze beyleget, der gerade über der Insel Perrot ist, welche den Ludwigssee und den See der beyden Gebirge von einander absondert. Man vermeidet ihn, wenn man sich ein wenig zur Rechten hält, um die Canote leer nach einem Orte gehen zu lassen, welchen man das Loch nennet. Darauf zieht man sie an das Land, und machet eine Uebertragung von einer halben Viertelmeile, welche nothwendig wird, einen andern Wassersturz zu vermeiden, welcher le Buisson, das Gebüsche, heißt. Es ist ein schönes Wassertuch, welches von einem flachen Felsen ungefähr einen halben Fuß hoch herunter fällt. Charlevoix glaubet, man könnte sich von dieser Beschwerlichkeit befreyen, wenn man das

Charlevoix. 1721.

Bette eines kleinen Flusses ein wenig ausgrübe, der sich in den andern oberhalb der Cascaden ergießt.

Nothwendigkeit eines Fortes zu la Galette.

Oberhalb des Buisson ist der Fluß eine große Viertheilmeile breit; und das Erdreich an beyden Seiten ist vortrefflich. Man hatte angefangen, das an der Nordseite umzugraben; und nichts würde leichter seyn, als daselbst einen großen Weg von der Spitze, welche der Insel Montreal gegen über ist, bis an die Bucht zu machen, welche man la Galette nennet. Es scheint so gar, daß zu la Galette ein Fort besser angebracht und nothwendiger seyn würde, als zu Catarocui, weil daselbst nicht ein Canot vorbey geht, das man nicht sieht; da man sich hingegen zu Catarocui leicht hinter den Inseln weg schleicht. Diese Beobachtung ist von dem Kriegescommissar Clerambaut d'Aigremont, welcher 1706 von dem Könige abgeschickt wurde, alle entfernete Posten zu besuchen. Er bemerkete über dieses, „weil die Felder in den Gegenden von la Galette sehr gut wären: so würde man daselbst stets Lebensmittel im Ueberflusse haben, ohne zu rechnen, daß in zweenen Tagen mit „gutem Winde eine Barke von la Galette nach Niagara gehen könnte. Einer von denen „Gegenständen, saget er, die man sich bey Erbauung des Fortes zu Catarocui vorgestellet „hatte, war die Handlung mit den Iroquesen. Nun würden diese Wilden so gern nach „la Galette, als Catarocui, kommen. Sie würden zwar einen etwas weitern Weg „haben: allein, sie würden auch eine Ueberfahrt von acht oder neun Seemeilen auf dem „Ontariosee vermeiden: endlich so würde das Fort zu la Galette das ganze Land bedecken, „welches zwischen dem Flusse der Ontawaier und dem St. Laurenzflusse ist; denn man „kann wegen der Wasserstürze von der Flußseite nicht an diese Gegend kommen, und die „Ufer des Ontawaierflusses sind leicht zu bewahren„.

Franciscussee.

Den 3ten May reisete Charlevoix drey Seemeilen nach den Cedern. Dieß ist ein dritter Wassersturz, der seinen Namen von einer großen Menge Cedern hat, die man vordem an diesem Orte sah, die aber fast alle abgehauen sind. Den 4ten erlaubete ihm ein Zufall, welcher eines von seinen Canoten zerbrach, nicht, über den vierten Wassersturz zu gehen, ob er gleich nur drittehalb Meilen von dem vorigen ist. Den 5ten gieng er über den St. Franciscussee, welcher sieben Meilen lang und drey in seiner größten Breite ist. Das Erdreich auf beyden Seiten ist niedrig, und scheint nichts destoweniger gut zu seyn. Die Fahrt von Montreal bis hieher geht ein wenig Südwest, und der St. Franciscussee läuft Westsüdwest und Ostnordost. Den 6ten mußte man über die Röhren des Sees gehen. So nennet man die Canäle, die von einer großen Anzahl Inseln gebildet werden, womit der Fluß an diesem Orte fast bedecket ist, und welche das Land allerliebst machen. Der übrige Tag wurde zugebracht, über die Wasserstürze zu kommen, wovon der ansehnlichste, den man das Mühlchen nennet, erschrecklich anzusehen ist; und wo es viel Mühe kostet, vorbey zu kommen. Gleichwohl that man sieben Meilen an dem Tage, und man lagerte sich unten an dem langen Sprunge, einem Wassersturze einer halben Meile lang, welchen die Canote nur halb beladen hinauf gehen. Man passirete ihn den 7ten des Morgens, damit man darauf bis um drey Uhr des Abends schiffen könnte. Nach dem Lobe, welches Charlevoix der Himmelsluft gegeben, und nach dem Unterschiede, den er bemerket hat, so wie man den Fluß hinauffährt, scheint es sehr wundersam zu seyn, wenn man hier höret, es habe hier die folgende Nacht, mitten im Maymonate, so stark gefroren, als es im Jenner in Frankreich thut. Gleichwohl war man in gleichen Linien mit Languedoc. Den 9ten gieng man über den Wassersturz, Ploc genannt, der von dem langen Sprunge etwan

Karte von den Seen in Canada

Zur allgemeinen Historie der Reisen

Maaß-stab.

Gemeine französische See-meilen.

5 10 15 20 25 50 75

Von M.B. Ing. de la Mar.

1757.

Ober See

See Huron

Michigan-See

Erie See

See Ontario

Nepisin See

Temiscaming See

See der Abitibier

Höhe des Erdreiches

Niedriges und überschwemtes Land

Sesakinaga See

Insel Maurepas

I. Pontchartrain

I. Royal

I. Minong

I. St. Annen

Bay Michipicoton

Michillimakinak

I. Manitualin

Donner-bucht

Land der Füchse

Malomines

Die Sakier

Land der Mascuten

Chécagu

Die Iroquesen

Neu Yorc

Montreal

St. Laurentz Fl.

F. Cataracui

Champlain See

Oswego

Albany

Skenectady

F. Toronto

Niagara

le Detroit Franz F. und St.

Sandoske

der Ovo

Fort der Miamier

Ch

N
kei
tes
set

F

etwan sieben Seemeilen weit ist, und fünfe von den Galloten, welcher der letzte ist. La Galette ist noch anderthalb Meilen weiter, und man kam den 10ten allda an. Das ganze Land, welches zwischen der Bucht und den Galloten ist, verdienet Bewunderung. Die Wälder sind allerliebst; und man bemerket daselbst vornehmlich Eichen von einer außerordentlichen Schönheit.

Charlevoix. 1721.

Insel Tonihata.

Fünf oder sechs Meilen von la Galette findet man eine Insel, Tonihata genannt, eine halbe Meile lang, wovon ein Irоquese, der den Franzosen sehr geneigt war, das Eigenthum mit einem Bewilligungspatente erhalten hatte, woraus er sich eine Ehre machete, solches zu zeigen. Charlevoix rühmet den Witz dieses Wilden, ob er gleich nicht unterlassen hat, saget er, seine Herrschaft für vier Kannen Branntewein zu verkaufen. Da er sich aber die Nutzung von derselben vorbehalten: so hatte er daselbst achtzehn bis zwanzig Familien von seiner Völkerschaft zusammen gebracht. In seiner ganzen Aufführung befliß er sich, den französischen Sitten nachzuahmen. Von da bis an das Fort Catarocui sind noch ungefähr funfzehn Seemeilen übrig, in welchem Raume man über eine Art von Archipelagus geht, die Tausend Inseln genannt, deren wenigstens über fünfhundert sind. Darauf hat man nur anderthalb Meilen bis an das Fort. Der Fluß ist hier viel freyer und eine halbe Meile breit. Man läßt zur Rechten drey große Buchten, die ziemlich tief sind; und das Fort ist in der dritten gebauet. Es ist ein Viereck mit vier Basteyen, welches nicht weniger als eine Viertheilmeile im Umfange hat. Es ist von Steinen gebauet, und hat eine überaus anmuthige Lage, vornehmlich gegen den Fluß, dessen Ufer eine sehr abwechselnde Landschaft vorstellen. Eben so ist es auch an der Einfahrt in den Ontariosee, der nur eine halbe Meile davon entfernet ist. Die Bucht ist voller Inseln von verschiedener Größe, die insgesammt mit Bäumen bekleidet sind, und nichts beschränket den Horizont daselbst. Dieser See hatte anfänglich den Namen des h. Ludwigs, darnach Frontenacs, welcher auch dem Forte zu Catarocui gegeben worden, welches der Graf von Frontenac angeleget hatte. Unvermerkt aber hat der See wieder seinen alten Namen, und das Fort den von der Bucht angenommen, deren Ufer es einnimmt. Das Erdreich von la Galette an ist sehr gut, ob es gleich am Rande nicht das Ansehen hat. Man sieht mitten in dem Flusse, dem Fort gegenüber, eine sehr schöne Insel, worauf man Schweine gesetzet hatte, die sich vermehret haben, und wovon sie ihren Namen angenommen hat. Die Cederninsel und die Hirschinsel sind zwey kleine Eylande unter dem großen, eine halbe Meile von einander. Die Bucht zu Catarocui ist doppelt, das ist, sie hat gegen ihre Mitte eine Spitze, die sehr weit vorgeht; und unter welcher ein sehr guter Ankerplatz für die großen Barken ist. Hinter dem Forte ist ein Morast, wo es viel Wildprät giebt. Vordem wurde in dem Forte ein ansehnlicher Handel getrieben, sonderlich mit den Irоquesen, deren Wohnplätze gegen Süden sind; und das Fort wurde gebauet, so wohl um sie anzuziehen, als sie in Ehrerbiethung zu halten. Dieser Handel aber hat sich nicht lange erhalten; und die Wilden haben nichts destoweniger der Colonie Böses gethan. Sie haben itzt wirklich einige Familien in den Gegenden des Fortes; wie sich denn auch einige Missisaguer, eine algonquinische Völkerschaft, da befinden, welche drey Flecken an dem See haben, einen an dem östlichen Ufer, den andern am Niagara, und den dritten in der Straße.

Beschreibung des Forts Catarocui.

Von Catarocui hatte der P. Charlevoix nur sechs Seemeilen bis zu der Rehinsel zu thun, wo man einen sehr guten Hafen findet, welcher große Barken einnehmen kann. Da aber verschiedene Hindernisse seine Schifffahrt verzögert hatten: so brachte er die Nacht an

Weinstöcke in Gehölzen in Neufrankreich.

Charlevoix. 1721.

an einem sehr unbequemen Orte zu, wo er gleichwohl zum erstenmale Weinstöcke im Walde sah. Die meisten Bäume, saget er, haben Reben, die sich bis an deren Gipfel hinauf schlingen. Er hatte diese Anmerkung noch nicht gemacht, weil er sich stets an offenen Oertern aufgehalten: man versicherte ihn aber, es wäre nichts so gemein bis nach Mexico. Diese Weinstöcke haben einen sehr starken Fuß und tragen viel Trauben. Die Beeren sind nur so groß wie eine Erbse, vermuthlich weil man sie nicht wartet. Dieß ist eine so liebliche Erfrischung für die Bären, daß sie solche auf den größten Bäumen suchen: sie finden aber nichts mehr, als was die Vögel übrig gelassen, welche bald ganze Wälder abgelesen haben.

Verschiedene Flüsse.

Den 13ten, nachdem man vor der Rehinsel vorbey war und sich drey Seemeilen weiter hin, bey der Galloteninsel, die in 43 Gr. 33 Minuten liegt, aufgehalten hatte, mußte man anderthalb Seemeilen weit überfahren, um nach einer Spitze zu kommen, die man deswegen Traverse nennet. Man gewinnt dadurch über vierzig Seemeilen, die man fahren müßte, wenn man an der Küste von Terra firma hinliefe. Von der Spitze der Galloteninsel entdecket man gegen Westen den Fluß **Chuguen** oder **Onnontague**, welcher vierzehn Seemeilen weit davon entfernet ist. Bey der Windstille steuret man gerade auf den Fluß zu, damit man sich noch einen Umweg von funfzehn oder zwanzig Meilen erspare. Sechs Flüsse, die man zur Linken läßt, wenn man diesen Weg nimmt, sind wegen ihrer vortrefflichen Fische berühmt. Erstlich ist der **Assomption**, der nur eine Seemeile von der Traversespitze ist; darauf der **Sandfluß**, drey Seemeilen weiter; darauf die **Planke**, zwo Seemeilen darüber; der **große Hungerfluß**, noch zwo Seemeilen weiter; der **kleine Hungerfluß** eine Seemeile weiter, und eben so weit darüber der **dicke Rindefluß**. Ob man gleich dem Anscheinen nach schön Wetter hätte haben sollen: so änderte sich solches doch auf einmal; und man hatte viel Mühe, das nächste Land zu erreichen, wovon man noch drey Seemeilen weit entfernet war. Charlevoix ländete um sieben Uhr des Abends in der **Hungerbucht** an, welche seit der Zeit diesen traurigen Namen führet, da der Statthalter in Neufrankreich, de la Barre, beynahe sein ganzes Heer durch Hunger und Krankheiten daselbst verloren hätte, als er die Iroquesen bekriegen wollte. Die Ufer des Sees allda sind mit Wäldern bedecket, in welchen man die weißen und rothen Eichen unterscheidet, die sich bis in die Wolken erhoben. Man sieht da auch einen andern Baum von der größten Art, dessen hartes aber zerbrechliches Holz dem Ahorne ähnlich ist, und dessen Blatt von fünf Spitzen und mittelmäßiger Größe inwendig sehr schön grün, und auswendig weiß ist. Es ist eine Art von Baumwollenbaume, der in einer Hülse von der Dicke der indianischen Maronen eine Wolle trägt, die man aber unglücklicher Weise zu Nichts brauchen kann. Im drey und vierzigsten Grad der Breite und zu einer schon so weit vorgerückten Jahreszeit, wo man zuweilen eine solche Hitze empfand, als man in Frankreich im Heumonate verspühret, verwunderte sich Charlevoix sehr, daß er noch kein Blatt auf den Bäumen sah. Er schreibt diese Langsamkeit der Natur dem Schnee zu, womit das Land viele Monate bedecket gewesen. Die Erde ist noch nicht genug erwärmet, daß sie die Luftlöcher der Wurzeln eröffnen und den Saft eintreten lassen könne. Es giebt in dieser Gegend Adler von einer ungeheuren Größe. Man ist daselbst auf den Gränzen des Landes der Iroquesen.

Fluß Onnontague.

Einige Seemeilen weiter gieng Charlevoix vor der Mündung des Onnontague vorbey, welcher ihm so breit vorkam, als ein Morgen Landes. Das Erdreich ist daselbst sehr niedrig, aber mit schönen Gehölzen bekleidet. In diesen Fluß ergießen sich alle diejenigen, die das Land der Iroquesen bewässern; und seine Quelle ist ein sehr schöner See, Gannantaha,

nantaha genannt, welcher an seinen Ufern Salzgruben hat. Zehen Seemeilen von dem Onnontague findet man die **Goyoguinenbay**. Die ganze Küste in diesem Raume wechselt mit Morästen und hohem etwas sandigem Erdreiche ab, das aber mit sehr schönen Bäumen, voraus Eichen, bedecket ist, wovon man glauben sollte, daß sie mit Menschenhänden dahin gepflanzet wären. Die Goyoguinenbay ist einer von den schönsten Oertern in der Welt. Eine mit Gehölzen bedeckte Halbinsel geht in der Mitte vor; und bildet gleichsam ein Theater. Zur Linken wird man in der Vertiefung eine kleine Insel gewahr, welche die Einfahrt eines Flusses verdecket, wodurch die Goyoguinen in den See herunter kommen. Man begiebt sich von dieser Bay nach der Tsonnontuanerbay: man trifft aber in diesem Zwischenraume einen kleinen Fluß an, wovon man sehr merkwürdige Seltsamkeiten anführet. Er heißt **Cascuchiagon**. Obgleich seine Mündung weder breit, noch tief ist: so erweitert sie sich doch ein wenig höher, und die größten Schiffe könnten darinnen gehen. Darauf wird man durch einen Fall aufgehalten, der nicht weniger, als sechzig Fuß hoch, und zween Morgen Ackers breit ist. Einen Flintenschuß darüber findet man einen zweyten von eben der Breite, aber um zwey Drittheile niedriger; und eine halbe Meile weiter einen dritten, der hundert Fuß hoch und drey Morgen Ackers breit ist. Nach diesen großen Wasserfällen trifft man viele Wasserschüsse an; und funfzig Seemeilen weiter findet man einen vierten Fall, der dem dritten in nichts nachgiebt. Der Lauf dieses Flusses ist hundert Seemeilen; und wenn man ungefähr sechzig Seemeilen hinauf gegangen ist, so hat man nur zehn zu Lande, wenn man zur Rechten geht, um zu dem **Ohio** oder dem schönen Flusse, an einem Orte, Namens **Ganos** zu kommen, wo man einen Brunnen findet, dessen Wasser die Dicke des Oeles und einen Eisengeschmack hat. Die Wilden brauchen ihn in ihren Krankheiten, alle Arten der Schmerzen zu stillen.

Charlevoix. 1721.

Seltsamkeiten des Cascuchiagon.

Die Tsonontuanerbay ist allerliebst. Ein artiger Fluß schlängelt sich daselbst zwischen zwoen mit kleinen Höhen besetzeten Wiesen hindurch; und man entdecket allda Thäler von einer großen Strecke, die durch Wälder begränzet sind. Den 22sten gieng man vor einer andern Bay vorbey, die der **große Morast** heißt, und den Nachmittag desselben Tages lief man in die Niagarastraße ein. Dieß ist ein Raum von vierzehn Seemeilen, welcher die Gemeinschaft des Eriesees mit dem Ontariosee machet, und wodurch der St. Laurenzfluß aus dem erstern in den andern geht. Von der Einfahrt bis an den Ontariosee führet diese Straße den Namen des **Niagaraflusses**. Der Zwischenraum ist von ungefähr sechs Seemeilen; und man findet an der Einfahrt das Fort eben dieses Namens. Es steht aber nur seit des P. Charlevoix Reise. Herr von Joncaire, welcher der Stifter desselben ist, hatte damals einen kleinen Sitz drey Seemeilen weiter hin, an dem Ufer der Straße, nebst einigen indianischen Hütten. Man fährt gegen Süden, wenn man in den Niagarafluß hinein läuft; und der Wohnplatz dieses Herrn, dem man im Voraus den Namen eines Fortes gab, war zur Linken in derjenigen Weite von dem Orte, wo heutiges Tages das Fort ist.

Tsonontuanerbay.

Nachdem Charlevoix einige Tage in einer angenehmen Gesellschaft zugebracht hatte: so mußte er gräuliche Gebirge besteigen, um zu dem beschrienen Niagarasprunge zu kommen, oberhalb dessen er sich wieder einschiffen sollte. Diese Reise ist drey Seemeilen weit. Sie war sonst fünf bis sechs, weil man auf der andern Seite des Flusses, das ist an der Westseite, gieng, und sich nur zwo Seemeilen über seinem Falle einschiffete. Man hat

Beschreibung des Niagarasprunges.

Charlevoix. 1721.

aber an der Linken eine halbe Viertelmeile von diesem Wasserfalle eine Bucht gefunden, wo der Strom nicht merklich ist, und wo man sich ohne Gefahr einschiffen kann.

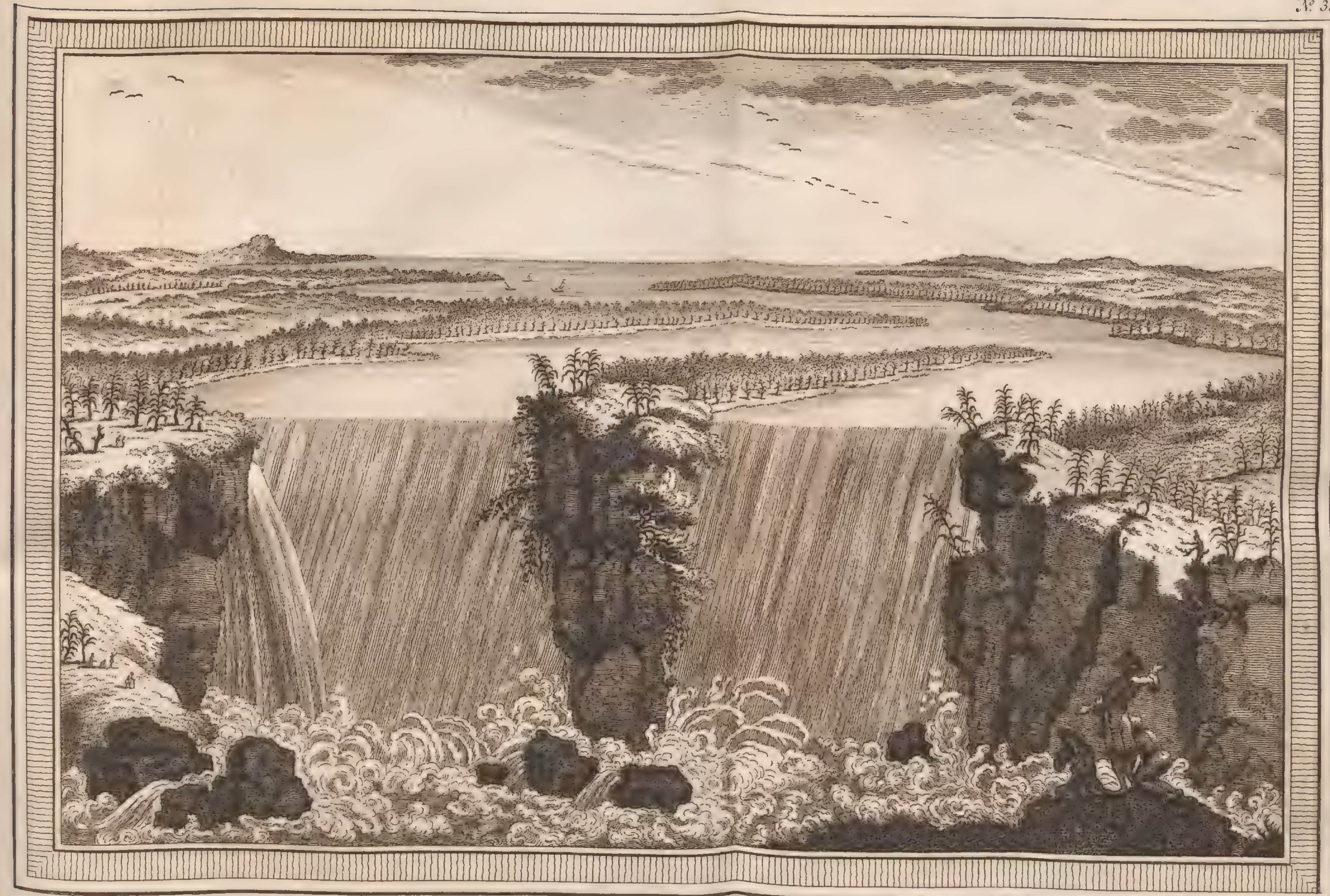
Der Fall des St. Laurenzflusses in dieser Straße bildet einen von den schönsten Wasserfällen der Natur. Nach denen Beobachtungen, woran man sich hält, hat sich la Hontan so wohl in seiner Höhe, als in seiner Gestalt, geirret. „Es ist gewiß, saget Charlevoix, daß, „wenn man die Höhe nach denen drey Gebirgen mißt, worüber man anfangs gehen muß, „man von denen sechshundert Fuß, die ihm Delile in seiner Karte giebt, nicht viel abziehen „darf; und er hat ohne Zweifel solches nur auf Treu und Glauben des Barons de la Hon„tan und des P. Hennepin vorgegeben. Als ich aber auf die Spitze des dritten Gebirges „gekommen war: so bemerkete ich, daß ich in denen drey Meilen, die ich noch bis an den „Wasserfall hatte, mehr hinunter, als hinauf, steigen mußte; und hierauf haben diese beyden „Reisenden nicht genug Acht gehabt. Weil man sich nur von dieser Seite dem Wasser„falle nähern und ihn nur von der Halbseite sehen kann: so ist es nicht leicht, die Höhe des„selben mit den Instrumenten zu messen. Man hat es mit einem Stricke, der an das En„de einer Stange gebunden werden, versuchet; und auf diese Art hat man nur hundert und „funfzehn bis hundert und sechs und zwanzig Fuß Tiefe gefunden. Allein, es ist nicht „möglich, sich gewiß zu versichern, ob die Stange sich nicht an einem Felsen, der vorgieng, „aufgehalten; und ob man sie gleich allezeit naß, so wie auch das eine Ende des Strickes, „wieder zurück gezogen: so kann man doch nichts daraus schließen, weil das Wasser, welches „von dem Gebirge hinunter stürzet, sehr hoch mit vielem Schaume wieder aufspringt. Ich „meines Theiles habe ihn von allen Seiten, wo man ihn nur ansehen kann, betrachtet, „und schätze, daß man ihm nicht weniger als hundert und vierzig oder funfzig Fuß „geben kann z).

Seine Gestalt ist wie ein Hufeisen, ungefähr vierhundert Schritte im Umfange. In der Mitte ist er durch eine sehr schmale Insel, die eine halbe Viertelmeile lang ist, in zween getheilet. Diese beyden Theile aber säumen sich nicht, sich wieder zu vereinigen. Derjenige, den man nur von der Halbseite sieht, hat viele vorgehende Spitzen; und diejenige, die man von vornen entdecket, scheint sehr eben zu seyn. La Hontan setzet noch einen Strom hinzu, der von Westen kömmt. Vielleicht waren es nur wilde Wasser, die sich durch einige Rauschbäche dahinein ergossen, wenn der Schnee geschmolzen war. Man urtheilet leicht, daß unterhalb des Falles der Fluß noch lange Zeit einen so gewaltigen Stoß empfindet. Er ist auch nur erst drey Seemeilen darnach schiffbar, und gerade vor dem Orte, wo Joncaire seinen Wohnplatz hatte. Er sollte nicht weniger oberhalb unfahrbar seyn; weil der Fluß in seiner ganzen Breite daselbst schnurgerade fällt. Außer der Insel aber, die ihn theilet, halten noch viele Klippen die Schnelle des Stromes auf. Er ist gleichwohl so stark, daß man nicht nach der Insel hinüber fahren kann. Man hatte dem P. Charlevoix gesaget, die Fische, die daselbst hinein kämen, fielen in dem Flusse todt darnieder: allein, er sah dergleichen in dem Flusse nicht. Man hatte ihn auch versichert, die Fische, die darüber hinflögen, fänden sich zu einen in dem Wirbel verwickelt, welchen die Heftigkeit des Wassersturzes in der Luft machet. Indessen sah er doch kleine Vögel, ziemlich niedrig, gerade über dem Falle wegfliegen.

Dieses

z) Journal historique p. 233.

N°. 30



Waßerfall von Niagra .

Th

Charlevoix. 1721.

Dieses große Wassertuch wird von einem Felsen aufgefangen; und zwo Ursachen bewegen einen, zu glauben, daß es daselbst eine Höhle von einiger Tiefe gefunden oder mit der Zeit ausgehöhlet habe. Erstlich ist das Geräusch daselbst sehr dumpficht und gleicht einem entfernten Donner. Kaum höret man es so weit, als der französische Wohnplatz ist; und was man daselbst höret, kann wohl nur von dem Anstoßen an die Felsen seyn, womit der Fluß in diesem Raume angefüllet ist; und das um so vielmehr, weil man oberhalb dieses Wasserfalles ihn schon weit näher nicht mehr höret. Die zweyte Ursache ist, daß nichts wieder von dem, was man hinein fallen läßt, zum Vorscheine kömmt. Wenn man übrigens einen Nebel darüber wahrnimmt: so ist es von hinten; und von ferne würde man ihn für einen Rauch halten. Das Erdreich ist in denen dreyen Meilen, die man zu Fuße thut, um sich nach dem Sprunge zu begeben, und welche man die Uebertragung von Niagara nennet, weder gut, noch mit schönen Gehölzen bekleidet; und man kann daselbst nicht zehn Schritte thun, ohne auf einen Ameisenhaufen zu treten, oder Klapperschlangen anzutreffen, vornehmlich bey der Hitze des Tages.

Beobachtungen an dem Eriesee.

Man rechnet ungefähr sieben Seemeilen von dem Niagarasprunge bis zu dem Eriesee. Der P. Charlevoix gieng den 27sten daselbst ab, und kam glücklich in den See. Sein Weg, da er an der Südküste hinfuhr, war weit angenehmer, als an der Nordküste, aber auch um die Hälfte länger. Dieser See ist von Osten gegen Westen auf hundert Seemeilen lang. Seine Breite von Norden gegen Süden ist ungefähr dreyßig Seemeilen. Der Namen **Erie** ist der Namen einer Völkerschaft in der huronischen Sprache, die an seinen Ufern saß, und von den Iroquesen gänzlich zerstöret worden. Er heißt **Katze**; und die Erier werden in einigen Nachrichten die Völkerschaft der Katzen genannt. Man findet wirklich in diesem Lande eine Menge von diesen Thieren, die viel größer sind, als die unsrigen; und ihre Felle werden sehr hochgehalten. Der Namen **Conty**, welchen man auch dem Eriesee giebt, kömmt vermuthlich von dem Ritter von Tonti her, welcher diesem Prinzen seine Beförderung zu danken hatte.

Den 28sten fand sich Charlevoix, nachdem er neunzehen Seemeilen zurückgeleget hatte, vor dem großen Flusse, welcher durch zwey und vierzig Grad funfzehn Minuten von Osten kömmt. Obgleich die Bäume noch nicht grün waren: so kam ihm das Land dennoch schön vor. Den 29sten und 30sten kam er nicht weit: den andern Morgen aber rückete er mehr fort. Den 1sten des Brachmonates, da er eine Stunde lang einen Fluß hinauf gefahren war, der, wie man saget, von sehr weit herkömmt, und zwischen zwoen schönen Wiesen wegfließt, mußte er ungefähr sechzig Schritte weit übertragen lassen, damit man nicht um eine Spitze hinum dürfte, die funfzehen Meilen in den See hinein geht, und die lange Spitze heißt. Ob sie gleich sandig ist, so trägt sie doch von Natur sehr viele Weinstöcke. Die folgenden Tage fuhr er an einem sehr schönen Lande hin, welches zuweilen durch unangenehme Höhen, die sich aber nicht weit erstrecken, bedecket wird. Den 4ten wurde er einen Theil des Tages an einer Spitze aufgehalten, welche drey Seemeilen weit Nord und Süd läuft, und welche man die kahle Spitze nennet. Das Land ist voller Bären; und man hatte den vorigen Winter nur allein auf dieser Spitze über vierhundert erleget.

Klapperschlangeninsel.

Den 5ten um vier Uhr des Abends wurde man das Südland und zwo kleine Inseln gewahr, die sehr nahe dabey sind. Sie heißen die Klapperschlangeninseln, und man versichert, sie seynd mit diesen gefährlichen Gewürmen so angefüllet, daß die Luft davon ganz

Charlevoix. 1721.

angestecket ist. Man gieng gegen Abend in die Straße hinein, und brachte die Nacht daselbst oberhalb einer sehr schönen Insel zu, die Weißholzinsel genannt. Von der langen Spitze bis an die Straße, geht die Fahrt nur nach Westen: von der Straße an aber bis an die St. Clareninsel, welche fünf bis sechs Seemeilen davon ist; und von da bis an den Huronensee wendet sie sich ein wenig von Osten nach Süden. Die ganze Straße also, welche dreyßig Seemeilen lang ist, ist zwischen dem zwey und vierzigsten Grad, zwölf bis funfzehn Minuten, und dem drey und vierzigsten und einem halben Grade Norderbreite. Ueber der St. Clareninsel erweitert sie sich, so daß sie auch einen See von ungefähr sechs Seemeilen lang und an einigen Orten eben so breit, bildet, welcher den Namen der Insel angenommen, oder ihr seinen gegeben hat. Man stellet diesen Ort als die schönste Gegend von Canada vor. Hügel, Wiesen, Felder, Gehölze, Bäche, Brunnen und Flüsse, alles ist daselbst wundersamer Weise zusammengebracht. Charlevoix sah daselbst Felder, welche achtzehn Jahre hintereinander ohne gedüngt zu werden, Weizen getragen hatten. Die Inseln scheinen daselbst zum Vergnügen des Auges mit der Hand dahin gesetzet zu seyn. Der Fluß und der See sind sehr fischreich. Die Luft ist daselbst rein, gemäßiget und gesund. Vor dem französischen Forte, welches zur Linken liegt, eine Seemeile unter der St. Clareninsel, findet man an eben der Seite zwey zahlreiche Dorfschaften nahe beyeinander. Die erste wird von Huronen Tionontatern, welche erst lange herumgeschweift, und sich darauf anfangs am St. Mariensprunge gesetzet haben; die zweyte von Puteotamiern bewohnet. Ein wenig höher sieht man ein Dorf von Outawaiern, den unzertrennlichen Gefährten der Huronen, seit dem beyde von den Iroquesen aus ihren Landen verjaget werden.

Die schönste Gegend in Canada.

Fort Pontchartrain.

Das französische Fort, welches den Namen Pontchartrain führet, ist von Feldern, die mit Sande untermengt, aber dennoch fruchtbar sind, und mit sehr schönen Gehölzen umgeben, die aber fast allezeit mit Wasser angefüllete Gründe haben. Charlevoix scheint für die Meynung derjenigen zu seyn, welche eine ansehnlichere Niederlassung an dieser Straße wünschen würden, ungeachtet man Gefahr liefe, daß man dem nordlichen Pelzhandel der engländischen Colonien gar zu nahe käme. Diesen Einwurf glaubet er dadurch zu zernichten, daß er behauptet, an welchem Orte auch die Wilden seyn und was für Vorsicht man auch brauchen möchte, so würde man sie doch nicht abhalten, daß sie nicht ihre Waaren auswärts trügen, wenn man ihnen nicht in der französischen Colonie eben die Vortheile verschaffen könnte, die sie bey den Engländern hoffen.

St. Clarensee.

Charlevoix reisete den 18ten des Brachmonates von da nach Michillimakinac ab. Der St. Clarensee worüber er fuhr, zeiget auf beyden Seiten ein sehr schönes Land. Gegen die Mitte der Ueberfahrt, die nur vier Seemeilen ist, läßt man einen ziemlich breiten Fluß zur Linken, den man den Huronenfluß genannt hat; weil sich die Indianer dieser Völkerschaft bey dem Kriege mit den Iroquesen dahin flüchteten; und zur Rechten fast gerade gegenüber, sieht man einen andern, der noch breiter ist, den man aber achtzig Meilen weit hinauf fahren kann, ohne einen Wassersturz zu finden, welches ein seltener Vortheil bey einem Flusse dieses Landes ist. Die Fahrt von dem Fort der Straße bis jenseit des St. Clarensees ist Ostnordost; von da wendet man sich gegen Nord durch Ost bis nach Süden, vier Seemeilen weit, nach welchen man zur Rechten ein Dorf von Mißißaguern findet, welches in einer fruchtbaren Gegend an dem Anfange der schönsten Wiesen von der Welt liegt. Von diesem Dorfe rechnet man nach dem Huronensee zwölf Seemeilen in einem allezeit allerliebsten Lande. Es ist ein schöner Canal, mit großen Gehölzen besetzet, die durch Wiesen

Wiesen abgesondert werden, welche mit Inseln durchschnitten sind. Man folget darinnen stets Nord gen Nordost bis an die Einfahrt in den Huronensee, wo die Fahrt noch zwölf Seemeilen gegen Norden ist. Es sind ihrer wenigstens hundert von der Straße bis Michillimakimac. Fünf und zwanzig Seemeilen von der Einfahrt in den See geht man über eine Felsenbank, die flachen Länder genannt, die nicht über einen halben Fuß hoch Wasser haben. Darauf rücket man nach der Sagulnambay vor, welche fünf oder sechs Seemeilen Oeffnung und dreyßig Tiefe hat. Der Grund dieser Bay, wo die Ontawaler ein Dorf haben, ist ein schönes Land. Von ihrer Einfahrt aber bis Michillimakimac findet man nichts, was dem Auge gefällt. Zehn Seemeilen über der Bay wird man zweener ziemlich großer Flüsse gewahr, wenigstens eine Meile von einander, und vier oder fünf Meilen weiter hin ist die Donnerbucht, welche eine Oeffnung von drey Seemeilen aber wenig Tiefe hat.

Fort Michillimakimac.

Das Fort Michillimakimac ist drey und vierzig Grad dreyßig Minuten Norderbreite. Es ist sehr verfallen, seitdem man den besten Theil der Wilden, die sich da gesetzet hatten, nach der Straße verleget hat. Es ist bey dem Forte nur noch ein mittelmäßiges Dorf übrig, wo sich der Pelzhandel gleichwohl noch erhält, weil eine große Anzahl indianischer Völkerschaften da durchgehen. Die Lage dieses Posten ist sehr vortheilhaft zwischen dreyen großen Seen, dem Michigan oder Illinesensee, dem Huronensee und dem obern See, die alle drey für die größten Barken schiffbar, und die beyden erstern durch eine einzige kleine Straße abgesondert sind, ohne zu gedenken, daß eben die Fahrzeuge ohne Hinderniß in dem ganzen Eriesee bis nach dem Niagarasprunge gehen können. Obgleich zwischen dem Huronensee und dem obern See sich nur durch einen Canal von zwey und zwanzig Seemeilen, der mit Wasserstürzen durchschnitten ist, eine Gemeinschaft findet: so können doch die Canote alles, was man aus dem obern See bekömmt, bis nach Michillimakimac bringen.

Beobachtungen wegen des obern Sees.

Charlevoix giebt dem obern See zweyhundert Seemeilen in der Länge von Osten gegen Westen, achtzig in der Breite an vielen Orten, von Norden gegen Süden, und fünfhundert im Umfange. Seine ganze mittägliche Küste ist sandig, ziemlich gerade, und sehr von den Nordwinden beschweret. Das nordliche Ufer hat weniger Gefahr für die Reisenden, weil es bey wenigern Winden mit Felsen besetzet ist, welche kleine Hafen machen; und nichts ist in einem See, wo man etwas sehr sonderbares wahrnimmt, nothwendiger, als diese Zufluchtsörter. Es wird daselbst ein Sturm zween Tage vorher angekündiget. Anfänglich nimmt man auf der Oberfläche des Wassers ein kleines Wallen wahr, welches den ganzen Tag dauert, ohne daß es merklich zunimmt. Den andern Morgen bedecken ziemlich starke Wellen den See, und brechen sich den ganzen Tag nicht, so daß man ohne Furcht fortrücken kann, und man leget so gar mit einem günstigen Winde einen großen Weg zurück. Den dritten Tag aber sieht man den See ganz in Feuer; und die Bewegung der Wellen wird so heftig, daß man Schutzörter nöthig hat, die man an der Nordküste findet. An der südlichen ist man genöthiget, gleich den zweyten Tag ziemlich weit vom Ufer zu bleiben.

St. Mariensprung.

Die Jesuiten hatten an dem Canale, wodurch dieser See mit dem Huronensee zusammen hängt, eine blühende Kirche, welche sie St. Mariensprung nannten, weil sie nahe an einem Wassersturze war, welcher durch große Felsen verursachet wurde: Man hat bereits angemerket, daß die Indianer, woraus sie bestund, nach Michillimakimac versetzet worden. An den Ufern des Sees findet man an einigen Orten große Stücke Kupfer, wel-

Charlevoix. 1721.

che der Gegenstand einer abergläubischen Verehrung bey den Wilden sind. Sie sehen solche als ein Geschenk derer Götter an, die unter dem Wasser wohnen; und ob sie gleich solche zu nichts brauchen: so sammeln sie doch die kleinesten Stücke davon sorgfältig. Vor Alters, sagen sie, sah man daselbst einen Felsen von dieser Materie, welcher sich weit über das Wasser erhob; und weil er nicht mehr erscheint: so behaupten sie, die Götter hätten ihn an einen verborgenen Ort versetzet. Charlevoix verwirft das Daseyn eines Kupferfelsen nicht, und urtheilet, die Wellen könnten ihn wohl mit der Zeit mit Sande bedecket haben. Er versichert, man habe an vielen Orten eine ansehnliche Menge von diesem Metalle entdecket, ohne daß man sehr gegraben habe; es sey fast rein; und ein Jesuitenbruder, der ein Goldschmiedt seines Handwerkes war, und bey der Mission am St. Mariensprunge dienete, habe Leuchter, Kreuze und Rauchpfannen daraus gemacht.

Stinkerbay.

Man rechnet achtzig Seemeilen von dem Forte Michillimakimac nach der Stinkerbay, oder der großen Bay; und Charlevoix hatte Gelegenheit, diese Reise mit dem Ritter von Montigny zu thun. Sie schiffeten sich den 2ten des Heumonates ein. Dreyßig Meilen weit liefen sie an einer Erdzunge hin, die den Michigansee von dem obern See absondert, und an einigen Orten nur einige Meilen breit ist. Das Land ist sehr schlecht: es endiget sich aber mit einem schönen Flusse, la Manistie genannt, der sehr fischreich und vornehmlich voller Stöhre ist. Ein wenig weiter hin, wenn man gegen Südwest fährt, kömmt man in einen großen Meerbusen, dessen Einfahrt mit Inseln besetzet ist. Er heißt die Nokaierbay von dem Namen einer kleinen Völkerschaft, die von dem obern See gekommen ist, und wovon nur noch einige zerstreuete Familien übrig sind, die keine beständige Wohnung haben. Dieser Busen ist von der großen Bay nur durch die Inseln der Putewatamier, die alten Wohnungen der Wilden dieses Namens, abgesondert. Die meisten sind reich an Gehölzen: die einzige aber, welche noch bevölkert ist, ist weder die größte, noch die beste. Sie enthält ein Dorf, dessen Einwohner sich stets durch ihre Ergebenheit gegen die Franzosen hervorgethan haben.

Nokaierbay.

Die beyden Reisenden wurden den 6ten durch widrige Winde aufgehalten. Weil aber die zurückgekommene Windstille ihnen erlaubet hatte, sich den Abend beym Mondenscheine einzuschiffen: so giengen sie vier und zwanzig Stunden lang hinter einander fort. Die Sonne brannte so stark, und das Wasser in der Bay war so heiß, daß das Gummi ihres Canotes an vielen Orten schmolz; und da dieser Unfall sie genöthiget hatte, sich zu dessen Ausbesserung aufzuhalten: so fanden sie sich von vielerley Arten von Fliegen belagert, die ihnen eine traurige Nacht macheten. Den andern Morgen, nachdem sie, fünf bis sechs Meilen gefahren, fanden sie sich vor einer kleinen Insel, die nicht weit von der Ostküste der Bay ist und ihnen die Einfahrt eines Flusses verbarg, woran die Malominer wohnen. Diese Indianer, welche von den Franzosen die Völkerschaft des tauben Habers genannt worden, vermuthlich, weil sie sich davon nähret, sind in einem einzigen Dorfe zusammen. Man rühmet ihren schönen Wuchs; und man giebt vor, daß sie nebst der Sprache der Nokaier und Springer, woraus man sie für Völker von einerley Herkunft hält, noch eine besondere Sprache haben, welche sie niemanden bekannt machen. Ein wenig unter der kleinen Insel ändert sich die Gestalt des Landes auf einmal, und wird liebreizend. Es hat so gar etwas angenehmers, als die Straße. Allein, ob es gleich mit schönen Bäumen bedecket ist, so scheint es dennoch sandig, und nicht so fruchtbar zu seyn. Die Otchagraer, welche man die Stinker genannt hat, bewohneten vordem die Ufer der Bay. Man erzäh-

Völkerschaft des tauben Habers.

zählet, als sie von den Jllinesen von da verjaget worden, so haben sie sich in den Fluß der Utagamier geflüchtet, und sich daselbst an einem so fischreichen Orte gesetzet, daß man um ihre Hütten herum nichts anders, als verfaulete Fische, gesehen, wovon die Luft ganz angesteckt gewesen. Diesen Ursprung giebt man ihrem Namen. Die Franzosen haben in der Bay ein ziemlich gutes Fort an dem westlichen Ufer des Utagamierflusses, zwölf Seemeilen von seiner Mündung. Man sieht zur Rechten ein Dorf von Sakiern; und die Otchagraer haben sich seit kurzem um das Fort herum niedergelassen. Ihre Sprache hat mit der andern Völkerschaften in Canada ihrer nichts ähnliches: sie haben auch gar keinen Umgang, als mit den westlichen Völkern. Charlevoix erstaunete, als ihm die Otchagraer eine catalonische Pistole, und ein Paar spanische Schuhe, nebst einer Art von Salbe zeigeten. Sie hatten solches von einem Ayuc; und sie erzähleten, wie es in ihre Hände gekommen wäre. Vor ungefähr zwey Jahren, sageten sie, kamen Spanier aus Neu-Mexico, in der Absicht, bis zu den Jllinesen zu dringen, und die Franzosen von da zu verjagen, welche sie ungern näher kommen gesehen. Sie waren den Missuri herunter gefahren, und hatten zwey Dörfer der Octotataer angegriffen, welche der Ayuer Freunde waren. Diese Wilden, die noch ohne Feuergewehr waren, hatten nicht viel Widerstand thun können: ein drittes Dorf von eben der Völkerschaft aber, das nicht weit von den beyden andern entfernet war, und aus ihrem Unglücke lernete, was es selbst zu befürchten hätte, legete den Siegern einen Hinterhalt. Sie waren so unvorsichtig, und geriethen hinein; und die meisten wurden erschlagen. Sie hatten zween Priester bey sich, wovon der eine bey dem Gefechte blieb, der andere aber gefangen genommen wurde, und sich auf eine sehr listige Art rettete. Sein Pferd, welches er geschickt ritt, hatte ihm das Leben erhalten. Eines Tages, da die Wilden sich eine Lust macheten, ihn solches tummeln zu sehen, entfernete er sich unvermerkt, und verschwand bald ganz. Vermuthlich war dieses noch von seinem Geräthe übrig geblieben, oder der Raub von einem Erschlagenen, der zu den Otchagraern gekommen. Charlevoix, welcher das, was er von diesen Jndianern vernahm, mit andern Erzählungen verglich, überredet sich leicht, es gäbe in dem festen Lande Spanier, oder andere europäische Pflanzstädte weiter gegen Norden, als diejenigen, die wir von Neumexico und Californien kennen; und wenn man den Missuri hinausführe, so weit man könnte, so würde man einen großen Fluß finden, der gegen Westen bis in das Südmeer liefe. Er setzet hinzu, daß außer dieser Entdeckung, die er von dieser Seite für leichter hält, als von der Nordseite, einförmige Anzeigen, die aber an verschiedenen Orten gesammelt sind, ihm nicht erlauben, zu zweifeln, daß, wenn man versuchete, bis an die Quelle des Missuri zu dringen, man nicht daselbst so viel finden sollte, daß man wegen der Beschwerlichkeit und Unkosten einer so großen Unternehmung schadlos seyn sollte a).

Charlevoix. 1721.

Ursprung des Namens der Stinkerbay.

Raub von einem spanisch. Priester.

Eine andere Reise, die er von Michillimakimac nach dem St. Josephsflusse that, machet den Michigansee bekannt. Er reisete den 29sten des Heumonates zu Mittage mit einem widrigen Winde ab, welcher ihn nicht hinderte, acht Seemeilen den Tag zurück zu legen; woraus er schloß, daß ihn die Ströme fortrieben. Diese Beobachtung, die er schon gemacht hatte, da er in die große Bay einlief, ließ ihm keinen Zweifel, daß sich diese Bay, die ein Sack ist, nicht in den Michigansee ergießt, und daß der Michigan, der auch ein Sack

a) Journal historique p. 301.

Charlevoix. 1721.

Sack ist, nicht in den Huronensee geht; und das um so vielmehr, saget er, weil der eine und der andere viele Flüsse einnehmen, und der Michigan vornehmlich eine große Anzahl derselben einnimmt, deren einige nicht geringer sind, als die Seine *b*).

Michigansee.

Anfangs gieng er fünf Seemeilen gegen Westen, um nach dem Michigansee zu kommen; darauf wandte er sich gegen Süden, in welcher Richtung man hundert Seemeilen fortge t, bis an den St. Josephsfluß. Nichts scheint mit dem Lande zu vergleichen zu seyn, welches den Michigansee von dem Huronensee absondert. Den 1sten August, nachdem er über eine Bay gesegelt, die dreyßig Seemeilen tief ist, hatte er die Biberinseln zur Rechten, die mit schönen Bäumen bedecket sind; und einige Meilen weiter sah er zur Linken auf einer Sandhöhe das, was die Wilden den liegenden Bären, und die Franzosen den schlafenden Bären nennen. Nach zwanzig Seemeilen, die er diesen Tag that, kam er in eine kleine Insel, die in vier und vierzig Grad dreyßig Minuten, das ist, fast auf der Höhe von Montreal, ist. Von der Einfahrt in den Michigansee bis an diese Insel ist die Küste so sandig, als das innere Land gut zu seyn scheint. Es ist über dieses so gut bewässert, daß man keine Meile weit geht, ohne entweder einen großen Bach oder einen schönen Fluß zu entdecken; und je weiter man gegen Süden kömmt, desto größer sind die Flüsse, vermuthlich, weil sie weit her kommen. Indessen fehlet es doch den meisten an Tiefe, einzulaufen. Das Sonderbareste ist, daß man da fast gleich Anfanges Seen von zwoen, drey, oder vier Seemeilen im Umfange antrifft, welches ohne Zweifel von der Menge Sand herkömmt, den sie führen, und welcher von den Wellen zurück gestoßen wird, da er sich denn an ihrer Mündung häufet.

Schönheit des Landes.

Fluß des P. Marquette.

Den 3ten gieng er vor dem Flusse vorbey, den man des P. Marquette Fluß nennet. Charlevoix lief daselbst hinein, um sich von der Wahrheit, derer Erzählungen zu versichern, die man ihm davon gemacht hatte. Er ist anfangs nur ein Bach: funfzehn Schritte weiter aber kömmt man in einen See, ungefähr zwo Meilen im Umfange. Ein großer Bug (Morne), den man zur Linken an der Einfahrt läßt, scheint von Menschenhänden gehauen zu seyn, damit er sich desto leichter in den Michigan ergießen könne. Zur Rechten ist die Küste sehr niedrig, hundert Schritte lang; darauf wird sie auf einmal sehr hoch. Diese Beschreibung hatte man ihm davon gemacht. Er setzet hinzu, der P. Marquette habe sich daselbst, nachdem er viele Entdeckungen in allen diesen Ländern gemacht, den 18ten May 1675 an der Mündung aufgehalten; er sey daselbst plötzlich gestorben, und allda begraben worden. Die Franzosen haben dem Flusse seinen Namen gegeben; und die Wilden selbst nennen ihn nicht anders, als den Schwarzrock *c*).

St. Nicolasfluß.

Drey Seemeilen weiter findet man den St. Nicolasfluß, welcher auch mit einem See begleitet ist, der viel länger, als der vorige, aber nicht so breit ist. Er ist mit rothen und weißen Fichten besetzet, wovon die letztern, die eine rauhere Rinde, aber ein besseres Holz haben, ein ziemlich feines Gummi geben; da man hingegen aus den andern nur ein Harz bekömmt, woraus man sehr gutes Theer machet. Den 6ten gieng er vor dem schwarzen Flusse vorbey, ruhete am Ufer seines Sees aus, und lief in den St. Josephsfluß ein.

Er

b) Diese großen Ströme sind nur in der Mitte des Canales zu merken, und bringen an beyden Ufern Remouts oder Gegenströme hervor, deren man sich bedienet, wem man am Lande hingeht, wie man in den Canoten von Rinde thun muß.

c) Diesen Namen geben die Wilden den Jesuiten, wie sie die Weltpriester Weißhälschen, und die Franciscaner Grauröcke nennen.

Charlevoix. 1721.

Er giebt ihm über hundert Seemeilen in seinem Laufe. Seine Quelle, saget er, ist nicht weit von dem Eriesee. Er ist achtzig Seemeilen weit schiffbar. Man fährt ihn ungefähr fünf und zwanzig hinauf, um sich nach dem französischen Fort zu begeben; und in diesem Raume entdecket man nur vortreffliche Felder, die mit Bäumen von einer ungeheuern Höhe bedecket sind, worunter an einigen Orten eine Menge sehr schönes Frauenhaar wächst. Bey seiner Fruchtbarkeit ist dieser Fluß so bequem zur Handlung aller Theile von Canada, daß er stets von den Wilden häufig besuchet worden. Die Mascutinen hatten daselbst einen Sitz: sie sind aber wieder in ihr Land gegangen, das man noch schöner vorstellet. Die Putewatamier und Miamier haben daselbst zwey Dörfer. Was man das Fort nennet, ist die Wohnung des französischen Befehlshabers, und einiger Soldaten, welche nur mit einem schlechten Pfahlwerke umgeben ist. So sind beynahe alle Forte in diesem Lande, Chambly und Catarocui ausgenommen, welche wirkliche Festungen sind.

St. Josephsfluß.

Seine Eigenschaften.

Der St. Josephsfluß kömmt von Südost, und ergießt sich im Grunde des Michigansees. Ob er gleich ziemlich groß ist: so erfordert seine Einfahrt doch große Behutsamkeit; weil bey den Westwinden, die daselbst häufig sind, die Wasserwogen die ganze Länge des Sees haben, ohne zu gedenken, daß die Ströme eine große Anzahl Flüsse haben, die von der Ostseite herunter kommen, und die Schifffahrt durch ihren Stoß mit den Wellen gefährlich machen. Man hat auch in Canada keinen See, worauf mehr Schiffbrüche vorgehen.

Ginseng daselbst.

Es finden sich hier eine Menge Kräuter, unter denen man den Ginseng bemerket, der im Ueberflusse an den Ufern des schwarzen Flusses wächst. Man weis, was der P. Laffiteau von dieser Pflanze bekannt gemacht hat, die er Aurelianam Canadensem nennet. Man bemerket hier nur, daß der schwarze Fluß in einerley Höhe mit Corea ist, wo man den Ginseng für den Kaiser in China hohlet; welche Gleichförmigkeit der Himmelsluft denn ein großes Vorurtheil für den in Neufrankreich ist. An dem St. Josephsflusse sieht man viele sonderbare Bäume; und die Gefilde, welche das Fort umgeben, sind mit Sassafras dergestalt bedecket, daß die Luft davon ganz wohlriechend gemacht wird: es ist aber kein großer Baum, so, wie man ihn bey Carolina vorgestellet hat, sondern eine fast kriechende Staude.

Zween Wege zu den Illinesen.

Charlevoix hatte sich vorgenommen, nicht allein bis zu den Illinesen zu gehen, welche itzo in der Statthalterschaft von Luisiana mit begriffen sind, sondern auch noch den großen Fluß Mississipi bis nach Neuorleans hinunter zu gehen. Wir wollen ihm auf diesem schönen Wege folgen, welcher die beyden französischen Pflanzlande verbindet. Von dem Forte St. Joseph hatte er unter zweenen Wegen zu wählen; der eine war, daß er wieder nach dem Michigansee zurückgieng, an der ganzen Südküste hinfuhr, und in den kleinen Fluß Chicagu einlief, von da man erst fünf bis sechs Seemeilen hinauf fährt, hernach durch zwo Uebertragungen, wovon die längste nur fünf Viertheilmeile ist, in den Illinesenfluß einläuft. Weil aber bey der Jahreszeit, worinnen man war, der Chicagu nicht Wasser genug für die Canote hatte: so mußte man sich zu dem zweyten Wege entschließen, der nicht so angenehm, aber sicherer ist. Er gieng den 16ten des Herbstmonates von St. Joseph ab, und den Fluß gleiches Namens hinauf. Sechs Meilen über dem Forte ließ man ihn an dem rechten Ufer aussteigen. Er gieng fünf Viertheilmeilen erstlich an dem Flusse hin, darauf queer über eine unermeßliche Wiese, die mit kleinen Gehölzen besäet ist, und von den Franzosen die Ochsenkopfeswiese genannt worden, nachdem sie daselbst einen solchen Kopf von ungeheu-

Charlevoix. 1721.

rer Größe, gefunden hatten. Er lagerte sich an einem sehr schönen Orte, den man das **Fuchsfort** nennet, weil die Völkerschaft der Füchse, das ist, der Utagamier, vordem daselbst ein nach Art dieser Wilden befestigtes Dorf hatten. Den andern Morgen gieng er noch eine Meile auf dieser Wiese zwischen Wasserteichen von verschiedener Größe, welche die Quellen eines Flusses, **Theakiki**, und verderbet **Kiakiki** genannt, sind. **Theak** heißt Wolf; und die Machinganer, welche auch die Wölfe heißen, haben sich ehemals nach diesem Flusse geflüchtet. Das Canot, welches man bis hieher getragen hatte, wurde auf eine von den Quellen gesetzet, und die folgenden Tage schiffete man von Morgen bis auf den Abend, mit Hülfe des Stromes, welcher ziemlich stark ist, und zuweilen auch mit Hülfe eines guten Windes. Man fing schon an, Frost zu empfinden, welches in ein und vierzig Grad vierzig Minuten der Höhe, wo man sich befand, erstaunlich vorkommen muß. Die Umschweife des Flusses macheten, daß man einen großen Weg that: man rückete aber so wenig fort, daß, nachdem man zehn oder zwölf Meilen gefahren war, man sich noch im Gesichte des letzten Lagers befand. Indessen nimmt er doch nach und nach einen geradern Lauf, und seine Ufer werden funfzig Meilen von seiner Quelle sehr angenehm. Bisher ist er schmal und mit Bäumen besetzet, die ihre Wurzeln im Wasser haben: darauf aber bildet er einen kleinen See, der mit Wiesen umgeben ist, die man nicht absehen kann, wo die wilden Ochsen sich in Heerden von zwey bis dreyhundert zeigen. Das einzige Uebel ist, daß der Theakiki von seiner Tiefe verliert, so wie er breit wird; dieses nöthigte, zu Fuße zu gehen, um das Canot zu erleichtern, mit Gefahr von einigen Parteyen von Sussiuern und Utagamiern überfallen zu werden, welche durch die Nachbarschaft der Illinesen, ihrer größten Todfeinde, herbey gezogen worden, und die denen Europäern kein Quartier geben, die sie auf ihrem Wege antreffen. Man erstaunet um so vielmehr, daß man so wenig Wasser in dem Theakiki antrifft, da er so viel Flüsse einnimmt.

Fluß Theakiki.

Die Gabel, Vereinigung des Theakiki und des Illinesenflusses.

Den 27sten, da man nach der **Gabel** kam, welchen Namen die Canadier der Vereinigung des **Theakiki**, und des Illinesenflusses geben, verwunderte sich Charlevoix noch mehr, daß dieser Fluß, nach einem Laufe von sechzig Meilen, so schwach allhier ist, daß ein Ochse, den er hinüber gehen sah, nicht bis mitten an seine Beine Wasser hatte. Indessen verliert doch der Theakiki, welcher sein Wasser von hundert Meilen herführet, und es majestätisch fortrollet, allhier seinen Namen; vermuthlich weil die Illinesen, die ehemals an vielen Orten, so wohl des einen, als des andern wohneten, ihm ihren Namen gegeben haben. Nach seiner Vereinigung wird er noch schöner, und das Land, welches er bewässert, ist auch von einer sonderbaren Schönheit: aber nur erst zwölf oder funfzehn Meilen unter der Gabel ist seine Tiefe seiner Breite gemäß, ob er gleich in diesem Raume viele Flüsse einnimmt. Der größte heißt **Pisticui**, und kömmt aus dem Lande der Mascutinen. Ein Wassersturz, welcher seine Mündung zerschneidet, hat den Namen des **Kohlenplatzes** erhalten, weil die Gegenden umher voller Steinkohlen sind. Man sieht auf diesem Wege nichts, als unermeßliche Wiesen, die mit kleinen Waldungen besäet sind, daß man glauben sollte, sie wären mit der Hand dahin gepflanzet. Das Gras ist daselbst so hoch, daß ein Mensch darinnen verschwindet: man trifft aber aller Orten gebähnete Fußsteige an, welche die Wege der Heerden Ochsen, Hirsche und Rehe sind. Eine Meile unter dem Kohlenplatze entdecket man zur Rechten einen Felsen von runder Gestalt, und sehr erhaben, dessen Spitze wie eine Terrasse ist. Er heißt das Fort der Miagamier, weil diese Indianer daselbst ehemals ein Dorf hatten. Noch eine Meile weiter zur Linken sieht man einen von

Charlevoix. 1721.

eben der Gestalt, den man schlechtweg den Felsen nennet. Es ist die Gesichtslinie von einer schroffen Höhe, die zweyhundert Schritte weit fortgeht, und beständig an dem Ufer des Flusses. Man sieht daselbst noch einige Ueberbleibsel von dem Pfahlwerke einer alten Verschanzung der Illinesen. Ihr Dorf ist an dem Fuße dieses Felsen auf einer Insel, der viele andere folgen, die insgesammt überaus fruchtbar sind, und an diesem Orte den Fluß in zween ziemlich breite Canäle theilen. Wir wollen den P. Charlevoix einen Augenblick selbst reden lassen. „Ich stieg daselbst, den 29sten, um vier Uhr des Abends aus, „und traf einige Franzosen an, die mit den Wilden handelten. Kaum war ich am Ufer, „so erhielt ich die Höflichkeiten des Hauptes in diesem Flecken, eines wohlgebaueten, leutseli„gen Indianers, der eine liebenswürdige Gesichtsbildung hatte, und von dem die Franzo„sen mit vielem Lobe gegen mich redeten. Ich stieg darauf durch einen ziemlich bequemen „aber überaus schmalen Weg auf den Felsen. Ich fand daselbst eine sehr ebene Erdfläche, „von einem großen Umfange, wo alle Wilden in Canada nicht zwanzig Mann überwälti„gen würden, denen es daselbst nicht an Lebensmitteln, vornehmlich an Wasser fehlete; „denn man kann keines, als aus dem Flusse, bekommen. Der Regen und noch mehr ein „Anblick, welcher mir Abscheu machete, hinderten mich, um diesen Posten herum zu gehen, „von da ich eine große Strecke Landes zu erblicken meynete. Ich wurde an dem äußersten „Ende des Dorfes zwey Körper gewahr, die wenig Tage vorher, nach Art dieser mittägli„chen Völkerschaften, verbrannt, das ist von der Gewalt des Feuers gestorben waren, wel„ches man bey allen Theilen des Körpers anwendet. Sie waren, wie gewöhnlich, den Raub„thieren in derjenigen Stellung überlassen, die man sie bey Anwendung dieses Feuermittels „annehmen läßt. Es werden zween Pfähle in die Erde gestecket, und zwey Querhölzer „daran gemacht, das eine zween Fuß hoch von der Erde, das andere sechs bis sieben Fuß „höher. Man läßt den Kranken auf das erste steigen, worauf man ihm die Füße in eini„ger Entfernung von einander anbindet. Die Hände bindet man ihm an die Ecken des „zweyten; und in dieser Stellung brennet man ihn„.

Der Felsen, Fort und Dörfer der Illinesen.

Seine Beschreibung.

Nachdem sich Charlevoix vier und zwanzig Stunden in dem ersten Dorfe der Illinesen aufgehalten hatte: so gieng er den letzten Ort des Flusses vorbey, wo man übertragen muß, und fand ihn nur von einer Breite und Tiefe, die den meisten großen Flüssen in Europa gleichen, wie er saget. An eben dem Tage sah er zum erstenmale Papegeyen. Sie begaben sich nach dem Mißißipi, wo man welche in allen Jahreszeiten antrifft, da man sie hingegen nur den Sommer über an dem Theakiki sieht. Die beyden folgenden Tage gieng man durch ein sehr schönes Land, und den 3ten des Weinmonates kam man in ein zweytes Dorf der Illinesen, funfzehn Meilen von dem erstern. Es liegt sehr angenehm an dem Grunde des Pimitewysees, wie ein Ort heißt, wo sich der Fluß drey Meilen lang auf eine Meile breit erweitert. Einige französische Canadier, die sich noch hier befanden, verursacheten dem P. Charlevoix viel Unruhe, indem sie ihm meldeten, er wäre zwischen vier feindlichen Parteyen, und es wäre eben so unsicher, seine Reise fortzusetzen, als zurück zu gehen. Seine Geschäffte erlaubeten ihm nicht, den Winter bey den Illinesen zuzubringen. Endlich erbothen sich zween Canadier, sie wollten mitgehen; und dieser Beystand stärkete seinen Muth. Er fuhr den 5ten des Weinmonates wieder ab. Man rechnet siebenzig Seemeilen von dem Pimitewy bis zu dem Mißißipi. Von dem ersten illinesischen Dorfe, welches im ein und vierzigsten Grade ist, läuft der Fluß westwärts, etwas gegen Süden: er machet viele Umschweife. Hin und wieder trifft man Inseln an, deren einige ziemlich groß sind.

Wo man die ersten Papegeye sieht.

Pimitewysee.

Lauf des Flusses.

La Hontan. 1688.

sind. Die Ufer sind an verschiedenen Orten so niedrig, daß die meisten Wiesen, wo der Fluß durchläuft, im Frühlinge überschwemmet werden. Man versichert, er sey überall sehr fischreich: die Reisenden aber, welche ihre Furcht forttrieb, dachten wenig ans Fischen. Es ist viel leichter, einen Ochsen oder ein Reh zu erlegen; und man hat auf diesem Wege stets das Aussuchen.

Den 6ten bey Erblickung einer Menge Ochsen, welche sehr geschwind über den Fluß setzeten, zweifelte Charlevoix nicht, daß sie nicht von einigen feindlichen Wilden gejaget würden. Er glaubete also, er dürfte nicht schlafen, damit man die ganze Nacht anwendete, nur fort zu kommen. Den andern Morgen fuhr er vor dem Saguimon vorbey, einem großen Flusse, der von Süden herunter kömmt. Fünf oder sechs Seemeilen weiter ließ er an eben der Seite einen kleinern, den man den Macopinenfluß nennet. Dieß ist der Namen einer großen Wurzel, die ein Gift für diejenigen ist, welche sie roh essen: wird sie aber viele Tage lang beym Feuer gekochet, so wird sie eine gute Speise. Zwischen diesen beyden Flüssen in gleicher Weite findet man einen Morast, Machutin genannt, welches gerade der halbe Weg zwischen Pimitewy und dem Flusse ist; und wenn man vor dem Macopinenflusse vorbey ist, so wird man die Ufer des Flusses bald gewahr, die ungemein erhaben sind: man muß aber noch über vier und zwanzig Stunden fahren, ehe man einläuft; weil sich hier der Illinesenfluß von Westen bis nach Süden durch Osten wendet. Es scheint, nach des P. Charlevoix Ausdrucke, als wolle er nicht gern sein Wasser andern Gewässern zollen, und suche daher wieder zu seiner Quelle zu kehren. Seine Mündung in dem Mißißipi ist Ostsüdost.

Der IV Abschnitt.

Reise des Barons de la Hontan auf dem langen Flusse.

Er geht von der Stinkerbay ab; kömmt in den langen Fluß; wird von vielen Leuten am Ufer begleitet; läßt viele Hasen jagen; seine Aufnahme bey den Essanapern; er beschweret sich bey ihrem Oberhaupte; wird bis zu den Gnacsitaren begleitet; daselbst wohl aufgenommen. Beschreibung des Landes der Mozenleken. Allgemeine Beschreibung des langen Flusses. Was noch für Entdeckungen zu machen sind.

Wir müssen den Verfolg dieser Erzählung ein wenig aussetzen, und des Barons de la Hontan Reise auf dem langen Flusse dazwischen einrücken, die sich gleichsam von dem übeln Rufe gerettet hat, worein dieser Reisebeschreiber gerathen ist. In der That scheint hier seine Treue durch so viele Zeugen bewähret zu seyn, als er Franzosen in seinem Gefolge gehabt hat; und dieses Stück seiner Nachrichten ist um so viel merkwürdiger, weil noch niemand vor ihm so weit gegen Westen in das Innere des festen Landes gedrungen ist.

Er geht von der Stinkerbay ab.

Er gieng den 16ten des Weinmonates 1688 aus der Stinkerbay an der Spitze seiner Compagnie mit zehn Wilden Utagamiern ab, welche die Sprachen derer Länder verstunden, wodurch er zu gehen hatte. Durch eine Uebertragung kam er den Abend an den Fluß Wiscusinc, der nur ungefähr drey Viertelmeile von dieser Bay entfernet ist. Von da brauchete er nur vier Tage durch eine friedliche Schifffahrt, an die Mündung des Wiscusincs in dem Flusse Mißißipi zu kommen; und nach sieben andern Tagen gelangete er an die

die Einfahrt in den langen Fluß. Man muß ihn selbst reden lassen, und nur seine Schreibart ein wenig verändern *d*).

La Hontan. 1688.

Kömmt in den langen Fluß.

Den 3ten des Windmonates waren wir in die Mündung dieses Flusses eingelaufen, welche eine Art von See voller Binsen machet. Wir fanden in der Mitte einen kleinen Canal, dem wir bis in die Nacht folgeten. Nachdem wir die Nacht in den Canoten geschlafen: so fragete ich den Morgen meine zehn Utagamier, ob diese Fahrt zwischen den Binsen lange dauern würde? Sie antworteten mir, sie wären in Canoten nur an der Einfahrt des Flusses gewesen, zwanzig Meilen weiter hin aber wären seine Ufer nur Gehölze und Wiesen. Man brauchete nicht so weit zu gehen; denn den folgenden Tag, früh um zehn Uhr, fanden wir den Fluß ziemlich schmal, und seine Ufer mit Wäldern voller Bauholz besetzet; und da wir den übrigen Tag vollends fortschiffeten, so sahen wir von einem Raume zum andern einige Wiesen. Den Abend schlugen wir an einer Erdspitze Hütten auf, um unser bucaniretes Fleisch kochen zu lassen. Den 5ten hielten wir uns bey der ersten Insel auf, die sich zeigete. Sie hatte weder Menschen noch Thiere; und weil es ein wenig zu spät war, fortzurücken, so brachten wir daselbst die Nacht zu. Einige Fische, die ich fangen ließ, schmecketen moderricht. Den 6ten kamen wir mit einem kleinen frischen Winde zwölf Meilen weiter nach einer andern Insel, wo wir Hütten aufschlugen. Die Schifffahrt dieses Tages war sehr geschwind, ungeachtet der großen Stille des Flusses, den ich für den stillesten in der ganzen Welt halte. Den 7ten wurden wir durch eben den Wind in die dritte Insel zehn bis zwölf Meilen von der vorigen gebracht, und unsere Wilden erlegeten daselbst dreyßig bis vierzig Fasanen. Den 8ten hinderten uns Halden, die mit Tannen besetzet waren, daß wir uns den Wind nicht zu Nutze machen konnten, und wir mußten also wieder zum Ruder greifen; und um zwey Uhr Nachmittages entdecketen wir große Wiesen zur Linken nebst einigen Hütten, eine Viertheilmeile vom Flusse. So gleich sprangen die Wilden mit zehnen von meinen Soldaten ans Land. Sie giengen gerade auf die Hütten zu, wo sie ungefähr sechzig Jäger fanden, welche sie mit dem Bogen und Pfeile in der Hand erwarteten, auf das Zurufen der Utagamier aber solche niederlegeten. Sie beschenketen meine Soldaten mit einigen Hirschen, die sie an diesem Orte gefället hatten, und halfen ihnen das Wildprät nach dem Canote bringen. Es waren **Eokoroer**, mit denen die Utagamier seit zwanzig Jahren in Friede lebeten, und die ihrer jährlichen Jagd wegen, ihre Dörfer verlassen hatten. Ich gab ihnen, mehr aus Staatsklugheit, als Erkenntlichkeit, Taback, Messer und Nadeln, die sie zu bewundern nicht aufhöreten. Sie eileten wieder nach ihren Dörfern; und den andern Morgen gegen Abend sahen wir an dem Ufer des Flusses über zweytausend von diesen Wilden, welche zu tanzen anfingen. Unsere Utagamier stiegen aus, und ließen einige von den Vornehmsten in unsere Canote steigen, die bis auf das erste Dorf vor uns herruderten, wo wir erst um Mitternacht ankamen. Ich schlug auf einer Erdspitze, eine Viertheilmeile von da, bey einem kleinen Flusse eine Hütte auf. Ob uns gleich diese Wilden sehr bathen, in ihre Cabanen einzukehren: so erlaubete ich solches doch nur den Utagamiern und vier Utagawaern, die mir gefolget waren. Den andern Morgen aber besuchete ich die Häupter der Völkerschaft und beschenkete sie mit Messern, Scheeren, Nadeln und Taback. Sie sageten, sie freueten sich, mich in ihrem Lande zu sehen, weil sie von andern Völkerschaften vortheilhaft von den Franzosen reden gehöret hätten.

Den

d) Voyages du Baron *de la Hontan*. Tom. I. Lettre XVI. Haag 1709.

La Hontan. 1688.

wird von vielen Leuten am Ufer begleitet.

Den 12ten gieng ich mit einer Bedeckung von fünf bis sechshundert Mann ab, die ich mit Verwunderung zu Lande an der Seite unserer Canote hingehen sah, ohne daß ich sie um diesen Dienst ersuchet hatte. Nachdem ich ein Dorf von eben der Völkerschaft zur Rechten hatte liegen lassen: so gieng ich auch noch vor vielen andern vorbey, ohne mich aufzuhalten, ausgenommen des Abends, um in Hütten zu schlafen oder die Häupter zu beschenken. Sie gaben mir mehr indianisches Korn und bucanirtes Fleisch, als ich verlangete. Endlich gieng ich bis an das letzte Dorf fort, wo ich Sprache halten wollte. Bey meiner Ankunft schickete das Oberhaupt, welches ein ehrwürdiger Greis war, Jäger aus, um uns recht zu bewirthen. Er sagete zu mir, sechzig Meilen weiter würde ich die Völkerschaft der **Essanaper** finden, mit der die Eokoroer Krieg führeten: er könnte mir folglich keine Begleitung bis an ihr Land anbiethen: er wollte mir aber sechs Sclaven von dieser Völkerschaft mitgeben, die mir einigen Dienst leisten könnten; und ich hätte nichts zu fürchten, wenn ich den Fluß weiter hinunter führe, als nächtliche Ueberfallungen. Er setzete hinzu, seine eigene Völkerschaft hätte nur noch zwanzigtausend Krieger in zwölf Dörfern, und sie wäre vor dem Kriege, den sie zugleich mit den Noduessiern, Panimohaern und Essanapern führen müßte, viel zahlreicher gewesen. Die **Eokoroer** sind ziemlich höfliche Völker. Ihre Hütten sind lang und oben rund, beynahe wie der Wilden in Canada ihre, aber aus Schilfe und Binsen in einander geflochten und mit fetter Erde überschmieret. Sie bethen die Sonne, den Mond und die Sterne an. Beyde Geschlechter gehen nackend, ausgenommen in der Mitte des Leibes. Man bemerket in ihren Dörfern eine Art von Ordnung, und sie sind mit Baumzweigen und Reisbündeln befestiget.

Wir giengen mit Anbruche des Tages den 21sten von dem letztern ab; und stiegen den Abend in einer Insel aus, die mit Steinen und Kiese bedecket war, nachdem wir vor einer vorbey gegangen, wo ich mich nicht aufhalten wollte, damit ich nicht die Gelegenheit eines guten Windes verlöre. Er fuhr den andern Morgen fort; und auf das Wort der sechs Essanaper, die mich versicherten, der Fluß hätte weder Bänke noch Sand, segelten wir nicht allein den ganzen Tag, sondern auch noch die folgende Nacht. Den 23sten stiegen wir an dem rechten Ufer aus, welches mit Gehölzen bedecket war, und unsere Wilden giengen hinein, allda zu jagen: sie fanden aber nur kleine Vögel. Da der Wind auf einmal aufhörete, so mußten wir wieder zu den Rudern greifen. Meine Essanaper versicherten mich, wir würden zwo Meilen weiter eine Menge Hasen finden. Sie betrogen mich nicht: die Gehölze aber waren so dicke, daß wir sie an vielen Orten anzünden mußten, um diese Thiere zu nöthigen, daß sie heraus kamen. Nach der Jagd schmauseten meine Soldaten dergestalt von ihrem Wildpräte, daß sie in einen tiefen Schlaf darauf fielen, und ich viel Mühe hatte, sie bey einem falschen Lärmen aufzuwecken, den uns die Wölfe macheten. Den 24sten da wir uns um zehn Uhr wieder in die Canote gesetzet, konnten wir in zweenen Tagen nicht über zwölf Meilen zurück legen, weil unsere Wilden längst dem Flusse mit ihren Flinten hingehen wollten, um Gänse und Enten zu schießen. Den 26sten wurden unsere Hütten zur Rechten an der Mündung eines kleinen Flusses aufgeschlagen, von da nur noch, wie mich die Essanaper versicherten, sechzehn bis achtzehn Meilen bis zu ihrem ersten Dorfe wären. Ich ließ zween von meinen Sclaven abgehen, um daselbst unsere Ankunft zu melden. Den 26sten ruderten wir aus allen unsern Kräften, in der Hoffnung, daselbst noch an eben dem Tage anzukommen: wir wurden aber durch eine Menge Fließholz aufgehalten, welches uns nöthigte, in unsern Canoten zu schlafen. Den 27sten endlich

läßt viele Hasen jagen.

endlich näherten wir uns dem Dorfe, nachdem wir die große Friedenspfeife auf dem Vordertheile unserer Canote aufgestecket hatten.

La Hontan. 1688.

Seine Aufnahme bey den Essanapern.

So bald wir erschienen, kamen uns drey bis vierhundert Essanaper entgegen. Sie tanzeten an dem Ufer des Flusses, und luden uns ein, auszusteigen. Als sie uns nahe am Ufer sahen: so wollten sie in unsere Canote kommen: ich ließ ihnen aber durch die vier Sclaven von ihrer Völkerschaft melden, diese Freyheit gefiele mir nicht; und so gleich begaben sie sich zurück. Darauf stieg ich mit meinen Utagamiern und Urawaern nebst zwanzig Soldaten aus, und befahl meinem Sergenten, Schildwachten auszustellen, wenn meine übrigen Truppen ans Land stiegen. Kaum hatte ich das Land berühret, so fielen alle Essanaper mit den Händen vor der Stirne vor mir nieder; und was mich sehr Wunder nahm: so sah ich mich und alle diejenigen, die mich begleiteten, durch eine Menge von diesen Wilden entführet, die uns in einem Augenblicke mit einem Freudengeschreye, wovon ich hätte taub werden mögen, nach ihrem Dorfe brachten. Sie setzeten uns daselbst an die Erde, um ihr Oberhaupt zu erwarten, welches gar bald mit fünf oder sechshundert Mann heraus kam, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Unsere Utagamier sageten zu mir, diese Leuten wären unverschämt, daß sie mit ihrem Gewehre Fremde empfangen wollten, und riefen ihnen zu, sie sollten ihre Bogen und Pfeile weglegen. Die beyden Essanaper aber, die ich den vorigen Tag abgeschickt hatte, naheten sich mir, und gaben mir zu verstehen, das wäre so die Gewohnheit ihrer Völkerschaft, und bathen mich, ich sollte daraus kein Mistrauen schöpfen. Indessen drangen die Utagamier heftig in mich, wieder nach den Canoten zu kehren, als sich das Oberhaupt und sein Haufen entschlossen, ihr Gewehr nieder zu legen. Ich machete weiter keine Schwierigkeit, zu ihnen zu gehen, und wir giengen mit unsern Flinten in ihr Dorf, welche diese Barbaren nicht genug bewundern konnten. Sie kannten diese fürchterlichen Werkzeuge nur aus sehr unvollkommenen Erzählungen. Das Haupt, welches ein Mann von funfzig Jahren war, führete uns in eine große Hütte. Als ich mit meinen zwanzig Soldaten hinein gegangen war: so wollte man die Utagamier nicht hinein lassen, unter dem Vorwande, sie hätten einen Krieg erregen wollen, da sie unter den Essanapern und mir eine Zänkerey entstehen lassen, und verdieneten also nicht, in die Friedenshütte zu gehen. Ich ließ die Thüre von meinen Leuten wieder aufmachen, und rief den Utagamiern zu, sie sollten niemanden übel begegnen. Allein, sie wollten nicht herein gehen, sondern lagen mir vielmehr an, so gleich wieder nach unsern Canoten zu kehren; und ich folgete ihrem Rathe. Ich führete aber viere von denen Essanapern mit, die ich von dem Haupte der Eokoroer bekommen hatte, um mir zu Führern nach den andern Dörfern ihrer Völkerschaft zu dienen. Wir waren kaum eingestiegen, so erschienen die beyden andern in einer Pirogue mit funfzig Mann, und kündigten uns in ihren Worten an, ihr Oberhaupt versperrete uns seinen Fluß; worauf die Utagamier trotzig antworteten, er müßte also einen Berg dahin setzen. Ich verboth, daß der Streit nicht weiter getrieben würde; und ob es gleich ziemlich spät war, so rücketen wir doch nach dem andern Dorfe, wovon wir nur drey Seemeilen weit entfernet waren.

Er beschweret sich bey ihrem großen Oberhaupte.

Währender Reise hatte ich von meinen sechs Sclaven Nachricht von ihrem Lande, und vornehmlich von ihrem Hauptorte eingezogen. Sie hatten mir gemeldet, es läge solcher an einer Art vom See. Ohne mich also bey allen den andern Wohnplätzen aufzuhalten, wo ich nur um meine Zeit und meinen Taback gekommen seyn würde, entschloß ich mich, gerade nach dem Hauptdorfe zu gehen, um daselbst meine Klagen bey dem großen Oberhaupte

La Hontan. 1688.

haupte anzubringen. Wir kamen auch wirklich den 3ten des Windmonates daselbst an, und wurden mit vieler Leutseligkeit allda aufgenommen. Unsere Utagamier beklageten sich über den ihnen erwiesenen Schimpf. Das große Oberhaupt, welches von dieser Begebenheit schon Nachricht hatte, sagete, sie hätten den Urheber dieser Unordnung entführen, und mit sich bringen sollen. Es waren uns in einem Raume von funfzig Meilen, die man von dem ersten Dorfe bis zu dem Hauptdorfe zählet, eine Menge Essanaper gefolget, die uns sehr gesellig zu seyn geschienen. Da meine Leute ihre Hütten in einiger Entfernung von dem Dorfe aufgeschlagen: so begab ich mich mit zwölf Soldaten, den Utagamiern und Utawaern nach der Hütte des großen Oberhauptes. Die vier Sclaven, von denen ich mich ebenfalls begleiten ließ, brachten eine ganze halbe Stunde zu, daß sie vor ihm auf der Erde lagen. Ich machete ihm ein Geschenk von Taback, Messern, Nadeln, Scheeren, zweenen Feuerstahlen mit Flintensteinen, Angeln, und einem schönen Säbel. Er schien über diese Kleinigkeiten entzücket zu seyn, dergleichen er noch niemals gesehen hatte; und seine Erkenntlichkeit, die weit gründlicher war, brach so gleich durch den Befehl aus, den er stellete, Erbsen, Bohnen, Hirsche, Rehe, Gänse und Enten zusammen zu bringen, die überflüßig in unser Lager getragen wurden.

wird zu den Gnacsitaren begleitet.

Er sagete zu mir, weil ich entschlossen wäre, weiter zu gehen, so wollte er mir zwey bis dreyhundert Mann mitgeben, die mich bis zu dem Lande der Gnacsitaren begleiten sollten. Diese Völker wären rechtschaffene Leute, die mit seiner Völkerschaft wider die Mozenleken verbunden wären, die er für sehr kriegerische Völker erkannte, deren kleinste Kriegesheere aus zwanzigtausend Mann bestünden: um sich vor ihren Anfällen in Sicherheit zu stellen, hätten die Gnacsitarer und Essanaper ein Bündniß mit einander gemacht, welches schon seit sechs und zwanzig Jahren dauerte; und eben die Ursache hätte die Gnacsitarer bewogen, sich in die Inseln zu flüchten, welches die einzige Zuflucht gewesen, die sie wider so fürchterliche Nachbarn hätten finden können. Ich nahm seine Bedeckung an; und ich ersuchete ihn um vier Piroguen, die er mir mit guter Art bewilligte. Er ließ mich sie so gar unter funfzigen aussuchen. So gleich ließ ich sie durch meine Zimmerleute behobeln und behauen. Diese einfältigen Leute konnten die Wirkung der Art nicht begreifen. Bey einem jeden Hiebe thaten sie einen Schrey vor Verwunderung; und wir konnten sie von diesem Schauspiele nicht wegbringen, ob wir gleich einige Pistolenschüsse thaten; wiewohl das eine für sie so neu, als das andere war. Als die Piroguen fertig waren: so überließ ich meine Canote dem großen Oberhaupte, und bath ihn dabey, er möchte nicht erlauben, daß man solche anrührete. Er versprach es mir, und sein Wort wurde treulich beobachtet. Je weiter ich den Fluß hinauf fuhr, desto mehr Vernunft und Leutseligkeit fand ich bey den Wilden. Dieses letzte Dorf übertrifft alle andere an Größe. Es ist der beständige Sitz des großen Oberhauptes. Seine Cabane ist gegen die Küste des Sees zu gebauet, in einem abgesonderten Viertheile, sie ist aber mit funfzig andern umgeben, worinnen alle seine Verwandten zusammen sind. Wenn er geht, so streuet man ihm Baumblätter auf den Weg. Er wird gemeiniglich von sechs Sclaven getragen. Seine königliche Kleidung ist nicht prächtiger, als des Hauptes der Eokoroer. Er ist beständig nackend, ausgenommen die untern Theile, welche vorn und hinten mit einer großen Binde vom baumrindenen Zeuge bedecket sind. Sein Dorf verdienete seiner Größe wegen den Namen einer Stadt: die Häuser aber sind von der Eokoroer ihren nicht unterschieden. Den Abend vor meiner Abreise, da ich spatzieren gieng, sah ich dreyßig bis vierzig Weiber mit einem überaus großen Eifer laufen. Dieser

Anblick

Anblick kam mir sonderbar vor; und ich fragete meine vier Sclaven, welche meine einzigen Dolmetscher in diesem unbekannten Lande waren, um die Erklärung desselben. Sie sageten mir, es wären Neuvermählete, welche die Seele eines sterbenden alten Greises empfangen wollten. Ich schloß daraus, diese Völker wären Pythagoräer; und ich fragete, warum sie denn Thiere und Vögel äßen, worein ihre Seelen könnten versetzet werden? Man antwortete mir, die Seelenwanderung wäre nur auf eine jede Art eingeschränket; das ist, die Seele eines Menschen käme niemals in den Körper eines Thieres. Ich reisete den 4ten des Christmonates aus diesem Dorfe ab; und das große Oberhaupt machete keine Schwierigkeit, mir meine vier Sclaven zu lassen. Hier endiget sich das Ansehen der Friedenspfeife. Die Gnacsitaren kannten dieses Zeichen des Bündnisses und der Freundschaft nicht.

La Hontan. 1688.

Den ersten Tag erlaubete uns eine große Menge Binsen, welche den See bedecket, kaum sechs oder sieben Meilen zu thun. Die beyden folgenden aber legeten wir zwanzig zurück. Den 4ten überfiel uns ein Westnordwestwind mit solcher Gewalt, daß er uns auf das Ufer warf, wo wir zween Tage auf einem sandigen Boden zubrachten, dessen Unfruchtbarkeit uns der Gefahr aussetzete, vor Hunger und Kälte zu sterben. Es fand sich nicht ein einziges Stück Holz daselbst, um das Fleisch kochen zu lassen, und uns zu wärmen. Das ganze Land umher zeigete nur Wiesen, die man nicht absehen konnte, oder vielmehr mit Schilfe bedeckete Moräste. Endlich setzeten wir uns wieder in den Stand, fort zu schiffen, bis unterhalb einer kleinen Insel, wo wir eine Menge Forellen fingen. Nach einer sechstägigen Schifffahrt, kamen wir den 1sten an die Spitze einer andern Insel. Ich hatte mich bey vielen Dörfern nicht aufhalten wollen, vor welchen wir in der letzten Nacht vorbey gefahren waren. Da die Kälte aber anfing, sehr heftig zu werden: so schickete ich hier meine Essanaper ab, daß sie die Zeitung von unserer Ankunft dem ersten, den sie auf dem Wege anträfen, melden sollten. Sie kamen sehr beunruhiget über die Antwort des Oberhauptes der Gnacsitarer zurück, welcher uns für Spanier hielt, und ihnen ein Verbrechen daraus gemacht hatte, daß sie uns in das Land geführet hätten. Die Klugheit erlaubete uns nicht, ohne Vorsicht fortzurücken. Nachdem wir das Oberhaupt hatten versichern lassen, er irrete sich in seiner Meynung, die er von uns hätte, und nachdem wir ihm alle Erläuterungen angebothen, die er nur verlangen konnte: so ließ ich die Hütten in einer benachbarten Insel aufschlagen, um seine Entschließungen zu erwarten. Es fehlete uns daselbst an nichts: ich aber hatte Zeit, daselbst lange Weile zu haben.

Sie werden für Spanier gehalten.

Die Gnacsitarer, welche wegen ihrer Sicherheit zitterten, schicketen Bothen über sechzig Meilen zu den mittäglichen Völkern, welche die Spanier in Neumexico kannten, und ließen sie bitten, sie möchten doch zu ihnen kommen und unsere Kleider, unser Ansehen, und unsere Sprache untersuchen. Die Entfernung schreckete sie nicht ab. Sie unternahmen mit Freuden eine Reise, deren Gegenstand ihnen wichtig vorkam. Man führete sie zu mir. Nachdem sie unsere Kleider, unsere Degen, unsere Flinten, unser ganzes Wesen, unsere Gesichtsfarbe betrachtet und uns reden gehöret hatten: so erkannten sie, daß wir keine Spanier wären. Andere Erklärungen, die ich ihnen von der Ursache meiner Reise, von dem Kriege, den wir mit den Spaniern führeten, und von dem Lande, welches wir gegen Morgen bewohneten, gegeben hatte, überredeten sie vollends, und die Gnacsitarer bathen mich darauf, ich möchte mein Lager in ihrer Insel nehmen und brachten mir einen Vorrath von ihrem Landeskorne, welches unsern Linsen sehr ähnlich war.

Aufnahme bey den Gnacsitarern.

La Hontan. 1688.

Ich machete keine Schwierigkeit, mit sechs wohlbewaffneten Soldaten und meinen Wilden in ihre Insel zu gehen. Weil es aber seit zehn Tagen stark frohr: so mußte man an vielen Orten das Eis aufhacken. Man ließ mich zwo Meilen von einem Dorfe aussteigen, wohin ich mich denn vollends zu Lande begab. Diese Wilden waren die gesittetsten, die ich in der neuen Welt gesehen hatte. Die Gestalt ihres Oberhauptes war genug, ihn von andern zu unterscheiden. Er herrschete über alle Dörfer der Inseln. Das seine hatte große umpfählte Plätze, voller wilden Ochsen, zur Nahrung der Einwohner. Ich brachte zwo Stunden bey diesem Oberhaupte zu, und unsere Unterredung betraf vornehmlich die Spanier in Neumexico, die von seinem Lande, wie er mir sagete, nur achtzig Tazue entfernet waren. Ein jeder Tazu machet drey Seemeilen. Er bath mich, eine große Cabane anzunehmen, die er für mich hatte zurechte machen lassen; und seine erste Höflichkeit war, daß er eine Menge Mägdchen kommen ließ, worunter ich mir aussuchen sollte. Ich wurde wenig davon gereizet; und ich ließ ihm durch meine Wegweiser sagen, meine Soldaten erwarteten mich zu der ihnen bestimmeten Stunde. Wir schieden also sehr zufrieden von einander. Diese Begebenheit begegnete mir den 7ten Jenner.

Zween Tage darnach erhielt ich den Besuch von dem Oberhaupte. Er wurde von vierhundert der Seinigen begleitet, und hatte noch vier Kriegsgefangene von den Mozenleken bey sich. Ich hatte diese Fremden in der großen Insel gesehen, und wenig Acht darauf gehabt: da ich sie aber näher betrachtete, so hielt ich sie für Spanier. Sie waren bekleidet. Sie trugen einen dicken Bart und die Haare bis hinter die Ohren. Sie hatten eine sehr braungelbe Gesichtsfarbe; kurz, ihr höfliches und unterthäniges Bezeigen, ihr gesetztes Ansehen, und ihr verbindliches Wesen ließen mich urtheilen, es könnten keine Wilden seyn. Ich irrete mich gleichwohl. Man sehe hier, was ich von ihrem Lande durch meine Wegweiser und aus einer geographischen Beschreibung, die mir die Gnacsitarer, in Gestalt einer Karte, auf einer Hirschhaut macheten, vernommen habe.

Beschreibung des Landes der Mozenleken.

Ihre Dörfer liegen an dem Ufer eines Flusses, der seine Quelle aus einer Kette von Gebirgen hat, wo sich auch der lange Fluß aus einer großen Anzahl Bäche bildet. Die Gnacsitarer, welche sich der Piroguen zu ihren Jagden bedienen, gehen gemeiniglich bis an die Vereinigung beyder Flüsse. Ihre Thäler sind den ganzen Sommer über voller Ochsen, und diese Jagd verursachet oftmals grausame Kriege. Wenn die verschiedenen Völkerschaften nur ein klein wenig auf ihr gegenseitiges Gebieth kommen: so ist solches eine Ursache zu einem großen Blutbade. Die Gebirge sind sechs Meilen breit, und so hoch, daß man durch große Umwege hinüber kommen kann. Sie werden nur von Bären und andern wilden Thieren bewohnet. Die Völkerschaft der Mozenleken ist zahlreich und mächtig. Die vier Wilden dieses Namens ließen sich nicht lange bitten, uns einige Kenntniß von ihrem Lande zu geben. Sie sageten zu mir, auf hundert und funfzig Seemeilen ergösse sich ein großer Fluß, welcher der vornehmste in diesem Lande ist, in einen großen salzichten See von ungefähr dreyhundert Seemeilen im Umfange, dessen Mündung nur höchstens zwo Seemeilen hat; unten an diesem Flusse fände man sechs schöne Städte, mit einer steinernen Mauer umgeben, deren Häuser ohne Dächer wären, das ist oben platt; um den See herum wären über hundert andere von verschiedener Größe, und man schiffete auf dieser Art von Meere mit Fahrzeugen von einer außerordentlichen Gestalt; die Einwohner des Landes macheten Zeuge, kupferne Beile und andere Werke, wovon mir die Dolmetscher keinen rechten Begriff geben konnten: die Regierung dieser Völker wäre despotisch, das ist in den

Händen

Händen eines großen Oberhauptes, unter welchem alle seine Unterthanen zitterten; sie nenneten sich die Tahuglanken, und sie wären so zahlreich, als die Blätter auf den Bäumen. Sie setzeten hinzu, die Mozenleken führeten oftmals nach den Städten der Tahuglanken eine große Anzahl kleiner Kälber, die sie in den Gebirgen fingen, und welche die Tahuglanken zu verschiedenen Dingen braucheten; sie äßen das Fleisch derselben; sie gewöhneten sie zur Feldarbeit, und aus ihren Häuten macheten sie Kleider und Stiefeln. Diese vier Mozenleken erzähleten auch, sie wären von den Gnacsitarern in einem Kriege gefangen genommen worden, der schon zehen Jahre dauerte: sie hoffeten aber, noch das Ende davon zu sehen und ausgewechselt zu werden. Sie rühmeten die Gemüthsart ihrer Völkerschaft sehr, vornehmlich in Vergleichung mit den Gnacsitarern, deren Grobheit sie verachteten. Ob ich sie auch gleich als die höflichsten unter allen Wilden, die ich kenne, vorgestellet habe: so kamen sie doch in der That den vier Mozenleken nicht bey, bey welchen ich so viel Vernunft und Artigkeit antraf, daß ich Europäer zu sehen glaubete. Einer von ihnen hatte ein Kupferblech, das ins Röthliche fiel, am Halse hängen. Er machete keine Schwierigkeit, es mir zu geben. Ich ließ es bey den Illinesen durch einen Franzosen schmelzen, der einige Kenntniß von den Metallen hatte. Die Materie aber wurde dadurch nur schwerer und die Farbe dunkler. Als der Mozenlek mir solches gab: so sagete er, die Tahuglanken, von denen er diese Art von Medaille hätte, verfertigten solche; diese Leute trügen zween Finger lange Bärte; ihre Röcke giengen ihnen bis auf die Knie; sie trügen eine spitzige Mütze auf dem Kopfe; sie hätten unaufhörlich einen langen Stab, der beynahe wie die unserigen beschlagen wäre; sie hätten Stiefeln an, die ihnen bis an die Knie giengen; ihre Weiber ließen sich nicht sehen; ungeachtet ihres kriegerischen Gemüthes aber, welches sie beständig mit den mächtigen Völkerschaften, die jenseits des Sees wären, im Kriege erhielte, beunruhigten sie doch die schwachen Völkerschaften nicht, die sie auf ihren Streifereyen anträfen, oder die um sie herum lebeten.

La Hontan. 1688.

Ich konnte keine andere Nachrichten von ihnen erhalten, und hatte auch noch Mühe genug, mir diese Erläuterungen bey so schlechten Dolmetschern zu verschaffen, die ich schlecht verstund, und die oftmals sich selbst nicht verstunden. Ein so schwer zu übersteigendes Hinderniß erstickete die Neugier, die mich bewog, weiter zu dringen. Ich machete den vier Mozenleken Geschenke, worüber sie vergnügt waren. Ich bemühete mich vergebens, sie durch die größesten Anerbiethungen zu bewegen, daß sie mir nach Canada folgen möchten.

Allgemeine Beschreibung des langen Flusses.

Die Rückkehr des Barons de la Hontan hat nichts merkwürdiges oder nützliches, als die allgemeine Beschreibung, die er von dem langen Flusse machet. Er reisete von den Gnacsitarern den 26sten des Jenners bey einem Thauwetter ab; und den 5ten des Hornungs war er wieder in dem Lande der Essanaper. „Der lange Fluß, saget er, hat einen sehr stillen „Lauf, ausgenommen von dem vierzehnten Dorfe bis zu dem funfzehnten, wo man seinen „Strom reißend nennen kann: das ist aber nur ein Raum von drey Meilen. Er ist so ge„rade, daß er sich von seiner Mündung bis an den See fast gar nicht schlängelt. Seine „Ufer sind gräulich. Sein Wasser selbst ist ekelhaft. Sein Nutzen aber ersetzet solches; „denn er ist so schiffbar, daß er Barken bis auf funfzig Tonnen sehr weit tragen kann. Als „ich von der Insel der Gnacsitarer abzieng, hatte ich mich anfänglich Terra firma genähert, „um daselbst einen dicken und starken Pfahl, mit einer bleyernen Platte, worauf das französische Wapen war, setzen zu lassen. Ich unterließ nicht, einen andern an dem Orte auf zu-

 richten,

La Hontan. 1688.

„richten, wo der Fluß aufhöret, für große Barken schiffbar zu seyn; und meine Soldaten „naunten ihn Hontans Gränze. Ich kam den 2ten März in den Fluß Mißißipi.

Anmerkungen und Rath wegen der Entdeckungen in America.

Da es la Hontan bedauert, daß er seine Entdeckungen nicht habe weiter treiben können: so hält er sich doch für verbunden, wenigstens seine Betrachtungen bekannt zu machen, die er für die Frucht einer langen Erfahrung ausgiebt. „Es würde sehr leicht seyn, saget „er d), bis an den Grund der westlichen Länder zu dringen, wenn man es recht machete. „Erstlich müßte man statt der Canote, Schaluppen von einem besondern Baue brauchen, „die nicht tief im Wasser giengen, von leichtem Holze wären, und zwölf bis dreyzehn Mann „halten, und fünf und dreyßig bis vierzig Zentner Last tragen, auch den Wellen auf den gros„sen Seen widerstehen könnten. Der Muth, die Wachsamkeit und Gesundheit sind zu die„sen Unternehmungen nicht hinlänglich, man brauchet noch andere Gaben, die sich selten zu„sammen befinden. Dreyhundert Mann zu führen, mit denen man etwas versuchen könnte, „ist sehr kützlich. Der Fleiß und die Geduld sind auf gleiche Art nöthig, sie im Zaume zu „halten. Wie viel Empörungen, Zänkereyen und andere Unordnungen entstehen nicht un„ter Leuten, die in der Entfernung von den Städten sich berechtiget zu seyn glauben, alles „zu unternehmen? Hier muß der Befehlshaber zuweilen etwas verbeißen, und die Augen „zuthun, aus Furcht, das Uebel noch mehr zu erregen. Der gelindeste Weg ist der sicherste. „Wenn sich einige Meuterey erhebt, so müssen die Unterofficier solcher dadurch abhelfen, daß „sie die Unruhigen überreden, es würde verdrüßlich seyn, wenn der Befehlshaber davon Nach„richt erhalten sollte. Dieser muß sich stets stellen, als wenn er nichts von dem wüßte, was „vorgienge; wofern nicht das Uebel in seiner Gegenwart ausbricht; und wenn er alsdann „verbunden ist, eilig zu strafen, so erfordert es die Klugheit, daß es heimlich geschehe. Man „muß auf den Reisen tausenderley erdulden, das man sonst nicht dulden würde; das ist, ein „Befehlshaber muß den Umgang der Soldaten mit den wilden Weibespersonen, die kleinen „Zänkereyen, die unter ihnen entstehen können, ihre Nachläßigkeiten auf den Wachen, und „alles das nicht wissen, was nicht auf Ungehorsam oder Empörung abzielet. Er muß un„ter seinem Haufen einen wohlbelohneten Kundschafter haben, der ihm von demjenigen, was „vorgeht, auf eine geschickte Art Nachricht giebt, und muß heimliche Hülfsmittel ausfündig ma„chen, wenn er den ordentlichen Wegen nicht trauet. Er kann zum Beyspiele nicht List und „Heimlichkeit genug anwenden, einen Rädelsführer zu entdecken; und wenn er davon so „wohl unterrichtet ist, daß kein Zweifel mehr übrig seyn kann, so muß er sich denselben mit „so vieler Geschicklichkeit vom Halse schaffen, daß man nicht weis, wo er hingekommen ist.

„Uebrigens muß er ihnen von Zeit zu Zeit Taback und Branntewein geben, sie bey ge„wissen Gelegenheiten zu Rathe ziehen, sie so wenig ermüden, als es möglich ist, sie auf„muntern, sich lustig zu machen, zu spielen, zu tanzen und vornehmlich sie ermahnen, in „gutem Verständnisse mit einander zu leben. Der beste Zaum, den er ihnen anlegen kann, „ist die Religion und die Ehre des französischen Namens. Diese Ermahnungen müssen „aus seinem eigenen Munde gehen. Er muß Leute von dreyßig bis vierzig Jahren haben, „von einem trockenen Temperamente, und einer friedlichen Gemüthsart, die munter, muthig „und der Beschwerlichkeiten auf Reisen gewohnet sind. Unter den dreyhundert Leuten müs„sen sich Zimmerleute, Waffenschmiede, Brettschneider, mit allen ihren Werkzeugen, Jäger „und Fischer finden. Er muß Wundärzte mit ihren Scheermessern, Lanzetten, Pflastern zu

d) Am angeführten Orte I Th. a. d. 180 u. f. S.

La Hontan. 1688.

„zu Wunden und andern Arzeneymitteln haben. Alle Gemeinen müssen mit einem Ober=„röcke, einem ledernen Koller und Stiefeln versehen seyn, damit sie den Pfeilen widerstehen „können. Sie müssen eine Flinte auf zween Schüsse, eine dergleichen Pistole, und einen „Degen von guter Länge haben. Der Befehlshaber wird sich mit einer guten Menge „Hirschhäute, Elendshäute und Ochsenhäute versehen, die er wird zusammen nähen lassen, „um sein Lager damit zu umgeben, nebst Pfählen dazwischen. Ein Viereck von dreyßig „Fuß auf jeder Seite scheint genug zu seyn. Er muß auch ein Paar Handmühlen, das in=„dianische Korn zu mahlen, Nägel von allerhand Art, Hacken, Pickel, Grabscheite, Beile, „Angeln, Seife, und Baumwolle zu Lichtdochten mitnehmen. Man muß mit gutem „Pulver, Brannteweine, Brasilientabacke, und kleinen Krämerwaaren, die man den Wil=„den schenken muß, versehen seyn. Der Befehlshaber wird auch nicht vergessen, ein „Astrolabium, einen Halbzirkel, viele Compasse von allerhand Art, einen Magnetstein, „ein Paar große Uhren von drey Zoll im Durchschnitte, Pinsel, Farben, Papier zum Zeich=„nen, und anderes zu seinen Tagebüchern und Karten mitzunehmen, um die Thiere, die Bäu=„me, die Pflanzen, die Samen und alles, was seine Neugier verdienet, abzuzeichnen„. Man „wäre auch der Meynung, daß er Trompeter und einige Violinisten bey sich hätte, so wohl „um seinen Haufen zu belustigen, als bey den Wilden Bewunderung zu verursachen. Mit diesem Gefolge und Geräthe, soll ein jeder verständiger und kluger Mann unerschrocken durch alle östliche Theile von America gehen können, wie man versichert.

Der V Abschnitt.

Charlevoix. 1721.

Reise des P. Charlevoix nach Luisiana auf dem Mississipi.

Einfahrt in denselben. Indianische Dörfer. Mission Kaskasquias. Flecken und Fort Chartres. Indianische Völkerschaften. Flüsse, die in den Mississipi fallen. Lange Wiese. Beschwerliche Schifffahrt. Fluß Uabache. Große Kälte. Illinesisches Denkmaal. Fort Bizard. Schlund des Mississipi. Natschenfort. Zustand der französischen Colonie bey den Natschen. Großes Dorf der Natschen. Schlechtes Christenthum daselbst. Tonicaer Fluß. Rio Colorado. Colapissaer. Cannes brûlees. Anmerkungen wegen der Lage von Neuorleans. Beschreibung desselben. Pässe des Mississipi. Reise nach Biloxi. Beschreibung von Biloxi. Fluß Maubile. Rückkehr von Biloxi.

Einfahrt in den Mississipi.

Es ist Zeit, daß wir den Lauf des Mississipi wieder vornehmen. Den 9ten des Weinmonates 1721, um halb drey Uhr des Nachmittages lief der P. Charlevoix in diesen berühmten Fluß ein, und ließ zur Rechten eine große Wiese, woraus ein kleiner Fluß kömmt, dessen Ufer Kupferadern haben. Diese Küste ist von einer sonderbaren Schönheit, zur Linken aber entdecket man einige hohe Gebirge, die mit Felsen besäet sind, zwischen welchen einige Cedern wachsen. Indessen bilden sie doch nur einen Vorhang, der nicht sehr tief ist, und sehr schöne Wiesen bedecket. Wenn man fünf Seemeilen auf dem Mississipi gefahren: so trifft man die Mündung des Missuri an, welcher Nordnordwest und Südsüdost ist. Dieß ist der schönste Zusammenfluß von der Welt. Die beyden Flüsse sind beynahe von gleicher Breite, die der P. Charlevoix etwan eine halbe Seemeile schätzet: der Missuri aber ist viel schneller, und scheint als ein Eroberer in den Mississipi einzulaufen, queer durch welchen er sein weißes Wasser bis an das andere Ufer treibt, ohne es zu vermischen; darauf theilet er ihm diese Farbe mit, welche der andere nicht mehr verliert, und zieht ihn mit großer Eile in das Meer.

Charlevoix. 1721.

Indianische Dörfer.

Die Nacht, den 10ten, hielt man sich in einem Dorfe der Caoquiaer und Tamaruaer, zwener illinesischer Stämme, auf, die sich unter der Führung zweener Priester aus dem Seminario zu Quebec vereiniget haben. Es liegt an einem kleinen Flusse, der von Osten kömmt. Den folgenden Tag, und fünf Meilen weiter gieng man vor dem Flusse Marameg vorbey, den man zur Rechten läßt, und wo wirklich einige Franzosen beschäfftiget waren, Silbererzt zu suchen. Schon im Jahre 1719 hatte ein Gießer, Namens Lochon, auf Befehl der westindischen Compagnie, an einem ihm angewiesenen Orte gegraben. Er hatte eine ziemlich große Menge Erztgesteine zu Tage gebracht, wovon ein Pfund, welches er zu schmelzen vier Tage gebrauchet, ungefähr zwey Quentchen Silber gegeben, wovon man noch dazu argwohnete, daß er solches hinein gethan hätte. Indessen war er doch einige Monate darnach wieder dahin gegangen. Da er aber der Hoffnung zu einer Silberader entsagete: so hatte er aus zwey bis dreytausend Pfund Gesteine vierzehn Pfund sehr schlechtes Bley gezogen, welches ihm auf vierzehn hundert Franken zu stehen kam. Endlich wurde er einer so unfruchtbaren Arbeit überdrüßig, und kehrete wieder nach Frankreich. Die Compagnie, welche nicht weniger Vertrauen zu denen Anzeigungen hatte, die sie bekommen, schrieb den schlechten Erfolg bloß der Unfähigkeit des Gießers zu, und trug eben das einem Spanier, Namens Antonio, auf, der sich rühmete, er hätte in den mexicanischen Bergwerken gearbeitet. Es glückete ihm nicht besser. Weil er aber durch einen ansehnlichen Gehalt aufgemuntert wurde: so verließ er die Bleygrube, und eröffnete einen Felsen acht oder zehn Fuß tief. Er ließ viele Stücke davon sprengen, die er in den Schmelztiegel that, und man machete bekannt, er hätte drey bis vier Quentchen Silber daraus bekommen. Darauf wurde eine Brigade Minirer des Königes unter der Anführung eines Officiers, Namens de la Renaudiere, dahin geschickt, welcher mit der Bleygrube anfangen wollte, aber vergebene Mühe hatte, weil er den Bau der Oefen nicht verstund. Man bewundert hier, wie leicht doch die Gesellschaft große Summen vorgeschossen, und wie wenig Vorsicht sie bey der Wahl ihrer Leute angewandt hat. Da la Renaudiere und alle seine Minirer nicht einmal fähig gewesen, Bley zu machen: so entstund eine besondere Gesellschaft zu den Matameger Bergwerken, und einer von ihren Directoren, Duval, stund der Arbeit 1721 vor. Nachdem er sie sorgfältig untersuchet: so hatte er eine Lage von Bley, zween Fuß tief über eine ganze Kette von Gebirgen gefunden, die sehr weit gieng. Er arbeitete wirklich an diesem Orte, in der Hoffnung, eine Silberader unter dem Bleye zu finden. Charlevoix muthmaßete, auf das Zeugniß eines andern Franzosen, der seit einigen Jahren in eben dem Lande gewesen war, schlecht davon. Man hat auch wirklich nicht gehöret, daß diese Unternehmung mehrern Erfolg gehabt, als alle die vorhergehenden.

Man suchet Silbererzt.

Mission Kaskasquias.

Man findet nach dem Flusse Marameg die Kaskasquias, eine sehr blühende Mission, welche die Jesuiten getheilet haben, um zwey indianische Dörfer statt eines daraus zu machen. Das zahlreicheste ist an dem Ufer des Mißißipi selbst. Eine halbe Meile weiter kömmt man an das Fort Chartres, welches nur hundert Schritte von dem Flusse ist. Du Gue de Bois Brillant, ein canadischer Edelmann, war damals Befehlshaber für die Compagnie darinnen, welcher dieser Ort zugehöret, und der ganze Raum bis an den Fluß, fing an, sich mit Franzosen zu bevölkern. Vier Seemeilen weiter, aber wenigstens eine Meile vom Flusse, findet man einen großen französischen Flecken, fast lauter Canadier, die einen Jesuiten zum Pfarrer haben. Das zweyte indianische Dorf ist auch zwo Seemeilen davon.

Die

Charlevoix. 1721.

Flecken und Fort Chartres.

Die Franzosen in diesem Pflanzorte führen ein ganz bequemes Leben seitdem ihnen ein Fläminger, der bey den Jesuiten in Diensten ist, gezeiget hat, wie sie Weizen säen sollen, welcher auf ihren Feldern sehr gut wächst. Sie haben Hornvieh und allerhand Federvieh. Auf der andern Seite bauen auch die Indianer, welche Illinesen sind, ihre Felder nach ihrer Art, und halten Federvieh, welches sie den Franzosen verkaufen. Die Weiber dieser Wilden spinnen die Wolle von den Ochsen dieses Landes, und machen sie so fein, als die von den engländischen Schafen. Sie verfertigen Zeuge daraus, die sie schwarz, gelb, und dunkelroth färben; und der Faden, welchen sie brauchen, ihre Röcke zu nähen, ist von Rehnerven gemacht. Ihre Art ist ohne viele Kunst. Wenn sie den Nerven abgefleischet haben: so stellen sie ihn zween Tage lang an die Sonne. Sie klopfen ihn, wenn er trocken ist, und ziehen ohne Mühe einen Faden daraus, der eben so weiß, eben so fein, als der Mechelner Zwirn, aber viel stärker, ist. Der französische Flecken wird gegen Norden durch einen Fluß begränzet, dessen Ufer so hoch sind, daß, ungeachtet des Anwachsens seines Gewässers, welches zuweilen bis auf fünf und zwanzig Fuß steigt, er selten übertritt. Dieses ganze Land ist unbedeckt. Es sind große Wiesen, die nur durch Büsche von dem besten Holze abgesondert sind. Man sieht daselbst vornehmlich weiße Maulbeerbäume. Dieser Posten, welcher der älteste ist, den die Franzosen in diesem Lande haben, hat zween Vortheile, die ihn noch mehr unterscheiden: seine Lage, die ihn nahe nach Canada bringt, womit er stets eine Gemeinschaft haben kann, welche beyden Colonien gleich nützlich ist; und daß er die Kornscheune von Luisiana seyn kann, welches er mit Getreyde im Ueberflusse zu versehen im Stande ist, wenn es bis an das Meer gänzlich bevölkert seyn sollte. Das Erdreich ist daselbst nicht allein fähig, Weizen zu tragen, sondern es verweigert auch nichts von dem, was zum Unterhalte der Menschen nöthig ist. Die Himmelsluft ist daselbst sehr lieblich im acht und dreyßigsten Grade, neun und dreyßig Minuten Norderbreite. Das Vieh vermehret sich leicht, und man wird auch sogar die wilden Ochsen daselbst zahm machen können, wovon man eben so viel Nutzen zur Handlung mit der Wolle und dem Leder, als zur Nahrung für die Einwohner, ziehen kann. Die Luft ist daselbst so gesund, daß man keine andere Krankheiten kennet, als die von einem lüderlichen Leben oder von dem Elende, oder dem frisch umgegrabenen Erdreiche herkommen können. Die beyden letztern Unbequemlichkeiten aber werden nicht immer dauern. Endlich so kann auch das Vertrauen zu den Illinesen nicht fehlen, welche fast alle Christen von einer sanften Gemüthsart und den Franzosen zu allen Zeiten sehr zugethan sind.

Verschiedene indianische Völkerschaften

Die Osagier, eine ziemlich zahlreiche Völkerschaft hat sich an dem Ufer eines Flusses ihres Namens gesetzet, der sich in den Missuri vierzig Meilen von seiner Vereinigung mit dem Missisipi ergießt. Die Völkerschaft der **Missuriten** ist die erste, die man an dem Missuri achtzig Meilen von seiner Mündung antrifft, denen die Franzosen den Namen gegeben haben, weil sie ihren eigentlichen Namen nicht wußten. Weit höher findet man die Canser, darauf die **Octotataer**, die auch **Mactotataer** genannt werden, und hernach die Ajuer und **Panier**, sehr zahlreiche Völker, die in viele Kreise, und unter verschiedene Namen getheilet sind. Eine Weibesperson von den Missuriten versicherte den P. Charlevoix, der Missuri komme aus einer Kette kahler und sehr hoher Gebirge, hinter welchen man einen großen Fluß findet, welcher auch da herausgehen muß, und gegen Westen fließt. Dieses Zeugniß, saget er, ist von einigem Gewichte, weil man von allen Wilden keine kennet, die weiter reisen, als die Missuriten.

Charlevoix. 1721.

Alle diese Völker bewohnen das westliche Ufer des Missuri, außer den Ajuern, welche gegen Osten, Bundesgenossen und Nachbarn der Siuer sind. Unter denen Flüssen, die in den Mississipi über dem Illinesenflusse fallen, sind die größten: erstlich der Ochsenfluß, welcher auf zwanzig Seemeilen davon entfernet ist, und von Westen kömmt. Man hat in seiner Nachbarschaft eine sehr schöne Salzgrube entdecket, wie man denn noch andere an dem Marameg gefunden. Zweytens, vierzig Seemeilen weiter läßt man den Assenesipi oder **Felsenfluß**, von der Nachbarschaft eines in dem Flusse selbst gelegenen Berges also genannt, wo man Bergerystall finden soll, wie einige Reisebeschreiber versichern. Drittens, fünf und zwanzig Meilen darüber trifft man zur Rechten den **Wiscusing** an, wodurch der P. Marquette und Jolyet in den Mississipi einliefen, als sie solchen entdecketen. Die Ajuer, welche auf dieser Höhe sind, das ist, in drey und vierzig Grad, dreyßig Minuten, welche viel reisen, und fünf und zwanzig bis dreyßig Seemeilen in einem Tage laufen, wenn sie ihre Familien nicht bey sich haben, erzählen, man komme, wenn man von ihren Wohnungen ausgienge, in dreyen Tagen zu Völkern, die **Quanen** genannt, welche eine weiße Haut und weiße Haare haben, vornehmlich die Weiber. Sie setzen hinzu, diese Völkerschaft führe unaufhörlich mit den Paniern und andern noch weiter gegen Westen gelegenen Völkern Krieg, und man höre sie von einem sehr weit von ihnen entferneten großen See reden um welchen Völker wären, die den Franzosen glichen, Knöpfe an ihren Kleidern hätten, Städte baueten, zur Ochsenjagd Pferde braucheten, die sie mit Büffelshäuten bedecketen, aber kein anderes Gewehr, als Bogen und Pfeile hätten. Viertens, zur Linken ungefähr sechzig Seemeilen über dem Ochsenflusse sieht man mitten aus einer unermeßlichen und schönen Wiese, voller Ochsen und anderer Thiere, den **Moingona** heraus kommen, welcher wenig Wasser und Breite bey seiner Vereinigung mit dem Mississipi hat, dem man aber einen Lauf von zweyhundert und funfzig Seemeilen giebt, wobey er sich von Norden gegen Westen wendet. Man setzet hinzu, er habe seine Quelle in einem See, und bilde einen andern funfzig Meilen von dem erstern. Von diesem zweyten See geht man zur Linken, und findet den blauen **Fluß**, von seinem Boden so genannt, welcher eine Erde von dieser Farbe ist. Er ergießt sich in den St. Petersfluß. Wenn man den Moingona hinaufgeht: so bemerket man eine Menge Steinkohlen; und wenn man hundert und funfzig Meilen weit gegangen ist, so wird man ein großes Cap gewahr, welches diesen Fluß einen Umweg nehmen läßt, und bey welchem sein Wasser roth und stinkicht ist. Man versichert, man habe an diesem Cap verschiedene Erztsteine gesammelt, und man habe von da Antimonium nach dem französischen Flecken gebracht.

Flüsse, die in den Mississipi fallen.

Lange Wiese.

Eine Meile über der Mündung des Moingona hat der Mississipi zween ziemlich lange Wasserstürze, welche nöthigen, die Piroguen zu ziehen. Ueber dem zweyten, ein und zwanzig Meilen von dem Moingona, findet man an beyden Seiten des Flusses Bleygruben, die ehemals von **Perrot** entdecket worden, und seinen Namen führen. Zehn Meilen über dem Wiscusing, und an eben der Seite sieht man eine sechzig Seemeilen lange Wiese anfangen, die mit Gebirgen besetzet ist, welche eine allerliebste Aussicht machen. An der Westseite zeiget sich eine andere, die aber nicht so lang ist. Zwanzig Meilen höher, als das Ende der erstern, erweitert sich der Fluß; und dieser Ort heißt der **Bonsecourssee**. Er ist nur eine Seemeile breit, hat aber sieben im Umfange, und schöne Wiesen umher. Perrot hatte zur Rechten ein Fort gebauet. Wenn man aus dem See heraus kömmt: so findet man die **kahle Insel**, die deswegen also heißt, weil sie nicht einen einzigen Baum

hat:

Charlevoix. 1721.

hat: sie bildet aber eine schöne Wiese. Die Franzosen in Canada haben sie oftmals zum Mittelpuncte ihrer Handlung in diesen westlichen Landschaften gemacht. Drey Meilen darüber läßt man zur Rechten den Fluß Sainte Croix, der aus dem obern See kömmt, und einige Seemeilen weiter hin läßt man zur Linken den St. Petersfluß, dessen Mündung nicht weit von dem St. Antonssprunge ist. Man hat schon angemerket, daß der Missisipi nur bis an diesen großen Wasserfall bekannt ist.

Schwere Schifffahrt auf dem Missisipi.

Man muß weislich auf diesem Flusse fahren. Man waget sich nicht leichtlich mit Canoten von Baumrinden darauf, weil er stets eine große Anzahl Bäume mit sich führet, die von seinen Ufern hinein fallen, oder ihm von denen Flüssen, die er einnimmt, zugeführet werden, und viele von diesen fremden Körpern an den Spitzen oder auf den Bänken aufgehalten werden, da man denn oft in Gefahr ist, wider einen Ast oder eine Wurzel, die unter dem Wasser verborgen sind, zu laufen; welches denn diese schwachen Fahrzeuge leicht zerbrechen könnte, vornehmlich wenn man bey der Nacht fahren, oder vor Tage abgehen will. Anstatt der Canote von Baumrinden nimmt man Piroguen, d. i. ausgehöhlete Baumstämme, die mehr widerstehen können, die aber, ihrer Schwere wegen, nicht leicht zu regieren sind. Die Fährleute, die man aus Neufrankreich mitbringt, welche zu den kleinen Pagaien gewöhnet sind, die zu den Canoten dienen, schicken sich nicht zu dem Ruder. Ueber dieses ist man, wenn der Wind ein wenig stark wird, wie es oftmals geschieht, in der Pirogue vor den Wellen nicht bedecket.

Den 10ten des Windmonates setzete sich Charlevoix wieder zu Schiffe, um durch den kleinen Fluß Kaskasquias in den Missisipi zu kommen, und that den ersten Tag nur zwo Meilen. Den andern konnte er nicht mehr, als sechs auf dem Flusse thun. Man muß sich verwundern, daß das Laub in einem Lande, wo der Winter ordentlicher Weise sehr gelind ist, viel eher abfällt, als in Frankreich, und daß die Bäume nur erst zu Ende des Mayes neues bekommen. Man giebt keine andere Ursache davon an, als die Dicke der Wälder, welche verhindern, daß sich das Erdreich nicht so bald erhitzet, den Saft aufsteigen zu lassen. Den 12ten ließ er, nachdem er zwo Seemeilen gefahren, das St. Antonsvorgebirge zur Linken. An diesem Orte fängt man an, Rohr zu sehen, das dem europäischen ziemlich ähnlich, aber höher und stärker, ist. Seine Wurzeln, die sehr lang sind, haben von Natur einen sehr schönen Vernis, und sind wenig von den Bambuen unterschieden, wovon man die schönen Röhre machet, welche die Holländer, unter dem Namen der Rotange, verkaufen. Den 13ten und folgenden Tag wurde die Pirogue von widrigem Winde in einer Gegend aufgehalten, deren Gefahr er kannte. Er wußte, es hatten die Cheraquier daselbst vor kurzem dreyßig Franzosen erschlagen, die den Sohn des Herrn Ramzay, Statthalters zu Montreal, und den jungen Baron von Longueuil an ihrer Spitze gehabt. Außer dieser Völkerschaft, mit der man noch nicht versöhnet war, macheten die Utagamier, die Siuer und Chicachaer der Bedeckung, die nur aus drey Mann bestund, andere Unruhe. Man fuhr einige Meilen in dieser Furcht. Den 15ten brachte ein Nordwind eine überaus große Kälte. Nachdem man vier Meilen gegen Süden gefahren: so fand man, daß sich der Fluß andere vier Meilen gegen Norden wendet. Nach diesem großen Umschweife läßt man den schönen Fluß Uabache zur Linken, wodurch man bis in das Land der Iroquesen hinauf steigen kann, und dessen Einfluß in den Missisipi wenigstens eine Viertelmeile breit ist. Ganz Luisiana hat keine Gegend, die besser eine Niederlassung verdienet. Das Land, welches von dem Uabache und Ohio, der dahinein fällt, gewässert

Fluß Uabache und seine Gemeinschaft mit Canada.

Charlevoix. 1721.

wird, ist überaus fruchtbar. Es sind große Wiesen, worauf die wilden Ochsen bey tausenden weiden. Ueber dieses ist die Gemeinschaft mit Canada dadurch eben so leicht, als durch den Illinesenfluß, und der Weg kürzer. Ein Fort mit einer guten Besatzung würde die Wilden im Zaume halten, vornehmlich die Cheraquier, welche heutiges Tages die zahlreichste Völkerschaft des festen Landes sind. Sechs Meilen unter dem Uabache geht man vor einer sehr erhabenen Küste von einer gelben Erde vorbey, die man für eisenreich hält.

Starke Kälte.

Die folgenden Tage brachten eine so strenge Kälte, daß man den spanischen Wein in der Pirogue gefroren, und den Brantewein eben so dick, als geronnen Oel, fand. Charlevoix bewundert diese strenge Luft in einer Himmelsgegend, deren Lieblichkeit er erkannt hatte, und konnte solche bloß den Nord- und Nordwestwinden zuschreiben, die noch immer weheten, ob sie gleich auf verschiedene Art durch das Land gebrochen wurden, so wie man sich mit dem Flusse wandte. Diese Hindernisse hielten die Schiffahrt sehr auf. Den 20sten wurde man zur Rechten des Flusses einen aufgerichteten Pfahl gewahr, der für ein illinesisches Denkmaal, bey Gelegenheit eines über die Chicachaer erhaltenen Sieges, erkannt wurde. Es zeigete zwo Menschenfiguren ohne Kopf, und einige andere mit allen Gliedern. Charlevoix vernahm von seinen Wegweisern, die ersten zeugeten von den Todten, und die andern von den Gefangenen; und wenn sich unter beyden Franzosen befinden, so stützet man ihnen die Arme auf die Hüften, um sie von den Wilden zu unterscheiden, denen sie herunter hängen. Denn man hat wahrgenommen, daß die Franzosen oft die Arme in die Seite setzen. Die Chicachaer waren vordem viel zahlreicher: man sieht aber nichts mehr von dem Reichthume bey ihnen, den ihnen der spanische Geschichtschreiber von Florida beyleget. Die Verbindung der Franzosen mit den Illinesen hat sie mit ihnen in Krieg verwickelt, und die Engländer in Carolina blasen das Feuer an.

Illinesisches Denkmaal.

Den 2ten des Christmonates endlich kam Charlevoix bey dem ersten Dorfe der Akansaer an, wo man die französischen Besitzungen ein wenig besser zu kennen anfängt. Dieses Dorf ist auf einer kleinen Wiese an dem westlichen Ufer des Flusses gebauet. Man findet noch drey andere, die eine einzige Völkerschaft unter besondern Namen machen, und in einem Raume von sieben bis acht Meilen. Die Einwohner des ersten heißen die Urapoer, und die Franzosen hatten damals ein Magazin daselbst. Man giebt dem Flusse der Akansaer eine sehr entfernete Quelle. Er kömmt, saget man, von den Panisnoiren, welche Charlevoix mit den Panisricaraern für einerley hält, wovon er einen Sclaven bey sich hatte. Dieser Fluß ist voller Wasserschüsse, daß man ihn also schwerlich hinauffahren kann. Er theilet sich in zween Arme sieben Meilen über seinen beyden Mündungen. Zwo Meilen über der erstern nimmt er einen schönen Fluß ein, der aus dem Lande der Osagaer kömmt, und den die Franzosen den weißen Fluß genannt haben. Noch zwo Meilen höher findet man die Völkerschaften der Torimaer und Topingaer, die nur eine Dorfschaft ausmachen, zwo Meilen von welcher man die Sotuier findet. Die Kappaer, eine zahlreiche Völkerschaft zur Zeit der Entdeckung, sind ein wenig weiter hin, und ihrem Dorfe gegen über sieht man noch die Trümmern von der Concession des beschryenen Law. Nach diesem Orte sollte man die neuntausend Deutsche hinschicken, welche in der Pfalz angeworben wurden, und Charlevoix beklaget die Hindernisse, die solche aufgehalten. „Nach dem Illinesenlande, saget er, hat Luisiana vielleicht keine Gegend, die fähiger ist zum Anbaue: er setzet aber „hinzu, Law wurde sehr schlecht bedienet, wie die meisten Concessionarien; und es hat wenig

„nig Wahrscheinlichkeit, daß man jemals so viel Volk anwerbe, weil man in Frankreich „gar nicht auf das sieht, was die Unternehmungen hat fehl schlagen lassen, damit man die „vorigen Fehler verbessere, sondern sich ordentlich nach dem ersten Erfolge richtet.

Charlevoix. 1721.

Bey der Abreise von dem Uyapaerdorfe lagerte sich Charlevoix den 3ten des Christmonates ein wenig unter der ersten Mündung von dem Akansaerflusse, der nicht über fünf hundert Schritte breit ist. Den andern Morgen gieng er über die zweyte, die viel schmaler ist; und den 5ten befand er sich vor der abgeschnittenen Spitze, die ehemals eine ziemlich hohe Spitze war, welche an der Westseite in den Fluß hinein gieng, der itzt eine Insel daraus gemacht hat. Bis itzt aber ist der neue Canal nur bey großen Wassern schiffbar. Von hier rechnet man bis zu dem Hauptarme des Akansaerflusses zwey und zwanzig Seemeilen, obgleich in gerader Linie nicht ihrer zehne sind: allein, der Fluß schlängelt sich sehr, siebenzig Seemeilen weit, zwischen dem Uyapaerdorfe und dem Yasuerflusse. Charlevoix lief den 9ten in diesen Fluß ein, dessen Mündung nicht über einen Acker Landes breit ist. Sein Wasser ist röthlich und ungesund. Bizart, der in Canada von einem Schweizer erzeuget worden, Major zu Montreal, hatte seit kurzem ein Fort an diesem Flusse erbauet, drey Meilen von dem Mißißipi. Als er darauf erkannte, daß er sich einen bessern Ort hätte erwählen können: so gedachte er seinen Sitz weiter hin in eine schöne Wiese zu verlegen, als dieser Vorsatz durch seinen Tod unterbrochen wurde. Die Compagnie hatte damals daselbst ein Magazin, wie bey den Akansaern, das Fort und der Boden aber gehörete einigen zusammen geselleten vornehmen Personen. Charlevoix erstaunet, daß sie sich für den Yasuerfluß entschlossen haben: „sie konnten sich, saget er, bessere Länder von einer schönern Lage wählen. In der That ist viel daran gelegen, sich dieses „Flusses zu versichern, dessen Quelle nicht weit von Carolina entfernet ist: ein Fort aber mit „einer guten Besatzung war genug, die Yasuer im Zaume zu halten, welche Bundesgenossen der Chicachaer sind, und stets mit den Engländern in Verbindung gestanden. Mit „einem Worte, eine Concession wird niemals bey einer Völkerschaft gründlich errichtet, „wider welche man sich ohne Aufhören auf seiner Hut halten muß.

Bizarts Fort bey den Yasuern.

Drey Tagereisen unter den Yasuern findet man in dem Flusse zur Linken an dem Fusse eines großen Caps, wo sehr gute Steine seyn sollen, die in der Colonie am meisten fehlen, einen Schlund, dem man sich nicht ohne Gefahr nähert. Fünf Täge darnach, da man das Fort verlassen hatte, kam Charlevoix in das Land der Natschen. Es ist vierzig Seemeilen von den Yasuern an eben der Seite. Dieser Kreis, der in den Nachrichten von Luisiana berühmt ist, ist der schönste, der fruchtbareste, und am meisten bevölkert. Man stieg daselbst, einer ziemlich hohen und sehr steilen Erdhöhe gegen über, aus, an deren Fuße ein Bach geht, der nur Schaluppen und Piroguen einnehmen kann. Von dieser Erdhöhe steigt man auf einen Hügel von einem ziemlich hohen Abhange, auf dessen Spitze ein Fort, oder vielmehr eine Schanze mit einem bloßen Pfahlwerke, ist. Viele kleine Berge erheben sich oberhalb des Hügels; und wenn man vor ihnen vorbey ist, so sieht man auf allen Seiten nichts anders, als große und schöne Wiesen, die mit Gebüschen abgesetzet sind. Die gemeinsten Bäume in diesen Gehölzen sind der Nußbaum und die Eiche, und alle Ländereyen sind vortrefflich. Man hat gesehen, daß Iberville, der erste, der in den Mißißipi durch seine Mündung eingefahren, bis zu den Natschen hinaufgegangen; und da er ein so schönes Land bewunderte, so urtheilete er auch, es könnte die Hauptstadt der neuen französischen Niederlassung nicht vortheilhafter liegen. Er entwarf den Grundriß davon

Schlund von Mißißipi.

Fort der Natschen.

Charlevoix. 1721.

unter dem Namen Rosalie, welcher der Gräfinn von Pontchartrain ihrer war. Dieser Anschlag aber ist nicht ausgeführet worden, obgleich die Karten eine Stadt Rosalie bey den Natschen haben. Charlevoix billiget diejenigen, die dafür halten, man müsse sich näher am Meere setzen. Wenn indessen Luisiana eine blühende Colonie würde: so dünkt es ihm, wie Ibervillen, das Land der Natschen würde zu ihrer Hauptstadt am bequemsten seyn. Die Luft ist daselbst rein, das Land erstrecket sich weit; das Erdreich ist fruchtbar und wohl gewässert. Es ist nicht gar zu weit vom Meere, und nichts hindert die Schiffe, daselbst hinauf zu fahren. Endlich ist es allen denen Oertern gelegen, wo man sich zu setzen nur wünschen kann.

Zustand der französischen Colonie bey den Natschen im Jahr 1721.

Die Compagnie hatte sich daselbst ein Magazin angeleget, welches durch einen Buchhalter regieret wurde. Zwischen einer großen Anzahl besonderer Concessionen, wovon man schon die Früchte einsammelte, waren zwo von der ersten Größe da, das ist von vier Meilen in Quadrate. Die eine gehörete einer Gesellschaft von Maloern, die andere der Compagnie, welche Arbeitsleute von Clerac dahin geschickt hatte, daselbst Taback zu bauen. Die Gebäude dieser beyden Pflanzungen bildeten ein vollkommenes Dreyeck mit dem Fort; und die Weite des einen Winkels von dem andern war eine Seemeile. Das große Dorf der Natschen lag zwischen den beyden Concessionen.

Ob man gleich nicht zweifeln kann, daß unter einer weisen Regierung die meisten von diesen Niederlassungen keinen großen Fortgang seit fast vierzig Jahren gehabt: so wird man dennoch dem P. Charlevoix nachgehen, welcher bekennet, er habe sie sorgfältig beschauet. Die Concession der Maloer schien ihm sehr wohl gelegen zu seyn. Es fehlet da nichts, ein so schönes Erdreich zu nutzen, als Negern oder Dienstleute. Der Compagnie ihre liegt noch besser. Beyde werden von einem und eben demselben Flusse gewässert, welcher zwo Meilen über der erstern in den Mißißipi fällt. Der Taback kömmt daselbst wohl fort. Ich habe, saget Charlevoix, in dem Garten des Oberbuchhalters sehr schöne Baumwolle auf dem Baume gesehen. Ein wenig weiter hinunter sah man wilden Indigo, womit man noch nicht die Probe gemacht hatte: man versprach sich aber, es würde damit eben so gut gehen, als auf der Insel San Domingo, und das um so vielmehr, weil ein Boden, der von Natur diese Pflanze hervorbringt, sehr geschickt seyn muß, die fremde zu tragen, die man daselbst säen will.

Großes Dorf der Natschen.

Das große Dorf der Natschen besteht nur noch aus einer kleinen Anzahl Hütten; und die Ursache, die man davon angiebt, ist, daß diese Wilden, denen ihr großes Oberhaupt alles, was sie besitzen, wegzunehmen, das Recht hat, nicht gern bey ihm wohnen. Sie haben viele andere Flecken in einiger Entfernung von ihm angeleget. Die Siuer, ihre Bundesgenossen, haben auch eines in ihrer Nachbarschaft. Man beschreibt uns ihre Cabanen. Sie sind in Gestalt eines viereckichten Pavillons, sehr niedrig und ohne Fenster mit einem gerundeten Giebel, wie unsere Oefen. Die meisten sind mit Blättern und Maizstrohe bedecket. Einige sind von Leimen gebauet, inwendig und auswendig mit sehr dünnen Matten überzogen. Des großen Oberhauptes seine ist größer und höher, als die andern, sehr sauber gekräuselt, und auf einem etwas höhern Erdreiche, und auf allen Seiten frey. Sie geht auf einen großen Platz, der nichts regelmäßiges hat. Charlevoir sah statt alles Hausgeräthes darinnen eine sehr schmale Schicht Bretter, zwey oder drey Fuß hoch von der Erde, worauf, seinem Urtheile nach, das Oberhaupt eine Matte oder eine Haut ausbreitet, um sich darauf niederzulegen. Diese Cabanen sind sehr weiß, ob sie gleich kein Rauchloch haben.

haben. Der Tempel ist an der Seite der Cabane des großen Oberhauptes an dem Ende des Platzes und gegen Osten gewandt. Er ist aus eben den Materialien, wie die Cabanen, aber von anderer Gestalt. Es ist ein länglichtes Viereck, ungefähr vierzig Fuß lang und zwanzig breit, mit einem schlechten Dache von der Gestalt, wie die unserigen, und zween hölzernen Adlern an beyden Enden. Die Thüre ist in der Mitte der Länge des Gebäudes, das keine andere Oeffnung hat; und zu beyden Seite ist eine steinerne Bank. Das Innere ist dem Aeußern gemäß. Drey Stücken Holz in ein Dreyeck geleget, welche fast ganz die Mitte des Tempels einnehmen, brennen daselbst zu Ehren der Sonne, aber mit einem langsamen Feuer, welches ein Wilder, der mit dem Titel des Tempelhüters beehret wird, zu unterhalten verbunden ist. Wenn das Wetter kalt ist: so kann der Tempelhüter sein Feuer für sich haben: es ist aber niemanden erlaubet, sich bey dem Feuer der Sonne zu wärmen. Die Feuerbrände geben einen Rauch, welcher die Zuschauer blind machet. An Zierrathen sieht man in dem ganzen Raume des Tempels nichts, als drey oder vier Kisten, die einige dürre Knochen enthalten; und an der Erde einige hölzerne Köpfe, nicht so gar grob gearbeitet, als die Adler auswendig. Der Thüre gegen über dienet ein Tisch drey Fuß hoch, fünfe lang und viere breit, zum Altare. Da Charlevoix nichts weiter entdecket hat: so verwirft er alles dasjenige, was man in den ersten Nachrichten liest; wofern nicht die Natschen, saget er, wegen der Nachbarschaft der Franzosen unruhig geworden, und ihren Tempel desjenigen beraubet haben, was er für ihre Völkerschaft am heiligsten hatte. Er räumet über dieses ein, es hätten die meisten Indianer in Luisiana vordem, so wie die Natschen, ihren Tempel gehabt; sie hätten darinnen ein beständiges Feuer unterhalten; und die Maubilier hätten so gar eine Art von Primatie gehabt, welche eine jede Völkerschaft verbunden, ihr Feuer daselbst wieder anzuzünden, wenn es etwan aus Nachläßigkeit, oder durch einen Unglücksfall ausgelöschet worden. Heutiges Tages aber, saget er, besteht der Tempel der Natschen nur noch einzig und allein; und ob er gleich entblößet, unsauber, und in Unordnung ist, so ist er doch unter allen Wilden dieses festen Landes in großer Hochachtung. Uebrigens ist die Verminderung dieser Völker eben so beträchtlich, als der Völkerschaften in Canada ihre. Sie ist auch noch schneller gewesen, ohne daß man die wahre Ursache davon weis. Ganze Völkerschaften sind verschwunden; und diejenigen, die noch bestehen, sind nur der Schatten von dem, was sie zur Zeit der Entdeckung gewesen.

Charlevoix. 1721.

Ihr Tempel und sein ewiges Feuer.

Die Franzosen in der Niederlassung bey den Natschen hielten den P. Charlevoix länger auf, als er sichs vermuthet hatte. Er machet eine seltsame Abschilderung von der Religion dieser Colonie. Der Thau des Himmels, saget er, ist noch nicht auf ein Land gefallen, welches sich rühmen kann, daß es mehr, als ein anderes, das Mark der Erde zum Antheile hat. Iberville hatte einen Jesuiten, der ihm auf der andern Reise folgete, dahin bestimmet. Er schmeichelte sich, das Christenthum bey einer Völkerschaft einzuführen, deren Bekehrung aller andern ihre ohne Zweifel nach sich ziehen würde. Dieser Missionar aber glaubete, günstigere Gesinnungen in dem Dorfe der Bayagulaer zu finden; und da er den Vorsatz gefasset hatte, sich daselbst niederzulassen, so wurde er durch andere Befehle wieder nach Frankreich zurück gerufen. Darauf wurde ein Geistlicher aus Canada zu den Natschen geschickt: seine Arbeiten aber waren ohne Erfolg, ob er gleich die Gewogenheit der Frau des großen Oberhauptes gewonnen hatte. Er wurde von den Wilden auf einer Reise erschlagen, die er nach Maubile that. Ein anderer Priester hatte bey den Akansaern eben das Schicksal. Seit dem Tode dieser beyden Missionarien ist ganz Luisiana

Schlechter Zustand des Christenthumes.

Charlevoix. 1721.

na unterhalb der Illinesen ohne Geistliche geblieben, die Tonicaer ausgenommen, welche seit vielen Jahren einen Priester gehabt haben, den sie so hoch hielten, daß sie ihn zu ihrem Oberhaupte machen wollten, die aber dadurch nicht mehr Neigung zum Christenthume bekamen. Diese Verlassung betraf nicht bloß die Ungläubigen. Obgleich der Natschenkreis der volkreichste in dem ganzen französischen Pflanzlande ist: so waren es doch im Christmonate 1721 fünf Jahre, daß kein Franzose daselbst die Messe gehöret, noch einmal einen Priester gesehen hatte. Wir wollen an seinen Ausdrückungen nichts ändern. „Ich nahm zwar „wohl wahr, daß die Beraubung der Sacramente bey den meisten eine Gleichgültigkeit ge„gen die Religionsübungen hervor gebracht hatte, welche die ordentlichste Wirkung davon „ist: indessen bezeigeten doch viele eine eifrige Begierde, sich meiner Durchreise zu Nutze zu „machen, um ihre Gewissensangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der erste Antrag, „den man mir that, war, eine Menge Einwohner im Angesichte der Kirche zu verheirathen „und zu trauen, welche kraft eines bürgerlichen Vertrages, der vor dem Befehlshaber und „dem Oberbuchhalter aufgesetzet worden, ohne Bedenken bey einander wohneten, und wie „diejenigen, welche diese Kebsehe bestätiget hatten, die Nothwendigkeit, das Land zu be„völkern, und die Schwierigkeit einen Priester zu bekommen, anführeten. Ich stellete „ihnen vor, es fänden sich solche bey den Yasuern und in Neuorleans; und eine Pflicht „von solcher Wichtigkeit verdienete wohl die Mühe einer Reise. Man antwortete mir, die„jenigen, die solchen Vertrag geschlossen, wären nicht im Stande, weder sich zu entfernen, „noch den nöthigen Aufwand dazu zu machen. Endlich so war das Uebel geschehen: und „es kam itzt nur darauf an, solchem wieder abzuhelfen; und ich that es. Ich hörete darauf „alle diejenigen beichten, die sich angaben: ihre Anzahl aber war nicht so groß, als ich es „gehoffet hatte„.

Von den Natschen reisete Charlevoix den 26sten des Christmonates mit einem Kriegesbaumeister des Königes ab, welcher die Colonie besuchete, um von denen Oertern zu urtheilen, wo man Forte anlegen könnte. Nach vier Meilen traf man einen kleinen Fluß zur Linken des Mississipi an. Er machet an diesem Orte einen Umschweif von vierzehn Seemeilen, bey welchem man noch vor einer Menge Inseln vorbey geht; und zehn Seemeilen weiter findet man einen andern Fluß an eben der Seite. Er ist so fischreich, daß man des Nachts von dem Geräusche derer Fische aufgeweckt wird, die mit ihrem Schwanze das Wasser schlagen. Zwo Meilen jenseits kömmt man nach Calla der Tonicaer, welcher anfänglich nur ein Bach zu seyn scheint, einen Flintenschuß weit von seiner Mündung aber einen See bildet. Er nimmt seinen Ursprung in dem Lande der Tschactaer, und sein Lauf ist voller Wasserschüsse. Das Dorf ist jenseits des Sees, auf einem ziemlich hohen Boden, ohne Zaun umher, und mittelmäßig bevölkert. Nicht weit davon findet man zwey andere von eben der Völkerschaft; und das ist alles, was von einem sonst zahlreichen Volke noch übrig ist. Die Wohnung des Oberhauptes ist mit halberhabenen Bildern gezieret, welche Charlevoix in einer Hütte eines Wilden nicht geringschätzig fand: er verwunderte sich aber weniger darüber, als er diesen Indianer gesehen hatte, welcher auf französische Art gekleidet gieng, und sich so gar einer ausgesuchten Sauberkeit befliß, ohne im geringsten zu zeigen, daß er sich in diesem Putze nicht finden könnte. Er hatte sich durch seinen Handel mit den Franzosen bereichert, denen er Pferde und Geflügel gab.

Tonicaerfluß.

Von dem Grunde der Bay oder des Sees der Tonicaer könnte man mit Canoten von Rinde eine Uebertragung von zwoen Seemeilen vornehmen, die zehn Seemeilen auf dem Flusse

Flusse ersparen würden. Drittehalb Meilen darunter läßt man zur Rechten den heutiges Tages so genannten **rothen Fluß**, welcher bey den Spaniern unter dem Namen **Rio Colorado** bekannt ist. Er läuft einige Zeitlang Ost und West; darnach wendet er sich gen Süden: er ist aber nur für Piroguen auf vierzig Meilen schiffbar, nach welchen man nichts, als Moräste, findet. Seine Mündung in den Mißißipi ist ungefähr zweyhundert Toisen breit. Zehn Meilen darüber nimmt er zur Rechten den schwarzen Fluß oder den **Uatchitaerfluß** ein, der von Norden kömmt, und über die Hälfte des Jahres fast ohne Wasser ist. Dieß hat die Franzosen nicht abgehalten, einige Wohnplätze daselbst zu errichten, in der Hoffnung, sich der Nachbarschaft der Spanier zu Nutze zu machen. Die **Natschitocher** haben sich an dem rothen Flusse gesetzet, wo die indianische Compagnie ein Fort erbauet hat, um diejenigen aufzuhalten, die ihr schaden können. Ein wenig unterhalb des rothen Flusses findet man eine sehr schöne Bucht; und fünf Seemeilen weiter geht man vor einer abgeschnittenen Spitze vorbey, welche den Reisenden vierzehn Meileweges ersparet. Dieses hat man den Canadiern zu danken. Sie haben einen kleinen Bach hinter der Spitze ausgegraben, wodurch denn das Wasser aus dem Flusse mit solcher Heftigkeit in diesen neuen Canal hinein geschossen, daß es sein altes Bette fast ganz trocken gelassen. Unmittelbar unter der Spitze sah man 1721 eine Niederlassung, Namens **Sainte Reine**, auf einem sehr fruchtbaren Boden. Eine Meile weiter hin traf man noch eine andere an, deren Gebäude nur noch aus einigen mit Strohe gedeckten Hütten bestunden. Charlevoix prophezeyete nicht viel Gutes von diesen beyden Concessionen; weil es an Menschen, saget er, zur Arbeit, und an Liebe zur Arbeit den Menschen fehlete. Er redet nicht mit mehrerm Lobe von einer dritten Niederlassung, der **rothe Stab** (Baton rouge) genannt, drey Meilen von der letztern.

Charlevoix. 1722.

Rio Colorado.

Einige Niederlassungen.

Eilf Seemeilen jenseits traf man die **Bayagulaer** an, deren Dorf vor Alters sehr bevölkert war. Es sind nur noch die Trümmern davon übrig, seitdem die Pocken einen Theil seiner Einwohner aufgerieben, und die andern sich entfernet oder zerstreuet haben. Man hatte in dem schönen Lande, welches sie inne gehabt, eine Niederlassung errichtet, wo die weißen Maulbeerbäume nach der Schnur gepflanzet waren. Man machete daselbst schon schöne Seide. Der Taback und der Indigo wurden daselbst mit eben dem glücklichen Erfolge gebauet. Charlevoix giebt diese Concession zum Muster.

Er reisete den 3ten des Jenners 1722 von da ab, und kam um zehn Uhr des Morgens zu einem kleinen Dorfe der **Umaer**, welches zur Linken des Mißißipi ist, und einige französische Häuser enthält. Das große Dorf eben dieser Völkerschaft ist eine Viertheilmeile weiter im Lande. Zwo Meilen über dem kleinen hat sich der Fluß zur Rechten, wohin ihn sein Hang stets treibt, einen Graben gemacht, den man die Gabel der **Sitimachaer** nennet, und welcher, bevor er sein Wasser in das Meer bringt, einen großen See machet. Die indianische Völkerschaft dieses Namens ist gänzlich aufgerieben. Sechs Seemeilen von den Umaern sahen die beyden Reisenden die **Concession** des Marquis von Ancenis, die damals durch eine Feuersbrunst und andere Zufälle fast zu nichts geworden war. Sie kam den andern Morgen Vormittages zu dem großen Dorfe der **Colapissaer**, dem schönsten in ganz Luisiana, ob es gleich nicht über zweyhundert Krieger enthält. Ihre Cabanen haben die Gestalt eines Pavillons mit einem doppelten Dache, eines von Latanenblättern, das andere von Matten. Des Oberhauptes seine hat sechs und dreyßig Fuß im Durchschnitte. So bald sich die beyden Reisenden im Gesichte des Dorfes befanden, erstauneten sie, daß sie

Umaer und französische Concessionen.

Charlevoix. 1722.

Trommel und Liverey der Colapissaer.

sie darinnen das Spiel rühren höreten, und sich im Namen des Oberhauptes bewillkommet sahen. Sie verwunderten sich aber noch mehr über die Kleidung des Trommelschlägers, welche ein langer Rock, halb roth und halb weiß, mit einem rothen Aermel auf der weißen Seite, und einem weißen Aermel auf der rothen Seite war. Sie frageten nach dem Ursprunge dieses Gebrauches. Man antwortete ihnen, er wäre nicht alt; es hätte ein Statthalter von Luisiana die Einwohner zur Belohnung ihrer Treue mit einer Trommel beschenket, und die Kleidung wäre von ihrer Erfindung. Die Indianerinnen sind hier besser gebildet, als in Neufrankreich, und ihre Kleidung ist viel sauberer.

Cannes brûlees, französischer Wohnplatz.

Fünf Seemeilen weiter kömmt man zu einem französischen Wohnplatze Cannes brûlees, wo man ein großes Kreuz an dem Ufer aufgerichtet findet, das erste, welches Charlevoix seit den Illinesen wahrgenommen. Als er ausstieg: so wurde er nicht weniger erbauet, da er einige Franzosen sah, welche Vesper sangen. Sie waren ohne Priester, saget er: aber das war nicht ihre Schuld. Man hatte ihnen einen gegeben, den sie abgedanket hatten, nachdem sie erkannt, daß er ein Trunkenbold war. Zwischen den Colapissaern, und Cannes brûlees läßt man zur Rechten den alten Kreis der Tansaer, die gänzlich verschwunden sind. Dieß ist der schönste und beste von ganz Luisiana. Den 5ten Jenner, als den letzten Tag ihrer Reise, giengen beyde Reisende vor einer Niederlassung die Chapitulaer genannt, drey Seemeilen von Neuorleans, vorbey, wo sie um fünf Uhr des Abends ankamen. Die Chapitulaer, und einige benachbarte Wohnungen sind in einem fruchtbaren und wohlgebaueten Lande.

Anmerkungen wegen der Lage von Neuorleans.

Charlevoix fand nichts merkwürdiges um Neuorleans herum, und war so gar mit der Lage dieser Stadt nicht zufrieden. Diejenigen, welche anders davon urtheilen, saget er, gründen sich auf zwo scheinbare Ursachen; die erste, daß sich, eine Meile von der Stadt gegen Nordost, ein kleiner Fluß findet, der Bayoul von St Johann genannt, welcher sich zwo Seemeilen von da in den Pontchartrainssee ergießt; und da dieser See mit dem Meere eine Gemeinschaft hat: so ist es leicht, dadurch eine sichere Handlung zwischen dieser Hauptstadt und Maubile, Biloxi und andern Posten zu unterhalten, welche die Franzosen nach dem Meere zu innen haben; die zweyte ist, daß unter Neuorleans der Fluß einen sehr großen Umschweif machet, welchen man den Engländer-Umschweif nennet, und welcher der Schifffahrt eine vortheilhafte Verzögerung wider die Ueberfallungen verursachen kann. Weil aber diese Gründe voraus setzen, daß die Einfahrt des Flusses nur kleine Fahrzeuge aufnehmen könne: so fraget Charlevoix erstlich, was man von der Ueberfallung befürchten könne, wenn die Stadt nur ein wenig befestiget sey? Ueber dieses, an welchem Orte sie auch liegen mag, muß die Mündung des Flusses nicht durch gute Batterien und durch ein Fort vertheidiget seyn? Zum andern, was dienet eine Gemeinschaft, die man nur durch Schaluppen mit solchen Posten haben kann, denen man nicht zu Hülfe kommen könnte, wenn sie angegriffen würden, von denen man auch nur einen schwachen Beystand haben könnte, und die meistens ohne den geringsten Nutzen sind. Das freundschaftliche Schiff, welches den Engländer-Umschweif herauf fahren will, ist genöthiget, wie das feindliche, von einem Augenblicke zum andern den Wind zu ändern. Dieß kann es auf einer Fahrt von sieben bis acht Meilen ganze Wochen aufhalten. Man setzet hinzu, ein wenig unterhalb der Stadt habe das Erdreich wenig Tiefe an beyden Seiten des Flusses, und nehme beständig ab bis ans Meer. Dieß ist eine Erdspitze, die nicht sehr alt zu seyn scheint. Denn man darf nicht viel graben, so findet man Wasser daselbst; und die Menge Sandbänke und kleiner

ner Inseln, die man seit zwanzig Jahren an allen Mündungen des Flusses hat entstehen sehen, läßt keinen Zweifel, daß sie sich nicht von selbst gebildet habe. Es scheint aus Vergleichung der Zeugnisse gewiß zu seyn, daß zur Zeit der Entdeckung die Mündung nicht so gewesen, wie sie itzt ist. Diese Anmerkung wird bestätiget, so wie man sich dem Meere nähert. Es ist fast kein Wasser an der Barre in den meisten kleinen Ausgängen, die sich der Fluß geöffnet hat, und die sich nur durch die Folge von Bäumen, die mit dem Strome fortgeschleppet werden, vermehret haben; denn ein einziger von diesen Bäumen, der durch seine Wurzeln oder durch seine Zweige an einem nicht sehr tiefen Orte angehalten worden, hält bald tausend auf. Nichts ist alsdann vermögend, sie abzureißen. Der Lehm des Flusses dienet ihnen zum Kitte, bedecket sie mit der Zeit; und da jede Ueberschwemmung eine neue Lage da läßt, so brauchet es nur zehn Jahre, um daselbst Röhre und Stauden wachsen zu sehen. Charlevoix giebt diesen Ursprung den meisten Spitzen und Inseln, welche den Missisipi so oft den Lauf ändern lassen.

Charlevoix. 1722.

Veränderung der Mündung des Flusses.

Das neue Orleans, die erste Stadt, die einer von den größten Flüssen in der Welt an seinen Ufern hat bauen sehen, bestund 1722 nur noch aus einem Hundert Baraquen, die ohne viele Ordnung gesetzet waren, aus einem großen von Holze gebaueten Vorrathshause, und zweyen oder dreyen etwas scheinbaren Häusern. Man bilde sich zweyhundert zur Errichtung einer Stadt abgeschickte Personen vor, saget Charlevoix, die sich am Ufer eines großen Flusses gelagert haben, wo sie nur noch erst bedacht gewesen, sich vor der rauhen Witterung der Luft zu bergen, in Erwartung, daß man ihnen einen Grundriß mache und Häuser baue. Der genannte Kriegesbaumeister erfüllete einen Theil dieser Erwartung; das ist, er ließ den Einwohnern einen sehr schönen und regelmäßigen Grundriß: der P. Charlevoix aber zweifelte an dessen Ausführung. Indessen hat man doch in einem Mercure von 1742 bekannt gemacht, Neuorleans wäre in fünf Kirchspiele abgetheilet, wo man bis auf achthundert schöne Häuser zählete.

Beschreibung von Neuorleans.

Zwischen der Stadt und dem Meere ist niemals eine Concession gewesen, weil sie gar zu wenig Tiefe haben würde. Man findet aber einige kleine Wohnplätze und Niederlagen für die großen Concessionen daselbst. Ein Dorf Chaunchaer, welches man sonst daselbst sah, und dessen Trümmern noch stehen, ist heutiges Tages auf der andern Seite des Flusses, eine halbe Meile tiefer, und die Wilden haben so gar die Gebeine ihrer Todten dahin gebracht. Die Küste erhebt sich darunter, und daselbst hätte man nach Charlevoix Urtheile die Stadt anlegen sollen; sie würde da nur zwanzig Seemeilen von dem Meere gewesen seyn; und mit einem mittelmäßigen Süd oder Südostwinde würde ein Schiff in funfzehn Stunden herauf fahren.

Nachdem er über sechs Monate in Neuorleans zugebracht: so gieng er den 22sten des Heumonates ab, sich nach Biloxi zu begeben, welches noch das Hauptquartier der französischen Colonie war. Die folgende Nacht gieng er durch einen neuen Umweg des Flusses, der Piakiminer Umschweif genannt, hinunter, und fand sich bald in der Mitte dessen, was man die Pässe des Missisipi nennet. Man kann hier nicht mit zu vieler Aufmerksamkeit steuern, damit man sie vermeide; und wenn man hinein gezogen worden, so würde es fast unmöglich seyn, heraus zu kommen. Die meisten sind nur kleine Bäche, deren einige nur durch hohe fast mit dem Wasser gleiche Böden abgesondert sind. Die Barre des Missisipi hat diese Pässe vermehret, so wie die Wasser des Flusses; welche durch das neue Land, das von Tage zu Tage entsteht, aufgehalten werden, da zu entwischen und hindurch

Pässe des Missisipi.

Charlevoix. 1722.

zu kommen suchen, wo sie den wenigsten Widerstand antreffen, und wenn man nicht Acht hätte, so würde zu befürchten seyn, daß mit der Zeit keiner von diesen Ausgängen von Schiffen könnte befahren werden.

La Base oder Insel Toulouse.

Jenseits der Barre findet man eine kleine Insel damals la Base genannt, die aber der P. Charlevoix und der Kriegesbaumeister, der ihn stets begleitete, die Insel Toulouse nannten. Sie hat nur eine halbe Meile im Umfange, worinnen sie sogar noch eine andere Insel mit begreift, die nur durch einen Rauschbach davon abgesondert ist. Ueber dieses ist sie sehr niedrig außer an einem einzigen Orte, welchen die Fluth niemals bedecket, und wo man ein Fort mit Magazinen bauen könnte, um die Schiffe daselbst auszuladen, welche nicht über die Barre kommen könnten, wofern sie nicht von einem Theile ihrer Last erleichtert würden. Der Kriegesbaumeister, welcher diesen Ort erforschet hatte, fand den Grund ziemlich hart und von thonichter Erde, obgleich fünf oder sechs kleine Quellen herauskommen, die nicht viel Wasser haben. Er bemerkete, daß dieses Wasser auf der Erde, worüber es wegliefe, ein sehr schönes Salz ließe. Wenn der Fluß niedrig ist, das ist in den dreyen Monaten der größten Hitze des Jahres: so ist das Wasser um der Insel Toulouse herum salzicht: zur Zeit der Ueberschwemmung aber ist es ganz süß und der Fluß behält seine Süßigkeit eine gute Seemeile weit in der See. Die andere Zeit über ist er ein wenig salzicht über der Barre. Diejenigen, welche geschrieben haben, der Mississipi vermenge wohl auf zwanzig Seemeilen weit sein Wasser nicht mit dem Seewasser, haben nur eine Fabel erzählet *e*).

Ueberhaupt

e) Ein Theil des Tages, welcher angewandt wurde, die einzige Mündung des Flusses zu erforschen und aufzunehmen, welche schiffbar ist, ließ die beyden Reisenden Beobachtungen machen, deren Wichtigkeit alle Schifffahrer einsehen müssen. Sie läuft Nordwest und Südost, dreyhundert Toisen weit, da sie bis an die Insel Toulouse hinauf geht, gerade gegen welcher über drey kleine Inseln sind, die noch kein Gras hatten, ob sie gleich ziemlich hoch waren. In diesem Raume ist sie zwey hundert und funfzig Toisen breit, und in der Mitte achtzehn Fuß tief, auf einem weichen Thongrunde. Man muß aber daselbst mit dem Senkbleye in der Hand fahren. Von da geht man noch beym Hinauffahren Nordwest, vierhundert Toisen weit, nach welchen man noch funfzehn Fuß Wasser und eben den Grund findet. Ueberall ist der Ankergrund sicher, und man ist daselbst vor allen Winden, außer den Süd und Südostwinden sicher, die, wenn sie heftig sind, die Schiffe auf ihre Anker jagen können, aber ohne Gefahr, weil sie auf der Barre stranden würden, die auch von weichem Thone ist. Man fährt darauf Nordwest ein Vierthel Nordost, auf fünfhundert Toisen weit. Dieß ist eigentlich die Barre, welche zwölf Fuß Wasser mittler Tiefe hat: man brauchet auch noch Aufmerksamkeit; denn man trifft daselbst Bänke an. Diese Barre ist zweyhundert und funfzig Toisen breit zwischen Ländern, die mit Schilfe bedecket sind.

In dem Ostpasse, oder der ostlichen engen Fahrt, die unmittelbar darüber ist, geht man eine Seemeile weit gerade gen Westen. Sie ist zweyhundert und funfzig Toisen breit, und vier bis fünf Fuß tief, darauf findet man auf einmal keinen Grund mehr. Wenn man den großen Paß bey der Ausfahrt aus der Barre wieder nimmt: so fährt man noch dreyhundert Toisen weit Nordwest, und man hat niemals weniger, als fünf und vierzig Fuß Wasser. Man läßt den Sauvolepaß zur Linken, wodurch die Schaluppen nach Biloxi gehen können, wenn sie sich nordwärts halten. Dieser Paß hat seinen Namen von einem Officier, der in der Colonie Befehlshaber gewesen. Darauf muß man sich wieder gegen West ein Viertheil Nordwest funfzig Toisen lang wenden; und in einer Art von Bucht, die man zur Linken am Ende dieses Raumes läßt, giebt es drey Pässe, einen gegen Südsüdost, einen andern gegen Süden und den dritten gegen Westsüdwest. Diese Bucht hat nur zehn Toisen Tiefe, und zwanzig Fuß im Durchschnitte: die Pässe aber haben wenig Wasser.

Man

Charlevoix. 1722.

Ueberhaupt wird die Stärke des Stromes die Schifffahrt auf dem Mißißipi allezeit beym Hinauffahren beschwerlich machen, und auch selbst beym Hinunterfahren viele Aufmerksamkeit erfordern, weil er oftmals auf vorgehende Spitzen und Sandbänke treibt. Man ist nur mit Fahrzeugen sicher, welche Segel und Ruder führen. Weil es über dieses nicht möglich ist, daselbst des Nachts, bey einem dunklen Wetter, zu schiffen: so werden diese Reisen stets sehr lang und kostbar seyn, wenigstens so lange bis die Ufer des Flusses, in kurzen Entfernungen von den Illinesen bis an das Meer, bevölkert sind. Warum wollte man eine Schwierigkeit machen, sich solches von einem Lande zu versprechen, dessen Himmelsluft so lieblich, und dessen Erdreich so fruchtbar ist; vornehmlich aber von einem Flusse, dessen Mündung zwölf bis funfzehn Tagereisen zur See von Mexico, und noch näher bey Havana, den schönsten americanischen Inseln und den engländischen Colonien ist?

Reise nach Biloxi.

Wir wollen die beyden Reisenden nach Biloxi begleiten, wovon man auch die Beschreibung erwarten muß. Von der Insel Toulouse rechnet man acht und zwanzig Seemeilen dahin. Diese ganze Küste ist überaus flach. Die Kauffahrdeyschiffe können nicht näher, als auf vier Meilen, hinan kommen, und die geringsten Brigantinen auf zwo. Diese müssen sich so gar entfernen, wenn der Wind Nord oder Nordwest ist, wofern sie nicht ganz im Trocknen bleiben wollen. Die Rheede von Biloxi ist längst der Insel des Vaisseaux, welche sich eine kleine Seemeile von Osten gen Westen erstrecket, aber wenig Breite hat. Gegen Osten von dieser Insel ist die Dauphineninsel, sonst die Insel Massacre genannt; gegen Westen sind hintereinander die Katzeninsel oder Bienville, die Horninsel und die Leuchterinseln.

Man folget noch immer eben dem Windstriche; und findet noch funfzig Toisen weit an eben der Seite eine zweyte Bucht, die zwanzig Toisen im Durchschnitte und funfzig in der Tiefe hat. Sie enthält zween kleine Päße, woraus die Canote von Rinde schwerlich heraus kommen würden. Von da steuert man fünfhundert Toisen weit gegen Westen, und findet sich dem Fischotterpasse gerade gegen über, welcher zur Rechten ist und sich gegen Südsüdost wendet. Er ist fünfhundert Toisen breit, kann aber nur Piroguen einnehmen. Darauf wendet man sich zwanzig Toisen lang gegen Südwest; man kömmt wieder gen West auf dreyhundert Toisen weit; darnach in einem Raume von hundert Toisen West ein Viertheil Nordwest; eben so weit Westnordwest; und Nordwest achthundert. Darauf findet man zur Linken den Südpaß, welcher zweyhundert und funfzig Toisen breit ist, neun Faden Wasser bey seiner Einfahrt an der Flußseite und nur zween Fuß bey seinem Ausflusse in das Meer hat. Zweyhundert und funfzig Toisen weiter hin ist der Südwestpaß, beynahe von eben der Breite und niemals weniger, als sieben bis achthundert Fuß Wasser. Durch diese Fahrt fängt das Land an, nicht mehr so morastig zu seyn: es steht aber vier Monate lang des Jahres unter Wasser. Zur Linken ist es durch eine Reihe kleiner Seen begränzet, die auf den Chetimachaersee folgen, zur Rechten durch die Leuchterinsel. Man urtheilet, es sey zwischen diesen Inseln eine Fahrt für die größten Schiffe, und es würde leicht seyn, einen guten Hafen daselbst zu machen. Die großen Barken können von dem Meere bis an den Chetimachaersee hinauffahren, und nichts hindert, die schönsten Eichen von der Welt daselbst zu fällen, womit diese Küste bedecket ist. Die Breite des Flusses zwischen den Päßen, das ist vier Seemeilen weit von der Insel Toulouse nach dem Südwestpasse ist niemals über funfzig Toisen. Unmittelbar über diesem Passe aber, nimmt er, unvermerkt seine ordentliche Breite wieder an, die niemals weniger als eine Meile ist, und selten über zwo hat. Seine Tiefe nimmt auch von der Barre an immer beständig zu; welches allen andern Flüssen zuwider ist, die ordentlicher Weise tiefer sind, so wie sie sich dem Meere nähern. Journal historiq. a. d. 443 und f. S.

Man merke, daß man für die Veränderungen nicht steht, die sich nach der Zeit können ereignet haben. Man setzet hinzu, das Wasser des Mißißipi sey eines von den besten in der Welt, und erhalte sich lange Zeit gut.

Charlevoix. 1722.

Was Biloxi ist.

Was man eigentlich Biloxi nennet, ist die Küste von Terra firma, die gegen Norden von der Rheede ist. Es ist der Namen einer wilden Völkerschaft, die sie ehemals bewohnete, und sich gegen Nordwest an die Ufer eines kleinen Flusses gezogen hat, der Perlfluß genannt, weil man einige Perlen daselbst gefischet hat. Charlevoix verwirft es, daß man diesen Ort erwählet hat, das Hauptquartier der Colonie allda zu errichten. Man konnte, saget er, keinen schlechtern Ort dazu erwählen. Außerdem daß er keinen Beystand von Schiffen erhalten, noch ihnen einigen geben kann, hat diese Rheede den doppelten Fehler, daß sie nur einen sehr schlechten Ankergrund zeiget, und voller Würmer ist. Der bloße Nutzen, den man daraus ziehen kann, ist, daß man die Schiffe vor einem Windstoße daselbst sichern kann, wenn sie von der Einfahrt in den Mississipi Erkundigung einziehen wollen, welcher sich auf gut Glück zu nähern, bey übeln Wetter gefährlich seyn würde, weil sie nur niedriges Land hat. Das bey Biloxi ist nur Sand, worauf nichts anders, als Fichten, Cedern, und die Cassine wächst, welche eine berufene Staude ist, die auch Apalachine genannt wird, und deren Blätter die Spanier in Florida an statt des Thees brauchen. Man findet daselbst auch diejenige Art Myrthen mit breiten Blättern, deren Samenkorn, wenn es im Frühjahre in kochendes Wasser geworfen wird, ein grünes Wachs wird, das nicht so klebricht, und nicht so bröcklicht ist, als der Bienen ihres, aber eben so gut zum brennen tauget.

Fluß Maubile.

Dreyzehn oder vierzehn Seemeilen von Biloxi, wenn man gegen Osten fährt, findet man den Fluß Maubile, welcher von Norden gegen Süden fließt, und dessen Mündung der Dauphineninsel gegenüber ist. Er nimmt seinen Ursprung in dem Lande der Chicachaer. Sein Lauf ist ungefähr hundert und dreyßig Seemeilen, und sein Bette sehr schmal. Er schlängelt sich sehr, und ist nicht weniger schnell: zu Zeit der niedrigen Wasser aber kann man nur mit kleinen Piroguen hinauf fahren. Man hat gesehen, daß die Franzosen lange Zeit an diesem Flusse ein Fort gehabt haben, welches der vornehmste Posten ihrer Colonie war, nicht weil die Ländereyen daselbst gut waren, sondern man konnte daselbst mit den Spaniern handeln. Charlevoix erfuhr, daß schon im Monate März die Hitze an dieser Küste sehr beschwerlich ist, und sah leicht ein, daß sie überaus groß seyn müßte, wenn sie den Sand erhitzet hätte. Die Kühlung aber, die sich ziemlich ordentlich alle Tage zwischen neun und zehn Uhr des Morgens erhebt, und nur mit dem Untergange der Sonne sich leget, machet die Himmelsluft erträglich. Die Mündung ist in neun und zwanzig Graden der Breite und die Küste Biloxi in dreyßig.

Die Rückkehr der beyden Reisenden nach Neuorleans geschah durch einen andern Weg. Nachdem sie wieder bis an die Perleninseln zurückgegangen waren: so ließen sie den Fluß gleiches Namens zur Rechten, welcher drey Mündungen hat, deren Absonderung vier Seemeilen vom Meere geschieht. Von da giengen sie bis zur Einfahrt in den Pontchartrainsee, um ihn hinüber zu fahren. Diese Ueberfahrt ist sieben bis acht Seemeilen. Man kömmt darauf in die St. Johannsbay, von da der P. Charlevoix seinen Weg zu Lande nahm, und nur einige Stunden brauchete, sich in die Stadt zu begeben.

Man hat in einem andern Abschnitte die Folge von seiner Reise, und seine Beobachtungen von dem spanischen Florida angeführet. Diejenigen, welche San Domingo betreffen, werden in dem Abschnitte von den Inseln eben so vorzüglich angeführet werden.

Der VI Abschnitt.

Verfolg der Küste des festen Landes; Inseln und große Bank von Neuland.

Fernere Küste von Neufrankreich.

Chedabuctubay. Fronsacsfahrt. Articuguechebay. Mirliguechesfluß. Großes Vorgebirge. Pictufluß. Ormetfluß. Cap Tourmentin. Rechibuctufluß. Sonderbare Aufführung eines Wilden. Miramichifluß. Inseln Misen. Hitzebay. Becken Nepigiguit. Große Lachsebay. Ristiguchebay. Hafen Daniel. Maquerelenspitze. Stockfischfang. Cap und Fluß Gaspe. Beschreibung der Inseln in dem Meerbusen St. Laurenz; der großen Bank von Neuland.

Nachdem man die Beschreibung der Küsten des festen Landes bis nach dem Camceauxhafen in Acadien gegeben: so kann man nicht Umgang haben, ihnen bis an die Mündung des St. Laurenzflusses zu folgen. Dieser ganze Raum, welcher einen großen Theil des Meerbusens hinter der Ile Royale bildet, ist wenig bewohnet, und würde den Erdbeschreibern wenig bekannt seyn, wenn **Denis**, der daselbst ansehnliche Ländereyen besaß, sich nicht angelegen seyn lassen, uns eine getreue Abbildung davon zu geben, nach welcher die meisten Landkarten eingerichtet zu seyn scheinen.

Chedabuctubay.

Der erste Ort, welcher einige Achtsamkeit verdienet, wenn man von Camceaux herausfährt, ist eine große Bay, Namens **Chedabuctu**, vor welcher man viele Seemeilen weit hohes Land und Felsen findet, die bis auf eine kleine Insel hinunter gehen, die **Fuchsinsel** genannt. Daselbst sind die Ländereyen flach, sumpficht und voller kleinen Teiche von gesalzenem Wasser. Eine Seemeile weiterhin findet man eine andere Bay, deren Einfahrt sehr schmal ist, mit einer Sandbarre, die den Schaluppen nicht erlaubet, daselbst bey hoher See einzulaufen. Die Chedabuctubay bildet einen sehr schönen Hafen, wo Schiffe von hundert Tonnen leichtlich einlaufen und beständig flott seyn können. Das Land ist daselbst gut, ob gleich die beyden Seiten des Flusses gleiches Namens von Felsen besetzet sind, die voller schönen Bäume stehen. Denis hatte daselbst eine beständige Fischerey, und seine Niederlassung bestund aus hundert und zwanzig Personen.

Darauf ist die ganze Küste sehr schön bis an die Einfahrt der kleinen Fahrt, welcher die Ile Royale von dem festen Lande absondert. Man findet acht oder neun Seemeilen von Chedabuctu ein großes Vorgebirge, welches unten, wo es ganz steil ist, als wenn es abgehauen wäre, eine bequeme Bucht machet. Die Schiffe, welche nach dem St. Laurenzbusen auf den Fischfang gehen, und gar zu früh an die Küste kommen, werden bey der großen Fahrt durch das Eis aufgehalten, und suchen alsdann diese hier, welche Fronsacsfahrt *f)* heißt, und legen sich in dieser Bucht vor Anker. „Ich habe daselbst, setzet Denis hinzu, bis auf acht oder zehn Schiffe gesehen; und obgleich der Strom von einer „überaus großen Stärke in Fronsacsfahrt ist, so wird doch ein Schiff daselbst vor dem Eise „durch eine Spitze gesichert, die weit genug vorgeht, um die Fluth abzuhalten, welche die „Eisschollen aus dem Busen herzuführen könnte; da sie denn solche nach der Ile Royale „zurückstößt; so wie diejenigen, die von der andern Seite kommen könnten, durch das „Vorgebirge zurückgestoßen werden. Bey dieser Spitze, welche der schmaleste Theil der „Fahrt ist, ist man nur einen Canonenschuß weit von dem festen Lande der Insel.

Fronsacsfahrt

Wenn man aus der Bucht hinausfährt, ehe man vor der Spitze vorbey geht, trifft man Teiche von Salzwasser an, worinnen die Austern und Muscheln im Ueberflusse sind. Nach

f) Sie wird in Laets Karte Passage du Glis genannt.

Fernere Küste von Neufrankreich.

Nach der Spitze findet man einen kleinen Fluß, in welchen die Schaluppen einlaufen könnten. Inwendig zeiget sich eine Insel; und man ist erstaunet, da man bald erkennet, daß sie eine große Bay in zween Theile theilet, worein zween Bäche fallen. Das Land ist angenehm und mit schönen Baumen bekleidet, vornehmlich mit Cedern und Espen. Ob gleich die Bay noch nicht zwo Meilen im Umfange hat: so ist sie dennoch an vielen Orten so flach, daß sie sich bey niedriger See bloß zeiget. Es ist ein thonichter Sand, wo man vielerley Arten von Muschelwerke findet, welche im Frühjahre den vornehmsten Unterhalt der Wilden ausmachen.

Artiguechebay.

Zwo Meilen weiter, wenn man fortfährt, der Küste zu folgen, findet man eine andere Bay, welche Arricugueche heißt; und in dem Lande eine Menge Teiche und Wiesen, die durch sehr schöne Gehölze beschränket werden. Sechs Meilen jenseits derselben trifft man einen Fluß, Mirligueche genannt, an, auf welchem die Wilden im Frühjahre Pelzwerk in ihren Canoten bringen, und dessen Bay oder Bucht, welche eben den Namen führet, sehr weit in das Land hinein geht. Der Herbst bringt eine ungeheure Menge Trappen, Enten, Kriechenten und andere Arten von Wildpräte dahin, welche sich bis zu Anfange des Windmonates daselbst aufhalten. Die Austern sind allda vortrefflich. Wenn man den Fluß hinauffährt: so entdecket man zur Linken, zwo Seemeilen lang, nur kleine Gypsgebirge; darauf scheint das Land auf beyden Seiten drey Seemeilen weit ziemlich gut zu seyn, und ist mit sehr großen Bäumen bedecket. Man trifft in dieser Weite zween andere Flüsse an, die wie eine Gabel, in den Mirligueche fallen und aus vielen sehr weit entferneten Seen kommen, wo die Wilden eine Menge Biber tödten. Das Land zeiget zu beyden Seiten große und schöne Wiesen.

Mirliguechefluß.

Drey Seemeilen von der Bucht und dem Flusse Mirligueche an der Küste findet man eine andere Bucht, mit ihrem kleinen Flusse, wo man Barse, zween bis drey Fuß lang, in so großer Menge fischet, daß in einer Zeit von einer Stunde die Wilden, die sie mit einer Art von Lanze ungefähr sieben bis acht Fuß lang schießen, wohl bis auf zweyhundert fangen. Von da geht die Küste vier Seemeilen weit stets bis an den Fuß eines großes Vorgebirges hinauf, welches mit schönen Bäumen bedecket ist, und man wohl zwanzig Seemeilen in der See entdecket. Man nennet es St. Ludwig. Es ist mit Felsen besetzet, welche die Annäherung sehr gefährlich machen, wenn die Winde nach der Küste treiben. Zwischen denselben aber findet sich ein kleines Becken, wo die Schaluppen zu beyden Seiten einlaufen können, und sicher sind, auch dabey noch den Vortheil haben, daß sie eine Menge Hummer fischen können, die eine gute Speise abgeben. Die Ländereyen, welche auf das St. Ludwigsvorgebirge folgen, sind auf zehn Seemeilen lang mit eben den Gehölzen bedeckt, nach welchen man einen kleinen Fluß findet, dessen Mündung zuweilen mit Sande verstopfet ist, zu andern Zeiten aber den Schaluppen eine Fahrt läßt. Das Land daselbst ist sehr schön und noch immer mit Bäumen bekleidet.

Großes Cap.

Pictufluß.

Die folgenden zwölf Seemeilen zeigen nur eine Felsenküste, außer einigen Buchten von verschiedener Größe. Das Land ist daselbst niedrig und mit großen Eichen bedecket. Man trifft darauf einen großen Fluß an, Namens Pictu, dessen Einfahrt flach, und ungefähr drey Seemeilen breit, so sandigt ist, daß sie bey der Fluth selbst nur Barken von zwölf bis funfzehn Tonnen einnehmen kann. Zur Linken der Mündung sieht man einen andern Fluß heraus kommen, der nur durch eine Sandspitze davon entfernet ist, und, ob er gleich bey der Einfahrt nur sehr schmahl ist, sich darauf erweitert, und viele Buchten machet, wo das Wildprät von allerhand Art in erstaunlichem Ueberflusse ist. Die Länder-

reyen

reyen sind daselbst sehr schön, das Land sehr angenehm; und die Bäume von einer sonderbaren Schönheit. Die folgende Küste ist auf acht oder neun Seemeilen weit, hoch, mit gefährlichen Felsen besetzet, außer einigen Buchten, wo das Land niedrig ist, aber Brandungen hat, die nicht viel Schutz für Schaluppen lassen. Man findet in diesem Raume einen Fluß, dessen Menge Felsen die Einfahrt verbiethen, und gegenüber in einiger Entfernung in der See eine kleine mit Gehölzen bedeckte Insel, welche die Franzosen **Ormet** genannt haben. Die Mündung des Flusses bildet eine Bay, zwo Meilen tief und eine breit, wo das Land an vielen Orten niedrig und mit schönen Bäumen bedecket ist. Zwo Spitzen, die sich dem Grunde der Bay nähern, bilden einen Canal, welcher die Einfahrt in den Fluß ist. Man fischet daselbst viel Austern und anderes Muschelwerk. Das Land ist ziemlich gut, und zeiget in der Entfernung einige Gebirge von einer mittelmäßigen Höhe.

Fernere Küste von Neufrankreich.

Insel Ormet.

Zwo Seemeilen weiter wird die Küste durch einen andern Fluß geöffnet, welcher zwischen zweyen sehr gebirgigen Ufern in das Land hinein dringt. Das Seeufer läuft auch ungefähr zwölf Meilen hintereinander fort, und führet zu dem Cap **Tourmentin**. Dieses ist eine große Spitze, die in das Meer hinaus geht, und nur drittehalb Seemeilen von der St. Johannsinsel entfernet ist. Sie ist zwischen zwoen großen Bayen, die mit Gebirgen oder Felsen besetzet sind; und auf allen Seiten findet man hier nur Klippen, wovon einige freystehen, andere nur bey niedrigem Meere gesehen werden. Wenn man um diese Spitze hinum gefahren ist: so verändert sich die Küste auf zwo Seemeilen weit wenig. Man findet aber darauf einen Fluß, wo die Barken einlaufen, nur mit der Vorsichtigkeit, daß man recht den Canal nimmt, um vor einer kleinen Insel vorbey zu kommen, nach welcher man gedecket ist, und es fehlet nicht an Wasser, einer großen Wiese gegenüber, wo sich eine Bucht von guter Größe bildet. Denis nennet diesen Fluß **Cocagne**, weil er daselbst, da ihn das böse Wetter gezwungen, acht Tage allda zuzubringen, so gut gelebet hat, daß er, um nur einigen Begriff davon zu geben, das Wildprät und die Fische nennet, welche seine Leute nicht mehr mochten. Das waren Trappen, wilde Enten, Kriechenten, Brachvögel, Waldschneppen, Haarschneppen, Turteltauben, Kaninchen, Rebhühner, Lachse, Forellen, Maquerelen, Seeaalraupen und Austern. „Seine „Hunde selbst hatten durch den Ueberfluß einen Ekel davor bekommen, und legeten sich bey „diesen Leckerbissen hin, ohne sie anzurühren„. Die Schönheit des Landes stimmete mit der Vortrefflichkeit dessen, was es hervorbrachte, überein. Es ist sehr eben und mit vielen schönen Bäumen nebst großen Wiesen bedecket, welche den Fluß fünf bis sechs Seemeilen weit besetzen.

Cap Tourmentin.

Nach dem Flusse Cocagne findet man zehn Meilen weiter, den **Rechibuctu**, dessen Einfahrt zwar fast eine Seemeile weit mit Sande besetzet ist, jedoch für Fahrzeuge von zweyhundert Tonnen eine Fahrt läßt. Er bildet darauf ein sehr großes, aber so flaches Becken, daß die Schiffe nicht weit hinein dringen können. Zween andere Flüsse fallen in dieses Becken. Der eine ist sehr klein, und der andere ziemlich groß, welcher vermittelst zwoer Uebertragungen mit dem St. Johannsflusse zusammenhängt. Die Wilden brauchen nur zween Tage zu dieser Fahrt. Der kleine Fluß hängt auch, vermittelst einer Uebertragung mit dem Miramichiflusse zusammen, wo Denis eine Wohnung hatte. Er machet hier eine sehr sonderbare Abschilderung von dem Haupte der Wilden am Rechibuctu. „Es war, saget er, einer von den stolzesten und eingebildetsten Wilden, die ich nur gekannt „habe.

Richibuctu.

Fernere Küste von Neufrankreich.

Sitz und sonderbare Aufführung eines Wilden.

„habe. Alle Indianer von diesem Theile des Meerbusens fürchteten ihn. Er hatte an „dem Ufer des Beckens dieses Flusses ein Fort, welches aus ziemlich dicken Pfählen, und „zwoen Basteyen gewissermaßen bestund, in welchen er mit einem Theile seiner Leute wohn„nete. Ein langes Stück Holz, welches er an die Spitze eines Baumes fest machen las„sen, und wodurch Pflöcke giengen, die eine Art von Leiter daraus macheten, war die „Warte, von da er durch einen bis auf die Spitze hinaufgestiegenen Wilden dasjenige be„obachten ließ, was auf den Küsten vorgieng. Wenn einiges Fahrzeug erschien: so ließ „er alle seine Leute zum Gewehre greifen. Er stellete Schildwachten an die Zugänge, und „erwartete ruhig, daß man sich seinem Posten näherte. Man befragete in seinem Namen „die Fremden, was sie von ihm verlangeten; und oftmals ließ er sie auf seine Antwort „lange warten. Er erlaubete ihnen nicht, hinein zu kommen, als bis er ein- oder zweymal „durch Abfeurung ihres kleinen Gewehres begrüßet worden. Man fand ihn stets auf sei„nen Fersen sitzen, wie einen Affen, mit der Pfeife im Maule. Niemals redete er zu„erst; sondern, nachdem er das angehöret, was man ihm zu sagen hatte, so antwortete er „mit einer lächerlichen angenommenen Ernsthaftigkeit. Gieng er zu der Hütte eines „Wilden, so ließ er einen Flintenschuß thun, um allen den andern zu melden, daß sie ihm „mit ihrem Gewehre entgegen kämen; und wenn er aus seiner Schaluppe trat, so wollte „er mit Abfeurung des Gewehres begrüßet seyn. Darauf ließ er sich bis nach seiner „Cabane begleiten, und verlangete, daß man wieder feuern sollte, wenn er hinein gieng. „Diejenigen, welche ihm diese Ehrenbezeigung versageten, blieben niemals ungestrafet: „er begegnete ihnen aber niemals öffentlich übel, aus Furcht, er möchte von den andern „einen Widerstand finden. Eben die Staatsklugheit machete, daß er alle Arten von „Schmausereyen vermied, die unter den Wilden gemein sind, und in welchen alle Stän„de mit einander vermengt werden. Er verbarg sich so gar, wenn er sah, daß seine Leute „betrunken waren; oder wenn er diese Vorsicht nicht brauchen konnte, so war er sehr be„scheiden, und wollte seine Hoheit nicht sehen lassen„. Das Land ist sehr schön; und da die Jagd daselbst sehr gut ist, so ist es kein Wunder, daß die Wilden daselbst mit Feuergewehre so gut versehen sind.

Miramichi-fluß.

Wenn man aus dem Rechibuctu kömmt, und sich dem Flusse **Miramichi** nähern will: so findet man zur Linken große Sandbänke, die sehr weit in das Meer hineingehen; nach welchen man eine große Bay findet, die über zwo Seemeilen in das Land hineindringt, und fast eben so viel Breite hat. Sie hat auch eine Menge Sand mitten durch, den man so gar bey niedriger Fluth wahrnimmt; und bey stürmischem Wetter bricht sich das Meer daselbst überall. Ein kleiner sehr krummlaufender Canal, welcher in den Fluß führet, ist die einzige Fahrt, welche Denis als sicher erkannt hat. Allein, außer dem, daß sie nicht leicht zu finden ist, so nimmt sie nur Barken von zwölf bis funfzehn Tonnen ein. Alle diese Sandbänke gehen bis an den Fluß Miramichi fort.

Die Mündung dieses Flusses ist sehr schmal, und gleichsam durch eine kleine Insel verschlossen, die zur Rechten der Einfahrt ist. Man ist aber nicht so bald vor der Insel vorbey, so findet man ein schönes Becken, welches einen Canonenschuß breit und von einer guten Tiefe ist, dessen beyde Seiten ziemlich hohe Felsen sind, meistens mit schönen Gehölzen bedecket. Es finden sich daselbst gleichwohl kleine Buchten, wo man mit Schaluppen oder Canoten anländen, und aussteigen kann. Diesen Fluß kann man auf sechs Seemeilen weit hinauffahren, nach welchen man zween andere findet, die sich daselbst vereini-

gen;

gen; und die Felsen, wovon sie durchschnitten sind, verschließen einem jeden andern Fahrzeuge, als Canoten, den Eingang. Der eine geht nach der Rechibuctibay hinauf; der andere nach der Hitzebay und führet, mit Hülfe einer Uebertragung, nach dem Flusse Nepiguit, welcher am Grunde dieser letzten Bay ist. Man rühmet die Schönheit des Landes in dem Innern der Ländereyen. Die Erdbeeren, und Himbeeren, welche daselbst im Ueberflusse wachsen, ziehen eine unglaubliche Menge Turteltauben dahin. Was aber Denis von den Lachsen erzählet, die in den Fluß hineingehen, ist noch erstaunlicher. „Sie sind in so großer Anzahl, daß man bey der Nacht durch das Geräusch aufgewecket „wird, welches sie machen, wenn sie im Wasser aufspringen. Dieses kömmt von dem „Vergnügen her, welches sie empfinden, daß sie sich in einem freyen Becken lustig ma„chen können, nachdem sie viel Mühe gehabt haben, über den Sand hinweg zu gehen, „wo es ihnen am Wasser fehlete. Darauf gehen sie in den Flüssen hinauf bis zu denen „Seen, woraus sie kommen. Die Biber sind in diesen Seen sehr gemein.

Fernere Küste von Neufrankreich.

Die Küste bis an die Inseln Miscu, das ist in einem Raume von zehn oder zwölf Seemeilen ist fast beständig Sand. Sie wird durch Bäche und Buchten von verschiedener Größe zerschnitten; wo gute Jagd ist, und man unaufhörlich große Gehölze antrifft, worinnen die meisten Bäume Cedern sind. Zwo Seemeilen vor den Inseln Miscu trifft man eine große Bucht an, welche die Caraquetfahrt genannt wird, und bey der Hitzebay ausgeht. Sie hat Inseln, die in ihrer Ordnung sollen beschrieben werden. Wenn man aber fortfährt, der Küste zu folgen: so findet man eine andere Fahrt, wenigstens für die Barken, zwischen den beyden Inseln Muscu. Die Einfahrt ist nicht ohne Gefahr, weil zu beyden Seiten Sandspitzen, woran das Meer gewaltig schlägt, sie sehr schmal machen. Wenn man aber vor ihnen vorbey ist: so findet man sich in einem ziemlichen breiten Canale, zwischen den beyden Inseln. Derjenige, den man zur Rechten läßt, und welcher der kleineste ist, hat ungefähr nur vier Seemeilen im Umkreise, wovon ein Theil aus niedrigen Sümpfen ohne Bäume besteht, wo sich die Trappen im Frühlinge versammeln, ihre Jungen auszubrüten. Jenseits der Sümpfe ist das Land mit Tannen bedecket, die mit Birken untermenget sind. Nach diesem trifft man eine andere Sandspitze an, welche eine ziemliche große Bucht machet, wo die Fischerfahrzeuge unter den beyden Inseln sicher vor Anker liegen. Es findet sich daselbst kein Fluß süßen Wassers: die Natur aber ersetzet solches durch eine sehr außerordentliche Quelle. Zweyhundert Schritte von der Küste, den Tannengehölzen gegenüber und gegen die Mitte zu, sieht man aus dem Schooße des Meeres einen Strudel süßes Wassers zween Finger dick hervor kommen, welcher seine Süßigkeit in einem Umfange von zwanzig Schritten behält, ohne daß Ebbe und Fluth seinen Lauf aufhalten oder stöhren, so daß er mit ihnen fällt und steigt. Die Fischer gehen dahin, in ihren Schaluppen Wasser einzunehmen, und schöpfen es mit Eimern, wie aus einem Brunnen. Der Ort, woraus es kömmt, hat wenigstens einen Faden Tiefe bey der niedrigsten Ebbe, und das Wasser umher ist eben so salzicht, als mitten im Meere.

Inseln Miscu.

Seltsame Wasserquelle.

Die große Insel Miscu hat sieben oder acht Seemeilen im Umfange und viele Buchten, die mit Wiesen und Teichen besetzet sind, wo man ohne Aufhören viele Vögel jagen kann. Sie hat vier Bäche, wovon zween Canote einnehmen. Die meisten Gehölze sind daselbst Tannen. Das Erdreich ist gut, obgleich sandig; und es kommen darinnen alle Arten von Kräutern sehr gut fort. Denis, welcher sich daselbst einen Wohnplatz gemacht hatte, steckete daselbst Kerne von allerhand Arten von Pfersichen

und

Fernere Küste von Neufrankreich.

und andern Früchten, welche vollkommen wohl fortkamen; und der Weinstock versprach nicht weniger. Er beklaget sich aber, daß ihn zwey Jahre darnach ein Concessionair von der Compagnie, Namens Aunay, von da vertrieben, und dieser Mangel des beständigen Bleibens in den Besitzungen ist eine Hinderniß, saget er, welche stets hindern wird, daß sich das Land nicht bevölkert. Die Ausfahrt und Einfahrt der Schiffe ist zwischen der großen Insel und der Spitze der kleinen. Man fährt dicht an der großen hin, um den guten Canal zu bekommen, welcher niemals weniger, als anderthalb Faden Wasser, hat; und man höret nicht auf, drey Seemeilen weit an der Küste hinzufahren.

Hitzebay.

Darauf kann man in die Hitzebay durch die kleine Fahrt einlaufen, welche von der Miramichybay kömmt, und nur für Barken dienlich ist, mit denen man an den Tusquetinseln oder vielmehr Sandbänken hinfährt, welche diese Namen führen. Die größte von diesen Inseln hat zween Oerter, wo die Fischerfahrzeuge ankern können: sie können sich aber nur durch die Einfahrt der Hitzebay dahin begeben. Diese große Tusquetinsel hat nicht weniger, als vier oder fünf Seemeilen im Umfange. Der Fischfang, sonderlich der Herings- und Maquerelenfang, ist daselbst sehr reich. Denis giebt der Hitzebay eine Strecke von vier Meilen, und nennet sie auch Tusquet, weil sie die Inseln dieses Namens in sich fasset.

Wenn man aus dem Canale der Inseln Miscu heraus ist, um nach der großen Einfahrt der Hitzebay zu kommen: so fährt man zehn Meilen weit an einer sehr jähen Küste hin, an deren Fuß das Meer mit so vieler Gewalt schlägt, daß ein Schiff, welches sich daselbst verlöre, keine Zuflucht haben würde. Darauf findet man einen kleinen Fluß, der nur Schaluppen einnehmen kann. Drey Seemeilen weiter ist man an der Einfahrt einer großen Bucht, wovon eine Spitze vorgeht, die in das Meer hinausläuft, und eine Seite von dem Becken Nepigiguit ausmachet. Die Tiefe dieser Bucht ist von einer Seemeile. Man entdecket hier große und schöne Wiesen, die sich auf eine halbe Meile weit jenseits der Einfahrt des Beckens erstrecken. Es ist selbst über anderthalb Seemeilen lang und eine breit, es bleibt aber bey der Ebbe fast ohne Wasser; und man sieht daselbst eine unglaubliche Menge Trappen, Enten und Cravanen, die sich nach der Küste begeben, wenn das Meer anfängt zu schwellen. Von denen vier Flüssen, die sich in dieses Becken ergießen, kommen drey aus den Gebirgen, die man in der Entfernung entdecket; der andere, welcher der größte ist, ob er gleich nur Canote einnimmt, ist derjenige, der von Miramichi kömmt. Diese Flüsse sind voller Lachse; und die Sandbänke des Beckens zeigen eine ungeheure Menge von allerhand Schalenfischen. Ihre Ufer sind schöne Wiesen, über welchen das Land mit grossen Bäumen bedecket ist. Eine zweyte Sandspitze, die der andern gegen über ist, und die Einfahrt des Beckens ziemlich schmal machet, bildet eine Art von Canale, wo man bey der Ebbe, eine überaus große Menge Maquerelen, Lachse und oft auch Störe von einer sonderbaren Größe fängt. Denis hatte eine Wohnung an dem Ufer des Nepigiquitbeckens. Sein Haus war daselbst mit vier kleinen Basteyen nebst einem Pfahlwerke und sechs kleinen Batteriestücken versehen. Obgleich das Land daselbst eben nicht das beste ist: so hatte er doch einen großen Garten allda, woraus er allerhand Hülsenfrüchte bekam. Die Erbsen und das Getreyde, die Aepfel- und Birnenkernen wuchsen daselbst sehr gut, und man sah überall Himbeeren und Erdbeeren.

Becken Nepigiguit.

Lange Lachse.

Wenn man von Nepigiguit hinausgeht: so findet man, nachdem man zwo Seemeilen zurück geleget, einen kleinen Fluß, den die Canote lange Zeit hinauffahren können, und in welchem man so große Lachse fängt, daß Denis welche von sechs Fuß lang gesehen hatte.

Die

Die Jagd, die Bäume, und die Güte des Bodens erregen auch die Bewunderung der Reisenden. Drey Seemeilen weiter öffnet sich die Küste durch eine große Bay, welche vier Meilen Breite und achtzehn bis zwanzig Seemeilen Tiefe hat. Das Land ist daselbst hoch und mit Felsen besetzet. Unter vielen kleinen Flüssen, welche in diese Bay fallen, bemerket man einige, wodurch man vermittelst einiger Uebertragungen bis an Seen kommen kann, die sich in den St. Laurenzfluß ergießen. Die Wilden brauchen ordentlicher Weise nur drey Tage zu dieser Fahrt. Die Bay, welche über dieses sehr reich an Wildpräte ist, und deren gesammte Küsten mit großen Bäumen bedecket sind, heißt Ristiguche. Jenseits zeiget fünf bis sechs Seemeilen weit ein hohes Land nichts, als Felsen; nach welchen sich die Küste erniedriget und eine große Bucht machet, die mit Wiesen, Teichen, und sehr schönen Bäumen umgeben ist. Darauf fährt man zwo Seemeilen weit an einem Lande hin, welches sehr weit vorgeht, um ein Vorgebirge zu bilden, das kleine Paspec-biac genannt, nahe bey welchem ein Fluß herausgeht, wo sich die Schaluppen bergen können, und von da man bis zu dem großen Paspecbiac vier Seemeilen an einer mit Felsen besetzeten Küste hat, woran bey hohen Fluthen die Wellen schlagen. Man findet auch eine große Spitze von Kieselsteinen, die mit Sande untermischet sind, welche die Fischer Grave nennen, und auf welcher sie ihre Fische trocknen lassen. Die Spitze dieser Grave zeiget eine Einfahrt für Schaluppen in einen Fluß, dem es nicht an Plateißen, Muscheln und verschiedenen Arten von Schalenfischen fehlet. Die Grave machet überdieses eine Bucht, wo die Fischerfahrzeuge auf vier Kabeln vor Anker legen, und welche bequem zwey Schiffe halten kann.

Fernere Küste von Neufrankreich.

Ristiguchebay.

Grave.

Man fährt darauf um eine große Sandspitze hinum, nach welcher man eine andere Bucht von einer Seemeile tief findet. Die Küste, die darauf folget, ist noch eine Seemeile weit sehr steil: sie erniedriget sich aber auf einmal, und bildet eine dritte Bucht von einer Meile tief, an deren Grunde ein kleiner Fluß herausgeht. Das Erdreich ist daselbst gut, und die Gehölze sind sehr schön. Von dieser Bucht rechnet man bis Danielshafen vier Seemeilen, welche auch noch jähe Felsen sind, an deren Fuß das Meer grimmig schlägt. Die Einfahrt in diesen Hafen hat über eine halbe Seemeile Oeffnung, deren beyde Seiten hohe Felsen sind. Man hält sich an der rechten Seite, damit man die Klippen vermeide, die an der andern Seite vorgehen. Ein Schiff kann nicht über eine Viertheilmeile weit hineindringen, und ankert alsdann ohne Gefahr: dem Ankergrunde gegen über aber entdecket man zur Rechten eine große Sandbucht, wo die Barken in Sicherheit sind. Weiter hin an eben der Seite findet man einen großen Felsen von Kalksteine; und an der andern Sandbänke, die sich bey der Ebbe zeigen. Dem Felsen gegen über bildet eine Sandspitze eine kleine Straße, wodurch die Barken gehen können, und welche die Einfahrt eines großen Beckens ist, das eine Seemeile Tiefe hat, wo zween große Flüsse und einige kleine hineinfallen. Dieser Ort, welcher bey der Zurücktretung der Fluth ohne Wasser bleibt, ist alsdann von allerhand Wildpräte und Schalenfischen bevölkert. Er ist mit Wiesen besetzet. Das Land ist daselbst schön, und mit sehr schönen Bäumen bedecket. Denis rühmet auch dessen Annehmlichkeiten sehr.

Danielshafen.

Nach dem Danielshafen hat man zwo Seemeilen weit eine steinichte Küste, die sich durch ein Vorgebirge oder einen sehr hohen Felsen endiget, welchen man die Maquerelenspitze nennet; weil dieser Fisch daselbst im Ueberflusse ist. Der Stockfischfang ist daselbst nicht weniger glücklich. Dieses Vorgebirge ist zwölf Seemeilen von dem Hoffnungscap;

Maquerelenspitze.

Fernere Küste von Neufrankreich.

und dazwischen findet man eine große Bay ungefähr funfzehn Seemeilen im Umfange, in welche drey Flüsse fallen. Der Stockfisch ist häufig in dieser Bay: er hat aber keinen andern Schutz, als zwischen den beyden Inseln, die über eine Seemeile von der Maquerelenspitze entfernet sind; und diese Rheede nimmt keine Schiffe über achtzig Tonnen auf. Drey Seemeilen weiter, wenn man der Küste der Bay folget, findet man einen kleinen Fluß, dessen Einfahrt zwar schmal und krumm ist, aber doch in ein großes Becken von ungefähr zwo Seemeilen im Umfange führet, wo bey der Ebbe, die einen Theil davon ohne Wasser läßt, der Ueberfluß am Wilde nur mit den Schalenfischen kann verglichen werden. Das Land ist angenehm, der Boden ziemlich niedrig, aber sehr gut. Die meisten Bäume, welche das Becken besetzen, sind Cedern und Fichten. Weiter im Lande sind es Ahorne, Eschen, Birken, Eichen, Mignogone und andere Arten von Bäumen. Fünf Meilen jenseits ist ein anderer Fluß, der nur Barken einnimmt, inwendig nicht so breit, als der vorige: er hat aber mehr Wasser, und man dringt daselbst weiter hinein. Das Land ist beynahe einerley. Vier Seemeilen darnach findet man einen dritten Fluß, den man den großen Fluß genannt hat, weil er mehr Wasser hat, als die beyden andern: eine Barre von Kieselsteinen aber und Sande, den das Meer hieher führet, machet die Einfahrt in solchen beschwerlicher. Dieses schreibt man seiner Lage zu, welche am Grunde der Bay und der Einfahrt gegen über ist, da sie ihn denn der Gewalt des Windes aus dem Meere aussetzet. Seine Mündung bleibt zuweilen verschlossen, bis die Menge Wasser, welche die Barre aufhält, Stärke genug hat, dieses Hinderniß zurück zu stoßen, und sich eine Oeffnung durch den Ort machet, wo die Wellen am wenigsten Kiesel hingeführet haben. Auf die Art ist die Einfahrt, welche heute auf der einen Seite ist, morgen auf der andern. In diesen Flüssen sucheten die normannischen Barken von der Waisenbank eine Zuflucht, wenn sie von einem Sturme befallen wurden, und da ihre Schiffe an der durchbrochenen Insel, das ist achtzehn bis zwanzig Seemeilen von dieser Bank, waren, nicht wieder an Bord kommen konnten, wofern ihnen nicht der Wind recht fugete. Denis aber setzet hinzu, man finge an, wenig Normannen mehr in dieser Bay zu sehen, weil sie nicht so wohl Stockfische, als Pelzwerke, daselbst sucheten, wovon nur noch wenig zum Umsetzen hingebracht würde.

Man findet sechs Seemeilen weit eine hohe und mit Tannen bekleidete Küste, deren Ende vier Seemeilen von der durchbrochenen Insel entfernet ist, und nur eine Meile von dem Cap enragé oder tollen Vorgebirge. Dieser ganze Strich ist sehr gefährlich, und man wird oftmals daselbst von zweenen widrigen Winden bestritten. Die durchbrochene Insel ist ein großer Felsen, der wenigstens sechzig Faden Höhe hat, und auf beyden Seiten ganz steil geht. Seine Länge ist heutiges Tages nur ungefähr vierhundert Schritte: sie gieng aber vordem bis an die Insel Bonne Avanture; und Denis war Zeuge von ihrer Veränderung. „Das Meer, saget er, höret nicht auf, sie am Fuße unten wegzu„fressen. Ich habe gesehen, daß sie nur noch ein Loch in Gestalt eines Schwibbogens hat„te, wodurch die Schaluppen hinwegsegelten; und daher hatte man sie die durchbrochene „Insel genannt. Es sind noch zwey andere Löcher geworden, die nicht so groß sind, die „aber alle Tage wachsen. Diese Löcher, welche ihren Grund schwächen, werden endlich „Ursache seyn, daß sie einfällt. Die Schiffe, welche dahin auf den Fischfang gehen, legen „sich auf vier oder fünf Kabeln von der Insel vor Anker, wo einige andere Felsen dienen, „das Meer noch zu brechen. Ich habe auf einmal eilf Fischerfahrzeuge daselbst gesehen;

Durchbrochene Insel.

„und der Fischfang ist daselbst so gut, daß sie ganz beladen zurück kommen„. Zween Flintenschüsse weit von der Küste erhebt sich ein großes flaches und viereckichtes Gebirge, welches die Rolandstafel heißt, und achtzehn bis zwanzig Meilen weit in der See gesehen wird. Es stößt an andere Gebirge, die insgesammt bis an den Grund der Stockfischbay hinunter gehen.

Fernere Küste von Neufrankreich.

Rolandstafel.

Diese Bay ist drey Seemeilen weit von der durchbrochenen Insel. Die Jagd ist daselbst vortrefflich, wenn die Turteltaubenzeit ist; und die Fischer bequemen sich so gut nach diesem Aufenthalte, daß sie daselbst Gärten anlegen, worinnen sie Kohl, Erbsen, Bohnen und verschiedene Arten von Sallaten bauen. Gegenüber anderthalb Seemeilen von der durchbrochenen Insel, sieht man die Insel Bonne Avantüre, die eben so hoch ist, aber zwo Seemeilen im Umfange hat, und ganz mit Tannen bedecket ist. Von da geht man in die Stockfischbay, welche wegen des Fischfanges berühmt ist, wovon sie ihren Namen hat. Sie ist vier Seemeilen tief, und drey breit. Ein kleiner Fluß, der am Grunde herausgeht, kann nur mit Schaluppen hinauf gefahren werden, und behält so gar bey der Ebbe nur eine kleine Fahrt für die Canote. Alsdann ist auch der größte Theil der Bay bloß, und läßt nur eine sandichte Anfuhrt sehen. Das benachbarte Land ist nicht weniger angenehm. Es bringt so schöne Tannen hervor, daß man wegen des Mastwerkes daselbst niemals verlegen ist. Die Fischerschiffe legen auf vier Meilen von der Bay vor Anker in einem Flusse Gaspe *g)* genannt; und ihre Schaluppen machen daselbst auf einer kleinen Insel, die an der Einfahrt der Bay ist, vor der Spitze Forillon genannt, die Zubereitungen zum Fischfange. Gaspe beut einen schönen Platz für zwey große Schiffe dar. Das Land umher ist sehr hoch, mit Grase und Gehölzen bedecket. Man hatte auf dieser Höhe einige Anscheinungen von einer Bleygrube gefunden; und die französische Compagnie ließ sich bereden, einigen Aufwand darauf zu machen. Denis aber erkannte, daß sie nur in einigen kleinen Adern bestunden, welche auf den Felsen hinliefen, und von der Sonne gereiniget waren. „Die ganze Grube, saget er, ist nur Spießglas, und nicht einmal ergiebig ge„nug, daß sie die Arbeitskosten verdienete„. Man wird an dem Flusse Gaspe nur von einander abgesonderte Gebirge gewahr, die beständig mit Gehölzen bedecket sind. Wenn man aus diesem Flusse hinaus ist: so geht man vor einem großen Vorgebirge vorbey, und drey oder vier Seemeilen weiter entdecket man das Rosenstocksvorgebirge, welches die mittägliche Spitze von der Einfahrt des St. Laurenzflusses machet.

Vorgebirge u. Fluß Gaspe.

Der ganze Raum, welchen man von dem Camceauxvorgebirge in Acadien bis an das Rosenstocksvorgebirge durchlaufen ist, war das Gebieth des Reisenden, dem man die Beschreibung davon zu danken hat. Füget man alle die Inseln in eben dem Theile des Busens dazu, die auch in seinem Bewilligungsbriefe mit begriffen waren, so war solches ein Königreich von einem sehr weiten Umfange. Denis giebt auch die Beschreibung der Inseln.

Er fängt wieder bey der Einfahrt in den Busen zwischen dem Cap de Retz *h)*, welches zu der Insel Neuland gehöret, und dem Nord Cap oder St. Laurenz in der Jle Royale an. Die erste Insel, die man in diesem Raume findet, ist St. Paul, fünf Meilen von dem Nordcap, und achtzehn von dem Cap de Retz. Zwanzig Seemeilen weiter in dem Bu-

Beschreibung der Inseln in dem St. Laurenzbusen.

g) Daher kömmt der Namen Gaspesie, den man diesem ganzen Lande gegeben hat.

h) Der P. Charlevoix und die meisten andern Reisebeschreiber haben es Cap de Raze genannt.

Fernere Küste von Neufrankreich.

Vögelinsel.

Busen, trifft man die **Vögelinseln** an, wo man in der That so viele Vögel findet, daß eine Schaluppe, die man bey dem Vorbeyfahren dahin schicket, so gleich mit Eyern und Jungen beladen zurückkömmt. Darauf entdecket man die so genannten **Iles Ramees**, deren sieben an der Zahl sind, und alle längst der Ile Royale sieben oder acht Meilen davon in der See stehen. Auf sie folget eine viel größere Insel, die **Magdalena** genannt, welche in ihrem Hafen Schiffe von achtzig oder hundert Tonnen einnimmt; und die Insel **Brion**: diese beyden Inseln aber sind nur ein Haufen Felsen, die gleichwohl mit Tannen und Birken bekleidet sind. Acht bis zehn Seemeilen weiter trifft man die St. Johannisinsel auf dem Wege der durchbrochenen Insel an; und Denis empfiehlt es den Schiffern, sich ihr nicht sehr zu nähern, weil ihre ganze Küste mit Sande umgeben ist, die über eine Seemeile breit Untiefen hat.

St. Johannsinsel.

Diese Insel, welche, wie man schon angemerket hat, durch des Grafen von Saint Pierre Unternehmung berühmt ist, ist fünf und zwanzig bis dreyßig Seemeilen lang, und nicht über eine in der Mitte breit, welche ihre größte Breite ist; und da sie sich ein wenig krümmet, und an beyden Enden spitz ausläuft: so stellet sie die Gestalt eines halben Mondes sehr wohl vor. Die Küste, welche nach dem festen Lande zusieht, ist mit Felsen besetzet. Sie hat zwo Buchten, wo zween Bäche in das Meer fallen, und die sehr große Barken aufnehmen, mit dem Vortheile, daß sie solche in vielen kleinen Hafen bergen können. An eben der Seite sind die Gehölze der Insel sehr schön, und das Erdreich scheint gut zu seyn. Die meisten Bäume sind Tannen, Buchen und Birken. Die Seite des Meerbusens zeiget auch zween Häfen, woraus zween kleine Bäche kommen: die Einfahrt aber ist flach, und die Anfuhrt sehr gefährlich. Man bedauert, daß sie nicht leichter ist; weil der Fischfang an dieser Küste sehr reichlich ist, und man sich über dieses nahe bey der Waisenbank befindet, wo der Fisch eben so gut ist, als auf der großen Bank. Die Fluth überschwemmet viele Theile der Insel, und bildet eine Menge Teiche, die mit Wiesen umgeben sind, deren Weide man rühmet. Die Vögel sind daselbst im Ueberflusse. Man findet allda Kraniche, und vornehmlich eine große Anzahl grauer und weißer Gänse. Die andern Inseln bis Fronsacsfahrt sind schon genannt worden, und verdienen keiner Erklärung weiter.

Beschreibung der großen Bank v. Neuland.

Wir müssen aber die große Bank von Neuland nicht zurück lassen, welche gleichsam von Natur wegen ihrer Lage zu der französischen Colonie gehöret. Dasjenige, was man die große Bank nennet, ist eigentlich nur ein unter dem Wasser verstecktes Gebirge, beynahe auf sechshundert französische Seemeilen von der Westküste. Denis giebt ihr eine Strecke von hundert und funfzig Seemeilen von Norden gegen Süden: nach den genauesten Seekarten aber fängt sie gegen Süden in ein und vierzig Grad Norderbreite an, und ihr nordliches Ende ist in neun und vierzig Grad fünf und zwanzig Minuten. Der P. Charlevoix,

i) Er setzet anfänglich, man könne solchen nicht der Nachbarschaft des Landes zuschreiben, weil das Cap Raze, welches das nächste Land ist, auf fünf und dreyßig Seemeilen davon entfernet ist; und da über dieses die Insel Neuland nur von der Seite der großen Bank mit einem Dufte überzogen wird: so scheint es gegentheils vielmehr, daß die Nebel, wovon das Cap Raze gemeiniglich umhüllet ist, nur von der großen Bank kommen. Darauf beobachtet man ein anderes Zeichen von der Annäherung der großen Bank, nämlich daß an allen ihren Enden, die man gemeiniglich ihre **Ecorres** nennet, das Meer stets rauschet, und die Winde heftig sind. Könnte man nicht diese Bewegung, saget er, als die

levoix beobachtet, es sey schwer, ihre Breite richtig und genau zu bestimmen, da sich ihre beyden äußersten Enden in einer Spitze endigen. Die größte von Osten nach Westen ist ungefähr neunzig französische und engländische Seemeilen zwischen dem vierzigsten und neun- und vierzigsten Grade der Länge. Einige von unsern Matrosen haben daselbst in fünf Faden vor Anker gelegen, ob man gleich bis auf Denis, daselbst niemals weniger, als fünf und zwanzig, und an vielen Orten über sechzig gefunden hat. Gegen die Mitte ihrer Länge an der Seite bildet sie eine Art von Bay, die man den Graben nennet. Dieses machet, daß von zweyen Schiffen, die auf gleicher Linie und dicht bey einander sind, das eine Grund finden wird, da ihn das andere nicht finden kann.

Zwistigkeiten der Franzosen und Engländer.

Vor der großen Bank liegt queer in der Mitte ihrer Länge eine kleinere, welche man Jaquetsbank nennet. Einige fügen so gar noch eine dritte hinzu, der sie die Gestalt eines Kegels geben: die meisten Lootsleute aber machen nur eine aus den dreyen, und behaupten, die große habe Höhlungen, deren Tiefe diejenigen betriegt, welche nicht Kabel genug schiessen lassen, und also ihrer drey zu unterscheiden glauben. Von welcher Größe und Gestalt aber dieses Gebirge auch seyn mag, so findet man daselbst doch eine ungeheuere Menge Schalenfische und viele andere Arten Fische von allerhand Größe. Die meisten dienen zur Nahrung der Stockfische, wovon man ohne Vergrößerung sagen zu können glaubet, ihre Anzahl sey der Zahl der Sandkörner gleich, welche die Bank bedecken. Alle Jahre ladet man seit fast dreyhundert Jahren her, zwey bis dreyhundert Schiffe damit, ohne daß man noch den geringsten Abgang merket. Uebrigens hat diese Gegend der See Unbequemlichkeiten, welche die Schifffahrt sehr unangenehm machen. Die Sonne zeiget sich daselbst fast niemals; und die Luft ist daselbst gemeiniglich mit einem kalten und dicken Dufte bedecket, welcher die Bank bey ihrer Annäherung zu erkennen giebt. Der P. Charlevoix hat seine Muthmaßungen von dieser Lufterscheinung mitgetheilet *i*). Nachdem man über die große Bank gegangen ist: so trifft man viele kleine an, die fast alle gleich fischreich sind.

Der VII Abschnitt.

Erläuterung wegen der Zwistigkeiten der Franzosen und Engländer in Nord-America.

Ob sich gleich die politischen Untersuchungen wenig zu der Absicht dieses Werkes schicken: so würde es sich doch noch weniger schicken, wenn man ohne einige Erläuterung einen gegenwärtig wirklichen Krieg übergehen wollte, dessen Schauplatz und Gegenstand diejenigen Oerter sind, die ich itzt beschrieben habe. Was den Grund des Rechtes betrifft, so ver-

die Ursache der Nebel ansehen, die daselbst herrschen, und denken, daß das Wasser, dessen Grund mit Sande und Thone vermischet ist, die Luft verdicket und fett machet, da die Sonne nur grobe Dünste auszieht, die sie ganz und gar nicht zertheilen kann? Fraget man, woher kömmt diese Bewegung des Meeres an den Ecorres der großen Bank, da sonst überall und auf der Bank selbst die größte Windstille herrschet: so antwortet Charlevoix, man erfahre in diesen Seegegenden alle Tage Ströme, die sich in ihrer Richtung sehr ändern, und das Meer, welches auf eine unordentliche Art getrieben werde, stoße mit Heftigkeit wider die Ufer der Bank, die fast überall gerade sind, da es denn mit eben der Gewalt wieder zurück gestoßen werde. Journal histor. p. 50.

Zwistigkeiten der Franzosen und Engländer.

verweise ich auf die Nachrichten und Aufsätze beyder Nationen, und begnüge mich nur, auf eine historische Art die Begebenheiten zu sammeln, die von keiner Seite können streitig gemacht werden. Es ist von verschiedenen Theilen in Nord-America die Frage, wegen welcher beyde Machten seit langer Zeit einstimmig gewesen. Wir wollen sehen, wie die Zwietracht unglücklicher Weise so hoch gestiegen ist, daß sie ihr schwärzestes Gift ausbreiten können.

Wir müssen uns anfänglich zwischen den utrechter Frieden *k*), und den aachener Frieden *l*) stellen, welches ein Zeitraum von fünf und dreyßig Jahren ist, in welchem die Engländer Acadien nach dem Inhalte des ersten von diesen beyden Frieden besaßen, das ist, so wie wir es in einem andern Abschnitte nach seinen alten Gränzen angeführet haben *m*). Sie bezeugeten damals weder Begierde, weitläuftigere Ansprüche gültig zu machen, noch Misvergnügen über die Gränzen, in welchen sie sich eingeschlossen fanden. Die Uneinigkeiten, welche in Europa zwischen Frankreich und Großbritannien entstunden, brachten in America gegenseitige Feindseligkeiten hervor: es waren aber gemeine Wirkungen des Krieges, und die neuen Ansprüche der Engländer hatten keinen Antheil daran. Man redet hier nur noch von Acadien und Frankreichs Abtretungen im 1713 Jahre. Denn die Schwierigkeiten wegen des Laufes des Oyo oder Ohio waren bey dem utrechter Frieden noch nicht vorgekommen und auch nicht einmal bekannt, noch gemuthmaßet. Dieß ist so etwas neues, daß es auch selbst kein Stück von denen Artikeln ausgemacht, die von den Commissarien beyder Nationen untersuchet worden.

Erst nach dem aachener Frieden unternahmen die Engländer, die auf ihre Seemacht stolz waren, und den Anschlag zu vielen neuen Niederlassungen macheten, dem utrechter Frieden eine nach ihren Absichten günstige Auslegung zu geben. Schon im 1749sten Jahre bey den ersten Schwierigkeiten, schlug der französische Hof den Weg durch Commissarien vor, um die Gränzen beyderseitiger Pflanzlande einzurichten. Der englische Hof nahm diese Anerbiethung mit zwoen sehr merkwürdigen Erklärungen an; die eine, daß er Befehl abgeschickt hätte, nichts wider die Besitzungen oder wider den Handel der Franzosen, weder an der Seite von Neuschottland, noch an der Seite der Hudsonsbay vorzunehmen; die zweyte, daß er keinen Befehl ertheilet hätte, in demjenigen Theile von Neuschottland, worauf die Franzosen Ansprüche hätten, Niederlassungen zu bilden. Ungeachtet so förmlicher Versprechungen, erlaubeten sich die Engländer doch im 1750sten Jahre offenbare Feindseligkeiten, nicht allein gegen die französischen Besitzungen in dem festen Lande, sondern auch gegen die von Quebec abgeschickten Schiffe, welche Kriegesvorrath und Lebensmittel nach den Gränzposten in Canada bringen sollten. Der Befehlshaber der engländischen Truppen in Acadia, **Cornwallis**, hatte aus Europa neue Ankömmlinge und Geschütz erhalten; und in seiner

k) Im 1713ten Jahre.

l) Im 1748sten Jahre.

m) Es ist in dem Aufsatze von den französischen Commissarien, an dessen Auszug man sich hier hält, gezeiget worden, daß das den Engländern abgetretene Acadia nur den mittäglichen Theil von der Halbinsel einnehme; daß Portroyal oder Anapolis nicht in den Kreis von Acadia mitkomme; daß also das Land gegen Norden von der Halbinsel zu dem französischen Gebiethe gehöre, und folglich mit noch mehrerm Rechte der Isthmus oder die Erdzunge von fünf Meilen breit, welche die französische Bay von dem St. Laurenzbusen absondert. Man sehe die Karte und lese den obenangeführten Artikel des Utrechter Friedens, welchen man zur Zeit dieser Abtretung angeführet hat.

n) Man ziehe hier die Karte zu Rathe. Die Eng-

ner eifrigen Begierde, den neuen engländischen Einwohnern einen Sitz zu verschaffen, fing er damit an, daß er die französischen Familien verjagete, welche Ländereyen auf der Halbinsel besaßen. Bald erstreckete er seinen Angriff bis auf die Landenge der französischen Bay, woselbst er ein Fort erbauete. Eben der Geist trieb auch die Engländer an, sich vieler französischen Fahrzeuge, unter andern des **Londons** in dem St. Laurenzbusen und des **St. Franciscus** an der Einfahrt der französischen Bay zu bemächtigen. Vergebens forderte der französische Hof Genugthuung wegen dieser Beleidigungen. Der Marquis de la Jonquiere Statthalter in Canada, sah sich genöthiget, Gegenbedrückungen vorzunehmen, da er in der Jle Royale drey oder vier engländische Fahrzeuge anhalten ließ, die auch eingezogen wurden. Es ist also gewiß, daß England so wohl zur See, als auf dem festen Lande, den ersten Angriff gethan hat. Es fand wirklich bey den französischen Befehlshabern mehr Widerstand, als es in dem Schooße des Friedens wider nicht vorher gesehene Gewaltthätigkeiten hätte vermuthen sollen. Diese immer fortwährende Standhaftigkeit hat Neufrankreich vor einer allgemeinen Entzündung verwahret, und die Triumphe der britannischen Nation etwas gemäßiget.

Zwistigkeiten der Franzosen und Engländer.

Die französische Tapferkeit hat sich an den Ufern des Ohio nicht weniger hervorgethan, als in den Gränzen von Acadia. Man hat gesehen, daß dieser Fluß eine von denen Gemeinschaften ist, die Canada mit Luisiana hat. Die Franzosen, welche diesen Weg 1676 entdecketen, besucheten ihn allein, als es in diesen letztern Zeiten den Engländern schimpflich zu seyn schien, daß sie längst dem Ohio weder Fort noch Comptor hatten. Carolina, Virginien, Pensylvanien und ein Stück von Neu-England waren gegen Westen durch die Apalachen begränzet, welche Gebirge von der Vorsehung gesetzet zu seyn scheinen, die beyden Nationen in America von einander abzusondern *n*), wie der Ocean sie in Europa scheidet. Nur erst im 1749sten Jahre fingen engländische Handelsleute, die durch den Statthalter in Philadelphia dazu berechtiget worden, an, über die Apalachen zu gehen, und besucheten den Ohio, um mit den Wilden daselbst zu handeln *o*). Darauf brauchete der Statthalter, um diese Wilden von den Franzosen abzuziehen, zween Abentheurer, wovon der eine ein Engländer *p*), der andere ein canadischer Ueberläufer *q*) war, die den Völkerschaften am Ohio Geschenke brachten, und sich bemüheten, sie zur Vertilgung der Franzosen aufzuhetzen. Dieses wurde öffentlich von dem Herrn de la Jonquiere bey einer Befragung wahr befunden, die er mit vier Schleichhändlern anstellen ließ, welche auf seinen Befehl in dem Fort Miamis zwischen dem Eriesee und Michigansee gefangen genommen worden. Bald darauf hielten sich die Engländer nicht mehr bey den heimlichen Ränken auf. Man hörete das ganze 1753ste Jahr hindurch in Canada von nichts anderm, als denen Kriegesrüstungen reden, die in ihren Pflanzlanden gemacht wurden *r*). Ihre Truppen giengen auch gleich in den

Engländer haben eine nach ihren Ansprüchen gemacht, aber ohne Grund; weil sie vor den wirklichen Zwistigkeiten noch keine Niederlassung an dem Ohio hatten, den man auch den schönen Fluß nennet.

o) Dieß war ein wirklicher Schleichhandel, weil nach den Verträgen keine von beyden Nationen mit den Wilden anders, als auf ihrem eigenen Gebiethe, handeln kann.

p) Georg Crocken.

q) Andreas Mautour.

r) Diese Zurüstungen wurden von dem Hofe zu London so offenbar eingestanden, daß sie in allen engländischen neuen Zeitungen, so gar mit den Reden der Statthalter in Virginien und Neu-England an die Wilden, um sie zum Kriege wider Frankreich zu bewegen, bekannt gemacht wurden.

Zwistigkeiten der Franzosen und Engländer.

den ersten Monaten des 1754sten Jahres mit einem Zuge Artillerie über die Apalachen, baueten ein Fort zwischen dem Oyo und dem Ochsenflusse, entwarfen den Grundriß zu einem andern, und setzeten sich in den Ländereyen des französischen Gebiethes. Vergebens schicketen die Franzosen einen Officier, Namens de Jumonville, an sie, der ihnen die beschworenen Verträge, und den Frieden vorstellen sollte, welcher unter den beyden Königen herrschete. Alle Welt weis, wie ihm begegnet worden. Kaum hatte er angefangen, dasjenige vorzutragen, was ihm anbefohlen war, so schoß man auf ihn und auf seine Bedeckung. Kurz, er wurde unanständiger Weise mit acht von den Seinigen ermordet, und die andern wurden zu Gefangenen gemacht, einen einzigen ausgenommen, welcher das Mittel fand, zu entwischen. Sieben unter ihnen, welche endlich auf langes Ansuchen ihre Freyheit erhalten hatten, berichteten, daß man ihnen sehr unanständig begegnet wäre.

Indessen verursachete die Ermordung des Herrn von Jumonville bey den Wilden selbst einen Unwillen, und ganze Völkerschaften verließen das Bündniß der Engländer. Dieses liest man in dem Tagebuche des Major Wasington, der das Haupt von der Mannschaft war, die sich durch eine so niederträchtige Uebertretung des Völkerrechtes strafbar machete. Er gab sich gleichwohl viel Mühe, sie zurück zu halten s). Die Reden, die Versprechungen, die Geschenke wurden vermehret: aber mit wenigem Erfolge. Auf die erste Nachricht von dieser Ermordung wurde der Herr de Villiers, der Bruder des unglücklichen Jumonville, befehlichet, das von den Engländern gebauete Fort la Necessite, wegzunehmen und zu zerstöhren. Dieses wurde plötzlich ausgeführet; und der französische Officier war Meister, sich zu rächen. Er verehrete aber den Namen des Friedens, dessen Rechte noch unter den beyden Kronen bestunden, und bedienete sich seines Sieges mit Mäßigung. Die Engländer wurden frey zurück geschickt, und der Sieger war mit zweenen Geiseln zufrieden. Man sah darauf, daß man ihm zween sehr geschickte Kundschafter mit gab, welche unter der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes in dem Fort du Quene, dem Hauptorte der Franzosen an dem Ohio einen beständigen Briefwechsel mit den engländischen Generalen unterhielten. Es ist sehr rühmlich für Frankreich, daß sich unter denen Papieren, welche nach dem berühmten Gefechte den 9ten des Heumonates 1755 weggenommen worden, ein Brief von einem dieser Kundschafter, Namens Robert Strobo gefunden, aus welchem man klärlich sieht, auf welcher Seite die Redlichkeit, und die Begierde zum Frieden waren. Strobo, der an den Major Wasington alles schrieb, was in dem Forte vorgieng, hielt sich beson-

s) Man bemerket in dem Tagebuche dieses Officiers eine sehr sonderbare Staatsklugheit: da er mit den Wilden handelte, so eignete er seiner Völkerschaft kein Recht über die am Ohio gelegenen Lande zu, und gab England nur für den Beschützer der Indianer, Herren dieser Länder, aus; da doch an allen andern Orten, außer der Gegenwart der Wilden die Engländer sich für Herren des Ohio, und derer Völker, die an seinen Ufern wohnen, ausgeben.

t) Der König in England verlangete erstlich, „es sollte die Besitzung des Gebiethes an der Seite „des Ohio wieder in eben den Stand gesetzet werden, wo sie zur Zeit des zu Utrecht geschlossenen Frie„dens war, und wie es in eben dem Frieden aus„gemacht und fest gesetzet worden rc.„ Allein, was konnte wohl die Absicht und der Vortheil bey diesem Artikel seyn, weil weder mittelbar noch unmittelbar des Gebiethes um den Ohio in dem, was in dem utrechter Frieden ausgemacht worden, gedacht wird? Damals besuchete Frankreich diesen Fluß allein; und der Besitz der benachbarten Länder konnte keine Ursache zur Eifersucht für die Engländer seyn, die keinen Anspruch darauf macheten. Warum führet man doch den utrechter Frieden wegen einer Sache an, die nicht einmal darinnen genannt wird. Zweytens schlug seine britannische Ma-

sonders bey den Unterhandlungen zwischen den Franzosen und den Wilden auf. Er erzählete, es hätten die Franzosen in einem großen Rathe verschiedener Völkerschaften die Erklärung gethan: „sie kämen nicht in das Land, Krieg zu führen, sondern die Engländer wollten sie „nicht in Ruhe lassen; sie hoffeten, es würden die Wilden, ihre Kinder, nicht leiden, daß „man ihrem Vater Unrecht und Beleidigungen zufügete: wenn sie indessen Lust hätten, sich „zu den Engländern zu schlagen, so könnten sie ihrer Neigung folgen: wofern sie aber besser „denken wollten, so würden sie in Frieden bleiben„. Niemals ist in dem Munde eines Kundschafters und Feindes ein so starker Beweis von der Freymüthigkeit und Mäßigung gewesen.

Zwistigkeiten der Franzosen und Engländer.

Unter der Zeit setzeten die Commissarien ihre Zusammenkünfte in Europa fort. Man hat angemerket, daß anfänglich die Rede von den Gränzen in Acadia gewesen. Darauf war man zu den Ansprüchen beyder Mächten auf die Insel St. Lucia gekommen. Die Schwierigkeiten, welche sich wegen des Ohio erhoben, macheten einen besondern Punct der Unterhandlung zwischen den beyden Höfen, vermittelst der Gesandten und anderer Staatsbedienten aus. Es war weltkündig, daß vor diesen letztern Zwistigkeiten Frankreich allein die Handlung an dem Ohio und da herum trieb. Was antwortete der englische Hof darauf? Dreyerley, wovon das erste nichts heißt, das andere dem Gegenstande der von den beyden Höfen gebrauchten Commissarien widerspricht, und das dritte mit den Feindseligkeiten nicht kann verglichen werden *t*). Indessen trieb doch Frankreich die Aufrichtigkeit und das Vertrauen so weit, daß es nicht unterließ, sich so viel es möglich war, nach den Artikeln zu bequemen, die man ihm vortrug. Es willigte darein, daß alles in dem mittäglichen America wieder in den Stand gesetzet werden sollte, worinnen es seit dem utrechter Frieden war, oder seyn sollte; daß das zwischen dem Ohio und den Gebirgen gelegene Gebieth, bis auf weitere Verordnung von den Unterthanen beyder Könige sollte geräumet werden; daß alle Forte, die seit eben dem Vertrage in allen Theilen des nordlichen America, die unter den beyden Nationen streitig wären, auf beyden Theilen sollten eingerissen werden; und daß endlich alle Streitigkeiten, vermittelst Commissarien, innerhalb zweyen Jahren sollten geendiget werden. Dieses hieß alle Unkosten zu dem Vergleiche tragen. England aber verließ sich auf die Macht, die es in der See hatte, und dachte nur die Schwierigkeiten zu vervielfältigen, damit es die Sache in die Länge zöge. Es veränderte seine Forderungen. Es war nunmehr die Rede, man sollte nicht allein die zwischen dem Ohio, und den Gebirgen gelegenen Forte niederreißen, sondern auch noch die Forte Niagara, Friederich, und alle diejenigen, die sich zwischen dem Ohio und Uabache oder dem St. Hieronymusflusse fänden: hier-

Majestät vor: „es sollten die andern Besitzungen „in dem nordlichen America in eben den Stand „wiederum gesetzet werden, worinnen sie zu der „Zeit waren, da der utrechter Friede geschlossen, „und wie es durch diesen Frieden abgetreten und „ausgemacht worden„. Das war aber gerade dasjenige, woran die Commissarien arbeiteten. Man hatte sie ernannt, um den Sinn des utrechter Friedens in Ansehung dieser Besitzungen fest zu setzen. Als einen vorläufigen Artikel vorschlagen, es sollten diese Besitzungen wieder auf den Fuß gesetzet werden, wie sie nach dem Frieden ausgemacht und abgetreten worden, das hieß gleich den Augenblick den Grund der Sache selbst abhandeln, und folglich die Verrichtung der Commissarien unnütz machen. Drittens that der englische Hof die Erklärung, „die Vertheidigung seiner Gerechtsamen und „Besitzungen und die Beschützung seiner Unterthanen wären die einzigen Bewegungsgründe von der „Flotte gewesen, die er nach Nordamerica geschicket hätte, und es wäre ohne Absicht geschehen, „jemand zu beleidigen, oder etwas zu thun, welches den allgemeinen Frieden stöhren könnte„. Diese Erklärung aber geschah den 22sten des Jenners, das ist einen Monat nach dem Abgange der Flotte; und die Folge hat gewiesen, daß nichts weniger aufrichtig gewesen.

Zwistigkeiten der Franzosen und Engländer.

hierzu setzete man noch, die Seen Ontario, Erie und Champlain, sollten niemanden zugehören, sondern sollten ohne Unterschied von den Unterthanen der beyden Könige besuchet werden. Was Acadien betraf, so war es nicht mehr genug, daß man alles wieder auf den Fuß des utrechter Friedens setzete; sondern man verlangete auch, es sollte das streitige Stück der Halbinsel den Engländern ganz durch einen endlichen Ausspruch überlassen werden; sie sollten in den Besitz von zwanzig Seemeilen Landes von dem Pentagoetflusse an bis an den St. Laurenzbusen gesetzet werden; und das ganze mittägliche Ufer dieses Flusses, welches unbewohnet bliebe, sollte für niemanden zuständig erkläret werden. Diese Anträge thaten bey der Streitigkeit den Ausschlag. Der Dienst der Unterhändler wurde sehr unnütz; und Frankreich verlor mit einem Federzuge nicht allein seine alten Gerechtsamen, sondern auch was es zur Handlung seiner Colonie am nöthigsten brauchete. Man erstaunet über die übel erdachten Ansprüche des britannischen Hofes. Der französische Hof erklärete sich auch, er könnte weder das mittägliche Ufer des St. Laurenzflusses, noch die Seen, deren Gewässer sich in diesen Fluß ergössen, noch die zwanzig Meilen Landes an der französischen Bay, noch das Gebieth zwischen dem Ohio und dem Uabache abtreten. Das gab über dieses genug zu verstehen, daß man nicht abgeneigt war, wegen des Uebrigen sich handeln zu lassen, und gab ein neues Merkmaal der Neigung zum Frieden: das Ministerium zu London aber blieb nicht weniger auf seinen Forderungen stehen. Es hatte Maaßregeln zu den großen Feindseligkeiten genommen, die es für vermögend hielt, es über alle Verträge hinaus zu setzen. Der General Braddock war in America: der Admiral Kepper sollte ihm in diesen Meeren mit seinem Geschwader beystehen; und der Admiral Boscawen war mit dem Befehle abgegangen, die französischen Schiffe anzugreifen, an welchem Orte er sie nur antreffen könnte.

Braddock war im Hornung des 1755sten Jahres in Virginien angekommen. Er hatte auf der Stelle gleich Maaßregeln ergriffen, Geld, Truppen, Lebensmittel und Kriegesvorrath zusammen zu bringen, die Wege zurechte machen zu lassen, und das Geschütz fort zu bringen, die Wilden zu gewinnen, und ihnen einen Eifer wider die Franzosen beyzubringen, eine Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Heereshaufen zu errichten, damit die Bemühung allgemein wäre, und Neufrankreich, welches von allen Seiten angegriffen würde, die Umkehrung nicht vermeiden könnte, die man ihm zubereitete. Der Oberste Meckton hatte Befehl, die französischen Forte an der Seite von Acadien ohne Verzug anzugreifen. Der Oberste Johnson sollte an der Spitze von fast viertausend Mann das Fort Friedrich an dem Champlainsee überrumpeln. Ihm war auch aufgetragen, mit den Wilden zu unterhandeln. Dem Obersten Shirley, Statthalter in Neuengland, war der Ontariosee, und der Angriff des Fortes Niagara angewiesen. Währenden diesen Einrichtungen fing der Admiral Boscawen, welcher die französischen Convois an der Einfahrt in den St. Laurenzbusen erwartete, den 8ten des Brachmonates, den Krieg öffentlich dadurch an, daß er zwey französische Schiffe *u*) angriff, die sich seiner Absichten noch nicht versahen. Ungeachtet des tapfersten Widerstandes, konnte es ihm doch nicht fehlen, sie bey dem doppelten Vortheile, daß er sie überfallen hatte, und ihnen an der Zahl überlegen war *x*), wegzunehmen. Eine so plötzliche That war gleichsam die Losung zu den verabredeten Unternehmungen, und schien den Engländern allen Erfolg des Krieges zu versprechen.

In der That würde nichts vielleicht fähig gewesen seyn, sie aufzuhalten, wenn es ihnen nicht an Klugheit und Aufrichtigkeit gefehlet hätte. Der Oberste Shirley, welcher zu

Paris

u) Die Adelheide und Lilie.

x) Seine Flotte bestund aus eilf Kriegesschiffen.

Zwistigkeiten der Franzosen und Engländer.

Paris bekannt war, wo er zu der Unterhandlung selbst mit dem Titel eines Commissars gebrauchet worden, hatte mehr Geschicklichkeit im Cabinette, als zur Führung der Waffen. Sein Eifer, der durch die Umstände erhitzet wurde, ließ ihn den 28sten des folgenden Brachmonates kein Ziel noch Maaß mehr beobachten, als er aus Verdrusse, die Wilden so gut gegen Frankreich gesinnet zu sehen, einen Preis y) auf jeden Kopf eines Indianers setzete, der von seinen Leuten gefangen oder erschlagen worden. Dieser Schritt, der den Gesetzen einer gesunden Staatskunst eben so zuwider ist, als den Gesetzen der Gerechtigkeit, erweckete England so viel Feinde, als Wilde von einer so verwegenen und grausamen Ausübung Nachricht erhielten. Braddock empfand die ersten Wirkungen davon. Er hatte sich die beschwerlichste Verrichtung, das ist den Angriff des Fortes Quebec und den ganzen Feldzug, den man an dem Ohio eröffnen wollte, vorbehalten. Er war bey der Ausführung am unglücklichsten, weil er den 9ten des Heumonates eine Schlacht und das Leben verlor.

Man wird sich hier nicht bey Begebenheiten aufhalten, deren Andenken noch frisch ist, und die noch den Inhalt aller öffentlichen neuen Zeitungen ausmachen. Konnten aber bisher unparteyischen Zuschauern noch Zweifel wegen der Aufführung und Absichten der Engländer übrig bleiben: so setzete eine Entdeckung, worüber die künftigen Zeiten erstaunen werden, solche auf einmal in ein großes Licht. Die Niederlage der Engländer bey dem Fort Quene lieferte den Siegern, neben der Beute von ihren Feinden, alle Papiere von Braddocken in die Hände.

Unter diesen Papieren, dem Schatze eines Generales, der in dem Gefechte geblieben war, fand man die Anweisungsbefehle, die ihm vor seiner Abreise aus Europa, unter dem 25sten Novemb. 1754, das ist bey der größten Hitze der Unterhandlungen zu einem Vergleiche, waren gegeben worden, nebst einem Briefe, den man an eben dem Tage auf Befehl des Herzoges von Cumberland an ihn geschrieben hatte. Diese Schriften sind in dem Aufsatze der französischen Commissarien bekannt gemacht worden. Man sieht daraus, daß, ungeachtet aller Anscheinungen und Versicherungen dagegen, der Angriff von Neufrankreich an dem britanischen Hofe beschlossen gewesen. Grundrisse von dem Feldzuge, Unternehmungen auf die Forte der französischen Herrschaft, Verbindungen des Beystandes unter den verschiedenen Haufen Truppen, Anwerbungen zu Kriegesvölkern, Subsidien, Vorsichtigkeiten in Ansehung der Lebensmittel und des Geschützes rc. mit einem Worte, nichts ist vergessen, große Kriegesunternehmungen zu beschleunigen. Der Hof zu London führete also nur die Sprache des Friedens in Europa, um sich derer Vortheile zu versichern, die er sich in America versprach; und diese Verstellung wurde so weit getrieben, daß er noch den 9ten May 1755 dem französischen Gesandten einen Aufsatz zustellen ließ, worinnen er sich erklärete: „seine Gesinnungen wären stets, ohne Verzug in gütliche Untersuchung aller der streitigen „Puncte zu treten; er hätte bey der ganzen Unterhandlung mit Aufrichtigkeit und Vertrauen „verfahren; und er hätte seine Absichten ganz natürlich vorgestellet rc.„

Man läßt dem Verdienste des Generales Braddock Gerechtigkeit wiederfahren. Er war munter, wachsam, verstund sich auf die kleinen Umstände, und war vermögend, alle Theile einer sehr verwickelten Unternehmung mit einander zu verbinden. Seine Briefe an die englischen Staatsbedienten, die auch einen Theil von der Beute mit ausmacheten, geben diese Vorstellung von ihm. Sie lehren uns aber, daß er in den engländischen Colonien nicht allen gehofften Vorschub zur Erleichterung des glücklichen Fortganges seiner Unternehmung

y) Auf zweyhundert Livres.

Zwistigkeiten der Franzosen und Engländer.

mung gefunden; daß sich insbesondere die Provinzen Pensylvanien, Maryland und Virginien geweigert, daran Theil zu nehmen, oder nur sehr schwachen Beystand versprochen, und „daß die erste so gar die Franzosen mit allem Vorrathe versehen, den sie braucheten„. Hieraus kann man natürlicher Weise schließen, daß diese Provinzen nicht recht von der Nothwendigkeit, mit Frankreich zu brechen, überzeuget waren, und daß nicht die Colonien und die americanischen Engländer, sondern einzig und allein die englische Regierung, und der Hof zu London den Krieg gewollt haben. Braddock beklaget sich in seinen Briefen über die wenige Einstimmung und den geringen Eifer, den er in diesem Puncte bey den Leuten in den Colonien bemerkete. Die Statthalter, die vom Hofe abhingen, bequemeten sich nach dem Verlangen des Generales: die Gemeine einer jeden Provinz aber, vornehmlich der genannten drey, entschloß sich nicht gern zu gefährlichen Rüstungen, die viel kosteten, und nach ihrem Urtheile eben nicht sehr nöthig waren. Was die wilden Völkerschaften betraf, so gestund Braddock in eben den Briefen, die meisten wären auf französischer Seite; und man könnte sich auch auf diejenigen nicht recht verlassen, welche die engländische Partey angenommen hätten, weil man sich gegen sie mit weniger Behutsamkeit und vieler Unredlichkeit aufgeführet hätte.

Uebrigens bemerket man in denen Reden, die man in seinem Namen an sie hielt, eben den Grund der Staatsklugheit, den man schon bey des Major Wasingtons seinen angezeiget hat; das ist, unterdessen, daß sich die Engländer anderwärts für Herren und Meister dieses Landes ausgaben, wiederhohleten sie den Indianern ohne Aufhören, ihre Absicht wäre, sie wieder in den Besitz ihrer Länder zu setzen, die ihnen von den Franzosen unrechtmäßiger Weise genommen worden z).

Es erhellet aber klärlich, daß der wahre Bewegungsgrund des Hofes zu London gewesen, Neufrankreich anzugreifen; und dieses Unternehmen zu befördern, mußte man vier verschiedene Rollen spielen. Erstens, mußte man den engländischen Colonien zu verstehen geben, Frankreich wollte sie zerstören. Zweytens, mußte man den Wilden beständig vorsagen, man wollte ihr Unrecht rächen, und sie in den Besitz des Ihrigen setzen. Drittens, mußte man in England und den Colonien versichern, das große Land um den Ohio und den Ontariosee, und Eriesee, gehöreten der Krone England. Viertens, mußte man gegen Frankreich vielen Eifer zum Frieden zeigen, und den äußerlichen Schein einer Unterhandlung behaupten, die fruchtlos seyn sollte. Von diesen Kunstgriffen scheint der letzte dem Hofe zu London am meisten Vortheile gebracht, oder wenigstens zu seinen Absichten am längsten gedienet zu haben. Zum Unglücke für ihn haben ihm seine eigenen Verwegenheiten die Maske abgenommen; und bisher a) scheint er noch nicht Ursache gehabt zu haben, sehr darüber zu frohlocken.

z) Man liest z. E. in einem Briefe vom Braddock an den Grafen von Halifax, man hätte ihm einen Vertrag von 1701 gewiesen, wodurch sechs um den Ohio wohnende Völkerschaften dem Könige in England ihr ganzes Jagdland geschenket, das ist eine Strecke von sechzig Seemeilen in der Tiefe an den Seiten des Ontario und des Eriesees. Ist dieses Geschenk wirklich gegründet: so ist es seltsam, daß man vier und funfzig Jahre darnach zu eben den Wilden saget, der Endzweck des Krieges sey, sie wieder in ihre Besitzungen zu setzen. Es ist nicht weniger seltsam, daß die britannische Nation stets genöthiget gewesen, mit jeder wilden Völkerschaft, als mit ihres gleichen, umzugehen, und anstatt, daß solche von diesen Indianern den Dienst hätte fordern sollen, welchen jeder Unterthan seinem Herrn schuldig ist, so bath man sie nur um ihren Beystand. Alles ist in eben diesen Papieren voll von der Unstatthaftigkeit derer Gerechtsamen, die sich England zueignet.

a) Im Windmonate des 1757sten Jahres.

Geographisches Verzeichniß

der in diesem Bande vorkommenden Länder, Inseln, Städte und anderer Oerter.

Erklärung der vorkommenden Buchstaben.

B. bedeutet Bay; Br. Baronay; C. Canal; Df. Dorf; E. Eyland; Eb. Ebene; En. Enge Durchfahrt; F. Felsen; Fl. Fluß; Fn. Flecken; Fst. Fort oder Festung; G. Gegend; Gb. Gebirge; Gr. Grafschaft; Gw. Goldbergwerk; H. Hafen; Hg. Hügel; Hs. Hauptmannschaft; J. Insel; K. Küste; Kl. Klippe; L. Landschaft; Mh. Meyerhof; Ms. Mission; N. Niederlassung; Pst. Pflanzstadt; Pr. Provinz; Pl. Plantage; Rh. Rhede; S. See; Sch. Schanze; Sp. Spitze; Th. Thal; U. Ufer; V. Vorgebirge; W. Wald; Ws. Wohnsitz.

Das * bedeutet, daß an dem Orte eine vollständige Beschreibung anzutreffen ist.

Arra

Caracas,

N.

Nova

Plata,

Rosen-

T.

U.



Register
der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

A

Apa-

Brasi-

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

N.

O.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Ende des sechzehnten Theiles.

Leipzig,
gedruckt bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, 1758.

